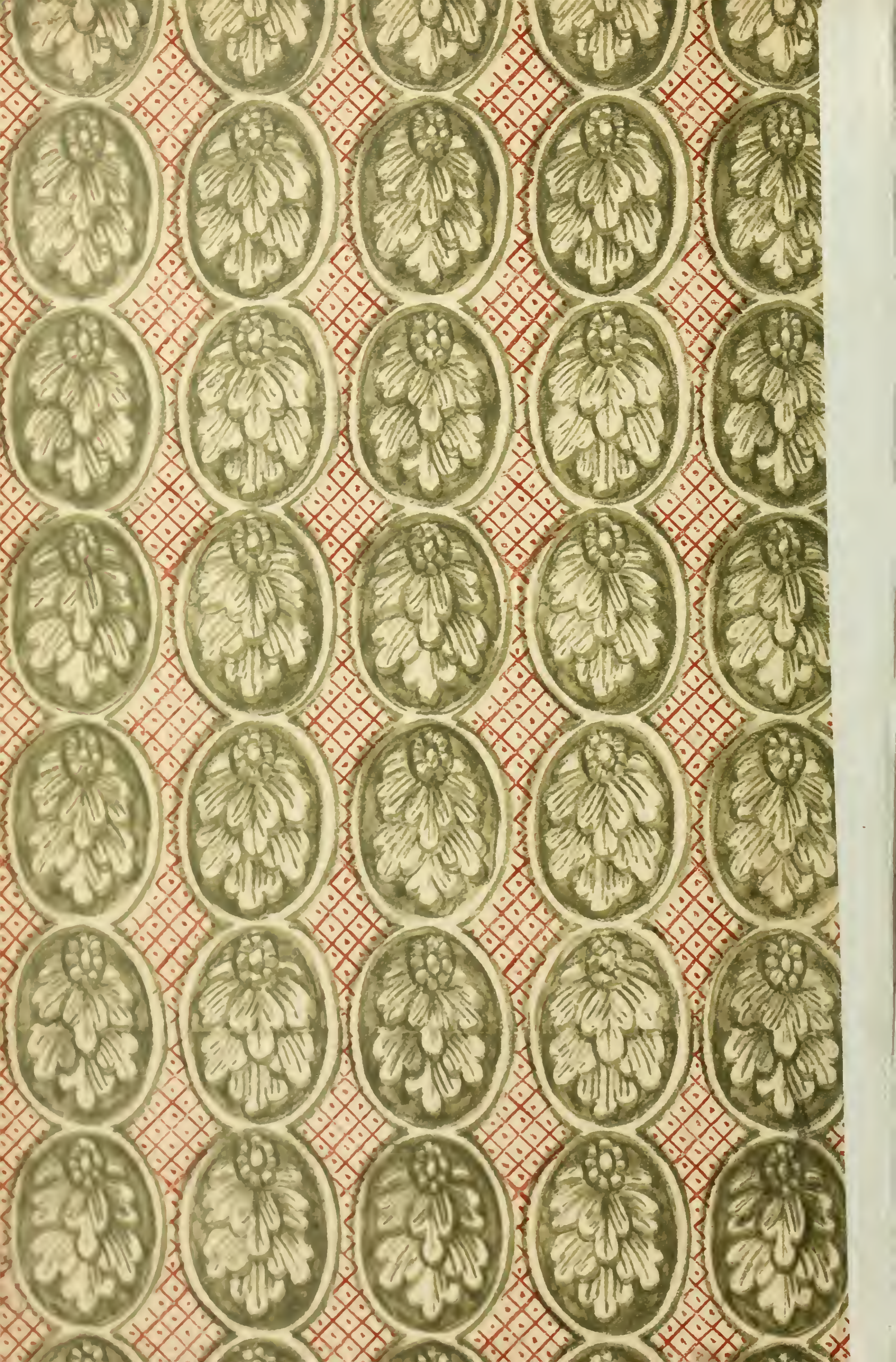
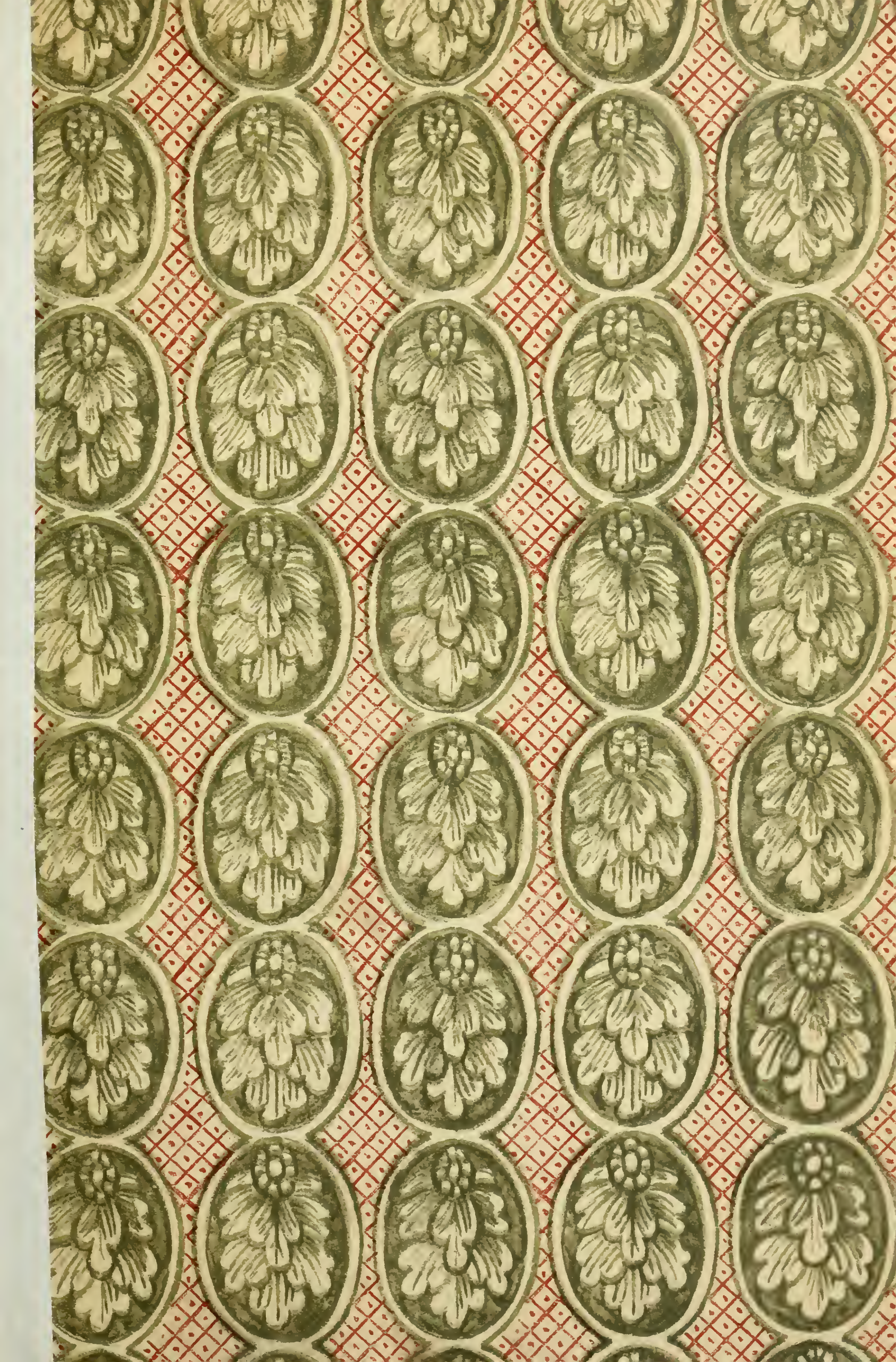






Die neue Rundschau

XXIX ter Jahrgang der freien Bühne

1918

Band 2



Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Reisen, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:

Goethe und Bismarck

Das geistige und das politische Deutschland

von Erich Marcks

Ein Vortrag, zu Riga, Dorpat und Reval gehalten im April 1918*

Wir sind gewohnt, auf diesen Blättern den Kreis der politischen und kulturellen Befruchtungen anders zu ziehen, als in dem Vortrag des verehrungswürdigen Historikers geschieht. Die schweren geistigen und seelischen Kämpfe dieser Zeit, die nach Erlösung drängen, veranlassen uns, zwingen uns, diesen Vorbehalt zu machen. Aber es nimmt der Arbeit des Herrn Verfassers selbstverständlich nicht den Reiz und den Wert, anzuregen und besonders die allgemeine Nachwirkung des Bismärckischen Erbes unserem besorgten Urteil stets aufs neue zu unterbreiten.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!

Mit diesen Klängen, meine hochgeehrten Damen und Herren, hat Wolfgang Goethe den Weltenkampf gegen Napoleon begleitet: er flüchtete aus ihm heraus in die heitrere und höhere Welt des Orients und der Poesie, in seinen westöstlichen Diwan. Ein Menschenalter später, im Gedränge der Nachwirkungen der 48er Revolution, schrieb Otto von Bismarck seiner Frau: „Ich kann meine Tränen nicht halten, wenn ich denke, was aus meinem Stolz, meiner Freude, meinem Vaterlande geworden ist, das treue, tapfere, ehrliche Preußenvolk, ... am Leitseil einer Bande ... hohnlachender Demokraten." Und wieder ein halbes Jahrhundert danach, in seiner letzten

* Ich habe 1911 in Weimar einen Festvortrag über Goethe und Bismarck gehalten (abgedruckt in meinen „Männern und Zeiten", Band 2). Ich veröffentliche diesen zweiten, weil er, anstatt wie jener das Persönlich-Charakteristische, vielmehr das Sachlich-Historische und zugleich das Gegenwärtige in den Vordergrund rückt, und weil er eine Kriegsrede ist, gesprochen zu den baltischen Deutschen. Er gehört dem Kranze von Vorträgen „über deutsches Geistesleben" an, den in diesem Frühjahr siebzehn Gelehrte aus dem Reiche den befreiten Ostseestädten entgegengebracht haben, als Begrüßung und Verständigung, im Zeichen innerlicher Einheit.

Krankheit, hörte seine Tochter den einsamen Mann laut sprechen, sie glaubte, er rufe sie; aber was er sprach, das war ein Gebet an seinen Gott, für die Seinen und für sein, wie er erkannte, schwer bedrohtes Vaterland.

Da haben Sie den Widerhall großer politischer Bewegungen in der Stimme der beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, der beiden, die seinen Anfang und sein Ende beherrschend und bezeichnend überragten.

Heute ist es Bismarck, der unsere Welt erfüllt. Gegen sein Werk hat ein Bund ohnegleichen sich zusammengeballt, und seine Gesinnung ist es, die dieses Werk verteidigt: der politische Genius kämpft unsern Daseinskampf, und triumphiert. Aber vergessen Sie nicht: in denselben Tagen, in denen Goethe sich mit einer Kühle, die wir nur noch geschichtlich begreifen können, von dem Ringen seines zeitgenössischen Deutschlands gegen den französischen Weltenzwingherrn abwandte, in denen Goethe das besiegte Preußen ohne Trauer begrub, im Jahre 1808 hat er den ersten Teil des „Faust" in dieses selbe Deutschland hinausgesandt und die zusammenbrechende Nation damit seelisch gestützt: er gab ihr einen Reichtum und einen Stab, der sie emporzuführen geholfen hat und der unserm Volke, und einem jeden von uns allen, unersetzlich kostbar geworden und geblieben ist. Wieviele Tausende, wieviele Zehntausende mag der „Faust" seit 1914 mit ins Feld begleitet haben? Mehr noch: das Beste im Werke seines Schöpfers überhaupt empfinden wir noch heute als einen Bestandteil der besten innerlichen Kräfte unseres Volkes, der sich gar nicht abmessen und gar nicht ablösen läßt. Wo steht dieses Volk heute? Im Lager des Geistes? Im Lager des Staates? Wir fühlen mit Sicherheit: in allen beiden. Ich nehme ein wenig die Antwort, die dieser Vortrag über Goethe und Bismarck historisch suchen will, vorweg, indem ich das gleich zum Anfange laut ausspreche. Wir fragen: Wo sind die Ahnherren unseres gegenwärtigen Deutschlands? Und sie drängen sich zu: Luther und Lessing und Kant und Schiller von der einen Seite her, von der, die dem letzten Jahrhundert in Goethe gipfelt, und der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Stein und Blücher und Gneisenau von der anderen her, die in Bismarck gipfelt — Geist und Staat klingen zusammen. Es ist Deutschlands Unsegen gewesen, daß sie in seiner Geschichte solange getrennt erschienen und getrennt waren: wir vermögen sie nicht mehr voneinander zu trennen.

Oder ist das doch zuviel gesagt? Haben geistige Größe und staatliche Größe im deutschen neunzehnten Jahrhundert sich nicht dennoch gemieden und vielmehr einander abgelöst als einander durchdrungen? Ist es nicht die Anklage, die uns aus dem Munde unserer Feinde tausendfach ent-

gegenhallt und die so mancher unserer Volksgenossen trauernd unterstützt hat — die Anklage, daß der Weg unserer neuen Geschichte von Kant und Goethe weggeführt habe, vom Geiste, aus dem Feinen und Weiten weg zur Enge, zur Derbheit, zu Wirtschaft und Macht und Gewalt allein? Ist es nicht wirklich so, daß das ehedem staatlose Deutschland allzu staatlich, das ehedem geisterfüllte allzu geistesarm geworden sei? Sind es nicht Gegensätze, das Deutschland Goethes, jenes Deutschland von 1800, und das Deutschland von 1880, dieses Bismarckische Reich, aus dem das heutige stammt? Goethe und Bismarck sind wirklich der Ausdruck der beiden Epochen; in ihnen und zwischen ihnen liegt dieses letzte deutsche Jahrhundert; sind sie nicht Gegensätze, so scharfe, wie es sie nur geben kann? Bismarck hat einmal, freilich in gereiztem Widerspruche gegen Übertreibungen, den Dichter, der sich „vor der Welt ohne Haß verschließen" wollte, eine Schneiderseele gescholten: springt aus dem unwirschen Augenblicksworte nicht wirklich die tiefste seelische Verwandlung unserer neuen Geschichte hervor?

Gegensätze sind da: ich denke nicht daran, sie zu verwischen; eine Entwicklung, vom einen zum anderen, ist unbestreitbar. Und wer von diesem Paare gegenüberstellend handelt, der handelt von den entscheidenden Kräften dieses Jahrhunderts in unserer deutschen Welt. Vielleicht, daß da doch Fragen zu beantworten, Widersprüche zu klären bleiben könnten. Fassen wir die beiden etwas näher in das Auge.

Wie ist Goethes allgemeine Erscheinung? Ich erinnere daran: geworden ist er in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und hat dann noch das erste Drittel des neunzehnten überragt. Er war der Dichter und wurde der Weise. Äußerlich schon geschlossen, vornehm, ein Kunstwerk; und sein Leben hat er bewußt zum Kunstwerke gestaltet. Alle Kräfte des Menschendaseins haben dieses Leben ausgefüllt, in äußerer und innerer Fülle; er hat sie zur Einheit bezwungen. Er schloß, als Forscher, als Betrachter sein Weltbild zur geistigen Einheit zusammen, Natur und Menschentum, Schönheit und Wissenschaft — ein Weltbild, in dem alle Gegensätze und alle Zeiten und Völker sich fanden und ausglichen. Er glich seine eigenen widerstreitenden Seelenkräfte, seine eigenen Leidenschaften bezwingend aus, ordnete sie seinem Ganzen und sich dem Weltganzen ein, in Bescheidung, in Reinheit, in Harmonie. Oder er strebte, er rang danach, über alle Wirrnisse, allen Widerstreit, alles Aufbäumen seiner heißen Seele hinweg — er erreichte es nie ganz, aber er suchte es immer von neuem. Es blieb sein höchstes Ziel, in ehrfürchtiger und ehrwürdiger Arbeit die eigene Seele zu klären, und über sein Volk hinweg drang er zur Einheit der Menschheit, über allen Staat hinweg zur Einheit und Höhe der geistigen Kultur.

Otto von Bismarck war nicht weniger der vornehme Mann: der märkische Landedelmann war es vielleicht noch absichtsloser als der Patrizierenkel aus Frankfurt a. M. Aber er stellte sich, schon äußerlich, weniger dar, er ließ sich zwangloser, manchmal formloser gehen. Sein Geburtsjahr war das Jahr von Napoleons Sturz, 1848 war er ein Dreißiger, vor und nach der deutschen Revolution vollzog sich seine entscheidende Entwicklung, von 1860 an reiften seine Saaten: der Rahmen seines Lebens ist überall Politik. Er war niemals der Mann der Betrachtung und der Schönheit, sondern immer des Willens und der Tat. Er hatte sein inneres Leben in wühlenden Kämpfen durchgebildet und war seit 1847 Christ; er blieb im Tiefsten stets in seelischer Entwicklung und sann sein Lebelang an den ewigen Fragen herum, aber sein Leben diente seitdem seinem Willen. Er wollte seinen Staat und dann seine Nation, er baute sie auf und aus und warf sich dann auf die Gestaltung ihrer Wirtschaft, er stellte Deutschland hinein in die Welt, er wollte Deutschlands Sicherheit und Macht und die Betätigung seiner eigenen, persönlichen Kraft. Auch er war eine Einheit in sich, reich an Widersprüchen, wie sie der Genius in sich trägt, an streitenden und sprengenden inneren Gewalten, die dennoch seine ungeheure Natur fest und machtvoll zusammenschloß. Jedoch ein geordnetes Kunstwerk aus sich zu machen, lag außerhalb seiner Wünsche; er war der Mann der Tatsachen und niemals des geschlossenen Systems, noch weniger des abwägenden Ausgleiches und der Harmonie. Goethe regelte sich selber und sein Weltbild nach klaren und bewußten Grundsätzen, Bismarck wies sie von sich und forderte das Recht für sich, in jedem Augenblick nach praktischer Wahl das Richtige zu tun. Er regelte auch sein Innenleben nicht durch Entsagung und Bezwingung: er wollte keine Harmonie; es war ein baltischer philosophischer Freund, dem der Fünfundsiebzigjährige auf seine Mahnung zur Harmonie die Antwort voll naiver Großartigkeit gab: wozu soll ich harmonisch sein? Er wollte es nicht; er hatte nicht die Zeit dazu; vielmehr, er brauchte seine brausenden, glühenden, kämpfenden Seelenkräfte, so wie sie waren, zum Wirken, zum Kämpfen, zum Zünden; Ordnung und Schönheit in ihnen zu schaffen hätte er für Eitelkeit gehalten, sie waren zu ihren Zwecken gerade gut geordnet, und er wollte weder noch konnte er von ihnen los. Shakespearisch streitend, nicht goethisch klärend schritt er durch seinen Lebenskampf dahin; seine Widersprüche mochten ihn quälen und verwunden, er war groß genug, sie zu belassen und über ihnen zu leben. Und trotz seines Christenglaubens kannte er in der Welt nur sein eigenes Volk: für dieses zu handeln war ihm Aufgabe genug und heiliger Selbstzweck. Aus der Zeit des Weltbürgertums war er und sein Deutschland hinübergetreten in die der Nationalität.

Denn selbstverständlich: ein jeder der beiden Großen steht innerhalb seiner besonderen Welt.

Wie fern liegt uns heute das alte Deutschland, aus dem Goethe kam: eng, mit besonderen ständischen, mit besonderen landschaftlichen Kreisen, Frankfurt und Leipzig und Straßburg und Wetzlar und Weimar, alles umschlossen vom alten römischen Reiche und seiner führenden hohen Gesellschaft. Er trat in Weimar in sie ein, er hat als Minister Landesverwaltung und Reichspolitik betrieben, er blieb viele Jahrzehnte lang in diesem staatlichen Dienste; aber es war ein kleiner Staat, dem er zugehörte, und der eigentliche Inhalt seines Lebens war immer die innerliche Selbstgestaltung und die geistige Produktion. In dieser äußeren Enge erstand der weltumfassende Bau seiner Weisheit und seiner Dichtung, unaussprechlich reich, auf dem Boden des Humanitätsideales, der klassischen Bildung, der Ausdruck und der Gipfel seiner Tage, der Born, dessen Unerschöpflichkeit die Nachwelt getränkt und gesegnet hat bis in die gegenwärtige Stunde. Es wäre ganz falsch, zu sagen, daß Goethe den Staat gemieden hätte; er hat in ihm gewirkt und rastlos über ihn gedacht; vom „Götz" an bis zum zweiten Teile des „Faust" haben seine Werke in langer dichter Reihe sich mit ihm beschäftigt und auseinandergesetzt; auch über den Staat ergießt seine Weisheit einen Strom von Kenntnis und von Licht. Aber freilich, wesentlich über den deutschen Kleinstaat, in dem er lebte, oder über den zeitlosen Staat; mit dem wichtigsten Neuen, das seine Epoche dem Staatsleben zubrachte, mit der Revolution hat er abgerechnet, aber als Gegner, und sich im Grunde nie recht damit zu stellen vermocht; und mit dem aufdämmernden Staate des neuen Jahrhunderts, dem nationalen, ebenso wenig. Dessen seelische Geburtsschmerzen haben ihn nicht berührt, sie stießen ihn ab; daß er von 1806–1815 schlechterdings nicht im nationalen, nicht im patriotischen Sinne, nicht im Sinne der nahenden Zukunft deutsch empfunden hat, daran läßt sich nichts ändern. Es wäre ungerecht, das von dem Sohne des achtzehnten Jahrhunderts und des alten Deutschlands zu fordern; es hing mit all seinen Gefühlen und Gewohnheiten, mit seiner Umgebung und seinem Bildungsideale zusammen und konnte bei dem Sechziger schwerlich anders sein. Man versteht es völlig, aber man darf es nicht bestreiten und nicht abschwächen wollen: das Erwachen der deutschen Staatsnation ist ihm innerlich fremd, die universale Gewalt des aufgeklärten Weltkaisers innerlich vertrauter gewesen. Wie das alte geistige Deutschland dem Staate gegenüberstand, dafür gibt es gar kein sprechenderes Beispiel als diese tiefe Kühle Goethes in den Jahren der Not. Die Jugend wuchs darüber hinaus; er selber hat die Probleme der Zukunft, mehr noch die gesellschaftlichen als die staatlichen, dann

auch noch empfunden und in seinen späteren Werken mit Weisheit und Scharfsinn bestrahlt; er stellte das Ende Fausts und so auch die deutsche Zukunft unter das Zeichen der Tat, aber der kulturellen: der deutschen Nationalidee gegenüber blieb er der Mann seiner Jugendtage, der Vergangenheit. Er blieb er selber: darin ruht seine Schöpferkraft; er konnte nicht anders.

Aber die deutschen Geschicke schritten weiter. Die schweren Nöte der Kriegsepoche von 1806 bis 15 und dann der politisch so toten und engen Jahrzehnte von 1815 an haben, inmitten einer national und staatlich gegliederten Welt, auch Deutschland zu Nation und Staat erzogen. Es lehnte sich 1848 gegen die Erbschaft seiner Engigkeit und seiner Zersplitterung, seiner inneren und äußeren Dienstbarkeit auf, in einem glänzenden Anlaufe jugendlich reicher Begeisterung — und dieser Anlauf zerbrach. Es ging in die hohe Schule des Leidens und der Erfahrung; und seine Erlösung kam ihm durch die Macht. Inmitten der europäischen Staatenwelt, die unsere Einigung durchaus nicht wollte, im Kampfe mit der alten deutschen Staatenwelt, die zugunsten der Nation abzudanken sich weigerte, hat die Macht des preußischen Staates das neue Deutschland gestaltet, im Kampfe, mit den Mitteln der Politik und des Krieges. Das ist bekannt, und wer diese Macht zum Handeln brachte, nicht minder. Bismarck stammte aus dieser preußischen Welt. Aus ihren eingeborenen Kräften, den adlig-staatlichen, war er erwachsen, ein Vasall der Hohenzollern, ein Sohn des Landes, in festen Kreisen, die sein genialer Staatsehrgeiz durchglühte und innerlich ausweitete; er hatte eine mühenreiche und umständliche Entwicklung in sich durchgemacht, aber jener Trieb zum Wirken, der Beruf zum Staatsmanne, hatte ihn auf allen Umwegen seines Lebensganges mit packender Sicherheit zu seinem eigensten Ziele, zur staatsmännischen Wirksamkeit hingeleitet. Sobald er diese, in Frankfurt a/M., erreicht hatte, wurde er, der 36jährige, kraft seines Genius zur Verkörperung des preußischen Staates, zum Erben Friedrichs d. Gr.: dieser preußischen Macht, in Deutschland eingezwängt und dennoch dehnungskräftig wie sie war, den Boden frei und weit zu machen, damit sie als Großmacht leben könne, das wurde in diesen erneuerten Frankfurter Lehrjahren sein Ziel, und als das fleischgewordene Preußen hat er von da ab bis 1866 gehandelt und gesiegt. Die Lehre von der Pflicht des Staatsmannes, sich unbedingt seinem Staate gleichzusetzen, ohne Neigung und Abneigung, nur dem sachlichen Gebote gehorsam, diesem aber schrankenlos gehorsam in selbstaufopfernder Tat, in Glauben und Kraft: diese Lehre, die Bismarck sich in Frankfurt erstritt und in seiner Welt durchzusetzen begann, wurde die Richtschnur für ein neues Preußen und ein neues Deutschland, die entscheidende Zielsetzung eines

politischen Zeitalters. Aus der Geburtsstadt Goethes stieg eine neue Weltansicht, ein neues deutsches Menschentum empor, bestimmt, den Sieg der politischen Epoche über die alte geistige zu vollenden.

Bismarck selber hat seine neue Lehre vollstreckt und von 1862—71 das preußisch-deutsche Reich errichtet. Ich kann hier nur das eine betonen: gehandelt und gesiegt hat er allein, ganz allein. Der unersetzliche Wert des großen Einzelnen für die politische Tat ist niemals überzeugender erhärtet worden. Er ist der Gründer des Reiches, nach Tat und Charakter, und seine Eigenart hat die seiner Schöpfung auf das tiefste mitbestimmt. Im alten Deutschland siegte ganz und gar der Mann des neuen, der Mann des scharfen Willens und der ehernen Kraft.

Er war der Führer, ohne den der gesamte Vollzug unausdenkbar bleibt. Aber unter dem Führer stritten die allgemeinen Gewalten mit. Vor allem und zunächst der preußische Staat. Und der preußische Staat ruhte nicht nur auf der Festigkeit der Organisation von Heer und Verwaltung und des königlichen Befehles: auch in ihm bereits wirkte die geistige Kultur Deutschlands entscheidungsvoll ein. Die nüchtern klare Gesundheit dieses Staates stammte aus seinen protestantischen Lebenskräften her und war durch den deutschen Geist seit den Tagen der Aufklärung von neuem beseelt worden. Und nächst dem preußischen Staate half dem Einigungswerk das deutsche Bürgertum, in Preußen und außerhalb Preußens. Nicht dieses Bürgertum hat Deutschland geeinigt, das tat der eine Staatsmann; aber ohne die Vorarbeit und die Mitarbeit des liberalen Bürgertumes wäre es ihm nicht gelungen. Wer aber hat dieses reichsgründende Geschlecht, diese Deutschen von 1848 und 1866 und 1870, erzogen und innerlich belebt? wie waren diese Zeitgenossen Bismarcks? sie waren die Schüler der deutschen Bildung, die in dem Boden Goethes ihre Wurzeln hatte, die Schüler unseres großen Klassizismus von Weimar, Jena und Königsberg, ganz ausgefüllt mit dessen christlich und germanisch durchtränktem Griechentume, mit Geist und Philosophie, mit Poesie und Musik unserer höchsten Tage, die Jünger Kants und Hegels und Schleiermachers, Goethes und Schillers und Beethovens. So waren diese Menschen alle, man kann von ihren Führern sagen: ausnahmslos; ihr Seelenleben war von dorther genährt und bereichert und gerichtet, dorther hatten sie seine Spannkraft, seinen hohen menschlichen Zug, der sich immer wieder in praktisches Leben umgesetzt hat. Auch in Bismarck selber, dem mindest theoretischen dieses klassisch gebildeten Geschlechts, war diese Bildung seiner Jugendzeit mächtig und hat sie die tiefen Untergründe der Seele lebenslang erquickt und gespeist. Auch er lebte in Goethe und in Schiller; Schillers historisch-politischer Schwung war ihm, dem Politiker, in vielem näher als Goethes objek-

tivere Bildung, aber dem Realisten in ihm war wiederum Goethe der verwandtere. Er hat ihn gekannt und seine Worte gern im Munde geführt; noch nach der Entlassung hat auch er den „Faust" seine weltliche Bibel genannt, und mit 7 oder 8 Bänden von den 40 der Werke meinte er 1870 es wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel aushalten zu können. Er war von dieser Poesie, und neben ihr von der romantischen, durchdrungen, und Beethoven blieb ihm eng vertraut. Wie viel unmittelbarer aber wirkte das alles im Durchschnitte seiner Zeitgenossen! Und diese deutsche höchste Bildung erfüllte und färbte — was sie bei Bismarck selber nicht tat — seinen Zeitgenossen auch ihr staatliches Denken und ihr staatliches Ideal. Aus dem allgemeinen Gedanken, aus der Theorie floß ihnen lange, weit mehr als aus politischen und wirtschaftlichen Antrieben, der beste Teil ihrer politischen Überzeugungen zu; das machte sie leicht doktrinär, das geistige Deutschland von 1800 wirkte in diesem politischen Doktrinarismus des Geschlechtes von 1848 nach, der Übergang zu realistischer Weltansicht konnte sich nur langsam vollziehen und ist unserm Vaterlande dank seiner alten Staatlosigkeit bitter schwer gefallen. Aber das konnte nicht anders sein; und es war doch eben so, daß gerade der Geist ganz unmittelbar die Deutschen hinüberwies auf den Staat. Auf geistigem, nicht auf politisch-praktischem Wege empfing unser Bürgertum vornehmlich seine nationale Idee, wie sie sich 1848, noch unreif und doch für die Zukunft wundervoll fruchtbar, entfaltete. Aus geistiger Wurzel zum guten Teile entsproß der liberale Idealismus des neuen Geschlechts — mit Einseitigkeiten, die selbst wieder überwunden werden mußten, aber mit tiefen Kräften der Überzeugung, ohne die das Werden unseres modernen Staates nicht auszudenken ist. Das alles war für Bismarck Vorbedingung und Bundesgenossenschaft; er hat, als er den Kampf gegen ihre Einseitigkeiten durchgefochten hatte, den Wert dieser Verbündeten voll anerkannt, er hat wohl gewußt, was der Schöpfer des Reiches der Burschenschaft, was er Thüringen, was er Weimar und Jena, was er den deutschen Universitäten verdankte. Noch mehr: der Ruf selber zu staatlicher Pflichterfüllung, zu staatlicher Betätigung, die rechte Voraussetzung zu aller Beteiligung am Staate, ist den Deutschen gerade vom deutschen Geiste zuerst nahegebracht worden. Der alte deutsche Staat, der absolutistische wie der ständische, lebte für sich, kraft seiner Autorität, und wollte die Mitarbeit seiner Untertanen gar nicht. Der deutsche Geist hat sie in wachsendem Selbstgefühle gefordert und hat sie seinen Zöglingen zugleich, als Pflicht, als sittliche Aufgabe auferlegt. Die Goethische Ablehnung oder doch Zurückdrängung des Staates als eines seelischen Lebensinhaltes — bei Goethe um so begreiflicher, da er selber ja von Amts wegen bereits am Staate beteiligt war — wurde von

der nächstjüngeren Schicht seiner Zeitgenossen bereits durchbrochen, in den großen Führern der preußischen Reformzeit von 1808 wirkte bereits der Geist, die höchste deutsche Bildung zugleich als Führer zum Staate. Die freie geistige Persönlichkeit, die sich selber freudig als ein Ganzes empfand und bewußt als ein Ganzes, als eine abgerundete Welt für sich, wollte, empfand zugleich, daß sie der staatlichen Tätigkeit bedurfte, wenn sie nicht halb und bruchstückhaft bleiben wollte: sie stellte sich die Pflicht, in freier Selbstbetätigung am Staate mitzuwirken, sie verlangte vom Staate die Anerkennung dieser freiwilligen Mitwirkung, sie half den Staat zu dehnen und zu befreien, ihn dem freien Menschen zugänglich und ihn durch den freien Menschen reicher und gesünder zu machen, sie wollte für diesen den freien und weiten und großen Staat. Noch Heinrich v. Treitschke lebte in diesem Gedanken, daß gerade der stolze Individualismus der deutschen Bildung einen lebendigen großen offenen Staat als Betätigungsfeld für die moderne Persönlichkeit brauche: ohne ihn verkümmere sie, ihr persönlicher Stolz verlange nach einem stolzen Vaterlande.

So ist in so vielerlei Hinsicht die Wendung zum Staate bei uns vom Geiste ausgegangen: nicht gegen den deutschen Idealismus hat sie sich vollzogen, sondern als dessen Forderung und Werk. Ja, man hat früh erkannt, daß gerade der deutsche Geist kraft der Größe seiner Schöpfungen den Deutschen in schwerster Zeit den Mut, das Zutrauen zu ihrer eigenen Daseinskraft gestärkt, daß er ihnen den Glauben an Deutschland überhaupt erst verliehen und erhalten hat. Einen deutschen Staat, eine deutsche Nation gab es 1800 nicht und gab es noch 1820 nicht; und dennoch gab es ein deutsches Wesen, das sich in deutscher Kunst und deutschem Denken so glorreich über alle Nachbarn erhob. Das war ja Goethes ungewollter Beitrag zur deutschen Einigung, daß er, höher als irgend einer sonst, Wert und Eigenart der deutschen Begabung erwies, in Tagen da Reich und Nation am Boden lagen und zu sterben schienen. Die deutsche Bildung war einheitlich deutsch und war unsagbar groß: aus diesem Bewußtsein zuallererst quoll der Glaube, daß dieses mißhandelte und zersplitterte Volk ein Volk sei und daß diesem Geiste einmal auch sein Körper erstehen müsse: der Körper, ohne den auch der Geist, der Staat, ohne den auch die deutsche Kultur auf die Dauer sich doch nicht erhalten könne. So hat Fichte in den Reden von 1807 aus dem Geistigen heraus die Ewigkeit dieser Nation und die Notwendigkeit ihrer Erneuerung verkündet. Die Preußen besaßen ihren nationalen Staat – aber auch er war tief in den Staub gebeugt; die Deutschen besaßen überhaupt keinen: der Geist hat ihn vorgebildet und hat ihm die Wege bereitet. Und über die Einseitigkeiten seines Doktri-

narismus hinweg hat dieser deutsche Geist, der deutsche Idealismus den kommenden deutschen Staat auf die Dauer sittlich und ideell befruchtet: jener Gedanke, daß der freie Einzelne am staatlichen Leben mitschaffen müsse, nicht bloß als Recht, sondern vor allem als Pflicht, und daß er dabei seine Selbständigkeit behaupten solle, dieser Gedanke hat die Staatsansicht der Deutschen für die Zukunft, im Gegensatze zu der mechanisch-demokratischen des Westens, vertieft und erhöht. Wir preisen den Persönlichkeitsgeist, der sich unserm Staatsleben eingeprägt hat: den Geist der Selbstverwaltung, der Selbständigkeit der einzelnen Lebenskreise, der Städte, der Landschaften, der Einzelstaaten mit ihrer Eigenkultur, den Geist des dezentralisierten Lebens – er steht mit dem alten Persönlichkeitsideale unseres klassischen Idealismus, unserer Bildung von 1800 in ununterbrochenem Zusammenhange.

Genug: der deutsche Geist hat sich im deutschen staatlichen Werden auf seine Weise tausendfach betätigt, er hat die Einigung mitgetragen und beseelt; seine Erziehung, die scheinbar so unpraktische Erziehung unseres Neuhumanismus, hat sich in den Vorarbeitern unseres Reiches und in den Kämpfern von 1870 und noch von 1914 wahrlich im Praktischen nicht übel bewährt. So ist – ich ging von seinem Namen als dem Inbegriff dieses klassischen Geistes aus – so ist auch Goethes Wesen in die Grundfesten des neuen Reiches als wirkende und mitgründende Kraft miteingemauert worden. Der Gegensatz zwischen altem Geiste und neuer politischer Zeit besteht, aber auch der Zusammenhang: die neue Zeit ist doch zugleich Folgewirkung der alten, es ist eine, untrennbare Entwicklung. Sie führte vom Älteren in das Neuere hinüber: aber im Neueren lebte und schuf auch das Ältere, im Politischen das Geistige unablässig fort.

Dann freilich setzte die politische Epoche sich durch. Das alte Geschlecht, vom alten Geiste noch erzogen, wandelte sich und starb ab; die neue Entwicklung nach 1870 und 80 drängte das geistige Element zurück. Sie stand unter dem bezwingenden Drucke neu ausgebildeter Gewalten, des Staates und seiner Macht, der Wirtschaft und ihrer Stärke; beide waren unentbehrlich, und der Realismus, der mit dem vorwärtsgehenden 19. Jahrhundert zugleich, Schritt für Schritt, in Deutschland emporgestiegen ist, der Deutschland allmählich und endlich in dieselbe Reihe hob, in der die Völker des Westens bereits standen, der Realismus setzte sich in wachsender Einseitigkeit durch: eine Notwendigkeit durchaus, und doch, nach geschichtlicher Art, nicht frei von Selbstübertreibung. Er durchdrang das neue Deutschland in allen seinen Daseinsgebieten, er färbte auch Wissenschaft, Dichtung und Kunst, er triumphierte in Wirtschaft und Staat, er fand seinen Gipfel in dem großen Meister der Wirklichkeit, der dieses Deutschland geformt hatte und dessen Beispiel

und Lehre es nun allgegenwärtig durchdrang: Bismarck wurde zum geistigen Ausdruck der neuen Tage, wie Goethe der der alten gewesen war. In seiner Gestalt, in seinen mahnenden, leuchtenden, führenden Worten wurde dieser Wirklichkeitsgeist zum Bewußtsein, ja zum Gewissen der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Er drängte die Verfassungspolitik und den Gedanken der Freiheit zurück und die Wirtschafts- und Sozialpolitik vor: neue mächtige breitere Ströme fluteten durch Deutschland hin und hinüber in alle Weiten der Welt.

Dabei ist es ohne Verluste nicht abgegangen. Neue Schichten traten ans Licht, denen die Feinheit der alten Bildung mangelte, und die Reinheit alter Ideale hat sich getrübt. Ein Emporkömmlingsgeschlecht, das erst noch durcherzogen werden mußte, arbeitete sich voran, die deutsche Kultur wurde reicher, üppiger, aber auch plumper, und ihr Adel sank. Das waren unvermeidliche Begleiterscheinungen der weltlichen Größe, aber schmerzliche. Und die Ausdehnung wuchs noch seit dem Jahrhundertende: die Exportindustrie wurde immer entscheidender, die Verflechtung mit der übrigen Erde immer dichter, das Gewicht der wirtschaftlichen Gewalten immer schwerer und auch immer lastender. Aber dieser Eintritt in die große Welt bedeutete auch eine neue Entbindung geistiger Kräfte, einen neuen Flug des deutschen Wesens aus der Enge in das Weite und Freie hinein; Weltwirtschaft und Weltpolitik, der Imperialismus, auf dessen Haupt man heute hundert Anklagen häuft, bedeuteten doch zugleich eine Auflockerung des heimatlichen Bodens, eine Befreiung, einen Hauch kühnen und starken Lebens. Das neue Deutschland von 1910 war keineswegs der lebendigen und frisch hinausstrebenden Anregungen bar; die Jugend atmete wieder mit freierer Lunge die weite Luft. Und schon seit 1885 und 90 war auf den Vorstoß des politisch-wirtschaftlichen Zeitalters, von dem ich sprach, ein bewußter Gegenstoß des Geistes gefolgt, die Sehnsucht nach neuer Kunst, nach neuer Philosophie, nach neuen Idealen, nach einem neuen Aufbau der geistigen Welt. Ein literarisches und ein künstlerisches Ringen hat da eingesetzt, stets realistisch und idealistisch zugleich, vielerlei Kräfte und Bestrebungen im Wetteifer, oft unklar und doch immer lebensvoll, mit immer stärkerem Drange zuletzt zum Monumentalen hin: der Drang in alledem, wie auch der Einzelne die Früchte im einzelnen werten mag, war und ist echt und stark. Das Erbe des alten geistigen Deutschlands in mannigfach verwandelter Form ist in diesem jüngsten Menschenalter doch wieder hervorgebrochen; noch steht die Fülle unserer Kulturmittelpunkte im ganzen Reiche lebendig nebeneinander; noch wendet sich Liebe und Wunsch, Kenntnis und Ehrfurcht und immer erneute genießende Freude dem alten Bronnen unserer Bildung zu, und Goethe ist deutlicher und

deutlicher als Ausdruck einer neuen, alten Welt wiederum neben Bismarck gerückt.

Wir haben Goethe und Bismarck längst schon nicht mehr als Gegensätze, oder doch nicht als bloße Gegensätze gefühlt: oder doch als ein Paar jener zusammengehörigen Gegensätze, deren Gemeinschaft erst ein Ganzes ausmacht. Beide Kräfte, wie sie die beiden Namen darstellen, sind uns notwendig, und beide sind lebendig in unserem Leben. Das alte Deutschland kann nicht wiederkehren; es ist nicht nur eine Heuchelei, es ist eine Sinnlosigkeit, wenn unsere weltbesitzenden Gegner uns das Bild der Kant- und Goethezeit vorwurfsvoll vor die Augen halten wollen, als hätte Deutschland sich nie aus ihr herausentwickeln dürfen. Daß es sich entwickeln mußte, daß auch der alte Geist zum neuen Staate hingeführt hat, das habe ich in diesem raschen Umblicke ausgeführt. Und heute erleben wir unwiderleglicher als je zuvor die Notwendigkeit der staatlichen Kraft. Die Welt um uns steht in den wildesten Flammen, und Ereignisse ohnegleichen dröhnen auf uns ein; unser Halt und unser Träger war längst und ist heute deutlicher denn je unsere Macht, unser Heer, dieses militärisch organisierte, militärisch erzogene, mit allem großen Erbe unseres alten Staates durchseelte Volk in Waffen, geführt durch die Kunst und Kraft unsrer größten preußisch-deutschen Überlieferungen, durch Männer, die uns Rettung und Segen geworden sind: der Segen der Stärke hat sich uns betätigt und erhält uns am Dasein. Das deutsche Baltentum, auf dessen Boden, zu dessen Blüte ich hier sprechen darf, hat das am eigensten Leben mitempfunden. Es hat in erster Reihe immer am deutschen Geiste teilgenommen, der deutschen Kulturnation haben Sie sich immer zugezählt und mit ihr den deutschen geistigen Besitz geteilt und gemehrt, der Name Ihrer Städte, der Name Ihrer Universität ist uns teuer gewesen zu jeder Zeit. Das deutsche Staatsleben haben Sie liebevoll begleitet und gewürdigt, es teilen durften Sie nicht, es sei denn die unter Ihnen, die ihre Heimat in Schmerzen verließen. Und auch Sie haben es erlebt, daß auch hier und jetzt alle Kultur gebunden ist an die sichere Macht, daß in dem Daseinskampfe der großen Völker, der die Erde durchwaltet, auf die Dauer der auch sein geistiges Wesen, seine beste Eigenart verliert, dem der Schild der Stärke nicht das Haupt beschirmt. Auch hier ist jegliche Bildung, nicht einmal die deutsche allein, ist jede Entfaltung der geistigen wie der wirtschaftlichen Kräfte dieses Bodens, ihre Förderung und ihre Sicherheit, an den Staat und dessen Kraft gefesselt; und es ist die deutsche staatliche Macht gewesen, der die Aufgabe zufiel, diese Gebiete von sinnloser Zerstörung zu erlösen. Uns Reichsdeutschen aber gilt diese Erfahrung von jeher: Ausbildung und Erhaltung unserer Kultur hing immer ab von der lebendigen Macht: mit ihr zu-

sammen ist sie ehedem, im sechzehnten bis siebzehnten Jahrhundert, verdorrt, mit ihr zusammen hat sie sich schließlich wieder aufgerichtet, in wechselseitiger Förderung, in abwechselndem Vorwärtsdringen des einen oder des anderen: aber zusammen gehören sie unauflöslich.

Heute sehen wir es ganz: der Neuaufbau unserer Welt, nach diesen Jahren der Sintflut, muß ruhen auf der Macht. Wir bedürfen vor allem der Deckung, auch künftighin und weithinaus. Wir stehen im Kriege, wir führen ihn um des Friedens willen, wir ersehnen eine dauernd friedensvolle Zukunft. Werden wir sie gewinnen? liegt es in unserer Hand allein? werden wir Sicherheit jemals gewinnen durch guten Willen? Gewiß nur durch Stärke, so maßvoll sie verwendet werden mag und soll. Die entgegengesetzte Erwartung und Stimmung ist ein Irrtum und ein Frevel. Bei uns zu Hause träumt jetzt manch einer aus der Härte und Schärfe dieser Gegenwart in eine erdichtete Zukunft hinein, deren Seele Friedfertigkeit und Bescheidung ist, aus dem Kriege, aus dem Staate, aus der Wirklichkeit hinüber in eine angeblich autonome Kultur ohne staatliche Selbstsucht und staatliche Härte, ohne die Schranken der Einzelnation. Das ist, gegenüber den Lehren, die wir Anlaß genug gehabt hätten in unser Innerstes einzugraben, ein Drang nicht zum Leben, sondern zum Tode, zum Selbstmorde hin, zur Vernichtung auch des Geistigen, das deutsch ist. Ich vermag mir, als Deutscher dieser Tage, als Historiker nach den Erfahrungen aller Geschichte, kein eigenes und starkes Kulturleben vorzustellen ohne die Macht, die es äußerlich umfaßt und schirmt, die es innerlich mit Zucht und Haltung durchtränkt, ohne die nationale Macht, die die Kultur in der lebendigen Berührung erhält mit der Nation, und sie nicht ausschweifen läßt in das Gestaltlose und Weiche, in das Gestaltlose, dem der tragende Knochenbau der nationalen Besonderheit mangelt.

Diesem Gedankengange aber tritt ein zweiter zur Seite. Auch die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Stärke greifen wir alle mit Händen; wir fragen uns, nicht ohne Beklemmung, wie die Wirtschaft, die uns mitverteidigt hat und uns mithob und mitträgt, wie auch sie ihresteils unser Dasein weiterhin umklammern und beherrschen wird. Organisation war es, was Deutschland gerettet hat; sie war das Erbe unseres alten Staates, und hat von ihm aus alle unsere Lebensgebiete erfaßt. Wieviel davon wird im Frieden aufrecht bleiben? wie wird die Organisation der Massen, des Unternehmertumes und des Kapitals hier, des Arbeitertumes dort, die Organisation der Wirtschaftsmassen und des Staates, künftighin unser Leben, das Leben der Gesamtheit und jedes Einzelnen, ergreifen und beengen? Immer dringender erhebt sich uns die Sorge um den Raum, den die Einzelseele braucht für sich selber, um den freien Luftraum eines auf ihr Eigenleben, auf das innere Dasein gekehrten Atmens,

die Sorge neben den großen Mächten des Volksganzen um die Heiligkeit des Einzelnen, ohne den jene nicht sein können, ohne den sie verflachen und verdorren müßten, um seine Erhebung, seine Befreiung, seine Durchtränkung mit selbstgeschöpftem Geiste, seine Selbständigkeit im Innersten wenigstens und Tiefsten. Wie wird die Persönlichkeit sich innerhalb der Wucht unserer Massenzukunft behaupten? wie sich entfalten? Ich bin nicht Kulturphilosoph; nur das Bekenntnis darf auch ich aussprechen: ein lebenswertes Leben ohne diesen Raum für den Einzelnen gibt es nicht; alle inneren Werte der Zukunft hängen davon ab, und unsere Sehnsucht fragt nach dem Geistigen. Und dem Historiker, dem deutschen Historiker kündet unsere Vergangenheit, die ihm die Notwendigkeit der Kraft und des Staates predigt, zugleich (ich deutete schon darauf hin) von dem ewigen Zuge unseres Blutes zur Persönlichkeit, von der Gewalt der starken geistigen Persönlichkeit in unserer Geschichte: denn die deutsche Geschichte ist immer deren Geschichte gewesen. Ehedem war deutsche Eigenart gleichbedeutend mit dieser Fülle der persönlichen Kräfte. Alles beste Deutsche ruht in diesem Boden. Was unseren Persönlichkeitsgeist — nicht den selbstsüchtig abgelösten, aber den, der sich entfalten will und muß innerhalb der großen öffentlichen Kräfte, — was unseren Persönlichkeitsgeist erhält und richtet, was ihn reicher und fester macht, danach strecken wir mit gutem Fuge die Hand. Und da vereinen sich uns, noch einmal, Goethe und Bismarck ganz und gar.

Ich habe mit den beiden Männern begonnen und bin von ihnen her auf das Allgemeinste des deutschen Lebens hingeleitet worden, auf den weitesten Inhalt dieses ihres Jahrhunderts, auf die Probleme zuletzt unserer Zukunft. Ich habe die Gegensätzlichkeit der beiden und dessen, was sie bedeuten, geschildert: sie bleibt, und es bleibt zugleich ihre von zwei Seiten her zusammenstrebende Arbeit am gemeinsamen Werke des deutschen Daseins im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Nur miteinander haben sie es gestaltet, nur durcheinander können sie sich erhalten: Schönheit und Weisheit in deutscher Form nur durch die Tat und die Macht, und Tat und Macht können nur gesund bleiben, die Quellen des Volkslebens, aus denen ihre Wurzelkräfte genährt werden, können lebendiges Wasser gewinnen nur durch den Geist. Äußerlich und innerlich bedingen sie eines das andere. Abweichungen zwischen ihnen hat es gegeben: Ausschluß und Feindschaft nicht. Und die höchste Gemeinschaft der beiden hohen Männer, die uns die leitenden Kräfte des deutschen Daseins verkörperten, liegt in ihrer Persönlichkeitsstärke, in der persönlichen Kraft ihres Menschentums, ihres Deutschtums, in dem, nicht bloß, was sie gewirkt haben und bedeuten, sondern was sie waren und was sie sind. Als Bilder deutschen Menschentumes bleiben sie, alle beide

und beide vereint, uns unausschöpfbar wertvoll. Ich wende mich, zum Schlusse, noch einmal zu ihnen selber zurück.

Auch im Persönlichen sind sie mannigfach verschieden. Man spürt es wohl, daß die Bildung Goethes zum guten Teile aus romanischen Quellen stammte; alle Form bei ihm ist geschliffener, und daß bei ihm alles im Kunstwerk der eigenen Persönlichkeit gipfelt, von dem Bismarck nichts wissen wollte, habe ich eingangs gesagt: der eine bezwingt und stilisiert in steigendem Maße die natürlichen Eigenschaften seines Wesens, die der andere lebenslang frei und heiß gewähren läßt. Der eine ist eben der Humanist mit dem Ideale aus dem achtzehnten Jahrhundert, der andere der Sohn und das Urbild des praktischen neunzehnten. Aber ich habe vor Jahren einmal, in einer intimeren Schilderung, zusammengestellt, wie vieles sie, auch persönlich, zueinander führte. Der Goethe, in dem uns unsere klassische Epoche gipfelt, mit allem seinem Drange zum allgemeinen Denken, war doch, gleich Bismarck, der Sohn der Wirklichkeit und der Erde. Auf der festen Erde standen sie beide, beobachtend, allem Sichtbaren nahe und befreundet; die Fülle des Lebendigen erfaßten sie beide, in Natur und Geschichte und Menschenleben, und alles erfaßten sie einzeln, klar, plastisch, in seinem besonderen Recht. Bismarck hat niemals ein Kunstdeutsch schreiben wollen, sein Deutsch blieb stets das des Geschäftsmanns, und von der stilisierten Prosa des alternden Goethe hat er ohne Zuneigung geredet. Dennoch gehören sie in ihrer Ausdrucksweise zueinander: in ihrer Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit des Sehens wie des Beschreibens, in der Ruhe, die stets vom greifbar Nächsten ausgeht, in der Sachlichkeit, die kein Pathos und keine Absichtlichkeiten kennt. Auch Bismarck war ja, so wenig er es wollte, ein Künstler: seine Sprache war ganz von selber von einer angeborenen Formsicherheit, von Maß und Anmut durchhaucht: das alles wies ihn von Hause aus zu Goethe. Die unbewußte Künstlerschaft des einen steht neben der bewußten des andern: gestalten mußten sie beide, was sie nur anrührten, und Bismarcks Briefe und Staatsschriften nehmen es mit Goethe wohl auf. Auch die Erregbarkeit des Künstlertumes, wie sie der „Tasso" unvergänglich spiegelt, ist ihnen gemeinsam, die Feinheit und Verletzbarkeit der Nerven, das Brausen der schnellen Leidenschaft, das Ausströmen der Empfindung und ihrer Qualen im heißen und raschen Wort. Der Urgrund der Naturen ist überall merkwürdig verwandt. Freilich, überall wachsen sie sich aus nach den entgegengesetzten Seiten hin; wie weltenfern steht Goethes Selbstbiographie der Bismarcks! In „Dichtung und Wahrheit" ist alles reine selbstbetrachtende Erkenntnis, künstlerisch-wissenschaftliche Ergründung und Darstellung des eigenen Lebensganges und der eigenen Natur: die Entwicklung seines Selbst verfolgt Goethe in objektiver Ruhe.

In den „Gedanken und Erinnerungen" dient alles dem politischen Kampfe; Selbstanalyse kennt dieses Buch des greisen Verbannten von 1890 nicht, es erzählt politische Hergänge und streitet, indem es die Vergangenheit leidenschaftlich und bitter urteilend emporruft, gegen die Gegenwart, gegen die Feinde des Kanzlers von jetzt wie von einst. Dort ist alles geklärt und bildhaft, hier ist alles erregt und unüberwunden, ihr Wesen tritt nirgends anschaulicher auseinander, und höchstens das kann man umstreiten, was stärker wirke, die klare verstehende Objektivierung dort oder die heiße Unmittelbarkeit hier, die den Kampf des Lebens rückschauend aufnimmt und fortsetzt und das eigene Bildnis ungewollt zeichnet, in seiner großartigen Kräftefülle und seinem harten Kampfesernst, unversöhnt, aber fortwirkend und gewaltig.

Merkwürdig, daß dennoch der Politiker Bismarck von dem Politiker Goethe wohl verstanden worden ist. Merkwürdig, wie viele ihrer Äußerungen über Staat und Staatsmannschaft sich innerlichst decken. Auch Goethe ging, wie Bismarck, von der ständischen Gesellschaftsverfassung und dem ständisch in feste, nebeneinander berechtigte Schichten gegliederten Staate aus; die Abneigung gegen die Demokratie ist ihnen gemeinsam — dem städtischen Patrizier und dem Landedelmann; und über dieser Grundlage gemeinsam ist ihnen das Bild von dem Regierer, der die Dinge beherrscht. Auch Goethe hat ihn oft genug verherrlicht und sich selber, soweit er zu regieren hatte, zur Kraft der Regierung bekannt: zu dem selbstherrlichen Staatsmannstume, das sich über den Dilettantismus suverän erhebt, das sich berufen weiß zu herrschen und herrschen will. „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht: wir regieren." Er fühlte mit dem politischen Genius und wünschte ihm die Hände frei zur Tat; auch deshalb begriff er Napoleon und Wellington; wie hätte er Bismarck begriffen und verteidigt! Er wußte auch, was den handelnden Staatsmann von der bürgerlichen Moral trennt und trennen muß: kein König kann Wort halten, er muß den Umständen gehorchen. Goethe erkannte das Große überall, wie in seinem geistigen Berufe, so auf den Höhen der handelnden Menschheit und gönnte ihm den Sieg: er pries das Genie als die produktive Kraft, wie er sie in sich selber trug, und beugte sich vor ihm, aber nicht vor der Breite und Masse. Ein persönlicher Aristokratismus, die Selbstschätzung der Größe, war ihnen beiden gemeinsam. Sie wurzelten beide im eigenen Hause und auf dem selbstbesessenen Boden; wir kennen sie im Verkehre mit ihrer Umgebung ringsum, mit dem Garten, der Wiese, dem Walde, in denen sie lebten, die sie mit Liebe und Kenntnis alles Lebendigen durchdrangen. Sie haben beide von dorther den Mittelpunkt der deutschen Welt zu ihren Tagen gebildet und Tausende sind zu ihnen gewallfahrt und haben in ihnen den Inbegriff des

deutschen Wesens erfaßt. Der eine war auch da gehaltener, stilisierter in der Form seines Auftretens, der andere rückhaltloser: zwei Generationen und ihr Beruf trennten sie da. Aber im Innersten, wie ähnlich sind sie auch da wiederum! Wir sehen sie an ihrem Tische, gastfrei und eines guten Trunkes froh, wie es Martin Luther auch gewesen war, und wir hören ihre Gespräche aus hundert lebendigen Zeugnissen und lauschen ihrer Stimme. Wir hören sie handeln vom Kleinen und Großen ihres Tageslaufes und ihres Lebensinhalts, Bismarck, hier wie in allem, wohl noch einfacher, noch elementarer, noch volkstümlicher deutsch als die Weimarer Exzellenz: aber sobald das Persönlichste angeschlagen wird, da bricht die verwandte deutsche Natur und bricht die Größe des Genius bei beiden mit gleicher Wucht durch alle Verschiedenheit der Trachten und der Haltung hindurch. Da sind sie sich alle verwandt, die Größten unseres Volkes, Luther und Friedrich, Goethe und Bismarck: da glauben sie alle an das Recht der Größe: Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm, so hätt' er mich als Wurm geschaffen!, da flammen, bei ihnen allen, die Blitze, die Klagen und der Zorn, da grollt der Kampf des Genius wider die Welt, die Klage des Kämpfers über seine Wunden, über die Seltenheit des Glücks, über die Unvollkommenheit alles Menschendaseins und alles Menschenwerks. Ein kluger Unterredner Goethes hat von den Gewittern seiner Gespräche, von dem Anblick eines „unbefriedigten großartigen Strebens" gesprochen. Das ist Menschenlos und ist das Los der Größe zumal: wir glauben da insbesondere die Urkraft der germanischen Persönlichkeit zu spüren, die immer wieder den Rahmen der Regel sprengt. Da reichen sich die beiden die Hand; auch sie waren zu groß, als daß ihre Leidenschaft sich je im Normalen ganz zurechtgefunden und je befriedigt hätte. Freilich – ich wiederhole es auch hier – das letzte Ende führt sie wiederum auseinander: Goethe hat diesen drängenden Unmut, der auch seine Abgründe erfüllte, dennoch überwinden und sich durch jene Entsagung reinigen wollen, in der sein Streben gipfelte und die Bismarck unwillkürlich verwarf: der Kämpfer ohne Ruhe war zuletzt doch nur der Staatsmann. Von tiefverwandten Grundlagen des Wesens steigen sie, dabei bleibt es, nach verschiedenen Richtungen hin empor: die Wurzeln waren sich nah, die Äste und die Wipfel gingen mannigfach auseinander. Aber beide, Typen verschiedener Zeiten und verschiedener Gestaltungen des Menschentums, sind sie doch vor allem starke Menschen, quellend, aus tiefster Tiefe schöpfend, sich selber lebenslang getreu, von unbezwinglichem Reichtum der persönlichen Kraft, groß und ihrer Stärke bewußt, deutsche Menschen, deren Sonderart in ihrer doppelten Ausprägung den Reichtum deutschen Wesens doppelt lebendig umfaßt und gestaltet: Persönlichkeiten, deren allerbestes und unvergänglichstes Erbe sie

selber sind. Wie wird die Persönlichkeit unserer Zukunft werden? Wie wird sie ihre Wege finden durch jenen vermehrten Drang des Massenhaften und Allgemeinen? Ich weiß das nicht. Aber ich denke mir, den Zufluß beider geschichtlichen Ströme wird sie brauchen und vertragen können, des Goethischen und Bismarckischen zugleich; alle großen persönlichen Lebenskräfte unserer Vergangenheit wird sie auf sich wirken lassen müssen, um sich an ihnen zu tränken, zu stärken, zu erheben, aus deren Stärke heraus: große Menschen wirken in weiter Zukunft fort, nicht bloß durch das und für das, was sie in ihrem Erdenkampfe verfochten haben, sondern durch ihr Dasein selbst, durch das Bild ihrer Größe, als ein Segen für die, die es erfassen.

Wir aber, heute, können allen Segen brauchen, den Umwelt oder Vergangenheit uns nur spenden wollen. Wir ringen noch immer um Leben und Tod, und die Wogen des Krieges umbranden uns. Wir sehen uns nach den Hilfen um, die uns kommen können. Die Welt bringt uns keine: seit die gleichbedrohten vier Festlandsreiche, die seit 1915 unseren Bund bilden, sich zusammengeschlossen haben, sind uns von draußen her nur immer neue Feinde erstanden. Wir blieben angewiesen auf die eigene Kraft. Deutschland freut sich seiner Verbündeten und steht mit ihnen vereint; aber wir dürfen es wohl sagen, da es so deutliche Wahrheit ist: der stärkste Kraftquell für sie alle ist doch Deutschland selbst gewesen und geblieben, und ganz gewiß der eigentliche Kraftquell für sich selbst. Wir haben in diesem Kampfe alle Mittel der neuen Zeit und ihrer Zivilisation aufgeboten und sind von ihnen getragen worden, von den Mitteln der Wissenschaft, der Technik, der Wirtschaft. Aber wertvoller und unentbehrlicher selbst als sie sind die sittlich-seelischen Kräfte aus unserer eigensten Tiefe: die Kraft des Aushaltens, das niemals verzagt, die Kraft des Willens, der sich nicht beugt, der Zucht und der Organisation, die wir aus dem alten Preußen herübergetragen haben in unsere neue Welt. Recht eigentlich belebt werden sie immer wieder erst durch den Geist, durch die Liebe zum Vaterlande, die stolze Liebe zu Volk und Volkstum, zu Heimat und Staat und Reich, durch die Hingabe an alle diese Güter, die über uns sind, durch die Treue, die sich und das Ihre nicht aufgeben kann, durch den heiligen Glauben an die Größe, an den ewigen Wert unserer Nation. Die Kräfte dieses irdischen Glaubens halten uns seelisch stark. Keinen höheren Namen für diese Kräfte gibt es in unserer Welt als den Namen Bismarcks: die Seele Deutschlands, die 1914 aufflammte, wie er es vor dreißig Jahren vorhergesagt, das war die Seele, die Er seinem Volke und Reiche eingehaucht hatte in übermenschlicher Arbeit des Kampfes und des Willens. Aber wir rufen sie alle an, alle die größten Überlieferungen, die uns bestärken, alles das,

was uns unser Deutschland teuer und reich und unerschöpflich macht; wir haben im Reformationsjahre 1917 die Hand Martin Luthers wieder eng in der unsrigen gefühlt und es empfunden, wie tief in unsere Grundmauern eingesenkt die Kräfte auch seines Werkes uns innerlich tragen; wir spüren es alle Tage, wie unter denen der neueren Zeit Staat und Geist die entscheidenden sind, in sich — so habe ich es Ihnen darzulegen gewünscht — untrennbar, für heute und für unsere Zukunft, so wie sie untrennbar sich durchdrungen haben in unserem Werden. Goethe und Bismarck: sie haben unser Dasein gebildet, sie helfen es auch heute verteidigen, stärkend, tröstend, aufrichtend, eine Gewähr für das Recht und die Notwendigkeit deutschen Wesens innerhalb der Welt. Sie reden uns von der Dankesschuld, die jeder einzelne von uns seinem Volke darzubringen hat, von der Erbschaft edler Kräfte, die wir übernommen haben, die unser Leben reich gemacht haben, die wir weiterzugeben haben in der ewigen Kette unseres Volkstums, die unsern Kindern und Enkeln gehören müssen, wie sie uns gehört haben. Und jede Huldigung für die Genien, die uns unser Volk ausdrücken, wird uns zur Huldigung für Deutschland selbst: in ihrem Zeichen feiern und segnen wir Seine Vergangenheit und Seine Zukunft und streiten wir vertrauensvoll den Kampf seiner Gegenwart.

Casanovas Heimfahrt

Novelle von Arthur Schnitzler

In seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre, als Casanova längst nicht mehr von der Abenteuerlust der Jugend, sondern von der Ruhelosigkeit nahenden Alters durch die Welt gejagt wurde, fühlte er in seiner Seele das Heimweh nach seiner Vaterstadt Venedig so heftig anwachsen, daß er sie, gleich einem Vogel, der aus luftigen Höhen zum Sterben allmählich nach abwärts steigt, in eng und immer enger werdenden Kreisen zu umziehen begann. Öfter schon in den letzten zehn Jahren seiner Verbannung hatte er an den hohen Rat Gesuche gerichtet, man möge ihm die Heimkehr gestatten; doch hatten ihm früher bei der Abfassung solcher Satzschriften, in denen er Meister war, Trotz und Eigensinn, manchmal auch ein grimmiges Vergnügen an der Arbeit selbst die Feder geführt, so schien sich seit einiger Zeit in seinen fast demütig flehenden Worten ein schmerzliches Sehnen und echte Reue immer unverkennbarer auszusprechen. Er glaubte um so sicherer auf Erhörung rechnen zu dürfen, als die Sünden seiner früheren Jahre, unter denen übrigens nicht Zuchtlosigkeit, Händelsucht und Betrügereien meist lustiger Natur, sondern Freigeisterei den Venezianer Ratsherren die unverzeihlichste dünkte, allmählich in Vergessenheit zu geraten und die Geschichte seiner wunderbaren Flucht aus den Bleikammern von Venedig, die er unzählige Male an regierenden Höfen, in adeligen Schlössern, an bürgerlichen Tischen und in übelberüchtigten Häusern zum besten gegeben hatte, jede andere Nachrede, die sich an seinen Namen knüpfte, zu übertönen anfing; und eben wieder, in Briefen nach Mantua, wo er sich seit zwei Monaten aufhielt, hatten hochmögende Herren dem an innerm wie an äußerm Glanz langsam verlöschenden Abenteurer Hoffnung gemacht, daß sich sein Schicksal binnen kurzem günstig entscheiden würde.

Da seine Geldmittel recht spärlich geworden waren, hatte Casanova beschlossen, in dem bescheidenen, aber anständigen Gasthof, den er schon in glücklicheren Jahren einmal bewohnt hatte, das Eintreffen der Begnadigung abzuwarten, und er vertrieb sich indes die Zeit – ungeistigerer Zerstreuungen nicht zu gedenken, auf die gänzlich zu verzichten er nicht imstande war, – hauptsächlich mit Abfassung einer Streitschrift gegen den Lästerer Voltaire, durch deren Veröffentlichung er seine Stellung und sein Ansehen in Venedig gleich nach seiner Wiederkehr bei allen Gutgesinnten in unzerstörbarer Weise zu befestigen gedachte.

Eines Morgens auf einem Spaziergang außerhalb der Stadt, während er für einen vernichtenden, gegen den gottlosen Franzosen gerichteten

Satz die letzte Abrundung zu finden sich mühte, befiel ihn plötzlich eine außerordentliche, fast körperlich peinvolle Unruhe; das Leben, das er in leidiger Gewöhnung nun schon durch drei Monate führte: die Morgenwanderungen vor dem Tor ins Land hinaus, die kleinen Spielabende bei dem angeblichen Baron Perotti und dessen blatternarbiger Geliebten, die Zärtlichkeiten seiner nicht mehr ganz jungen aber feurigen Wirtin, ja sogar die Beschäftigung mit den Werken Voltaires und die Arbeit an seiner eigenen kühnen und bisher, wie ihm dünkte, nicht übel gelungenen Erwiderung; – all dies erschien ihm, in der linden, allzu süßen Luft dieses Spätsommermorgens gleichermaßen sinnlos und widerwärtig; er murmelte einen Fluch vor sich hin, ohne recht zu wissen, wen oder was er damit treffen wollte; und, den Griff seines Degens umklammernd, feindselige Blicke nach allen Seiten sendend, als richteten aus der Einsamkeit ringsum unsichtbare Augen sich höhnend auf ihn, wandte er plötzlich seine Schritte nach der Stadt zurück, in der Absicht, noch in derselben Stunde Anstalten für seine sofortige Abreise zu treffen. Denn er zweifelte nicht, daß er sich sofort besser befinden würde, wenn er nur erst der ersehnten Heimat wieder um einige Meilen näher gerückt war. Er beschleunigte seinen Gang, um sich rechtzeitig einen Platz in der Eilpost zu sichern, die vor Sonnenuntergang in der Richtung nach Osten abfuhr; – weiter hatte er kaum etwas zu tun, da er sich einen Abschiedsbesuch beim Baron Perotti wohl schenken durfte und ihm eine halbe Stunde vollauf genügte, um seine gesamten Habseligkeiten für die Reise einzupacken. Er dachte der zwei etwas abgetragenen Gewänder, von denen er das schlechtere am Leibe trug, und der vielfach geflickten, einst fein gewesenen Wäsche, die mit ein paar Dosen, einer goldenen Kette samt Uhr und einer Anzahl von Büchern seinen ganzen Besitz ausmachten; – vergangene Tage fielen ihm ein, da er als vornehmer Mann, mit allem Notwendigen und Überflüssigen reichlich ausgestattet, wohl auch mit einem Diener – der freilich meist ein Gauner war – im prächtigen Reisewagen durch die Lande fuhr; – und ohnmächtiger Zorn trieb ihm die Tränen in die Augen. Ein junges Weib, die Peitsche in der Hand, kutschierte ein Wägelchen an ihm vorbei, darin zwischen Säcken und allerlei Hausrat schnarchend ihr betrunkener Mann lag. Sie blickte Casanova, wie er verzerrten Gesichtes, Unverständliches durch die Zähne murmelnd, unter den abgeblühten Kastanienbäumen der Heerstraße langbeinig ausschreitend einherkam, zuerst neugierig-spöttisch ins Gesicht; doch da sie ihren Blick zornig blitzend erwidert sah, nahmen ihre Augen einen erschrockenen, und endlich, wie sie sich im Weiterfahren nach ihm umwandte, einen wohlgefällig lüsternen Ausdruck an. Casanova, der wohl wußte, daß Grimm und Haß länger in den Farben der Jugend zu

spielen vermögen als Sanftheit und Zärtlichkeit, erkannte sofort, daß es nur eines frechen Anrufs von seiner Seite bedurft hätte, um dem Wagen Halt zu gebieten und dann mit dem jungen Weib anstellen zu können, was ihm weiter beliebte; doch obzwar diese Erkenntnis seine Laune für den Augenblick besserte, schien es ihm nicht der Mühe wert, um eines so geringen Abenteuers willen auch nur wenige Minuten zu verziehen, und so ließ er das Bauernwägelchen samt seinen Insassen im Staub und Dunst der Landstraße unangefochten weiterknarren.

Der Schatten der Bäume nahm der emporsteigenden Sonne nur wenig von ihrer sengenden Kraft, und Casanova sah sich genötigt, seinen Schritt allmählich zu mäßigen. Der Staub der Straße hatte sich so dicht auf sein Gewand und Schuhwerk gelegt, daß ihnen ihre Verbrauchtheit nicht mehr anzumerken war, und so konnte man Casanova, nach Tracht und Haltung, ohne weiteres für einen Herrn von Stande nehmen, dem es just gefallen hatte, seine Karosse einmal daheim zu lassen. Schon spannte sich der Torbogen vor ihm aus, in dessen nächster Nähe der Gasthof gelegen war, in dem er wohnte, als ihm ein ländlich schwerfälliger Wagen entgegengeholpert kam, in dem ein behäbiger, gut gekleideter, noch ziemlich junger Mann saß. Er hatte die Hände über dem Magen gekreuzt und schien eben mit blinzelnden Augen einnicken zu wollen, als sein Blick, zufällig Casanova streifend, in unerwarteter Lebhaftigkeit aufglänzte, wie zugleich seine ganze Erscheinung in eine Art von heiterem Aufruhr zu geraten schien. Er erhob sich zu rasch, sank sofort zurück, stand wieder auf, versetzte dem Kutscher einen Stoß in den Rücken, um ihn zum Halten zu veranlassen, drehte sich in dem weiterrollenden Wagen um, um Casanova nicht aus dem Gesicht zu verlieren, winkte ihm mit beiden Händen zu und rief endlich mit einer dünnen hellen Stimme dreimal dessen Namen in die Luft. Erst an der Stimme hatte Casanova den Mann erkannt, trat auf den Wagen zu, der stehen geblieben war, ergriff lächelnd die beiden sich ihm entgegenstreckenden Hände und sagte: „Ist es möglich, Olivo – Sie sind es?" – „Ja, ich bin es, Herr Casanova, Sie erkennen mich also wieder?" – „Warum sollt' ich nicht? Sie haben zwar seit Ihrem Hochzeitstag, an dem ich Sie zuletzt gesehen, an Umfang ein wenig zugenommen, – aber auch ich mag mich in den fünfzehn Jahren nicht unerheblich verändert haben, wenn auch nicht in gleicher Weise." – „Kaum," rief Olivo, „so gut wie gar nicht, Herr Casanova! Übrigens sind es sechzehn Jahre, vor wenigen Tagen waren es sechzehn. Und wie Sie sich wohl denken können, haben wir, gerade bei dieser Gelegenheit, ein hübsches Weilchen lang von Ihnen gesprochen, Amalia und ich ..." – „Wirklich," sagte Casanova herzlich, „Sie erinnern sich beide noch manchmal meiner?" Olivos Augen wurden feucht. Noch immer

hielt er Casanovas Hände in den seinen und drückte sie nun gerührt. „Wieviel haben wir Ihnen zu danken, Herr Casanova! Und wir sollten unseres Wohltäters jemals vergessen? Und wenn —" — „Reden wir nicht davon," unterbrach Casanova. „Wie befindet sich Frau Amalia? Wie ist es überhaupt zu verstehen, daß ich in diesen ganzen zwei Monaten, die ich nun in Mantua verbringe, — freilich recht zurückgezogen — aber ich gehe doch viel spazieren nach alter Gewohnheit — wie kommt es, daß ich Ihnen, Olivo, daß ich Ihnen beiden nicht ein einzigesmal begegnet bin?" — „Sehr einfach, Herr Casanova! Wir wohnen ja längst nicht mehr in der Stadt, die ich übrigens niemals habe leiden können, so wenig als Amalia sie leiden mag. Erweisen Sie mir die Ehre, Herr Casanova, steigen Sie ein, in einer Stunde sind wir bei mir zu Hause" — und da Casanova leicht abwehrte — „Sagen Sie nicht nein. Wie glücklich wird Amalia sein, Sie wiederzusehen, und wie stolz, Ihnen unsere drei Kinder zu zeigen. Ja, drei, Herr Casanova. Lauter Mädchen. Dreizehn, zehn und acht... Also noch keines in den Jahren, sich — mit Verlaub — sich — von Casanova das Köpfchen verdrehen zu lassen." Er lachte gutmütig und machte Miene, Casanova einfach zu sich in den Wagen hineinzuziehen. Casanova aber schüttelte den Kopf. Denn, nachdem er fast schon versucht gewesen war, einer begreiflichen Neugier nachzugeben und der Aufforderung Olivos zu folgen, überkam ihn seine Ungeduld mit neuer Macht, und er versicherte Olivo, daß er leider genötigt sei, heute noch vor Abend Mantua in wichtigen Geschäften zu verlassen. Was hatte er auch in Olivos Haus zu suchen? Sechzehn Jahre waren eine lange Zeit! Amalia war indes gewiß nicht jünger und schöner geworden; bei dem dreizehnjährigen Töchterlein würde er in seinen Jahren kaum sonderlichen Anwert finden; und Herrn Olivo selbst, der damals ein magerer, der Studien beflissener Jüngling gewesen war, als bäurisch behäbigen Hausvater in ländlicher Umgebung zu bewundern, das lockte ihn nicht genug, als daß er darum eine Reise hätte aufschieben sollen, die ihn Venedig wieder um zehn oder zwanzig Meilen näher brachte. Olivo aber, der nicht gesonnen schien, Casanovas Weigerung ohne weiteres hinzunehmen, bestand darauf, ihn vorerst einmal im Wagen nach dem Gasthof zu bringen, was ihm Casanova füglich nicht abschlagen konnte. In wenigen Minuten waren sie am Ziel. Die Wirtin, eine stattliche Frau in der Mitte der Dreißig, begrüßte in der Einfahrt Casanova mit einem Blick, der das zwischen ihnen bestehende zärtliche Verhältnis auch für Olivo ohne weiteres ersichtlich machen mußte. Diesem aber reichte sie die Hand als einem guten Bekannten, von dem sie — wie sie Casanova gegenüber gleich bemerkte — eine gewisse, auf seinem Gut wachsende, sehr preiswürdige, süßlich-herbe Weinsorte regelmäßig zu beziehen pflegte.

Olivo beklagte sich sofort, daß der Chevalier von Seingalt (denn so hatte die Wirtin Casanova begrüßt, und Olivo zögerte nicht, sich gleichfalls dieser Anrede zu bedienen) so grausam sei, die Einladung eines wiedergefundenen alten Freundes auszuschlagen, aus dem lächerlichen Grunde, weil er heute, und durchaus gerade heute, von Mantua wieder abreisen müsse. Die befremdete Miene der Wirtin belehrte ihn sofort, daß diese von Casanovas Absicht bisher nichts gewußt hatte, und Casanova hielt es daraufhin für angebracht, zu erklären, daß er den Reiseplan zwar nur vorgeschützt, um nicht der Familie des Freundes durch einen so unerwarteten Besuch lästig zu fallen; tatsächlich aber sei er genötigt, ja verpflichtet, in den nächsten Tagen eine wichtige schriftstellerische Arbeit abzuschließen, wofür er keinen geeigneteren Ort wüßte, als diesen vorzüglichen Gasthof, in dem ihm ein kühles und ruhiges Zimmer zur Verfügung stände. Darauf beteuerte Olivo, daß seinem bescheidenen Haus keine größere Ehre widerfahren könne, als wenn der Chevalier von Seingalt dort sein Werk zum Abschluß brächte; die ländliche Abgeschiedenheit könne einem solchen Unternehmen doch nur förderlich sein; an gelehrten Schriften und Hilfsbüchern, wenn Casanova solcher benötigte, wäre auch kein Mangel; da seine, Olivos Nichte, die Tochter seines verstorbenen Stiefbruders, ein junges, aber trotz ihrer Jugend schon höchst gelehrtes Mädchen, vor wenigen Wochen mit einer ganzen Kiste voll Büchern bei ihnen eingetroffen sei; – und wenn des Abends gelegentlich Gäste erschienen, so brauchte sich der Herr Chevalier weiter nicht um sie zu kümmern; es sei denn, daß ihm nach des Tages Arbeit und Bemühen eine heitere Unterhaltung oder ein kleines Spielchen nicht eher eine willkommene Zerstreuung bedeutete. Casanova hatte kaum von einer jungen Nichte vernommen, als er auch schon entschlossen war, sich dieses Geschöpf in der Nähe zu besehen; anscheinend noch immer zögernd gab er dem Drängen Olivos endlich nach, erklärte aber gleich, daß er keineswegs länger als ein oder zwei Tage von Mantua fernbleiben könne, und beschwor seine liebenswürdige Wirtin, Briefe, die für ihn indes hier anlangen mochten und vielleicht von höchster Wichtigkeit waren, ihm unverzüglich durch einen Boten nachzusenden. Nachdem die Sache so zu Olivos großer Zufriedenheit geordnet war, begab sich Casanova auf sein Zimmer, machte sich für die Reise fertig, und schon nach einer Viertelstunde trat er in die Gaststube, wo Olivo sich indes in ein eifriges Gespräch geschäftlicher Natur mit der Wirtin eingelassen hatte. Nun erhob er sich, trank stehend sein Glas Wein aus, und verständnisvoll zwinkernd versprach er ihr, den Chevalier – wenn auch nicht bereits morgen oder übermorgen – doch in jedem Falle wohlbehalten und unversehrt an sie zurückzustellen. Casanova aber, plötzlich zerstreut und hastig, empfahl sich so kühl von seiner freundlichen

Wirtin, daß sie ihm, schon am Wagenschlag, ein Abschiedswort ins Ohr flüsterte, das eben keine Liebkosung war.

Während die beiden Männer die staubige, im sengenden Mittagsglanz daliegende Straße ins Land hinausfuhren, erzählte Olivo weitschweifig und wenig geordnet von seinen Lebensumständen: wie er bald nach seiner Verheiratung ein winziges Grundstück nahe der Stadt gekauft, einen kleinen Gemüsehandel angefangen; dann seinen Besitz allmählich erweitert und Landwirtschaft zu treiben begonnen; — wie er es endlich durch die eigene und seiner Gattin Tüchtigkeit mit Gottes Segen so weit gebracht, daß er vor drei Jahren von dem verschuldeten Grafen Marazzani dessen altes, etwas verfallenes Schloß samt dazugehörigem Weingut käuflich zu erwerben imstande gewesen, und wie er sich nun auf adligem Grund mit Frau und Kindern behaglich, wenn auch keineswegs gräflich, eingerichtet hätte. All dies aber verdanke er zuletzt doch nur den hundertfünfzig Goldstücken, die seine Braut oder vielmehr deren Mutter von Casanova zum Geschenk erhalten habe; — ohne diese zauberkräftige Hilfe wäre sein Los wohl heute noch kein anderes, als es damals gewesen: ungezogene Rangen in Lesen und Schreiben zu unterweisen; wahrscheinlich wäre er auch ein alter Junggeselle und Amalia eine alte Jungfer geworden... Casanova ließ ihn reden und hörte ihm kaum zu. Ihm zog das Abenteuer durch den Sinn, in das er damals zugleich mit manchen andern bedeutungsvollern verstrickt gewesen war und das, als das geringste von allen, seine Seele so wenig als seither seine Erinnerung beschäftigt hatte. Auf einer Reise von Rom nach Turin oder Paris — er wußte es selbst nicht mehr — während eines kurzen Aufenthalts in Mantua hatte er Amalia eines Morgens in der Kirche erblickt und, da ihm ihr hübsches blasses, etwas verweintes Antlitz wohlgefallen, eine freundlich galante Frage an sie gerichtet. Zutunlich wie sie damals alle gegen ihn waren, hatte sie ihm gern ihr Herz aufgeschlossen, und so erfuhr er, daß sie, die selbst in dürftigen Verhältnissen lebte, in einen armen Schullehrer verliebt war, dessen Vater ebenso wie ihre Mutter zu einer so aussichtslosen Verbindung die Einwilligung entschieden verweigerte. Casanova erklärte sich sofort bereit, die Angelegenheit ins reine zu bringen. Er ließ sich vor allem mit Amaliens Mutter bekannt machen, und da diese als eine hübsche Witwe von sechsunddreißig Jahren auf Huldigungen noch Anspruch machen durfte, war Casanova bald so innig mit ihr befreundet, daß seine Fürsprache alles bei ihr zu erreichen vermochte. Sobald sie erst ihre ablehnende Haltung aufgegeben, versagte auch Olivos Vater, ein heruntergekommener Kaufmann, seine Zustimmung nicht länger, insbesondere als Casanova, der ihm als entfernter Verwandter der Brautmutter vorgestellt wurde, sich großmütig verpflichtete, die Kosten der Hochzeit und einen

Teil der Aussteuer zu bezahlen. Amalia selbst aber konnte nicht anders als dem edlen Gönner, der ihr erschienen war wie ein Bote aus einer anderen höhern Welt, sich in einer Weise dankbar zu erzeigen, die das eigene Herz ihr gebot, und als sie sich am Abend vor ihrer Hochzeit der letzten Umarmung Casanovas mit glühenden Wangen entrang, war ihr der Gedanke völlig fern, an ihrem Bräutigam, der sein Glück am Ende doch nur der Liebenswürdigkeit und dem Edelsinn des wunderbaren Fremden verdankte, ein Unrecht begangen zu haben. Ob Olivo von der außerordentlichen Erkenntlichkeit Amaliens gegenüber dem Wohltäter je durch ein Geständnis Kunde erhalten, ob er ihr Opfer vielleicht als ein selbstverständliches vorausgesetzt und ohne nachträgliche Eifersucht hingenommen hatte, oder ob ihm gar, was geschehen, bis heute ein Geheimnis geblieben war, — darum hatte Casanova sich niemals gekümmert und kümmerte sich auch heute nicht darum.

Die Hitze stieg immer höher an. Der Wagen, schlecht gefedert und mit harten Kissen versehen, rumpelte und stieß zum Erbarmen, das dünnstimmig gutmütige Geschwätz Olivos, der nicht abließ, seinen Begleiter von der Ersprießlichkeit seines Bodens, der Vortrefflichkeit seiner Hausfrau, der Wohlgeratenheit seiner Kinder und von dem vergnügt harmlosen Verkehr mit bäuerlicher und adeliger Nachbarschaft zu unterhalten, begann diesen zu langweilen, und ärgerlich fragte er sich, aus welchem Grunde er denn eigentlich eine Einladung angenommen, die für ihn nichts als Unbequemlichkeiten und am Ende gar Enttäuschungen im Gefolge haben konnte. Er sehnte sich nach seinem kühlen Gasthofszimmer in Mantua, wo er zu dieser selben Stunde ungestört an seiner Schrift gegen Voltaire hätte weiterarbeiten können, — und schon war er entschlossen, beim nächsten Wirtshaus, das eben sichtbar wurde, auszusteigen, ein beliebiges Gefährt zu mieten und zurückzufahren, als Olivo ein lautes Hollah Heh! hören ließ, nach seiner Art mit beiden Händen zu winken begann und, Casanova beim Arm packend, auf einen Wagen deutete, der neben dem ihren, zugleich mit diesem, wie auf Verabredung, stehen geblieben war. Von jenem andern aber sprangen, eines hinter dem andern, drei ganz junge Mädchen herunter, so daß das schmale Brett, das ihnen als Sitz gedient hatte, in die Höhe flog und umkippte. „Meine Töchter," wandte sich Olivo, nicht ohne Stolz, an Casanova, und als dieser sofort Miene machte, seinen Platz im Wagen zu verlassen: „Bleiben Sie nur sitzen, mein teurer Chevalier, in einer Viertelstunde sind wir am Ziel, und so lange können wir uns schon alle in meiner Kutsche behelfen. Maria, Nanetta, Teresina — seht, das ist der Chevalier von Seingalt, ein alter Freund eures Vaters, kommt nur näher, küßt ihm die Hand, denn ohne ihn wäret ihr" — er unterbrach sich und flüsterte Casanova zu: „Bald

hätt' ich was Dummes gesagt." Dann verbesserte er sich laut: „Ohne ihn wäre manches anders!" Die Mädchen, schwarzhaarig und dunkeläugig wie Olivo, und alle, auch die älteste, Teresina, noch von kindlichem Aussehen, betrachteten den Fremden mit ungezwungener, etwas bäurischer Neugier, und die jüngste, Maria, schickte sich, der väterlichen Weisung folgend, an, ihm allen Ernstes die Hand zu küssen; Casanova aber ließ es nicht zu, sondern nahm eins der Mädchen nach dem andern beim Kopf und küßt jedes auf beide Wangen. Indes wechselte Olivo ein paar Worte mit dem jungen Burschen, der das Wägelchen mit den Kindern bis hierher gebracht hatte, worauf jener auf das Pferd einhieb und die Landstraße in der Richtung nach Mantua weiterfuhr.

Die Mädchen nahmen Olivo und Casanova gegenüber unter Lachen und scherzhaftem Gezänk auf dem Rücksitz Platz; sie saßen eng aneinandergedrängt, redeten alle zugleich, und da ihr Vater gleichfalls zu sprechen nicht aufhörte, war es Casanova anfangs nicht leicht, ihren Worten zu entnehmen, was sie alle einander eigentlich zu erzählen hatten. Ein Name klang auf: der eines Leutnants Lorenzi; er sei, wie Teresina berichtete, vor einer Weile an ihnen vorbeigeritten, habe für den Abend seinen Besuch in Aussicht gestellt und lasse den Vater schönstens grüßen. Ferner meldeten die Kinder, daß die Mutter anfangs gleichfalls beabsichtigt hätte, dem Vater entgegenzufahren; aber in Anbetracht der großen Hitze hatte sie's doch vorgezogen, daheim bei Marcolina zu bleiben. Marcolina aber war noch in den Federn gelegen, als man von Hause wegfuhr; und vom Garten aus durchs offene Fenster hatten sie sie mit Beeren und Haselnüssen beworfen, sonst schliefe sie wohl noch zu dieser Stunde.

„Das ist sonst nicht Marcolinens Art," wandte sich Olivo an seinen Gast; „meistens sitzt sie schon um sechs Uhr oder noch früher im Garten und studiert bis zur Mittagszeit. Gestern freilich hatten wir Gäste, und es dauerte etwas länger als gewöhnlich; auch ein kleines Spielchen wurde gemacht, — nicht eines wie es der Herr Chevalier gewöhnt sein mögen — wir sind harmlose Leute und wollen einander nicht das Geld abnehmen. Und da auch unser würdiger Abbate sich zu beteiligen pflegt, so können Sie sich wohl denken, Herr Chevalier, daß es nicht sehr sündhaft dabei zugeht."

Als vom Abbate die Rede war, lachten die Mädchen und hatten einander weiß Gott was zu erzählen, worüber es noch mehr zu lachen gab als vorher. Casanova aber nickte nur zerstreut; in der Phantasie sah er das Fräulein Marcolina, das er noch gar nicht kannte, in ihrem weißen Bette liegend, dem Fenster gegenüber, die Decke heruntergestreift, halb entblößten Leibs, mit schlaftrunkenen Händen sich gegen die hereinfliegenden Beeren und Haselnüsse wehrend; — und eine törichte Glut flog durch seine Sinne. Daß Marcolina die Geliebte des Leutnants Lorenzi war,

daran zweifelte er so wenig, als hätte er selbst sie beide in zärtlichster Umschlingung gesehen, und er war so bereit, den unbekannten Lorenzi zu hassen, als ihn nach der niemals geschauten Marcolina verlangte.

Im zitternden Dunst des Mittags, über graugrünes Laubwerk emporragend, ward ein viereckiges Türmchen sichtbar. Bald bog der Wagen von der Landstraße auf einen Seitenweg; links stiegen Weinhügel gelinde an, rechts über den Rand einer Gartenmauer neigten sich Kronen uralter Bäume. Der Wagen hielt an einem Tor, dessen verwitterte Holzflügel weit offen standen, die Fahrgäste stiegen aus, der Kutscher, auf einen Wink Olivos, fuhr weiter, dem Stalle zu. Ein breiter Weg unter Kastanienbäumen führte zu dem Schlößchen, das sich auf den ersten Anblick etwas kahl, ja vernachlässigt darbot. Was Casanova vor allem ins Auge fiel, war ein zerbrochenes Fenster im ersten Stockwerk; ebenso entging es ihm nicht, daß die Umfassung auf der Plattform des breiten, aber niedern Turms, der etwas plump auf dem Gebäude saß, da und dort abbröckelte. Hingegen zeigte die Haustüre eine edle Schnitzerei, und in den Flur tretend erkannte Casanova sofort, daß das Innere des Hauses sich in einem wohlerhaltenen und jedenfalls weit besseren Zustand befand, als dessen Äußeres hätte vermuten lassen.

„Amalia," rief Olivo laut, daß es von den gewölbten Mauern widerhallte. „Komm herunter so geschwind du kannst! Ich hab' dir einen Gast mitgebracht, Amalia, und was für einen Gast!" – Aber Amalia war schon vorher oben auf der Stiege erschienen, ohne für die aus der vollen Sonne in das Dämmer Tretenden sofort sichtbar zu sein. Casanova, dessen scharfe Augen sich die Fähigkeit bewahrt hatten, selbst das Dunkel der Nacht zu durchdringen, hatte sie früher bemerkt als der Gatte. Er lächelte und fühlte zugleich, daß dieses Lächeln sein Antlitz jünger machte. Amalia war keineswegs fett geworden, wie er gefürchtet, sondern sah schlank und jugendlich aus. Sie hatte ihn gleich erkannt. „Welche Überraschung, welches Glück!" rief sie ohne jede Verlegenheit aus, eilte rasch die Stufen hinab und reichte Casanova zur Begrüßung die Wange, worauf dieser sie ohne weiteres wie eine liebe Freundin umarmte. „Und ich soll wirklich glauben," sagte er dann, „daß Maria, Nanetta und Teresina Ihre leiblichen Töchter sind, Amalia? Der Zeit nach möchte es zwar stimmen –" „Und allem übrigen nach auch," ergänzte Olivo, „verlassen Sie sich darauf, Chevalier!" – „Dein Zusammentreffen mit dem Chevalier," sagte Amalia mit einem erinnerungstrunkenen Blick auf den Gast, „ist wohl an deiner Verspätung schuld, Olivo?" – „So ist es, Amalia, aber hoffentlich gibt es trotz der Verspätung noch etwas zu essen?" – „Wir haben uns natürlich nicht allein zu Tisch gesetzt, Marcolina und ich, so hungrig wir schon waren." – „Und werden Sie sich

nun," fragte Casanova, „auch noch solange gedulden, bis ich meine Kleider und mich selbst ein wenig vom Staub der Landstraße gereinigt habe?" – „Gleich will ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen," sagte Olivo, „und hoffe, Chevalier, Sie werden zufrieden sein, beinahe so zufrieden .." er zwinkerte und fügte leise hinzu: „wie in Ihrem Gasthof zu Mantua, wenn es auch an mancherlei fehlen dürfte." Er ging voraus, die Stiege zur Galerie hinauf, die sich rings um die Halle im Viereck zog, und von deren äußerstem Winkel eine enge Holztreppe sich nach oben wand. In der Höhe angelangt, öffnete Olivo die Türe zum Turmgemach und, an der Schwelle stehen bleibend, wies er es Casanova mit vielen Komplimenten als bescheidenes Fremdenzimmer an. Eine Magd brachte den Mantelsack nach, entfernte sich mit Olivo, und Casanova stand allein in einem mäßigen, mit allem Notwendigen ausgestatteten, doch ziemlich kahlen Raum, durch dessen vier schmale hohe Bogenfenster sich ein weiter Blick nach allen Seiten auf die sonnbeglänzte Ebene mit grünen Weingeländen, bunten Fluren, gelben Feldern, weißen Straßen, hellen Häusern und dunklen Gärtchen darbot. Casanova kümmerte sich nicht weiter um die Aussicht und machte sich rasch fertig, nicht so sehr aus Hunger, als aus einer quälenden Neugier, Marcolina so bald als möglich von Angesicht zu Angesicht zu sehen; er wechselte nicht einmal das Gewand, weil er erst am Abend in seinem glänzenderen aufzutreten gedachte.

Als er das im Erdgeschoß gelegene holzgetäfelte Speisezimmer betrat, sah er um den wohlbestellten Tisch außer dem Ehepaar und den drei Töchtern ein in mattschimmerndes, einfach herunterfließendes Grau gekleidetes Mädchen von zierlicher Gestalt sitzen, das ihn mit so unbefangenem Blick betrachtete, als wäre er jemand, der zum Hause gehörte oder doch schon hundertmal hier zu Gast gewesen war. Daß sich in ihrem Blick nichts von jenem Leuchten zeigte, wie es ihn früher so oft begrüßt, auch wenn er als Nichtgekannter im berückenden Glanz seiner Jugend oder in der gefährlichen Schönheit seiner Mannesjahre erschienen war, das mußte Casanova freilich als eine längst nicht mehr neue Erfahrung hinnehmen. Aber auch in der letzten Zeit noch genügte meist die Nennung seines Namens, um auf Frauenlippen den Ausdruck einer verspäteten Bewunderung oder doch wenigstens ein leises Zucken des Bedauerns hervorzurufen, das gestand, wie gern man ihm ein paar Jahre früher begegnet wäre. Doch als ihn jetzt Olivo seiner Nichte als Herrn Casanova, Chevalier von Seingalt vorstellte, lächelte sie nicht anders, als wenn man ihr irgendeinen gleichgültigen Namen genannt hätte, in dem kein Klang von Abenteuern und Geheimnissen verzitterte. Und selbst als er neben ihr Platz nahm, ihr die Hand küßte, und aus seinen Augen ein Funkenregen von Entzücken und Begier über sie niederging, verriet ihre Miene nichts von

der leisen Befriedigung, die doch als bescheidene Antwort auf eine so glühende Huldigung zu erwarten gewesen wäre.

Nach wenigen höflich einleitenden Worten ließ Casanova seine Nachbarin merken, daß er von ihren gelehrten Bestrebungen in Kenntnis gesetzt sei, und fragte sie, mit welcher Wissenschaft sie sich denn besonders abgebe? Sie erwiderte, daß sie vor allem das Studium der höheren Mathematik betreibe, in das sie durch Professor Morgagni, den berühmten Lehrer an der Universität von Bologna, eingeführt worden sei. Casanova äußerte seine Verwunderung über ein solches bei anmutigen jungen Mädchen wahrlich ungewöhnliches Interesse an einem so schwierigen und dabei nüchternen Gegenstand, erhielt aber von Marcolina die Antwort, daß ihrer Ansicht nach die höhere Mathematik die phantastischeste, ja man könnte sagen, unter allen Wissenschaften die ihrer Natur nach wahrhaft göttliche vorstelle. Als Casanova sich über diese ihm ganz neue Auffassung eine nähere Erklärung erbitten wollte, wehrte Marcolina bescheiden ab und äußerte, daß es den Anwesenden, vor allem aber ihrem lieben Oheim viel erwünschter sein dürfte, Näheres von den Erlebnissen eines vielgereisten Freundes zu erfahren, den er solange nicht gesehen, als einem philosophischen Gespräch zuzuhören. Amalia schloß sich ihrer Anregung lebhaft an, und Casanova, immer gern bereit Wünschen solcher Art nachzugeben, bemerkte leichthin, daß er in den letzten Jahren sich vorzüglich auf geheimen diplomatischen Sendungen befunden, die ihn, um nur die größeren Städte zu nennen, zwischen Madrid, Paris, London, Amsterdam und Petersburg umhergetrieben. Er berichtete von Begegnungen und Unterhaltungen ernster und heiterer Art mit Männern und Frauen der verschiedensten Stände, auch des freundlichen Empfangs zu erwähnen vergaß er nicht, der ihm am Hof der Katharina von Rußland zuteil geworden, und sehr spaßhaft erzählte er, wie Friedrich der Große ihn beinahe zum Erzieher an einer Kadettenschule für pommersche Junker gemacht hatte; — eine Gefahr, der er sich allerdings durch rasche Flucht entzogen. Von all dem und manchem andern sprach er, als hätte es sich in einer eben erst verflossenen Zeit zugetragen und läge nicht in Wirklichkeit Jahre und Jahrzehnte zurück; mancherlei erfand er dazu, ohne sich seiner größeren und kleineren Lügen selber recht bewußt zu werden, freute sich seiner eigenen Laune wie der Teilnahme, mit der man ihm lauschte; und während er so erzählte und phantasierte, ward ihm fast, als wäre er in der Tat noch heute der glückverwöhnte, unverschämte, strahlende Casanova, der mit schönen Frauen durch die Welt gefahren, den weltliche und geistliche Fürsten mit hoher Gunst ausgezeichnet, der Tausende verschwendet, verspielt und verschenkt hatte — und nicht ein herabgekommener Schlucker, den ehemalige Freunde von England und Spanien her mit lächerlichen

Summen unterstützten, — die indes auch manchmal ausblieben, so daß er auf die paar armseligen Geldstücke angewiesen war, die er dem Baron Perotti oder dessen Gästen abgewann; ja, er vergaß sogar, daß es ihm wie ein höchstes Ziel erschien, in der Vaterstadt, die ihn erst eingekerkert und nach seiner Flucht geächtet und verbannt hatte, als der geringste seiner Mitbürger, als ein Schreiber, als ein Bettler, als ein Nichts — sein einst so prangendes Dasein zu beschließen.

Auch Marcolina hörte ihm aufmerksam zu, aber mit keinem andern Ausdruck, als wenn man ihr etwa aus einem Buch leidlich unterhaltsame Geschichten vorläse. Daß ihr ein Mensch, ein Mann, daß ihr Casanova selbst, der all dies erlebt hatte und noch vieles andere, was er nicht erzählte, daß ihr der Geliebte von tausend Frauen gegenübersaß, — und daß sie das wußte, davon verrieten ihre Mienen nicht das geringste. Anders schimmerte es in Amaliens Augen. Für sie war Casanova derselbe geblieben, der er gewesen; ihr klang seine Stimme verführerisch wie vor sechzehn Jahren, und er selbst fühlte, daß es ihn nur ein Wort und kaum so viel kosten würde, das Abenteuer von damals, sobald es ihm beliebte, von neuem aufzunehmen. Doch was war ihm Amalia in dieser Stunde, da ihn nach Marcolina verlangte wie nach keiner vor ihr? Durch das mattglänzend sie umfließende Gewand glaubte er ihren nackten Leib zu sehen; die knospenden Brüste blühten ihm entgegen, und als sie sich einmal neigte, um ihr zu Boden geglittenes Taschentuch aufzuheben, legte Casanovas entflammte Phantasie ihrer Bewegung einen so lüsternen Sinn unter, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Daß er eine Sekunde lang unwillkürlich im Erzählen stockte, entging Marcolina so wenig, wie daß sein Blick seltsam zu flirren begann, und er las in dem ihren ein plötzliches Befremden, Verwahrung, ja eine Spur von Ekel. Rasch faßte er sich wieder und schickte sich eben an, seine Erzählung mit neuer Lebhaftigkeit fortzusetzen, als ein wohlbeleibter Geistlicher eintrat, der vom Hausherrn als der Abbate Rossi begrüßt und von Casanova sofort als derselbe erkannt wurde, mit dem er vor siebenundzwanzig Jahren auf einem Marktschiff zusammengetroffen war, das von Venedig nach Chioggia fuhr. „Sie hatten damals ein Auge verbunden," sagte Casanova, der selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ mit seinem vorzüglichen Gedächtnis zu prunken, „und ein Bauernweib mit gelbem Kopftuch empfahl Ihnen eine heilkräftige Salbe, die ein junger sehr heiserer Apotheker zufällig mit sich führte." Der Abbate nickte und lächelte geschmeichelt. Dann aber, mit einem pfiffigen Gesicht, trat er ganz nahe an Casanova heran, als hätte er ihm ein Geheimnis mitzuteilen. Doch mit ganz lauter Stimme sagte er: „Und Sie, Herr Casanova, befanden sich in Begleitung einer Hochzeitsgesellschaft . . . ich weiß nicht, ob als zufälliger Gast oder

gar als Brautführer, jedenfalls sah die Braut Sie mit viel zärtlicheren Augen an als den Bräutigam ... Ein Wind erhob sich, beinahe ein Sturm, und Sie begannen ein höchst verwegenes Gedicht vorzulesen." — „Das tat der Chevalier gewiß nur", sagte Marcolina, „um den Sturm zu beschwichtigen." — „Solche Zaubermacht", erwiderte Casanova, „traute ich mir niemals zu; allerdings will ich nicht leugnen, daß sich niemand mehr um den Sturm kümmerte, als ich zu lesen begonnen."

Die drei Mädchen hatten sich an den Abbate herangemacht. Sie wußten wohl warum. Denn seinen ungeheuren Taschen entnahm er köstliches Zuckerwerk in großen Mengen und schob es mit seinen dicken Fingern den Kindern zwischen die Lippen. Indes berichtete Olivo dem Abbate in aller Ausführlichkeit, wie er Casanova wiedergefunden. Wie verloren hielt Amalia auf die herrische braune Stirn des teueren Gastes ihren leuchtenden Blick geheftet. Die Kinder liefen in den Garten; Marcolina hatte sich erhoben und sah ihnen durchs offene Fenster nach. Der Abbate hatte Grüße vom Marchese Celsi zu bestellen, der, wenn es seine Gesundheit zuließe, heute abend samt Gemahlin bei seinem werten Freund Olivo erscheinen wollte. „Das trifft sich gut," sagte dieser, „da haben wir gleich dem Chevalier zu Ehren eine hübsche kleine Spielgesellschaft; die Brüder Ricardi erwarte ich gleichfalls, und auch Lorenzi kommt; die Kinder sind ihm auf seinem Spazierritt begegnet." — „Er ist noch immer da?" fragte der Abbate. „Schon vor einer Woche hieß es, er solle zu seinem Regiment abgehen." — „Die Marchesa," meinte Olivo lachend, „wird ihm beim Obersten einen Urlaub erwirkt haben." — „Es wundert mich," warf Casanova ein, „daß es für Mantueser Offiziere jetzt Urlaub gibt." Und er erfand weiter: „Zwei meiner Bekannten, einer aus Mantua, der andere aus Cremona, sind nachts mit ihren Regimentern in der Richtung gegen Mailand abmarschiert." — „Gibts Krieg?" fragte Marcolina vom Fenster her; sie hatte sich umgewandt, die Züge ihres umschatteten Gesichts blieben undeutbar, — doch ein leises Beben ihrer Stimme hatte Casanova als einziger wohl gemerkt. „Es wird vielleicht zu nichts kommen," sagte er leichthin. „Aber da die Spanier eine drohende Haltung annehmen, heißt es bereit sein." — „Weiß man denn überhaupt," fragte Olivo wichtig und stirnrunzelnd, „auf welche Seite wir uns schlagen werden, auf die spanische oder auf die französische?" — „Das dürfte dem Leutnant Lorenzi gleich sein," meinte der Abbate. „Wenn er nur endlich dazu kommt sein Heldentum zu erproben." — „Das hat er schon getan," sagte Amalia. „Bei Pavia vor drei Jahren hat er mitgefochten." Marcolina aber schwieg.

Casanova wußte genug. Er trat an Marcolinens Seite und umfaßte den Garten mit einem großen Blick. Er sah nichts als die ausgedehnte

wilde Wiese, auf der die Kinder spielten, und die von einer Reihe hoher dichter Bäume gegen die Mauer zu abgeschlossen war. „Was für ein prächtiger Besitz," wandte er sich an Olivo. „Ich wäre neugierig, ihn näher kennen zu lernen." – „Und ich, Chevalier," erwiderte Olivo, „wünsche mir kein größeres Vergnügen, als Sie über meine Weinberge und durch meine Felder zu führen. Ja, wenn ich die Wahrheit sagen soll, fragen Sie doch Amalia, in den Jahren, seit das kleine Gütchen mir gehört, hab ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als Sie endlich auf meinem eigenen Grund und Boden als Gast zu begrüßen. Zehnmal war ich daran, Ihnen zu schreiben, Sie einzuladen. Aber war man denn je sicher, daß eine Nachricht Sie erreichen würde? Erzählte einem irgendwer, man hätte Sie kürzlich in Lissabon gesehen – so konnte man sicher sein, daß Sie indes nach Warschau oder nach Wien abgereist seien. Und nun, da ich Sie wie durch ein Wunder eben in der Stunde wiederfinde, da Sie Mantua verlassen wollen, und es mir, – es war nicht leicht, Amalia – gelingt, Sie hierherzulocken, da geizen Sie so mit Ihrer Zeit, daß Sie uns – möchten Sie es glauben, Herr Abbate – daß er uns nicht mehr als höchstens zwei Tage schenken will!" – „Der Chevalier wird sich vielleicht zu einer Verlängerung seines Aufenthalts überreden lassen," sagte der Abbate, der eben mit viel Behagen eine Pfirsichschnitte im Mund zergehen ließ, und warf auf Amalia einen raschen Blick, aus dem Casanova zu entnehmen glaubte, daß sie den Abbate in tieferes Vertrauen gezogen hatte als ihren Gatten. – „Das wird mir leider nicht möglich sein," erwiderte Casanova förmlich; „denn ich darf Freunden, die solchen Anteil an meinem Schicksal nehmen, nicht verhehlen, daß meine venezianischen Mitbürger im Begriffe sind, mir für das Unrecht, das sie mir vor Jahren zugefügt, eine etwas verspätete, aber um so ehrenvollere Genugtuung zu geben, und ich ihrem Drängen mich nicht länger werde versagen können, wenn ich nicht undankbar oder gar nachträgerisch erscheinen will." Mit einer leichten Handbewegung wehrte er eine neugierig-ehrfurchtsvolle Frage ab, die er auf Olivos Lippen sich runden sah, und bemerkte rasch: „Nun, Olivo, ich bin bereit. Zeigen Sie mir Ihr kleines Königreich."

„Wär' es nicht geratener," warf Amalia ein, „dazu die kühlere Tageszeit abzuwarten? Der Chevalier wird jetzt gewiß lieber ein wenig ruhn oder sich im Schatten ergehen wollen?" Und aus ihren Augen schimmerte zu Casanova ein schüchternes Flehen hin, als müßte während eines solchen Lustwandelns draußen im Garten ihr Schicksal sich zum zweitenmal entscheiden. – Niemand hatte gegen Amaliens Vorschlag etwas einzuwenden, und man begab sich ins Freie. Marcolina, den andern voraus, lief im Sonnenschein über die Wiese zu den Kindern, die dort mit Feder-

bällen spielten, und nahm sofort am Spiele teil. Sie war kaum größer als das älteste der drei Mädchen, und, wie ihr nun das freigelockte Haar um die Schultern flatterte, sah sie selber einem Kinde gleich. Olivo und der Abbate ließen sich in der Allee, in der Nähe des Hauses, auf einer steinernen Bank nieder. Amalia wandelte an Casanovas Seite weiter. Als sie von den andern nicht mehr gehört werden konnte, begann sie im Tonfall von einst, als wäre ihre Stimme für Casanova niemals in einem andern erklungen:

„So bist du wieder da, Casanova! Wie hab' ich diesen Tag ersehnt. Daß er einmal kommen würde, hab' ich gewußt." – „Es ist ein Zufall, daß ich da bin," sagte Casanova kalt. Amalia lächelte nur. „Nenn' es wie du willst. Du bist da! Ich habe in diesen sechzehn Jahren von nichts anderem geträumt als von diesem Tag!" – „Es ist anzunehmen," entgegnete Casanova, „daß du im Laufe dieser Zeit von mancherlei anderem geträumt und – nicht nur geträumt hast." Amalia schüttelte den Kopf. „Du weißt, daß es nicht so ist, Casanova. Und auch du hast meiner nicht vergessen, sonst hättest du, der du so eilig bist nach Venedig zu gelangen, Olivos Einladung nicht angenommen!" – „Was denkst du eigentlich, Amalia? Ich sei hergekommen, um deinen guten Mann zum Hahnrei zu machen?" – „Warum sprichst du so, Casanova? Wenn ich dir wieder gehöre, so ist es weder Betrug noch Sünde!" Casanova lachte laut auf. „Keine Sünde? Warum keine Sünde? Weil ich ein alter Mann bin?" – „Du bist nicht alt. Für mich kannst du es niemals werden. In deinen Armen hab' ich meine erste Seligkeit genossen – und so ist es mir gewiß bestimmt, daß mir mit dir auch meine letzte zuteil wird!" – „Deine letzte?" wiederholte Casanova höhnisch, obwohl er nicht ganz ungerührt war, – „dagegen dürfte mein Freund Olivo wohl mancherlei einzuwenden haben." – „Das," erwiderte Amalia errötend, „das ist Pflicht – meinethalben sogar Vergnügen; aber Seligkeit ist es doch nicht . . . war es niemals."

Sie gingen die Allee nicht zu Ende, als scheuten beide die Nähe des Wiesenplatzes, wo Marcolina und die Kinder spielten, – wie auf Verabredung kehrten sie um und waren bald wieder, schweigend, beim Wohnhaus angelangt. An der Schmalseite stand ein Fenster des Erdgeschosses offen. Casanova sah in der dämmernden Tiefe des Gemachs einen halbgerafften Vorhang, hinter dem das Fußende des Bettes sichtbar wurde. Über einen Stuhl daneben hing ein lichtes, schleierartiges Gewand. „Marcolinens Zimmer?" fragte Casanova. – Amalia nickte. Und zu Casanova anscheinend heiter und wie ohne jeden Verdacht: „Sie gefällt dir?" – „Da sie schön ist." – „Schön und tugendhaft." – Casanova zuckte die Achseln, als hätte er darnach nicht gefragt. Dann sagte er:

„Wenn du mich heute zum erstenmal sähest — ob ich dir wohl auch gefiele, Amalia?“ — „Ich weiß nicht, ob du heute anders aussiehst als damals. Ich sehe dich — wie du damals warst. Wie ich dich seither immer, auch in meinen Träumen sah.“ — „Sieh mich doch an, Amalia! Die Runzeln meiner Stirn ... Die Falten meines Halses! Und die tiefe Rinne da von den Augen den Schläfen zu! Und hier — ja, hier in der Ecke fehlt mir ein Zahn,“ — er riß den Mund grinsend auf. „Und diese Hände, Amalia! Sieh sie doch an! Finger wie Krallen ... kleine gelbe Flecken auf den Nägeln ... Und die Adern da — blau und geschwollen — Greisenhände, Amalia!“ — Sie nahm seine beiden Hände, so wie er sie ihr wies, und im Schatten der Allee küßte sie eine nach der andern mit Andacht. „Und heute nacht will ich deine Lippen küssen,“ sagte sie in einer demütig-zärtlichen Art, die ihn erbitterte.

Unweit von ihnen, am Ende der Wiese, lag Marcolina im Gras, die Hände unter den Kopf gestützt, den Blick in die Höhe gewandt, und die Bälle der Kinder flogen über sie hin. Plötzlich streckte sie den einen Arm aus und haschte nach einem der Bälle. Sie fing ihn auf, lachte hell, die Kinder fielen über sie her, sie konnte sich ihrer nicht erwehren, ihre Locken flogen. Casanova bebte. „Du wirst weder meine Lippen noch meine Hände küssen,“ sagte er zu Amalia, „und du sollst mich vergeblich erwartet und vergeblich von mir geträumt haben — es sei denn, daß ich vorher Marcolina besessen habe.“ — „Bist du wahnsinnig, Casanova?“ rief Amalia mit weher Stimme. — „So haben wir einander nichts vorzuwerfen,“ sagte Casanova. „Du bist wahnsinnig, da du in mir altem Manne den Geliebten deiner Jugend wiederzusehen glaubst, ich, weil ich mir in den Kopf gesetzt habe, Marcolina zu besitzen. Aber vielleicht ist uns beiden beschieden, wieder zu Verstand zu kommen. Marcolina soll mich wieder jung machen — für dich. Also — führe meine Sache bei ihr, Amalia!“ — „Du bist nicht bei dir, Casanova. Es ist unmöglich. Sie will von keinem Mann etwas wissen.“ — Casanova lachte auf. „Und der Leutnant Lorenzi?“ — „Was soll's mit Lorenzi sein?“ — „Er ist ihr Liebhaber, ich weiß es.“ — „Wie du dich irrst, Casanova. Er hat um ihre Hand angehalten, und sie hat sie ausgeschlagen. Und er ist jung — er ist schön — ja, fast glaub' ich, schöner als du je gewesen bist, Casanova!“ — „Er hätte um sie geworben?“ — „Frage doch Olivo, wenn du mir nicht glaubst.“ — „Nun, mir gilt's gleich. Was geht's mich an, ob sie eine Jungfrau ist oder eine Dirne, Braut oder Witwe — ich will sie haben, ich will sie!“ — „Ich kann sie dir nicht geben, mein Freund.“ Und er fühlte aus dem Ton ihrer Stimme, daß sie ihn beklagte. „Nun siehst du,“ sagte er, „was für ein schmählicher Kerl ich geworden bin, Amalia! Noch vor zehn — noch vor fünf Jahren hätt' ich keinen Bei-

stand und keine Fürsprache gebraucht, und wäre Marcolina die Göttin der Tugend selbst gewesen. Und nun will ich dich zur Kupplerin machen. Oder wenn ich reich wäre . . . Ja, mit zehntausend Dukaten . . . Aber ich habe nicht zehn. Ein Bettler bin ich, Amalia." – „Auch für hunderttausend bekämst du Marcolina nicht. Was kann ihr am Reichtum liegen? Sie liebt die Bücher, den Himmel, die Wiesen, die Schmetterlinge und die Spiele mit Kindern . . . Und mit ihrem kleinen Erbteil hat sie mehr als sie bedarf." – „Oh, wär' ich ein Fürst!" rief Casanova, ein wenig deklamierend, wie es zuweilen seine Art war, gerade wenn ihn eine echte Leidenschaft durchwühlte. „Hätt' ich die Macht, Menschen ins Gefängnis werfen, hinrichten zu lassen . . . Aber ich bin nichts. Ein Bettler – und ein Lügner dazu. Ich bettle bei den hohen Herrn in Venedig um ein Amt, um ein Stück Brot, um Heimat! Was ist aus mir geworden? Ekelt dich nicht vor mir, Amalia?" – „Ich liebe dich, Casanova!" – „So verschaffe sie mir, Amalia! Es steht bei dir! Ich weiß es. Sag' ihr, was du willst. Sag' ihr, daß ich euch gedroht habe. Daß du mir zutraust, ich könnte euch das Dach über dem Hause anzünden! Sag' ihr, ich wär' ein Narr, ein gefährlicher Narr, aus dem Irrenhaus entsprungen, aber die Umarmung einer Jungfrau könnte mich wieder gesund machen. Ja, das sag' ihr." – „Sie glaubt nicht an Wunder." – „Wie? Nicht an Wunder? So glaubt sie auch nicht an Gott. Um so besser! Ich bin gut angeschrieben beim Erzbischof von Mailand! Sag' ihr das! Ich kann sie verderben! Euch alle kann ich verderben. Das ist wahr, Amalia! Was sind es für Bücher, die sie liest? Gewiß sind auch solche darunter, die die Kirche verboten hat. Laß sie mich sehen. Ich will eine Liste zusammenstellen. Ein Wort von mir . . ." – „Schweige, Casanova! Dort kommt sie. Verrate dich nicht! Nimm deine Augen in acht! Nie, Casanova, nie, höre wohl, was ich sage, nie hab' ich ein reineres Wesen gekannt. Ahnte sie, was ich eben habe hören müssen, sie erschiene sich wie beschmutzt; und du würdest sie, solang du hier bist, mit keinem Blick mehr zu sehen bekommen. Sprich mit ihr. Ja, sprich mit ihr – du wirst sie, du wirst mich um Verzeihung bitten."

Marcolina, mit den Kindern, kam heran; diese liefen an ihr vorbei ins Haus, sie selber aber, wie um dem Gast eine Höflichkeit zu erweisen, blieb vor ihm stehen, während Amalia, wie mit Absicht, sich entfernte. Und nun war es Casanova in der Tat, als wehte es ihm von diesen blassen, halb geöffneten Lippen, dieser glatten, von dunkelblondem, nun aufgestecktem Haar umrahmten Stirn wie ein Hauch von Herbheit und Keuschheit entgegen; – was er selten einer Frau, was er auch ihr gegenüber früher im geschlossenen Raum nicht verspürt – eine Art von Andacht, von Hingegebenheit ohne jedes Verlangen floß durch seine Seele.

Und mit Andacht, ja in einem Ton von Ehrerbietung, wie man sie Höhergeborenen gegenüber an den Tag zu legen liebt und der ihr schmeicheln mußte, stellte er die Frage an sie, ob sie die kommenden Abendstunden wieder dem Studium zu widmen beabsichtige. Sie erwiderte, daß sie auf dem Land überhaupt nicht regelmäßig zu arbeiten pflege, doch könne sie's nicht hindern, daß gewisse mathematische Probleme, mit denen sie sich eben beschäftige, ihr auch in den Ruhestunden nachgingen, wie es ihr eben jetzt begegnet sei, während sie auf der Wiese gelegen war und zum Himmel aufgesehen hatte. Doch als Casanova, durch ihre Freundlichkeit ermutigt, sich scherzend erkundigte, was denn dies für ein hohes und dabei so zudringliches Problem gewesen sei, entgegnete sie etwas spöttisch, es habe keineswegs das allergeringste mit jener berühmten Kabbala zu tun, in der der Chevalier von Seingalt, wie man sich erzähle, Bedeutendes leiste, und so würde er kaum viel damit anzufangen wissen. Es ärgerte ihn, daß sie von der Kabbala mit so unverhohlener Ablehnung sprach, und obwohl ihm selbst, in den freilich seltenen Stunden innerer Einkehr, bewußt war, daß jener eigentümlichen Mystik der Zahlen, die man Kabbala nennt, keinerlei Sinn und keine Berechtigung zukäme, daß sie in der Natur gewissermaßen gar nicht vorhanden, nur von Gaunern und Spaßmachern — welche Rolle er abwechselnd, aber immer mit Überlegenheit gespielt — zur Nasführung von Leichtgläubigen und Toren benützt werde, so versuchte er jetzt doch gegen seine eigene bessere Überzeugung Marcolina gegenüber die Kabbala als vollgültige und ernsthafte Wissenschaft zu verteidigen. Er sprach von der göttlichen Natur der Siebenzahl, die sich so schon in der Heiligen Schrift angedeutet fände, von der tiefsinnig-prophetischen Bedeutung der Zahlenpyramiden, die er selbst nach einem neuen System aufzubauen gelehrt hatte, und von dem häufigen Eintreffen seiner auf diesem System beruhenden Voraussagen. Vor wenigen Jahren erst hatte er in Amsterdam den Bankier Hope durch den Aufbau einer solchen Zahlenpyramide veranlaßt, die Versicherung eines schon verloren geglaubten Handelsschiffes zu übernehmen, und ihn dadurch zweimalhunderttausend Goldgulden verdienen lassen! Noch immer war er so geschickt im Vortrag seiner schwindelhaft geistreichen Theorien, daß er auch diesmal, wie es ihm oft geschah, an all das Unsinnige zu glauben begann, das er vortrug, und sogar mit der Behauptung zu schließen sich getraute, die Kabbala stelle nicht so sehr einen Zweig, als vielmehr die metaphysische Vollendung der Mathematik vor. Marcolina, die ihm bisher sehr aufmerksam und anscheinend ganz ernsthaft zugehört hatte, schaute nun plötzlich mit einem halb bedauernden, halb spitzbübischen Blick zu ihm auf und sagte: „Es liegt Ihnem daran, mein werter Herr Casanova," (sie schien ihn jetzt mit Absicht nicht „Chevalier" zu nennen)

„mir eine ausgesuchte Probe von Ihrem weltbekannten Unterhaltungstalent zu geben, wofür ich Ihnen aufrichtig dankbar bin. Aber Sie wissen natürlich so gut wie ich, daß die Kabbala nicht nur nichts mit der Mathematik zu tun hat, sondern geradezu eine Versündigung an ihrem eigentlichen Wesen bedeutet; und sich zu ihr nicht anders verhält als das verworrene oder lügenhafte Geschwätz der Sophisten zu den klaren und hohen Lehren des Plato und des Aristoteles." — „Immerhin," erwiderte Casanova rasch, „werden Sie mir zugeben müssen, schöne und gelehrte Marcolina, daß auch die Sophisten keineswegs durchaus als so verächtliche und törichte Gesellen zu gelten haben, wie man nach Ihrem allzu strengen Urteil annehmen müßte. So wird man — um nur ein Beispiel aus der Gegenwart anzuführen — Herrn Voltaire seiner ganzen Denk- und Schreibart nach gewiß als das Muster eines Sophisten bezeichnen dürfen, und trotzdem wird es niemandem einfallen, auch mir nicht, der ich mich als seinen entschiedenen Gegner bekenne, ja, wie ich nicht leugnen will, eben damit beschäftigt bin, eine Schrift gegen ihn zu verfassen, auch mir fällt es nicht ein, seiner außerordentlichen Begabung die gebührende Anerkennung zu versagen. Und ich bemerke gleich, daß ich mich nicht etwa durch die übertriebene Zuvorkommenheit habe bestechen lassen, die mir Herr Voltaire bei Gelegenheit meines Besuchs in Ferney vor zehn Jahren zu erweisen die Güte hatte." — Marcolina lächelte. „Das ist ja sehr hübsch von Ihnen, Chevalier, daß Sie den größten Geist des Jahrhunderts so milde zu beurteilen die Gewogenheit haben." — „Ein großer Geist — der größte gar?" rief Casanova aus. „Ihn so zu nennen scheint mir schon deshalb unstatthaft, weil er bei all seinem Genie ein gottloser Mensch, ja geradezu ein Gottesleugner ist. Und ein Gottesleugner kann niemals ein großer Geist sein." „Meiner Ansicht nach, Herr Chevalier, bedeutet das durchaus keinen Widerspruch. Aber Sie werden vor allem zu beweisen haben, daß man Voltaire einen Gottesleugner nennen darf." —

Nun war Casanova in seinem Element. Im ersten Kapitel seiner Streitschrift hatte er eine ganze Menge von Stellen aus Voltaires Werken, insbesondere aus der berüchtigten "Pucelle", zusammengetragen, die ihm besonders geeignet schienen, dessen Ungläubigkeit zu beweisen; und die er nun dank seinem vorzüglichen Gedächtnis, zusammen mit seinen eigenen Gegenargumenten, wörtlich zu zitieren wußte. Aber in Marcolina hatte er eine Gegnerin gefunden, die ihm sowohl an Kenntnissen wie an Geistesschärfe wenig nachgab und ihm überdies, wenn auch nicht an Redegewandtheit, so doch an eigentlicher Kunst und insbesondere an Klarheit des Ausdrucks weit überlegen war. Die Stellen, die Casanova als Beweise für die Spottlust, Zweifelsucht und Gottlosigkeit Voltaires auszu-

legen versucht hatte, deutete Marcolina gewandt und schlagfertig als ebensoviele Zeugnisse für des Franzosen wissenschaftliches und schriftstellerisches Genie, sowie für sein unermüdlich heißes Streben nach Wahrheit, und sie sprach es ungescheut aus, daß Zweifel, Spott, ja daß der Unglaube selbst, wenn er mit so reichem Wissen, solch unbedingter Ehrlichkeit und solch hohem Mut verbunden sei, Gott wohlgefälliger sein müsse, als die Demut des Frommen, hinter der sich meist nichts anderes verberge, als eine mangelhafte Fähigkeit, folgerichtig zu denken, ja oftmals — wofür es an Beispielen nicht fehle — Feigheit und Heuchelei.

Casanova hörte ihr mit wachsendem Staunen zu. Da er sich außerstande fühlte, Marcolina zu bekehren, — um so weniger, als er immer mehr erkannte, wie sehr eine gewisse schwankende Seelenstimmung seiner letzten Jahre, die er als Gläubigkeit aufzufassen sich gewöhnt hatte, durch Marcolinens Einwürfe sich völlig aufzulösen drohte, so rettete er sich in die allgemein gehaltene Betrachtung, daß Ansichten, wie Marcolina sie eben ausgesprochen, nicht nur die Ordnung im Bereich der Kirche, sondern daß sie auch die Grundlagen des Staates in hohem Grade zu gefährden geeignet seien, und sprang von hier aus gewandt auf das Gebiet der Politik über, wo er mit seiner Erfahrung und Weltläufigkeit eher darauf rechnen konnte, Marcolinen gegenüber eine gewisse Überlegenheit zu zeigen. Aber wenn es ihr hier auch an Personenkenntnis und Einblick in das höfisch-diplomatische Getriebe gebrach und sie darauf verzichten mußte, Casanova im einzelnen zu widersprechen, auch wo sie der Verläßlichkeit seiner Darstellung zu mißtrauen Anlaß hatte; — aus ihren Bemerkungen ging unwidersprechlich für ihn hervor, daß sie weder vor den Fürsten dieser Erde noch vor den Staatsgebilden als solchen sonderliche Achtung hegte und der Überzeugung war, daß die Welt im Kleinen wie im Großen von Eigennutz und Herrschsucht nicht so sehr regiert, als in Verwirrung gebracht werde. Einer solchen Freiheit des Denkens war Casanova bisher nur selten, bei Frauen, bei einem jungen Mädchen gar, das gewiß noch keine zwanzig Jahre zählte, war er ihr noch nie begegnet; und nicht ohne Wehmut erinnerte er sich, daß sein eigener Geist in vergangenen Tagen, die schöner waren als die gegenwärtigen, mit einer bewußten und etwas selbstzufriedenen Kühnheit die gleichen Wege gegangen war, die er nun Marcolina beschreiten sah, ohne daß diese sich ihrer Kühnheit überhaupt bewußt zu werden schien. Und ganz hingenommen von der Eigenart ihrer Denk- und Ausdrucksweise vergaß er beinahe, daß er an der Seite eines jungen, schönen und höchst begehrenswerten Wesens einherwandelte, was um so verwunderlicher war, als er sich mit ihr ganz allein in der nun völlig durchschatteten Allee, ziemlich weit vom Wohnhaus befand. Plötzlich aber, sich in einem eben begonnenen Satz unterbrechend, rief Marco-

lina lebhaft, ja wie freudig aus: „Da kommt mein Oheim!“ ... Und Casanova, als hätte er Versäumtes nachzuholen, flüsterte ihr zu: „Wie schade. Gar zu gerne hätte ich mich noch stundenlang mit Ihnen weiter unterhalten, Marcolina!“ — Er fühlte selbst, wie während dieser Worte in seinen Augen die Begier von neuem aufzuleuchten begann, worauf Marcolina, die in dem abgelaufenen Gespräch in aller Spöttelei sich fast zutraulich gegeben, sofort wieder eine kühlere Haltung annahm, und ihr Blick die gleiche Verwahrung, ja den gleichen Widerwillen ausdrückte, der Casanova heute schon einmal so tief verletzt hatte. Bin ich wirklich so verabscheuungswürdig, fragte er sich angstvoll. Nein, gab er sich selbst zur Antwort. Nicht das ist's. Aber Marcolina — ist kein Weib. Eine Gelehrte, eine Philosophin, ein Weltwunder meinethalben — aber kein Weib. — Doch er wußte zugleich, daß er sich so nur selbst zu belügen, zu trösten, zu retten versuchte, und daß diese Versuche vergeblich waren. Olivo stand vor ihnen. „Nun,“ meinte er zu Marcolina, „hab' ich das nicht gut gemacht, daß ich dir endlich jemanden ins Haus gebracht habe, mit dem sich's so klug reden läßt, wie du's von deinen Professoren in Bologna her gewohnt sein magst?“ — „Und nicht einmal unter diesen, liebster Oheim,“ erwiderte Marcolina, „gibt es einen, der es sich getrauen dürfte, Voltaire selbst zum Zweikampf herauszufordern!“ — „Ei, Voltaire? Der Chevalier fordert ihn heraus?“ rief Olivo ohne zu verstehen. — „Ihre witzige Nichte, Olivo, spricht von der Streitschrift, die mich in der letzten Zeit beschäftigt. Liebhaberei für müßige Stunden. Früher hatte ich Gescheiteres zu tun.“ Marcolina, ohne darauf zu achten, bemerkte: „Sie werden eine angenehme kühle Luft für Ihren Spaziergang haben. Auf Wiedersehen.“ Sie nickte kurz und eilte über die Wiese dem Hause zu. Casanova hielt sich davor zurück ihr nachzusehen und fragte: „Wird uns Frau Amalia begleiten?“ — „Nein, mein werter Chevalier,“ erwiderte Olivo, „sie hat allerlei im Hause zu besorgen und anzuordnen — und jetzt ist auch die Stunde, in der sie die Mädchen zu unterrichten pflegt.“ — „Was für eine tüchtige, brave Hausfrau und Mutter! Sie sind zu beneiden, Olivo!“ — „Ja, das sag' ich mir selbst alle Tage,“ entgegnete Olivo, und die Augen wurden ihm feucht.

Sie gingen die Schmalseite des Hauses entlang. Das Fenster Marcolinens stand offen, wie vorher; aus dem dämmernden Grund des Gemachs schimmerte das schleierartige helle Gewand. Durch die breite Kastanienallee gelangten sie auf die Straße, die schon völlig im Schatten lag. Langsam gingen sie aufwärts längs der Gartenmauer; wo sie im rechten Winkel umbog, begann das Weingelände. Zwischen den hohen Stöcken, an denen schwere dunkelblaue Beeren hingen, führte Olivo seinen Gast zur Höhe, und deutete mit einer behaglich zufriedenen Handbewegung

nach seinem Hause zurück, das nun ziemlich tief unter ihnen lag. Im Fensterrahmen des Turmgemachs glaubte Casanova eine weibliche Figur auf und nieder schweben zu sehen.

Die Sonne neigte sich dem Untergang zu; aber noch war es heiß genug. Über Olivos Wangen rannen die Schweißtropfen, während Casanovas Stirne vollkommen trocken blieb. Allmählich weiter und nun nach abwärts schreitend kamen sie auf üppiges Wiesenland. Von einem Olivenbaum zum andern rankte sich das Geäst der Reben, zwischen den Baumreihen wiegten sich die hohen gelben Ähren. — „Segen der Sonne," sagte Casanova wie anerkennend, „in tausendfältiger Gestalt." Olivo erzählte wieder und mit noch größerer Ausführlichkeit als vorher, wie er nach und nach diesen schönen Besitz erworben, und wie ein paar glückliche Ernte- und Lesejahre ihn zum wohlhabenden, ja zum reichen Manne gemacht. Casanova aber hing seinen eigenen Gedanken nach und griff nur selten ein Wort Olivos auf, um durch irgendeine höfliche Zwischenfrage seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Erst als Olivo von allem möglichen schwatzend auf seine Familie und endlich auf Marcolina geraten war, horchte Casanova auf. Aber er erfuhr nicht viel mehr als er schon vorher gewußt hatte. Da sie schon als Kind, noch im Hause ihres Vaters, der Olivos Stiefbruder, früh verwitwet und Arzt in Bologna gewesen war, durch die zeitig erwachenden Fähigkeiten ihres Verstandes ihre Umgebung in Erstaunen gesetzt, hatte man indes Muße genug gehabt, sich an ihre Art zu gewöhnen. Vor wenigen Jahren war ihr Vater gestorben, und seither lebte sie in der Familie eines berühmten Professors der hohen Schule von Bologna, eben jenes Morgagni, der sich vermaß, seine Schülerin zu einer großen Gelehrten heranzubilden; in den Sommermonaten war sie stets beim Oheim zu Gaste. Eine Anzahl Bewerbungen um ihre Hand, die eines Bologneser Kaufmanns, eines Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft und zuletzt die des Leutnant Lorenzi habe sie zurückgewiesen und scheine tatsächlich gewillt, ihr Dasein völlig dem Dienst der Wissenschaft zu widmen. Während Olivo dies erzählte, fühlte Casanova sein Verlangen ins Ungemessene wachsen, und die Einsicht, daß es so töricht als hoffnungslos war, brachte ihn der Verzweiflung nahe. Eben als sie aus dem Feld- und Wiesenland auf die Fahrstraße traten, erschallte ihnen aus einer Staubwolke, die sich näherte, Rufen und Grüßen entgegen. Ein Wagen wurde sichtbar, in dem ein vornehm gekleideter älterer Mann an der Seite einer etwas jüngeren üppigen und geschminkten Dame saß. „Der Marchese," flüsterte Olivo seinem Begleiter zu, „er ist auf dem Wege zu mir."

Der Wagen hielt. „Guten Abend, mein trefflicher Olivo," rief der Marchese, „darf ich Sie bitten, mich mit dem Chevalier von Seingalt

bekannt zu machen? Denn ich zweifle nicht, daß ich das Vergnügen habe, mich ihm gegenüber zu sehen." – Casanova verbeugte sich leicht. „Ich bin es," sagte er. – „Und ich der Marchese Celsi, – hier die Marchesa, meine Gattin." Die Dame reichte Casanova die Fingerspitzen; er berührte sie mit den Lippen.

„Nun, mein bester Olivo," sagte der Marchese, dessen wachsgelbes schmales Antlitz durch die über den stechenden grünlichen Augen zusammengewachsenen dichten roten Brauen ein nicht eben freundliches Ansehen erhielt, – „mein bester Olivo, wir haben denselben Weg, nämlich zu Ihnen. Und da es kaum ein Viertelstündchen bis dahin ist, will ich aussteigen und mit Ihnen zu Fuß gehen. Du hast wohl nichts dagegen, die kleine Strecke allein zu fahren," wandte er sich an die Marchesa, die Casanova die ganze Zeit über mit lüstern prüfenden Augen betrachtet hatte; gab, ohne die Antwort seiner Gattin abzuwarten, dem Kutscher einen Wink, worauf dieser sofort wie toll auf die Pferde einhieb, als käme es ihm aus irgendeinem Grund darauf an, seine Herrin möglichst geschwind davonzubringen; und gleich war der Wagen hinter einer Staubwolke verschwunden.

„Man weiß nämlich schon in unserer Gegend," sagte der Marchese, der noch ein paar Zoll höher als Casanova und von einer unnatürlichen Magerkeit war, „daß der Chevalier von Seingalt hier angekommen und bei seinem Freund Olivo abgestiegen ist. Es muß ein erhebendes Gefühl sein, einen so berühmten Namen zu tragen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Marchese," erwiderte Casanova, „ich habe allerdings die Hoffnung noch nicht aufgegeben, mir einen solchen Namen zu erwerben, finde mich aber vorläufig davon noch recht weit entfernt. – Eine Arbeit, mit der ich eben beschäftigt bin, wird mich meinem Ziele hoffentlich etwas näher bringen."

„Wir können den Weg hier abkürzen," sagte Olivo und schlug einen Feldweg ein, der gerade auf die Mauer seines Gartens zuführte. – „Arbeit?" wiederholte der Marchese mit einem unbestimmten Ausdruck. „Darf man fragen, von welcher Art von Arbeit Sie sprechen, Chevalier?" – „Wenn Sie mich danach fragen, Herr Marchese, so seh ich mich genötigt meinerseits an Sie die Frage zu richten, von was für einer Art von Ruhm Sie vorhin geredet haben?" Dabei sah er dem Marchese hochmütig in die stechenden Augen. Denn wenn er auch sehr wohl wußte, daß weder sein phantastischer Roman, „Icosameron", noch seine dreibändige „Widerlegung von Amelots Geschichte der venezianischen Regierung" ihm nennenswerten schriftstellerischen Ruhm eingebracht hatten, es lag ihm daran, für sich keinen andern als erstrebenswert gelten zu lassen, und er mißverstand absichtlich alle weiteren vorsichtig tastenden

Bemerkungen und Anspielungen des Marchese, der sich unter Casanova wohl einen berühmten Frauenverführer, Spieler, Geschäftsmann, politischen Emissär und sonst alles mögliche, nur durchaus keinen Schriftsteller vorzustellen imstande war, um so weniger als weder von der Widerlegung des Amelotischen Werkes noch von dem „Icosameron" jemals eine Kunde zu ihm gedrungen war. So bemerkte er endlich mit einer gewissen höflichen Verlegenheit: „Immerhin gibt es nur einen Casanova." – „Auch das ist ein Irrtum, Herr Marchese," entgegnete Casanova kalt. „Ich habe Geschwister, und der Name eines meiner Brüder, des Malers Francesco Casanova, dürfte einem Kenner nicht fremd klingen."

Es zeigte sich, daß der Marchese auch auf diesem Gebiete nicht zu den Kennern gehörte, und so lenkte er das Gespräch auf Bekannte, die ihm in Neapel, Rom, Mailand und Mantua wohnten, und von denen er annehmen konnte, daß Casanova mit ihnen gelegentlich zusammengetroffen war. In diesem Zusammenhang nannte er auch den Namen des Barons Perotti, doch in einigermaßen verächtlichem Tone, und Casanova mußte zugestehen, daß er manchmal im Hause des Barons ein kleines Spiel zu machen pflege – „zur Zerstreuung," setzte er hinzu, – „ein halbes Stündchen vor dem Schlafengehen. Im übrigen hab' ich diese Art von Zeitvertreib so ziemlich aufgegeben." – „Das täte mir leid," sagte der Marchese, „denn ich will Ihnen nicht verhehlen, Herr Chevalier, daß es ein Traum meines Lebens war, mich mit Ihnen zu messen – sowohl im Spiel, als – in jüngeren Jahren – auch auf andern Gebieten. Denken Sie übrigens, daß ich – wie lange mag es her sein? – daß ich in Spaa genau an dem Tage, ja in der Stunde ankam, als Sie es verließen. Unsere Wagen fuhren aneinander vorüber. Und in Regensburg widerfuhr mir ein ähnliches Mißgeschick. Dort bewohnte ich sogar das Zimmer, das Sie eine Stunde vorher verlassen hatten." – „Es ist ein rechtes Unglück," sagte Casanova, immerhin ein wenig geschmeichelt, „daß man einander manchmal zu spät im Leben begegnet." – „Es ist noch nicht zu spät," rief der Marchese lebhaft. „In Hinsicht auf mancherlei anderes will ich mich gern im vorhinein geschlagen geben, und es kümmert mich wenig, – aber was das Spiel anbelangt, mein lieber Chevalier, so sind wir beide vielleicht gerade in den Jahren –"

Casanova unterbrach ihn: „In den Jahren – mag sein. Aber leider kann ich gerade auf dem Gebiet des Spiels nicht mehr auf das Vergnügen Anspruch erheben, mich mit einem Partner Ihres Rangs messen zu dürfen – weil ich" – und dies sagte er im Ton eines entthronten Fürsten – „weil ich es mit all meinem Ruhm, mein werter Herr Marchese, bis heute nicht viel weiter als bis zum Bettler gebracht habe."

Der Marchese schlug unwillkürlich vor Casanovas stolzem Blick die

Augen nieder und schüttelte dann nur ungläubig, wie zu einem sonderbaren Spaß, den Kopf. Olivo aber, der dem ganzen Gespräch mit Spannung gelauscht und die gewandt überlegenen Antworten seines außerordentlichen Freundes mit beifälligem Nicken begleitet hatte, vermochte eine Bewegung des Erschreckens kaum zu unterdrücken. Sie standen eben alle an der rückwärtigen Gartenmauer vor einer schmalen Holztür, und während Olivo sie mit einem kreischenden Schlüssel öffnete und den Marchese voraus in den Garten treten ließ, flüsterte er Casanova zu, ihn beim Arm fassend: „Sie werden Ihr letztes Wort zurücknehmen, Chevalier, ehe Sie den Fuß wieder in mein Haus setzen. Das Geld, das ich Ihnen seit sechzehn Jahren schulde, liegt bereit. Ich wagte nur nicht . . . Fragen Sie Amalia . . . Abgezählt liegt es bereit. Beim Abschied wollte ich mir erlauben –" Casanova unterbrach ihn sanft. „Sie sind nicht mein Schuldner, Olivo. Die paar Goldstücke waren – Sie wissen es wohl – ein Hochzeitsgeschenk, das ich, als Freund von Amaliens Mutter . . . Doch wozu überhaupt davon reden. Was sollen mir die paar Dukaten? Ich stehe an einer Wende meines Schicksals," setzte er absichtlich laut hinzu, so daß ihn der Marchese, der nach ein paar Schritten stehen geblieben war, hören konnte. Olivo tauschte einen Blick mit Casanova, um sich seiner Zustimmung zu versichern, dann bemerkte er zum Marchese: „Der Chevalier ist nämlich nach Venedig zurückberufen und reist in wenigen Tagen nach seiner Vaterstadt ab." – „Vielmehr," bemerkte Casanova, während sie alle sich dem Hause näherten, „man ruft bereits seit geraumer Zeit nach mir und immer dringender. Aber ich finde, die Herren Senatoren haben sich lange genug Zeit gelassen. Mögen nun sie sich in Geduld fassen." – „Ein Stolz," sagte der Marchese, „zu dem Sie im höchsten Maße berechtigt sind, Chevalier!"

Als sie aus der Allee auf die Wiese hinaustraten, die nun schon völlig im Schatten dalag, sahen sie, dem Hause nahe, die kleine Gesellschaft versammelt, von der sie erwartet wurden. Alle erhoben sich, um ihnen entgegen zu gehen, zuerst der Abbate, zwischen Marcolina und Amalia; ihnen folgte die Marchesa, ihr zur Seite ein hochgewachsener bartloser junger Offizier in roter silberverschnürter Uniform und glänzenden Reiterstiefeln, der kein anderer sein konnte als Lorenzi. Wie er zu der Marchesa sprach, ihre weißen gepuderten Schultern mit dem Blicke streifend als eine wohlbekannte Probe von nicht minder bekannten hübschen Dingen; noch mehr die Art, wie die Marchesa mit halbgeschlossenen Lidern lächelnd zu ihm aufsah, konnte auch weniger Erfahrene über die Natur der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen nicht in Zweifel lassen; sowie auch darüber, daß sie keinen Wert darauf legten, sie vor irgend jemandem

geheim zu halten. Sie unterbrachen ihr leises aber lebhaftes Gespräch erst, als sie den Herankommenden schon gegenüberstanden.

Olivo stellte Casanova und Lorenzi einander vor. Die beiden maßen sich mit einem kurzen kalten Blick, in dem sie sich gegenseitig ihrer Abneigung zu versichern schienen, dann lächelten sie beide flüchtig und verneigten sich, ohne einander die Hände zu reichen, da jeder zu diesem Zweck dem andern hätte einen Schritt entgegentreten müssen. Lorenzi war schön, von schmalem Antlitz und in Anbetracht seiner Jugend auffallend scharfen Zügen; im Hintergrund seiner Augen schillerte irgend etwas Unfaßbares, das den Erfahrenen zur Vorsicht mahnen mußte. Nur eine Sekunde lang überlegte Casanova, an wen ihn Lorenzi erinnerte. Dann wußte er, daß es sein eigenes Bild war, das ihm, um dreißig Jahre verjüngt, hier entgegentrat. Bin ich etwa in seiner Gestalt wiedergekehrt? fragte er sich. Da müßte ich doch vorher gestorben sein... Und es durchbebte ihn: Bin ich's denn nicht seit lange? Was ist denn noch an mir von dem Casanova, der jung, schön und glücklich war?

Er hörte Amaliens Stimme: sie fragte ihn, wie aus der Ferne, obzwar sie neben ihm stand, wie ihm der Spaziergang behagt habe, worauf er sich laut, so daß es alle hören konnten, mit höchster Anerkennung über den fruchtbaren wohlgepflegten Besitz aussprach, den er mit Olivo durchwandert hatte. Indes deckte die Magd auf der Wiese einen länglichen Tisch, die zwei älteren Töchter Olivos waren ihr dabei behilflich, indem sie aus dem Hause Geschirr, Gläser und was sonst nötig war mit viel Gekicher und Getu herbeischafften. Mählich brach die Dämmerung ein; ein leise kühlender Wind strich durch den Garten. Marcolina eilte an den Tisch, um zu vollenden, was die Kinder im Verein mit der Magd begonnen, und zu verbessern, was sie verfehlt hatten. Die übrigen ergingen sich zwanglos auf der Wiese und in den Alleen. Die Marchesa erwies Casanova viele Höflichkeit, auch wünschte sie von ihm die berühmte Geschichte seiner Flucht aus den Bleikammern von Venedig zu vernehmen, wenngleich ihr keineswegs unbekannt sei, — wie sie mit vieldeutigem Lächeln hinzufügte, daß er weit gefährlichere Abenteuer bestanden, die zu erzählen freilich bedenklicher sein möchte. Casanova erwiderte: wenn er auch mancherlei ernste und heitere Beschwernis mitgemacht — gerade dasjenige Leben, dessen Sinn und eigentliches Wesen die Gefahr bedeute, habe er niemals so recht kennen gelernt; denn wenn er auch ein paar Monate lang in unruhigen Zeiten Soldat gewesen, vor vielen Jahren, auf der Insel Korfu, — gab es denn einen Beruf auf Erden, in den ihn das Schicksal nicht verschlagen?! — er habe nie das Glück gehabt einen wirklichen Feldzug mitzumachen, wie das nun dem Herrn Leutnant Lorenzi bevorstünde, und worum er ihn fast beneiden möchte. — „Da

wissen Sie mehr als ich, Herr Casanova," sagte Lorenzi mit einer hellen und frechen Stimme – „und sogar mehr als mein Oberst, denn ich habe eben Verlängerung meines Urlaubs auf unbestimmte Zeit erhalten." – „Wahrhaftig?" rief der Marchese mit unbeherrschtem Grimme, und höhnisch setzte er hinzu: „Und denken Sie nur, Lorenzi, wir – meine Gattin vielmehr, hatte schon so sicher auf Ihre Abreise gerechnet, daß sie für Anfang nächster Woche einen unserer Freunde, den Sänger Baldi, auf unser Schloß einlud." – „Das trifft sich gut," entgegnete Lorenzi unbeirrt, „Baldi und ich sind gute Freunde, wir werden uns vertragen. Nicht wahr?" wandte er sich an die Marchesa und ließ seine Zähne blitzen. – „Ich würde es beiden raten," meinte die Marchesa mit einem heitern Lächeln.

Mit diesen Worten nahm sie als erste am Tische Platz; ihr zur Seite Olivo, an ihrer anderen Lorenzi. Ihnen gegenüber saß Amalia zwischen dem Marchese und Casanova; neben diesem an einem schmalen Tischende Marcolina; am andern, neben Olivo, der Abbate. Es war wie mittags ein einfaches und dabei höchst schmackhaftes Mahl. Die zwei älteren Töchter des Hauses, Teresina und Nanetta, reichten die Schüsseln und schenkten von dem trefflichen Wein, der auf Olivos Hügeln wuchs; und sowohl der Marchese wie der Abbate dankten den Mädchen mit scherzhaft derben Liebkosungen, die ein gestrengerer Vater als Olivo sich vielleicht verbeten hätte. Amalia schien nichts zu bemerken; sie war blaß, blickte trüb, und sah aus wie eine Frau, die entschlossen ist, alt zu werden, weil das Jungsein jeden Sinn für sie verlor. Ist dies nun meine ganze Macht? dachte Casanova bitter, sie von der Seite betrachtend. Oder war es nur die Beleuchtung, die Amaliens Züge so traurig veränderte? Es fiel nämlich nur ein breiter Strahl von Licht aus dem Innern des Hauses auf die Gäste; im übrigen ließ man sich's am Dämmerschein des Himmels genügen. In scharfen schwarzen Linien schlossen die Baumwipfel alle Aussicht ab, und Casanova fühlte sich an irgendeinen geheimnisvollen Garten erinnert, in dem er vor vielen Jahren nächtlicherweile eine Geliebte erwartet hatte. „Murano," flüsterte er vor sich hin und erbebte; dann sprach er laut: „Es gibt einen Garten auf einer Insel nahe von Venedig, einen Klostergarten, den ich vor etlichen Jahrzehnten zum letztenmal betreten habe; – in dem duftete es nachts geradeso, wie heute hier." – „Sie sind wohl auch einmal Mönch gewesen?" fragte die Marchesa scherzend. – „Beinahe," erwiderte Casanova lächelnd und erzählte wahrheitsgemäß, daß ihm als einem fünfzehnjährigen Knaben der Patriarch von Venedig die niederen Weihen verliehen, daß er aber schon als Jüngling vorgezogen habe, das geistliche Gewand wieder abzulegen. Der Abbate tat eines nahegelegenen Frauenklosters Erwähnung, zu dessen Besuch

er Casanova dringend rate, falls er es noch nicht kennen sollte. Olivo stimmte lebhaft zu; er rühmte den düstern alten Bau, die anmutige Gegend, in der er gelegen war, den abwechslungsreichen Weg dahin. Übrigens, fuhr der Abbate fort, habe die Äbtissin, Schwester Seraphina, — eine höchst gelehrte Frau, Herzogin von Geburt — in einem Brief an ihn den Wunsch geäußert, (schriftlich darum, weil in jenem Kloster das Gelübde ewigen Schweigens herrsche) Marcolina, von deren Gelehrsamkeit sie erfahren, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. — „Ich hoffe, Marcolina," sagte Lorenzi, und es war das erstemal, daß er das Wort geradaus an sie richtete, „Sie werden sich nicht dazu verführen lassen, der Herzogin-Äbtissin in jeder Beziehung nachzueifern." — „Warum sollt' ich auch?" erwiderte Marcolina heiter; „man kann seine Freiheit auch ohne Gelübde bewahren — und besser, denn Gelübde ist Zwang."

Casanova saß neben ihr. Er wagte es nicht einmal leise ihren Fuß zu berühren oder sein Knie an das ihre zu drängen: noch ein drittesmal jenen Ausdruck des Grauens, des Ekels in ihrem Blick gewahren zu müssen — des war er gewiß — hätte ihn unfehlbar zu einer Tat des Wahnsinns getrieben. Während mit dem Fortschreiten des Mahls und der steigenden Zahl der geleerten Gläser die Unterhaltung lebhafter und allgemeiner wurde, hörte Casanova, wieder wie von fern, Amaliens Stimme. „Ich habe mit Marcolina gesprochen." — „Du hast mit ihr —" — Eine tolle Hoffnung flammte in ihm auf. „Stille, Casanova. Von dir war nicht die Rede, nur von ihr und ihren Zukunftsplänen. Und ich sage es dir noch einmal: Niemals wird sie irgendeinem Manne angehören." — Olivo, der dem Weine stark zugesprochen hatte, erhob sich unerwarteterweise, und das Glas in der Hand, sprach er ein paar unbeholfene Worte über die hohe Ehre, die seinem armen Hause durch den Besuch seines teuern Freundes, des Chevalier von Seingalt, geworden sei.

„Wo ist der Chevalier von Seingalt, mein lieber Olivo, von dem Sie da reden?" fragte Lorenzi mit seiner hellen, frechen Stimme. Casanovas erste Regung war es, dem Unverschämten sein gefülltes Glas an den Kopf zu schleudern; Amalia aber berührte leicht seinen Arm und sagte: „Viele Leute, Herr Chevalier, kennen Sie bis heute nur unter Ihrem älteren und berühmteren Namen Casanova."

„Ich wußte nicht," sagte Lorenzi mit beleidigendem Ernst, „daß der König von Frankreich Herrn Casanova den Adel verliehen hat."

„Ich konnte dem König diese Mühe ersparen," erwiderte Casanova ruhig, „und hoffe, daß Sie, Leutnant Lorenzi, sich mit einer Erklärung zufrieden geben werden, gegen die der Bürgermeister von Nürnberg nichts einzuwenden hatte, dem ich sie bei einer im übrigen gleichgültigen Gelegen-

heit vorzutragen die Ehre hatte.“ Und da die andern in Spannung schwiegen —: „Das Alphabet ist bekanntlich allgemeines Gut. Ich habe mir eine Anzahl Buchstaben ausgesucht, die mir gefallen, und mich zum Edelmann gemacht, ohne einem Fürsten verpflichtet zu sein, der meine Ansprüche zu würdigen kaum imstande gewesen wäre. Ich bin Casanova Chevalier von Seingalt. Es täte mir leid um Ihretwillen, Leutnant Lorenzi, wenn dieser Name Ihren Beifall nicht finden sollte.“ — „Seingalt — ein vortrefflicher Name,“ sagte der Abbate und wiederholte ihn ein paarmal, als schmeckte er ihn mit den Lippen nach. — „Und es gibt niemanden auf der Welt,“ rief Olivo aus, „der sich mit höherem Rechte Chevalier nennen dürfte als mein edler Freund Casanova!“ — „Und sobald Ihr Ruhm, Lorenzi,“ fügte der Marchese hinzu, „soweit erschallen sollte, als der des Herrn Casanova, Chevalier von Seingalt, werden wir nicht zögern, wenn es Ihnen so beliebt, auch Sie Chevalier zu nennen.“ — Casanova, ärgerlich über den unerwünschten Beistand, der ihm von allen Seiten wurde, war eben im Begriffe, sich ihn zu verbitten, um seine Sache persönlich weiterzuführen, als aus dem Dunkel des Gartens zwei eben noch anständig gekleidete, alte Herren an den Tisch traten. Olivo begrüßte sie herzlich und geräuschvoll, sehr froh, damit einem Zwist, der bedenklich zu werden und die Heiterkeit des Abends zu gefährden drohte, die Spitze abzubrechen. Die Neuangekommenen waren die Brüder Ricardi, Junggesellen, die, wie Casanova von Olivo erfuhr, früher in der großen Welt gelebt, mit allerlei Unternehmungen wenig Glück gehabt und sich endlich in das benachbarte Dorf, ihren Geburtsort, zurückgezogen, wo sie in einem elenden Häuschen zur Miete wohnten. Sonderbare, aber harmlose Leute. Die beiden Ricardi drückten ihr Entzücken aus, die Bekanntschaft des Chevaliers zu erneuern, mit dem sie in Paris vor Jahren zusammengetroffen waren. Casanova erinnerte sich nicht. Oder war es in Madrid! ... „Das wäre möglich,“ sagte Casanova, aber er wußte, daß er die beiden niemals gesehen hatte. Nur der eine, offenbar jüngere von ihnen, führte das Wort, der andere, der wie ein Neunzigjähriger aussah, begleitete die Reden seines Bruders mit unaufhörlichem Kopfnicken und einem verlorenen Grinsen.

(Fortsetzung folgt)

Vom Expressionismus in bildender Kunst

Vortrag, gehalten am 14. März 1918 vor dem Bund Deutscher Gelehrter und Künstler und der Deutschen Gesellschaft 1914

von Wilhelm Hausenstein

Unternimmt man, Expressionismus in bildender Kunst mit Worten zu bestimmen und zur genauen Ausmessung eines an sich selber vieldeutigen Stichwortes beizutragen, das durch Halbverstehen, Mißverstehen, Modelärm, Snobismus, Reklame, Stumpfsinn — nicht am wenigsten aber durch Lieblosigkeit Produzierender wie Betrachtender längst ein unerträglicher Ton geworden ist, so bleibt man wohl am besten beraten, wenn man zunächst einfach einmal die Erscheinung des expressionistischen Bildinventars sinnlich zu konstatieren versucht. Es würde sich also zunächst nicht um Erklärungen handeln, nicht um die Frage nach Ursachen und tieferen Zusammenhängen, vielmehr bloß um die einfache Wahrnehmung alles dessen, was an expressionistischer Bildkunst auf irgendeine Weise sich als kennzeichnende Eigentümlichkeit geltend macht. Apperzeption wäre die vorderste Aufgabe. Da aber Apperzeption — zu deutsch: der sich nachdrücklich verwirklichende Vollzug sinnlicher Wahrnehmung — am besten zu verlaufen pflegt, wenn sie durch einen Gegensatz unterstützt wird, von dem wie von einem Sprungbrett sie sich abschnellt, so wird es zweckmäßig, Expressionistisches nicht bloß als etwas Einzelnes positiv hinzustellen, sondern es mit einer anderen Welt künstlerischer Tatsachen zu kontrastieren. Von selbst bietet dazu sich eine Kunst dar, die durch ihren Namen bereits als eine Art von Gegenteil des — sagen wir mit allen Vorbehalten ganz kurz: des Expressionismus sich anzukündigen scheint: der Impressionismus, der vorherging. Greifen wir aber weiter: nehmen wir zum Kontrast (aus Gründen, die nachher einleuchten werden) die ganze Kunst der Väter und Großväter: etwa das, was zwischen 1848 und der Jahrhundertwende hervorgebracht worden ist — vielleicht auch die Kunst des Vormärz, ja die Kunst des 19. Jahrhunderts. Im Grunde wäre dies Problem genug für eine Untersuchung. Gelingt es, die Aufgabe in eilender Kürze einigermaßen zu lösen, so könnte (und müßte wohl) eine zweite Frage gestellt werden: die Frage nach der Herkunft oder — wenn das Wort nicht konventionell verstanden wird — nach der Legitimität des Expressionistischen. Diese Frage wäre zwiefach: sie riefe einmal nach dem entwicklungsgeschichtlichen Argument und sodann nach dem grundsätzlichen Wesen der noch viele beunruhigenden Erscheinungen gegenwärtiger Kunst. Die zweite dieser Sonderfragen würde sich organisch zu einem dritten Hauptproblem auswachsen: zur Frage nach

dem inneren Zustand expressionistischen Hervorbringens. Diese Frage würde, wie leicht zu ahnen ist, am schwersten zu beantworten bleiben; sie würde aber auch am wichtigsten sein, da sie von äußerer expressionistischer Bildgestalt und ihrer historisch immerhin meßbaren Abkunft zum Zentrum vorstieße, wo das Originale, Dauernde und Vergängliche gegenwärtiger Kunst zu entdecken wäre. In den erschreckenden Silenenfiguren des Symposions waren schöne Götter verborgen. Inmitten der argen Verbogenheit des Heilands, der Mutter Gottes, der Heiligen auf dem Isenheimer Altar des Grünewald steht das kleine Lamm mit dem Kreuz und dem Kelch, in den bogenförmigen Strahls und klingend wie eine Fontäne der Herzbrunnen des weißen Tieres ergossen wird. Ich weiß nicht, ob hinter Verzerrungen der Linie, hinter dem Geschrei der Farben, hinter Melancholien der Zeichnung, zwischen Zusammenbrüchen und Explosionen der Form in gegenwärtigen Bildern ähnliche Schönheit des Tiefsinns verweilt. Es müßte so sein und — sicherlich: mitunter ist es so. Fest steht, daß die Frage nottut, wie immer die Antwort je lauten könnte.

So gliedert sich ein Nachdenken über die Kunst dieser Zeit in etwa drei — freilich stark durcheinandergreifende — Probleme: gefragt wird nach dem Unmittelbar-Tatsächlichen gegenwärtiger Bilderscheinung und zugleich gestriger, von der die heutige sich ablöst; gefragt wird nach entwicklungsmäßiger Herkunft gegenwärtigen Bildes; gefragt wird schließlich nach seinem sachlichen Argument, nach seiner Schönheit und Inwendigkeit, nach Wert und Jenseits.

Werden die Worte „Expressionismus" und „expressionistisch" hier mit dem Anschein einwandfreier Selbstverständlichkeit gebraucht, so ist dies Anschein. Es geschieht zur Abkürzung im Augenblick, also mit Bedingung und auf Widerruf — im Hinblick auf kommende Definition. Auf diese Perspektive muß vorläufig auch ein gleichsam stenographischer Ausdruck verziehen werden, der grimmige Unmöglichkeiten umschließt: der Ausdruck „vorexpressionistische" Kunst. Die Frage nach der Eigentümlichkeit beider Künste ist also zuerst aufzuwerfen.

Es sei versucht, vorexpressionistische Kunst mit einigen Namen zu kennzeichnen, die einen Komplex von Bildhaftigkeit mitbringen: David und Ingres (beide insbesondere als Bildnismaler), Runge, Waldmüller, Corot und das ganze Barbizon, Rottmann, Courbet, Leibl, Spitzweg, Menzel, Marées, Manet, Renoir, Degas, Liebermann, Uhde, Corinth, Trübner, Rodin, Hildebrand. Es wird das schier Unvollziehbare zugemutet, den unendlich verzweigten Reichtum dieser wenigen Namen irgendwie zusammenzulegen. Wie ist das Bild dieses Jahrhunderts? Richtiger gefragt: wie erscheint es von heute aus gesehen?

Es wäre hoffnungslose Torheit, grotesker Uninstinkt und unerhörte

Lästerung, an diesem Sammelbild zuvörderst etwas anderes zu erkennen als die tief befriedigende Formalität. Formalität bedeutet: das Formhafte, Geformte, auf Form und Formales Gerichtete — einerlei ob das Formale nun in der Zeichnung oder in der Farbe, im Ruhenden oder Bewegten wahrgenommen wurde. Nun aber kann sofort hinzugefügt werden: das Formale aller dieser vorexpressionistischen Kunst wird aus dem Sichtbar-Gegenständlichen entwickelt. Dies bedeutet: aus diesem Menschenantlitz, aus jenem Tierleib, aus diesem Nackten, aus jenem Baum, diesem Himmel, jener Frucht und Blume; wohl auch aus dieser Historie und jener Anekdote, diesem Ereignis, dieser Situation, diesem sozialen Eindruck, jenem Lichte, jener Tanzgebärde. Banal gesprochen: man erkennt da überall, um was es sich handelt. Man erlebt den Respekt vor dem Gegenständlichen — oder besser gesagt: vor der Gegenstandsform im weitesten Sinn, also auch vor der Gegenstandsfarbe, dem Gestus des Gegenstands, auch vor seiner Umwelt, vor den Beziehungen seines formal betonbaren und betonten Daseins zu seinen Nachbarn, zum umgebenden Licht. Es ist notwendig, deutlichst zu sagen, was dies heißen will. Keinem der genannten Meister kam es je auf das an, was (im Sinn neugierig-unformalen Publikums) als gegenständlicher Inhalt zu bezeichnen ist. Ihnen allen lag am Gegenständlichen nur deshalb, weil es irgendwie durch Form ausgedrückt war, und weil es möglich blieb, die Form als die Ausdrucksgrenze des Gegenständlichen herauszulösen, sie (in buchstäblichem Verstande) zu „übersetzen" und mit besonderen Mitteln — Stift, Farbe, Stein und Metall — neu zu erschaffen; zu erschaffen als etwas, das aus der Form heraus Gegenstand wird, indes in der Natur der Gegenstand aus seinen gegenständlichen Voraussetzungen heraus die Form wie etwas Resultatartiges und Letztes, nur als eine Barriere seines dinglichen Daseins zu ergeben scheint. Das Entgegengestellte der Vorgänge wird deutlich: die Natur produziert die Form als Schranke ihres gegenständlichen und entwicklungsmäßigen Daseins; der Künstler setzt bei dieser fertigen Schranke an, hebt sie ab, stellt sie rein dar, verstärkt sie und läßt von der absoluten Formalität seiner Schöpfung das Gegenständliche unter Umständen zurückerschließen. Wie dem aber sei: es ist der Vorrat der Natur an formalen Elementen, von dem diese Meister begeistert sind und dem sie merklich verpflichtet bleiben. Dabei ist es grundsätzlich einerlei, wie sie umschichten: ob sie das Oberste zu unterst kehren und alle Form des Gegenständlichen etwa ins Licht hineinfundamentieren, oder wie sonst die edle Besessenheit beschaffen sein mag, aus der auch sie, die Anbeter der Natur, das Allseitige und Ausgewogene der Natur in eine schöne Einseitigkeit menschlichen Anschauens hineinreißen.

Es ergibt sich: die vorexpressionistische Epoche charakterisiert sich durch

das relativ Gegenständliche ihrer Form. Von diesem Zentrum aus bildet sie ihre Mittel und Aufgaben: das Malerische, das Koloristische, die Tonalität, den Druckgestus des Pinsels und der Kohle, die Erotik des Malens, das Berühren der Leinwand, das Wüten in der Bronze, die Zärtlichkeit im Marmor, die Lust am Atmosphärischen, die Leichtigkeit in der Darstellung des Hellen, die Empfindung für das Übergelagerte oder Tragende einer Stimmung; Leidenschaft für das Sinnliche der Natur und saftig-sinnliche Geschmeidigkeit in der Anwerbung des Sinnlichen durch das Bild, Intimität der Staffelei und Weite und Gehobenheit des Monuments in Farbe, Zeichnung, plastischer Form. Es geht in aller dieser Kunst um höchste, um mächtige, exakte, weinende, frivole, ahnungsvolle und schwärmende Beurkundung des Sinnlich-Gegenwärtigen, um eine Bewahrheitung der Natur durch den ihr abgerungenen Stempel der Gegenstandsform, um irgendeine Art der Identifikation des Gegenstandes durch künstlerische Besiegelung seiner stärksten (und vom Künstler noch leidenschaftlich verstärkten) Kennzeichen. Jawohl: so maßlos rot ist diese Frucht, so unendlich gewölbt diese Wange. Röter als sie scheint, planetarischer als sie aussieht – an Konsequenzen reicher, als sie weiß, ist diese ganze Welt, die von unseren Augen gesehen wird. Farbiger, substantieller ist die Luft, grotesker das Frauenprofil, paradiesischer gefärbt der Schatten, als man, neulinghaft, zuerst erwartet. Dies ist das Verhältnis gewesener Meister zum Gegenstand. Allein es ist immer der sinnenfällige Gegenstand, von dem sie anfangen, zu dem sie hinvibrieren. Ihre Freiheit will nichts Höheres als diese Vasallität: ein Lehnsverhältnis, bei dem Natur vom Meister, Meister von der Natur gleichzeitig abhängt.

Gegen dies Sammelbild soll nun die expressionistische Bilderscheinung kontrastiert werden – soweit man überhaupt versuchen kann, sie auf einen Typus zu bringen.

Es wäre sicherer Irrtum, behaupten zu wollen, expressionistische Kunst wäre – was ihre Doktrin in nur halber Klarheit behauptet – im Gegensatz zur Gegenständlichkeit vorexpressionistischer Kunst etwas schlechthin Ungegenständliches. Wir versuchen, aus einer Anzahl von Namen und der durch sie bezeichneten Entwicklung der vergangenen drei oder vier Jahrfünfte das arithmetische Mittel zu ziehen. Es wird die Entwicklung seit Cézanne, van Gogh, Gauguin – auch von Hodler, wenn es sein muß, ins Auge gefaßt. Repräsentanten dieser Entwicklung wären: Matisse, Nolde, Delaunay, Derain, Henri Rousseau, Paula Modersohn, Beckmann, Macke, Marc, Meidner, Pechstein, Kokoschka, Kubin, Chagall, Picasso, Paul Klee, Kandinsky, Albiker, Lehmbruck. Die Reihe ist nicht geordnet und nicht beschlossen, aber das Symptomatische kann aus ihr einigermaßen deutlich werden, auf das es in diesem Zusammenhang

ankommt. Von vornherein ist im Angesicht dieser und anderer Namen deutlich genug, wieso auch in expressionistischer Kunst Gegenständliches verblieben ist. Henri Rousseau malt das Paradies, Seewald Tiere, Häuser, Berge, Vegetation, Pechstein Stilleben, Kokoschka Gesichter und Figuren, Derain Natur, Nolde Götzen und Heilige, Beeh in der Glut des Reisenden das nördliche Afrika mit Löwen, Bordellen, Beduinen. Die Plastik zumal lebt im Bereich naturgegebener Gegenständlichkeit: die nackte Gestalt des Menschen ist für Albiker, Lehmbruck, Fiori genau so unweigerlich der Anfang wie für den Inbegriff Rodin. Die Situation scheint sich von solchem Querschnitt zum nächsten allerdings zu verändern: Picasso, Kandinsky, Klee, Chagall werden als ungegenständlich empfunden — allenfalls als Rebus. Primitiv-unmittelbar steht vor ihren Bildern und Blättern die Frage auf: wo und was ist der Gegenstand? Die Frage erweitert sich im Verhältnis zur Formalität oder Unformalität der Betrachtenden: ist ihr Antrieb zum Abstrahieren des Formalen relativ schwach, so werden sie schon vor den im Grunde naturnahen Zeichnungen Beehs oder einem Bild Kokoschkas die Frage nach dem Gegenständlichen stellen: Was ist dies? Was wird dargestellt? Weshalb wird es anders dargestellt, als wir es gewohnt sind? Warum wird das Objekt hier anders angeschaut und jedenfalls anders gegeben als bei Leibl? Die Frage mündet leicht in die positive Behauptung: dies Expressionistische habe mit der objektiven Erscheinung des Gegenstandes nichts mehr zu tun — wobei auf naive Art der Maßstab für die Objektivität des Gegenstandsbildes rein durch die Überlieferung bestimmt wird (etwa durch die Erinnerung an ein Bild Leibls oder Courbets). Kontrastieren wir möglichst hart die Berblinger Dorfkirche Leibls und ein Abendmahl Noldes. Der erste erscheint der durch starke Tradition gehaltenen Betrachtung gegenständlich — der zweite nicht.

Wir fassen das Ergebnis in eine möglichst vorsichtige Formel. Sie würde etwa lauten: vorexpressionistische Kunst erscheint vom Standpunkt des Expressionismus zum mindesten als relativ gegenständlich — und will selbst, von ihrem eigenen Standpunkt, aus so gegenständlich sein; expressionistische Kunst erscheint vom Standpunkt der sogenannten realistischen Überlieferung als relativ ungegenständlich oder gegenstandsfeindlich — und die expressionistische Doktrin selbst verkündet die Verbannung des Gegenständlichen, zum allermindesten des Gegenständlichen in dem überlieferten sinnlich-dinglichen, auf einfach Gegenwärtiges zielenden Wortverstand. Gegenstand in diesem Wortverstand ist Mensch, Baum, Tier, Frucht, Blume, Land, Wasser als unmittelbare, abstandslos-erfahrungsmäßige Wirklichkeit.

Wir sind also auf eine Art von Gegensatz gekommen: auf den Gegensatz zwischen wenigstens verhältnismäßiger Gegenständlichkeit und mindestens relativer Ungegenständlichkeit.

Dieser Gegensatz wird rein vorläufig aufgestellt: so wie er aus einem ersten, unmittelbaren, sehr unsublimierten Wahrnehmungsverhältnis des Vergleichenden zu den Bilddurchschnitten der beiden Epochen gewonnen wird. Ich nehme die Antwort auf die sich von selbst ergebende Frage nach dem Wert dieser Unterscheidung — eine Frage, die im dritten Teil und Schluß dieser Untersuchung genauer zu beantworten sein wird — sogleich voraus, um die gemeinsame Überlegung aus unerträglicher Schwebe auf den Boden der Entscheidung zu stellen: diese Gegensätzlichkeit ist von untergeordnetem Wert oder — was dasselbe heißt — in einem höheren Sinne falsch. Ars una: es gibt in der Tat nur eine einzige Kunst. Das Künstlerische ist im Grunde identisch. Denn das Künstlerische ist integral. Wohl: es wird differenziert, und das Differenzierte ist bewegend, erschütternd. Aber der höchste Ausweis aller Kunst ist ihre Einheit — die ewige Gleichheit alles dessen, was an ihr letzte Wesentlichkeit genannt werden muß.

Doch nicht davon ist augenblicklich zu sprechen, sondern eben von dem Differentiellen: von allem, was sich bei expressionistischer Kunst irgendwie als unterscheidend, als Besonderes, unversöhnlich Neues, der Überlieferung Feindseliges aufdrängt. Dessen ist nicht wenig.

Die Unterschiede seien im Drange solchen Überblicks roh bezeichnet. Wir gehen ins einzelne:

Das Malerische, klangvoller und bedeutungsvoller gesagt: das Pittoreske der vorexpressionistischen Malerei verschwindet. Die schöne Malerei etwa Schuchs ist nicht mehr da. Es verschwindet (es verschwand längst) der emaillierende Kolorismus der Leiblschule. Dafür kam: das bewußt Barbarische der Farbe mit vollem Verzicht auf die intime Schmiegsamkeit des Pinsels, der vordem in der Hand eines Malers lag wie eine tanzende Frau im Arm eines Mannes. Barbarismus: das Wort ist hier nicht aus Opposition gesagt; es ist einfache Bezeichnung einer Sache, die sich selbst so meint. Nolde will Barbar sein — denn wahrlich: Barbar, Wilder sein ist etwas. In breiten Lagen, nicht durch Pinselgestikulation malerisch gegliedert, brennt, glüht, rauscht, teuft die Farbe — durchaus auf ihr eigenes Maximum gebracht. So ist Nolde, so Munch, so Pechstein, Heckel, Kirchner — oder zum wenigsten ihre Strebung.

Es verschwindet die Kategorie des Lichts, der Atmosphäre, des Tons. Es verschwindet weiter: das Vertrauliche der Staffelei, der Begriff der Nuance, die im maximalistischen Antrieb solcher Malerei keinen Platz findet, der wonnereiche Kultus des Stimmungsmäßigen, die Hingebung an die Natur, die Elastizität der Zeichnung. Es erscheint: ein weit über das Maß des Früheren hinausgetriebener Nachdruck in der Beurkundung des Dinglichen; etwas Verallgemeinerndes in der Gesamtanschauung; Begeisterung für Grundformen der Dinge (wie Kugel, Kreis, Würfel,

Viereck, Dreieck, Zylinder); lapidare Hervorkehrung des magischen Sinns der Erde; der steife Strich, der starre Kontur, die harte Achse; die Kraftkurve der Dinge und des Malers; die Wut des Künstlers, sein Fanatismus für das Dynamische, die Willkür gegen das Objekt, der Übermut zur freihändigen Konfiguration; eine vordringende, undistinguierte, aber der krassen Schönheit nicht bare Aktivität. Die passiven — wir würden freilich besser sagen: scheinbar passiven — Tugenden der vorexpressionistischen Malerei werden im Brand des Neuen eingeschmolzen. Was wird? Ungezügelte Bekundung von Temperamenten? Leidenschaftliches oder nachsinnend-erfinderisches Ornament? Fanalartige Dekoration? Exzeß über die Grenzen des Natürlichen — und Hinüberlohen, Hinüberbauen, Hinübererfinnen in Übersinnliches? Als Böcklin Mythologie malte, war, da er nun einmal im Zeitalter Darwins und Du Bois-Reymonds lebte, sein Ehrgeiz darauf gerichtet, seinen Fabelwesen biologische Wahrscheinlichkeit zu geben. Der Expressionist, der heute einen lebenden Menschen malt, hat im extremen Stadium bewußt oder unbewußt den entgegengesetzten Antrieb, sein Objekt ins biologisch Unwahrscheinliche zu deformieren. Er stellt sich auf eine andere Plattform als auf die der Biologie: auf die der Erfindung, der Phantasie, des Fiebers — auf die Basis des credo quia absurdum. Zugleich: was in der Tat soll die Kunst heute tun? Die Natur stirbt aus. Die europäische zumal; selbst die erotische ist bedroht. Die Welt ist ins Fabrikative gewandelt — mit ihr notwendig irgendwie auch die Kunst. Selbst der Himmel, vordem sichere Zuflucht, ist von Instrumenten bevölkert.

Damit ist schon in die dritte, sicher bereits in die zweite Hauptfrage hineingegriffen: in die Frage nach der entwicklungsmäßigen Herkunft expressionistischen Müssens — denn um Müssen handelt es sich auch in solcher Willkür wie überall im Bereich vermuteter und irgendwie tatsächlicher menschlicher Freiheit.

Wie also geht der Expressionismus entwicklungsmäßig aus vorexpressionistischer Kunst hervor?

Die beiden Kunstepochen sind bis nun als Gegensätze gekennzeichnet. Die eine setzt die andere aus sich nach einem Gesetz hervor, das alle Entwicklung zu beherrschen scheint: nach einem Gesetz historischer Dialektik. Geschichte vollzieht sich in Satz und Gegensatz. Renaissance tritt als Rückschlag gegen die Gotik in die Geschichte — Sinnlichkeit und Menschlichkeit als Widerspiel des Übersinnlichen und Göttlichen der Gotik. Den relativen Naturalismus der Renaissance überstimmt das Supranaturalistische des Barock. Auf Giotto folgt Leonardo — auf Leonardo der Greco. Nach gleichem Zwang zum Rückschlag löste vorexpressionistische Kunst die Reflexbewegung des Expressionismus aus.

Dies Hinundher des geschichtlichen Ablaufs wird nachdrücklich durch Beziehungen illustriert, mittels deren das neunzehnte Jahrhundert und der Beginn des laufenden mit verschiedenartigen historischen Analogien verknüpft sind. Unter einem sehr weiten Gesichtswinkel erscheint die Kunst des abgelaufenen Jahrhunderts — wie sie auch mit dem demonstrativ-klassizistischen Affekt Davids, des Carstens, Thorwaldsens, Schadows, Schinkels, Kochs, des Cornelius, Overbecks, Veits, Klenzes, Rottmanns, einsetzt — als ein Element der Renaissance. Es ist klar, daß gerade darum der Expressionismus dem Inbegriff der Renaissance im dialektischen Sinne feindlich gegenüberstehn muß. In der Tat liegen die positivsten Sympathien wie die objektiven Verknüpfungen des Expressionismus in anderen Zeiten und Wesensgegenden. Sie weisen zu den von der Linie der Renaissance am weitesten barockwärts abbiegenden Erscheinungen des verflossenen Jahrhunderts: sie weisen zur Romantik, zu Delacroix als der romantischen Sonne, zu Goya. Sie weisen zum Greco. Der Greco ist und war keine Mode, begreift man das Ereignis seiner Entdeckung nur wirklich (wie man muß) jenseits aller subjektiven Zufälligkeiten: er ist für unser Zeitalter eine im dialektischen Sinne objektive Notwendigkeit. Die Linie und Bewußtheit des Expressionismus führt schließlich zu der supranaturalistisch gelenkten und chimärischen Konvulsion der Gotik, der gotischen Primitiven und von da aus zu allen Primitiven überhaupt — auch zum Hauspfahl und Fetisch der Wilden; von dort an rückläufig wieder mit Vorliebe zu Primitiven, die eine beispiellose Differenzierung umschließen und dennoch unvergleichlich integral sind, zu den Chinesen und zu dem gebauchten, gebogenen Barock indischer Frauenbilder. Die Logik dieser Verknüpfungen ist handgreiflich. In allen Künsten, die der expressionistische Geist aufsucht und durch dialektische Schickung aufsuchen muß, entscheidet ein Element, das man als Überwältigung des Einfach-Gegenständlichen, des Undistanziert-Gegenwärtigen, des Unmetaphysischen durch Metaphysisches bezeichnen kann. Es ist nicht schwer, die exzentrische Drastik eines Gotikers oder des Bernini von der gegenständlich und formal vollendeten Ruhe eines Raffael zu unterscheiden. Dieser Gegensatz waltet, als Kontrast zweier Energien verstanden, auch zwischen vorexpressionistischer und expressionistischer Kunst. Im Grunde steht in diesen Gegensätzen überall Ekstase gegen Beschwichtigung, Überschwang gegen Sachlichkeit, Irrationales gegen Rationales, Himmel und Hölle gegen die Erde — Jenseits gegen Diesseits. Renaissance ist für diese Logik Inbegriff aller Diesseitigkeit. Alles übrige ergibt sich für die Schlußfolgerung von selbst.

Verlassen wir den Boden der historischen Analogien, so liegt die dialektische Spannung zwischen vorexpressionistischer und expressionistischer Kunst auch rein für sich selbst zutage. Die Gegensätzlichkeit der beiden

Epochen ist in der Hauptsache bereits aufgewiesen. Es könnte sich nur noch darum handeln, sie durch einige spezielle Gesichtspunkte zu erhellen.

Der Impressionismus hatte die Relativität der Farbe aufs äußerste gesteigert. Der Nenner im Bruch war das Licht gewesen. Im Expressionismus wurde die Farbe wieder absolut, ja lokal, der Strich und Kontur wieder positiv. Aus allen Bedingungen des Lichts, der Luft, auch aus aller Relativität des Tons befreit wurden sie wieder so positiv und unabhängig wie je. Die einzigen Bedingungen der Farbe lagen nun noch in jener Wechselseitigkeit, die auch das Verhältnis ungebrochener Farben bestimmt und für das Zusammenkommen grüner, roter, blauer, gelber, weißer, schwarzer Flächen grundlegende Gesetze der Harmonie und Disharmonie enthält.

Im Expressionismus – oder in bestimmten extremen Konsequenzen seiner Bewegungsrichtung – wurde der Versuch gemacht, der Darstellung der Gegenstandsform die Darbietung des absoluten Mittels gegenüberzustellen. Das ist der Sinn der Entwicklung von Matisse bis Kandinsky, von Picasso bis Klee. Bis zu einem gewissen Grad ist die Malerei und Doktrin Kandinskys einfach der Versuch, dem Ding an sich nicht einmal die Form an sich, sondern das emanzipierte Mittel, das Mittel an sich entgegenzustellen: die absolute Farbe auf dem Niveau der Selbstversorgung. Das nämliche vollzieht sich auf dem Boden einer sublimeren Begabung bei dem Graphiker und Maler Klee. Seine Zeichnungen sind, von einem entfernten Motiv aus bewegt, der Versuch, den Reiz, den Tiefsinn, die Leichtfertigkeit, den Witz, das Pathos, das Schreckliche des bloßen graphischen Strichs zu abstrahieren und das graphische Mittel in allen erdenklichen Kombinationen auf der Höhe solcher Abstraktion festzuhalten – also alle mögliche Formalität des Graphischen zu destillieren. Es ist die schier unvergleichliche Bedeutung dieses Künstlers, daß keiner dies je so persönlich-zwanghaft und ausschließlich tat wie er – Picasso etwa ausgenommen, der aber (als Romane mit klassizistischen Neigungen) kaum die musikalisch abgründige Tiefe Klees besitzt.

Der Expressionismus brachte gegenüber dem Impressionismus, der azentrisch malte und wie etwa bei Lautrec oder Degas mit einer manischen Vorliebe an den Rand hin oder vom Rand aus komponierte, wieder einen zentrischen Geist in die Malerei: das expressionistische Bild ist von der Mitte aus, zur Mitte hin komponiert.

Der Expressionismus versuchte, dem japanischen Gefühl des Impressionismus für das Zufällige, Ausnahmenhafte und das Asymmetrische eine neue Betonung des Konzentriert-Wesentlichen und Geordnet-Symmetrischen gegenüberzustellen. Der Expressionismus ging überhaupt darauf aus, zu fixieren, zusammenzulegen, den Stand zu festigen. Gegenüber dem labilen

Gleichgewicht des impressionistischen Bildes verkündete er das stabile Gleichgewicht seiner Hervorbringungen; gegenüber dem Schwebend-Analytischen der Epoche Manets und Slevogts das Gelagert-Synthetische, das Gläubigere und Gewagtere des neuen Bildes; entgegen dem Pendelhaften und an die Bussole Erinnernden des nervösen Relativismus der Liebermann-Epoche das Statische, kraß Strukturale, Achsenhafte, zuweilen Ingenieurmäßige und sicher Geometrische des Neuen; entgegen dem Skeptischen und sehr Geschmackvollen des Impressionismus das kategorisch Behauptende, das Abenteuerliche, das Imperative und Pathetisch-Grelle. Gegenüber dem Realismus der Malerei um Courbet oder Leibl, gegenüber dem herrlichen Gefühl dieser Meister für das Dingliche, dinglich Eingeknüpfte der Formschönheit und Farbenschönheit vollzog der Expressionismus einen korrespondierenden negativen Akt, den man als Dekomposition bezeichnen muß: den radikalen, immer radikaleren Abbau des Dinglichen im älteren Sinne. Gegenstandsform und Gegenstandsfarbe werden zertrümmert. Selten ist eine dialektische Opposition in der Geschichte mit so viel Intransigenz betrieben worden.

Alle diese dialektischen Spannungen, die wir, der Bequemlichkeit halber, mit dem vielleicht halb mythologischen Ausdruck Entwicklung bezeichnen, sind aber noch auf zweierlei Wegen entwicklungsmäßig nachzuweisen.

Entwicklung wäre kaum denkbar, solange es sich um reine Kontraste handelt. Dann müßte man von Revolutionen, Sprüngen, Rissen, Gewalttaten sprechen und nicht von Entwicklung. In Wahrheit verhält es sich aber so, daß die aufgezeigten Kontraste ganz allmählich vermittelt wurden. Man denkt daran, daß in der einzigen Persönlichkeit Leibls eine dialektische Spannung enthalten war, die seine der Gegenstandsform nachgerundete Feinmalerei und seine die Pointiertheit eines impressionistisch überreizten Auges entzitternde Fleckenmalerei überbrückte. Diese Spannung wird bei Leibl also Problem einer ins Persönliche konzentrierten Entwicklung. Cézanne ist impressionistischer Schwebekunst voll. Aber sein eigentliches Problem ist das Ringen mit Poussin und der Klassik. Die zögernde, offene und vortastend-vibrierende Malerei durch eine geschlossene, klar gewölbte und ruhig rückwirkende Malerei zu ersetzen, gleichwohl aber das Differenzierte nicht einzubüßen: dies war der Inhalt seiner Entwicklung und eines lange dauernden Lebenszustandes. Was der einzelne in sich umfaßt, wenn er Genie ist, zerteilt sich bei den Kleineren in Schulprobleme. Die Neoimpressionisten greifen einen psychologischen Moment der ganzen Entwicklung vom Vorexpressionistischen zum Expressionistischen heraus. Sie erklären: da das weiße Sonnenlicht aus den Spektralfarben des Prismas bestehe, die klassische Aufgabe der Malerei aber darin liege, das Licht zu malen, müsse die Malerei mit reinen Spektralfarben malen, die

durch subjektive Rotation im Auge des Betrachtenden das Bild weißen Lichtes ergäben. Man sieht leicht, wie weit diese Doktrin und die sehr schöne Malerei Signacs oder Seurats von dem Prinzip der Darstellung der Gegenstandsform und Gegenstandsfarbe sich entfernt haben. Man will das Licht malen, zu dem sich die Objekte nur wie Relationen verhalten dürfen. Der Impressionismus will ähnliches — nur minder folgerichtig oder minder einseitig. Die Entfernung von der Gegenstandsform des sogenannten Realisten ist also schon beim Impressionismus und vollends beim Neoimpressionismus grundsätzlich beschlossen. Der Expressionismus ist, von dieser Einsicht aus gesehen, nichts als der Testamentsvollstrecker vorangehender Epochen. Diese Einsicht aber ist entscheidend. Auch an dieser Stelle nähert sich die wichtige Erkenntnis, daß zwischen Expressionismus und anderen Epochen von einem höchst formalen Standpunkt aus kein letzter Unterschied besteht. Ob ich Gegenstandsform und Gegenstandsfarbe durch das Licht kompromittiere oder durch radikale Betonung der Ausdrucksenergie in Linie, Farbe und Form, wie van Gogh und seine expressionistische Gefolgschaft tat; ob ich die Erscheinung des Objekts kompromittiere, indem ich sie mit einem aufs äußerste gesteigerten, wiewohl undefinierten Affekt vergewaltige, wie der Expressionismus als Ganzes tut — dies ist kein grundsätzlicher Unterschied, sondern lediglich Etappe nach Etappe. Man könnte weitergehn: ob eine Malerei der Natur sentimentalisch gegenübersteht wie die Männer von Barbizon, oder ob sie, selber auf das Dramatische, auf jüngsten Tag und Weltgericht gestimmt, die Drastik der Landschaft erblickt und erzeugt — dies alles ist eins, denn es liegt im Gebiet des schöpferischen Menschen.

Kehrt man aber von dem Gefühl solcher Einheit wieder zu möglichen Unterscheidungen zurück, die in der Entwicklung liegen, so findet man ein zweites Argument für die Veränderung. Die natürliche äußere Überleitung, die vom Vorexpressionistischen über Impressionismus und Neoimpressionismus zu expressionistischer Neuromantik führt, wird durch eine tiefer gelegene Tatsache ergänzt. Sie läßt sich in die dialektische Spannung zweier Begriffe fassen: Naturwissenschaft und Religion. Die zweite ist unser Problem geworden — die erste war das Problem des abgelaufenen Jahrhunderts. Es geht also um einen Kontrast des Standorts, des Ziels und der Methode.

So ist die Kunst unserer Tage der Kunst des vergangenen Jahrhunderts entgegengesetzt. Die Unterscheidung ist allzu grob: kein Zweifel. Es ist gleichwohl nötig, sie auszusprechen — mit dem Vorbehalt, daß auch sie wieder eingeschränkt werde. Das vorige Jahrhundert ließ seinen Affekt vom Gegenstand her bestimmt sein: vom positivistisch begriffenen Gegenstand her — vom Dinglichen der sinnlichen Welt. Richtig und

zugleich sehr falsch zu sprechen: unser Affekt, der Affekt der jungen Generationen wird aus einem jenseits des Sinnlich-Dinglichen gelegenen, unkontrollierbaren, aber wirksamen motorischen Zentrum geschaffen und bewegt. Das positivistisch begriffene Ding ist wieder einmal geltungslos geworden. Nicht sein Bestand, sondern seine Energie, seine übersinnliche Beziehung, seine Ursache, seine Tendenz zur Metamorphose interessiert. Damit ist das letzte Problem der Untersuchung schon in der Mitte erfaßt. Davon bleibt einiges zu sagen.

Es sei zunächst versucht, zusammenfassend zu wiederholen und nach Möglichkeit erweiternd auszusagen, was expressionistische Kunstgesinnung im Bilde erstrebt. Dieser Versuch wird sich von selbst auf die Frage zuspitzen: Ist Expressionismus (wie wohl definiert wird) eine Kunst ohne Gegenständlichkeit? Kann er das sein? Kann es dies geben?

Vorab ist gewiß, daß der Begriff des Expressionismus höchst vieldeutig ist. Man kann vorläufig etwa so formulieren: expressionistische Kunst sucht an der Stelle ruhiger, selbstisch-gelassener und intimer Gegenständlichkeit voraufgehender Kunstepochen die Emanzipation aller möglichen formalen Ausdrucksstärke und Ausdrucksbreite des Gegenständlichen bis zur äußersten Willkür der Interpretation — bis zu dem Punkt, wo die künstlerische Ausdeutung des formal vermittelten Ausdrucks der Dinge nur noch von der gewalttätigsten Lust oder Notwendigkeit des bildnerischen Menschen zur Umgestaltung, ja zur abstraktesten Erfindung abhängig ist. An die Stelle der Beobachtung tritt, in Übergängen, die emanzipierte Einbildungskraft. An die Stelle der Pietät tritt die Heftigkeit, an die Stelle der Andacht der Sturm, an den Platz der unmittelbaren Empirie das Erwarten einer Offenbarung, an den Platz der Einsicht die Vision, an den der Innigkeit und des Vertrauens die Ekstase, an die Stelle der materiellen und auch der geistigen Schönheit der Dinge der heftige Ruf nach einer Beziehung der Gegenstände, die mehr verheißt als den schönen Zustand des Daseins. Es geschieht in extremis ein Aufreißen der Objekte, ein mörderisches Vordringen von ihrer schönen Oberfläche, von ihrem beseelten Blick, von ihrer Gottesahnung in die Eingeweide des Gegenständlichen. Es geschieht ein Durchwühlen, ein Nach-Außen-Drehen innerer Weltgestalt. Die Patina des sinnlichen Daseins wird zerkratzt; das Innerste wird zu äußerst gewendet und erscheint um so viel greller, als das Innere eines Leibes greller ist wie seine Haut, sein Haar. Dies Durchbohren, Umstülpen, dies Blutenlassen hat einen wesentlichen Zeitsinn und — da es ja keineswegs zum erstenmal geschieht, sondern im Gotischen, Barocken, Exotischen vorerlebt ist — auch Dauersinn: es wird die Metaphysik der Dinge gesucht — und wird vielleicht den Dingen zum größeren Teil von der Ekstase des bildenden Geistes einverleibt.

Besinnt man sich nun auf den Umfang der Gültigkeit solcher Definitionsversuche, so wird alsbald empfunden, daß sie relativ exakt im Grunde nur auf einige bestimmte Erscheinungen zutrifft: auf Kokoschka, auf Meidner, auf Nolde — auf alle oder auf die wenigen, die von den Überlieferungen Grünewalds, Rembrandts und der Romantik (das heißt des Delacroix) ausgegangen zu sein scheinen und die eine Seite dieser unerreichten Heroen, die exzessive, spaltend herausgenommen haben. Damit ist aber der Komplex, den man mehr vulgär als exakt Expressionismus nennt, nicht erschöpft. Allerdings ist vielleicht die zentrale Repräsentation des Expressionistischen angedeutet.

Daneben besteht jedoch auch anderes. Es wurde auf Klee verwiesen und bei ihm auf die Darbietung des absoluten graphischen und malerischen Mittels. Er ist für diese zweite Sphäre des Expressionismus die mittelste Erscheinung: möglicher als Picasso, weil er, Klee, das Format seiner Möglichkeiten besser begriff — Zeichnung und Aquarell. Klee ist indes damit noch nicht definiert. Es ist schließlich nicht wahr, daß seine Kunst die Absolution des formalen Mittels (also des Strichs, der Farbe, der Kurve, der kompositionellen Idee an sich) bedeutet. Vielmehr wohnt seinem Schaffen auch Gegenständlichkeit inne — und zwar doppelte. Er erfaßt das Objekt der Außenwelt; aber er erfaßt es nicht im Moment der Ruhe des Objekts und der eigenen betrachtenden Persönlichkeit, sondern in dem anderen Augenblick, in dem das Objekt unter dem Eindruck der Übersichtigkeit des intensiv Betrachtenden zu zerfallen, die Schnittlinien, die Angelpunkte zu lösen beginnt und also die seltsamste molekulare Umschichtung zu geschehen, der seltsamste Prozeß des Phosphoreszierens, des Untergangs und der Neuentstehung sich zu vollziehen scheint. Klees Kubismus ist die Darstellung des Intervallaugenblicks zwischen zwei Kristallisationszuständen des Objekts. Dies ist das eine. Das andere ist dies: daß in diesem Prozeß der Betrachtung — der seinerseits eine unerhörte und fast nur subjektiv gültige Sensibilität voraussetzt — ein musikalischer Parallelaffekt miterlebt wird. Vielleicht ist Klees Einstellung überhaupt nur dem musikalischen Menschen begreiflich — wie Klee selbst einer der köstlichsten Geiger von Bach und Händel ist, die je über die Erde gingen. Musik ist nicht darstellend; sie ist Figur; von den Dingen gibt sie nicht die Mitte, das Dasein, die Plastik, sondern das Citra und Ultra. Bei Klee, dem deutschen Klassiker des Kubismus, ist das Musikalische der Welt also Begleiter, vielleicht sogar Gegenstand einer Kunst geworden, die einer in Noten geschriebenen Komposition nicht unähnlich scheint. Dabei bleibt aber die Komplikation wesentlich, daß alles Musikalische an Klee, wie immer es mit seiner Malerei verknüpft sein mag, klassischen und romantischen, nicht wagnerisch-naturalistischen Geistes ist.

Bei anderen ist an Stelle der sinnlich wahrnehmbaren Außenwelt der psychomechanische Reflex gemalt, und dies mit eigentümlicher Verflechtung verschiedener, durcheinanderlaufender Reflexe zu einem simultanen, die Vielheit psychisch-traumhafter Erinnerungsbilder chaotisch umtreibenden Sammelbild. Dies ist das Problem des Futurismus — oder, richtiger zu sprechen, eins seiner Probleme, vielleicht sein Hauptproblem.

Aus allem wird soviel klar: der Standort expressionistischer Beschauung und das expressionistische Objekt liegen nicht auf dem Feld jener verhältnismäßig unmittelbaren Wahrnehmung, auf dem die klassischen Werke des Realismus, des Naturalismus, des Impressionismus entstanden sind. Es hat eine sonderbare Drehung stattgefunden. Maler und Objekt stehen einander gegenüber: gleichzeitig öffnen sich beide, drehen ihr Äußeres wie Flügel zurück und verschmelzen ihre bloßgestellte Inwendigkeit.

Aber noch ist damit nicht alles gesagt. Dies Abstrahieren des stärksten und breitesten, oder wenigstens drastischsten Ausdrucks der Gegenstandsform und Gegenstandsfarbe; dies Abstrahieren der Musik des Objekts und der figurenbildenden Mittel; dies Abfangen des psychologischen Augenblicks, in dem der Eindruck in die tiefer gelegenen Gründe des Bewußtseins hinabgleitet und sich dort wie in einem Limbus mit seinesgleichen kreuzt; dies zwanghafte Hervorwenden der anderen Seite — dies alles ist nur Symptom einer ungeheuren und allgemeineren geschichtlichen Veränderung unserer gesamten Orientierung. Was der Expressionismus malen und meißeln möchte, ist die metaphysische, die göttliche Spur auf den Dingen. Selber auf das Organisatorische, ja Schöpferische gestimmt, wenn er malt, — und selber den Dingen gegenüber imperativ auftretend, sucht er in naheliegender Assoziation den göttlichen Nomos der Welt zu sehen und darzustellen. So nähert er sich Religiösem. Er entdeckt wieder die christliche Kunst und ihre Motive. Gott wird wieder genannt. Freilich: dies hohe Wort sollte man um so mehr scheuen, je mehr es mißbraucht ist und je mehr es von den Dilettanten oder Aphoristen des Lebens und der Kunst, die der Expressionismus wie jede Epoche (oder zahlreicher) hervorbringt, lästerlich vorgespannt wird gleich einer Reklame für eine Mode neuer Theologie. Dies aber ist kein Zweifel: der tiefste Wille der besten dieser künstlerischen Provinz ist darauf gerichtet, anstatt des Geschöpfs den Schöpfer oder vielmehr, da man von ihm ein Ebenbild nicht machen kann, den geheimnisvollen, grauenerregenden Abdruck seiner Hand und die Parabeln seiner Gestalt zu malen — den Nacken zu zeichnen, der von seiner Rechten gebogen, die Hüfte zu bilden, die von seiner Linken in den Schmerz gedreht ist.

Danach gilt endlich: expressionistische Kunst hat es wie jede Kunst mit einem Gegenständlichen zu tun. Die Doktrin und Malerei Kandinskys,

ein für die Zeit symptomatisches Ereignis, wollte nicht nur die Absolutheit des farbigen Mittels, sondern gab in absoluten Farben ein Parallelaggregat eines seelischen Erregungszustandes, der sich zwar nicht kontrollieren läßt, aber sicher da war. Solche Kunst hatte es also mit einem Harmonieproblem des Seelischen zu tun. Auch dies ist Gegenstand.

Alles, was der Expressionismus hervorgebracht hat, ist — soweit es sittlich und künstlerisch taugt — bewußt oder unbewußt Brücke zum Metaphysischen. Man dachte, dem Metaphysischen um so näher zu sein, je mehr man abstrahierte. Die aufwühlende und wieder wie Rokoko entzückende, wie Biedermeiertum sensitiv-harmlose, ironisierbare und komplizierte Kunst Klees gäbe freilich ein fast überzeugendes Beispiel der Richtigkeit solchen Wollens. Aber ihre Subjektivität ist so schwer erreichbar, daß sie zugleich das Ende der Malerei bedeutet: den Nihilismus nach allen Seiten.

Es ist möglich, daß die Reise der Kunst dahin geht. Das ist nicht abzusehen. Davon sei also auch nicht die Rede. Es bleibt dafür eine andere Frage zu bedenken, deren Beantwortung diesen Gedankengang beschließen muß. Es ist die Frage nach der Bedeutung des Expressionismus in seinem Verhältnis zum Alten und zur Zukunft — soweit Zukunft nämlich als etwas Positives vorzustellen ist. Einfach gesprochen: Ist der Expressionismus mehr als frühere Kunst? Und wohin geht von ihm aus der Weg? Die Antwort sei sofort gegeben:

Er ist nicht höher zu bewerten als jede vorhergegangene Epoche; in einzelnem bedeutet er ein Plus, in einzelnem auch ein kommunizierendes Minus. Dies ist die eine Antwort. Die andere: Der Expressionismus ist bereits in dem Moment seiner historischen und sachlichen Vollendung angekommen; der Pendel hat durchgeschwungen; das Positive der Zukunft liegt offenbar in einer neuen und frommen Bescheidung auf die Natur — es müßte denn sein, daß eine hinreißende theologische Phantasie oder vielmehr Tatsachengewißheit das zu erzeugen vermöchte, was wir bis jetzt nicht geleistet haben: eine positive neue Gotik, ein positives neues Barock, eine positive — nicht literarische, nicht als Bildungsphänomen hereinbezogene — Primitivität; also eine orthodoxe Einfalt oder zum wenigsten im Sinne des Barocks eine Übersteigerung des Komplizierten und Naturalistischen durch die inquisitorische Unerbittlichkeit eines Dogmas. Von diesen Dingen also sind wenige Worte noch zu sagen.

Man würde dem Expressionismus sehr unrecht tun, wollte man ihn auf das manifesthaft dekorative Element fixieren, das er ohne Zweifel enthält. Er ist auch mehr als ornamental — wiewohl es dem Ornament an Tiefsinn nicht gebrechen muß. Der Expressionismus be-

deutet in seinem Verhältnis zu vorexpressionistischer Kunst auch mehr als den Unterschied zwischen „Eindruck" und „Ausdruck", mechanischer Einnahme und proportionaler Ausgabe, Physiologie und Psychologie, zwischen Gegenstandsform und Abstraktion des formalen Mittels, zwischen Physik und Metaphysik: irgendwie bedeutet er den Kontrast zwischen einem bildnerischen Suchen, das den Schöpfer erspürt, und einem andern, älteren, das dem sinnlich-einfältigen Dasein des Geschöpfes nahegleitet.

Möge dies alles nun wahr sein oder nicht, richtig oder fasch: soviel ist gewiß, daß alle diese Kontraste, die zu zeichnen, zu erfinden man auf irgendeine Weise gezwungen wird, auf irgendeine Weise von einem bestimmten Augenblick ab auch wieder zusammenstürzen, lächerlich fast. Der treffliche Henri de Braekeleer, der für Belgien annähernd war, was Leibl für uns, Courbet für die Franzosen, nämlich ein Klassiker in der Darstellung der Seinsform des Naturhaft-Dinglichen, vulgär benannt ein Realist, hat den Satz gesagt: Kunst werde gemacht, um Gott auszusprechen und ihn in seiner Kreatur zu loben. Ich würde von einer bestimmten Sprosse des Vergleichs aus nicht zu behaupten wagen, daß etwa die sogenannte naturalistische Kunst minder innerlich, daß in ihr der metaphysische Affekt — ohne den überhaupt keine Kunst Kunst wird — minder stark gewesen sei, daß nicht auch in ihr der Gott gewirkt habe. Sie nannte ihn nicht — vielleicht weil sie ihn scheute, nicht aber weil sie ihn hätte ausgetrieben gehabt. Vergleicht man Künste, so muß man das Maß der Intensität des Gefühls für die Bedeutungstiefe des Formalen vergleichen: Spannungsweite, Stromstärke des Affekts für Formales, Empfindung für das Gestern abend und den anderen Morgen der Dinge. Vom Standpunkt solcher äußerster Formalität der Betrachtung — und wie sollte in Kunstdingen ein anderer Standpunkt gültig sein? — zerbricht mir die Unterscheidung zwischen Expressionismus und anderem: sie erscheint subaltern; sie scheint inhaltlich und anekdotisch und sicher äußerlich gelenkt. Es ist nicht möglich, eine Landschaft von Henri Rousseau zu lieben und eine Landschaft von Sperl zu mißachten. Man sieht beide überhaupt erst dann, wenn man merkt, wie ähnlich auch sie sind — wenn man also die Parallelität der formalen Spannung begreift.

Es ist in der Tat aberwitzig und unmöglich, über dem expressionistischen Himmelssturm und Höllensturz die alte Kunst zu vergessen. Vergißt man sie, so beweist man nur, daß man sowohl zu neuer als zu alter Kunst in einem fragwürdigen Verhältnis steht. Die Kraft des Affekts für die ausdrückende Bedeutung alles Formalen: dies, nichts anderes ist der Zustand der Kunst und des Künstlers. Es kommt hinzu, daß diese Kraft notwendig die Grenzen des Sinnlichen überall übersteigt, wo Kunst ist, und einer irgendwie auf Übersinnliches gerichteten Atmung

des Formalen selbst begegnet. In beiden, im Künstler und in der Dingform, ist der Gott.

Auf die Dauer verhehlt sich keiner, daß der Gott in den künstlerischen Dokumenten der Renaissance und des Humanistisch-Klassischen sich nicht minder gern verbirgt, als er in den Werken der Gotik, des Barock, der Exoten, der Bauern, auch des Expressionismus zutage steigt. Es kommt auf die Formalität des Standpunkts an: ist ihre äußerste Höhe erstiegen, dann sind der heidenchristliche Raffael und der exakte Naturforscher Leonardo nicht mindere Gottsucher als Giotto und der Greco. Es bleibt nur ein Unterschied im Mittel, im Organ und in den Maßen subjektiver Bewußtheit. Aber Gott ist (wenn er ist, und es ist von der Kunst aus sicher, daß er ist) nicht so winzig, daß seine Existenz im Kunstwirken der Menschen von der Millimetergröße dieser Bewußtheitsunterschiede abhängig wäre. Äußerlich gesprochen: so Zwingendes, so Ungeheures ist im Expressionismus nicht geschaffen worden, daß er uns nötigen könnte, Perugino und Giorgione zu vergessen.

Im Gegenteil. Ich habe den Weg des Expressionismus mitgemacht und glaube nicht, hinter seinen vordersten Spitzen zurückgeblieben zu sein: aber ich habe in ihm die Giganten nicht gesehen, die in anderen Epochen Grünewald, Michelangelo, Rembrandt, Delacroix geheißen haben. Der Expressionismus ist ein zum System erweitertes Detail ihrer Universalität. Wir haben mit einer Geschwindigkeit, die selbst für das Tempo des Zeitalters beträchtlich bleibt, und mit einer Breite, die nicht minder erstaunlich ist, eine expressionistische Akademie bekommen, auf die ein Wort aus dem „Wilhelm Meister" gereimt scheint: „Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, sooft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanzieren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Hast du es nicht in dem Zirkel unserer Freunde bemerkt? Sooft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wieviele irren auf diesem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!"

Es wäre allzu billig, den dialektischen Gedanken der Untersuchung zu einer Zukunftsperspektive förmlich auszubilden — derart, daß etwa gesagt würde: der Rückschlag gegen Neugotik, Neubarock, Exotik und Expressionismus, also gegen den ganzen Komplex unserer Kunstepoche werde in einer Renaissance der Renaissance, in einer Wiederkunft des Humanistisch-Gegenständlichen, also im engeren Sinne Klassischen, vielleicht des Nazarenischen liegen müssen. Es wird vermutlich so sein. Persönliche Umstellung fühlt der Einzelne schon an sich selbst. Wir haben wieder angefangen, Führich, Overbeck und Veit zu lieben, Cornelius zu ehren. Pi-

casso malt heute wie Ingres. Dies alles wäre nichts als eine neue Demonstration des circulus vitiosus, den unser Leben darstellt: Während wir uns aus dem Moment zu einem außerhalb gelegenen, archimedisch göttlichen Punkt zu erheben suchen, fallen wir nur in das dialektische Gegenteil des Moments — und so folgen wir dem Zickzack unseres Lebens, bis er abbricht.

Das andere wäre schöner: das, was der Expressionismus erhoffte — die dauernde Verankerung der Kunst im Jenseitigen. Soviel wollte er ursprünglich gar nicht, aber er wuchs dahin. Allein: wie sollten wir heute Radikaleres und soviel mehr wollen können als die Gotik, wo wir soviel weniger glauben und sicher soviel weniger buchstäblich glauben — worauf aber alles ankäme, da fromme Bildnerei nun einmal von der Genauigkeit einer dogmatischen Vorstellung abhängt? Ist unser heftigerer Affekt am Ende nicht nur die Schutzfarbe einer schwächeren Tatsächlichkeit? Wo wäre die ungeheure Regeneration des Christentums, die vorangehen oder kommen und neu die Kunst produzieren müßte? Selbst die Brüder Eyck beschränkten sich darauf, Gott in der genau gemalten Kreatur zu loben. Sollte es für uns soviel mehr zu tun geben?

Dies ist selbstverständlich: wir sprechen immer von Formalität — aber sie ist ohne ein immer mitverstandenes bewegendes Zentrum, dessen Form sie ist, nicht denkbar, und nicht vorzustellen ohne den Bezug dieses Zentrums auf das Jenseitige. Es fehlt nun das artikulierte Dogma, das zur Vorstellung und zur Kunst zwingt. Wir stehen darum in solchem höchst komplizierten Augenblick: Kann Gott nicht (im Sinne eines Dogmas) nach der formalen Beschaffenheit seines Wesens deutlich vorgestellt werden, so kann man ihn oder sein Symbol nicht malen; auch nicht seinen Sohn, seine Heiligen, und kaum seine Wirkungen in der Welt.

Bis dahin bleibt uns das andere: die Gesamtheit der Epochen zu überblicken, ihre Besonderheiten und Gleichheiten zu bewältigen, zwischen dem Gotischen und dem Klassischen zu stehen, aufs neue von unten auf die Natur zu bewundern, die unsäglich verlästerte, und des Satzes zu gedenken, den der angeblich überwundene Cézanne gesagt hat: „Ce qu'il faut, c'est refaire le Poussin sur nature; tout est là." „Es ist die Hauptsache, Poussin im Angesicht der Natur noch einmal zu malen; das ist alles."

So gotisch zu sein wie Cézanne und dabei soviel Antike, soviel Klassik zu enthalten; so naturhaft griechisch zu sein wie Poussin und dabei so ungeheuer viel metaphysische Schwingung zu haben: diese Paradoxie etwa wäre die Notdurft des Augenblicks. Vielleicht kommt es anders. Vielleicht reißt ein unerwarteter oder erwarteter Triumph der Religion uns in eine neue Ausschließlichkeit, in der wir nicht mehr die humanistische Universalität unsres Standpunkts, nicht mehr die Weltgeschichte, sondern nur Gott und uns und gegenwärtige Welt fühlen.

Aus einem serbischen Tagebuche

von Gerhard Gesemann

(Schluß)

10. Dezember. Im Schleppkahn auf dem See von Skutari schreibe ich dieses. Heute morgen sind wir aus Podgorica abmarschiert. Die Landstraße führt durch flaches, unfruchtbares Weideland, wo Schafe grasen und Schweine wühlen. Gegen Mittag kamen wir an den See. Er ist etwa 50 Kilometer lang und 20 Kilometer breit. Wir müssen ihn der Länge nach durchfahren, um nach Skutari zu kommen.

Da wartete schon seit mehreren Tagen eine tausendköpfige Menge auf die Überfahrt. Auf Steinen, die Füße im sumpfigen Boden, hatten sie schon einige Tage und Nächte hier verbracht. Jetzt sollte die Reihe des Wartens an uns sein. Der kleine keuchende Dampfer und die drei großen Schleppkähne waren schon vollgestopft. Als sich der letzte Kahn dem Ufer noch einmal auf zwei Meter näherte, nahm ich einen tüchtigen Anlauf und sprang von der Hafenmauer hinein. Ich muß wohl einigen Leuten auf die Köpfe und Schultern gefallen sein, denn sie wollten mich verprügeln. Die Umstehenden, Unbeschädigten, die den Sprung objektiver beurteilen konnten, nahmen mich aber in Schutz. Doch der Kapitän wollte wieder landen, um mich hinauszuwerfen. Aber die übrigen riefen: „Dann springen nur noch mehr hinein!" Da besann er sich. Und nun schwimme ich mit über das grüne Wasser. Rechts gleiten Bergketten vorbei, an denen blaue Nebel hängen. Links machen feine, weiße, sonnendurchleuchtete Schleier die Seefläche scheinbar unendlich. Das Schiff fährt so leicht, daß man keine Bewegung fühlt.

Das Schönste, was ich auf dieser Fahrt sah, waren kleine Felseninseln: Graue Steine über grasgrünem Wasser. Darauf dunkelgrüner Buchsbaum, Rosmarin und rötliche, trockene Gräser. Das spiegelt sich rein und klar im Wasser und zieht lautlos vorbei wie ein Traumbild.

In der Abenddämmerung traf mich ein erhabener Anblick: Wir fuhren in den Hafen von Skutari ein, wo die Bojana aus dem See zur Adria abfließt. Sie lag in einem grellen, gelben Abendlichte zwischen zwei schwarzen Bergen. Links steht die alte kyklopische Burg, rechts der Taraboš. Wer die alte und neue Geschichte des Balkans kennt, sieht diese Stätten mit beklommener Scheu.

11. Dezember. Ich habe meinen Reisefreund wiedergefunden und bin in sein Quartier übergesiedelt. Unser mohammedanischer, albanesischer Hausherr heißt Muhamed Kuči. Er ist sehr freundlich, aber die Unkenntnis der Sprache macht ihn unbeholfen. Dagegen versteht ein anderer Hausgenosse, ein Vetter des Wirts, einigermaßen Serbisch, und der älteste

Sohn des Hausherrn, Hamsa mit Namen, ist ein so aufgeweckter Bursche, daß er unsere albanesischen Brocken und Gebärdensprache gut versteht. Er ist ein schlanker, hübscher Kerl von etwa zweiundzwanzig Jahren, mit einem Kindergesicht. In Konstantinopel war er auf der Kriegsakademie, um türkischer Offizier zu werden. Aber seit dem Balkankrieg ist er zu Hause.

Der Wunderlichste in diesem Hause ist ein Flüchtling aus Montenegro, ein Albanier und Verwandter des Hausherrn aus Gusinje in Südmontenegro, also aus jener Gegend, vor der uns die Arnauten in Peć gewarnt hatten. Er hat, sagen seine Freunde, vor langen Jahren einen Mord aus religiösen Gründen begangen und ist darum verbannt worden. Ein merkwürdiger Mensch! Er sitzt manchmal minutenlang teilnahmslos da. Dann aber, wenn man ihn zum Reden gebracht hat, taut er auf und erzählt ruhig, sachlich, im vorzüglichsten Serbisch, — aber in seinen Augen liegt immer ein glimmendes, fanatisches Feuer. Er ist der Religiöseste im Hause. Wenn es seinen Glaubensgenossen, obwohl sie sicher gute Mohammedaner sind, nicht einfällt, irgendeine rituelle Handlung vorzunehmen, er steht mitten in der Unterhaltung auf, geht in eine Stubenecke und beginnt jenes unheimliche Fallen und Aufspringen, jene tierische Selbstdemütigung vor einem unsichtbaren Herren.

Man sagt uns: Ihr müßt morgens um acht Uhr aus dem Hause gehen und dürft nicht vor abends sechs Uhr heimkehren, damit ihr die Frauen nicht in der Hausarbeit stört, denn tagsüber ist oft niemand von den Männern zu Hause.

Für heute abend aber sind wir beim Hausherrn eingeladen. Wir müssen Toilette machen, das heißt wir ziehn die Stiefel aus, ehe wir in das große Paradezimmer treten. Die Fenster sind mit Teppichen verhangen, denn draußen regnet und stürmt es, daß die Holzveranden knirschend beben. Rings um den Fußboden läuft eine meterbreite, 20 Centimeter hohe Holzbank, die mit Wollmatratzen und bunten, zottigen Wollteppichen belegt ist: Der Diwan oder Minderluk, die Sitz- und Schlafstelle.

In der Mitte des Zimmers, unter einer verschleierten Hängelampe, glüht ein Holzkohlenfeuer in einem mächtigen kupfernen Becken. Um das Kohlenbecken lagern sich, im inneren Kreise, neben dem Hausherrn einige Greise und unter ihnen ein serbischer Offizier, der beim Nachbar zu Gaste ist. Auch uns führt man in den inneren Kreis und lacht, als uns die müden Beine in der ungewohnten Kreuzlage knacken. Hinter uns lagern sich die jüngeren Männer, und hinter ihnen knien die Knaben, die den Kaffee aus dem Frauengemache holen und die Männer bedienen. Sie sprechen den ganzen Abend kein Wort, hören aber aufmerksam zu und lachen verschämt, wenn man sie ansieht.

Die Unterhaltung wird sofort lebhaft, als einer der älteren Leute uns erzählt, was für Leiden, Seuchen, Hungersnot und Todesgefahr sie während der Belagerung von 1912 erlebt haben. Der Hunger sei so groß gewesen, daß man an jedem Morgen die Verhungerten auf den Straßen aufgelesen habe. Mit Gewalt habe man sich gegen die Hungrigen wehren müssen. Damit geht das Gespräch auf die Belagerung selbst über. Das Interessanteste dabei ist, daß der serbische Offizier bei der Belagerungsartillerie auf Brdica gewesen ist, während mehrere der anwesenden Arnauten bei der Artillerie auf dem Tarabos gestanden haben. Sie zeichnen sich ihre Stellungen auf, berechnen die Schußbahnen der Mörser, die es hätten ermöglichen können, den Tarabos niederzukämpfen, den von der Goltz befestigt und den schon die Natur zu einer granitnen, unzerstörbaren Festung gemacht hat.

Ein anderer Gegenstand der Unterhaltung sind die Erkundigungen, die wir über Wege, Bevölkerung und politische Verhältnisse des Teiles von Albanien einziehen, durch den wir in einigen Tagen wandern müssen. Es gibt vielgewanderte Leute unter den Besuchern, die uns über Gasthäuser, Städte und Flüsse Bescheid geben können. Der Gründlichste und Klügste ist wieder der Verbannte, der hinter mir sitzt und für die Gesellschaft aus des Hausherrn feinstem Tabak Zigaretten dreht. „Wenn ihr nach Durazzo gehen müßt, so hütet euch vor den Wegen über die Gebirge. Da wohnen kühne Männer (er meint gefährliche). Zwei Gebirgszüge laufen längs der Adria hin: zuerst ein niedriger, dann folgt hinter ihm ein Tal, dann ein hoher. Auf dem niedrigen dürft ihr schon zuweilen gehen, aber nicht auf dem anderen, dem hohen, auf dem Kroja liegt." — Wenn diese Muselmanen „Kroja" sagen, so klingt es wie eine Warnung oder Drohung. „Geht am Ufer aufwärts, und wenn euch auch die Sümpfe ein paar Tage lang bis an den Bauch steigen. Da wohnen Katholiken in Schlamm und Elend. Essad steckt ihnen alle Woche das Dach über dem Kopfe an. Sie sind ziemlich eingeschüchtert. Die Wege übers Gebirge, über Kroja und Tirana, sind gut und trocken, aber unsicher." —

„Aber Essad ist doch selbst aus Kroja," sagen die Serben, „und ist unser Freund! Warum sollen seine Leute uns feind sein?" — Der Verbannte zuckt die Achseln und schweigt. Er sieht nur auf unsere Anzüge. Dann steht er auf und betet wohl eine halbe Stunde lang zu seinem Gott.

Als er zurückkommt und die anderen sich über Geld- und Kursverhältnisse unterhalten, ziehe ich ihn allein ins Gespräch. Ich verspreche ihm ein Hemd, das mir mein Gepäck zu beschweren scheint, und ein Paar alte Stiefel. An dem Leuchten in seinen Augen sehe ich, wie wertvoll dem armen Teufel die Sachen sind. Er ist, im Gegensatz zu den anderen, sehr ärmlich gekleidet. Die nackten Füße stecken in selbstgeflickten, holz-

besohlten Schuhen. Hellblaue Leinenhosen legen sich ihm regennaß um die spitzen Kniee. Sein mit Watte gefüttertes Wams, sein schmaler Wollgürtel und ein turbanartig um den Kopf gewickelter Leinenlappen heben sich recht ärmlich von den seidengestickten Westen, den feinen Hosen aus weißem Wolltuch und den roten Mützen seiner reicheren Freunde ab.

Ich habe den merkwürdigen Menschen gern. Nach dem Grunde jenes Totschlages frage ich ihn. „Iz vjerskih razloga,“ sagt er einfach, „aus Gründen des Glaubens.“ Da er schweigend seine Zigaretten weiter dreht, nehme ich an, daß ihm dieser Gegenstand des Gesprächs unangenehm ist. Ich frage ihn, was er damals in Montenegro gewesen ist. „Gazda,“ antwortet er, „Grund- und Hausbesitzer.“ Und was er jetzt treibt? Resigniert sagt er, er habe einen Han, ein Landstraßenwirtshaus, gepachtet. Da verkauft er Branntwein und Kaffee. Aber das Geschäft geht schlecht. Kaum daß er an manchen Tagen einen Franken Barverdienst hat. „Sag' mir,“ bricht er plötzlich ab, „hast du auf dem Amselfelde die Tulba Murads gesehen? Steht sie noch? Habt ihr (er meint uns Christen) sie noch nicht zerstört, so wie ihr die türkischen Grabfelder und Moscheen in eueren Städten beseitigt habt?“ Da ich das Mausoleum nur vom Auto aus gesehen habe, kann ich ihm nur sagen, daß es noch in seiner leuchtenden Schönheit auf dem Schlachtfelde steht. „Wie sieht sie aus?“ fragt er, enttäuscht darüber, daß ich nichts Näheres weiß. Ich hatte in Podgorica in einem serbischen Lesebuche eine Schilderung der Tulba gelesen und beschreibe ihm danach das Heiligtum. Dafür frage ich ihn nach den Sagen, die sich die Albanesen von der alten Burg an der Bojana erzählen. „Ach,“ meint er, „Geschichten erzählen und Lieder singen kannst du doch besser von den Serben hören als von uns Arnauten. Wir sind zu dumm dazu. Unsere auf dem Kosovofelde haben zwar von den Serben gelernt, Heldenlieder zur Gusla zu singen, aber das sind serbische Lieder. Ich kenne die Sage von der eingemauerten Frau da oben nur aus den Liedern der Montenegriner in meiner Heimat.“

Dann wird er wieder stumm, reicht mir Kaffee und Zigaretten und schweigt weiter, bis die Gesellschaft aufbricht. Der Hausherr bedankt sich bei den Gästen für die Ehre des Besuchs, während die Knaben ihnen über den Hof und uns in unsere Kammer leuchten.

Um von unserem Hause auf die Burg zu kommen, braucht's einen Marsch von ungefähr zwei Stunden. Denn die Stadt ist nach orientalischer Art sehr weitläufig gebaut. Namentlich der mohammedanische Stadtteil ist ein typisches Beispiel für die morgenländische Unfähigkeit, sich das Leben sauber und bequem einzurichten. Er besteht aus einem Gewirr von engen, ausgehöhlten Gassen, in denen das Wasser fußhoch steht. Sie sind eingefaßt von zehn Meter hohen, dicken Steinmauern, die zuweilen

von gewaltigen, überdachten, festungsartigen Toren unterbrochen sind. Eiserne Klopfer hängen daran, und eine halbe Stunde wartet man, bis einem aufgemacht wird. Diese Mauern, die alle Häuser und Gärten verdecken, machen einen ungastlichen, düstern Eindruck. Und wenn sie wenigstens gerade wären! Nicht fünfzig Schritte kann man geradeaus sehen. Oft biegen die Straßen in einem spitzen Winkel plötzlich nach derselben Richtung um, aus der man kommt, oder sie machen zwei – drei entgegengesetzte rechte Winkel, daß man auf der Peripherie eines Quadrats zu laufen scheint. Am unangenehmsten ist es, wenn sie irgendwo ganz aufhören, auf einem verwahrlosten Friedhofe, vor einem Bache oder vor einem verschlossenen Tore.

Alle fünf Minuten stößt man auf eine Moschee, die von einem weiten, verwüsteten Gräberfeld umgeben ist. Schon hinter der letzten Straßenbiegung merkt man, daß man sich einer solchen Džamija nähert: Ein heidenmäßiger Lärm von Schulkindern hallt aus der Moschee über den Platz. Man sieht sie drinnen sich schlagen, man sieht sie sich die steilen Treppen hinunterstoßen, und unter ihnen steht, machtlos mit einem Stabe um sich schlagend, ein Mula mit weißem Turban.

Nach zweistündigem Marsch erreichen wir die Altstadt, den Bazar. Dahinter steigt der Burgberg auf. Geröll und Steine sind von dem steilen Abhang bis an die Häuserrückwand gestürzt. Auf glatten, steingepflasterten Wegen klettern wir empor.

Je mehr wir uns dem Burgtor nähern, desto gewaltiger erscheinen die Steinmassen, die nach altitalienischer Art als kyklopischer Untergrund für die eigentlichen Gebäude auf die natürlichen Felsen gehäuft sind. In diesen Grundmauern sind tiefe, gewölbte Kasematten. Ihre Festigkeit ist so groß, daß sie allen Stürmen der fast alljährlichen Belagerungen standgehalten haben. Im Eingangstor sitzt eine montenegrinische Wache. Wir wandern durch dunkle, hallende Gewölbe, durch feuchte Gänge, verschüttete Türme, zerborstene Treppen, dann führt uns eine Tür auf freie Rasenplätze, zu Pferdeställen, Warttürmen und freien Basteien.

Der Rundblick ist so schön, daß ihn in den Volksliedern ein serbischer König als geeignet empfindet, eine Frau zum Ehebruch zu verführen. Er schreibt ihr in seinem Liebesbriefe:

„Ach, wie schön ist Skadar an der Bojana!
Wenn du hinsiehst auf den Berg oberhalb der Stadt,
überall stehen Feigen- und Ölbäume
und noch jene traubenreichen Weingärten;
wenn du auf den steilen Abhang unterhalb der Burg siehst,
ist hochgewachsen weißer Weizen,
und um ihn herum grüne Wiese,

durch sie fließt die grüne Bojana,
in ihr schwimmen allerlei Fische,
daß du sie frisch ißt, sooft du willst."

Nach Westen sieht man über flaches, versumpftes Weideland zur Küste hinunter. So mühselig für den Wanderer diese Landschaft ist, so schön liegt sie jetzt vor unseren Füßen mit ihren orangefarbenen, milden Lichtern, die auf der gekräuselten Wasserfläche flimmern. Rechts steht der Taraboš, der Grabhügel der montenegrinischen Jugend von 1912, der Eck- und Wartturm der Gebirgsmauer, die den See von der Adria trennt, — dann folgt der grüne See, hinter dem Montenegro düster aufsteigt, — weiter herum blenden die Schneeberge Nordalbaniens herüber, über die eben das geschlagene Heer und die ausgeplünderten Flüchtlinge gewandert sind, — und im Süden stehen die Gebirge Mittel-Albaniens in einem violetten Dunst. Zu unsern Füßen aber liegt die weite, von Minaretten überragte, von wüsten Grabfeldern unterbrochene, von den unheimlichen Mauern zerschnittene Stadt.

Ich frage die montenegrinischen Wachtposten nach der Stelle, wo nach einem serbischen Volksliede die Erbauer der Burg eine Frau als Bauopfer eingemauert haben.

Drei königliche Brüder bauen täglich an der Burg und häufen Steine auf Steine. Aber was sie am Tage auftürmen, reißt eine Bergfee des Nachts wieder ein. Höhnend ruft sie vom Gebirge herab: „Sucht ein Geschwisterpaar mit Namen Stojan (‚der Stehende') und Stoja, so wird der Bau stehen bleiben!" Als die Könige das Paar nicht finden können, erklärt sich die Bergfee mit einer der drei Königinnen zufrieden. Durch Betrug fällt das Schicksalslos auf die Frau des harmlosen Jüngsten. Sie wird eingemauert, nur für ihre Brüste lassen die Meister eine Öffnung, damit sie ihren Säugling noch eine Weile nähren kann.

Die Stelle, wo die Frau eingemauert sein soll, zeigen uns die Soldaten. Ein romanischer Rundbogen ist dort in der Mauer zu sehen. Ein wenig Wasser trieft aus einer moosgrünen Spalte. Das ist die Milch aus den Brüsten der Mutter. Nährende Frauen der Umgegend kommen hierher, um sich das Wasser auf die Brüste zu streichen, damit sie Milch bekommen. Auch ein paar serbische Soldaten suchten in den Trümmern nach jener Stelle: denn das Wasser heilt auch kranke Augen und veraltete Wunden.

20. Dezember. Die Lage der Flüchtlinge in Skutari ist sehr schlimm. Jetzt ist hier alles zusammengeströmt, was aus Serbien geflohen und nicht unterwegs liegen geblieben ist. Nur wenigen Tausenden ist es gelungen, rechtzeitig über Monastir nach Griechenland zu entkommen. Augenblicklich sollen 60000 Flüchtlinge hier und noch auf dem Wege sein.

Es regnet jetzt seit vier Wochen unaufhörlich, Tag und Nacht, wolkenbruchartig. Viele Leute, die der Hunger vor einer Woche aus Skutari vertrieben hat, sind heute wieder zurückgekehrt. Sie erzählen eben in der Kneipe, wo ich Tee trinke, daß ihnen das Wasser auf dem Marsche nach Alessio anfangs bis an den Bauch, dann aber, beim Durchwaten der Bäche, bis über die Schultern gegangen sei. Darum seien sie umgekehrt. Außerdem seien einige katholische Stämme in Aufruhr, und es seien viele Räubereien bei Alessio vorgekommen.

Neben mir sitzen junge Offiziere, die bis zuletzt im Feuer gestanden haben. Sie erzählen von der Verzweiflung, die sie und die alten krieggewohnten Truppen ergriffen habe, als sie, ohne entscheidend geschlagen zu sein, zerteilt auf zwei lange Fronten, ohne genügend Munition, zurück mußten und immer zurück. Da habe selbst die besten Soldaten Demoralisation und Mißmut gefaßt, und die alten Sieger über Türken, Bulgaren und Österreicher hätten sich massenhaft den Deutschen übergeben, — nur um endlich einmal, nach vierjährigem Kampfe, „nach Hause" zu kommen. Die mazedonischen Rekruten seien zu den Bulgaren übergelaufen, Divisionen seien auf 800 Mann zusammengeschmolzen, einige Regimenter auf 80 Mann, ein paar Kanonen und ein Maschinengewehr. Sie erzählen, wie die arnautischen Straßenräuber das Heer und die mitziehenden Flüchtlinge aus dem Hinterhalt angeschossen und nachts die Leichen ausgeplündert haben. Frauen und Mädchen seien von ihnen verschleppt.

Die Hungersnot ist sehr groß. Alles, auch das Geringste, ist schmählich teuer. Ich habe mehrere Tage ganz ohne Brot gelebt. Dann fand ich bei Soldaten einmal ein Stückchen Maisbrot zu kaufen, für vier bis fünf Dinare in Silber. Nun haben wir eine Garküche entdeckt, wo ein abscheulich schmutziger Arnaut zu Mittag und zu Abend Bohnen kocht. Wenn er sich aber geärgert hat, schließt er die Bude gerade dann, wenn die Bohnen gar sind. Wir haben ihm schon mehrmals die Tür eingedrückt, und die Soldaten drohen ihm mit Bomben. Um Mittagessen zu bekommen, muß man um einhalb neun Uhr morgens auf seinem Platze sitzen, dann kriegt man um zehn Uhr einen kleinen Teller mit etwa zwanzig Böhnchen für einen Franken. Wenn man fünf Teller hinunter gewürgt hat, bellt der Magen nicht mehr, sondern knurrt nur noch leise. Zum Abendbrot muß man um einhalb drei Uhr kommen. Inzwischen sitzt man in diesem Kaffeehause hier und trinkt fünf Tassen Tee oder fünf Tassen Kaffee. Für einen Franken nämlich, denn der Albanese gibt kein Kleingeld heraus. Man muß auch im voraus bezahlen, denn wenn die deutschen Aeroplane kommen, läuft alles weg und vergißt das Zahlen. Bezahlt man aber vorher, so vergißt man den Kaffee.

Zuweilen gibt es Zucker zu kaufen, das Kilo zu zehn Dinare. Aber

was man braucht, ist Brot. Von Knoblauch, Zwiebeln und Zucker kann man nicht leben. Ich entschließe mich darum, alle Mühlen der Stadt abzusuchen. In einer entlegenen Mühle klappern die Räder. Nach etwa zweistündigem Handeln und Bitten verspricht mir ein alter Arnaut zwölf Kilo Maismehl für zweiundzwanzig Dinare in Silber. Anfangs wollte er Gold, aber ein anderer Greis stand mir bei und überredete ihn zur Milde: „Siehst du denn nicht," verstand ich, „daß er kein Soldat ist?" Dann nahm er mir die zweiundzwanzig Franken aus der Hand und gab sie dem alten Müller. „Gut, gut," flüsterte der leise und ängstlich, „aber er darf nicht erzählen, daß ich Mehl habe, sonst kommen die Soldaten mit ihren kleinen Kanonen." Er meint die serbischen Bomben. Dann mißt er mir das Mehl ein, gibt noch ein halbes Kilo zu und läßt mir von seinem Burschen Kaffee kochen. Das gehört zum Handel. Selig schleppe ich mein Mehl zum Muhamed, der verspricht, von seinen Frauen mir täglich ein Brot backen zu lassen. Gott sei Dank, nun brauche ich nicht mehr heißhungrig und mit Wolfsblicken auf den Straßen zu stehen, Brot bei Soldaten zu erspähen und wortlos zu bezahlen, was sie verlangen! Und wenn ich dann mit dem Stück über die Straße gehe, dann stürzen noch Hungrigere als ich bin auf mich zu: „Bruder, gib mir einen Happen, einen Bissen nur, — nur daß ich einmal Brot auf der Zunge fühle!" — Gebe ich ihnen ab, so behalte ich nichts für mich und bleibe hungrig. Wenn ich aber das Brot vor ihren verzweifelten Blicken verstecke, muß ich mich vor mir selber schämen. Nun kann ich noch immer ein Stück Brot für andere in der Tasche tragen. Das ist ebenso süß als selbst satt zu sein.

Es werden die ersten Fälle von Hungerparoxysmus gemeldet. In der Altstadt hat sich ein Flüchtling in den See gestürzt. Hier in der Hauptstraße ist ein Soldat toll geworden, als ihm ein Offizier in einer Bäckerei erklärte, es gäbe kein Brot. Er raste und warf eine Bombe in den Laden, die mehrere Menschen und ihn selbst zerriß.

Seit einigen Tagen staut sich die Menge zu Tausenden vor den ausländischen Konsulaten, um die Pässe visieren zu lassen, die die serbische Regierung denen ausgestellt hat, die über Italien nach „Europa" gehen dürfen. Der Regen rauscht auf sie hernieder. Dicht gedrängt, dampfend, riechend, stehen sie in den engen Gassen, zwischen den hohen Mauern, tagelang. Die Läuse kriechen beseligt von einem zum anderen. Das sind die einzigen Geschöpfe, denen es jetzt gut geht. Alle zwei Stunden überfliegen deutsche und österreichische Aeroplane die Stadt, werfen Bomben auf die menschenvollen Gassen und fliegen weiter. Alle Augenblicke brummt die Sturmglocke von der Kathedrale, rasselt die Funkenstation: Was hilft's? Man kann sich nicht schützen, man ist eingekeilt zwischen

Tausenden, die Häuser haben keine Kellergewölbe, — und schließlich, es ist auch ganz einerlei, ob man einen schnellen Tod stirbt oder langsam krepiert vor Hunger, Dreck und Läusen.

24. Dezember. Die Sterne verblaßten schon ein wenig, als wir aufbrachen. Von den Minaretten der islamitischen Stadt sangen die Müezzin ihr nasales-gutturales Lied. Eine helle Jünglingsstimme war dabei, die übertönte alle anderen. Sie klang noch, als wir unter der Burg an der Bojana hinabzogen.

Jetzt sitze ich in Alessio, dem arnautischen Lješ, in einer Wachtstube, wo Gensdarmen Essad Paschas mir Wasser zu trinken geben. Sie sitzen, bis an die Zähne bewaffnet, an einem offenen Kaminfeuer und lachen über meine schmutzdurchnäßte Kleidung. Den ganzen Tag sind wir durch das Wasser und durch den Schlamm gewatet, der meilenweit auf den Feldern und Straßen steht. Die Reisegefährten sind in die Kommandantur gegangen, um sich nach den Verhältnissen im nahen Hafen S. Giovanni di Medua zu erkundigen. Ich bin so wund an den Füßen und auf dem Rücken, so müde und ausgehungert, daß ich von diesem Wandertage nur ein schönes Bild behalten habe.

Kurz vor Sonnenuntergang öffnete sich an einer Wegbiegung ein Ausblick über einen ruhigen, weidenumsäumten Fluß. Dahinter erhob sich, noch weit entfernt, die Stadt Lješ. Ihre weißen Häuser und Minarette leuchteten am Fuße eines Berges, der die schönste Burg trägt, die ich auf dem Balkan gesehen habe. Mit gewaltigen Mauern, zinnengekrönt, stand sie feierlich im Abendlichte.

Als die Gefährten melden, daß heute abend von San Giovanni ein amerikanisches Schiff nach Italien abgehen wird, raffen wir unsere Kräfte zusammen, um auch noch die letzten zehn Kilometer zu bewältigen, die uns vom Meere trennen. Der Abendgesang des Müezzin begleitet uns wieder in die Nacht hinein.

Viel Volk muß zur Seite des Weges lagern, denn überall glühen die Feuer. Wenn einmal eine Flamme hoch aufschlägt, sehen wir Wagen und Pferde in Höhlen stehen, die in den Hügeln sind. Nach zweistündigem Eilmarsch wird die Aussicht plötzlich frei, Salzgeruch schlägt uns mit frischem Wind entgegen, eine schwarze, weite, zitternde, ein wenig nach oben gewölbte Fläche hebt sich von einem helleren Himmel ab: das Meer! Wir beeilen uns, wir laufen. Da beginnen grüne Lichter sich zu drehen, rote erscheinen und schweben aufs offene Meer hinaus. Das Schiff geht ab.

Am Strande von San Giovanni liegen Tausende von Menschen, brennen viel hundert Feuer. Ein wüster Lärm am Hafen, ein Stampfen, ein Schlagen, ein Schimpfen. Wachen halten uns auf, stoßen uns zurück, wir stoßen wieder, drängen uns durch, wir kommen zu der Masse, die

da auf den Brücken mit sich selber ringt. Warum? Das Schiff ist ja fort. Die als die ersten Ankömmlinge oder ihrer Stellung nach Anspruch auf einen Platz in dem Schiffe hatten, stehen enttäuscht oder wütend da. Anderes, mutigeres Volk ist vor ihnen ins Wasser gesprungen und zum Schiff geschwommen oder hat sich auf Kähnen hinübergerudert. Der Kapitän aber kümmert sich nicht um die Passagierlisten. Er überzählt die Zahl der Fahrgäste, und sobald es 500 sind, fährt er ab.

Wir suchen hinter einem Felsen eine windstille Stelle und zünden ein Feuer an. Eine Quelle ist nahe, wir trinken Tee. Ich habe von den Ölbäumen, die hier in Menge auf den Hügeln stehen, grüne Zweige abgeschnitten. Den größten pflanze ich neben dem Feuer auf, als Weihnachtsbaum am heiligen Abend. Von den anderen lege ich von Zeit zu Zeit einen ins Feuer, daß er duftend verbrennt. Ich wickele mich in die Decke, sehe übers Meer, sehe wie der Mond über die Hügel kommt und ringsum ein weites Lager von Flüchtlingen beleuchtet, die schon zwanzig Tage hier ohne Verpflegung, in Wind und Wetter, am Strande schmachten. Es würgt etwas in meiner Kehle, aber ich drücke es hinunter. Gute Nacht!

25. Dezember. Morgens um drei Uhr weckt mich der Regen, der mir ins Gesicht fällt. Das Wasser beginnt vom Bergabhang herunterzulaufen und zwingt uns aufzustehen. Ich lege ein paar Steine zusammen, kauere auf ihnen nieder und ziehe den Zeltflügel über den Kopf. Unter mir sehe ich das Wasser ablaufen. Um sieben Uhr hört der Regen auf. Ich sehe mich um.

Wir lagern in der Nähe eines Friedhofes, wo die Opfer einer Beschießung des Hafens begraben liegen. Von den Hügeln, die im Halbkreis den kleinen Hafen umrahmen, von den Ölbaumhainen und Felsengruppen aus, sieht man rechts Lagerhäuser und Schuppen. Das sind die einzigen Gebäude, aus denen dieser Ort besteht, den die Serben als ihren Ausgang zum Meer erwählt hatten. — Das Meer liegt nach dem Regen grau und still. Es ist ganz einsam, ohne Schiff. Am Strande, zwischen den blattlosen Sträuchen oder hinter den grauen Felsen liegen die Flüchtlinge. — Links sieht man die albanischen Gebirge nach Süden ziehen, nach Durazzo. Mir ist, als zögen sie uns magisch nach sich. Ich weiß, daß hier kein Schiff die armselige Volksmenge abholen wird, und wenn sich die Tausende vervielfachen, die hier jammern, hungern, frieren. Sie haben eben eine Abordnung an einen englischen „Admiral" geschickt, — ein Intendanturoffizier ist es, der die Löschung der Proviantschiffe beaufsichtigt. Seine Antwort ist Achselzucken: Er wird sofort nach England depeschieren (wie?); dann wird seine Nation, die immer in ihrer bekannten Humanität für die kleinen Völker gesorgt hat, Schiffe schicken. Heute

abend sollen die Abgesandten noch einmal zu ihm kommen. „Indes das Gras wächst, verreckt der Esel," sagt sein Landsmann.

Jetzt sitze ich am Feuer und lege Kohle auf Kohle. Ich wärme die Hände und sehe dem Rauche nach, der von den grünen, saftigen Zweigen in blauen Wolken über den Strand zieht. Sobald er übers Wasser kommt, reißt ihn ein Meerwind auseinander und wirft ihn spielend in die Luft. Dieser Weihnachtsnachmittag ist so schön, so still, so wehmütig! Das Meer ist ruhig, der Wind schweigt, das Volk regt sich nicht mehr. Teilnahmslos und unglücklich liegt es neben den Feuern.

Den ganzen Tag hat die Sonne nicht geschienen. Auf einmal bricht sie durch, eine halbe Stunde vor dem Untergang, dahinten, über Italien. Die Berge bis tief nach Albanien glühen auf, die Wolkensäume, die wie Kränze über Italien hängen, werden gelb, auf den Wassern wiegt sich flüssiges Gold und der Rauch unseres Feuers wird rosenrot.

Der Admiral hat heute abend geantwortet: Er habe getan, was er für das arme Volk habe tun können. Auch seine Regierung werde das gleiche tun. – „Ja, was denn?" fragte das enttäuschte Volk. Wir aber lassen uns nicht täuschen. Wir gehen morgen nach Durazzo. Das Volk weint und wartet weiter.

26. Dezember. Wir sind gestern Abend nach Alessio zurückgewandert. Es klang wie Hohn, als uns der Müezzin bei unserer Rückkehr abermals mit seinem Gesange begrüßte. Seine Behauptung ist unumstößlich, und man kann mit dem besten und dem gereiztesten Willen nichts erwidern auf diesen unerschütterlichen, triumphierenden Ruf: Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet.

Ein albanischer Kaffeeverkäufer hat uns für teueres Geld seine Schankstube als Nachtlager abgetreten. Wir werden eingeschlossen: Von draußen werden Tür und Fenster durch schwere hölzerne Balken verrammelt. Die Tür, die von der Stube nach der Wohnung des Wirts führt, wird ebenfalls von außen fest verschlossen. Wir sind den Leuten doch etwas verdächtig. Am Feuer liegt außer uns ein Gendarm Essad Paschas, der scheinbar Serbisch versteht, sonst würde er nicht so höhnisch lächeln, wenn wir von den Gefährlichkeiten der bevorstehenden Tage reden. Er putzt dabei seinen Karabiner mit dem zerrissenen Rockärmel. Unseren Tee trinkt er schweigend und ohne Dank. Dann streckt er sich neben dem Feuer aus, die Flinte unter dem Kopf, den Riemen des Gewehrs fest um seine rechte Hand geschlungen. Ich glaube, der Wirt hat ihn beauftragt, uns zu bewachen.

Als unser Wirt am frühen Morgen das Kaffeehaus öffnet, kommt ein junger serbischer Offizier hinein. Er kämmt ein paar Läuse aus seinem weichen blonden Vollbart und sagt: „Wenn Sie keine haben, so halten

Sie drei Schritt Abstand von mir. Ich sitze voll." Er hat so viel beruhigenden Humor, daß wir ihn fragen, welches wohl nach seiner Meinung die beste Art ist, sicher durch Albanien zu wandern. „Man setzt sich jetzt hier vor die Bude, wo der Weg nach Durazzo vorüberführt, und ruft jeden Serben an, Zivilist oder Soldat. Wenn wir denselben Weg haben, so bleibt er, bis wir eine Karawane bilden. Möglichst viel Gewehre. Wer Bomben hat, hängt sie sichtbar an den Gürtel. Das hilft. Dann gruppieren wir uns, zwanzig Gewehre voran, Zivilisten in die Mitte, zehn Gewehre hinten." — Wir sind beruhigt, als es ihm gelingt, in einer Stunde genug Gewehr- und Bombenträger zusammenzubringen.

Heute vormittag war der Weg ziemlich bequem: über niedrige Hügel, die uns den Marsch durch die Sümpfe einstweilen noch ersparen, über Felsblöcke, durch Ginsterbüsche, über Schneeglöckchen und Gänseblumen. Gegen Mittag aber senkt sich der Pfad, und wir müssen durch lästiges Dornengebüsch, durch kniehohen Schlamm und stehendes Wasser. Die Flinten und Bomben machen Eindruck auf die Arnauten. Sie kommen ganz zahm und waffenlos aus ihren im Schlamm halbversunkenen Häusern und bieten uns Maisbrot und ungeräucherten Speck an. Es sind Katholiken.

Gegen Abend kommen wir an einen breiten, wasserreichen Fluß, die Maća. Da bricht plötzlich der schlimmste südliche Winterregen los, den ich je erlebt habe. Im Nu geht uns das Wasser bis über die Stiefel, im Augenblick sind wir durchnäßt, als wären wir ins Wasser gefallen. Wie eingerammte Pfähle in einem See stehen wir regungslos und wehrlos da, während uns der Regen in den gesenkten Nacken fließt und trübe Fluten uns um die Knie rauschen. Nach zwei Stunden lassen die Wasser nach. Wir waten unter unsäglicher Mühe durch ein aufgeweichtes Maisfeld auf ein Haus zu, in dem Licht schimmert. Es ist das Haus eines katholischen Albanesen.

Der Empfang ist grob. Ein älterer Mann droht uns mit einem Stocke, Kinder und Frauen schreien. Wir weisen ihnen zehn Dinare in Silber vor. Aber der Mann wird nur noch wilder. Wir legen noch zwei Dinare zu. Es hilft nichts. Da sagen wir ihm die Sätze auf, die uns unser Wirt in Skutari angeraten hatte: Wir seien keine Askeri, sondern Beamte, mula, Lehrer. Ich sei außerdem ein Landsmann ihres Prinzen Wied. Ich feiere Weihnachten an demselben Tage wie sie. Das hilft. Man läßt uns ein.

Und in solchen Häusern wohnen Menschen! In solchen Sümpfen leben sie, in diesem Schlamm, in diesem Elend! Das Haus besteht aus vier Pfählen, zwischen die ein Flechtwerk aus Weidenruten gespannt ist. Man kann durch die vier Wände des Hauses in alle Himmelsrichtungen

sehen. Der Wind pfeift schneidend durch die Hürde. Das Dach ist aus Schilfstroh, aber so durchlöchert, daß der Regen das ganze Haus überschwemmt hat.

Nur eine etwas erhöhte Stelle ist trocken geblieben. Das ist die Feuerstelle. Eine Hälfte des Raumes nimmt das Vieh ein. Wir sehen eine Kuh und zwei Schafe. Eine irgendwie gepolsterte Lagerstelle gibt es nicht. Wir legen uns auf Schilfmatten ans Feuer, und bald dampft das Haus von der Ausdünstung unserer Kleider.

Die Leute werden zutraulich. Der Mann erzählt, daß der Hausherr tot ist. Er ist bei den letzten Mordbrennereien, die Essad Pascha vor vierzehn Tagen an den Sumpfkatholiken verübt hat, umgekommen. Nun hat die Witwe, um ihre Kinder besorgt, bei der Annäherung der serbischen Heere den Nachbar aus einem sohnreichen Hause zum Schutz herbeigeholt.

Es ist schade, daß ich nicht besser Albanisch verstehe. Der Albanese hat nämlich Vertrauen zu dem Landsmann seines Fürsten bekommen. Nun erzählt er mir von dem Elend, in dem sie leben müssen. Im Sommer wächst der Mais ganz gut. Auch genug Gras gibt es, um ein paar Stück Vieh zu halten. Aber im Winter kommen solche Regengüsse und Überschwemmungen, daß sie das ganze Land in einen See von Schlamm verwandeln. Die Nöte der Witterung können durch keine Bequemlichkeiten des Hauses gemildert werden, da die Primitivität alle Vorstellungen eines Europäers übersteigt. An Hausgerät entdecke ich nur ein paar irdene Krüge und Kochgeschirr aus Blech. Keine Wollkissen, die doch der ärmste Balkaner hat, – nur ein paar harte Schilfmatten und ein paar verlauste Decken.

Das Elend wird noch durch die Überfälle der mohammedanischen Albanesen gesteigert, die entweder aus Übermut und Raubgier oder wie Essads Leute aus politischen und religiösen Gründen ihnen alle Monat die Häuser anstecken und das Vieh totschießen. Das alles, sagt der Alte, war unter dem Prinzen Wied nicht möglich. Aber sie haben es von Anfang an gewußt, daß sich Essad Pascha, der Lux (risulja serbisch), nur verstellt hat, als er Minister beim Wied wurde. Aber jetzt zeigt er sein wahres Gesicht, nicht nur den Katholiken, sondern auch seinen eigenen Glaubensgenossen. Und das freut die Katholiken! Neulich hat er, erzählt der Alte, hundert mohammedanische Vornehme in Kroja aufhängen lassen, die nicht mit ihm gegen den Sultan gehen wollten. Aber jetzt fürchtet er die Blutrache und geht nur von zwölf Gendarmen begleitet in Durazzo aus. Aus der Stadt aber wagt er sich nicht. Und seine Gendarmen bewachen die ganze Umgebung der Stadt, damit keiner seiner Feinde hinein kann. Aber einer wird doch hineinkommen: der Prinz Wied, der Fürst

der Katholiken. Er kommandiert eben das österreichische Heer bei Prizren. Mit eigener Hand hat er neulich eine Kanone abgeschossen! Und, im Vertrauen gesagt, wenn nächstens Kara Dag (Montenegro) fällt, dann wird Albanien wieder frei und ruhig. Die Katholiken dieser Gegend, sagt er, sind alle auf Wieds und Österreichs, nicht auf Italiens Seiten, das in Skutari die Katholiken unterstützt und in Durazzo den Essad mit Geld versieht, damit er seine Gendarmen bezahlen kann: einen Napoleon monatlich.

Die Mädchen bringen uns ein köstliches Trinkwasser. Es sei das beste in ganz Albanien, sagen sie. Nachdem ich mich satt getrunken, verstehe ich, daß es aus dem Flusse Maća stammt, der draußen vorbeifließt: Pferdeleichen, tote Esel und Schweine sah ich heute in dem Wasser schwimmen.

27. Dezember. Unsere bewaffneten Reisebegleiter haben wir gestern abend im Regen verloren. So stehen wir wieder allein jenseits des Flusses, über den uns der arnautische Fährmann gesetzt hat. Wir wandern durch aufgeweichte Maisfelder, durch lehmgelbe Wasserbecken, klettern über Hecken und Zäune, klammern uns an Dornensträucher, die uns Gesicht und Hände zerreißen und uns doch ins knietiefe Wasser sinken lassen. Schließlich stehen wir ratlos in einem Schlammfelde. Wir haben die Richtung verloren. Da sehen wir in der Nähe zwei serbische Bauern sich mit einigen Arnauten unterhalten. Sie verstehen Albanisch, tun aber, als sei ihnen die Sprache fremd, um aus dem Gespräch der Leute ihre Absichten herauszulesen. Dann erklären sie uns, sie wüßten, was sie hätten erfahren wollen, und fordern uns auf, uns ihnen anzuschließen.

Das sind zwei merkwürdig interessante Bauern! Sie tragen die dunkelbraune, enge Tracht der serbischen Bauern aus dem schumadinischen Kernlande, während ihr Dialekt unverkennbar mazedonisch-altserbisch ist. Die Bauern sprechen wie Gebildete. Sie sind politisch und militärisch besser unterrichtet als wir. Der eine, dem ich mich anschließe, ist klein, blond, blauäugig. Ein schwerer Schafspelz hängt an dem Karabiner über der Schulter. Ich frage ihn, woher sie sind. „Ach," antwortet er zögernd, „Ihr solltet nicht danach fragen. Aber Ihr scheint ein Serbe aus Österreich zu sein. Darum kennt Ihr auch wohl meinen Freund nicht und habt ihn doch sicherlich schon auf Bildern gesehen."

Ich sehe ihn mir an. Ein mittelgroßer, etwa fünfundvierzigjähriger, breitgebauter Mann. Schwarze Haare fallen ihm unter der runden Mütze hervor. Ein weicher, dunkler Vollbart umrahmt ein mattbraunes, breites Gesicht. Besonnene, braune Augen blicken beobachtend und ruhig umher.

„Das ist Jovan Dovezenski, der Vojvoda der serbischen Komita." — „Was?" staune ich, „das ist Jovan Vojvoda, der ehemalige Volksschul-

lehrer, von dem sie in ganz Serbien und Mazedonien Lieder singen?" — Noch unterwegs habe ich Bruchstücke eines dieser wehmütig schwebenden mazedonischen Lieder gehört:

Tut es dir leid um deine Mutter,
Jovan, more, Komita, Vojvoda?

Meine Mutter ist das Schar-Gebirge.
Jovan, more, Komita, Vojvoda!

Tut es dir leid um deine Schwester,
Jovan, more, Komita, Vojvoda?

Meine Schwester ist die Schnellfeuerflinte,
Jovan, more, Komita, Vojvoda!

Tut es dir leid um deine Gattin?
. . . .

Von Mittag ab ging der Marsch wieder durch schlammige Sümpfe, deren Wasser uns oft bis an den Bauch stieg. Am schlimmsten war ein versumpfter Wald, an dessen Dornen wir uns Gesicht und Hände zerrissen. Das Waten dauerte bis zum Abend. Da schwang sich plötzlich der Weg auf einen hohen, lang gestreckten Bergrücken. Wir wandern wieder über Schneeglöckchen und Primeln. Rechts über der Adria geht die Sonne unter, links sehen wir über abendschattige Täler, hinter denen, von der sinkenden Sonne gerötet, das albanische Hochgebirge aufsteigt. Von ihm herunter leuchtet Kroja, an die Felsen geklebt, von hohen Mauern umgürtet, von Minaretten und Kuppeln überragt. Rauch steigt auf von seinen flachen Dächern, aber der Anblick dieser albanisch-islamitischen Hochburg bleibt ungastlich und abweisend.

Dafür ist aber das Dörfchen Isani, in das wir eben eingezogen sind, desto freundlicher. Es liegt auf der höchsten Spitze des Hügelzuges. Aus etwa zwanzig Bauernhäusern, die wohlhabend aussehen, strömt fröhliches, lärmendes Volk, Kinder, Knaben, Mädchen, bewaffnete Männer und Säuglinge tragende Frauen. Vor einem der besten Häuser steht ein freundlicher Mann und zeigt einen Bogen Papier vor. Serbische Offiziere, die bei ihm übernachtet haben, rühmen schriftlich seine Gastfreundschaft und fordern ihre Kameraden auf, sie ebenfalls mit ruhigem Gewissen in Anspruch zu nehmen. Wir anderen gehen ein paar Häuser weiter, wo uns ein Bäcker ein Nachtlager in seiner Backstube anbietet.

Das Volk hat sich immer noch nicht beruhigt. Die Männer versuchen ein Gespräch anzuknüpfen, während wir vor der Tür der Bäckerei in der Abendsonne sitzen. Aber wir verstehen uns nicht recht. Nur daß sie freundlich sind, erkennen wir.

Der Bäcker verkauft uns Brot und Puterbraten, der auf Öl zubereitet ist. Zum ersten Male nach vielen schmalen Tagen essen wir uns wieder satt. Dann legen wir uns hinter den Backofen auf einige Schilfmatten. Die Bäckerjungen lärmen noch ein paar Stunden am Ofen und singen eintönige Lieder, in denen der Name Essad Pascha vorkommt. In der Nacht stehlen sie mir meinen Zeltflügel.

Manchmal wache ich auf und sehe, wie der Mond durch die Spalten der Fensterläden scheint. Diese mittelalbanischen Nächte sind ganz anders als die in Nordalbanien. Der Himmel ist blauer, der Mondschein weißer, die Sterne größer und näher. Auch die Laute der Nacht sind anders: Man hört keine Hähne schreien, sondern das weithinschallende, bellende Gegacker der Truthähne, die herdenweise auf den Wiesen umherlaufen. In diese ländlichen Laute mischt sich ferner Kanonendonner, der über das Meer kommt.

29. Dezember. Kaum taten wir die ersten Schritte des heutigen Marsches, da erdröhnte wieder Kanonendonner vom Meere her. Niemand weiß, was das bedeutet. Aber der Kampf muß ganz nahe sein, denn nach einer Stunde Wegs schwärzt sich der Himmel vor uns wie von einer ungeheuren Feuersbrunst.

Von den Hügeln, die Stadt, Hafen und Sümpfe von Durazzo umsäumen, sehen wir sechs österreichische Kriegsschiffe vor dem Hafen liegen. Sie beschießen die Stadt und die Lagerhäuser des Hafens. Einen Frachtdampfer haben sie eben versenkt. Er schaukelt noch leise mit den Masten und dem Schornstein über dem Wasser, dann taucht er gemütlich unter und verschwindet wie ein Mensch, der sich vor allzugroßem Lärm die Bettdecke über die Ohren zieht. Jetzt antworten die Italiener von der alten Zitadelle herab. Die Schüsse der Schiffe werden schneller, der Rauch der Kanonen und brennenden Häuser wird wirbelnder und breitet sich wie ein schwarzes Tuch über den Himmel. Man sieht die Granaten fliegen, sich senken, einschlagen, – man sieht, wie die kleinen Häuschen vom Abhang herabfallen wie Kartenhäuser. Mit Balken und Dachsparren machen sie dabei komische Bewegungen wie ein Jongleur. Der Lustigste war ein alter Schornstein, der elegant in die Luft sprang, sich umdrehte, zerplatzte und sich in einen kunstvollen Steinregen auflöste.

Auf einmal starren aller Augen auf das äußerste der sechs Schiffe. Es hebt das Hinterteil wie ein störrischer Esel, sprüht eine Hölle von Qualm und Feuer heraus, tut einen dumpfen, erschütternden Knall und fällt klatschend mit dem Heck in das aufspritzende Wasser. Das Vorderteil scheint sich mit aller Kraft an etwas zu klammern, um oben zu bleiben, – aber die Arme werden kraftlos, und leise winselnd sinkt es in die Tiefe. Menschen schwimmen auf dem Wasser, Schrapnelle zerplatzen über ihnen, Motorboote kentern, durch die fünf Kameraden geht eine zitternde Be-

wegung: sie weichen zurück, fortwährend schießend. Sie feuern noch aus weiter Ferne, da steigt wieder Rauch auf, und als er sich verzogen hat, bemerkt man durch das Glas, daß nur noch vier Schiffe nach Norden dampfen. Triglav und Lika hießen die Gefallenen. Ich habe nicht erfahren können, ob eine Mine oder ein Torpedo sie versenkt hat.

Wir gehen auf die Stadt zu. Sie zieht sich im Halbbogen um die Bucht hin und wird von einem Hügelkranze umgeben, der sehr alte Befestigungen trägt. Nach der Landseite hin ist sie durch breite Sümpfe wie durch einen Festungsgraben geschützt. Wir überschreiten die Sümpfe auf einer Brücke, wo eine Essadsche Wache den Ankömmlingen gegen eine Quittung die Gewehre abnimmt. Nun haben wir noch etwa zwanzig Minuten zu gehen, bis wir in die Stadt kommen.

Eine kurze Straße mit niedrigen Kaufläden und Kaffeehäusern führt zum Marktplatz. Da steht die Hauptmoschee und ihr gegenüber das Essadsche Wachthaus. Auf der Terrasse davor lagern lange Arnauten in Volkstracht, mit rotem Fes, die breiten Patronenriemen um Brust und Hüfte. Sie rauchen und blicken gleichmütig und verächtlich auf uns wegemüde Wanderer herab.

Auf dem Marktplatz ist ein großes Getümmel von Menschen. Keiner erwähnt die Beschießung auch nur mit einem Worte. Serbische Soldaten erhandeln Fleisch, das in blutenden Fetzen an den Stangen der Metzgerbuden hängt. Stinkende Blutlachen trocknen in der Sonne. An den Straßenrändern sitzen Tabakhändler, Kuchenbäcker, Zuckerwarenverkäufer, Kinder halten grüne, gelbe und rote Limonaden feil.

Am Ende des Marktes, der vor der eigentlichen Stadt liegt, soweit sie durch die alte Stadtmauer umschlossen wurde, steht ein Hotel. Das nennt sich stolz „Ilirik". Da essen wir zu Mittag. Unterdessen haben unsere Begleiter ein Quartier gefunden. Es ist das jämmerlichste Loch, in dem ich je gehaust habe. Ein Lager unter freiem Himmel, hinter einem windstillen Felsen, an einem glimmenden Feuer ist ein Paradies. Dies Loch, das uns ein „Grieche", für sechs Franken Silber täglich, vermietet hat, ist ein enger Stall, in dem es weder Fußboden noch Zimmerdecke gibt. Unten ist feuchte, gestampfte Erde, oben ein zersplittertes Ziegeldach, auf dessen Sparren fingerdicker Staub liegt. An der Wand sind auf Brettern zwei Betten improvisiert, die wir den beiden ältesten unter uns überlassen. Wir anderen schlafen auf einer Schilfmatte auf der Erde. Das Zimmer ist so feucht, daß unsere Kleider naß sind, wenn wir morgens aufwachen.

30. Dezember. So milde die Tage hier sind, so kalt sind die Nächte. Der Wind pfeift durch die Tür, durch das Fenster, durch das Dach. Vor Kälte und vor Läusen habe ich diese Nacht nicht eine Stunde geschlafen.

Jetzt will ich mich waschen. Seit Skutari habe ich mich, aus Furcht vor verseuchtem Wasser, nicht gewaschen. Ich nehme von dem Kalk, mit dem unser Wirt nach Essads Verordnung das Klosett desinfizieren muß, eine Handvoll, löse ihn in dem Wasserkruge auf und wasche mich in dem Kalkwasser. Die Haut brennt und springt auf, es beißt wie Pfeffer in einer Wunde, aber ich bleibe standhaft.

Dann klettere ich den Berg zu den alten Festungen hinauf und verstecke mich in einem Ölbaumhaine. An einer sonnigen Stelle ziehe ich mich aus und lause mich. Es ist die Beute von 14 Tagen. Ich zähle bis 528, nachdem ich mich inzwischen einige Male übergeben habe. Mein Körper sieht aus wie der eines Scharlachkranken.

„Zu Hause" haben sie unterdessen Tee gekocht. Ich sehe mich in der Wohnung um. Sie ist so niedrig, daß ich mit der Hand ans Dach greifen kann. Hinter einer hohen, feuchten, stinkenden Mauer steht das Haus. Ein schmaler, schmutziger Gang läuft zwischen Hauswand und Mauer. Kein Sonnenstrahl dringt hinein. Die Hauswände bestehen aus Lehm, Fußboden liegt nirgends. Außer unserem Stall hat das Haus noch zwei Zimmer. Eins hat der Wirt an eine Wäscherin vermietet, im andern wohnt er mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern. Auch sie schlafen auf der Erde, auf Schilfmatten. Ein offenes Feuer brennt, an der Wand hängt ärmliches Kochgeschirr. Zwei Stühle und der niedrige Speisetisch, das ist die ganze Ausstattung.

Die Frau ist hochschwanger und hustet erbärmlich. Die Kinder haben verbundene Ohren. Auch der Mann hustet. Was ich schon unterwegs mit Grauen gesehen habe, wiederholt sich mir hier noch deutlicher: Albanien ist das am meisten von der Tuberkulose verseuchte Land der Erde. Überall, auf den Gassen und in den Häusern, in die ich Wohnung suchend gehe, finde ich denselben Schmutz, dieselbe Krankheit.

Unser Wirt nennt sich einen „Griechen". Nun ist mir auch klar, woher die vielen „Griechen" in Mittel- und Südalbanien kommen, auf die das Königreich Griechenland Anspruch macht. Sie sind reine Albanesen, sprechen nur albanisch, sind aber griechisch-katholisch. Die Religion gilt auch ihnen mehr als das Blut. Die Handwerker, die Produktenhandlungen, Garküchen und kleinen Kaffeehäuser sind arnautisch. Es gibt auch ein ganzes Viertel mohammedanischer Zigeuner. Ich versuche zu erfahren, wovon dieses Pack eigentlich lebt. Sie ackern nicht, sie spielen nicht, treiben keinen Roßhandel, stehlen nicht, — was machen sie nur? Man sagt, sie seien Lastträger im Hafen und verkauften ihre Mädchen an die fremden Matrosen und Soldaten.

31. Dezember. Wir gehen über den Markt in die Stadt. Die Straße führt durch ein hohes, mehrstöckiges Tor. Rechts und links vom Torbogen

sind antike Reliefs in die Wand gemauert: kraftvoll stilisierte, wundervoll deutliche Krieger und Rosse.

Eine gewundene, schmale Gasse bildet die Hauptstraße, die sich vom Eingangstor ab, etwa zwanzig Minuten lang, bis zu einem ebenso gewaltigen Tore zieht. Durch dieses Tor gelangt man auf den Hafenplatz. An die Hauptstraße reihen sich schmale Gäßchen, die man jetzt nur mit Ekel betritt, denn es herrscht die Ruhr in der Stadt.

Tritt man durch das untere Tor auf den Hafenplatz, so erblickt man zwei hohe, große, palastartige Gebäude. In dem einen wohnte einst der Prinz Wied, in dem anderen residiert seine Exzellenz Essad Pascha. Einen schönen Garten hat sich der Genießer vor dem Hause angelegt. Bis ans Meer geht er und trägt allerlei südliche Bäume und Pflanzen. Das hat der Albanese bei seinen italienischen Bankiers gesehen. Und zweimal am Tage spielt seine Janitscharenkapelle in dem Parke: morgens um acht, um seine Hoheit aus dem Schlafe zu wecken, und um einhalb drei, um ihren Mittagsschlummer sanft in die lustige Wirklichkeit überzuleiten.

Hinter dem Tore setzt sich die Stadtmauer fort. Die Backsteintürme und die Mauerzinnen zeigen byzantinischen Stil. Sie ziehen sich mit Unterbrechungen den Berg hinauf, der sich vom Hafen nach Westen zu erhebt und in einem Vorgebirge endet. Da steht das griechische Kirchlein auf einem Rasenplatze. Es liegt so frei, daß die liebe, milde Sonne den ganzen Tag um das Tempelchen herumläuft und es von allen Seiten bescheint. Da sitzen immer einige Flüchtlinge, die in der Sonne und dem fernverlorenen Blick über das Meer ihr Elend verträumen wollen. Da sitze auch ich, sobald und solange die Sonne wärmt, und suche mit den anderen in dem blauen Meerdunst das Schiff, das uns nach Italien bringen soll. Aber es kommt keins.

Der Weg geht weiter über den Bergrücken. Wir kommen in die zerfallenen Befestigungen, wo ein paar alte Vorderlader und eine verwahrloste, moderne Kanone in der Sonne schlafen. Von da aus sieht man nach Nordosten in das Land hinein, durch das wir hergekommen sind: da blenden die endlosen Sümpfe, da blinken zwei breite Flüsse herüber, da blaut sich die erste Hügelkette, wo unser fröhliches Ischani liegt. Aber Kroja sieht man nur, wenn die Abendsonne es rötet, daß es geheimnisvoll auf dem Hintergrunde des Gebirges erscheint, einige Minuten stehen bleibt wie ein leuchtendes Bild und rasch wieder erlischt.

3. Januar 1916. Ich fürchte, die „Lagerkrankheit" faßt mich. Oder kommt dieses Fieber von den eiternden Wunden? Ich habe einige Tage lang nicht schreiben können, da ich an meinem rechten Daumen eine Blutvergiftung hatte. Gestern hat mir ein serbischer Militärarzt im Lazarett den eiternden Finger geschnitten. Heute war ich wieder zum Verbinden

da. Ich bin froh, wenn ich nicht mehr in das Krankenhaus zu gehen brauche. Es ist dort ein so großes Elend. Die Soldaten liegen ohne die notwendigsten Arzneien da, auf Stroh, dicht aneinander gedrängt, die einen zähneklappernd vor Frost, die andern in Fieberglut. Das Stöhnen klingt mir noch in den Ohren. Auch an den Füßen trage ich sechs tiefe, eitrige Wunden, — von den Märschen vielleicht, vielleicht auch infiziert von den wochenlang getragenen Strümpfen und den Läusen. Ich fühle mich zum Sterben schlecht.

4. Januar. Seit unserer Ankunft haben sich die Verhältnisse täglich verschlechtert. Zwar ist der Hunger nicht so groß wie in Skutari, aber etwas anderes, ebenso Schreckliches, hat uns überfallen: die Verzweiflung. In Skutari hatten wir noch Hoffnung, uns aus der Not einmal retten zu können. Da hatten wir noch Mut, schraken nicht vor langen und gefährlichen Wegen zurück und überstanden sie trotz Hunger und Sumpf und metertiefem Schlamm. Jetzt liegen wir krank, wund, mutlos, verzweifelt oder in teilnahmloser Dumpfheit am Strande und hoffen nicht mehr, daß jemals uns ein Schiff von hier wegbringen wird.

Ich will der Reihe nach erzählen. Als wir ankamen, waren die Läden voller Nahrungsmittel. Es gab überall Zucker, Tee, Konserven, kondensierte Milch, Fleisch, Brot und Alkohol. Die Speisen erschienen uns anfangs, als wir ausgehungert hier ankamen, göttlich schön. Wir stürzten uns über sie her, und nach einigen Tagen hatten wir den Magen so verdorben und fühlten uns so schlecht, wie es uns in den bösesten Hungerzeiten nicht gewesen war. Allmählich aber fanden wir, daß die Speisen auf ranzigem Öl, auf Ziegenfett und Hammeltalg gebraten waren, daß sie schmutzig waren, klein und schmählich teuer. Das einzige, was ich nach einigen Tagen noch vertragen konnte, waren die Süßigkeiten, die Knaben auf den Gassen verkauften. Dann roch ich auch in ihnen das Ziegenfett. Und einen Tag später bekam ich Dysenterie. Aber ich blieb auf den Beinen und lief durch die Stadt wie sonst, um ja keine wichtige Nachricht oder gar ein Schiff zu verpassen. Wenn mir dann der Schweiß ausbrach, so legte ich mich in die Sonne und trank einen türkischen Kaffee.

Es sind hier in Durazzo etwa 800 Flüchtlinge, die man in die Überfahrtslisten aufgenommen hat. Täglich strömen neue in die Stadt, teils wie wir aus San Giovanni, wo die Unglücklichen noch immer im Regen am Strande liegen und auf die englischen Schiffe warten, teils über Tirana durch Albanien. Das sind namentlich Reserveoffiziere, die österreichische Kriegsgefangene bis zum Flusse Schkumba geführt und dort den Italienern zum Weitertransport übergeben haben. Sie erzählen Schauerdinge von diesen Märschen und tadeln die Ungefälligkeit der Italiener ihnen und den Gefangenen gegenüber. Einige Abteilungen

österreichischer Gefangener sind auch hier in Durazzo eingetroffen. Sie bestätigen die Erzählungen der Transportleiter. Wie Gerippe sehen sie aus. Mit stieren Augen, mit vertiertem Lächeln sitzen sie starr und blöde in der Sonne an den alten Mauern. Zuweilen erhebt sich mal einer und sucht in den Misthaufen nach einer weggeworfenen Zwiebel oder einem Knochen. Sie erzählen mir, daß die Serben sie bis zuletzt gut behandelt haben, aber die Wege und die Arnauten sind ihre Henker geworden. Die Räuber haben ihnen alle Kleidung ausgezogen, alles, auch das letzte, zerfetzte, verlauste Hemd. Die Stiefel haben sie ihnen fortgenommen. Der Mann zeigt mir seine blutenden Füße, die er mit dem Zeug seiner zerschnittenen Mütze umwickelt hat. Ein anderer war barfüßig und trug nur eine geschenkte serbische Bauernhose und eine halbe Pferdedecke. Jetzt bekommen sie Brot, sagte er, und sie werden auch die ersten sein, die mit den ankommenden Schiffen abfahren werden.

Auf den Schiffen, die eine Zeitlang jeden zweiten, dritten Tag einliefen, wurden zuerst die Gefangenen weggeführt. Dann rückte ein serbisches Regiment nach dem anderen von dem Hügelringe in die Stadt, wurde eingeladen und fuhr nach Korfu. Um die Zwilflüchtlinge kümmert sich niemand, trotz aller Bemühungen des serbischen Konsuls und der Delegaten. Ja, die Flüchtlinge behaupten, sie würden mit Fleiß schikaniert von den serbischen Militärbehörden, die nicht wollten, daß sich die Bürger retteten, während die Armee weiterkämpfen solle, — von den italienischen Behörden, die durch Druck auf das wehrlose Volk politische Zugeständnisse erpressen wollten, — von den Engländern, die keine Schiffe durch die Unterseeboote verlieren wollten. . . . Es ist ein Wirrwarr von Vermutungen und Meldungen, ein Hexenkessel voll Wut und Verzweiflung, der in dieser gepeinigten Menge kocht. Viele haben kein Geld mehr. Einer erzählt eben neben mir, daß sein Bruder wahnsinnig geworden sei. Ein anderer, der mit Mühe seine dreijährige Tochter über die Gebirge geschleppt hat, sagt, daß er schon mehrere Tage den Rest seines Geldes nur für die Ernährung des Kindes verwende; aber die letzten zwanzig Franken habe er für einen Revolver bestimmt.

Alles das höre ich teilnahmslos, während ich vor der Kirche liege und schreibe. Drinnen singt ein Pope in griechischer Sprache, und ein serbischer Theologe, ein Flüchtling, singt kirchenslawische Lieder. Das Fieber faßt mich wieder. Und woher das Erbrechen? Die Italiener sagen, wir hätten Cholera mitgebracht. Das ist gelogen, nur damit sie Grund haben, das Volk von ihren Küsten abzuweisen und nach Marokko oder Tunis abzuschieben.

Ich habe einige Stunden geschlafen. Die Sonne wärmt nicht mehr. Das Meer wird grau. Es duftet nach Salz und herbem Seetang und rauscht leise.

5. Januar. Heute morgen stand ich mit einem serbischen Offizier auf

dem Marktplatze. Zigarettenrauch aus der Essadschen Wachtstube zog über uns hinweg und zerstob im Sonnenlichte. Von allen Serben, die ich kennengelernt habe, ist mir dieser Mann der liebste und interessanteste.

Er ist Maler. Ich verdanke ihm in diesen Tagen manche Stunde, in der wir die Not und die Verzweiflung verplaudert haben, — oben auf dem Berge über dem Meere, wenn Kroja drüben im Gebirge aufleuchtete und verschwand.

Da sehen wir, wie sich vor dem serbischen Lazarette eine Gruppe Soldaten mit geschulterten Gewehren aufstellt. Die kümmerlichen Reste einer ehemals berühmten Musikkapelle treten an die Spitze. Priester und Grabsänger kommen aus dem Tore, hinter ihnen schwankt ein Sarg. Ein serbischer Offizier wird begraben.

Die Sonne scheint warm und gelb. Himmel und Meer sind dunkelblau. Die Ölbäume stehen dunkelgrün auf weißlichen Bergen. Eine Menge Volks wandert hinter dem Sarge her. Wir folgen in weiter Entfernung. Der Wind hebt die Töne der Beethovenschen Musik, dehnt sie, stärkt sie, schwächt sie, läßt sie schwellen und erzittern: wie ein großer Meister. Eine traumhafte Benommenheit senkt sich über uns: Die Töne werden zu Licht, die Sonnenstrahlen klingen, unsere Augen sehen alles wie durch einen Schleier: Bajonette, schwarze Priester, schwankender Sarg, metallgelbe Hörner, — und an dem Straßenrande Hunderte von alten Zigeunerweibern, die herzzerbrechend schluchzen und heulend herausweinen. — Was ist ihnen der Tote? Was sind sie ihm? — Ich könnte auch weinen und weiß ebenso wenig warum, wie die braunen Hexen, die sich die Haare raufen und denen die Tränen weiße Spuren über die Wangen waschen. Ist es denn nicht zum Weinen? Tod, Himmel, Meer, Ölbäume, Trauermusik, Sonne! Und der armselige Mensch darin, zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend, sich seiner Armseligkeit schämend, sich schämend, weil er genießt, „wenn sie einen begraben."

Da zieht mein Begleiter ein paar silberne Münzen aus der Tasche. „Ich trage sie bei mir seit dem Anfang der Kriege, seit 1912. Wenn mir einmal elend wird in all dem Elend, dann sehe ich mir diese Reliefs an. Altgriechisch sind sie, — sieh mal, wie das einen seelisch verhungerten Menschen still macht!"

Wirklich, ich wußte nicht, wie hungrig meine Augen sind. Das matte, grauliche Silber zeigte wundervoll klare Bilder, deren zwingende Deutlichkeit und künstlerische Kraft meine Seele im Augenblick beruhigte: Ein Kriegerkopf, ein Jüngling und ein Elefant.

Das war der seltsamste Vormittag der ganzen Wanderzeit.

8. Januar. Heute habe ich Essad Pascha zum ersten Male gesehen. Vor und hinter ihm schreiten sechs bis an die Zähne bewaffnete Alba-

nesen in Volkstracht. Er selbst trägt einen modernen, englischen Sportanzug, gelbe Ledergamaschen und gelbe Stiefel. Vom Fes aber nickt die schwarze Troddel im gleichen Takt wie sein langer, dicker, dunkelblonder Schnurrbart. Er ist ein kräftiger, mittelgroßer Mann. Sein Gesicht ist rot, vollblütig, straff, fleischig, — Lovis Corinth würde ihn mit Wonne malen. Seine Augen wirken sehr hell und blicken fest, klar und ungeheuer brutal. Um die Mundwinkel sitzt Zurückhaltung, die Lippen sind sinnlich. Er grüßt mit Würde und Herablassung zurück, während die Gendarmen stier nach vorn blicken wie eine Meute spürender Hunde.

11. Januar. Ich habe mehrmals vergeblich versucht, mich in eins der Schiffe einzuschleichen, die abends mit Gefangenen oder Truppen den Hafen verlassen.

Nach dem dritten Male verlor ich den Mut. Nun ist es mir ganz gleichgültig, ob ein Schiff gekommen ist oder nicht. Ich sehe gar nicht auf, wenn die andern lärmen: „Da kommt ein Schiff!" Ich gehe gar nicht mehr an den Hafen. Es läßt mich auch kalt, daß andere noch mehr Läuse und noch weniger Geld haben als ich, daß sie nicht nur die Dysenterie haben wie ich, sondern auch noch an Fleischvergiftung (von amerikanischem Büchsenfleisch) und Malaria dahinsiechen. Ich werde meine letzten Kräfte zusammenraffen, mich diesem untätigen Elend entreißen und mich wieder in die tätige Not stürzen, die eines Menschen würdig ist. Die stärkt ihn, die kann ihn sogar glücklich machen. Ich bin ja manchmal glücklich gewesen auf der Wanderung, aber nie so mut- und kraftverloren wie hier.

13. Januar. Sooft ich hier vor der Kirche sitze und über das Meer sehe, bleiben meine Augen an einem Berge hängen, der landeinwärts hinter der Bucht von Durazzo aufsteigt. Tagsüber ist er von Nebeln verhängt, die aus den Sümpfen um Kavaja aufsteigen. Am Spätnachmittag aber zerreißt das Gewölk, und der schneebedeckte Berg zeigt sich in gelbem Lichte. Das ist das Gebirge, wo Tausende von jungen Rekruten und Kriegsgefangenen in Schlamm und Kälte umgekommen sind.

Es wird kühl, das Meer wird grau, der unheimliche Berg mit seinem breiten, unverschämten Kopfe beginnt höhnisch zu glänzen: Er weiß, daß ich auch noch über ihn wandern muß, aus den Sümpfen in den Schnee, aus dem Schnee in den Sumpf, acht Tage lang bis Valona und noch zehn Tage, um ins neutrale Griechenland zu kommen.

Jetzt hüllt er sich wieder in Wolken, gleichsam als wäre er nur aus seinem Versteck gekommen, um mir das zu sagen.

18. Januar. Heute war mir einer der schönsten Abende in Durazzo. Vielleicht erschien er mir auch nur darum so schön, weil sich meine Krankheit verloren hat. Ich ging mit dem Maler über die Festungsberge, als

die Sonne langsam, purpurn ins Meer sank. Noch eine Stunde lang schwebte ein orangefarbenes Leuchten über der violetten Flut. Über Kroja stand ein südlich weißer Mond. Der Himmel war tiefblau. Die Ölbäume standen ruhig und behaglich mit buschigen Köpfen auf den Hügeln.

Da blinkt der erste Stern, ein Kanonenschuß fällt, in der Stadt flammen an den Minaretten und an den Palästen Essads Hunderte von Lämpchen auf, der Müezzin ruft, Truthühner gellen, ein Esel schreit einsam auf dem Felde, das Meer rauscht leise wie weit, weit entfernt. Das ist der Bairam in Durazzo.

Die Kaffeehäuser sind von Mohammedanern besetzt. Sie sind fröhlicher als an anderen Tagen, lauter und weniger sparsam. Auch wir trinken Kaffee und spielen mit einem Albanesen Billard, bis die Nacht kalt wird und wir uns müde fühlen.

20. Januar. Ja, jetzt kommt Leben in die Stadt und den Hafen! Jetzt, wo die Nachricht durch das Volk eilt, daß der Lovćen erstürmt ist und Cettinje und Podgorica gefallen sind. Die Truppen, die noch nicht eingeschifft sind, brechen morgen nach Valona auf. Für die Flüchtlinge kommt heute ein Schiff.

Um Mitternacht fahren wir ab. Auf dem Schiffe wickele ich mich ein und lege mich auf Deck. Die kleinen italienischen Matrosen fürchten sich sehr vor einer Torpedierung. Sie tragen mächtige Korkgürtel und sehen angstvoll über Bord. Sie wundern sich, daß wir so ruhig daliegen und schlafen können. Sie wissen nicht, wie gleichgültig uns alles ist.

Wir fahren die ganze Nacht und den folgenden Vormittag, von zwei italienischen Torpedobooten begleitet.

21. Januar. Im Hafen von Brindisi müssen wir dem kleinen, schimpfenden italienischen Beamten unser Geld vorweisen. Wer kein Gold bei sich hat, muß sich als „Mittelloser" weiter nach Corsica bringen lassen. Da werden die Franzosen die Papiere eines jeden untersuchen und ihn entweder ins serbische Heer stecken oder die Nichtserben internieren. Die aber Gold haben (nur soviel wie zur Fahrt durch Italien langt), können fahren, wohin sie wollen. Aber vorher sollen wir desinfiziert werden.

Wir warten auf den Arzt, der uns untersuchen und reinigen soll, wir warten bis gegen Abend, ohne Essen und Trinken. Sogar der beaufsichtigende italienische Referendar wird ungeduldig. Da naht auf einer Barke der Arzt. Stolz wie ein Doge steht er am Bug, den Zipfel der feldblauen Toga malerisch über die Schulter geworfen, das linke Bein elegantissime vorgestreckt, die rechte Hand imperatorisch auf die Hüfte gestützt, die linke träumerisch am schwarzen Barte. Er fährt vor unser Schiff. Alles schweigt, staunend vor dieser erhabenen Gebärde. Da sagt er: „Der Apparat ist entzwei. Die Herrschaften können gehen."

Der Held

Bildnis eines Ungenannten von Leonhard Adelt

Er ist mittelgroß, schlank, sehnig, nervig, sein ganzes Wesen: Rasse. Seine Stirn ist niedrig, auf der rechten Seite ist das dunkelblonde, strähnige Haar tief in sie herabgewachsen. Trotzdem wirkt sie intelligent, aber ihre Intelligenz ist fremder Art: ungermanisch, indianisch, urmenschenhaft. Schwarze Brauen schwingen in makellosem Bogen über braunen Augen, die einen Stich ins Grüne haben. Gerolltes Schlangenpaar, halten diese Augen sich in den Nasenwinkeln und unter dem weit herabgezogenen Mützenschirm im Schatten, um plötzlich in blitzschnellem Aufblick von unten herauf lauernd zu messen. Der Blick durchdringt und fasziniert, es ist Tücke, Gefährlichkeit, Grausamkeit, Unerbittlichkeit darin, doch kein Falsch. Es ist der Blick einer großen Katze hinter den Gitterstäben der Kultur. Napoleon hatte ihn und faszinierte Frauen und Völker damit; auch Bismarck hatte ihn — er aber aus dem vollen Licht, aus ruhiger, offenbrutaler Kraft heraus. Die Nase, schmalrückig und gradlinig, verrät sich in großen, länglichen Nüstern: Energie zur Wollust. Der Mund ist schmal, langgezogen, mit vorstehender Oberlippe, die ihn in unstillbarem Sinnendurst leicht geöffnet hält, und schwingt verlangend aus. Dieses Verlangen ist Bedürfnis nach Güte, das von andern abhängt und ihm gefährlich werden wird. Aber das Kinn ist knappgefaßt — ist geballte Faust.

Sein Auftreten ist beherrscht, seine Umgangsformen sind von einer konzilianten Höflichkeit, die bestricken kann, wenn es ihm dafür steht. Bei sehr schönen Frauen steht es ihm dafür. Er spricht sachlich von sich und von den andern, ohne Ruhmredigkeit konstatierend. Er kennt seinen Wert und den Wert seines Ruhmes. Er ist König seines Reiches, dekoriert mit höchsten Orden und mit schönsten Frauen. Er ist das Auge der Armee, deren Hirn der Feldherr ist: Jünglingsauge eines greisen Hirns. Er ist der nimmermüde Wächter einer Stadt, die unter seinem Orgellied beruhigt schläft. Er ist der strengste Vorgesetzte und mit Recht: was auch immer er von seinen Leuten fordert, er leistet dasselbe und mehr als sie. Er ist der Shylock seines Ruhmes und mehrfach durch den Tod gegangen: abgestürzt, ertrunken und erschossen. Er lag ein Jahr lang im Spital, sein Unterschenkel war zerschmettert. Er lag an sein Flugzeug angeschnallt unter Wasser, und die Minute währte länger als das Jahr. Er durchschoß sich selbst mit seinem Maschinengewehr und hat den Tod durchschaut: Blaubarts verbotene Tür führt in keine Schreckenskammer; schwarzer Mann im Ammenmärchen, schreckt Tod nur den, der ihn noch nicht versucht hat.

Wie kam er zu Beruf und Ruf? Er war jung und ist es noch, war Ehrgeiz, Wertbewußtsein, stolzer Drang, wußte sich jedem Älteren überlegen und war von jedem Älteren unterdrückt. Denn Jugend ist der einzige Vorwurf, der sich nicht widerlegen läßt. Herreninstinkt begehrte in ihm auf, er war die Rache seines Vaters an dem Leben. Sein Vater, meergeboren, war von fremdem Stamm, exzentrisch, trunkfest und von einer alkoholisierten Phantasie, die ins Abenteuerliche schweifte, seit sein Hafenamt ihn angekettet hielt. Der ältere Sohn, blonde Mittelmäßigkeit, ist Kompromiß; der jüngere, aus den Säften der Phantastik, läßt sie zum Ereignis werden. Ungelebtes Leben manifestiert sich in der zweiten Generation, das Genie beschwingter Tatkraft ist geboren. Er wird Seemann, wie sein Vater, und führt ein Schleppschiff, das den großen Schiffen dienstbar ist. Es ist ihm verächtlich, aber er ist Herr darauf und kommt damit bis an den Hafenausgang in die Welt. Er ist Offizier und seine Laufbahn vorgeschrieben, ein Wunder wäre not, sie zu beflügeln. Das Wunder begibt sich: er sieht einen Menschen fliegen. Nie hat er sich mit Flugproblemen aufgehalten, er sah Möwen zu und fand es schön. Auch jetzt hält er sich nicht mit Staunen auf: der Flug ist da und ist für ihn. Hier sind Tat und Sinnbild eins: Steil empor! Sich aufschwingen über die Menge, Losgelöstsein aus der Norm. Gleich groß und er selber bleiben, Mittelpunkt der Welt, die unten klein zusammenschmilzt und sich oben ohne Grenzen auftut. Hundert Rosse Kraft und sein Ichbewußtsein mit sich tragen, Phöbus auf dem Feuerwagen, Zentralsonne im Kugelraum, der um ihn rollt. Hier entscheidet Wagelust, persönlicher Mut, Nervenspannkraft, Muskelstärke, organische Gesundheit. Einsatz ist nicht das anvertraute fremde, sondern das eigene Leben. Der höhere Rang ist ausgeglichen durch den höheren Einsatz und die individuelle Leistung, die, für alle Welt kontrollierbar, keinem Vorgesetzten gutgeschrieben werden kann. Das Verhältnis hat sich verkehrt: der Feldherr hängt von seinem Leutnant ab. Der Flieger ist ein neuer hochwertiger Faktor in der komplizierten Rechnung der Strategie, die niemals restlos aufgeht. Für ihn ist Jugend Vorsprung, Altersein Nachteil, jedes Mehr an Jahren Sattelballast. Jugend ist unter sich, und unter diesen Jungen ist der Schiffsleutnant von gestern Erster: dank der Bewußtheit seiner eingeborenen Instinkte.

Die Auguren, Prophetie der Menschenkenntnis und Erfahrung, deuteten den neuen Vogelflug auf Krieg. Denn der Mensch ist nie erfinderischer, als wenn es gilt, den Menschen umzubringen; seine höchste Anstrengung, um sich selbst zu überwinden, zielte immer noch auf Krieg. Er wühlt sich in die Erde, schlüpft unter Wasser und fliegt himmelan — Wunder mußten sich begeben, Schranken der Natur mußten fallen, um ihrer

ältesten Beschränktheit abermals zum Siege zu verhelfen. Der Fliegende maß sich an der Natur und fand sie schwächer als sich selbst. Nur der Mensch ist des Menschen Maß, nur der Kampf der Gleichen ist Entscheidung. Das Ich steht sich kämpfend selber gegenüber, erschlägt den eingeborenen Zwiespalt im Duell oder löscht ihn mit sich selber aus. Der Riß, der durch das Universum geht: Icherscheinung und Ichbewußtsein, Ich und Außerich, Mann und Weib, Welt und Überwelt – schöpferisch überwunden im Kinde, im Kunstwerk und in Gott –, überwindet sich vernichtend durch den Mord. Mord dieser Art steht jenseits von Gut und Böse, da der Gegner mit gleicher Kraft das gleiche will; er entscheidet, wer von beiden existiert, und wer nur Schatten ist. Das Ichgefühl steigert und eint sich in der Einheit der Tat; Zeit und Raum, Wesen und Erscheinung stürzen brausend ineinander. Die Gitterstäbe der Kultur zerbrechen, der Urgrund unseres Lebenswillens, die blonde Bestie, ist entfesselt, letzte Wollust erschöpft das Gegenleben bis zum Tode, kostet den berauschenden Triumph, über Tod und Leben zu entscheiden und zu sein wie Gott.

Der erste Sieg ist Zenit der eigenen Existenz; der unbekannte Gegner, brennend abgeschossen, ist Feuerwerk und Nerosfackel für den Sieger. Der zweite Sieg enttäuscht, da er das Siegesgefühl nicht noch mehr steigert. Erst die nächsten befriedigen wieder, weil sie den Vorgang variieren und bereichern. Die weitere Wiederholung mechanisiert, die Wollust des Triumphes stumpft sich ab. Was weitertreibt, ist Ehrgeiz und Jägerlust an der vermehrten Beute. Der Abschuß wird zum Sport; es gilt, die Serie voll zu machen und die höchste Abschußziffer zu behalten. Letzten Sinnes ist es ihm auch darum nicht zu tun – ist ihm die höchste Ziffer nichts als der sinnfällige Ausdruck für die Wertschätzung, die er beansprucht. Sie krönt ihn mit der Herrschaft eines Reiches, das er um sich und für sich schafft. Er organisiert die Luftwehr, richtet seine Falken für die Jagd auf Menschen ab, gliedert Mann und Apparat nach besonderer Eignung und Bestimmung, belauert und belauscht den Feind, um ihm zuvorzukommen und von ihm zu lernen, und macht seinen Pakt mit der Militärmacht, über die er sich erhoben hat und die er doch als Maßstab seiner Höhe braucht, wie sie ihn. Neue Ziele, neue Freuden tun sich auf und verwelken wieder: Den Plan des feindlichen Feldherrn von der kartenplatt gewalzten Landschaft lesen. Armeen in Atem halten. Ameisenhaufen aufrühren. Zweibeinige Hasen zu Tausenden in ihre Löcher jagen. Bomben werfen, während ohnmächtige Wut zu ihm hinaufbellt. Tänzerisch mit Todeswölkchen spielen, die Gefahr und Kränze um ihn flechten. Er ist ausgefüllt mit Arbeit, Plänen, Betreibung und Hintertreibung, stets bereit zum Angriff auf Gegner, die von draußen kommen, stets auf

der Hut vor Feinden, die im eigenen Lager minieren. An jeden stellt er seine Forderung — wer nicht für ihn ist, ist wider ihn.

Jetzt ist er sich völlig klar darüber, daß der Luftsieg nur sein Weg und nicht das Ziel ist. Schon siegt er nur mehr aus Erfahrung, die mit jedem Kampf gewinnt, und aus Technik, die er meistert. Darüber findet die Bewußtheit Zeit, zu sich zu kommen. Tat und Beobachtung fallen wieder auseinander, die Reflexion setzt Schranken und Bedenken, der Ur- und Übermensch wird von der kulturellen Einsicht wieder eingefangen. Äußerlich wächst sein Erfolg noch immer weiter, aber jeder Schuß hat jetzt seinen Rückstoß: der Sieger weiß, daß er tötet, und was töten heißt. Der Blutrausch ist verflogen, nüchtern muß er tun, was wie der Beischlaf nur im Rausch der Sinne zwingend wird. Das gesehene Detail erschüttert seine Selbstsicherheit, das Abgetane kehrt bildhaft wieder: der feindliche Pilot, schreckensstarr umgewandt nach dem Feuerdrachen, der sich vielzüngig zu ihm vorfrißt; der feindliche Beobachter, schon losgeschnallt zum Todessprung in den maßlosen Raum, der ihn erwürgen wird, beide Fäuste gegen den Sieger geballt, letztes Grauen im verzerrten Milchgesicht. Nun, da der Sieger das Sterben sieht, wird er sich der eigenen Gefahr bewußt: keiner will sterben, er will auch nicht sterben. Jetzt liebt er das fremde Leben, weil es ihn bestätigt, wie ihn vordem der fremde Tod bestätigt hat; es ist nicht mehr Schatten, sondern Spiegel seiner selbst. Immer sind Genossen um ihn, aber immer sind es andere. Der liebste Kamerad geht von ihm, wie einer, der von der Schwelle nach dem Wetter ausschaut, und kehrt nicht zurück. Der Scherz des Lustigen klingt ihm noch im Ohr, während man die zermalmte Leiche bringt. Briefe kommen und reden zärtlich zu einem, der nicht mehr hört. In der Waschschüssel schwimmt schmutziges Wasser, die Zahnbürste ist feucht, das abgestreifte Nachthemd hat noch Lebenswärme, der Bursche putzt gewohnheitsmäßig die Stiefel, die herrenlos geworden sind. Sterben ist eine Alltagsangelegenheit geworden, wie Essen, Spazierengehen und Verdauen. Keiner glaubt, daß es ihn selber treffen könne, aber je mehr aus ihrem Kreis verschwinden, desto hemmungsloser werden ihre Freuden: Wein, Weib, Würfelspiel, was es nur gibt. Schneller, immer schneller, mehr, immer mehr genießen, soviel wie menschenmöglich in sich schlürfen, ehe — doch dieses Ehe will man nicht zu Ende denken. Nur er, ihr Kommandant, denkt es zu Ende und erkennt den Krieg. Krieg ist ein Bogenspanner, aber allzu lang gespannt, wird der Bogen schlaff; er ist ein Kräftewecker, aber für den Frieden — Selbstzweck geworden, frißt er seine eigene Kraft. Achillesferse, Simsonslocke, Siegfriedsblatt — alle Teufel oder Engel in dem Helden zielen auf die Stelle, die verwundbar ist. Ihn trifft die schreckliche Erkenntnis des schöpferischen Menschen,

daß er irrte, als er vernichtend produktiv zu sein vermeinte. Blaubarts Kammer füllt sich mit Erschlagenen, und die Erschlagenen zeugen wider ihn. Die fremde Wunde brennt im eigenen Fleisch, der tote Andere ersteht im eigenen Ich zu neuem Kampf. Das Fundament seiner Unbesiegbarkeit ist damit untergraben.

Er befreit sich gewaltsam, indem er die Toten mit den Lebenden nochmal erschlägt. Er giert nach neuen Kämpfen, um von den alten loszukommen. Aber vielen Kämpfen fehlt der Gegner, sie sind Hinrichtung: am Deserteur im Ruderboot, der sich totstellt und den er im Gleitflug erschießt, an Städtern, die seine Donnerstimme aus dem Schlaf zum Jüngsten Gericht abruft. Er sagt sich: auch das muß sein, und fliegt dem bombenträchtigen Geschwader voraus. Doch die Gegenstimme fragt: Weshalb töte ich? Weil der Gegner es tut. Wird eine Einsicht damit gefördert? Nur eine Rache. Wie soll das weitergehen und wie enden? Nicht fragen, bis zum Ende seine Pflicht tun, die nun etwas außer ihm, ein Fremdes und fast Feindliches geworden ist. Vordem war sie ihm ein Wort, das er kaum gekannt hat, weil es ihm selbstverständlich war wie Heimatstreue und Soldatenehre. Er zwingt sich, ihr über seine innere Bestimmung hinaus zu genügen, denn er schämt sich seines Ruhmes vor den Unbedenklichen und Nurbrutalen, deren Kind- und Raubtierseelen jedes Zerstören Spaß macht. Aber dann begreift er, daß er auf die Dauer doch nicht Schritt mit ihnen halten kann. Kriegsjahre zählen doppelt und beim Fliegen zehnfach, er ist nicht mehr jung und gedankenlos genug dazu. Ohne Neid läßt er Jüngere an sich vorüberziehen, die Jahre später begonnen haben, und gesteht sich, daß sie wert sind, ihn zu überholen. Der erste nach ihm ist der leichtherzige Spieler mit dem eigenen Leben, der es immer wieder fortwirft, um es im Sprunge wieder einzufangen, bezaubernder Charmeur, dem alle gut sind, weil er die Krallen seines Ehrgeizes sammetweich versteckt, Narziß mit Einglas, noch in seine Eitelkeit verliebt und sich in allen schönen Frauen spiegelnd, Sonntagskind im Sternenregen, Ritter im Turnier mit Damenpreis. Der zweite ist der große, maskuline Junge, indianerbraun und indianerschön, im Lachen ein Gebiß wie ein Klavier, ehrlich und unbeschwert, bester Kamerad, weil er ohne Ehrgeiz ist, mundfaul und von sachlichem Verstand, der mit den Händen praktisch denkt, ausgelassen zu allen tollen Streichen und animalisch froh am gefährlichsten Sport. Der Held bestaunt beim ersten, daß feminine Art so verwegen werden kann, und schätzt die primitive Männlichkeit des zweiten höher: als Einheit in sich, als Naturkraft wie Gewitter oder Baum. Er sagt sich: Für mich ist hier nichts mehr zu tun. Mein Haus ist fertig und mit Hypotheken überlastet. Ich flog im Nebel Kreis um Kreis – ich bin am Ziel und finde mich am Ausgangspunkte wieder.

Ein Entschluß strafft ihn: Ich bin am Anfang und fange noch einmal von vorne an — nicht über und nicht gegen Menschen, sondern für sie und mit ihnen. Er meldet sich zum Schiffsdienst zurück. Die Vorgesetzten, Kameraden und geliebten Frauen hören ihn ungläubig an: er ist nervös geworden — kann nicht mehr mit — ist der Triumphe müde. Aber darin sind sie sich alle einig: er muß bleiben, denn er hat sich unentbehrlich gemacht. Er hat sich in den ungebundenen Raum geschnellt, und das Gesetz der Bewegung hält ihn fortwirkend in die selbstgewählte Bahn gebannt. Nur Urlaub können ihm die Vorgesetzten geben, die seine Wandlung nicht verstehen, aber sehen, daß sie sich in einigen der Besten wiederholt. Er nimmt an und hat dabei kein reines Gewissen: es geht ihm nicht darum, sich zu erholen, sondern davon loszukommen. Er flieht ins Hinterland und rennt nur in die lauten Gassen seines Ruhmes. Die Männer loben und beneiden, die Frauen vergöttern ihn. Er ist Heros auch für die Geliebte. Liebt sie ihn, liebt sie die Vorstellung des unbesiegten Siegfried oder gar das Idealbild, das sich nationale Zweckmäßigkeit aus ihm macht? Soll er sie aufklären, kann er das, ist er sich selbst klar über sich? Und nun erkennt er jenen ersten Irrtum, der seine Bahn zum Kreise bog: fliegend glaubte er sich erhoben über die Menge und verstrickte sich doch nur in sie; sein Ruhm ist nichts als Spiegel ihrer Eitelkeit, sie bewundert sich in ihm. Er hat sich betrogen und muß dem Trug ein Ende machen. Er reißt sich los aus dieser Welt des Mißverstehens und der Illusion, kehrt einsam in sein Heldentum zurück, ist hart und unbesiegbar wie nur je und fällt durch ein Versehen seines Handwerks, das für ihn den Sinn verloren hat.

Rundschau

Moritz Heimann

von Oskar Loerke

Am 19. Juli hat Moritz Heimann fünfzig Jahre gelebt. Er wird es nicht zugeben, daß der Geburtstag ein Grund sei, ihm zu danken. So soll der Geburtstag nur zum Anlaß werden, die Anzeige eines Werkes von ihm zu verfrühen, dabei sein Gesamtwerk zu überblicken und ihm für unsre Dankbarkeit zu danken.

In einiger Zeit wird eine dreibändige Sammlung „prosaischer Schriften" Heimanns bei S. Fischer ausgegeben werden. Wer die konzentrierte Kraft dieser kleinen Gebilde empfunden hat, als sie in Zeitschriften und Zeitungen zu lesen waren, erhofft, daß sie in ihrer Vereinigung vielen bisher Unbeteiligten sichtbar und vernehmbar werden und daß sie der Erkenntnis der übrigen umfangreicheren Dichtungen Heimanns dienen möchten. — So wären auch diese kleinen Stücke Prosa—Dichtung? Ein Band enthält Aufsätze über Politik, ein zweiter betrachtet literarische Erscheinungen, der dritte zeichnet Erlebnisse und Eindrücke auf, untersuchend, erzählend, aphoristisch, dialogisch. Also in keinem formalen und inhaltlichen Sinne ist das meiste in diesen drei Bänden Dichtung. Aber in einem subtil menschlichen.

Moritz Heimann gehört zu jenen Schöpfern, in denen ein einziger Lebensgedanke wie das Herz ihres Geistes schlägt, der sie immer wieder erschüttert und nährt, den auszusprechen sie sich mit allem, was sie schreiben, bemühen. Jeder von uns erinnert sich seiner hohen Ergriffenheit, als er in Schopenhauers Vorrede zu seinem Hauptwerke las: „Was ... mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke. Dennoch konnte ich, aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg ihn mitzuteilen finden, als dieses ganze Buch." Als der Philosoph ein Menschenalter reifer geworden war, hatte sich das Buch im Dienste dieses Gedankens sehr geweitet, und neue Bücher waren dazugekommen, und ganz zur Ruhe gegangen ist das Erregende wohl erst im Tode. Ein Denker mag darauf vertrauen, daß ihm die Ausprägung schließlich gelingen werde, ein Weiser

mag es hoffen, ein Dichter weiß, er wird es nie vor Augen haben, wie sein leibliches Herz. Und vollkommen, unverletzlich sinnvoll ist es auch beim Philosophen nur in der entrückten, strömenden Dumpfheit; in begrifflicher Fassung ist es irgendeinmal mit Begriffen angreifbar und zerstörbar: das Fortleben vieler Denker ist das Fortleben der Dichter. Was sie für das Letzte hielten, war nur ein Vorletztes. Ihr Gebäude war eine Wohnung nur eine Zeitlang, der Ort und der Sinn des Gebäudes dauern. So bewegen sich denn die intuitiven Geister des alten Chinas, wo sie so wahr sind, daß sie die Grenze des Verstummens fast erreichen, freiwillig gegen die Grenze des Dichterischen, des tönenden Verstummens. Wo sie in Worten am hellsten strahlen, sind sie am heimlichsten.

Etwas vom Wesen Laotses und Tschuangtses lebt in Heimann, in den schönsten seiner Dialoge und in manchen Geschichten aus dem Alltag der Welt auch der Form nach. Während ich dies niederschreibe, ist meinem Gewissen ein Wort aus seinem „Joachim von Brandt" sehr wohl gegenwärtig: „Wer mich überschätzt, unterschätzt mich irgendwie." Und dieses andere: „Mach' ihn nicht größer als er war, du machst ihn damit kleiner."

Nach einer Formulierung Heimanns läßt sich der Rang eines Menschen nicht nach der Fülle der Dinge in ihm bestimmen, sondern nach der Reihenfolge, in der sie ihm wichtig sind. Aus diesem Gesichtspunkt gesehen, bilden alle seine Schriften eine beglückende Einheit. Fast alle enthalten den ganzen Heimann, wenngleich sie ihn nicht ganz enthalten. Das ist ein Grund dafür, daß die meisten von ihnen in keinen der geräumigen Schübe passen wollen, in welchen die moderne eilige Trägheit die geistige Produktion täglich unterbringt, damit ihr Haufe nicht wachse und störe. Heimanns Äußerungen über Bücher sind nicht nur Kritiken, obschon das Urteil in ihnen bei aller Knappheit schärfer, reichhaltiger und wesentlicher ist als das der meisten Kritiker — eine ernst ausgreifende, innere Struktur kühlt das Vergnügen, Preis und Tadel zu hören, ab. Seine politischen Aufsätze knüpfen an so nahe, gleichsam ungebildete Realitäten der Menschennatur an und beginnen so von Grund aus, daß der gelehrte Realpolitiker, dessen Gelehrsamkeit doch viele Quellen hat statt der einen (vielleicht sogar diplomatische), wohl nicht anders kann als ihn einen Dilettanten schelten. Seine Anmerkungen über äußere und innere Erfahrungen gar stehen so abseits von allen literarischen Kategorien, so entfernt von dem einzigen brüderlichen Helfer Lichtenberg, daß nur noch der ruchloseste Lobtadel zu ihrer Ablehnung gefunden wird, der sich in Worten wie „fein", „geistreich" und „Plauderei" kundgibt. Vollends in den Dramen scheinen für den Zuschauer, der nur ihr mechanisches Gespenst und nicht

sie selbst gesehen hat, die Nachdenksamkeiten eine Tyrannis zu üben und um des eigenen Glanzes willen Löcher in das Kunstwerk zu reißen.

Und doch, alle Werke des Dichters münden restlos in seinem Daseinsgefühl. Jener immer und nie ausgesprochene Urgedanke läßt ihre Mannigfaltigkeit hervorgehen. „Ich kann eine Tat nicht wollen, die nicht mich will." Die schlaflose Kümmernis und die unendliche Besänftigung des Wissens, zwischen den Polaritäten der Welt irgendwo einen Platz zu haben, durchschüttert sie immer wieder. In „Der Feind und der Bruder" sagt Pallas einmal: „Ich weine, weil ich weiß, daß ich Pallas bin, weil ich ein so überwältigend Alles fühle, wenn ich mich fühle." Aber was heißt das: alles, wenn man nicht weint oder gelöst ist durch Musik? Es spaltet sich in unzählige extreme Gegensätze wie Notwendigkeit und Freiheit, Subjekt und Objekt, Ewigkeit und Vergänglichkeit, die insgesamt Ausdruck für ein und dieselbe Bedrängnis sind. Und die Wahrheit „liegt zwischen zwei Extremen, aber nicht in der Mitte." Das Suchen und Finden, das Verlieren und Festhalten dieses Wahrheitspunktes macht die farbige Verzauberung des Menschenlebens aus. „Jeder menschliche Geist hat seinen Platz zwischen Idealität und Realität von Natur und Wahl. Eine kleine Verschiebung des Geistes zwischen ihnen näher nach der einen oder anderen Seite, und das Weltbild ist bis in die letzte Faser verändert." Ein glückliches Gleichgewicht zu finden aber ist nicht lehrbar. Es wird mit den Menschen geboren, es ist Tao. Aber das Schwanken des Menschen um dieses Gleichgewicht anzuschauen, das ist für den Dichter, als banne er die Magie des Jüngleins an einer Wage, die die Welt selbst in ihren Schalen hätte. Er faßt im Begreiflichen das Unbegreifliche. Zwischen Aktivität und Passivität, Stillehalten und Sichwehren, läuft der Weg des Lebens, — und wieder muß es heißen: doch nicht in der Mitte. Dieses „doch nicht in der Mitte" ist überall das Eigentliche, das Leben selbst, in seiner Bewußtheit und Unbewußtheit. „Nur das ruhende Herz hat die Welt, aber wie will ein Herz, das ruht, die Welt ertragen?" Wie jedes Sandkorn auf der Erdkugel durch Längengrad und Breitengrad bestimmt ist, ob man es wisse oder nicht, ob man daran verzweifle oder es hinnehme, so hat jede Seelensekunde ihre Wirklichkeit in dem Funken, der dort springt, wo zwei unendliche Widersprüche aufeinanderprallen, ob man einen ihrer unzähligen Namen wisse oder nicht. Und mitunter ist das Wissen darum der Tod. Heimann hat einmal das verderbliche Wissen zum Thema einer Novelle gemacht. In der „Fylgja" sieht der Held sein Daimonion, er muß daran sterben. Er hat den Schlaf des Lebens geweckt und ist wie „aus der Kette der Notwendigkeit geschleudert." Denn „die Notwendigkeit entzieht sich jedem Urteil, auch dem zustimmenden." Im „Joachim von Brandt" wird in

einer tiefsinnig fröhlichen Szene ein Vagabund in diesen Wach- und Wahrschlaf versenkt – es ist bloß ein übermütiger und bitterlicher Scherz – und sein Ungeschick wendet sich: der betrunkene Nehls verfehlt immer wieder das Hoftor und rennt gegen den Pfeiler; da muß er die Augen schließen, und nun findet er sofort den Weg. – „Es ist, als ob das dunkle Licht auch ohne mich dawäre, das helle aber ohne mein Auge nicht."

Ich erinnere mich seiner tiefen glücklichen Erregung, als Heimann in einem Kreise von Freunden die Entdeckung des physischen dunklen Lichtes erzählte, eines Lichtes, das jenseits der Skala rot-violett die dem hellen Licht undurchdringbaren Körper durchdringe. Er war enttäuscht, ja traurig, als die meisten diese Nachricht aufmerksam, aber nur wie etwas Interessantes anhörten. Er hatte eine gleichnishafte Bestätigung einer gesetzhaften Gewißheit gefunden, war wieder auf die wunderbare Grenze zwischen regloser Materialität und Gottheit gestoßen. Und sein Gespräch „Das dunkle Licht" führt in großartiger Kühnheit das Gleichnis weiter: das dunkle Licht ist wie das Unsterbliche in uns, das nicht uns unsterblich ist, das, bei unsren Lebzeiten schöpferisch, auch nach uns schöpferisch bleibt.

So findet er seinen kosmischen Trost für seine Unstete. Er braucht ihm in keiner Ferne nachzuschweifen, denn „nah ist mir nur auf andre Weise fern." Und da er im Greifbaren bleibt, kann er hochgemut sein und kann zugleich nicht hochmütig werden. Das Wort Gott, als ein Ausdruck des Hochmuts, kommt in seinen Schriften nicht vor, – zuweilen höchstens der mythologische Name Gott. Glaubt er an eine übersinnliche Welt, so vergißt er nicht, daß diese nicht göttlicher sei als die sinnliche: man kann ja nur beide Welten in die Hand bekommen oder keine. Da niemand in ihnen einen festen Standpunkt hat, soll jeder, entschlossen tätig, nach seiner Kraft leben, und er wird einen gewinnen. Daß der Mensch etwas anderes ist als seine Augenblicke und Tage, wird erst offenbar werden, wenn er seine Augenblicke und Tage vollbracht hat. Und morgen wird er an dem, was er ist, vielleicht auch erkennen, was er heute getan hat. „Auf dem Strome will ich fahren, Von dem Glanze selig blind," diese Verse Eichendorffs liebt Heimann sehr.

Um seines ernsten, ihm stets gegenwärtigen Lebensbewußtseins willen hat er zum Erlebnis ein Verhältnis der reinlichen Verantwortlichkeit und Feierlichkeit. Man spürt an den Helden und Heldinnen seiner Dramen und Erzählungen, wie er gütig hegend und zubereitend ihre Stärke und Leidenschaft hinausbegleitet, damit sie, blind und nicht zielend, sich selbst erfülle und dann plötzlich verwandelt und sehend sei als Schicksal. Eben noch frei, ist sie nun unwiderruflich geworden. Seine starken, frischen, tapferen Menschentiere wittern irgendwie das Schicksal, sie schauern auf

vor den drei Toden Wollust, Nacht und Musik. Die Schwächlichen merken nichts voraus und kreischen erst auf, wenn sie überfallen und unterlegen sind, wie Beatrice in der „Liebesschule" von der Nacht überfallen ist. Ein solches Aufkreischen ist es auch, wenn in der „letzten Ohnmacht" der Vater sein Kind erschlägt oder Dr. Wislizenus den Landstreicher. Das flaumfederleichte Motiv der Tat ist nach ihrer Vollführung von allen Mächten der Welt nicht mehr zu bezwingen, — wie denn von dem Täter? Für den naturhaft Glücklichen jedoch ist sein Erlebnis das selbsterworbene Erbe seines Wesens. Sei es sündhaft, so ist es Gnade, sei es Trauer, so ist es Segen. Auch das Ertragen kann ein Tun sein, wie der weise Narr Anselmo mit ebenso großer Kunst Schläge erduldet, wie sein Herr Manfred schlägt. Und im „Wintergespinst" sieht die Tragödie eines Knaben, dem sein wahrster Besitz genommen wird, sein Unglück, das ihm die Tage voll und quellend macht. Den gediegensten Wert aber schenkt die Tat, die den Weg zu einer Idee — in Platos Sinn — öffnet. Der Liebende wird den Eros finden, der Freundschaftliche das Ethos. Dionysos wird sich in Apoll verwandeln, während er Dionysos bleibt, oder in unserem schlichteren Norden Wult in Walt. Das Ringen um das Ideal ist bei Heimann die größte Prüfung seiner Menschen. Dabei will der Dichter ganz, was seine Geschöpfe wollen. Nur erniedrigt er sie nicht: er versucht nicht seine liebenden Menschen, sondern die Liebe in ihnen; er entwirrt nicht die Verwirrten, sondern die Verwirrung. Die Fabel, die sich zwischen ihnen zuträgt, wird durch keine Philosophie gekrümmt, aber sie ist vielleicht eine Philosophie. Das Erlebnis braucht darum nicht laut zu sein, um die äußerste Spannung zu entwickeln. In der „Liebesschule" genügt eigentlich das Verrinnen einiger Zeit, um die ganze bittere Seligkeit dieser ewig veränderlichen und durch Veränderung ewigen, das ist wirklichen Seelenwelt zu durchmessen; in der „Tobiasvase" reicht das Geschenk einer Vase und die Bitte um ihre Rückgabe hin, um diese Novelle zu einer Freundschaftsschule zu machen; im „Joachim von Brandt" findet nicht die lärmende Kraft des Rittmeisters ihr weitestes Ziel, sondern die schweigende in jener anderen Liebesschule mit Josephe und der anderen Freundschaftsschule mit Eysen. In unberührbar einsamer Stille vollziehen sich alle über den Menschen für seine kurze Frist und für die Äonen entscheidenden Ereignisse, einmalig wie Geburt und Tod. Wenn Heimanns Gestalten diese Entscheidungen, in die sie niemand begleiten kann, erfahren, ergreift uns immer die Stimmung seiner Verse: „Immer schimmert es in deinen Augen von Tränen, die nicht kommen und nicht gehn."

Eine einheitliche Stimmung liegt auch über des Dichters Gesamtwerk: die des großen Schauspiels — eines Schauspiels, das Schauspiel, Komödie, Tragödie umfaßt und überleuchtet, so sehr sie alle ihr besonderes Klima

haben: Altwien, Venedig, Brandenburg. Mancher Dichter verliert niemals das idyllisch Stubenwarme, was immer bei ihm vorgehe, mancher nie das Hitzige, das Romantische, das Humorhafte. Hier bei Heimann waltet der Blick, der sich um das einmalige Gesetz der Welt nicht betrügen lassen kann. Noch im Dunkel des Todes der beiden Geschwister Tuzio und Pallas ahnt er das Leuchten jenes dunklen Lichtes, hört er das, was er das Anonyme in den Erscheinungen nennt, nach einem Namen rufen. Das ist kein Mangel an leidenschaftlicher Beteiligung, wie ein unplatonischer Skeptiker meinen möchte, im Gegenteil, die Leidenschaft verläßt die fetischistische Sphäre mit ihrer Notdurft an Schuld und Rache und greift in die Sphäre der Ananke über. Es ist verkehrt zu glauben, daß man als Künstler Gestalten fälscht, wenn man sie nicht oberflächlich nimmt, daß man sie zu tief nimmt, wenn man sie so tief wie möglich nimmt. Es kommt auf die Wahrheit an, die in einem solchen Falle mit dem Können identisch ist. Heimann würde die Klarheit des Allgemeinen nicht erjagen, wenn er die des Einzelfalls nicht fühlte, da diese ja nach seiner Urerkenntnis die Voraussetzung jener ist. Nur muß sich der Zuschauer dazu bequemen, ihm die Finderschaft eines neuen dramatischen Typs — seines — zuzubilligen. Man zeigt soviel Geduld und Neigung allen Versuchen gegenüber, die mit revolutionärer Geste daherkommen, beweise man sie auch vor einem, der sich bei dem stolzen Anspruch seiner Tatsächlichkeit bescheidet.

Von den Werken Heimanns, insbesondere von den Dramen, gilt, was er an einem anderen Dichter rühmt: sie lassen sich auf verschiedene Weise lesen, poetisch, moralisch und physiologisch, — das letzte so deutlich wie das erste. Bis in das einzelne läßt sich die Übereinstimmung des physiologischen Zustandes mit dem psychologischen verfolgen. Eine tiefe Wachheit und Aufrichtigkeit ließ sie den Dichter überall auffinden. Der Trennungsschmerz tut Lippa in ihren beiden Schultern weh, Konstantin Lamm niest nach seinem Totschlage, mehrfach wird bemerkt, daß langes Hören anstrengenden Gesanges den Hörer in der Kehle schmerzt; Grauen zerspelle wie ein Sieb, melodischer Laut dringe weiter als Lärm; das Plinsebacken im „Wintergespinst," die Geschichte der Brille in „Mr. Tullers Respekt," die Wahrnehmung, daß die Wollust immer ernst sei, und viele ähnliche Züge gehören hierher. Eine Offenheit, die sich nirgends bewahrt, zeichnet Heimann bis in sein persönliches Leben aus. Sie sammelt, um auszugeben. Geringere Autoren streuen private Vertraulichkeiten aus und nennen das: die Wahrheit bekennen. Im Gegensatze dazu kommt man dem Wahrheitsagen Heimanns am nächsten, wenn man seine Werke auf die drei Weisen gleichzeitig liest, — der Glaube an den Wert des Privaten in der Kunst wird verschwinden.

Totalität ist die Besonderheit dieser Dramen. Totalität macht auch die

kleinen prosaischen Schriften einzigartig. Ohne von seinem Thema abzuschweifen und es zu überbürden, behandelt ihr Schöpfer doch nicht nur ein Thema. Selbst die Schriften, die in ein Fach schlagen, sind keine Fachschriften. Und wo er praktische Vorschläge macht, wie besonders im Politischen, Vorschläge, deren Dringlichkeit ihn brennt, tritt er doch nie gleichsam als Spezialarzt auf. Er lehrt, indem er lernt und, handelt es sich um Großes, verehrt. Er dient, allerdings nie unterwürfig, sondern auf die hochherzige Weise, die keinen an Glück und Art unterschiedenen Herrschenden anerkennt. Er dient, wie ein Dichter dient. Wo er nicht Dichter sein kann, ist er Laie. Das ist der Bruder des Dichters. Und wieder finden sich Walt und Wult zusammen. Nach seiner Definition ist der Laie der Mensch zwischen Sachverständigkeit und Dilettantismus. Er wünscht, politisch die Zustände zu schaffen, die, geschwächt und verdunkelt, schon sind, er wünscht das Volk seiner immanenten Idee näher zu bringen. Allein dies heißt ihm Entwicklung. Das geschichtliche Werden, läuft es etwa anders als angenommen, kann seinen Gedanken nicht Lügen strafen, ihm höchstens entschlüpfen. Was ist historische Glaubwürdigkeit? „Mehr Wahrheit als einer in die Welt hineinträgt, wird er auch nicht finden, nicht mehr und nicht weniger." Die Politik ist ihm eine Geistesschule neben den Seelenschulen. Sie zwingt – aber wiederum auf keiner goldenen oder anderen Mittelstraße! – Stellung zu nehmen zwischen „Journalismus und Chiliasmus." Der Mensch werde „nicht aufgelöst durch die Zelle und nicht erdrückt durch die Sterne." Die Straße zwischen jenen leeren Meeren ist unentrinnbar, doch ist sie nicht für jeden dieselbe: Heimann empfindet in manchem noch eine Möglichkeit zur Freiheit, wo ich nur unerträgliche Knechtschaft fühle. Oft in dem, was er über den Krieg sagt, schmerzt es mich, daß er mich nicht zwingen kann, und ich bin zornig auf mich, daß ich nicht weiß, wie ich ihn zwingen könnte. Es wird manchem so gegangen sein, daß er ihm mehr Festigkeit und Licht geschenkt hat, als einer, der völlig seines Sinnes war.

Das hat in der jenen unaussprechbaren Quellgedanken überall bergenden Realität Heimanns den Grund. Auch sie ist Totalität, und nach ihrer künstlerischen Ausprägung gewertet, keine Realität des bloßen Realismus, sondern eine weltbürgerliche, und die Welt schließt sich zu erstaunlicher und bezaubernder Gleichheit mit der engsten Heimat zusammen, der unendliche Sternenraum mit der Zelle. Heimann entstammt einem märkischen Dorfe. Sein Haus und der Baum davor liegen an der Landstraße in alle Welt. Wenn er von ihnen spricht, sieht sein Auge und hört sein Ohr dabei das über die ganze Erde Verhängte. Im Dorfe, wo, umgekehrt wie in der Stadt, die Arbeit offenbar und die Muße verborgen ist, kennt man nicht den anmaßend wohltätigen, Allegorie und Anthropomorphismus schaffen-

den Ferienblick in die Natur. In einer kargen, sparsam geschmückten Landschaft muß man genau und sehr aufmerksam sehen (und dennoch nicht hinsehen), um die geringe Auf- und Abbewegung des Bodens zu bemerken, gespannt und oft horchen (doch nicht mit rationalistischem Willen), um ihren Rhythmus zu vernehmen. Doch dann begreift man vielleicht wie Heimann das nächtliche Knacken im Hause als den auf Jahrhunderte auseinandergezogenen Laut des Zusammenbruchs, erspürt vielleicht in winzigen Sandwellen dieselbe Hand, die das Meer und die Berge faltet. Heimann hat seinen Eindruck immer ganz unbezweifelbar gewiß, sonst könnte dieser nicht soviel tragen. Die subjektive Tiefe und Intensität ist in jedem Falle so unbefangen gesichert, daß er nachträglich unterscheiden und ihren Grad angeben kann.

Die Heimat führte ihn zur Prägnanz, die oft schon das Poetische ist, wie sie das Moralische, das Physiologische ist, — und eine verkleinerte Wiederholung der Eigenschaften seiner Gesamtleistung. Sie ist seine Natürlichkeit. Sie kennzeichnet seinen sprachlichen Stil, der, ohne sich einer Manier zu bedienen, unverwechselbar bleibt. Der ganze Reichtum wird ohne Völlerei und Schwelgerei verbraucht, nichts hinzugeborgt und nichts zurückbehalten. Dieser beredte Mund setzt nie die Worte nach ihrer Schönheit. Wer seine Rede ohne Trägheit hört, wird hinter den Worten wieder die Dinge erscheinen sehen, von denen sie ausgingen, unberührt, nur — täuschten wir uns? — wo vorher Chaos schien, ist jetzt Ordnung. Die Dinge haben die Schwermut der Dumpfheit verloren, sie sind beglückt, doch die Schwermut ist auf den Redenden übergegangen. Ein Stückchen Dialog lautet: „Du bist sehr hübsch. — Was sagt Ihr das so traurig? — Weil ich es sage." Und an anderer Stelle heißt es, die Engel sprächen nicht, sie sängen auch nicht, sie seien Gesang. Der Mensch aber ist nach des Dichters verstummender Demut die Flöte, durch die der Geist fährt, und der Gesang lebt nur in der Veränderung ihres Holzes fort, in der Veränderung durch den Gesang.

Sezessionen

von Oskar Bie

In diesem Monat ist die Kunst so säuberlich zerlegt bei uns, wie schon lange nicht. Nachdem die Akademische nach Düsseldorf abgewandert ist, war schon lange nicht so viel los hierorts. Gleich-

zeitig sind sämtliche Lager der Kunst aufgeschlagen, und man kann, sich bildend, nach Belieben lavieren, Entscheidungen treffen, prophezeien und verachten. Darum einige Worte.

Am hellsten schlägt der Blitz bei Pechstein ein, der die Sensation der neuen Gurlittschen Ausstellung wird. Gurlitt, einst bescheidener Pionier Klingers und Böcklins, gebiert heut Villen und Säle aus blühendem Kunsthandel. Pechstein schafft Glasbilder für die märchenhafte Wohnung des jungen Wolfgang, er schafft Mosaiken für den Eingang zum neuesten (wie ein Badebassin vertieften) Oberlichtsaal. Dunkel glitzernde, primitiv dekorative Kunst über das Thema Sündenfall und Anbetung. Hier ist das moderne San Marco: mit dem Unterschiede, daß die Mosaiken kleiner, besser und darum aufdringlicher sind. Dann fällt das Licht scharf und frech auf die Galerie seiner letzten Bilder, die er in gesteigerter Kraft schuf, nachdem er als Kohlenschipper aus Amerika die Heimat im Ruß des Krieges wiedergesehen hatte. Die Bilder werden besser, je heller die Sonne auf sie scheint. Sie glühen in Farben, die ohne Vermittlung und Entschuldigung niedergelegt sind. Die Fläche herrscht, der Raum gestaltet, der Gegenstand reizt, Form und Farbe sprechen. Dies ist lyrischer als van Gogh, realer als Munch, vitaler als der Expressionismus des Durchschnitts. Es ist durch keine Theorie gestört. Sondern, wenn etwas nicht stimmt, ist es irgendein Zeichen innerer Unruhe, noch nicht erreichte Kongruenz. Ein Meer starker Impulse schlägt uns an, in dem eine ganz eigene Note klingt, ein Rausch, ein Jauchzen, weit geöffnete Brust allen Stürmen der Schönheit, eine Faust, die sich immer selbstischer schließt und faßt und schüttelt, die Lust zu malen! Pechstein begann mit bewußter Naivität. Jetzt ist er so weit, aus den vorurteilslosen Anfängen seine Früchte zu ziehen. Er entwickelt sich stark und heiß.

Das Gegenspiel Christian Rohlfs in dem graphischen Buch- und Kunstkabinett des umsichtigen und geschickten Neumann, wo kühle Sammlerluft weht. Rohlfs schafft aus einem versteckten Geschmack. Er geht mit der Zeit mit und er dient ihr mit süßem Lächeln. Er legt sich stets eine Art zu, die man unbedingt modern nennen muß, aber ebenso unbedingt versteht und billigt. Unbedingt. Da ist gar nichts zu sagen. Wie ein Haufen Dächer liegt oder ein paar Kleider verlaufen oder ein Akt sich auflöst, das ist reizend in der Tönung und im Dekorativen. Es ist sehr viel weggelassen, und das befriedigt. Es ist nichts verrieben und verschönt, und das versöhnt. Auf einmal glaubt man, das ganze moderne Problem spielend zu begreifen. Rohlfs hat Sinn, aber auch Klugheit, ihn zu verdecken. Er malt von der Antwort aus, nicht von der Frage. Man darf das nicht verwechseln. Pechstein erobert, er okkupiert.

Jener sieht mit einem eigenen Auge, dieser mit ausgewählten zehn fremden. Es gibt immer drei Stufen: sehen und gestalten, bloß gestalten, weder noch. Die ersten geben uns Erweiterungen des Lebensgefühls, die anderen streicheln eine vorhandene Lust.

In diesem Zusammenhange Klingers großes neues Wandbild für Chemnitz zu betrachten, das der Clou der „Freien Sezession" ist, scheint ein Unrecht gegen den Maler. Aber es gibt für uns keinen anderen Punkt. Klinger nennt sein Bild „Arbeit, Wohlstand, Schönheit." Er malt in breitem Format eine Hafenlandschaft mit allem Schiffsbetrieb, und davor, groß und eigentlich, eine Götterversammlung, rechts sitzen und stehen verschiedene Olympier, in der Mitte tanzen oder bewegen sich die neun Musen, der wichtigste optische Inhalt des Bildes. Die Idee ist klar, die Vorstellung unklar. Für uns sind die Olympier und die Musen abstrakte Begriffe, literarische Überlieferung; wir haben keinen Teil an ihnen. Wir wissen ebensowenig mit ihnen anzufangen, wie sie selbst mit sich. Die einzelnen Musen wissen nicht recht, was sie machen sollen, und die Götter wissen nicht, was sie dazu meinen sollen. Gewiß, Götter und Musen könnten schon irgendwie in uns leben, wie sie in moderner Dichtung aus ewigen Gesetzen neu geboren erscheinen. Aber das ist bei Klinger nicht. Er überträgt das überkommene Schema. Er borgt sich diese himmlischen Wesen bei der Literatur und Archäologie, woran sie durch mancherlei Attribut und Kleidung absichtlich erinnern. Kurz: er sieht sein schönes Thema nicht innerlich, er interpoliert es nur, wie ein Philologe, wie ein Hellenist, der er immer war. Es ist seine Neigung, genau wie es beim Hellenismus war, die Symbole zu vergöttern, die Vorstellungen mit den Kleidern der gelehrten Literatur zu kostümieren. Klinger ist der letzte Alexandriner, nicht der erste Europäer. Was bedeutet uns das heut? Das zu Überwindende. Wir können nicht mehr ein symbolisches Thema in Gestalt antiker Götter vertragen, in dieser Form literarischer Realistik, die weder für unsere innere Einstellung, noch für das Format des Monumentalen paßt. Wir verlangen den Stil für solche Aufgaben. Wir begreifen nicht mehr, wie man eine Fläche von dieser Bedeutung mit einem Spiel gebildeter Sinnlichkeiten schmückt, statt sie aus einer Anbetung ihrer Forderungen in Formen ewiger Gültigkeit zu gliedern. Das war der Gang des verstorbenen Hodler, an dessen Grabe wir über Monumentalkunst nachzudenken haben. Hier war das Realistisch-Historische, das Gebildet-Dekorative überstanden, und der neue Mensch, durch Farbe nicht aufgelöst, sondern gesteigert, feierte seine ewige Form und seinen metaphysischen Stil. Klinger ist dagegen nur Klang. Ein Klang von guten, hellen, feinen, geschmackvollen Farben, diesmal besser bewältigt als sonst. Aber leere Tradition, gegen die Puvis de Cha-

vannes wirkt wie ein zeitloses, wundervolles Märchen, ein Märchenhauch auf der Mauer des Pantheon.

Klinger, vor dessen Intellektualität wir uns zweifelnd verbeugen, war einst voraus, weil er gedanklich war, Gedanke mitten im Realismus. Aus demselben Grunde ist er heut zurück. Denn soweit der Gedanke mächtig ist, hat er sich eine neue Form geschaffen und den Realismus zerschlagen. Ein Rundgang durch eine gemischte Ausstellung, wie die Freie Sezession, ist heut nichts anderes als Beobachtung dieses Kampfes. Man läßt mit Recht die letzten zu. Worringer, Neumann, Hausenstein, Pauli, Thoma schreiben im Vorwort des Katalogs von ihrer Stellung zur letzten Phase, bald philosophisch verklärend, bald aktiv zustoßend, bald freundlich versöhnend. Aber wie immer ist das Schreiben über die neueste Kunst fruchtbarer und angenehmer, als diese Kunst selbst, die literarisch homosexuell bleibt. Es ist billig, Streikende mit roten, blauen und grünen Gesichtern in Kreisen des roten Brandes zu malen oder die Symbolik von Pferden in purpurnen Bewegungen oder die Dardanellen in wilden Klängen eines Seeschlachtornaments. Es ist auch nicht schwer, die Erscheinung einer Nonne oder eines Sebastian in zarte Farbenflächen zu zerlegen. Alles das riecht zu sehr nach dem Experiment, nach der Abstraktion, von der ich auch glaube, im Gegensatz zu Hausenstein, daß sie den guten Paul Klee zur Armut, statt zum Reichtum führte. Reichtum entsteht erst bei der Komplexität der Dinge, bei dem Ringen des Gedankens mit dem Stoff auf diesem großen Wege der Entfernung vom Objekt, der nicht nur Expressionismus, sondern überhaupt Kunstgeschichte heißt. Reichtum der malerischen Anschauung — suchen wir ihn doch instinktiv in solcher Ausstellung, gehen wir nicht mit dem Katalog buchstabierend durch die verzerrten Säle, lassen wir uns ohne Voreingenommenheit bestrahlen vom Kunstwerk, das uns löst und erweitert oder auch nur beschäftigt und erschreckt: wie wenige sind es! Warum hängen wir immer wieder an den Porträts von Liebermann, an dieser schlagenden Skizze von Strauß, die das Bild der Nationalgalerie um das Dreifache überschießt. An diesem seinem ergreifenden Alters-Selbstbildnis. An der unerhörten Verve einiger Slevogtscher Damen. An dem alten, geehrten Trübner, den nervigen Köpfen, den unersättlich grünen Wäldern. An einer unnachahmlich lebendigen Malerei wie Sterls Steinbruch, ein Gedicht von kalkigen Nüancen, in denen die Farbenbegabung jeden Steinbruch gleichgültig macht. An den schönen alten Thomas, die, aus irgendeinem halberfüllten Auftrag herausgerissen, in der so bescheidenen und großen Malkultur die Menschlichkeit seines friedlichen Herzens aus leisen Gruppen behaglicher Figuren leuchten lassen. Von Thoma bis zum letzten Schweizer Expressionisten ist hier die ganze Arbeit unserer Malerei auf-

gelegt. Sie ist vom Ereignis der Weltgeschichte völlig frei. Aber sie sucht wie diese nach einem Ausdruck, der löst; und schüttet statt dessen immer mehr Probleme auf. Vor dem Thoma kam es sehr Hermann Hesse'sch über mich. Wohin die Liebe fällt, sollen wir es ihr nicht wehren. Dann wird die Tür von selbst immer offen bleiben.

Die alte Sezession, die Corinthsche, gibt gleichzeitig die Disposition zu diesem Thema. Sie eröffnet eine Berliner Bildnisausstellung (1848–1918), sehr anregend und bei allem Zufall lehrreich, die sich einteilt in die historischen, ruhig feierlichen Porträts um den edlen Magnus und den anmutigen Knaus, in die lebhaft bewegten, plötzlich impressionistischen Porträts der älteren Generation und die stilisierten, formbestrebten der Jüngsten. Liebermann – warum der alte Streit, heut wäre die Zeit, die Hände wieder zusammenzulegen, alle wollten es, will Liebermann allein nicht, so jung und temperamentvoll bei siebzig Jahren – malte Julius Bard in aufrührerischem Schwung, malte Frieds starke Brutalität, Corinth malte denselben Fried rotköpfig, vornübergebeugt, gewaltig getroffen, Heckendorf komponierte Dagny Servaes in breite Büste, wie Waske die herrlich gesteigerte Frau Jaeckel, König verewigte Meier-Graefe in der Haltung eines vielerfahrenen Grandseigneurs des 18. Jahrhunderts, etwa Vater Casanovas, Opplers verfeinerte rote Dame, Orliks geschärfter d'Albert, Spiros rassiger Rabbiner, Urys ins Weiche getroffener Hubermann, Weiß' gehärtete Sintenis und immer weiter hundert persönliche Arten, Wirklichkeit des Menschen zu fassen. Langsam wurde er aus einem Gemälde zu einem Symbol. Die Sezession, großmütig, verzichtete auf eine Verkaufsausstellung, um uns diesen belehrenden Kurs zu eröffnen. Wir sind sehr zufrieden. Es ist die einzige Erkenntnis.

Eberhard von Bodenhausen

von Julius Meier-Graefe

Als wir ihn kennenlernten, war er junger Jurist und vertrat mit Würde den Landrat eines Kreises nördlich Berlins, wo Dehmels Vater königlicher Förster war und ein vaterländischer Verein die Gäste des Landrats ehrerbietig einlud, das Stiftungsfest malerisch und geräuschvoll zu beleben. Einer von uns brachte es fertig, bei einem Galopp durch den Festsaal das Töchterchen des zweiten Vorsitzenden nicht auf den Boden kommen zu lassen. Der Landrat gefiel. Przybyczewski träufelte, wenn er die Rede zu ihm erhob, besondere Würze ins satanische

Gift und betitelte ihn Durchlaucht, und Liliencron erinnerte sich, eine seiner früheren Gemahlinnen sei auch eine geborene Bodenhausen gewesen. Unserer kosmischen Sehnsucht schien die Zuneigung des jungen Barons, der uns mit ministerieller Umsicht wie Gesandte einer befreundeten Macht empfing, sichere Gewähr für alle Pläne. Er war geträumtes Elite-Publikum, die der Hingabe werte Welt, und Otto Julius las mit Nachsicht seine Versuche in Prosa. Damals entstand der „Pan". Der Jurist gab ihm gesetzliche Form. Auf dem Tegler See sangen wir die Paragraphen der Genossenschaft mit beschränkter Haftung, und dann kürten wir ihn zum Vorsitzenden unseres heimtückischen Aufsichtsrates. Schon saß der jugendliche Präses im Vereinszimmer des Kaiserhofs. Am festlichen Gründungstage begrüßte er den greisen Böcklin, der mit zitternder Geste den Zwitter aus Sturm und Drang und Professoren-Weisheit tauft. Dem Bonner Preußen gelang es, seine Standesgenossen in Massen zur Kunst zu bekehren. Peter Hille und Paul Scheerbart wurden in den höchsten Kreisen genannt. Kaiser und Könige wurden „Pan"-Genossen. Berlin bereitete sich, die Erbschaft Athens anzutreten. Als nach wenigen Nummern der phänomenalen Zeitschrift der erzürnte „Pan" die Jugend ausschied und die Professoren ans Herz drückte, verloren wir uns eine Weile, und der Präsident, der alles für eine preußische Karriere versprach, gründete sich einen Hausstand. Plötzlich fand man ihn in Heidelberg als Studenten wieder. Der Jurist hatte der Berührung mit der Muse nicht widerstanden und ging den Weg allen Fleisches, wurde Kunsthistoriker. Warum nicht? Sein Opus 1 war die nicht gedankenlose Vorrede seiner Übersetzung eines englischen Malerbuchs. Dann griff er tiefer und gab nach gründlichen Studienreisen das Buch über Gerard David, eine Glanzleistung der Fachwissenschaft. Wieder lockte eine mit sicheren Titeln geschmückte Laufbahn, Professor, Museumsdirektor, vortragender Rat. In dem jungen Gelehrten aber war sonderbarerweise die Ehrfurcht vor der Kunst, die Skepsis gegen den Historiker erwacht und Abneigung gegen den Klüngel der Fachgenossen. Er stellte sich die Frage, ob seine Kraft für schöpferische Wertung, nicht für Bücher, sondern Werke reiche, und beschloß den Verzicht. Das war in seinem wechselvollen Dasein die seltenste, vorbildlichste Tat. Damals wurde er mehr, als kühne Träume von dem Landrat erhofft hatten, und mit der Entfernung, die er zwischen uns legte, kam er uns näher als je. Nicht Dichter, nicht Kunstschreiber, sondern Publikum! Statt die Schar der Zahllosen zu vermehren, die ein Ding, nicht ohne anzufassen, sehen können und meinen, die Willkür modernen Kunsttreibens erlaube jedem, der es sich leisten kann, mitzutun, stellte er sich auf die Seite der dankbaren Empfänger, wo scheinbar Menge, in Wirklichkeit

keiner ist. Geld gehörte dazu. Des Vaters Güter gaben knappe Renten; die Familie, schon sind Kinder da, muß standesgemäß unterhalten werden. Nun, in dem neuen Deutschland gibt es allerlei Erwerb. Einer erfindet ein modernes Nahrungsmittel, Eiweiß-Surrogat oder dergleichen. Ein Freund steht mit großem Kapital dahinter. So gut man eine Zeitschrift unter die Leute gebracht hat, kann es mit diesem Dinge gehen. Ein moderner Manager. Wie vorher nach Bildern, reist er nach Reklame, um die Welt mit dem Surrogat zu beglücken. Van de Velde, noch unbekannt in Europa, malt Packung und Plakate; das ornamentierte Päckchen schlängelt durch alle Länder. Die Station dauert kürzer als alle anderen. Es ist vielleicht doch zu bescheiden, so seine Zeit zu verbringen, vielleicht doch nicht kurzweilig genug und nicht ganz im Stil. Das Päckchen hat einen Beigeschmack. Das Ruder wird genau in die entgegengesetzte Richtung geworfen: arbeiten! Ein Bankdirektor nimmt ihn in die Lehre. In ein paar Monaten lernt er das Wirtschaften mit Zahlen. Darauf leitet er in Süddeutschland den kaufmännischen Betrieb einer kleinen Metallfabrik und lernt am bescheidenen Objekt industrielle Probleme. Ein paar Monate später ist er Assistent bei Krupp. Das war die sauerste Schule. Der Name, der ihm überall geholfen hatte, stand ihm hier im Wege. Seinem Chef, einem rüden Eisenmenschen, entging der Unterschied zwischen Schuster und Baron. In dem Betrieb, wo eine Dummheit Millionen verlieren, ein Gedanke Millionen gewinnen läßt, hört die Gemütlichkeit sozialer Vorurteile auf. Der junge Assistent, der inzwischen in die Vierzig kommt, schuftet Tag und Nacht und beißt vor dem schwer zu überzeugenden Direktor, dem kein Pröbchen zu arg ist, die Zähne zusammen. Der Zweck, warum er die ganze Geschichte unternahm, ist längst vergessen. Es handelte sich nicht mehr darum, Geld zu verdienen, sondern sich selbst und den anderen zu zeigen, daß er, wo man von ihm fordert, durchhalten kann. Es war eine beständige Mensur mit Linksern. Jahre sitzt er in der Nervenmühle. Langsam geht es voran. Er setzt sich durch, wird in das Direktorium berufen und steht an der Spitze unserer größten Industrie. Fachleute erweisen, was er zumal als Leiter der Verbände für Krupp und nicht für Krupp allein geschaffen hat. Sein Standpunkt: Der mächtigste Faktor in einem Konzern hat für Ordnung zu sorgen und den Konzern zusammenzuhalten. Dächten unsere Politiker ebenso, hätte Krupp weniger zu tun.

Er fand immer noch Zeit, Gedichte zu lesen und Bilder zu betrachten. Zwischen zwei Sitzungen über Stabeisenpreise wählte er Signac und Gauguin, sammelte sich und Kunst, hörte jungen Dramatikern zu, blieb in selbstgewählter Entfernung bei den Göttern der Jugend. Unter den Eisenleuten Unikum. Und da er über die Dinge, die er besprach, nach-

zudenken pflegte und dem Snobismus unerreichbar blieb, nicht weniger seltenes Exemplar unter den Freunden der Kunst.

Schließlich glaubte er, von Essen an der Ruhr genug zu haben, und zog sich nach Berlin zurück. Das war vor noch nicht einem Jahre. Er wurde fünfzig, hatte Macht und Mittel, nach seiner Fasson zu leben, war noch nicht willensmüde. Als wir ihn nördlich Berlins kennengelernt hatten, war er unserem dichterischen Sinn, dem das Äußere gefiel, wie ein idealer Botschafter erschienen. Jetzt galt er nüchterner Skepsis für solchen Posten besser als irgendeiner geeignet, ein Chef weltmächtigen Betriebs ohne Dünkel und Beamtenklüngel, ohne kümmerliche Routine, mit sicherer Einsicht in das zu Erreichende und Erreichbare, leidenschaftlich im Denken, kühl im Handeln, Regent und Repräsentant.

Mit ihm starb kein geläufiger Typ. Es wimmelt von Abenteurern mit den Gesichtern erbangesessener Barone; Leute, die wer weiß wie erstaunten, wenn man sie so nennen würde; Aventuriers des Denkens, wenn nicht Handelns, Fiktionäre, die zufällig nur geistige Dinge fälschen. Von denen hatte er nicht eine Äußerlichkeit. Er schreckte nicht zurück, solange er sich Abenteurer fühlte, als solcher zu gelten, und das Abenteuer war seine Fiktion. Im Grunde wohl doch Dichter. Ein Ideal bestimmte den Schwerblütigen, leicht und gelenkig zu scheinen. Nachdem er sich einmal sehnsuchtsvoll aus sicherem Port herausgewagt hatte, mußte er suchen, bis er die Insel fand. Sobald er sie hatte, baute er daran mit einer Zähigkeit, die nichts vom Abenteurer hatte. Das war sein Kern, gute Rasse, im Grunde ein Bauer. Nie übertrug sich die Gemischt-Wirtschaft und das Transportable seiner Laufbahn auf die Persönlichkeit. Er dachte nicht daran, die Fiktionen des Berufs, dem er gerade angehörte, zu Glaubensartikeln zu machen, Zivilisation für Kultur, Soldaten und Geld für geistige Mächte, Maschinen für Kunst zu nehmen, und vielleicht hat er deshalb so oft den Beruf gewechselt. Er irrte zuweilen. Nie hatte sein Irrtum falsche Gebärde.

Ein Bauer mit Nerven, ein Aristokrat mit Romantik. Sein unerwartet früher Tod folgte vielleicht einem von Gewissenhaftigkeit und Sehnsucht gebotenen Mangel an Ökonomie der Kräfte. Die Romantik war, mehr als der sichere Beherrscher aller Formen ahnte, empfindlicher Nerv und ertrug nicht ohne Murren den Druck starken Willens, der den Junker aus Wald und Wiesen zwischen Zahlen und Konzerne zwang.

Auf solche Aristokraten wäre bei einer Verjüngung unseres staatlichen Betriebs zu rechnen. Es fragt sich, ob sie, bis sie drankommen, noch genug Romantik, Bauerntum und Nerven besitzen, das sonderbare Gemisch, das zu dem Geschäft gehört.

***

Junges Deutschland

von Alfred Kerr

I

Vor neun Jahrzehnten nannte man sich: Das junge Deutschland. Dichterziel war: die Politik. Sturm gegen die Niederhaltenden. „Unreifes" lief zwischendurch, – es wird von allen Oberlehrern betont, welche niemals an einer sonstigen Staatsströmung das Unreife betonen. (Bloß hier, weil es die Welt vorwärtsbringen half).

Der Name „Das junge Deutschland" ist itzo Schild für ein Theaterunternehmen. Die Prinzenbühne der Kreuzbergstadt borgt ihn. Eine Gesellschaft wird... wohin gerufen? Aber ins Leben. Weil das Theater selbst Kassenstücke gibt. Es könnte schlicht äußern: „Wir wollen manchmal am Vormittag nicht Kassenstücke bringen". Damit wäre jedoch kein Aufruf möglich. Kein Notizenhundert. Man murmelte vielmehr: „Bloß am Vormittag ...!" Also: Das junge Deutschland eine eigne Gesellschaft. Was hineingehört, ist nicht immer gebracht worden. Was gebracht worden ist, hat nicht immer hineingehört. Manches in der Darstellung war packend. So wie der Aufruf dennoch nichts.

2

Die jungen Dichter, welche Max Giacomo Reinhardt mit dem Aufruf umrahmt, zeigen in Wirklichkeit eher Beziehungen zu „Sturm und Drang" als zum „Jungen Deutschland". Sie sehn sich als heutigen Sturm und Drang. Und es gibt, wissen sie beim rasenden Galopp der Feder, eine Graphologie.

3

Auch R. Sorge, welcher den „Bettler" geschrieben hat, ist Sturm und Drang, im Bau.

Er dichtet wie „Nacht. Offen Feld" –; faustisches Vorbild. Oder wie Strindberg in späten Jahren dichtet: Auflösung des Dramas in Seelenbilder. Bei Sorge mit pupillenstarrem Glast und einer ... leidlosen Trauer. Schlummernde Innigkeit, aber auch Handschwäche. Zergehend – nicht nur in der Gestalt; auch zergehend in der Mattheit vorwelken Fühlens. Ein Robert Schumann ohne seine Süße. Nur mit zersprungenem Willen. (Mit Müd-Innerlichem, Fahlblickendem, das in eines Genesungsheims weißen Kissen aus weißem Auge glänzt und schweigt.) Wie von einem Gelähmten, früh Gezeichneten; von einem edlen, kranken Wachschläfer.

Nachfahrig; enkelhaft in der stillen Moritat: ein Doppelgiftmord mit Verwechslung. Ergreifend aber, wo der sogenannte Naturalismus hin-

durchblinzt (will sagen: Lebensnähe; Durchforschung der Brust): in der lastenden Schreckensgegenwart eines Irren; des geisteskranken Vaters, der gegen seine Frau vor den Kindern geschlechtszudringlich wird.

Mittendrinn eine Knospe, hauchzag; schweifender Stolz, der zuviel fordert. Einer, der in die Welt nicht paßt, wie beim Verlaine Kaspar Hauser (die Menschen — ils n'ont pas voulu de moi); der nur Fassung zeigt; noch in der Hoffnung wie ein Entsagender; noch im trostgezimmerten Glück verprügelt. Zwischendurch starre, selbst im Kreischen tonlose caprichos — nicht wie von dem lachenderen Sennor Francisco Goya y Lucientes. Schließlich alles vor Mattheit zerbleichend.

4

Kaum zwanzig, schrieb er das; kaum vierundzwanzig, war er ins Katholische hingewechselt. Sein Held..., wenn er das Leben beginnt, ist er fertig damit. Die Lippen fest zu; wie mit unterdrücktem Aufstoß vormals ungeweinter Tränen.

Sanft und still das Ethos: daß man kein Aufhebens von einem unehelichen Kindlein der Geliebten macht. Sie hat's halt. Hierüber nicht zu sprechen ist Ehrenpunkt. Soll der Held sich dabei verweilen? Angelegenheit! Mit dem starr-gütigen Stummsein der Erschöpfung überhört er das. Gegenstand!

Alles in allem: der Wirkensbeginn eines edel Umdämmerten; den das Schrapnell vor Pein bewahrt hat. Vielleicht vor einem hohen Kranz aus blinkend spitzen Morgensternen.

5

Bei Werfel besucht ein verschollener Schlemihl aus der andren Welt die einst geliebte Hedi; jetzt schwangre Gattin eines Baurats. Sie wollte von ihm nichts wissen; hat ihm dafür die Sehnsucht geschenkt.

Tja, wär' Petrarch nicht unerhört geblieben,
Er hätt' im Leben kein Sonett geschrieben!

— äußert schon Byron. Bei Werfel wird ein bißchen doziert. „Jene Sehnsucht, die sich von ihrem Mittelpunkt abkehrt" erläutert er, der Heimgegangene. Es war „kosmisches Bedürfnis". Hm. Eine Sehnsucht mit Klugheiten. (Oft, auch vor den Gedichten, scheint mir: Werfels Lyrik ist gar keine Lyrik, sondern das gehobene jüdische Feuilleton.)

Die Frau empfängt einen Sohn aus dem Besucher wie vom Heiligen Geist. Dieser Sohn wird verkündet. Werfel, der christelnde prager Israelit, ist hier noch weitab von seiner Glaubensfülle; das holde Dramerl stammt vom Jahre 1912. Er stieg in meinen Augen nicht, als er christentümlich wurde. (Der Werfel ist gefallen! dacht' ich). Glücklicherweise zieht er

nicht alle Konsequenzen des leider so spät verstorbenen Weininger. Es wundert einen manchmal, daß heut nie einer zum Buddhismus geht. Warum dort kein Glaubensglanz? (Ich spreche nicht mehr von Werfel). Stelle nur fest: Kon-fut-se wird auffallend wenig gefragt. Es zahlt sich nicht aus. Gesellschaftlich. Nicht aus zahlt es sich.

In jedem Fall (ich spreche nicht von Werfel) ist jenes unschlichte Kaffeehaus-Christentum mit dem Schubs in der Beweisführung, das Literaten der Gegenwart glaubenstief überkommt, nicht Streberei. Sondern unbewußte Streberei. Nein, auch das nicht — bloß der Sieg des anpassungsfähigen Unter-Ichs. Diese Gattung (sozusagen: der Schmonzeschrist; das Lämmchen mit dem Dreh; der Zwecknazarener für Zeitschriften) macht Eindruck auf mich durch die grundlose Vergoidung oft guter Gaben. Das unter der Hand.

Bei Werfel ist in diesem ätherischen Aufzügle manches ungemein hold. Zumal, wenn der Herabgeflatterte, fast noch während er die Wonnen elysäischer Gefilde preist, aus der Rolle purzelt, und ihm gewissermaßen der Seufzerich entflieht: „Als ich noch Prinz war von Arkadien ..." (Das Dramerl wurde fälschlich mit einem Stich ins Gruseln gespielt; statt schwingend und totenheiter). In eine Gesellschaft mit Rahmen, Kundgebung, Zusammenschluß gehört es kaum.

6

Der „Kain" des jungen Friedrich Koffka nun schon gar nicht. Das ist der Schulaufsatz.

Für solche Dramen — der eine Bruder schwarz, der andre blond; der eine mitleidsvoll, der andre fühllos; der eine sinnend, der andre tatkräftig — läßt sich heut schon ein Dackel abrichten. Es ist kurz das gebildete Zusammentragen von „Zügen".

Im Grund müßte bei Koffka der Abel den Kain töten. Denn Kain ist hier als unmächtig gemalt; Abel jedoch als bedenkenlos, als handelnd. Da kommt nun der Kniff des „jungen" Autors, welcher aus Schwitzerland stammt: der geduckte Bruder hypnotisiert einfach den Tatmenschen; den Blondäng. Daß der so leicht zu hypnotisieren ist!

Man fühlt Impotenz, die für das Darstellen der Impotenz zu impotent blieb.

Nebenbei jenen knechtischen Zug, der heut verbreitet lebt: der Frohling und Rohling wird angehimmelt. Wie der Parsifallot. Wie sein Vetter bewundert wird, weil er den Mime mordet und dann so recht herzig dem Waldweben lauscht. Chamberlain deine Wang' an meine Wang'! Wie mancher Schwachmattikus erliegt dem Schwindel — und müßte sich für einen Abel halten, weil er hypnotisiert wird.

Ohne den modischen Aberglauben hat ein Bruderpaar der Maupassant gesehen: Pierre et Jean. Einer selig, einer glücklos. Nur das Menschliche spricht hier; nirgends das Gift willigen Verdummens; öder Widerstandslosigkeit. Maupassant läßt ungeprüft, wer zur Entaffung der Welt mehr beitragen kann: jemand mit den größten Kartoffeln – oder jemand mit dem gestuftesten Sinn.

Ein Schatten wird heut auf die Minderzahl gestülpt, ... und sie sagen: auf den Minderwert. Das ist es. Beim Anzengruber (weiß nicht, in welchem Schauspiel) wird einer gefragt: „Warum haben sie dich gestern verprügelt?" Er gibt ganz richtig die Antwort: „Weil's mehr woar'n." Ja, das ist es. Alle Knechte der Gegenwart jedoch antworten: „Weil's bewundernswert sind, die mich prügeln! weil's die echte, herrliche Unbefangenheit ham! die ersehnenswerte Treuherzigkeit! weil's gemüt arglos – g'schamster Diener! – sind". Der Schlag soll euch treffen.

7

Goerings Handschrift war mir (und seine Stimme durchs Telephon) bekannt, seit etwa sechs Jahren. In allen Versuchen steckte Wesentliches. Dies neue Werk von der Seeschlacht ist sicher das gedrängteste.

Nur auf Schrei gestellt. Die Sprache vom Artikel fast gelöst; („Der Traum von Schlacht"); August Stramm ist allerdings noch entschlossener. Häufig wirkt Goering, als käm er von der Antike. In dem Empörergespräch ist Sokratisches. Antik sind Wendungen solcher Art:

„Kein Wunsch, keine Begierde macht uns zu Ungehorsamen,
Sondern ein unnennbares Geschick der Seele."

Manche Banalheiten des griechischen Chors scheut er nicht. Ein Matrose ruft:

„Mir bangt, was werde ich hören.
Gefährlich sprichst du."

Von den Matrosen sagt einer: „Die Dinge sind Lehrer ihrer selbst" – (in höchster Erregung vor Schlachtbeginn).

Dazwischen tönt ein Ruf wie Skagerrak! Skagerrak! Oder ein Wort vom Dattelnpflanzen auf Samoa. Von Elfchen, denen man „es" tut. Dann: Vaterland! Vaterland! Gasmaskierte bilden einen Klagechor. Einen Anklagechor. Schönes findet sich auch sonst in dieser Mischung von Trotzki, Tirpitz und Sophokles.

Und wenn einer die Gegenwart schildert – warum soll er den Stier nicht an den Hörnern packen? (Fragt sich, ob die Gegenwart stark ist oder die Schilderung. Antwort nach Goerings kommenden Werken).

Ein seelisch ergreifender Augenblick: der Samoaschwelger wollte, daß

die Kameraden „Samoa!“ im letzten Augenblick noch einmal rufen. Zu spät. Es wird verpaßt. Hier ist ein menschliches Erzittern. Das liegt jenseits vom Blutbraus dieser Tage; jenseits von der Schreckenskammer eines beschossenen Turms – worin auch ein Stümperich (sogar geräuschlos, im Kino) Herr wilder Wirkungen wäre. Dazu, für mein Gefühl ergreifend, jener kniende Chor armselig todgeweihter Masken.

8

Warum kann dies Werk jeder Partei gefallen? Beiden im selben Augenblick? Darum: weil für die einen die Verstandesworte des Meuterers, für die andren ein Vorrat an „heldischem“ Geist verfügbar ist. Weil Abneigung wider die Schlacht neben Lust an der Schlacht gesetzt wird. Weil Worte fallen wie: „Gebt frei die See“ ... oder: „Die Schlacht geht weiter!“ oder: „Blut, Blut! Darin allein liegt Wahres!“ ... (Das gefällt der Gegenpartei).

Hat also dies Werk einen Knax? Ja. Es ließe sich denken, daß Göring ein Gefangener der Zeit ist; sich deshalb mit mehreren Richtungen verhält; daß er als Poet sagt: „Ich habe beides in mir; ich bin, wie Dehmel es nennt, unter andrem auch konservativ.“

Es ließe sich nämlich der umgekehrte Bau des Dramas gleichfalls denken: daß der maßgebende Matrose den umgekehrten Knax im Schlachtbeginn bekommt: nach der andren Seite. Daß er bis dahin der soldatischste Soldat war; der schärfste Pflichttuer; der altpreußischste der Altpreußen; der versessenste Militarist ... und daß er nun den anderen Knax bekäme. Kurz: daß der Altpreuße zum Meuterer würde – statt der Meuterer zum Altpreußen. Das Drama hieße da nicht: „Ich war gegen den Krieg – aber jetzt bin ich für die Schlacht!“ Sondern: „Ich war für den Krieg – aber jetzt bin ich gegen die Schlacht!“

Schlußbetonungen sind maßgebend.

... Nun, auch bei Goering findet sich noch eine Schlußbetonung (weshalb das Gedicht eben zwei Parteien gefällt). Vor dem Ende spricht der Meuterer: „Ich hätte auch gut gemeutert“ (nachdem er eine Zeile zuvor gesagt: „Ich habe gut geschossen“) ... Und so ist der Weisheit allerletzter Schluß: auf Tatkraft kommt es an! (mit dem unhörbaren Zusatz: wo immer sie sich zeigt ... Was beide Gruppen abermals befriedigt).

Goering ist somit, wie Freud sagen wird, ambivalent. Dichter sind es oft. Aber nicht alle.

9

Einen Augenblick. Eine Vision: das Stück spielte nicht jetzt, 1916, sondern positus, gesetzt den Fall, sagen wir: anno Trafalgar: was wäre

dann sein Dichtungswert? (Wenn also fortgemerzt ist, was uns heute, nur heute zittern macht; was nicht von Goerings Gnaden, sondern von Gegenwarts Gnaden stammt.)

Anno Trafalgar? Dann ist über die Sache des Meuternwollens Einiges ausgedrückt; nichts Näheres. Wenn alles britische Matrosen unter Nelson sind: was an Seelenausbeute bleibt? Nun ja; aber wenn man allen Dichtungen diese, mit der Heimat zusammenhängenden Vergünstigungen kappen will: was bliebe dann von allen Dichtungen?

(Hier bleibt: Wurf. Rhythmus. Und Samoa.)

10

Fritz von Unruh ist in der Gesellschaft nicht gespielt worden. Er gehört hinein.

Wenn Goering den losgelösten Chorruf statt fünffüßiger Jamben setzt: so hat Unruh den alten Jambus der fünf Füße hochgepeitscht; verdichtet; durchdrängt; härter geklopft; auf Druckfülle bearbeitet; mit Gedrungenheiten bepackt. Ja überbürdet. Was herauskommt ist sozusagen eine Penthesilethargie.

Im Gehämmerten ein steter Schwung. Blutschande vollzieht sich per Kothurn in gedämpfter Regelherbheit; aber glühend; zusammengebissen; zum Platzen voll. (Was tut es, daß mein Gleichnis wechselt? nichts tut es.) Eine gelle Wucht wie bei Hans Kyser in der „Medusa". Groteskes: der Held stemmt seine Schwester in die Luft, hernach „wirft er sie fort" und so. Die Mutter bei Unruh billigt um ein Haar den Beischlaf des Sohns mit der Tochter. Damit in der Welt eben ein bißl Freude sei. Voll Giftschmerz im Gekrös. Ugolino war ein Anfänger.

11

Ja, diese Familie gellt vor eintöniger Wirkung. Alles bleibt statuarisch. Ist es ein Drama ... oder eine Muskelgruppe? Jedenfalls nichts für beide Parteien.

Goering bleibt stark als Kurvenmaler. Unruh ist einer, welcher die Dinge (wohl infolge des Dabeigewesenseins) im Innersten fühlt. Um aber dies Gefühl für andre zu gestalten, peitscht er auf sich ein. Ach, Unruhs Verbissenheit gilt oftmals nicht so sehr dem Kriegserlebnis wie dem eignen Gepeitsch. Er kann sich mitunter kaum übergipfeln. (Dann wird alles wie das Reden zweier Leute, die einander begegnet sind, im Gespräch aber den Abbruchspunkt nicht finden. Es geht weiter, wenn die Höhe längst überschritten ist, sie kommen nicht los: weil keiner den Mut zum Einschnitt hat. Qualvoll).

Schöne Verse. Mit nicht unbekanntem Klangfall. Besessenster Ernst.

Eine Rednerfamilie. Alle sind Sprachkünstler. Und alle gleich. Das Ganze dennoch ein starkes Abbild (ein unertragbares; doch unvergeßliches) der Verstörtheit unsrer Läufte. Timon, wider den ältesten Sohn gehalten, ist nationalliberal, ein Schönfärberich. Der neue Timon brüllt seiner Mutter den Abscheu vor ihrer Schwangerschaft ins Maul. Er wirft sie hin (das ist noch mehr als die Tachtel, so bei Strindberg die Frau dem sterbenden Kapitän pflanzt.) Jemand sagt von der unschuldigen Mutter: „Auf, Bruder, wenn wir dieses Weib erwürgten!" — und was mehr so glückliche Einfälle sind. Nur weil die Frau Menschen zur Welt gebracht.

Bewußte Elephantiasis im Bizarren. Wesensvolle Ungenießbarkeit. Alles mehr gemeißelt als gedramt. Abschwächend im gleichen Gegell. Immerhin. Immerhin. Danken muß man ihm.

12

Auch Hasenclever gellt. Er gelle! Hier ist ein für das Bessern der Erde Glühender. Fragt nicht viel. Eine Flamme. Will kein Künsteler sein. Scheut nicht begangene Pfade — wenn sein Ersehntes nur Wirklichkeit wird. Rechtet nicht um jedes I-tüpfel ... er will Menschen hinreißen zum Widerstand. Freiheit! Aufsprung! Ein Vater wird hier tätlich angegriffen — wie bei Unruh die Mutter ihre Senge bekommt.

Hasenclever hat auch liebliche Gesichte: wenn sein Held, der Karl Moor des Abiturs, mit einer Guvernante den Abend ans Herz drückt; — mag schon vor so mangelnder Gewähltheit Hofmannsthal die Platze kriegen.

Hasenclever (der ja einen Familiennamen aus der neuen Heiligengeschichte führt) sei nicht bezupft. Es ist ein Verlaß auf ihn. Etwas Gütiges, Hebendes, Fahnenhaltendes. Jede Bewegung braucht solche Dichterherzen. Grüßen sollt ihr sie.

Schutz eines bedrängten, prachtvollen Landes tut heute not. Aber nach dem Krieg ...

Nach dem Krieg, wenn Versprechungen unerfüllt bleiben; wenn Hemmlinge rings mit finsterer Tugend lähmender wirtschaften; wenn aus dem Nachhall des Erdbebens eine beschränkte Männlichkeit erzwungenes Vorbild wird; wenn die Verdächtigung alles Losgebundenen unter dem Vorwande der Zucht herrschen wird; wenn ein tausendfältiges Verbot spottender, spielender, lässiger Wallungen aus harten Ecken äugt; wenn geistüberlegene Verachtung der Viecherei doppelt umkerkert sein wird; wenn eine neue Frömmigkeit mit Hyänenaugen das Heft führt: — dann tun Geblüte wie Hasenclevers not. Dann können die Hundsfuchtel des Vaters und die Schußwaffe des Sohns Gleichnisse werden.

Gleichnisse. Das Drama scheint heut auf das Gleichnis gestellt, nicht auf Seelenergründung. Die Kenntnis vom Menschen wird nicht vergrößert: sondern für sein Empfinden ein Widerschein entfacht. Das ist es. Man erfährt also nicht, wie es im Innern eines Matrosen-Meuterers aussieht, — Goering bringt zusammenfassende Tatvorgänge. Bei Unruh gewahrt man mitnichten das getreuere Verhalten eines Menschen zum Krieg: er bringt ein übertreibendes Symbol dieses Verhaltens. Hasenclever bringt nicht zerlegte Beziehungen eines Sohns zum Vater: sondern bloß die Feindseligkeit von Beziehungen. Das ist es.

Statt Binnengliederung also verstärkter Umriß. Das Durchforschen der Brust wird nicht gefördert — vielleicht aber das Poetisieren der Brust. Die Moritaten steigen im Wert, auch bei wirklichen Dichtern. Der Becher fehlt wohl für den Wein. Der Mann der Zukunft ist noch nicht kennbar. Jeder entscheide sich indes zwischen rechts und links.

Politische Chronik: ‚Befestigung und Vertiefung' / von Junius

Mit einem Ausblick auf das mitteleuropäische Problem schloß die letzte Chronik. In die offiziöse Mitteilung, die als Ergebnis der Monarchenzusammenkunft vom 12. Mai und der Besprechungen ihrer militärischen und politischen Paladine die Verlängerung, die Vertiefung und den Ausbau des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses verkündete, mischten sich Jubeltöne; nur wußte weder das gläubig herumhorchende Publikum, noch der politische Mensch, wieviel an diesem Jubel bestellte Arbeit oder auf politischem Wollen beruhende Überzeugung sei.

Als der Krieg begann, war der mitteleuropäische Gedanke bei Wissenden eine historische Erinnerung, bei Politikern ein in ungefähren Wünschbarkeiten sich ausdrückendes Ideal; aber die besten Namen — List, Bruck, Lagarde, Jentsch, Constantin Frantz, Alexander von Peez u. a. — vermochten nicht, ihn lebendig zu machen. Dieses Ideal, das teils in wirtschaftlichen Überlegungen, teils in den Überlieferungen des alten deutschen Bundes wurzelte, schien durch den Verlauf der neu-deutschen und mitteleuropäischen Geschichte aus dem politischen Vordergrund in die Rumpelkammer gefegt zu sein. Der nationale Einheitsstaat war bei uns der einzig lebende politische Gedanke, der bis in die Bildungsschichten

des deutschen Volkes hinauf lebendig war. An diesen Teil von Bismarcks Erbe zu rühren, würde als ruchlos gegolten haben, wenn vor dem Kriege irgendwelche Agitation das Wagnis unternommen hätte, etwa mit der Begründung, daß die Zeit für übernationale Bildungen gekommen und die nationale Epoche der Geschichte schon vorüber sei.

Ich weiß wohl, ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverband bestand schon vor dem Kriege und übte eine rege Werbetätigkeit; aber sie erreichte nur Interessenten und galt allgemein als wirtschaftstheoretische Liebhaberei: sie schuf keine lebendige Bewegung. Der Balkan, die Türkei und Österreich-Ungarn protestierten durch ihre bloße Existenz, d. h. durch die mit Schwierigkeiten überstopfte Art ihres Lebenwollens und Nicht-Lebenkönnens gegen die Vorstellung, die nationalistische Epoche europäischer Geschichte sei abgelaufen; und das täglich erneuerte Unbehagen, das aus diesen südöstlichen Gegenden herkam, beschwerte selbst den politisierenden Philister. Der Politiker aber, der die offiziöse Gedankenlosigkeit und Schönfärberei haßte, begann, weit entfernt, dem Begriff Mitteleuropa positive Inhalte zu geben, im geheimen an dem Wert eines Defensivbündnisses mit einem Staate zu zweifeln, dessen „Idee" von einem ganz beträchtlichen Teil seiner Bürgerschaften gar nicht oder nur mit den bedenklichsten Vorbehalten anerkannt wurde.

Wenn trotzdem das Bündnis mit der habsburgischen Monarchie der Pfeiler unserer ganzen auswärtigen Orientierung war und blieb, so mußte man darin etwas Schicksalmäßiges erkennen, eine aus der kontinentalen Lage des Deutschen Reiches stammende Notwendigkeit allererster Ordnung. Ich habe mich all die Jahre über bemüht, dies zu beweisen und zu zeigen, wie scheinfrei Bismarck im Grunde war, als er für Wien statt für Petersburg optierte. Diesen Teil meines Beweises halte ich für wirklich unwiderlegbar: Die Ereignisse haben ihn überflüssig gemacht. Nun aber stellte der an Überraschungen überreiche Verlauf des Krieges die große Frage, ob aus dem Defensivbündnis mit den Ländern der habsburgisch-lothringischen Krone etwas Positiveres, Inhaltvolleres zu konstruieren sei als der Entschluß, sich gegenseitig für den Bestand seines bisherigen suveränen Herrschbereiches Gewähr zu leisten. Das Schlagwort Mitteleuropa, das Friedrich Naumann im Mai 1915 in die öffentliche Diskussion warf und popularisierte – Prof. von List und der Geh. Oberfinanzrat Losch waren ihm im Kriege durch ihre mitteleuropäischen Formulierungen zuvorgekommen, ohne das Ohr und den Willen der Masse erreichen zu können – enthielt, nebenbei allerhand Schwarmgeisterei, auch schon das Wesentliche dieses aufbauenden politischen Gedankens, wie wir es heute begreifen. Als ich das Buch Naumanns hier zuerst erwähnte, streifte ich vom mitteleuropäischen Gedanken alle politische und völker-

psychologische Romantik ab; seelisch fand er in den zukünftigen Mitteleuropäern sogar eine wenig günstige Disposition, weil er ja, um wirklich zu werden, von vornherein eine gewisse Einschränkung des allmächtigen Nationalgefühls forderte. Deutsche, Ungarn, Westslawen standen sich seelisch fremd, wenn nicht gar feindlich gegenüber; die Liebe zwischen den „verpreußten" Reichsdeutschen und den Außerdeutschen war nicht groß, ihr Lebensrhythmus war verschieden; und wie mußte erst der Schatz politischer Gemeinsamkeiten aussehen, zu dem sich die Polen, die Tschechen, die Südslawen bekennen sollten! Vom Oberstaat und ähnlichen schreiberhaften Formulierungen, aber auch von der Schützengrabenphraseologie und dem berüchtigten ‚Wunder Österreichs' abgesehen, ließ sich jedoch folgendes feststellen: In den Stürmen des Weltkrieges hatte sich das Defensivbündnis bewährt; das von den westöstlichen Kanzleien als Liquidationsmasse behandelte und in Rechnung gestellte Donaureich hatte durch die Fähigkeit zur Abwehr, trotz unendlicher innerer Hemmungen, sein Recht auf Dasein vor Gegenwart und Zukunft zunächst offenbar bewiesen; die Option von 1878 hatte ihre postume Rechtfertigung erhalten, wenn auch der gemeinsame Lebenswille, realpolitisch und seelisch betrachtet, brüchig schien und nur bei den Deutschösterreichern stark herausgetreten war. Daraus durfte man folgern, daß an der Stelle, wo es sich geographisch befindet, kein staatliches Gebilde anderer Konstruktion zu treten brauche, falls nur der Weg, der zum Völkerstaat führt, konsequent ausgebaut würde. Anders formuliert: Reformen und der Ausgleich nationaler Gegensätze und Spannungen innerhalb des Reiches seien notwendig, ja unerläßlich, aber durchaus möglich; — also habe der Verlauf des Krieges das Mandat zu diesem Ausbau in der Richtung des Völkerstaates bewiesen und für die Zweifler drinnen und draußen die Existenzberechtigung des — wie gesagt: nach seinen eigenen geschichtlichen Voraussetzungen zu internationalisierenden — Donaureiches bejaht, seine Bündnisfähigkeit dargetan und den Weg zur weiteren Entwicklung, zur ‚Vertiefung' dieses Bündnisses mit dem Deutschen Reich frei gemacht. Dieser nüchterne Kern lag auch Naumanns Ausführungen zugrunde, er war nur überwuchert; und sie hatten das große Verdienst, gezeigt zu haben, daß für beide Vertragschließenden die Freiheit in dem Zwang lag, unter dem Druck des Krieges die Notwendigkeit ihrer Zusammengehörigkeit ein für allemal anzuerkennen. In dieser Gestalt ist der mitteleuropäische Gedanke lebendig geworden; und er wurde es um so mehr, je mehr gewisse Kreise versuchten, ihm den Odem zu nehmen und auf spätere Trennung und Isolierung: auf die Wiedergewinnung der sogenannten ‚absoluten' Souveränität hinzuarbeiten. Vergebens. Es ist ein Bündnis sui generis. Nun strebt es in militärischen, wirtschaftlichen und politischen Konventionen nach neuem formalem Ausdruck.

Ich habe absichtlich irreführende Wendungen, dilettantisch ausschweifende Hoffnungen und Formulierungen beiseite gelassen. Naumanns ‚Oberstaat‘ ist ein Nest von Irrtümern geworden, ebenso wie das Lob der Schützengraben-Gemeinschaft zu allerhand verderblichen Folgerungen geführt hat, ohne daß sie dem Verfasser zur Last gelegt werden dürfen. Naumann schrieb in einer frühen Stunde des Krieges. Seine lebendige Phantasie konnte die späteren Belastungen des deutschen Schicksals, die durch den Hinübertritt Amerikas zu unsern Gegnern ihren Gipfel erreichten, nicht ahnen; er durfte im Mai 1915 noch auf eine verhältnismäßig schnelle Liquidation hoffen und glaubte sich darum nicht fragen zu sollen, wie das zu verewigende Bündnis mit einem Staate aussehen müsse, dessen Nationen und Völker in beständig gesteigertem Kriege miteinander lebten. Denn das ist zu allernächst das Problem, — auch für uns. Wie und ob ein Mitteleuropa — vorausgesetzt, es sei staatsrechtlich zu konstruieren, ohne die Selbstverfügungsrechte der einzelnen Glieder bis zum Gefühl unerträglicher Last zu fesseln und zu beengen — imstande sei, sich wirtschaftlich einigermaßen zu verselbständigen und die Beziehungen zur Übersee so einzuschränken, daß man möglichst wenig von der Gnade der planetarischen Rohstoffverwalter und Meerbeherrscher abhängig sei: diese Frage soll uns zunächst noch gar nicht beschäftigen, obwohl sie von vitalster Bedeutung ist. Wir haben nie außer acht gelassen, was eintreten würde, wenn es nicht gelingt, im Westen den Ring zu brechen und die angelsächsischen Mächte zur Verständigung mit uns zu zwingen. Man sieht, die allerletzte, die allerwichtigste Frage schieben wir absichtlich beiseite; das U-Boot und die westliche Offensive sollen ja die Voraussetzungen schaffen, um sie beantworten zu können. Das mitteleuropäische Problem hingegen scheint sofortige Lösungen zu gestatten. Die Regierungen der Mittelmächte sind — nicht wahr — suverän und können über das Schicksal ihrer Völker verfügen, wie ihre Einsicht und ihr Verantwortungsgefühl es ihnen eingeben? Ein Blick auf die inneren Zustände in Österreich und in Ungarn verbietet jede Spielerei mit dem in solchen Behauptungen liegenden Optimismus. Gerade weil das Fatum die zwei Mittelmächte aneinander geschmiedet hat, müssen wir uns hüten, daß wir in die verhängnisvollen Bahnen des alten deutschen Bundes zurückgeschleudert werden und ganz Mitteleuropa eine Art vergrößertes und vergröbertes Österreich werde. Das muß offen ausgesprochen werden. Die Tschechen sind in hellem Aufruhr, sie befinden sich in dem Zustande der Ungarn von 1848 bis 67, es ist ein ganzes Volk von ‚Hochverrätern‘, engstens in Gesinnung und Richtung des Willens allem Bösen zugeneigt, das die schlimmsten unserer Feinde uns zugedacht haben. Die Südslawen aller Schattierungen, die Slowenen, die Serben und Kroaten

haben trotz religiöser und kultureller Verschiedenheiten ein hohes Maß nationalpolitischer Einigkeit schon erreicht und wünschen zum mindesten den nationalen Einheitsstaat, wenn auch zumeist noch in Personalunion mit dem Herrscher über Österreich und Ungarn. Das sind, wenn man die Serben des eroberten Königreiches hinzurechnet, weitere zwölf Millionen nicht gerade willfähriger Untertanen, die sich politisch nach dem Belieben der Obrigkeit kneten lassen. Die Polen schwanken. Sie halten sich zunächst abseits von den grundsätzlichen Verneinern des mitteleuropäischen Gedankens. Ihnen ist ja eine relative staatliche Selbständigkeit feierlich versprochen worden, und sie durften lange in der Aussicht auf die austro-polnische Lösung das vorläufige Maximum ihrer nationalen Hoffnungen genießen. Wie groß die Partei der polnischen Passivisten ist, die immer noch nach der Entente hinüberschielen und von dem dereinstigen Friedenskongreß die Wiederherstellung des großpolnischen Nationalstaates erwarten, läßt sich heute in Zahlen nicht ausdrücken; aber sie ist ganz gewiß nicht gering und verspricht ungeschwächte irredentische Regungen nach Preußen hinüber. Immerhin ist uns — wir haben es mehrfach hervorgehoben — keine Konstruktion des mitteleuropäischen Gedankens, keine ‚Vertiefung' unseres Bündnisses ohne die austro-polnische Lösung denkbar: die Habsburgertreue der galizischen Polen will ihren Preis haben. Zur Sicherung und Beschwichtigung preußischer Bedenklichkeiten soll eben die Militärkonvention dienen, die eherne Stütze unseres Kontinentalblocks.

Aber noch weiter reicht der schwankende Grund, auf dem Mitteleuropa aufgebaut werden soll. Auch die Deutschösterreicher der bürgerlichen Parteien beginnen zum Teil offen und leidenschaftlich den habsburgischen Staatsgedanken in der bisherigen Form zu verneinen. Ihre Gedanken fliegen über die schwarzgelben zu den schwarz-weiß-roten Pfählen hinüber; in ihrem Gemüt aber verlebendigen sich die Erinnerungen an den alten deutschen Bund, wenn sie auch in ihrem grenzenlosen Untertänigkeitsgefühl und dynastischen Anhänglichkeit immer wieder für begütigende Worte der Hofburg außerordentlich empfänglich sind. Dafür macht die deutsch-österreichische Sozialistenpartei der heutigen Regierung Wiens die unbeugsamste Opposition; sie glaubt nicht an sie, sie vertraut ihr nicht, sie mißtraut einem irgendwie gestalteten Mitteleuropa gerade um des Gewichtes — des Übergewichtes der deutschen Regierung willen, die man für unheilbar imperialistisch hält. Rechnet man zu allen diesen ganzen und halben Widerständen die rumänische, die italienische und die eben sich wieder stärker regende ruthenische Irredenta, so sieht man allerdings nicht, auf welches Fundament ein mitteleuropäischer Optimismus sich gründen soll.

Das ganze Bündel österreichischer Probleme ist erst seit der Veröffentlichung des Naumannschen Buches so peinlich reif geworden. Aber wenn

auch das Schicksalmäßige in dem von Bismarck abgeschlossenen Defensivbündnis mit der habsburgischen Monarchie durch die Bitternisse der hier erlebten Wunder schwer belastet wird, so war und ist es deutsches Interesse, eine Liquidation des Donaustaates, eine Balkanisierung, einen Zerfall in ein Gewimmel kleiner scheinsuveräner Staaten zu verhindern. Es gibt darum auch für uns in diesem Punkte kein Zurück, wir sind — um ein früheres Wort zu wiederholen — keine uninteressierten ästhetischen Betrachter. Ein Ausbau, eine Vertiefung dieses Bündnisses ist nur unter der Voraussetzung denkbar, daß mit dem Um- und Neubau der innerstaatlichen Verhältnisse in Österreich sofort begonnen und für den Ausgleich seiner Völker eine staatsrechtliche Form gefunden wird, die es Dreivierteln seiner Bewohner möglich macht, staatstreu zu sein. Denn so liegt heute das Problem: mit Gewalt läßt es sich nicht lösen. Jeder Versuch ihrer Anwendung kann zu Katastrophen führen, für deren Charakter der Fall Stürgckh symptomatisch bleibt. Die zwölf böhmischen Kreishauptleute des Herrn von Seidler werden keine Erlösung bringen. Will man den Tschechen das eigene Staatsrecht verweigern, so muß man den Mut haben, gegen ihren Willen das Kronland in zwei nationale Autonomien mit vollständiger Verwaltungstrennung zu zerlegen und die Verordnung mit unerbittlicher Strenge durchzuführen. Aber zugleich und zuvor wird man die Südslawen irgendwie befriedigen, ihren durchaus nicht hochverräterischen Wunsch nach nationaler Vereinigung und Selbstverwaltung erfüllen und über die dumme Angst der Deutschen zur Tagesordnung übergehen müssen, als gäbe es kein Mittel für das innerösterreichische Hinterland, um weiterhin für sich wie für Deutschland den Zugang zur Adria und die Mitverfügung über Triest sicher zu stellen. Denn zu dem innerösterreichischen Hinterlande gehören doch bekanntlich auch die Tschechen, die in dieser wichtigen wirtschaftspolitischen Hinsicht mit ihren deutschen Feinden das gleiche Lebensinteresse verfechten. Sähen erst diese österreichischen Völker einen unbeugsamen, ungebrochenen ‚langen‘ Willen, der sich vor Kritik und Verstimmung einzelner Gruppen nicht fürchtet, erlebten sie endlich das Ende jenes elenden Lavierens zwischen allerhand Möglichkeiten und den Verzicht auf das bankrotte System der kleinen Trinkgelder bald an diese, bald an jene Gruppe: sie würden mehr guten Willen zeigen, an dem Auf- und Neubau der österreichischen Internationale anders als durch Obstruktion und Hochverräterei teilzunehmen.

Anmerkungen

Der Mensch in der Mitte

Die Formulierung eines Zeitwillens geschieht durch Leben, Werk, Programm oder Manifest. Sie gehen in die Geschichte ein als Legende, Kunst, Partei oder Schlagwort. Kein Zufall bestimmt die Äußerung; die Art der neuen Vielsamkeit, das Pathos der Forderung, die Intensität und die Zwecke treffen allein die Entscheidung.

Seit 1789 ist jeder Zeitwille auf die politische Wirklichkeit gerichtet. Die Jung-Hegelianer; die großen Sozialisten; Wienbarg und Nietzsche: sie alle zielen auf Änderung des Weltzustandes, auf ein neues gesellschaftliches Dasein (oder wenigstens auf seine Voraussetzungen oder Bruchteile). Wie sollten solche Richtungen ihr erstes glühendes Wort anders sprechen können als im Manifest? Nur die Leidenschaftlichkeit der Beschwörung, sie aber um so nachdrücklicher, kann im Individuum die Gemeinschaft bloßlegen, im Ich die Zeit zum Reifen bringen. Die trockne Programmatik, die Konstruktion der geplanten Welt, würde bald in sich zusammenstürzen, wenn ihr nicht die Verkündigung der Gemeinschaft, die Proklamierung der neuen Gesinnung vorangehen würde.

Gerade unsere Zeit kann auf den manifestlichen Aufbruch nicht verzichten; denn sie beginnt ohne Väter. Voran ging ihr ja der Nihilismus: Atheismus aller Gefühle und Gesinnungen; Bloßlegung der Gehirne; Psychologie und Vereinzelung. Es muß uns wieder der Zwiespalt zwischen Geist und Materie zum Bewußtsein kommen, der als sachlicher Unterschied Erkenntnis, als moralische Spannung aber Willen bedeutet. Erdrückt von der Materie, ihrer Technik und Methode, müssen wir uns wieder zu jenem ethischen Idealismus aufschwingen, der dem Menschen die Welt ausliefert, damit er sie bilde.

Ludwig Rubiner* ist ein solcher Verkünder, Fahnenträger einer neuen Zeit, Vorkämpfer eines neuen Menschentums. In seinen Aufsätzen, die bei diesem unbeschaulichen Kopf nie Erörterung, stets aber Aufruf oder Protest sind, spricht ein neues entschiedenes Pathos, vor dem Jahrzehnte, die an Beobachtung und Ausdeutung sich verschwendeten, sich erschreckt abwenden müssen. Aus einem nachdenklichen Herzen strahlen Flammen nach allen Seiten, die trotz vieler Zerstörungen neue Lebendigkeit schaffen. Gleichzeitig gibt Rubiner aber wesentliche Erkenntnisse. Diese Doppeltheit: Gedankenarbeit und aufstehendes Gefühl bestimmt auch den Charakter der Rubinerschen Prosa; sie ist zugleich knappe, zupackende Formulierung und hymnischer Schwung. Rubiner selbst ist ja Vertreter jenes Typus, den er (in dem Aufsatz „Der Dichter greift in die Politik") stürmisch begrüßt: „Mit einer ungeheuren Konzentration von Energie wandelt er Gefühlsformen völlig zu Zielen um, macht alle seligen Gleichgewichtsgenüsse seines Relativismus zunicht; und dieser von der Natur Einge-

---

*Der Mensch in der Mitte. Verlag „Die Aktion", Berlin-Wilmersdorf.

setzte — gibt Werte.“ So geht all sein Denken auf Tun; das Wort ist ihm Vorwort der Handlungen, der Mensch der Schöpfer der Tatsachen. Mit glühendem Eifer bekämpft er jene Typen, die ohne Standpunkt und Verantwortung sich hinter Beschreibung oder dem Erlebnis verstecken, den ganzen „Besitzaberglauben“, der ängstlich das Erworbene hütet und jedes Wollen eingebüßt hat.

Gegen diese Menschen der „Intuition“ und Verharrung schleudert Rubiner seine Forderung: der Mensch in der Mitte! Das bedeutet: Freiheit des Handelns; Schöpfung der Erde; Mitmenschentum. Es gilt, private Tröstungen und Weltflüchte, Relativismen und Zweifel zu Hause zu lassen und sich zu entscheiden. Die Entscheidung hat allem zu gelten, was uns über unsere private Existenz erhebt, uns zu ethisch-politischen Wesen macht: jenem Bereich sittlicher Zwecke, den wir gewöhnt sind, „Geist“ zu nennen. Für ihn allein lohnt es sich Worte zu machen, aufzurufen, qualvoll zu leben. Deshalb muß auch der Künstler wesentliche Schöpfungen vollziehen; er darf sich nicht mit Literatur, Ornamentik und Beschreibung begnügen: „Seine Kunst ist nie ein für sich laufender Kreis, nie etwa die Nutzung des persönlichen Privilegs einer Offenbarung. Nie ein Luxus. Nie wertvoll. Sondern selbst wertend. Sie ist dazu da, um die menschlichen Handlungen auf ihre Ausfüllung der Willensmöglichkeit zu werten.“ Die neuen Künstler, diese entschlossenen Gegner des bloßen Kunstgewerbes und des Erlebnisses, müssen diesen schmerzlichen, folgenschweren, göttlichen Entschluß fassen: die Welt zu ändern.

Aber Rubiner ist weit von jener (vorgestrigen) Überschätzung der Kunst entfernt, die nur ihr die Gipfelung in den Geist zugesteht. Kunst ist ihm nur Methode, die Aufgaben zu stellen und die Ziele sichtbar zu machen. Diese selbst sind sehr irdisch, ihre Verwirklichung: Politik. So erhebt sich die Forderung, die Ungefährlichkeit des privaten Worts abzulösen durch die Parole vom „Wir“. „Es ist nötig, im Namen anderer zu handeln.“ Wir müssen die Welt als unsere Schöpfung spüren, sie zu heller Menschlichkeit emporsteigern. Dazu müssen wir Würde und Vornehmheit abwerfen, eine Fronde der Wollenden bilden, den Führern folgen, die uns zum Geiste lenken. —

Das alles ist kein Programm und keine praktische Leistung. Aber es ist Aufruf und Flamme, das Signal, das eine Generation zu sammeln vermag.

Rudolf Kayser

Die verborgene Schrift

In diesem umfangreichen Roman, dessen Aufbau von starken bildnerischen Kräften getragen ist, hat Anselma Heine die Entwicklung des Elsaß von 1870—1914 geschildert.* An Stelle der bis zum äußersten Überdruß erörterten „elsässischen Frage“ gibt sie ein geschichtlich und sozial schön durchleuchtetes Epos.

Die kluge Autorin bringt das Wirrsälige, Bewegungsreiche einer vierundvierzigjährigen Geschichte divinatorisch in zwei Motive.

Erstes Motiv: ein Herzenserlebnis, die französische Revolution, der große Kampf für die Rechte der Menschheit, kettete innerlich das einst deutsche Elsaß an Frankreich.

Durch ein neues Herzenserlebnis, die deutsche Erhebung vom August 1914, kam es gefühlsmäßig zu dem Lande zurück, dem seine Eingesessenen in Sprache und Lebensform immer angehörten.

Zweites Motiv: Wie über die alten Pergamente, die man Palimpseste nennt, haben über das Elsaß bald Germanen,

---

*Ein Roman aus dem Elsaß von Anselma Heine. Ullstein & Co., Berlin.

bald Lateiner ihre Zeichen gesetzt. Die Flut der Begeisterung von 1914 wischte die fremden Lettern fort, die verborgene deutsche Schrift hat gesiegt.

In diesen beiden Motiven schließt sich die innere Komposition des Romans. Ihre sparsame Anwendung erhöht die Wirksamkeit.

Der Roman endet unter der akademischen Jugend Straßburgs und ihrer Führer, die hingerissen, man möchte sagen, poetisch begeistert sind. Ob das zweite Herzenserlebnis, gewonnen aus „der nie versagenden Quelle des Gefühls, neu und jung und jauchzend," ein endgültiges ist, steht hier nicht zur Diskussion. Es bliebe der Hoffnung überlassen, für die wir das wundervolle Wort Gneisenaus in die Wagschale werfen wollen: „Der Staat ist auf Poesie gegründet."

Innere und formale Rundung ihres Stoffes sind der Verfasserin geglückt. Vielleicht hätte sie zur Psychologie des Elsässers noch sagen dürfen, seine Liebe zu Frankreich war nicht viel anderes, als der schmerzlich-wohlbekannte deutsche Sehnsuchtsblick in die Paradiese über dem Rhein (den Alpen, dem Kanal). — —

Anselma Heines Roman ist die Frucht achtjähriger Studien und teils im Elsaß verbrachter Zeit. Die Last solcher Arbeit modelte eine anmutige Hand, ein biegsamer, klarer Geist in ein Gebilde, das besonders in seinen ersten Teilen eine festlich schöne, ländliche Heiterkeit trägt. Für den Aufbau des Städtchens Thurwiller mit seiner Mischrasse, seinem Maire, Pfarrer, Apotheker, Ratsschreiber, seiner Francoise und Lucile, sowie dem deutschen Vetter, der kommt, die Verwandten zu suchen, gibt es keinen literarischen Vergleich. Es ist etwas in seiner Art Vollendetes. Nicht Erwägen, Erklügeln, nur Intuition vermochte es, immer erneut mit anmutvoller Sicherheit den großen Griff zu machen, an der Hand der Geschichte vieler Familien die Geschichte, die Charakteristik des ganzen Volkes zu geben. Familien und ihre Tragödien (die zwiespältigen Nationalgefühle innerhalb einzelner Häuser oder der Generationen) fließen zusammen, das Bild einer Totalität zu schaffen.

Der bleibende, ja man darf wohl sagen unzerstörbare Vorzug des Buches ist nicht eben ein großer, dichterischer Wurf, den für einen solchen Stoff nur die dramatische Form gestattete. Das Gewicht des Buches bedeutet die Kraft einer unbestechlichen Wahrheit und Gerechtigkeit, die persönliche Zurückhaltung in jeder Betrachtung, und letztlich die durch 500 Seiten fortwirkende Kunst, alles, was zu zeigen ist, liebevoll zu bilden. Anselma Heine, die eine fast unübersehbare Fülle von Einzelheiten, Typen, landschaftlichen Reizen bietet, läßt den deutschen Vetter als alten Mann zu der einst geliebten Francoise, der Trägerin der guten Gaben der Mischrasse, sagen:

„Zurückgekommen ins Elsaß bin ich ja, aber nur gemächlich wie ein Erbe. Müßte ich nicht jetzt endlich anfangen, auch zu erwerben, was ich ererbt habe, um es wirklich zu besitzen? Daran denke ich in diesem Augenblick." Und dies mag wohl der Gedanke aller menschenkundigen Leser sein, denen Anselma Heine das Elsaß als eine von tausend Strömungen, von Gestaltenfülle und landschaftlichem Reiz überschüttete Provinz unvergeßlich zu machen verstand.

Sophie Hoechstetter

Kunstzeitschriften

Nach der Scheidung der Geister in der Kunst ist auch die Scheidung in der Zeitschriftenliteratur eingetreten. Das Zentrum der impressionistischen Richtung bleibt „Kunst und Künstler", auf einer guten Tradition gegründet und mit Charakter und Interesse geleitet. Kiepenheuers „Kunstblatt" hat sich zur Leiterin der expressionistischen Gruppe erklärt und führt diese Aufgabe mit Geschick und Nachsicht

durch. Natürlich gibt es Berührungen. Heckel und Marc sind Vorstöße der Älteren, Munch ist Ahnentum der Jüngeren. Auf diesem Grenzgebiet bildet sich der sichere Besitz. Aber die Jüngeren, wie es einst die Sezessionisten taten, sehen sich nun auch in der weiteren Historie nach Anknüpfungen um. Sie gehen zurück, über Altdeutsches und Gotisches zu den Primitiven, Ägyptern, Ostasiaten. Worringers Gedankenkreis und Verwandtenerklärung gibt hier die Beziehungen, die in der Tat zwischen allen Stilbildnern und Stilsuchern vorhanden sind. Der literarische Teil ist, wie immer beim Expressionismus, philosophisch angehaucht, vielfach schwärmerisch und bisweilen einseitig. Das Polemische ist uicht sehr nach dem Herzen der jungen Zeitschrift, sie will nicht zerstören, sondern bauen helfen. Allgemeine Ästhetik liebt ja von jeher diese Strömung, die so stark an zerebrale Vorstellungen gebunden ist und so wenig aus der schöpferischen Intuition entsprang. Der Wille spricht in ihr stärker, als das Können, die Doktrin stärker als die Anschauung. So stehen in einer modernen Kunstzeitschrift auch die besten Abbildungen in einem schlechteren Verhältnis zum Text, als früher. Sie erfüllen ihn oft nicht und oft bleiben sie in einem reproduktiven Schatten. Aber die Zeitschrift folgt ja nur, sie schafft nicht. Und dies ist in viel höherem und breiterem Format geschehen, als bei irgend einer ausgesprochen modernen literarischen Zeitschrift. Nichts von Klique, nichts von Gruppe, sondern bestes erziehendes und deutendes Bestreben. Die Sonderhefte mit Kokoschka, Heckel, Munch, Macke sind sehr lehrreich, am gelungensten die kleine Weltmonographie über alten und neuen Holzschnitt.

O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Südslawischer Aufstieg

von Hermann Wendel

Durch den Weltkrieg sind uns die früher gar fernen Balkandinge so nahe gerückt, daß sich ihr Gesichtsfeld willkürlich verschoben hat. Ein Hüben, ein Drüben nur gilt: hier unsere Freunde, Bulgaren, Türken und zur Not Albaner, dort unsere Feinde, Serben, Griechen und eben noch Rumänen. Aber die glatte und saubere Teilung der Balkanvölker in solche, auf die wir ein Maschinengewehr richten müssen, und solche, mit denen wir einen Zwetschenschnaps trinken dürfen, verführt in gefährlicher Weise zum ungeschichtlichen Denken. Aus den großen historischen Zusammenhängen brechen wir heraus, was uns für den Augenblick politisch schätzbar dünkt. Und doch geht uns das eigentliche Verständnis auch für die Tagesvorgänge auf dem Balkan erst dann auf, wenn wir sie in den Rahmen des gewaltigen weltgeschichtlichen Prozesses einspannen, von dem sie Teilerscheinungen sind und den man den Aufstieg des Südslawentums nennt.

I

Für eine Erkenntnis dieses Prozesses ist eine Parteinahme in dem Streit zwischen der autochthonistischen und antiautochthonistischen Schule der Geschichtsschreibung kaum vonnöten, von denen jene die Südslawen Ureinwohner der heute von ihnen besiedelten Landstriche sein läßt und Alexander den Großen unter Umständen als bulgarischen Zaren anspricht, diese ihre Einwanderung in die Balkanhalbinsel je nachdem in das zweite, dritte, auch sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verlegt. Auf jeden Fall saßen im siebenten Jahrhundert von der Adria bis zum Pontus südslawische Stämme, auf einem Gebiet, das vorher nur die Römer ganz beherrscht hatten und das gleich unbedingt weder Byzantiner noch Türken ihr eigen nennen sollten, ob sich gleich jene allezeit als die angestammten Herren der thrako-illyrischen Halbinsel aufspielten. Müßig ist auch eine Absteckung der Wohnsitze und eine Festlegung der Namen für die einzelnen Stämme, denn die Grenzen verliefen oft ineinander, die Bezeichnungen wechselten häufig, und zudem hüllt undurchdringliches Dunkel

ganze Strecken der mittelalterlichen Balkangeschichte ein. Selbst in späteren Zeitspannen schwanken die Begriffe noch: die Stadt Ochrid etwa wird im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den zeitgenössischen Schriftstellern bald serbischem, bald bulgarischem, bald mazedonischem Lande zugeteilt, und Benennungen wie Serben, Bulgaren, Kroaten, Slowenen sind in der scharfen Ausprägung von heute erst Bildungen des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch von den Südslawen dieser Zeit gilt, was Morgan in seinem bahnbrechenden Werk über die Urgesellschaft von den alten Hellenen sagt: „Sie bestanden aus zersplitterten Stämmen, deren Verfassungsform die nämlichen charakteristischen Merkmale aufwies, wie die aller barbarischen Stämme, wenn sie in gentes organisiert waren und sich auf derselben Kulturhöhe befanden. Ihr Zustand war genau so beschaffen, wie man ihn unter Gentileinrichtungen voraussetzen konnte, und bietet daher nichts sonderlich Bemerkenswertes dar." Der Hausgenossenschaft oder Zadruga, der Urzelle des gesellschaftlichen Zusammenlebens, deren Sinn die gemeinsame Ausnutzung durch Blutsbande vereinter Arbeitskräfte war, entfloß die streng demokratische Willensrichtung der Südslawen, von der schon Prokop berichtet; der Absonderung in Stämme, deren jeder eine Anzahl Zadrugen umfaßte und in deren Rahmen sich Jahrhunderte das bescheidene öffentliche Leben der Südslawen abspielte, entsprang der Hang zu Zwietracht und Streit, den die einfältig biederen Geschichtsschreiber von anno dazumal ihnen, ähnlich wie den Germanen, als Rassenfehler oder Nationaleigenschaft aufmutzten; schier unzerstörbar war die Sage, daß diesen Völkern keine „staatenbildende Kraft" innewohne. In Wahrheit erwuchs nationales Zusammengehörigkeitsgefühl oder gar staatliches Bewußtsein nirgends aus der Gentilorganisation, und wenn die Entwicklung auch auf dem Balkan umfangreichere Gebilde vorbereitete und, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, mit der Zeit die Stammesvorsteher als Adelskaste ausschied und den Heerführer zum Königsthron emporhob, so waren doch größere südslawische Reiche, durch den Druck eines feindlichen Angriffes zusammengepreßt oder durch die Faust eines starken Herrschers zusammengerafft, nie von Dauer; stets behaupteten die Großen mehr oder minder ihre Selbständigkeit und leicht zerfiel das Ganze in unabhängige Teilfürstentümer.

Da die Römer Südosteuropa durch Heeres- und Handelsstraßen fest an ihr Reich angeschlossen und allenthalben die Kastelle ihrer Zivilisation aufgerichtet hatten, schleuderte der Einbruch der Südslawen die Balkanhalbinsel sozial und kulturell auf eine bereits überholte Entwicklungsstufe zurück, und als der orbis Romanus in eine östliche und westliche Hälfte auseinanderbrach, sperrten diese Barbarenstämme an der unteren Donau

das byzantinische Reich um so eher durch festen Riegel von Mittel- und Westeuropa ab, als seine Front nach Osten lag und Konstantinopel nur einen Brückenkopf am europäischen Ufer darstellte. Die Slowenen freilich als westlichster südslawischer Stamm wurden schon im achten Jahrhundert, von den Avaren zum hilfesuchenden Anschluß an die Bajuwaren getrieben, endgültig dem romanisch-germanischen Kulturkreis einverleibt und gerieten als Hintersassen deutscher Grundherrn in Kärnten, Krain und Steiermark vorderhand in Vergessenheit. Aber auch zwischen den Balkanslawen und dem weströmischen Reich rissen nicht alle Fäden. Die Aachener Pfalz sah des öfteren Gesandte der Bulgaren, die auch den morgenländischen Warenhandel mit Nordwesten vermittelten, die Serben suchten mehr als einmal an dem westlichen Kaiser eine Stütze gegen die Byzantiner, und die Kroaten galten zu Zeiten als treueste fränkische Vasallen. Erst recht warb Ost- und Westrom um die auf beider Diagonale liegenden Südslawen, als sie durch die Taufe in den Ring der damaligen gesitteten Welt eintraten. Um die Seele nicht nur der Kroaten, sondern auch der Serben und Bulgaren rang Staat und Kirche von Byzanz so gut wie von Rom mit allen Kräften. Als die Kroaten, noch im neunten Jahrhundert byzantinischem Einfluß unterlegen, sich dauernd auf die römische Seite gedrängt sahen, retteten sie aus dem Hin und Her dieser Ränke und Kämpfe die slawische Liturgie, die für sie ein treffliches Mittel nationaler Selbsterhaltung wurde. Umgekehrt empfingen Bulgaren und Serben ihre Herrscherkronen und -titel gelegentlich vom Papst, um schließlich bei der orthodoxen Lehre zu beharren. Jahrhunderte war, bis auf diesen Tag, die über den Balkan verlaufende Scheidelinie zwischen griechischem und römischem Katholizismus, das war: zwischen östlicher und westlicher Kultur, für die politischen Geschicke der Südslawen mitbestimmend.

Weil die byzantinische Seemacht das Mittelmeer, damit die Adria und die dalmatinischen Küstenstädte beherrschte, übte Ostrom seinen Einfluß auf die Balkanslawen, denn am adriatischen Gestade lagen die Einfallstore in die Halbinsel. Auf den Straßen, die von Durazzo über Salonik nach Konstantinopel liefen oder von Skutari durch das Drintal zum Amselfeld vorstießen, und ihren mannigfachen Verästelungen überschwemmte byzantinische Einwirkung auf allen Lebensgebieten das Land, bei den Bulgaren noch mehr als bei den Serben, weil sie örtlich dem Mittelpunkt des oströmischen Reiches näher gerückt und ihm auch zwei Jahrhunderte unmittelbar unterworfen waren. Auf Schritt und Tritt verriet die ältere südslawische Literatur die Abhängigkeit von Byzanz; die mächtigsten mittelalterlichen Südslawenherrscher, Simeon von Bulgarien und Duschan von Serbien, richteten Blick und Wunsch so nach

Ostrom wie die Hohenstaufen nach Westrom; die bulgarischen Zaren trugen die Purpurschuhe, am Bosporus das erlauchte Zeichen der kaiserlichen Majestät, und hüllten ihren Namen in den ganzen brokatenen Wortprunk des byzantinischen Kurialstils; die serbischen Machthaber thronten im schimmernden Kreis der in Byzanz üblichen Würdenträger und Hofämter und legten sich am Ende den byzantinischen Kaisertitel bei. Vor allem aber war die Sozialverfassung der spätmittelalterlichen südslawischen Reiche im wesentlichen ein Abklatsch des byzantinischen Feudalstaates, in dem alle inneren Erschütterungen der letzten Jahrhunderte der steten Aufsaugung des Kleinbauerntums durch den Großgrundbesitz entsprangen. Auch Bulgarien und Serbien bildeten ständisch gegliederte Feudalstaaten, in denen Adel und Geistlichkeit das Heft in Händen hielten und durch ihre in Byzanz unbekannten Reichstage die landesfürstliche Macht stark einschränkten. Aus dem freien Gentilgenossen war ein schollenpflichtiger oder leibeigener Bauer geworden, auf dem Wege einer sozialen Umwälzung, in der sich die Sekte der Bogumilen zur leidenschaftlichen Vorkämpferin der alten Stammesdemokratie gegen die neue Feudalverfassung aufwarf.

Während das Vordringen der Deutschen über die Leitha und das Eindringen der Magyaren in die Ebenen zwischen Donau und Theiß Nord- und Südslawen auseinanderriß, war bei allem Vorrang des byzantinischen Einflusses der Balkan dem Westen keinesfalls verschlossen; nicht nur durch die Adria, sondern auch auf der Donau streckte Mitteleuropa seine Fühlhörner nach dem Südosten aus; im elften Jahrhundert war Regensburg Hauptort des Donauverkehrs bis Belgrad. In dauernde enge Berührung aber kamen Morgenland und Abendland erst wieder durch die Kreuzzüge, die die wirtschaftlich sehr aufgeblühten norditalienischen Stadtrepubliken an die vorderste Stelle im Orienthandel rückten. Im dreizehnten Jahrhundert fiel der ganze Balkan in den handelspolitischen Einflußbereich der Venezianer, die, wie schon vordem ihre Schutzbefohlenen, die Ragusaner, den Landweg nach Konstantinopel durch die Wohnsitze der Serben und Bulgaren nicht selten dem durch die Genuesen gern gesperrten Seeweg vorzogen. In Salonik, Philippopel und Adrianopel gediehen Handelsniederlassungen unter dem Schutz des Löwen von San Marco, und in Warna am Schwarzen Meer saß der Konsul des Dogen. Auch Friedrich Barbarossa kam, bei seinem Durchzug nach dem Gelobten Land, in Nisch mit dem serbischen König Stefan Nemanja zusammen, der sich ihm, freilich vergebens, als Vasallen antrug. In der Folge halfen den Serben deutsche Bergleute den seit Römerzeiten verfallenen Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen- und Bleibergbau zu neuer Blüte bringen, deutsche Ritter, besoldet durch den Segen dieser Erzgruben,

halfen ihnen, ihre Schlachten gewinnen: bei Küstendil, wo 1330 Serbien durch Zerschmetterung der bulgarischen Macht die führende Rolle unter den Balkanvölkern an sich riß, fochten in seinem Heere an entscheidendem Platze dreihundert deutsche Panzerreiter. Wie denn über die östlichen Adriahäfen sogar französische Ritterromane zu den Südslawen gelangten und als Spiegelbilder feudaler Weltanschauung begeisterte Verehrer fanden, so wimmelte es an Duschans Hof nicht nur von Bulgaren, Griechen und Albanern, sondern auch von Vertretern des deutschen Rittertums und Bergbaus, von Angehörigen der venezianischen und florentinischen Handelswelt und von Mitgliedern des dalmatinischen Stadt- und Geldadels. Die Balkanslawen am Ausgang des Mittelalters waren alles andere als Barbaren; der soziale und kulturelle Abstand zwischen ihnen und dem übrigen Europa war um ein Vielfaches geringer als später nach vier Jahrhunderten Türkenherrschaft. Als man anderwärts von internationalem Privatrecht kaum den Begriff kannte, gab der Serbenkönig Stefan Urosch Milutin den ragusanischen Kaufleuten für den Kriegsfall durch Vertrag eine sechsmonatige Frist zur Wegschaffung ihrer Waren, und das berühmte Gesetzbuch seines Onkels Duschan sah Geschworenengerichte vor, die sogar England damals nicht besaß, und schützte den schollenpflichtigen Bauern vor Übergriffen der Grundherren weit wirksamer, als es zur gleichen Zeit in Deutschland geschah. Von einem Bürgertum fanden sich freilich erst schwache Ansätze. Mit Notwendigkeit war alle Kultur nicht südslawisch-bürgerlich, sondern byzantinisch-mönchisch, aber die Verbindung mit dem Abendland und die Entfaltung des Handels verbürgte eine Entwicklung, die allgemach über den Feudalismus zum Kapitalismus, über die Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, über die ständische zur bürgerlichen Geistesbildung hinleiten mußte.

2

Mit den Wirklichkeiten der Gegenwart verschüttete der Türkeneinfall im vierzehnten Jahrhundert alle Möglichkeiten der Zukunft. Teile der Südslawen wurden durch den Türkendruck für Jahr und Tag fest mit dem Hause Habsburg verklammert, denn der Völkerstaat Österreich fand seine eigentliche Daseinsberechtigung als Schutzwall gegen den von Osten drohenden Feind. Aber mochten auch die Slowenen und in ihrer Mehrzahl die Kroaten vom dauernden Joch der Osmanenherrschaft befreit bleiben, so sahen sie doch ihre Heimat stets in eine Wachtstube, oft in ein Schlachtfeld verwandelt: zwischen 1463 und 1528 zählten Krain, Kärnten und Südsteiermark allein zehn Einbrüche der Türken. Wer kein Habenichts war, kehrte den ungastlichen Grenzgauen den Rücken und zog mit Sack und Pack ins Innere; wer blieb, verwilderte und verrohte

unter stetem Krieg und Geplänkel; kaum lohnte noch der Anbau des Ackers; die Landstriche nächst der Herzegowina verwahrlosten zur Wüstenei; von den Grafschaften Lika und Korbavia sprach man als von dem desertum primum, von dem späteren Karlstädter Generalat als dem desertum secundum.

Erst recht wurde die Entwicklung des Balkanslawentums durch die Türkenherrschaft in eine ganz andere Richtung gezwängt oder vielmehr jede Entwicklung hoffnungslos unterbrochen. Wenn die unterworfenen Völker im ersten Anfang, in den ungewohnten Friedenszustand versetzt, von den Kriegslasten befreit, mit Abgaben nicht übermäßig bepackt, ein wenig aufatmeten, so warf sie doch schon die gesellschaftliche Verfassung der Türken ins tiefste Mittelalter zurück und hemmte ihren Aufstieg für lange Zeitspannen. Indem die Eroberer nicht nur die vorhandenen Staatsformen zerbrachen und wie mit einem Schwamm über die Grenzen hinwischten, sondern auch die Axt an die feudale Gliederung des bulgarischen und serbischen Volkes legten und Bojaren, Handelsleute, Freibauern und Leibeigene bunt durcheinander in die graue, unterschiedslose Masse der Raja einstampften, nahmen sie ihnen die obere Schicht, die damals allein Träger der nationalen Kultur und Überlieferung zu sein vermochte, und stießen sie in das Dunkel der „geschichtslosen Nationen". Als Raja, rechtlos, hilflos, willenlos, zinsend und fronend, von Lasten und Leistungen immer mehr erdrückt, frecher Willkür tagtäglich mit gebundenen Händen preisgegeben, dämmerten sie Jahrhunderte dahin. Bettelhafte Armut war ihr Los, denn die Scholle, die sie mit dem Pflug wendeten, gehörte nicht ihnen, und was nicht niet- und nagelfest war, entrissen ihnen Staat und Grundherr unter hundertfältigem Vorwand. Nicht allein die Städte verödeten, auch die Landwirtschaft verfiel: die Salzsteuer lichtete den Viehstand, die Tabaksteuer zerstörte den Tabakbau, die Fronarbeit richtete den Bergbau zugrunde.

War der Balkan bis dahin zum mindesten ein Anhängsel Europas gewesen, so wurde er durch Einfügung in den osmanischen Machtbereich zu einem Vorwerk Asiens. Wo der Pestkordon die europäische Welt vor der Einschleppung gefährlicher Seuchen schützen sollte, hörte das Abendland auf; wo sich die ersten Wachttürme der Janitscharen erhoben, begann das Morgenland. Noch zogen anfangs norditalienische und dalmatinische Kaufleute die alte Handelsstraße von Ragusa über Nisch und Adrianopel nach Byzanz, das jetzt Stambul hieß. Aber einmal drückten große Umwälzungen wie die Entdeckung Amerikas, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien und die Eroberung Ägyptens durch die Türken das Mittelmeer in seiner Handelsbedeutung zu einem bloßen Binnensee, seine venezianischen und genuesischen Nutznießer zu Kleinkrämern herab, da die

neuen großen Seehandelsstraßen durch den Atlantischen Ozean zogen und Portugiesen, Holländer und Engländer mit Reichtum, Glanz und Macht überschütteten. Zum anderen waren die Türken ein Volk von „Helden", nicht von „Händlern", und schon der Mangel an den ersten Voraussetzungen für die Wirtschaftsblüte eines Landes, Sicherheit des Lebens und des Eigentums, ließ unter dem Halbmond auf die Dauer fast alle ökonomischen Beziehungen mit der westlichen Zivilisation einschrumpfen und absterben. Wie die Kanäle vertrockneten, die das Euphrat- und Tigrisgebiet solange in einen Fruchtgarten ohnegleichen verwandelt hatten, so verkümmerten die großen Handelsstraßen durch den Balkan zu armseligen Saumpfaden, auf denen spärliche Pferdekarawanen kärgliche Güter hin- und herschleppten. Auch die untere Donau war statt wie vordem von fremden Handelsfahrzeugen nur mehr von türkischen Kriegsschaluppen trübselig belebt. Mit dem Verfall von Handel und Gewerbe erloschen bei den Balkanvölkern alle Vorbedingungen für jene Entwicklung, die bei den Völkern Mittel- und Westeuropas unter heftigen Klassenkämpfen zur Bildung eines Bürgertums, zur Niederwerfung des Feudalismus und zur Entstehung des Nationalstaates hinleiteten. Dünger fremder Größe zu sein, war ihnen nicht verwehrt. Aus Serben und Bulgaren, die im frühen Kindesalter ihren Familien entrissen wurden, setzte sich das berühmte Fußvolk der Janitscharen zusammen, das den Bestand der osmanischen Herrschaft solange stützte und schützte: Südslawisch war die Umgangssprache in ihrem Korps. Und wie Südslawen aus dem venezianischem Einfluß nie ganz entrückten Dalmatien als Lehrer an italienischen, französischen und deutschen Hochschulen glänzten, so fand sich in der Reihe gerade der mächtigsten und bedeutendsten Großveziere mehr als ein zum Islam übergetretener Südslawe. Aber als Nationen waren die Balkanvölker ausgelöscht; nicht Serben noch Bulgaren kannte der Osmane, sondern nur die Raja der Provinz Rumili.

Mit der wirtschaftlichen riß jede geistige Beziehung zum Abendland. Die großen Bewegungen wie Renaissance und Humanismus, Reformation und Gegenreformation, die hier Hirne und Herzen umpflügten, gingen eindruckslos an den Balkanvölkern vorbei. Kaum erreichte die Buchdruckkunst die Südslawen der Türkei, die sie, des Lebens und Schreibens unkundig, nur wenig vermißten. Auf bulgarisches Gebiet gelangte überhaupt keine Druckpresse; in Serbien wurden wohl in ein paar Klöstern ein paar Gebetbücher abgezogen, aber schon im sechzehnten Jahrhundert bediente man sich wieder, wie vor alters, der Tinte und Feder zur Vervielfältigung der wenigen liturgischen Werke.

Zur Ausdörrung alles geistigen Lebens trug die Sonderstellung der griechischen Kirche unter den Südslawen bei. Die Griechen waren so-

zusagen das herrschende unter den beherrschten Völkern. Nicht nur stahlen sich die Großkaufleute des Fanar mit dem stets offenen Dukatensäckel in die Gunst des Padischa ein, sondern der ökumenische Patriarch war auch dem Kalifen als geistlicher Polizeimeister, die orthodoxen Popen als geistliche Büttel über die christliche Raja lieb und wert. Im Range eines Paschas mit drei Roßschweifen stehend, auch mit weltlicher Strafgewalt über Unbotmäßige bedacht, hatte dieser Kirchenfürst die Lehre: Freiheit im Himmel und Gehorsam auf Erden! den Unterworfenen immer aufs neue mundgerecht zu machen; noch 1798, in einer Zeit der Gärung, wies der Patriarch Anthimos in väterlicher Mahnung seine Lämmer darauf hin, daß die Vorsehung selbst die osmanische Herrschaft als Schutz gegen die abendländische Ketzerei auserkoren habe. Seine günstige Lage nützte das griechische Pfaffentum zu schamloser Ausplünderung der Gläubigen. Soweit die Sterne über türkischen Landen schienen, war nichts so verkommen und faul, nichts so raffgierig und käuflich, nichts so unwissend und schmutzig wie die Popen, und ebenso redlich wie die osmanischen Unterdrücker selbst sammelten diese „christlichen Türken" bei den Slawen, deren Sprache sie nicht kannten aber verachteten, ein unerschöpfliches Kapital an Volkshaß.

Die vielen Menschenalter der Verknechtung prägten dem Volkscharakter der Balkanslawen unverwischbare Spuren ein. Schäumte früher in den Adern der Bulgaren etwas von dem wilden Blut des Südtürkenstammes, der einst die slawischen Besiedler des Landes unterworfen hatte, um ganz von ihnen aufgesogen zu werden und ihnen nur den Namen zu hinterlassen, so wurden sie jetzt demütig und duldsam, die friedfertigste aller Raja, denn ihnen saß der Bedrücker am unmittelbarsten auf dem Nacken und lähmte sie außerdem durch Ansiedlung von mehr als einer Million Osmanen auf ihrem Gebiet. Während die wirtschaftliche Entwicklung bei den westlichen Völkern Tatkraft und Schaffensdrang weckte, die ihrerseits wieder zu Hebeln der kapitalistischen Entfaltung wurden, gedieh in Südosteuropa, wo der Ertrag aller Arbeit in fremde Taschen floß und Fleiß und Regsamkeit des Sinnes entbehrten, der Hang, Gottes Wasser ruhig über Gottes Land laufen zu lassen. Die Ergebung in das nun einmal Unvermeidliche: Kismet! Kismet!, die dem Moslem innewohnte, färbte auf die christliche Raja ab; noch in dem westlichsten Serben steckt ein Zug vom Orientalen. Da Fürst Pückler nicht nur als leichtherziger „Genüßling", sondern auch als scharfer Beobachter Griechenland durchstreifte, erkannte er in den minder trefflichen Eigenschaften der neuen Hellenen Überbleibsel aus der Zeit der Knechtschaft. „Gewohnheiten," meinte er, „brauchen Jahrhunderte, ehe sie sich verlieren, wenn auch das Motiv, durch das sie entstanden, längst verschwunden ist," aber spätere

Reisende gefielen sich darin, Schlendrian und Schmutz der Christen mit Würde und Wohlanstand der Mohammedaner zu vergleichen, ohne zu sehen, daß beides in dem Unterschied zwischen einem Herrenvolk und einem Knechtsvolk sozial begründet war; auch Bismarck zahlte ähnlicher Oberflächlichkeit seinen Zoll, wenn er den Türken den einzigen Gentleman des Orients nannte.

Bei allem Elend ihrer Geschichtslosigkeit hinderte gerade der soziale und religiöse Abgrund, der sie für ewig von der Herrenkaste trennen sollte, die Balkanslawen daran, volklich in den Osmanen aufzugehen. Mehr noch, indem sie aus dem Feudalwesen auf eine frühere, ursprünglichere Stufe ihrer Geschichte zurücksanken, verjüngten sie sich wie in einem Zauberbronn und traten im neunzehnten Jahrhundert, wie aus Urwäldern, mit der ganzen Frische unverbrauchter Barbaren an ihre Aufgabe heran. Daß die Zadruga nicht abstarb, sondern sich mit neuer Lebenskraft erfüllte, war gewiß ein Zeichen wirtschaftlicher Erstarrung und Rückbildung, aber da ein Familienverband, in dem sich jeder für jeden bis zum Äußersten einsetzte, gegen Übergriffe einigermaßen schützte, stärkte diese Form des Zusammenlebens auf Grund gegenseitiger Hilfe die Widerstandskraft der Raja gegen die osmanischen Lehnsritter. Auch erstand in der Zadruga der demokratische Geist aus den Tagen der Gentilverfassung aufs neue und ging den Balkanslawen so in Fleisch und Blut über, daß er noch heute als höchst lebendige Macht wirkt. Serbien nennen fremde Besucher staunend das demokratischste aller Länder, und mit Bulgarien ist es nicht anders. Endlich erhielt sich im Rahmen der Zadruga, in der abends zum Saitenspiel die Lieder von Glanz und Gloria entschwundener Zaren erklangen, das nationale Bewußtsein, soweit es sich überhaupt erhielt. Auf jeden Fall waren lange Zeit die Bauern die Hüter des schwachen Flämmleins nationaler Überlieferung. Denn wie außerhalb des Türkenreichs der aus dem Gröbsten und Engsten aufsteigende Südslawe Sprache und Bildung des Herrenvolks annahm, in den slowenischen Gebieten das Deutsche, in den kroatischen Landen auch noch das Magyarische und an der dalmatinischen Küste das Italienische, so erzählt Drinow von den zu Wohlstand gelangten Bulgaren, daß sie sich sofort Griechen nannten, und Wuk Stefanowitsch Karadschitsch berichtet von den serbischen Händlern in den Städten, daß sie sich türkische Tracht und Sitten zulegten und in den Augen des Volks als Serben nicht mehr galten.

3

Aber zum Erwachen der geschichtslosen Nation genügt nicht das dumpfe, passive Nationalgefühl der Bauernschaft, sondern bedarf es des angriffslustigen, aktiven Nationalbewußtseins des Bürgertums und seines

Ausläufers, der Intelligenz, wie dieses Erwachen ja nicht das jähe Auffahren aus einem Dornröschenschlaf, sondern das Ergebnis eines langwierigen sozialen Prozesses oder, mit Otto Bauer zu reden, „eine der zahllosen Erscheinungsformen der kapitalistischen Entwicklung" ist. Unter dem Türkenjoch wurden aber alle Ansätze zu dieser Entwicklung nicht erst in der Blüte, sondern schon im Keime erstickt. Deshalb mußte ein Vorstoß des Westens gegen den Osten erst Teile der Balkanslawen aus dem Gefüge des Osmanenreichs losreißen und in andere Lebensverhältnisse verpflanzen, um die Vorbedingung für die Bildung einer bürgerlichen Klasse und für das Erwachen der geschichtslosen Nationen zu schaffen.

Als Rußland so gut wie Österreich an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Eroberung der Länder an der unteren Donau auf die Tagesordnung setzten, verfielen sie fast gleichzeitig auf den naheliegenden Gedanken, die christliche Raja als Kanonenfutter zu verbrauchen. Noch ehe Peter I. 1711 die Montenegriner zur Unterstützung seines Planes aufrief, „die bedrängten orthodoxen Christen, wenn es Gott gefällt, vom heidnischen Joche zu befreien," hatte Leopold I., schon 1690, durch die Literae invitatoriae die Völker von „ganz Albanien, Serbien, Mysien, Bulgarien, Mazedonien und Raszien" aufgeboten, im Gefolge seiner Heere für christliche Freiheit und Unabhängigkeit zu streiten. So geschah es, aber da die rechten Erfolge den österreichischen Waffen versagt blieben, zogen Zehntausende, vielleicht Hunderttausende von Serben aus Furcht vor türkischer Rache mit den kaiserlichen Truppen über die Grenze zurück und wurden an Save, Donau, Theiß und Marosch in der Militärgrenze angesiedelt. Wie sich schon vorher serbische Flüchtlinge in kleineren Gruppen in Südungarn, Kroatien und Slawonien niedergelassen hatten, so wiederholten sich ähnliche Abwanderungen in jedem österreichisch-türkischen Krieg des achtzehnten Jahrhunderts, und da den osmanischen Herren auf die Dauer der Abzug ihrer christlichen Arbeitstiere recht übel aufstieß, kam es zu einem rührenden Wettbewerb, indem Türken wie Österreicher der Raja, jene, um sie zu halten, diese, um sie zu locken, mehrjährige Abgabenfreiheit und schonendste Behandlung feierlich versprachen.

In der Militärgrenze, die die Hausgenossenschaft nach südslawischem Muster mit dem Militärlehen nach türkischem Vorbild verquickte, lebten die Serben keineswegs in paradiesischem Wohlsein. Mit hartem Blutzins hatten sie auf allen europäischen Schlachtfeldern zu zahlen, auf denen das Haus Habsburg seine Fahnen wehen ließ; zu Zeiten wie im Anfang des Ersten Schlesischen Kriegs machten die südslawischen Grenzregimenter weit mehr als die Hälfte vom gesamten Bestand der k. k. Heere aus. Auch mußten sich die „Raizen" häufiger Versuche der magyarischen Grund-

herren erwehren, sie auf die beklagenswerte Stufe der leibeigenen Bauern in Ungarn herabzudrücken, denn mit der Lockerung des türkischen Drucks vergaß man in Wien nur zu gern, daß den Zuzüglingen Unabhängigkeit von den Komitatsbehörden, ungestörter Genuß des Grundbesitzes und freie Religionsübung verbrieft und versiegelt worden waren; sechzig Jahre nach der großen Auswanderung von 1690 sahen sich die Serben in ihrer bürgerlichen, religiösen und nationalen Stellung ganz auf die Gnade der Krone angewiesen. So wurde der „Emigrationsgeist" wieder unter ihnen lebendig; viele setzten ihren Stab nach Rußland weiter, andere brachen lieber wieder das bittere Brot der Raja in der Türkei, als daß sie das Joch des ungarischen Leibeigenen auf sich nahmen.

Im allgemeinen aber ließ sich die Lage der Serben in Ungarn erträglicher an als die ihrer Volksgenossen unter dem Halbmond. Mochten die „freien Militär-Kommunitäten" im Grenzgebiet auch von bürgerlichen Gemeinwesen selbst im Sinn der absolutistischen Staatsauffassung recht entfernt sein und sich zur Schöpfung eines aufstrebenden lebenskräftigen Bürgertums als unfähig erweisen, so wurden doch das Banat, die Batschka und das syrmische Slawonien die eigentliche Stätte serbischen Gewerbefleißes und serbischer Gesittung; serbische Händler, die während der zwanzigjährigen Besetzung Belgrads durch die Österreicher ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hatten, ließen sich nach Abzug der kaiserlichen Heere 1739 in der alten Peterwardeiner Schanze nieder und legten den Grund zu dem blühenden und wohlhabenden Neusatz; bis in die fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts beherrschten serbische Kaufleute, jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagend, den südungarischen Markt. Wohlstand brachte Verfeinerung der Lebensformen mit sich; noch lange sah der Serbe der Donaumonarchie auf den des Fürstentums mit einer Art wohlwollender Nichtachtung wie der Athener auf den Spartaner herab.

Da damals Volkstum und Glauben zusammenfielen, weckten nicht seltene Angriffe auf die Religion der Serben die nationale Widerstandskraft schon der Bauern, zumal es der „illyrischen Nation" weder gelang, als besonderes Volk anerkannt noch in den ungarischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Dieser Geist nationaler Selbstbehauptung erhob seine Stimme auf den illyrischen Kirchenkongressen, deren einer, 1769, die Errichtung der ersten serbischen Druckerei in Wien beschloß, und offenbarte sich noch deutlicher in der Gründung von Volksschulen, deren 1780 schon über vierhundert durch freiwillige Beiträge erhalten wurden. Als Dolmetsch aber des bewußteren und fortschrittlicheren Nationalgefühls der entstehenden bürgerlichen Klasse trat ein Serbe aus dem Banat, Dositej Obradowitsch, auf. Die zeit- und landesübliche geistliche Bildung hatte

auch er mit auf den Weg bekommen, aber zum Unterschied von dem Bulgaren Paysij und dem Serben Rajitsch, deren jeder zur Aufrüttlung nationalen Sinns die Geschichte seines Volks schrieb, ohne sich von der mittelalterlich-mönchischen Anschauung lösen zu können, kehrte er beizeiten dem Athoskloster den Rücken, schöpfte in Halle und Leipzig aus dem Bronnen deutscher Wissenschaft und neigte sich in Paris und London über den Quell französisch-englischer Aufklärung. Als erster zerschnitt denn Obradowitsch in der serbischen Literatur die östliche Überlieferung und knüpfte westliche Fäden, indem er, ein warmer Verehrer Lessings, ganz im Sinne des philosophischen Rationalismus und des josephinischen Reformismus seinen Volksgenossen die frohe Botschaft der Aufklärung predigte, gegen die Klöster eifernd, für die Schulen werbend, Bildung auch für die Frauen heischend. Ihm lag daran, auf das Volk zu wirken; darum trug er, ein Vorläufer von Wuk Stefanowitsch Karadschitsch, der altslawischen Kirchen- und Schriftsprache zum Trotz, den Gedanken der Volkssprache in die Literatur. Ihm lag aber auch daran, auf das ganze Volk zu wirken; darum schloß er, ein Vorläufer des Illyrismus, aller beliebten Sonderbrödelei zum Trotz, über den Unterschied des Glaubensbekenntnisses hinweg die Sprach- und Stammesgenossen aller südslawischen Lande in sein Herz.

Von den ungarischen Serben drangen Splitterchen aus der Gedankenwelt der Aufklärung zu der serbischen Raja der Türkei. Nachdem der türkisch-österreichische Handelsvertrag von 1780 den Sperriegel der Donau gesprengt hatte und 1782 zum erstenmal seit Jahrhunderten ein Schiff mit Waren von Wien stromabwärts nach Konstantinopel geschwommen war, begann immer regerer Handelsverkehr die an die Donau grenzenden türkischen Gebiete aus dem Schlummer aufzuscheuchen; jeder Anlegeplatz wurde zu einem Mittelpunkt, von dem nicht nur die Waren, sondern auch die Gedanken des Abendlandes in wenn auch noch so bescheidener Verdünnung weiter gingen. Gärung zu erzeugen, nährten auch russische Agenten und österreichische Emissäre bei den Serben des Osmanenreichs, namentlich bei den leidlich gebildeten und den leidlich wohlhabenden Elementen, Geistlichen und Handelsleuten, den Glauben an eine nahe Wiedergeburt des Serbenvolkes mit Hilfe des Zaren oder unter dem Schutze des Kaisers. Nicht zuletzt weckte die große französische Revolution auch in den Balkanbergen Widerhall. Griechen, die sich seit dem Frieden von Kütschük-Kainardsche allmählich des gesamten Levantehandels bemächtigt hatten und mit Frankreich regelmäßige Geschäftsbeziehungen unterhielten, brachten die Kunde mit, daß die Konstituante die Leibeigenschaft beseitigt, der Konvent die Sklaverei unterdrückt habe und daß von Paris der Lockruf der Freiheit an alle Völker ergehe. Die Revolution

selbst pochte an die Tore der Halbinsel, als Bonaparte die Jonischen Inseln als Stützpunkt seiner Mittelmeerherrschaft besetzte, auf jedem ihrer Eilande einen Freiheitsbaum errichtete und ihrer Bevölkerung eine Art Selbstverwaltung verlieh. Weithin unter der Raja weckte die Nachricht davon Sehnsucht nach ähnlichen Rechten. Sogar der berüchtigte Tyrann von Albanien, Ali Pascha, ward von dem allgemeinen Freiheitsrausch erfaßt, den treusten Schüler der Jakobiner nannte er sich und verlangte in den Kult der Carmagnole eingeweiht zu werden, die er für eine neue Religion zu halten schien.

Auch in dem rauhen Kriegsgeschrei, mit dem sich die Bauernmilizen des schwarzen Georg auf den Feind warfen, lebte etwas von den Sturmklängen der Marseillaise. Zwar begann der serbische Aufstand als rein gefühlsmäßige Auflehnung gegen die Janitscharen, die sich, dem Padischah und den Spahis sehr zum Leide, im „Wilajet Srb" eingenistet hatten und zügellos hausend das Kind im Mutterleib so wenig verschonten wie die Frucht auf dem Halme. Aber die unerwarteten Erfolge der zunächst weder gegen den Großherrn noch gegen die Grundherren gerichteten Bewegung trieben sie über sich selbst hinaus und wandelten den planlosen Verzweiflungsstreich bis aufs Blut gepeinigter Bauern gegen ihre Henker und Schinder in eine planvolle Erhebung gegen die Türkenherrschaft zur Wiederherstellung der nationalen Freiheit. Den Sauerteig der bäuerlichen Massen bildete die recht spärliche Intelligenz, und durch Errichtung von Schulen und Berufung Dositej Obradowitschs zum Leiter der Volksbildung schlug der selbst mit dem ABC nicht vertraute schwarze Georg die Brücke zur europäischen Aufklärung. Die Hilfe Europas freilich blieb aus. Aber mochten die Serben von Rußland geprellt, von Österreich im Stich gelassen, von Frankreich nicht erhört werden, dieser heldenmütige Kampf legte doch den Grundstein zur Unabhängigkeit wenigstens eines Teils des serbischen Volks.

Zugleich begann mit diesem Versuch, die Raja zur Nation zu erheben, die große bürgerliche Revolution des Südslawentums, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Die Abschüttelung der Fremdherrschaft schrieb sie zuerst als ein Stück sozialer wie nationaler Befreiung auf ihre Fahnen, denn sobald das ganze Volk das Joch der fremden Herrenkaste abwarf, stiegen mit der Zertrümmerung der feudalen Grundeigentumsverfassung Raja und Kmet zu freien bäuerlichen Besitzern auf. Da die geknechteten Südslawen verschiedenen Herrschaften unterlagen, rang sich der Gedanke einer nationalen Zusammenfassung aller Stammesbrüder allmählich ganz von selbst ans Licht. Ob auch historische Überlieferung und religiöses Bekenntnis zwischen einzelnen Teilen dicke Trennungsstriche gezogen und die Erstarrung und Absperrung unter der Türkenherrschaft Annäherung und

Ausgleich zwischen den nationalen Eigenheiten von Bulgaren, Serben, Kroaten und Slowenen gehemmt und verhindert hatten, so leuchtete bei ihnen jetzt doch eine Ahnung der Erkenntnis auf, die weit später Jagitsch einwandfrei darlegte, daß vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meer Stämme einunddesselben Südslawenvolks wohnen, deren Mundarten die eine in die andere fast unmerklich übergehn. Hegel war schon halb auf dem Holzwege, wenn er aus seiner geschichtsphilosophischen Betrachtung das Südslawentum ausschloß, weil es bisher „nicht als ein selbständiges Moment in der Reihe der Gestaltungen der Vernunft in der Welt" aufgetreten sei, denn es war gerade drauf und dran, als ein solches Moment zu erscheinen.

Daß freilich die Erhebung der Serben nach Süden nicht weiter fortschritt, hinderte im wesentlichsten der Gürtel von neueren albanischen Ansiedlungen, der den unmittelbaren Einfluß Serbiens auf seine Volksgenossen wardarabwärts sehr erschwerte. Aber auch auf die Bulgaren wirkte die serbische Revolution keineswegs wie ein elektrischer Schlag. Die Bulgaren waren in aller Form ein verschollenes und verschüttetes Volk, weder von sich, noch von anderen gekannt. Wollte Reinhold Lenz in einem seiner Lustspiele etwas ganz Exotisches auf die Beine bringen, so führte er einen Gmelowskoy Budißky als verabschiedeten Offizier „aus der Bulgarei" vor, und Voltaire ließ seinen Candide Werbern des Königs von Bulgarien in die Hände fallen, weil ihm der Name dieser fast imaginären Nation am besten seine auf Preußen gemünzte Satire zu verhüllen schien. Auch die Wissenschaft stand stumm und dumm vor dem Begriff Bulgare. Schon 1771 wies Schlözer auf die Notwendigkeit eines bulgarischen Lehr- und Wörterbuches hin, aber dreißig Jahre später wußte er von der Sprache immer noch nichts; das vergleichende Wörterbuch der slawischen Sprachen, das auf Anregung der Kaiserin Katharina 1791 in zweiter Ausgabe erschien, erwähnte das Bulgarische überhaupt nicht; der Slawist Dobrowsky hielt es noch 1814 für eine Mundart des Serbischen, wie zu gleicher Zeit das geographische Handbuch „Neueste Länder- und Völkerkunde" den „serbischen Stamm" in die Völker der „Serbier, Bosnier, Bulgaren, Uskoken, Morlacken und slawischen Walachen" teilte und selbst in politischen Schriften des Jahres 1848 noch der „bulgarische Serbier" auftauchte. Erst Wuk Stefanowitsch Karadschitsch gab der wissenschaftlichen Welt die erste Aufklärung über das Wesen des Bulgarischen. Aber damit die bulgarische Raja, sozial von den Türken, national von den Griechen vergewaltigt, aus dem Schlummer der geschichtslosen Nation erwachte, bedurfte es kräftigen Anstoßes von außen.

Wie eine serbische, so hatte der letzte russisch-österreichisch-türkische Krieg

eine bulgarische Auswanderung nach sich gezogen. Da weiter die Bulgaren mit den Serben 1821 im Heer der griechischen Hetäristen die Mehrheit bildeten und auch bei dem Zuge Diebitschs über den Balkan die Russen unterstützten, trieb bei jedem Rückschlag die Angst vor Vergeltung neue Scharen, darunter an erster Stelle, die etwas zu verlieren hatten, außer Landes. Aber weder in Rußland noch in der Moldau und Walachei wehte der rechte Wind, um auf dem Herd der bulgarischen Kolonie in Beßarabien oder der bulgarischen Emigration in Braila, Galatz, Krajowa und Bukarest das Feuer des Volksbewußtseins anzublasen. Erst das Werk des ungarischen Ruthenen Wenelin, „Die alten und die gegenwärtigen Bulgaren", entzündete bei einer Anzahl vermögender Bürger bulgarischen Stammes und griechischer Bildung in Bukarest die Flamme bulgarischen Nationalgefühls. Jetzt aber brannte es wie im dürren Holz. Das neugewonnene Bewußtsein auf die Volksmassen zu übertragen, betrieben sie mit großem Eifer die Gründung von Schulen. Auch in diesem Abschnitt der bürgerlichen Revolution des Südslawentums war der Geist der Aufklärung rege: der Mönch Neophyth, Lehrer in der europäisch eingerichteten Mutterschule zu Gabrowo, gab in der Vorrede zu seiner bulgarischen Grammatik die Losung aus: Erst Schulen, dann Kirchen! Erst Lesefibeln, dann Gebetbücher! Binnen zehn Jahren dienten schon fünfzig Schulen auf bulgarischem Boden der Erweckung des Volks, sehr zur Freude der stammverwandten Serben, deren Staatsdruckerei die Bücher und Wandkarten für die Schule von Gabrowo kostenlos herstellte; 1844 erschien in Odessa die erste bulgarische Zeitschrift, 1846 in Leipzig die erste bulgarische Zeitung, um zwei Jahre darauf nach Konstantinopel überzusiedeln, das zum geistigen Mittelpunkt des Bulgarentums wurde. Zum Helden seines Romans „Am Vorabend" nahm Turgenjew einen jungen Bulgaren dieses Geschlechts und zeichnete ihn mit trefflichem Wurf als nüchtern, sachlich, zäh, arbeitsam und nur von dem einen Willen durchglüht, sein zertretenes Volk zu befreien.

4

Zur Zeit des serbischen Aufstandes galten die Serben, Kroaten und Slowenen des Habsburgerreichs noch, ein böses Wort Hebbels zu brauchen, als Bedientenvölker; Anastasius Grün, Sproß eines deutschen Herrengeschlechts in Krain, sprach in seiner Kindheit slowenisch, aber nur mit den Dienstboten. Auch bei den Kroaten gab es fast nur eine beherrschte Klasse, denn ihr Adel war, statt Träger der nationalen Kultur zu sein, meist der Volkssprache unkundig und zum mindesten auf dem Wege der Germanisierung und Magyarisierung. Um der josephinischen Bauernbefreiung zu widerstehen und die Folgen der Französischen Revolution ab-

zuwehren, warf er sich zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, unter Verzicht auf wichtige Selbstverwaltungsrechte des Landes, vollends dem magyarischen Feudalismus in die Arme; um ihrer sozialen Vorrechte willen gaben die adligen Ausbeuter der kroatischen Kmeten nationale Rechte bedenkenlos preis. Aber, als nach Austerlitz Napoleon aus Kärnten, Krain, Görz, Istrien und einem Teil Kroatiens und Dalmatiens die Illyrischen Provinzen schuf, führte die französische Herrschaft nicht nur seit langem getrennte Bestandteile desselben Volkes zusammen, sondern ebnete auch mit Abschaffung des Kirchenzehnten und der Fronden, mit Verwandlung des gebundenen Kmeten in einen freien Bauern, mit Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs und Förderung von Handel und Gewerbe der kapitalistischen Entwicklung und der bürgerlichen Revolution die Bahn. Ihrem Grundsatz getreu, sich stets auf die breiten Massen zu stützen, rief sie überall Volksschulen mit südslawischer Unterrichtssprache ins Leben. Zum erstenmal erschienen slowenisch und kroatisch geschriebene Zeitungen, und auf der städtischen Bühne von Laibach spielten Dilettanten jubelnd begrüßte slowenische Stücke. Die slowenische Sprache erfuhr auch noch eine bescheidene Wartung durch Lehrstühle an den Lyzeen zu Laibach und Graz und durch Pflege in den Priesterseminaren zu Görz und Klagenfurt, als nach Leipzig und Waterloo im Eiswind der Metternichschen Polizeiwirtschaft die zarten Knospen südslawischen Volksbewußtseins abstarben; da Anton Mihanowitsch 1818 in Wien eine politische Zeitschrift in kroatischer Sprache herausgeben wollte, scheiterte das Unternehmen von vornherein an Teilnahmlosigkeit und Lesermangel.

Gleichwohl trieben die Keime unter der Schneedecke. Während der kroatische Adel, einzig um Niederhaltung seiner Bauern besorgt und ohne jeden Stützpunkt in den Massen, der fortschreitenden Magyarisierung des Landes zu widerstreben teils nicht willens, teils nicht fähig war, wuchs eine bürgerliche Jugend heran, die auf fremden Hochschulen die neuen Gedanken der Zeit, Liberalismus und Nationalismus, begierig aufnahm. Auch was der slowakische Dichter Jan Kolar aus der gedrückten Stimmung eines österreichischen Slawen heraus an Grundsätzen eines keineswegs angriffslustigen, rein kulturell-literarischen Panslawismus verkündete, klang diesem Geschlecht süß und verheißungsvoll, aber an der Schwelle der allslawischen Gemeinschaft stand schließlich die Besinnung auf Wesen und Sprache des eigenen Volks. So erschien die bürgerliche Revolution, die im Westen längst auf Barrikaden die rote Fahne schwang, im Südosten mit der Fibel und Grammatik in der Hand. Während in Serbien Wuk Stefanowitsch Karadschitsch in die Adern der Literatur das frische Blut der Volkssprache leitete und sich als Träger einer demokratischen und nationalen Weltanschauung im zähen Ringen gegen die Vertreter der

oligarchischen und pseudoklassischen Richtung durchsetzen mußte, mühte sich in Kroatien Ludwig Gaj als Wortführer der jungen Generation um Läuterung der Rechtschreibung und Verdrängung der deutschen durch die kroatische Schriftsprache. Noch hatte das Deutsche in gebildeten Kreisen so die Vorhand, daß Kolars Schrift über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation ins Deutsche übersetzt werden mußte, um allen Slawen verständlich zu werden; auch die erste politische Streitschrift gegen die Vergewaltigung des Kroatentums durch die Magyaren, wie des Grafen Draschkowitsch Mahnung an die kroatischen Jungfrauen, wirklich kroatische Jungfrauen zu sein, erschienen auf deutsch, und wie der slowenische Poet Prescheren gelegentlich deutsche Verse schrieb, verströmte Peter Preradowitsch erst sein Empfinden in glühenden deutschen Strophen, bis er, erfaßt von dem Wirbel der neuen Zeit, die Kroatisch und Slowenisch aus einem Knechts- und Köchinnenidiom zu einer National- und Literatursprache machte, sich auf sein Volkstum besann und zum größten Dichter der Kroaten wurde.

Das Gefühl aber von der Blutsverwandtschaft und Schicksalsgleichheit mit den Nachbarn drängte Gaj und die Seinen von der kroatischen Ausschließlichkeit zum südslawischen, zum illyrischen Gedanken. In seinem berühmten Aufruf verglich er Illyrien, das Dreieck zwischen Villach, Skutari und Warna, einer Leier im Arm der Jungfrau Europa und mahnte, die verstimmten und disharmonischen Saiten des Spiels, Kärnten, Görz, Ragusa, Bosnien, Montenegro, Herzegowina, Serbien, Bulgarien und Niederungarn wieder zu starkem Zusammenklang zu stimmen. Sein Illyrismus strebte eine gemeinsame südslawische Schriftsprache an, zählte zu Mitarbeitern der „Novine Ilirske" und „Danica Ilirska" auch Serben aus dem Fürstentum und Slowenen und drang werbend selbst zu den unterdrückten Südslawen der Türkei vor. Verschwommen im Ziel, stürmisch in der Bewegung erinnerte der Illyrismus an die Anfänge der deutschen Burschenschaft; dieselbe Begeisterung und derselbe Überschwang, die sich in einem Schwall von Gedichten entluden, und derselbe Stolz auf äußere Abzeichen: dort das schwarzrotgoldne Band, hier Stern und Halbmond, dort deutscher Schoßrock und offener Hemdkragen, hier verschnürte Jacke und rotes Käppchen!

Den bürgerlich-revolutionären Einschlag dieser Bewegung jedoch verriet schon die Leidenschaft, mit der Frauen zahlreich zur Feder griffen, vor allen Dragojla Jarnewitschewa, die „kroatische George Sand," deren Tagebuch Letztes und Verwegenstes aus dem Gefühlsleben eines alternden Mädchens so unverhüllt gab, daß es bis heute noch nicht vollständig veröffentlicht wurde. Auf die Anhänger des Illyrismus sah der Adel um so mehr als auf Plebejer und Jakobiner voll verächtlichen Mißtrauens

herab, als sie in Gestalt der kroatischen Nationalpartei auf politischem Felde erschienen und nebst Wahrung des kroatischen Volkstums die Vereinigung Kroatiens mit Dalmatien, Bosnien und Slowenien heischten. Aber auch die Unterdrückung der Bewegung und das Verbot der Benennungen illyrisch, Illyrien und Illyrismus durch die überängstliche Wiener Regierung vermochte den Gedanken nicht umzubringen; als im gleichen Jahre 1843 Iwan Kukuljewitsch im Agramer Landtag als erster eine kroatische statt der üblichen lateinischen Rede hielt, sprach aus seinem Munde die ganze nicht zu bändigende Sehnsucht eines erwachenden Volks, die vertraute Sprache, in der man zur Mutter und zur Liebsten spricht, endlich auch von der Kanzel und vor Gericht, in der Amtsstube und in der Kaserne zu hören.

Die ersten Regungen der im Erwachen sich dehnenden Südslawen blieben in den westlichen Ländern nicht unbemerkt. Trotz der gleichzeitigen Erschütterungen im Herzen des Erdteils lenkte der serbische Freiheitskampf die Aufmerksamkeit auf den Südosten. Wuk Stefanowitsch Karadschitschs Sammlungen serbischer Volkslieder stießen auf eine sehr aufnahmefähige Stimmung, vornehmlich in Deutschland, wo die Romantik nicht nur mit des „Knaben Wunderhorn" die Neigung für kunstlose Volksdichtung belebt und befruchtet hatte. Freudig begrüßten ein Wilhelm von Humboldt und ein Jakob Grimm den gehobenen Schatz und lernten während ihrer Teilnahme am Wiener Kongreß, nur um dieser Lieder willen, mit einem rührenden Eifer serbisch. Von Grimm darauf hingewiesen, warb auch der alte Goethe unermüdlich in Aufsätzen und Briefen für diese Volkspoesie, die das Jahr 1818 so gut mit Homers Gesängen verglich wie das Jahr 1918 ihren Expressionismus schätzt und rühmt, und sein Beispiel wirkte in die Weite und in die Tiefe. Niemals, weder vorher noch nachher, sprach man so begeistert von den Serben, Wuk Stefanowitsch Karadschitsch galt als der bevollmächtigte Vertreter für alle literarischen, kulturellen und politischen Angelegenheiten seines Volkes, und auf die Weisen, die in den Balkanbergen der Hirt zum Geschwirr seiner Guzla sang, stürzte sich nach und neben Jakob Grimm ein ganzer Schwarm hochgelehrter Übersetzer und Ausdeuter wie Luise von Jakob, Wilhelm Gerhard, Johann Nepomuk Vogl, Ludwig August Frankl und andere.

Dem literarischen folgte das politische Interesse, da der Befreiungskrieg der Griechen, die Schlacht bei Nawarino, Mehemed Alis Aufstand gegen die Pforte auch unter dem mitteleuropäischen Pfahlbürger die Erde ein wenig zittern ließen; gar so hinten fern in der Türkei erschien es nicht mehr, wenn in Südosteuropa die Völker aufeinanderschlugen, seit die Frage, wer nach dem unvermeidlichen Zusammenbruch des osmanischen Reichs sich in die entstehende Lücke schieben sollte, die Geister immer hef-

tiger bewegte. Von den beiden Anrainern des Balkans verfolgte Rußland sein Ziel mit unbeirrbarer Sicherheit, mit einem kleinen Schlag sich begnügend, wo es einen großen Schlag nicht führen konnte, und jedenfalls seinen Einfluß bei der slawischen Raja der Türkei mehrend; dem naiven Panslawismus war sie leicht zugänglich, der sich in dem stolzen Wort jenes Montenegriners ausdrückt: „Wir und die Russen sind hundert Millionen!" Österreich dagegen schielte nur gelegentlich lüstern nach Südost, denn mit der Machterhaltung der Habsburger im Westen beschäftigt, kümmerte sich Metternich wenig darum, wenn es auf dem Balkan drunter und drüber ging; über die Ostgrenzen der Monarchie hinaus zählten nach seinem zynischen Wort dreißigtausend bis vierzigtausend Gehängte, Erwürgte, Gepfählte nicht viel. Vor allem war dem Hexenmeister der europäischen Reaktion der Großsultan so gut wie der Kaiser von Österreich ein unantastbar legitimer Monarch von Gottes Gnaden, dessen Untertanen er bei dem frevlen Versuch, angestammte Ketten zu brechen, nie und nimmer unterstützen konnte; ganz im Gegensatz zu der früher beliebten Anlockung flüchtiger Südslawen aus der Türkei befahl 1832 die k. k. Staatskanzlei, „alle jene Bosnier, die von nun an wiederholt die Fahne des Aufruhrs" – gegen die osmanische Unterdrückung! – „zu schwingen sich erdreisteten," an der österreichischen Grenze zurückzuweisen. Diese Politik, die auch einer Stärkung der Pforte gegenüber dem Tributärfürstentum Serbien Vorschub leistete, verscherzte Österreich zugunsten Rußlands alle Neigung gründlich und für immer, die es noch unter der südslawischen Raja besaß.

Im Vormärz trat der Balkan nicht minder in das Gesichtsfeld der europäischen Demokratie, zumal jetzt die Wissenschaft langsam den Nebel durchdrang, der durch Jahrhunderte die Länder an der unteren Donau eingehüllt hatte. Von Reisen kreuz und quer durch die europäische Türkei legte Ami Boué 1840 die Beobachtungen in einem berühmten Werke nieder, in dem er die Zeitgenossen ernstlich warnte, die slawischen Stämme des osmanischen Reichs etwa als Barbarenvölker links liegen zu lassen. Wenige Jahre später sprach, auf die Ausschaltung des englischen und namentlich russischen Einflusses im Südosten bedacht, sein Landsmann Cyprien Robert in einem viel gelesenen Buch über die Slawen der Türkei zum erstenmal den Gedanken eines Balkanbundes gegen die europäischen Großmächte mit leidenschaftlicher Kühnheit aus. Indem die Natur, so tat er dar, den serbischen und bulgarischen Balkan als eine Gesamtmasse schuf, schuf sie die Vorbedingung für die Einheit von Serben und Bulgaren, deren Sprachen so wenig verschieden sind, „daß sie mit der Zeit nur als zwei Mundarten ein und derselben Sprache zu betrachten sein werden". Nichts von Belang hindert beide, ihre Interessen

miteinander zu verbinden und verbrüdert ihren gemeinsamen Feinden, weniger der allzu sehr geschwächten Türkei als den benachbarten Großmächten, zu trotzen. An die Serben, „die Seele dieses großen Slawenkörpers, der zwischen Donau und Griechenland die schönsten und unzugänglichsten Gebirgslandschaften Europas innehat," müssen sich Bulgaren, Montenegriner, Bosniaken und Albaner anlehnen, bis sich der serbisch-bulgarische Bund, der „unüberwindliche Vorkämpfer der slawischen Freiheit" gegen Rußland zu dem „griechisch-slawischen Amphiktyonenbund" erweitert, der wiederum mit seiner unwiderstehlichen Anziehungskraft auf die Türken einen großen Bund asiatischer und europäischer Völker mit dem Bosporus als politischem Mittelpunkt vorbereitet. Die Vorrede zur deutschen Ausgabe des Werks erklärte die orientalische Frage für eine Lebensfrage auch der deutschen Nation und wies, ähnlich wie Friedrich List, Österreich die Bestimmung zu, Hort der südslawischen Völker und damit Herr über das ganze große Flußgebiet der Donau zu werden.

Inzwischen verbannte die Revolution von 1848/49 gerade die Südslawen des Habsburgerreichs bei allen Demokraten an den äußersten Rand der Mißachtung, weil sie, Bundesgenossen des österreichischen Absolutismus und des russischen Zarismus, Ungarn, „der Freiheit letzte Schanz'", hatten überwältigen helfen. Während der Kämpfe selbst ließ Friedrich Engels in der „Neuen Rheinischen Zeitung" Pech und Schwefel auf diesen „Völkerabfall einer höchst verworrenen tausendjährigen Entwicklung" regnen, bei dem er die ersten historischen, geographischen, politischen und industriellen Bedingungen der Selbständigkeit und Lebensfähigkeit vermißte und dem er jede Möglichkeit einer nationalen Zukunft absprach; Vernichtungskampf und schonungslosen Terrorismus kündigte er diesen von Natur gegenrevolutionären Völkern an und erwartete von der nächsten allgemeinen Revolution die Vertilgung all dieser kleinen stierköpfigen Nationen bis auf den Namen. Die Artikel entstanden, als der Pulverdampf der Gegenrevolution noch in den Straßen hing, und konnten unmöglich mit kühler Wissenschaftlichkeit die etwas entlegene südslawische Frage durchdringen. Auch war für Engels wie für Marx Gelingen oder Verfehlen der europäischen Revolution so sehr Wertmesser aller Erscheinungen, daß sie für wirkliche oder vermeintliche Helfershelfer der zarischen Knute unbesehen nur hellsprühenden Grimm aufbrachten und eben deshalb in diesem Fall Menschen und Dinge ungerecht und schief einschätzten. Sogar zum Sachwalter einer Herrenkaste und zum Fürsprech einer Ausbeutung machte sich die „Neue Rheinische Zeitung", wo sie die deutsche und ungarische Vorherrschaft in den habsburgischen Landen nicht nur aus den Umständen erklärte, sondern auch anerkannte. Und es erinnerte gar an Marxens Wort über die historische Rechtsschule, die das

Unrecht von heute mit dem Unrecht von gestern rechtfertige, wenn Engels die Lebensfähigkeit der Magyaren daraus ableitete, daß ihrer vier Millionen acht Millionen Slawen durch acht Jahrhunderte zu unterjochen verstanden hatten.

Auch standen keineswegs auf der einen Seite die revolutionären Völker, Deutsche, Magyaren und Polen, und die gegenrevolutionären Nationen, Tschechen und Südslawen, auf der andern, sondern wie Metternich allezeit die verschiedenen Völker des Reichs gegeneinander ausgespielt hatte, wußte der habsburgische Absolutismus jetzt die verschiedenen Revolutionen gegeneinander auszuspielen. Auch die serbische und kroatische Bewegung von 1848/49 war ein Kapitel in dem langwierigen Befreiungskampf des Südslawentums. In Südungarn begann es mit einer Jacquerie des geschundenen serbischen Landvolks gegen die magyarischen Grundherrn, und auch als sich der Aufruhr unter dem Einfluß der serbischen Intelligenz in einen bewußten Aufstand für politische Freiheit und nationale Selbständigkeit verwandelt hatte, kämpften die Bauern eigentlich immer noch gegen den Robot. Dem Problem der Serben in Ungarn glich das der Kroaten auf ein Haar. Bei Magyaren wie Kroaten hatte die Entwicklung bis 1848 das nationale Selbstgefühl zu immer heftigerer Leidenschaftlichkeit gesteigert; diese suchten in Kroatien ihre Sprache in Kirche, Schule und Amt einzuführen, jene trotz oder wegen ihrer Minderzahl, alle Länder der Stephanskrone möglichst bis an die Wurzel zu magyarisieren. Im Märzrausch des Revolutionsjahres dachten die einen über die Trümmer des alten Österreich mit einem Schlag zum magyarischen Nationalstaat, die andern zur kroatischen Selbständigkeit zu gelangen. In den politischen und sozialen Fragen standen die Kroaten nicht hinter den Ungarn zurück; für die Abschaffung der feudalen Grundverfassung wie die Beseitigung der bäuerlichen Fronden und Abgaben stimmten sie und forderten eine verantwortliche Volksregierung, und die Schlagworte Freiheit und Gleichheit waren in Agram so geläufig wie in Pest. Aber die nationalen Wünsche der Kroaten prallten heftig wider die nationalen Ansprüche der Magyaren, die unter der Losung: Ein Volk und eine Nationalität unter der Stephanskrone! der gewaltsamen Magyarisierung aller nicht magyarischer Stämme zustrebten; verächtlich fragte Kossuth, wo Kroatien eigentlich liege, auf der Landkarte könne er es nicht finden. Daseinsfähig und lebenszäh sträubte sich das kroatische Volk mit allen Kräften dagegen, derart national eingestampft zu werden, und lehnte die ihm von Engels zugeschriebene Rolle, im revolutionären Weltsturm unterzugehn, entschieden ab. Als schließlich das Schwert entschied, sprachen die Stimmen des Bluts in allen Siedlungen zwischen Adria und Pontus für die südslawischen Brüder in Not. Nicht nur fühlten sich Kroaten und ungarische Serben eines, sondern beträchtlicher Zuzug kam auch,

allerdings nicht ohne Betreiben der serbischen Regierung, aus dem Fürstentum, eine in Belgrad erscheinende deutsche Zeitung, „Der Serbe", grüßte Slawonen, Kroaten, Serben und Bulgaren als eine Nation durch Abkunft, Sprache und Sitten, und ebenso schlug das Herz der Slowenen, denen von den Deutschen ähnliche Gefahr drohte wie den Kroaten von den Magyaren, für die gemeinsame südslawische Sache. Schlimme historische Tragik aber rückte die Südslawen bei Verteidigung ihres nationalen Rechts in eine Linie mit der österreichischen Reaktion, die auch das Magyarentum als Feind gegen sich hatte, und der habsburgische Absolutismus mußte törichter, das Südslawentum stärker sein, als beide waren, um nicht die Hilfe dort zu nehmen, wo sie sie fanden. Doch waren Kroaten und Serben der Gegenrevolution gerade gut genug, die Kastanien aus dem Feuer zu holen; nachher kam der Despotismus auch über sie; als Lohn empfingen sie nach dem bekannten Wort das gleiche, was die Magyaren als Strafe einheimsten. Zwar erhielten die Serben vorübergehend das Banat und die Batschka als Wojwodschaft mit eigener Verwaltung, aber letzten Endes war das nur eines der zahlreichen Mittelchen, mit denen die Nachfolger Metternichs in Wien ganz nach Belieben Serben gegen Kroaten und Kroaten gegen Serben ausspielten, um beide niederzuhalten. Nach dem Deakschen Ausgleich, der so vollkommen über die Köpfe der Kroaten hinweg abgeschlossen wurde, als seien sie gar nicht auf der Welt, nutzte Pest das Divide et impera schier noch erfolgreicher aus als vordem Wien. Die jeweils mit der Peitsche Behandelten erbitterten sich gegen die gerade mit Zuckerbrot Gefütterten, und bis ins zwanzigste Jahrhundert bekämpften sich Teile ein und desselben Stammes auf Tod und Leben, die ein und dieselbe Sprache hier mit kyrillischen, dort mit lateinischen Buchstaben schrieben und sich hier zum griechischen, dort zum römischen Katholizismus bekannten. Überhaupt diente die Benennung der Südslawen in der Donaumonarchie mit Provinzialnamen wie Kroaten, Slawonier, Dalmatiner, Serben, Slowenen, Istrier und so fort nur dazu, bei ihnen selbst das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit hintanzuhalten und in den Augen Europas den Eindruck nationaler Buntscheckigkeit in den südslawischen Gauen zu wecken. War Not am Mann, wurden auch funkelnagelneue Volksstämme mit der k. u. k. Fabrikmarke in den Handel gebracht; nach der Okkupation von Bosnien und Herzegowina, Gebieten, die beide von reinblütigsten Serben besiedelt sind und deren zweites als das Toskana der serbischen Mundarten gilt, erschien zum maßlosen Staunen der Landeseinwohner und Landeskundigen in den amtlichen Statistiken die bosnische Nationalität, und sogar ein Lehrbuch der bosnischen Sprache wagte sich, ohne Scheu vor dem Fluch der Lächerlichkeit, ans Tageslicht.

Daß sich die illyrische Bewegung nicht als starke Strömung fortsetzte, und daß die Südslawen weder 1848 noch 1867 durchzudringen wußten, lag letzten Endes an ihrer sozialen Unentwickeltheit im Vergleich zu Deutschen und Magyaren; diesen vorwiegend agrarischen Völkern mit zurückgebliebener Klassengliederung fehlte die nationale Stoßkraft der großen historischen Völker; von dem wirtschaftlich am meisten verwahrlosten Dalmatien erzählt Stephan Mitrow Ljubischa in seinen Lebenserinnerungen, noch 1848 hätten zwischen Antivari und Zara in den gebildeten Schichten nur sieben Leute das Bewußtsein ihres Namens und ihrer Abkunft besessen, und in den sechziger Jahren noch erschien hier ein Blatt serbisch-kroatischer Richtung in italienischer Sprache. Aber mit der Entwicklung zum Industriestaat, in die die habsburgischen Lande hineingerissen wurden, pfiff der scharfe Zugwind der Weltgeschichte auch in diese entlegenen Parzellen. In engerem Rahmen entfalteten die auf sich selbst zurückgedrängten Stämme unter dem Einfluß dieser Entwicklung ihre Kraft auf dem Felde lebhafter Kulturarbeit und stellten sich damit wieder, bewußt oder unbewußt, in den Dienst einer größeren und gemeinsamen Zukunft. Über allen Einrichtungen, die zu Waffenschmieden für den geistigen Kampf eines aufsteigenden Volkes wurden, wie dem 1851 gegründeten Verein für südslawische Geschichte, der 1867 gebildeten südslawischen Akademie der Künste und Wissenschaften und der 1874 eröffneten Hochschule in Agram steht der Name des kroatischen Bischofs Stroßmayer. Durchaus überragende Persönlichkeit, auch kirchlich nicht in enge Schranken gezwängt, wirkte er als der große intellektuelle Befruchter und kulturelle Erwecker nicht nur des Kroatentums, sondern des Südslawentums schlechthin, denn wie er die serbischen Sprachgelehrten Wuk Stefanowitsch Karadschitsch und Georg Danitschitsch freigebig förderte, so gaben mit seiner Unterstützung die Gebrüder Miladinowitsch die erste Sammlung bulgarischer Volkslieder heraus, und ob der Bau einer Schule in Istrien oder Syrmien in Frage stand, ob es sich um eine Studienbeihilfe für einen Jüngling aus Sofia oder Laibach handelte, kein Südslawe pochte vergeblich an seine Türe. Derart riß, mochte auch hitzige Fehde zwischen den Gliedern desselben Volkes wüten, die Überlieferung des südslawischen Gedankens nie ab, und auch in den Strophen der Dichter von Sundetchitsch bis Wojnowitsch gewann die Einheit der Südslawen immer wieder verlockende Gestalt.

Wenn Stroßmayer seiner tiefsten Sehnsucht Erfüllung, die Vertreibung der Türken aus Europa und die Auferstehung des gesamten Südslawentums, nicht mehr erfuhr, so erlebte er doch noch ein gut Stück von der inneren Zersetzung der europäischen Türkei. Was die Berührung mit

der frischen Luft für die eingetrocknete Mumie, war die Berührung mit dem abendländischen Kapitalismus durch den Handel für das Osmanenreich. Der Krimkrieg endlich schleuderte mit einem Ruck die Türkei auf die verhängnisvollste Rutschbahn. Während dieses Krieges nahm die Pforte die erste Staatsanleihe auf, der rasch weitere folgten und in erstaunlich kurzer Zeit das Gespenst des Staatsbankerotts heraufbeschworen. Fortan preßte vervielfältigter Steuerdruck die bäuerliche Bevölkerung aus, die für die Staatsgläubiger die Zinsen zu erschwingen hatte. Zugleich beschleunigte die wirtschaftliche Erschließung der Balkanhalbinsel zur Versorgung der um das Schwarze Meer angesammelten Heere mit Vieh und Getreide die Verwandlung des türkischen Feudalherrn aus einem Selbstverzehrer in einen Warenerzeuger und ließ ihn gewinngierig den letzten Tropfen Schweiß und Blut aus seinen Bauern herausquetschen. Mit dem Druck wuchs der Befreiungsdrang der verzweifelten Raja: in Scharen wanderte sie bis nach Amerika aus oder schlug sich in Banden, Haiduken in den slawischen, Klephten in den griechischen Gebieten genannt, in die heimatlichen Bergwälder, um gegen die verhaßten Türken einen erbitterten Heckenkrieg zu führen. Die allgemeine Unsicherheit in der europäischen Türkei wurde sprichwörtlich. Die Orientfrage war in Permanenz erklärt.

Als einziger dreiviertel unabhängiger, slawischer Staat auf der Halbinsel war das Fürstentum Serbien der gegebene Kristallisationspunkt für die übrigen Balkanslawen. Nicht nur den Serben erschien das als eine Selbstverständlichkeit, und nicht nur in den literarischen Kundgebungen der Omladina rang zu einer Zeit, da sich Italiens und Deutschlands Einigung vollzog, dieser Gedanke nach Ausdruck. Wie der Illyrismus an die Burschenschaft des Wartburgfestes, so erinnerte die Omladina nicht allein dem Namen nach an das junge Deutschland, dessen Einfluß sie nicht verleugnen konnte noch mochte; wie ein Programm war es, daß Mita Rakitsch 1869 die Übertragung von Heines „Buch Le Grand" herausgab. In der Omladina brauste der ganze Zukunftsdrang der akademischen Jugend des Serbentums; hingegebener Nationalismus lebte in ihren Wortführern, ob sie innerpolitisch einem gemäßigten Liberalismus nach westeuropäischem Muster, ob einem agrarischen Sozialismus nach russischem Vorbild zuneigten; die Zusammenfassung aller Serben und weiterhin aller Südslawen war die Losung, und die berauschende Vorstellung von Serbiens Beruf, das Piemont des Südslawentums zu werden, stieg damals zuerst an die Oberfläche. Aber Serbien, wie es war, gefiel den radikalen Köpfen der Bewegung keinesfalls. Nach der Befreiung des Landes machte der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, von patriarchalischen zu individualistischen Eigentumsformen zwar Fortschritte; die Zadruga zersetzte sich, der Handel gewann an Boden, eine städtische

Bevölkerung wuchs heran, aber die Einführung des Code civil in dem gleichen Jahre 1844, in dem der „Werther" auf serbisch erschien, eilte doch den Verhältnissen voraus. Politisch gar war Serbien trotz des starken demokratischen Grundgefühls des Volkes noch ein halb türkisches und ganz despotisches Staatswesen, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Stammesbrüder aus Ungarn, die alle wichtigen Ämter überschwemmten und den k. k. Korporalston von daheim mitbrachten. In der Omladina lenkten darum die einen ihre romantischen Hoffnungen auf den Fürsten der Schwarzen Berge, obwohl Montenegro viel zu winzig und unentwickelt war, um je die Einigungsaufgabe unter den Südslawen zu übernehmen. Die anderen schwärmten von der föderativen Balkanrepublik wie Swetozar Markowitsch, der in einem zum Stammvater des Radikalismus und des Sozialismus in Serbien wurde.

Ähnliche Pläne und Entwürfe gärten in den Köpfen der Bulgaren. Diesem Volk diente bei seinem Aufstieg in etwa wenigstens die türkische Reformgesetzgebung von 1839 und 1856, die, auf dem Papier versteht sich, eine Art rechtlicher Gleichstellung der Christen mit den Türken vorsah. Vielleicht deshalb mit richtete sich der bulgarische Hauptstoß weit weniger gegen den osmanischen Padischah als gegen den ökumenischen Patriarchen, auch das ein sozialer und nationaler Aufstand gegen die unerträgliche Ausquetschung und Ausplünderung der Bauernschaft und gegen die rohe Vergewaltigung und Vergriechung des Bulgarentums durch die fanariotische Klerisei. Mit Recht zählten die Bulgaren bei diesem ihrem Befreiungskampf auf die Hilfe der serbischen Brüder. Die Intelligenz hüben und drüben machte zwischen Bulgaren und Serben kaum einen Unterschied, Rakowski gründete 1862, angesichts kriegerischer Ereignisse, in Belgrad eine bulgarische Legion, um an der Seite der Serben gegen die Türkei zu fechten, 1867 schlug das bulgarische Revolutionskomitee in Bukarest die Vereinigung von Serben und Bulgaren unter dem Szepter der Obrenowitsch vor und Ljuben Karawelow, der, für die enge Verwandtschaft beider Völker zeugend, in Zeitschriften der Omladina Beiträge auf serbisch veröffentlichte, sprach die bei seinen Landsleuten allgemein verbreitete Auffassung dahin aus, die Stunde der Befreiung für die Balkanslawen könne nur in Belgrad schlagen.

Trotzdem blieb, aller Vernunft der Geschichte zuwider, das große südslawische Reich vom Bihatz bis Warna ein Traum, und sehr bald trieb statt dessen ein Keil Bulgaren und Serben voneinander, denn die Balkanslawen waren zu ohnmächtig, sich ohne Hilfe der Großmächte zu befreien, und die Großmächte zu gierig, diese Hilfe ohne kräftige Schadloshaltung an den Befreiten zu leisten. Erschütternde historische Tragik ließ die Balkanslawen das Türkenjoch nur abwerfen, um im weltpolitischen Sinn

zur Raja der großen europäischen Staaten zu werden, auch jetzt nicht Träger, sondern Opfer eines Schicksals, auch fürder nicht Subjekt, sondern Objekt ihrer eigenen Geschichte. So nahm Rußland die Bulgaren als erwünschtes Kanonenfutter aufs Korn und behandelte sie bald kalt, bald warm, um sie zu kirren. Aber als sie in den sechziger Jahren in ihrem Kampf gegen das Patriarchat zur römischen Kirche abzuspringen drohten, um Neigung und Hilfe Frankreichs zu gewinnen, erzwang ein Wink aus Petersburg die Errichtung des Exarchats. Die kirchliche Sonderstellung des Bulgarentums war die Vorstufe zum bulgarischen Staat, den der Zarismus im Frieden von San Stefano als sein Vasallentum wuchtig und stark quer über den Balkan lagerte. Durch den Gang der Ereignisse, Solferino und Villa Franca, Königgrätz und Nicolsburg, war Rußlands natürlicher Widerpart auf dem Balkan, Österreich-Ungarn, ausschließlich auf den Weg nach Südosten verwiesen. Solange sich Petersburg und Wien eifersüchtig belauerten, war es nur halb so schlimm für die Balkanvölker, als wenn sich beide Mächte wie 1876 verständigten. Denn Reichstadt schob nicht nur mit der russischen Zustimmung zur Besetzung von Bosnien-Herzegowina durch Österreich-Ungarn der Entwicklung des Südslawentums zur nationalen Einheit einen eisernen Riegel vor, sondern krönte auch den verderblichen Grundsatz, daß von Gottes und Rechts wegen der Ostbalkan russisches und der Westbalkan österreichisches Einflußgebiet sei. Die Politik der Großmächte dem Balkan gegenüber entpuppte sich als Kolonialpolitik mit mehr als gesunden Eroberungstrieben. Der Berliner Kongreß fand zwar an Rußlands Übersättigung in San Stefano keinen Gefallen und schnitt dem bulgarischen Platzhalter des Zarismus ein bescheideneres Röcklein zurecht, drückte aber, unbekümmert um die Lebensnotwendigkeiten der verschacherten Völker, auf die Teilung des Balkans in Einflußbereiche sein Siegel. Auch Bismarck sah bis an sein Lebensende in Bulgarien nie etwas anderes als ein natürliches Anhängsel Rußlands und in Serbien immer nur eine gottgegebene Dependenz Österreichs.

Freilich bereiteten, der lästigen Vormundschaft überdrüssig, weder Bulgaren noch Serben ihren Patronen in Petersburg und Wien immer reine Freude. Aber der Balkan, zur Türkenzeit doch eine Einheit, war in unselige wirtschaftlich und politisch kaum lebensfähige Kleinstaaten zerstückelt; jeder dieser Staaten strebte um so mehr nach Ausdehnung seiner Grenzen, als noch Hunderttausende seiner Volksgenossen der osmanischen Herrschaft ausgeliefert waren; der Traum jedes dieser Staaten, ein Großbulgarien, Großserbien oder auch Großgriechenland, konnte indes nur auf Kosten der Nachbarn Wirklichkeit werden, denn die Halbinsel hatte wohl Raum genug für ihre einträchtig miteinander lebenden Stämme, aber nicht für

ihre sich machtlüstern befehdenden Völker. Das war der Zustand, den die schönfärberisch Europa genannte Ländererwerbsgenossenschaft der Großen brauchte, wünschte und nutzte, um sich zum Schaden der Kleinen gütlich zu tun. Immer wieder gedieh in den Balkanstaaten die Erkenntnis, daß wirtschaftlich wie politisch ihr enger Zusammenschluß unmittelbares Lebensbedürfnis für alle sei. Nicht nur sozialistische, sondern auch bürgerliche Politiker und Nationalökonomen warben ohne Unterlaß für den Balkanbund mit der Front sowohl gegen Rußland wie gegen Österreich-Ungarn und in zweiter Reihe erst gegen die Türkei, aber stets trat zwischen Gedanken und Ausführung das Ränkespiel einer interessierten Großmacht. Dank derselben europäischen Einmischungspolitik schnitten sich 1885 Serben und Bulgaren in einem unglücklichen Bruderkrieg die Hälse ab, scheiterte 1905 die serbisch-bulgarische Zollgemeinschaft, verzehrte 1913 neuer Bruderhader die Frucht eines entscheidenden Abschnittes der bürgerlichen Revolution des Südslawentums, der Befreiung Makedoniens vom Feudalismus durch den endlich zustandegekommenen Balkanbund. Der Weltkrieg endlich hat das tragische Geschick der Südslawen zur steilsten Höhe emporgetrieben; ihre Rolle erinnert an das Los der Deutschen während des napoleonischen Zeitalters, die in dem gewaltigen Ringen zwischen England und Frankreich um den Weltmarkt in beiden Lagern standen und hier wie dort für fremde Zwecke ihr Blut strömen ließen.

Damals waren die Rheinbündler in Preußen kaum minder verhaßt, als es heute die Bulgaren in den besetzten Gebieten Serbiens sein können, und die Bayern, Sachsen, Hannoveraner, Kurhessen und Nassauer beseelte 1866 auch kein zärtliches Gefühl für die Preußen. Dennoch war binnen vier Jahren die nationale Einheit da, weil die harte Presserin, die wirtschaftliche und politische Notwendigkeit, dahinterstand. So tut trotz allem eine künftige Annäherung und Verbindung zwischen Bulgaren und Serben nicht als Wahngebilde ab, wer um die Begeisterung weiß, die in Belgrad bei südslawischen Tagungen Verbrüderungsszenen bulgarischer und serbischer Studenten umtoste, und wer den Jubel kennt, der 1912 in Sofia, trotz der Zugeständnisse in der makedonischen Frage, das Bündnis mit dem Nachbarvolk begrüßte. Hat sich der Nebel hetzerischer Phrasen verzogen, der statt des Schlachtendampfes im Zeitalter des rauchschwachen Pulvers über ganz Europa lagert, so muß die Einsicht, daß keine wichtige Lebensfrage sie scheidet und ihre Zwietracht nur die Geschäfte Dritter besorgt, Bulgaren und Serben wieder zum Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung und Kultur zurückführen. Zwar ist die bulgarische von der serbokroatischen Sprache weiter abgeirrt als das Slowenische und hat während des moskowitischen Einflusses in Sofia viele russische Worte aufgenommen, aber da man sich in Bulgarien immer

noch leichter mit Serbisch als mit irgendeiner anderen slawischen Mundart verständigt, ist der weite und schwierige Weg zu einer gemeinsamen Schriftsprache nicht ganz versperrt.

Auch die Möglichkeit einer nahen Aussöhnung zwischen Kroaten und Serben verlachte fast jeder, der vor kurzem noch die leidenschaftlichen Katzbalgereien zwischen den feindlichen Brüdern betrachtete. Gleichwohl ist ihre Annäherung heute zum Teil bis zur Verschmelzung gediehen. Mochte der nationale Gedanke noch so niedergehalten und verfälscht werden, so führte ihm doch mit der sozialen Umgestaltung auch der zurückgebliebensten Landesteile, die in Bosnien jetzt sogar die mohammedanischen Frauen dem Sozialismus in die Arme treibt, jede neue Schule, Fabrik oder Kaserne neue Anhänger zu; die wirtschaftliche Entwicklung bestätigte Ludwig Gajs stolzes Wort; „Von jetzt ab wird jedes Kind mir geboren!" Als in Kroatien nach zwanzigjähriger Gewaltherrschaft Khuen-Hedervarys der Deckel von einem politischen Sarge sprang, trat aus dem Dunkel ein Geschlecht ans Tageslicht, dem die Idee der serbisch-kroatischen Zwillingsbruderschaft und Kampfgemeinschaft ins Blut geimpft war. Mit der serbisch-kroatischen Koalition im Agramer Landtag, die Winter 1905 unter dem Einfluß dieser Generation zustande kam, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der transleithanischen wie zisleithanischen Südslawen, da sich die Slowenen dem Bann des Einigungsgedankens gleichfalls nicht entziehen konnten. Seit 1906 gibt die Slovenska Matica auch Werke in serbo-kroatischer, die Hrvatska Matica auch Bücher in slowenischer Sprache heraus, und seit kurzem erscheint in der kroatischen Hauptstadt neben einer guten literarischen Rundschau mit Beiträgen in beiden Mundarten eine ähnliche politische Zeitung mit dem programmatischen Namen „Glas Slovenaca, Hrvata i Srba". Vor dem Krieg leitete eine Brücke auch zu den Serben außerhalb der Donaumonarchie. Der Gegensatz zwischen Agram und Belgrad, die beide um den Ruhm wetteiferten, Kulturzentrum des Südslawentums zu sein, schliff sich ab; dort wurden serbische Dichter begeistert gefeiert, hier stellten kroatische Maler erfolgreich aus.

Trotz des Belagerungszustandes schreitet der Einheitsgedanke siegreich fort. Mit Joseph Frank sank die Idee eines Großkroatiens als römisch-katholischer Vormacht des Südslawentums ins Grab und geistert heute nur noch als Spuk in Köpfen, die von überlieferten Vorstellungen nicht loskönnen. Auch der slowenische Partikularismus ist ohne Saft und Kraft. Was Leben verheißt und Zukunft verspricht, sieht in Slowenen, Kroaten und Serben ein einziges Volk mit drei verschiedenen Namen und kämpft für den Zusammenschluß aller Südslawen vom Isonzo bis zum Wardar, denn die Demokratisierung der Massen durch Weltkrieg und russische Revolution hat die Wurzeln des Einheitsgedankens tiefer

denn je in den Boden des Volksbewußtseins gesenkt. Als Frucht dieser Entwicklung verlangte die Erklärung des südslawischen Klubs im Wiener Reichsrat vom Mai 1917 „die Vereinigung aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie in einem selbständigen, von jeder Vermittlung fremder Völker freien und auf demokratischer Grundlage aufgebauten Staatskörper unter dem Szepter der habsburgischen Dynastie." Dagegen forderte der Führer der österreichisch-ungarischen Südslawen in partibus infidelium, Trumbitsch, im Juli des gleichen Jahres, Hand in Hand mit Paschitsch, im Vertrag von Korfu die Zusammenfassung von Serbien, Montenegro, Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Dalmatien und der slowenischen Teile Österreichs zu einem Königreich Südslawien unter den Karadschordschewitsch. Aber Habsburg hin, Karadschordschewitsch her, die rücksichtslose Lösung der südslawischen Frage ohne Halbheiten ist ein gebieterisches Muß der Geschichte und gehört zu den Voraussetzungen eines dauernden Friedens.

Von der Adria bis zum Pontus siedeln mehr denn sechzehn Millionen Südslawen, nur ein Drittel weniger, als vor hundert Jahren die Fläche des deutschen Reichs von heute Einwohner zählte. Dieser ganze Volkskörper zittert vor verhaltener Lebenskraft und angespanntem Zukunftsdrang. Die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte, von der Fruchtbarkeit dieser Gebiete und ihrem Reichtum an Bodenschätzen und Wasserkräften verbürgt, wird in das Zusammengehörigkeitsgefühl des südslawischen Stammes die noch widerstrebenden Teile ungestüm hineinreißen. Darum bedarf es keiner Prophetengabe zu der Voraussage, daß sich über kurz oder lang Unvernunft der Geschichte in Vernunft kehren wird, indem die südslawischen Massen durch alle inneren und äußeren Widerstände zu ihrer nationalen Einheit durchstoßen, und zwar je nach dem Stand der politischen Gestirne mit uns, ohne uns oder gegen uns.

Casanovas Heimfahrt

Novelle von Arthur Schnitzler

(Fortsetzung)

Man hatte sich vom Tisch erhoben. Die Kinder waren schon früher verschwunden. Lorenzi und die Marchesa spazierten im Dämmer über die Wiese hin, Marcolina und Amalia wurden bald im Saale sichtbar, wo sie Vorbereitungen für das Spiel zu treffen schienen. Was hat das alles zu bedeuten? fragte sich Casanova, der allein im Garten stand. Halten sie mich für reich? Wollen sie mich rupfen? Denn alle diese Anstalten, auch die Zuvorkommenheit des Marchese, die Beflissenheit des Abbate sogar, das Erscheinen der Brüder Ricardi, kamen ihm irgendwie verdächtig vor; konnte nicht auch Lorenzi in die Intrige verwickelt sein? Oder Marcolina? Oder gar Amalia? Ist das Ganze, dachte er flüchtig, ein Streich meiner Feinde, um mir die Rückkehr nach Venedig zu erschweren, – im letzten Augenblick unmöglich zu machen? Aber sofort mußte er sich sagen, daß dieser Einfall völlig unsinnig war, vor allem schon darum, weil er ja nicht einmal mehr Feinde hatte. Er war ein ungefährlicher herabgekommener alter Tropf; wen konnte seine Rückkehr nach Venedig überhaupt kümmern? Und als er durch die offenen Fenster des Hauses die Herren sich geschäftig um den Tisch reihen sah, auf dem die Karten bereit lagen und gefüllte Weingläser standen, wurde ihm über jeden Zweifel klar, daß hier nichts anderes geplant war als ein gewohnheitsmäßig harmloses Spiel, bei dem ein neuer Partner immerhin willkommen sein mochte. Marcolina streifte an ihm vorüber und wünschte ihm Glück. „Sie bleiben nicht? Schauen dem Spiel nicht wenigstens zu?“ – „Was soll ich dabei? Gute Nacht, Chevalier von Seingalt – und auf morgen!“

Stimmen klangen ins Freie. „Lorenzi“ rief es – „Herr Chevalier.“ – „Wir warten.“ Casanova, im Schatten des Hauses, konnte sehen, wie die Marchesa Lorenzi von der Wiese gegen das Dunkel der Bäume hinzuziehen suchte. Dort drängte sie sich heftig an ihn, Lorenzi aber riß sich ungebärdig von ihr los und eilte dem Hause zu. Er traf am Eingang mit Casanova zusammen und, mit einer Art von spöttischer Höflichkeit, ließ er ihm den Vortritt, was Casanova ohne Dank annahm.

Der Marchese legte die erste Bank. Olivo, die Brüder Ricardi und der Abbate setzten so geringe Münzen ein, daß das ganze Spiel auf Casanova – auch heute, da sein ganzes Vermögen nur in ein paar Dukaten bestand – wie ein Spaß wirkte. Es erschien ihm um so lächerlicher, als der Marchese mit einer so großartigen Miene das Geld einstrich und auszahlte, als wenn es um hohe Summen ginge. Plötzlich warf Lorenzi,

der sich bisher nicht beteiligt hatte, einen Dukaten hin, gewann, ließ den so verdoppelten Einsatz stehen, gewann ein zweites und drittes Mal und so mit geringen Unterbrechungen immer weiter. Die andern Herren setzten indes ihre kleinen Münzen wie zuvor, und insbesondere die beiden Ricardi zeigten sich höchst ungehalten, wenn der Marchese sie nicht mit der gleichen Rücksichtnahme zu behandeln schien, wie den Leutnant Lorenzi. Die Brüder spielten gemeinsam auf das gleiche Blatt; dem einen, älteren, der die Karten empfing, perlte der Schweiß von der Stirn, der andere, hinter ihm stehend, redete unablässig auf ihn ein wie mit wichtig-unfehlbaren Ratschlägen. Wenn er den schweigsamen Bruder einziehen sah, leuchteten seine Augen, im andern Falle richteten sie sich verzweifelt gen Himmel. Der Abbate, sonst ziemlich teilnahmslos, gab zuweilen spruchähnliche Sätze zum besten – wie „Das Glück und die Frauen zwingst du nicht“ – oder „Die Erde ist rund, der Himmel weit“ – manchmal blickte er auch pfiffig ermutigend Casanova und gleich darauf die diesem gegenüber, ihrem Gatten zur Seite sitzende Amalia an, als läge ihm daran, die beiden alten Liebesleute neu miteinander zu verkuppeln. Casanova aber dachte an nichts anderes, als daß Marcolina sich jetzt in ihrem Zimmer langsam entkleidete, und daß, wenn das Fenster offen stand, ihre weiße Haut in die Nacht hinausschimmerte. Von einer Begier erfaßt, die ihm die Sinne verstörte, wollte er sich von seinem Platz neben dem Marchese erheben und den Raum verlassen; der Marchese aber nahm diese Bewegung als einen Entschluß, sich am Spiel zu beteiligen und sagte: „Nun endlich – wir wußten ja, daß Sie nicht Zuschauer bleiben würden, Chevalier.“ Er legte eine Karte vor ihn hin, Casanova setzte alles, was er bei sich trug – und dies war so ziemlich alles, was er besaß – zehn Dukaten etwa, er zählte sie nicht, ließ sie aus seiner Börse auf den Tisch gleiten und wünschte, sie auf einen Satz zu verlieren: dies sollte dann ein Zeichen sein, ein glückverheißendes Zeichen – er wußte nicht recht wofür, ob für seine baldige Heimfahrt nach Venedig oder den ihm bevorstehenden Anblick der entkleideten Marcolina; – doch ehe er sich entschieden, hatte der Marchese das Spiel gegen ihn bereits verloren. Auch Casanova ließ, wie Lorenzi es getan, den verdoppelten Einsatz stehen, und auch ihm blieb das Glück treu wie dem Leutnant. Um die übrigen kümmerte sich der Marchese nicht mehr, der schweigsame Ricardi stand beleidigt auf, der andere rang die Hände – dann standen sie zusammen in einer Ecke des Saales wie vernichtet. Der Abbate und Olivo fanden sich leichter ab; der erste aß Süßigkeiten und wiederholte seine Sprüchlein, der andere schaute dem Fall der Karten in Erregung zu. Endlich hatte der Marchese fünfhundert Dukaten verloren, in die sich Casanova und Lorenzi teilten. Die Marchesa erhob sich und gab dem Leutnant einen Wink mit den

Augen, ehe sie den Saal verließ, Amalia geleitete sie. Die Marchesa wiegte sich in den Hüften, was Casanova anwiderte; Amalia schlich an ihrer Seite wie ein demütiges ältliches Weib. Da der Marchese sein ganzes Bargeld verloren hatte, übernahm Casanova die Bank; er bestand, zum Mißvergnügen des Marchese darauf, daß die andern wieder am Spiele teilnähmen. Sofort waren die Brüder Ricardi zur Stelle, gierig und erregt; der Abbate schüttelte den Kopf, er hatte genug, und Olivo spielte nur mit, um sich dem Wunsch seines edlen Gastes nicht zu versagen. Lorenzi hatte weiter Glück; als er im ganzen die Summe von vierhundert Dukaten gewonnen, stand er auf und sagte: „Morgen bin ich gern bereit Revanche zu geben. Jetzt bitte ich um die Erlaubnis nach Hause reiten zu dürfen." – „Nach Hause," rief der Marchese hohnlachend, der übrigens ein paar Dukaten zurückgewonnen hatte, „das ist nicht übel! Der Leutnant wohnt nämlich bei mir!" wandte er sich zu den andern. „Und meine Gattin ist voraus nach Hause gefahren. Gute Unterhaltung, Lorenzi!" – „Sie wissen sehr gut," erwiderte Lorenzi ohne eine Miene zu verziehen, daß ich geradenwegs nach Mantua reite und nicht nach Ihrem Schloß, wo Sie so gütig waren, mir gestern Unterkunft zu gewähren." – „Reiten Sie, wohin Sie wollen, zum Teufel meinetwegen!" – Lorenzi empfahl sich von den andern aufs höflichste und ging, ohne dem Marchese eine gebührende Antwort zu erteilen, was Casanova in Verwunderung setzte. Er legte weiter die Karten auf und gewann, so daß der Marchese bald mit ein paar hundert Dukaten in seiner Schuld stand. Wozu? fragte sich Casanova anfangs. Allmählich aber nahm ihn der Reiz des Spiels doch wieder gefangen. Es geht nicht übel, dachte er ... Nun sind es bald tausend ... es können auch zweitausend werden. Der Marchese wird seine Schuld bezahlen. Mit einem kleinen Vermögen in Venedig Einzug halten, das wäre so übel nicht. Doch warum nach Venedig? Man wird wieder reich, man wird wieder jung. Reichtum ist alles. Nun werd' ich sie mir doch wenigstens wieder kaufen können. Wen? Ich will keine andere ... Nackt steht sie am Fenster – ganz gewiß ... wartet am Ende ... ahnt, daß ich kommen werde ... Steht am Fenster, um mich toll zu machen. Und ich bin da. Indes teilte er weiter die Karten aus, mit unbeweglicher Miene, nicht nur an den Marchese, auch an Olivo und die Brüder Ricardi, denen er zuweilen ein Goldstück hinschob, auf das sie keinen Anspruch hatten. Sie ließen sich's gefallen. Aus der Nacht drang ein Geräusch, wie die Hufschläge eines über die Straße trabenden Rosses. Lorenzi, dachte Casanova ... Von der Gartenmauer schallte es wie im Echo wieder, dann verklang allmählich Hall und Widerhall. Nun aber wandte sich das Glück gegen Casanova. Der Marchese setzte hoch, immer höher; und

um Mitternacht fand sich Casanova so arm wie er gewesen, ärmer noch; er hatte auch seine eigenen paar Goldstücke verloren. Er schob die Karten von sich weg, erhob sich lächelnd. „Ich danke, meine Herren."

Olivo breitete die Arme nach ihm aus. „Mein Freund, wir wollen weiter spielen ... Hundertfünfzig Dukaten, — haben Sie denn vergessen, — nein, nicht hundertfünfzig! Alles, was ich habe, was ich bin — alles — alles!" Er lallte; denn er hatte während des ganzen Abends nicht aufgehört zu trinken. Casanova wehrte mit einer übertrieben vornehmen Handbewegung ab. „Die Frauen und das Glück zwingt man nicht," sagte er mit einer Verneigung gegen den Abbate hin. Dieser nickte befriedigt und klatschte in die Hände. „Auf morgen also, mein verehrter Chevalier," sagte der Marchese, „wir werden gemeinsam dem Leutnant Lorenzi das Geld wieder abnehmen."

Die Ricardi bestanden darauf, daß weitergespielt würde. Der Marchese, sehr aufgeräumt, gab ihnen eine Bank. Sie rückten mit den Goldstücken heraus, die Casanova sie hatte gewinnen lassen. In zwei Minuten hatte der Marchese sie ihnen abgenommen und lehnte es entschieden ab, mit ihnen weiter zu spielen, wenn sie nicht Bargeld vorzuweisen hätten. Sie rangen die Hände. Der ältere begann zu weinen wie ein Kind. Der andere küßte ihn wie zur Beruhigung auf beide Wangen. Der Marchese fragte, ob sein Wagen schon wieder zurückgekommen sei. Der Abbate bejahte; er hatte ihn vor einer halben Stunde vorfahren gehört. Der Marchese lud den Abbate und die Brüder Ricardi in seinen Wagen ein; er wollte sie vor ihren Wohnhäusern absetzen, und alle verließen das Haus.

Als die andern fort waren, nahm Olivo Casanovas Arm und versicherte ihm immer wieder, mit Tränen in der Stimme, daß alles in diesem Hause ihm, Casanova, gehöre und daß er damit schalten möge, wie es ihm beliebe. Sie kamen an Marcolinens Fenster vorbei. Es war nicht nur verschlossen, auch ein Gitter war vorgeschoben, und innen senkte sich ein Vorhang herab. Es gab Zeiten, dachte Casanova, wo all das nichts nützte oder wo es wenigstens nichts zu bedeuten hatte. Sie traten ins Haus. Olivo ließ es sich nicht nehmen den Gast über die etwas knarrende Treppe bis in das Turmgemach zu begleiten, wo er ihn zum Abschied umarmte. „Also morgen," sagte er, „sollen Sie das Kloster zu sehen bekommen. Doch schlafen Sie nur ruhig, wir brechen nicht in allzu früher Stunde auf und richten uns jedenfalls völlig nach Ihrer Bequemlichkeit. Gute Nacht." Er ging, die Türe leise hinter sich schließend, aber seine Schritte dröhnten über die Treppe durch das ganze Haus.

Casanova stand allein in seinem durch zwei Kerzen matt erhellten Zimmer und ließ das Auge von einem zum andern der vier Fenster

schweifen, die nach den verschiedenen Himmelsrichtungen wiesen. In bläulichem Glanze lag die Landschaft da, nach allen Seiten fast das gleiche Bild: weite Ebenen, mit geringen Erhebungen, nur nordwärts verschwimmende Berglinien, da und dort vereinzelte Häuser, Gehöfte, auch größere Gebäude; darunter eines etwas höher gelegen, aus dem ein Licht herschimmerte, nach Casanovas Vermutung das Schloß des Marchese. Im Zimmer, das außer dem freistehenden breiten Bett nichts enthielt, als einen langen Tisch, auf dem die zwei Kerzen brannten, ein paar Stühle, eine Kommode und einen goldgerahmten Spiegel darüber, war von sorglichen Händen Ordnung gemacht, auch war der Reisesack ausgepackt worden. Auf dem Tische lag die versperrte, abgegriffene Ledermappe, die Casanovas Papiere enthielt, sowie ein paar Bücher, deren er für seine Arbeit bedurfte und die er daher mit sich genommen hatte; auch Schreibzeug war bereit. Da er nicht die geringste Schläfrigkeit verspürte, nahm er sein Manuskript aus der Mappe und durchlas beim Schein der Kerzen, was er zuletzt geschrieben. Da er mitten in einem Absatz stehen geblieben, war es ihm ein Leichtes auf der Stelle fortzufahren. Er nahm die Feder zur Hand, schrieb hastig ein paar Sätze und hielt plötzlich wieder inne. Wozu? fragte er sich, wie in einer grausamen inneren Erleuchtung. Und wenn ich auch wüßte, daß, was ich hier schrieb und schreiben werde, herrlich würde ohne Vergleich, — ja, wenn es mir wirklich gelänge, Voltaire zu vernichten und mit meinem Ruhm den seinen zu überstrahlen; — wäre ich nicht trotzdem mit Freuden bereit all diese Papiere zu verbrennen, wenn es mir dafür vergönnt wäre, in dieser Stunde Marcolina zu umarmen? Ja, wäre ich um den gleichen Preis nicht zu dem Gelübde bereit, Venedig niemals wieder zu betreten, — auch wenn sie mich im Triumph dahin zurückholen wollten? Venedig! . . . Er wiederholte das Wort, es klang um ihn in seiner ganzen Herrlichkeit; — und schon hatte es die alte Macht über ihn gewonnen. Die Stadt seiner Jugend stieg vor ihm auf, umflossen von allem Zauber der Erinnerung, und das Herz schwoll ihm in einer Sehnsucht, so qualvoll und über alles Maß, wie er sie noch nie empfunden zu haben glaubte. Auf die Heimkehr zu verzichten erschien ihm als das Unmöglichste von allen Opfern, die das Schicksal von ihm fordern dürfte. Was sollte er weiter in dieser kläglich verblaßten Welt ohne die Hoffnung, die Gewißheit, die geliebte Stadt jemals wiederzusehen? Nach Jahren und Jahrzehnten der Wanderungen und Abenteuer, nach all dem Glück und Unglück, das er erlebt, nach all der Ehre und Schmach, nach den Triumphen und nach den Erniedrigungen, die er erfahren, mußte er doch endlich eine Ruhestatt, eine Heimat haben. Und gab es eine andere Heimat für ihn als Venedig? Und ein anderes Glück als das Bewußtsein, wieder eine Heimat zu haben? In der Fremde vermochte er

längst nicht mehr ein Glück dauernd an sich heranzuzwingen. Noch war ihm zuweilen die Kraft gegönnt, es zu erfassen, doch nicht mehr die, es festzuhalten. Seine Macht über die Menschen, Frauen wie Männer, war dahin. Nur wo er Erinnerung bedeutete, vermochte sein Wort, seine Stimme, sein Blick noch zu bannen; seiner Gegenwart war die Wirkung versagt. Vorbei war seine Zeit! Und nun gestand er sich auch ein, was er sich sonst mit besonderer Beflissenheit zu verhehlen suchte, daß selbst seinen schriftstellerischen Leistungen, daß sogar seiner Streitschrift gegen Voltaire, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, niemals ein in die Weite tragender Erfolg beschieden sein würde. Auch dazu war es zu spät. Ja, hätte er in jüngeren Jahren Muße und Geduld gehabt, sich mit derlei Arbeiten ernstlicher zu beschäftigen, – das wußte er wohl – den ersten dieses Fachs, Dichtern und Philosophen hätte er es gleich getan; ebenso wie er als Finanzmann oder als Diplomat mit größerer Beharrlichkeit und Vorsicht, als ihm eigen war, zum Höchsten wäre berufen gewesen. Doch wo war all seine Geduld und seine Vorsicht, wo waren alle seine Lebenspläne hin, wenn ein neues Liebesabenteuer lockte? Frauen – Frauen überall. Für sie hatte er alles hingeworfen in jedem Augenblick; für edle wie für gemeine, für die leidenschaftlichen wie für die kalten; für Jungfrauen und für Dirnen; – für eine Nacht auf einem neuen Liebeslager waren ihm alle Ehren dieser und alle Seligkeiten jener Welt immer feil gewesen. – Doch bereute er, was er durch dieses ewige Suchen und Niemals- oder Immer-Finden, durch dies irdisch-überirdisch Fliehen von Begier zu Lust und von Lust zu Begier sonst im Dasein etwa versäumt haben mochte? Nein, er bereute nichts. Er hatte sein Leben gelebt wie keiner; – und lebte er es nicht noch heute in seiner Art? Überall noch gab es Weiber auf seinem Weg: wenn sie auch nicht mehr gerade toll um ihn wurden wie einstmals – Amalia? – er konnte sie haben, wann er wollte, in dieser Stunde, in ihres betrunkenen Gatten Bett; – und die Wirtin in Mantua – war sie nicht verliebt in ihn wie in einen hübschen Knaben, mit Zärtlichkeit und Eifersucht? – und die blatternarbige, aber wohlgebaute Geliebte Perottis – hatte sie ihn nicht, berauscht von dem Namen Casanova, der die Wollust von tausend Nächten über sie hinzusprühen schien – hatte sie ihn nicht angebettelt, ihr eine einzige Liebesnacht zu gewähren, und hatte er sie nicht verschmäht wie einer, der noch immer nach eigenem Geschmacke wählen durfte? Freilich – Marcolina – solche wie Marcolina waren nicht mehr für ihn da. Oder – wäre sie niemals für ihn dagewesen? Es gab ja wohl auch Frauen solcher Art. Er war vielleicht in früheren Jahren solch einer begegnet; aber da immer zugleich eine andere, willigere zur Stelle war, hatte er sich nicht damit aufgehalten auch nur einen Tag vergeblich zu seufzen. Und da es nicht

einmal Lorenzi gelungen war, Marcolina zu erobern, — da sie sogar die Hand dieses Menschen ausgeschlagen, der ebenso schön und ebenso frech war, wie er, Casanova, in seiner Jugend es gewesen — so mochte Marcolina in der Tat jenes Wundergeschöpf vorstellen, an dessen Vorhandensein auf Erden er bisher gezweifelt — das tugendhafte Weib. Nun aber lachte er so hell auf, daß es durchs Zimmer hallte. „Der Ungeschickte, der Dummkopf!" rief er laut, wie er es bei solchen Selbstgesprächen öfters tat. „Er hat die Gelegenheit nicht zu benützen verstanden. Oder die Marchesa läßt ihn nicht los. Oder hat er sich die erst genommen, als er Marcolina nicht bekommen konnte, die Gelehrte — die Philosophin?!" Und plötzlich kam ihm der Einfall: Ich will ihr morgen meine Streitschrift gegen Voltaire vorlesen! Sie ist das einzige Geschöpf, dem ich das nötige Verständnis dafür zutrauen darf. Ich werde sie überzeugen . . . Sie wird mich bewundern. Natürlich wird sie . . . Vortrefflich, Herr Casanova! Sie schreiben einen glänzenden Stil, alter Herr! Bei Gott . . . Sie haben Voltaire vernichtet . . . genialer Greis!" So sprach er, so zischte er vor sich hin und lief im Zimmer hin und her wie in einem Käfig. Ein ungeheuerer Grimm hatte ihn erfaßt, gegen Marcolina, gegen Voltaire, gegen sich selbst, gegen die ganze Welt. Er nahm seine letzte Kraft zusammen, um nicht aufzubrüllen. Endlich warf er sich aufs Bett, ohne sich auszukleiden, und lag nun da, die weit offenen Augen zum Gebälk der Decke gerichtet, inmitten dessen er jetzt an einzelnen Stellen im Schein der Kerzen Spinnengewebe silbrig glänzen sah. Dann, wie es ihm zuweilen nach Spielpartien vor dem Einschlafen begegnete, jagten mit phantastischer Geschwindigkeit Kartenbilder an ihm vorbei, und endlich versank er wirklich in einen traumlosen Schlummer, der aber nur eine kurze Weile dauerte. Nun horchte er auf die geheimnisvolle Stille rings um sich. Nach Osten und Süden standen die Fenster des Turmgemachs offen, aus Garten und Feld drangen linde süße Gerüche aller Art, aus der Landschaft unbestimmte Geräusche zu ihm herein, wie die kommende Frühe sie aus der Weite und Nähe zu bringen pflegt. Casanova vermochte nicht länger still zu liegen; ein lebhafter Drang nach Veränderung erfaßte ihn und lockte ihn ins Freie. Vogelgesang rief ihn von draußen, morgenkühler Wind rührte an seine Stirn. Leise öffnete Casanova die Tür, ging vorsichtig über die Treppe hinab, mit seiner oft erprobten Geschicklichkeit brachte er es zuwege, daß die Holzstufen unter seinem Schritt nicht im geringsten knarrten; über die steinerne Treppe gelangte er ins Erdgeschoß und durch das Speisezimmer, wo auf dem Tisch noch die halbgefüllten Gläser standen, in den Garten. Da auf dem Kies seine Schritte hörbar wurden, trat er gleich auf die Wiese über, die nun, im Frühdämmerschein, zu unwirklicher Weite sich dehnte. Dann schlich

er sich in die Allee, nach der Seite hin, wo ihm Marcolinens Fenster in den Blick fallen mußte. Es war vergittert, verschlossen, verhängt so wie er es zuletzt gesehen. Kaum fünfzig Schritt vom Hause entfernt setzte sich Casanova auf eine Steinbank. Jenseits der Gartenmauer hörte er einen Wagen vorbeifahren, dann war es wieder still. Aus dem Wiesengrund schwebte ein feiner grauer Dunst; als läge da ein durchsichtig-trüber Teich mit verschwimmenden Grenzen. Wieder dachte Casanova jener Jugendnacht im Klostergarten von Murano — oder eines andern Parks — einer andern Nacht; — er wußte nicht mehr welcher — vielleicht waren es hundert Nächte, die ihm in der Erinnerung in eine einzige zusammenflossen, sowie ihm manchmal hundert Frauen, die er geliebt, in der Erinnerung zu einer einzigen wurden, die als Rätselgestalt durch seine fragenden Sinne schwebte. Und war denn nicht am Ende eine Nacht wie die andere? Und eine Frau wie die andere? Besonders, wenn es vorbei war? Und dieses Wort „vorbei" hämmerte in seinen Schläfen weiter, als sei es bestimmt von nun ab der Pulsschlag seines verlorenen Daseins zu werden.

Es war ihm, als raschelte irgend etwas hinter ihm längs der Mauer hin. Oder war's nur ein Widerklang? Ja, das Geräusch kam vom Hause her. Marcolinens Fenster stand mit einemmal offen, das Gitter war zurückgeschoben, der Vorhang nach der einen Seite hin gerafft; aus dem Dunkel des Gemachs hob sich eine schattenhafte Erscheinung; Marcolina selbst war es, die in hochgeschlossenem weißen Nachtgewand an die Brüstung trat, wie um die holde Luft des Morgens einzuatmen. Casanova hatte sich rasch von der Bank heruntergleiten lassen; über ihren Rand, durch das Gezweig der Allee sah er gebannt Marcolina an, deren Augen scheinbar gedanken- ja richtungslos in die Dämmerung tauchten. Nach ein paar Sekunden erst schien sie ihr noch wie schlafbefangenes Wesen in einem Blicke sammeln zu können, den sie nun langsam nach rechts und links schweifen ließ. Dann beugte sie sich vornüber, wie um auf dem Kies etwas zu suchen, und gleich darauf wandte sie das Haupt mit dem gelösten Haar nach aufwärts wie zu einem Fenster des oberen Stockwerks. Dann stand sie wieder eine Weile ohne Bewegung, die Hände beiderseits an die Fensterstöcke stützend, wie an ein unsichtbares Kreuz geschlagen. Nun erst, als wären sie plötzlich von innen erleuchtet worden, gewannen ihre dämmernden Züge für Casanova an Deutlichkeit. Ein Lächeln spielte um ihren Mund, das gleich wieder erstarrte. Nun ließ sie die Arme sinken; ihre Lippen bewegten sich sonderbar, als flüsterten sie ein Gebet; wieder schweifte ihr Blick langsam suchend durch den Garten, dann nickte sie kurz, und im selben Augenblick schwang sich jemand über die Brüstung ins Freie, der bis jetzt zu Marcolinens Füßen gekauert sein mußte, —

Lorenzi. Er flog mehr als er ging über den Kies zur Allee hin, durchquerte sie kaum zehn Schritte weit von Casanova, der den Atem anhaltend unter der Bank lag, und eilte dann jenseits der Allee, wo ein schmaler Wiesenstreif die Mauer entlang lief, den Blicken Casanovas entschwindend, nach rückwärts. Casanova hörte eine Tür in den Angeln seufzen, — es konnte keine andere sein, als diejenige, durch die er selbst gestern abend mit Olivo und dem Marchese in den Garten zurückgekehrt war — dann war alles still. Marcolina war die ganze Zeit völlig regungslos dagestanden: sobald sie Lorenzi in Sicherheit wußte, atmete sie tief auf, schloß Gitter und Fenster, der Vorhang fiel nieder wie durch eigene Kraft, und alles war, wie es vorher gewesen; — nur daß indes, als hätte er nun keinen Anlaß mehr zu zögern, der Tag über Haus und Garten aufgezogen war.

Auch Casanova lag noch da, wie zuvor, die Hände vor sich hingestreckt, unter der Bank. Nach einer Weile kroch er weiter, in die Mitte der Allee, und weiter auf allen Vieren, bis er an eine Stelle kam, wo er weder von Marcolinens Fenster, noch von einem andern aus gesehen werden konnte. Nun erhob er sich mit schmerzendem Rücken, reckte sich in die Höhe, dehnte die Glieder und kam endlich zur Besinnung, ja fand sich jetzt erst selber wieder, als hätte er sich aus einem geprügelten Hund in einen Menschen zurückverwandelt, der die Prügel nicht als körperlichen Schmerz, sondern als tiefe Beschämung weiter zu verspüren verdammt war. Warum, fragte er sich, bin ich nicht zu dem Fenster hin, solang es noch offen stand? Und über die Brüstung hinein zu ihr? — Hätte sie Widerstand leisten können — dürfen — die Heuchlerin, die Lügnerin, die Dirne? Und er beschimpfte sie immer weiter, als hätte er ein Recht dazu, als hätte sie ihm Treue gelobt wie einem Geliebten und ihn betrogen. Er schwor sich zu sie zur Rede zu stellen von Angesicht zu Angesicht, ihr ins Antlitz zu schleudern, vor Olivo, vor Amalia, vor dem Marchese, dem Abbate, vor der Magd und den Knechten, daß sie eine lüsterne kleine Hure war und nichts anderes. Wie zur Übung, in aller Ausführlichkeit erzählte er sich selber vor, was er eben mit angesehen, und machte sich das Vergnügen, allerlei dazu zu erfinden, um sie noch tiefer zu erniedrigen; daß sie nackt am Fenster gestanden, daß sie im Spiel der Morgenwinde von ihrem Geliebten sich habe unzüchtig liebkosen lassen. Nachdem er so seine Wut fürs erste zur Not beschwichtigt hatte, dachte er nach, ob mit dem, was er nun wußte, nicht doch vielleicht was Besseres anzufangen wäre. Hatte er sie jetzt nicht in seiner Gewalt? Konnte er nun die Gunst, die sie ihm gutwillig nicht gewährt hätte, nicht durch Drohungen von ihr erzwingen? Aber dieser schmähliche Plan sank sofort wieder in sich zusammen, nicht so sehr

weil Casanova dessen Schmählichkeit, als weil er dessen Zweck- und Sinnlosigkeit gerade in diesem Fall erkennen mußte. Was konnten seine Drohungen Marcolina kümmern, die niemandem Rechenschaft schuldig, die am Ende auch, wenn's ihr darauf ankam, verschlagen genug war, ihn als einen Verleumder und Erpresser von ihrer Schwelle zu jagen? Und selbst wenn sie aus irgendeinem Grunde das Geheimnis ihrer Liebschaft mit Lorenzi durch ihre Preisgabe zu erkaufen bereit war, (er wußte freilich, daß er etwas erwog, das außer dem Bereich aller Möglichkeiten lag) mußte ein so erzwungener Genuß für ihn, der, wenn er liebte, tausendmal heißer danach verlangte Glück zu geben, als Glück zu empfangen – sich nicht in eine unnennbare Qual verwandeln, – die ihn zum Wahnsinn und in Selbstvernichtung trieb? Er fand sich plötzlich an der Gartentür. Sie war versperrt. Lorenzi hatte also einen Nachschlüssel. Und wer – fiel ihm nun ein – war denn durch die Nacht auf trabendem Roß davongesprengt, nachdem Lorenzi sich vom Spieltisch erhoben? Ein bestellter Knecht offenbar. – Unwillkürlich mußte Casanova beifällig lächeln ... Sie waren einander würdig, Marcolina und Lorenzi, die Philosophin und der Offizier. Und ihnen beiden stand noch eine herrliche Laufbahn bevor. Wer wird Marcolinens nächster Liebhaber sein? fragte er sich. Der Professor in Bologna, in dessen Hause sie wohnt? Oh, ich Narr. Der war's ja längst ... Wer noch? Olivo? Der Abbate? Warum nicht?! Oder der junge Knecht, der gestern glotzend am Tore stand, als wir angefahren kamen? Alle! Ich weiß es. Aber Lorenzi weiß es nicht. Das hab ich vor ihm voraus. – Zwar war er im Innersten überzeugt, daß Lorenzi nicht nur Marcolinens erster Liebhaber, sondern er vermutete sogar, daß es heute die erste Nacht war, die sie ihm geschenkt; doch das hielt ihn nicht ab, seine boshaft-lüsternen Gedankenspiele weiterzutreiben, während er den Garten längs der Mauer umkreiste. So stand er denn wieder vor der Saaltüre, die er offen gelassen, und sah ein, daß ihm vorläufig nichts anderes zu tun übrig blieb, als ungesehen und ungehört sich wieder ins Turmgemach zu begeben. Mit aller Vorsicht schlich er hinauf und ließ sich oben auf den Lehnstuhl sinken, auf dem er schon früher gesessen; vor dem Tisch hin, auf dem die losen Blätter des Manuskriptes seiner Wiederkehr nur zu warten schienen. Unwillkürlich fiel sein Auge auf den Satz, den er vorhin in der Mitte abgebrochen hatte; und er las: „Voltaire wird unsterblich sein, gewiß; aber er wird diese Unsterblichkeit erkauft haben mit seinem unsterblichen Teil; – der Witz hat sein Herz aufgezehrt, wie der Zweifel seine Seele, und also –" In diesem Augenblick brach die Morgensonne rötlich flutend herein, so daß das Blatt, das er in Händen hielt, zu erglühen anfing, und wie besiegt ließ er es auf den Tisch zu den andern sinken. Er fühlte

plötzlich die Trockenheit seiner Lippen, schenkte sich ein Glas Wein ein aus einer Flasche, die auf dem Tisch stand; es schmeckte lau und süßlich. Angewidert wandte er den Kopf nach der Seite; von der Wand, aus dem Spiegel über der Kommode, starrte ihm ein bleiches altes Gesicht entgegen mit wirrem über die Stirne fließenden Haar. In selbstquälerischer Lust ließ er seine Mundwinkel noch schlaffer herabsinken, als gälte es eine abgeschmackte Rolle auf dem Theater durchzuführen, fuhr sich ins Haar, daß die Strähne noch ungeordneter fielen, streckte seinem Spiegelbild die Zunge heraus, krächzte mit absichtlich heiserer Stimme eine Reihe alberner Schimpfworte gegen sich selbst und blies endlich, wie ein ungezogenes Kind, die Blätter seines Manuskriptes vom Tisch herunter. Dann begann er von neuem Marcolina zu beschimpfen, und nachdem er sie mit den unflätigsten Worten bedacht, zischte er zwischen den Zähnen: Denkst du, die Freude währt lang? Du wirst fett und runzlig und alt werden wie die andern Weiber, die mit dir zugleich jung gewesen sind, — ein altes Weib mit schlaffen Brüsten, mit trocknem grauen Haar, zahnlos und von üblem Duft ... und endlich wirst du sterben! Auch jung kannst du sterben! Und wirst verwesen! Und Speise sein für Würmer. — Um eine letzte Rache an ihr zu nehmen, versuchte er sich sie als Tote vorzustellen. Er sah sie weiß gekleidet im offenen Sarge liegen, doch war er unfähig irgendwelche Zeichen der Zerstörung an ihr zu denken; sondern ihre wahrhaft überirdische Schönheit brachte ihn in neue Raserei. Vor seinen geschlossenen Augen wurde der Sarg zum Brautbett; Marcolina lag lächelnd da mit blinzelnden Lidern, und mit ihren schmalen bleichen Händen, wie zum Hohn, über ihren zarten Brüsten zerriß sie das weiße Gewand. Doch wie er seine Arme nach ihr ausstreckte, sich auf sie stürzen, sie umfangen wollte, zerfloß die Erscheinung in nichts. — Es klopfte an die Tür; er fuhr aus dumpfem Schlaf empor, Olivo stand vor ihm. „Wie, schon am Schreibtisch?" — „Es ist meine Gewohnheit," erwiderte Casanova sofort gefaßt, „der Arbeit die ersten Morgenstunden zu widmen. Wie spät mag es sein?" — „Acht Uhr," erwiderte Olivo, „das Frühstück steht im Garten bereit; sobald Sie befehlen, Chevalier, wollen wir unsere Fahrt nach dem Kloster antreten. Doch ich sehe, der Wind hat Ihnen die Blätter verstreut!" Und er machte sich daran, die Papiere vom Fußboden aufzulesen. Casanova ließ es geschehen, denn er war ans Fenster getreten und erblickte, um den Frühstückstisch gereiht, den man auf die Wiese in den Schatten des Hauses gestellt hatte, alle weiß gekleidet, Amalia, Marcolina und die drei kleinen Mädchen. Sie riefen ihm einen Morgengruß zu. Er sah nur Marcolina, sie lächelte freundlich zu ihm auf mit hellen Augen, hielt einen Teller mit frühgereiften Trauben auf dem Schoß und steckte eine Beere

nach der andern in den Mund. Alle Verachtung, aller Zorn, aller Haß schmolz in Casanovas Herz dahin; er wußte nur mehr, daß er sie liebte. Wie trunken von ihrem Anblick zog er sich wieder ins Zimmer zurück, wo Olivo noch immer auf dem Fußboden kniend die verstreuten Blätter unter Tisch und Kommode hervorsuchte, verbat sich dessen weitere Bemühungen und wünschte allein gelassen zu werden, um sich für die Spazierfahrt fertig zu machen. „Es eilt nicht," sagte Olivo und streifte den Staub von seinen Beinkleidern, „wir sind zum Mittagessen bequem zurück. Übrigens hat der Marchese bitten lassen, daß wir mit dem Spiel heute schon in früher Nachmittagsstunde beginnen; offenbar liegt ihm daran, vor Sonnenuntergang zu Hause zu sein." „Mir ist es ziemlich gleichgültig, wann das Spiel beginnt," sagte Casanova, während er seine Blätter in die Mappe ordnete; „ich werde mich keineswegs daran beteiligen." „Sie werden," erklärte Olivo mit einer Entschiedenheit, die sonst nicht seine Art war, und legte eine Rolle von Goldstücken auf den Tisch. „Meine Schuld, Chevalier, spät, doch aus dankerfülltem Herzen." Casanova wehrte ab. „Sie müssen," beteuerte Olivo, „wenn sie mich nicht aufs tiefste beleidigen wollen; überdies hat Amalia heute nacht einen Traum gehabt, der Sie veranlassen wird — doch den soll sie Ihnen selbst erzählen." Und er verschwand eiligst. Casanova zählte immerhin die Goldstücke; es waren hundertfünfzig, genau die Summe, die er vor fünfzehn Jahren dem Bräutigam oder der Braut oder ihrer Mutter — er wußte es selbst nicht mehr recht — zum Geschenk gemacht hatte. Das Vernünftigste wäre, sagte er zu sich, ich steckte das Geld ein, nähme Abschied und verließe das Haus, womöglich ohne Marcolina noch einmal zu sehen. Doch hab ich je das Vernünftige getan? — Und ob nicht indes eine Nachricht aus Venedig gekommen ist? . . . Zwar hat meine brave Wirtin versprochen, sie mir unverzüglich nachzusenden . . .

Die Magd hatte indes einen großen irdenen Krug mit quellkaltem Wasser heraufgebracht, und Casanova wusch sich den ganzen Leib, was ihn sehr erfrischte; dann legte er sein besseres, eine Art von Staats-Gewand an, wie er es schon gestern abend getan hätte, wenn er nur Zeit gefunden, die Kleidung zu wechseln; doch war er's nun ganz zufrieden, daß er heute in vornehmerer Tracht als am vergangenen Tag, ja gewissermaßen in einer neuen Gestalt vor Marcolina erscheinen durfte.

In einem Rock von grauer Glanzseide mit Stickereien und breiten spanischen Silberspitzen, in gelber Weste und kirschroten seidenen Beinkleidern, in edler, dabei nicht geradezu stolzer Haltung, mit einem zwar überlegenen aber liebenswürdigen Lächeln um die Lippen, und das Auge wie im Feuer unverlöschlicher Jugend strahlend, so trat er in den Garten, wo er zu seiner Enttäuschung vorerst nur Olivo vorfand, der ihn einlud,

neben ihm am Tische Platz und mit dem bescheidenen Frühmal vorlieb zu nehmen. Casanova erlabte sich an Milch, Butter, Eiern, Weißbrot und dann noch an Pfirsichen und Trauben, die ihm köstlicher dünkten als irgendwelche, die er jemals genossen. Die drei Mädchen kamen über den Rasen herbeigelaufen, Casanova küßte sie alle, und der Dreizehnjährigen erwies er kleine Liebkosungen in der Art, wie sie sich gestern solche auch vom Abbate hatte gefallen lassen; doch die Funken, die in ihren Augen aufglimmten, waren, wie Casanova wohl erkannte, von einer andern Lust als der an einem kindisch-harmlosen Spiel entzündet. Olivo hatte seine Freude daran, wie gut der Chevalier mit den Kindern umzugehen verstünde. „Und Sie wollen uns wirklich schon morgen wieder verlassen?" fragte er schüchtern-zärtlich. – „Heute abend," sagte Casanova, aber mit einem scherzhaften Blinzeln. „Sie wissen ja, mein bester Olivo, die Senatoren von Venedig –" „Haben es nicht um Sie verdient," unterbrach ihn Olivo lebhaft. „Lassen Sie sie warten. Bleiben Sie bei uns bis übermorgen, nein, eine Woche lang." Casanova schüttelte langsam den Kopf, während er die kleine Teresina bei den Händen gefaßt und zwischen seinen Knien wie gefangen hielt. Sie entwand sich ihm sanft mit einem Lächeln, das gar nichts Kindliches mehr hatte, als Amalia und Marcolina aus dem Hause traten, jene mit einem schwarzen, diese mit einem weißen Schaltuch über den hellen Gewändern. Olivo forderte sie beide auf, ihre Bitten mit der seinigen zu vereinen. „Es ist unmöglich," sagte Casanova mit einer übertriebenen Härte in Stimme und Ausdruck, da weder Amalia noch Marcolina ein Wort fanden, Olivos Einladung zu unterstützen.

Während sie durch die Kastanienallee dem Tore zuschritten, richtete Marcolina an Casanova die Frage, ob er heute nacht seine Arbeit, über der ihn Olivo, wie er gleich erzählt, noch am hellen Morgen wach gefunden, beträchtlich gefördert habe? Schon gedachte Casanova ihr eine zweideutig-boshafte Antwort zu geben, die sie stutzig gemacht hätte, ohne ihn doch selbst zu verraten; aber er zügelte seinen Witz in der Erwägung, daß jede Voreiligkeit von Übel sein könnte, und erwiderte höflich, daß er nur einige Änderungen angebracht habe, zu denen er die Anregung der gestrigen Unterhaltung mit ihr verdanke. Sie stiegen in den unförmlichen, schlechtgepolsterten, aber sonst bequemen Wagen. Casanova saß Marcolina, Olivo seiner Gattin gegenüber; doch das Gefährt war so geräumig, daß es trotz des Hinundherrüttelns zu keiner ungewollten Berührung zwischen den Insassen kommen konnte. Casanova bat Amalia ihm ihren Traum zu erzählen. Sie lächelte ihn freundlich, fast gütig an; jede Spur von Gekränktheit oder Groll war aus ihren Zügen verschwunden. Dann begann sie: „Ich sah Sie, Casanova, in einem herrlichen, mit sechs dunklen

Pferden bespannten Wagen vor einem hellen Gebäude vorfahren. Vielmehr — der Wagen hielt an und ich wußte noch nicht, wer drin saß — da stiegen Sie aus, in einem prächtigen, weißen, goldgestickten Staatsgewand, noch prächtiger beinahe, als Sie heute angetan sind — (es war ein freundlicher Spott in ihren Mienen) — und Sie trugen — wahrhaftig, die gleiche schmale Goldkette trugen Sie, die Sie heute tragen, und die ich doch wahrlich niemals noch an Ihnen gesehen habe! (Diese Kette mit der goldenen Uhr und eine mit Halbedelsteinen besetzte goldene Dose, die Casanova eben wie spielend in der Hand hielt, waren die letzten Schmuckstücke von mäßigem Wert, die er sich zu bewahren gewußt hatte.) — Ein alter, bettelhaft aussehender Mann öffnete den Wagenschlag — es war Lorenzi; Sie aber, Casanova, Sie waren jung, ganz jung, noch jünger als Sie damals gewesen sind. — (Sie sagte „damals" unbekümmert darum, daß aus diesem Worte flügelrauschend all ihre Erinnerungen geflattert kamen.) Sie grüßten nach allen Seiten, obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen war, und traten durch das Tor; es schlug heftig hinter Ihnen zu, ich wußte nicht, ob es der Sturm zugeschleudert oder Lorenzi; — so heftig, daß die Pferde scheuten und mit dem Wagen davonrasten. Nun hörte ich ein Geschrei aus Nebengassen, wie von Menschen, die sich zu retten suchen, das verstummte gleich. Sie aber erschienen an einem Fenster des Hauses, ich wußte jetzt, daß es ein Spielhaus war, und grüßten herab nach allen Seiten, und es war doch niemand da. Dann wandten Sie sich über Ihre Schulter nach rückwärts, als stände irgendwer hinter Ihnen im Zimmer; aber ich wußte, daß auch dort niemand war. Nun erblickte ich Sie plötzlich an einem andern Fenster, in einem höhern Stockwerk, wo genau dasselbe vor sich ging, dann wieder höher, und wieder, es war, als wüchse das Gebäude ins Unendliche; und von überall grüßten Sie herunter und sprachen mit Menschen, die hinter Ihnen standen, aber doch eigentlich gar nicht da waren. Lorenzi aber lief immerfort auf den Treppen Ihnen nach, ohne Sie einzuholen. Sie hatten nämlich nicht daran gedacht, ihm ein Almosen zu geben . . ."

„Nun?" fragte Casanova, als Amalia schwieg. — „Es kam wohl noch allerlei, aber ich hab es vergessen," sagte Amalia. Casanova war enttäuscht; an ihrer Stelle hätte er, wie er es in solchen Fällen, ob es sich nun um Träume handelte oder um Wirklichkeiten, immer tat, der Erzählung eine Abrundung, einen Sinn zu geben versucht, und so bemerkte er nun etwas unzufrieden: „Wie der Traum doch alles verkehrt. — Ich — als reicher Mann und Lorenzi als Bettler und alter Mann." — „Mit Lorenzis Reichtum," sagte Olivo, „ist es nicht weit her; sein Vater ist zwar ziemlich begütert, aber er steht mit dem Sohne nicht zum

besten." – Und ohne sich mit Fragen weiter bemühen zu müssen, erfuhr Casanova, daß man des Leutnants Bekanntschaft dem Marchese verdanke, der ihn vor wenigen Wochen eines Tages einfach in Olivos Haus mitgebracht habe. Wie der junge Offizier mit der Marchesa stünde, das müsse man einem Kenner, wie dem Chevalier, nicht erst ausdrücklich zu verstehen geben; da übrigens der Gatte nichts dagegen einzuwenden finde, könne man sich als Unbeteiligter gleichfalls dabei beruhigen.

„Ob der Marchese so einverstanden ist, wie Sie zu glauben scheinen, Olivo," sagte Casanova, „möchte ich bezweifeln. Haben Sie nicht bemerkt, mit welchem Gemisch von Verachtung und Grimm er den jungen Menschen behandelt? Ich möchte nicht darauf schwören, daß die Sache ein gutes Ende nimmt."

Auch jetzt rührte sich nichts in Marcolinens Antlitz und Haltung. Sie schien an dem ganzen Gespräch über Lorenzi nicht den geringsten Anteil zu nehmen und sich still am Anblick der Landschaft zu erfreuen. Man fuhr eine in zahlreichen Windungen sanft ansteigende Straße durch einen Wald von Oliven und Steineichen; und da man eben an eine Stelle kam, wo die Pferde noch langsamer trotteten als vorher, zog es Casanova vor auszusteigen und neben dem Gefährte einherzugehen. Marcolina sprach von der schönen Umgebung Bolognas und von den Abendspaziergängen, die sie mit der Tochter des Professors Morgagni zu unternehmen pflegte. Auch erwähnte sie der Absicht, nächstes Jahr nach Frankreich zu reisen, um den berühmten Mathematiker Saugrenue von der Pariser Universität, mit dem sie in Korrespondenz stehe, persönlich kennen zu lernen. „Vielleicht mache ich mir das Vergnügen," sagte sie lächelnd, „mich auf dem Weg in Ferney aufzuhalten, um aus Voltaires eigenem Mund zu erfahren, wie er die Streitschrift seines gefährlichsten Widersachers, des Chevaliers von Seingalt, aufgenommen." Casanova, die Hand auf der Seitenlehne des Wagens, neben Marcolinens Arm, dessen sich bauschende Hülle seine Finger streifte, erwiderte kühl: „Es wird sich weniger darum handeln, wie Herr Voltaire, als vielmehr wie die Nachwelt meine Schrift aufnimmt; denn diese erst wird ein Recht darauf haben, die endgültige Entscheidung zu treffen." – „Sie glauben," meinte Marcolina ernsthaft, „daß in den Fragen, die hier zur Sprache stehen, überhaupt endgültige Entscheidungen gefällt werden können?" – „Diese Frage wundert mich aus Ihrem Munde, Marcolina, deren philosophische, und wenn das Wort hier angebracht erscheint, religiöse Ansichten mir zwar keineswegs an sich unbestreitbar, aber doch in Ihrer Seele, – falls Sie eine solche als vorhanden annehmen, – vollkommen fest gegründet schienen." – Marcolina, der Spitzen in Casanovas Rede nicht achtend,

sah ruhig zum Himmel auf, der sich in dunkler Bläue über die Wipfel der Bäume breitete, und erwiderte: „Manchmal, besonders an Tagen wie heute," — und in diesem Wort klang nur für Casonova, den Wissenden, aus den Tiefen ihres erwachten Frauenherzens eine bebende Andacht mit — „ist mir, als wäre all das, was man Philosophie und Religion nennt, nur ein Spiel mit Worten, edler freilich, doch auch sinnloser als alle andern sind. Die Unendlichkeit und die Ewigkeit zu erfassen wird uns immer versagt sein; unser Weg geht von der Geburt zum Tode; was bleibt uns übrig als nach dem Gesetz zu leben, das jedem von uns in die Brust gesenkt ist — oder auch wider das Gesetz? denn Auflehnung wie Demut kommen gleichermaßen von Gott."

Olivo sah auf seine Nichte mit scheuer Bewunderung, dann ängstlich auf Casanova hin, der nach einer Entgegnung suchte, mit der er Marcolinen klar machen könnte, daß sie Gott sozusagen in einem Atemzug bewies und leugnete, — oder daß Gott und Teufel für sie eines seien; — aber er spürte, daß er gegen ihr Gefühl nichts anderes einzusetzen hatte, als leere Worte, — und nicht einmal die boten sich ihm heute dar. Doch der sonderbar sich verzerrende Ausdruck seiner Mienen schien in Amalia die Erinnerung an seine wirren Drohungen von gestern wieder aufzuwecken, und sie beeilte sich zu bemerken: „Und doch ist Marcolina fromm, glauben Sie mir, Chevalier." — Marcolina lächelte verloren. „Wir sind es alle in unserer Weise," sagte Casanova höflich und sah vor sich hin.

Eine plötzliche Biegung des Wegs, und das Kloster lag vor ihnen. Über die hohe Umfassungsmauer ragten die schlanken Enden der Zypressen. Auf das Geräusch des heranrollenden Wagens hatte sich das Tor aufgetan, ein Pförtner mit langem weißen Barte grüßte bedächtig und ließ die Gäste ein. Durch einen offenen Bogengang, zwischen dessen Säulen man beiderseits in einen ganz verwachsenen, dunkelgrünen Garten sah, näherten sie sich dem eigentlichen Klostergebäude, von dessen grauen, völlig schmucklosen, gefängnisartigen Mauern eine unfreundlich-kühle Luft über sie geweht kam. Olivo zog an dem Glockenstrang, es tönte schrill und verhallte sofort, eine tiefverschleierte Nonne öffnete schweigend und geleitete die Gäste in den geräumigen kahlen Sprechsaal, in dem nur ein paar einfache hölzerne Stühle standen. Nach rückwärts war er durch ein dickstäbiges Eisengitter abgeschlossen, jenseits dessen der Raum in ein unbestimmtes Dunkel verschwamm. Bitternis im Herzen, dachte Casanova jenes Abenteuers, das ihm auch heute noch eines seiner wunderbarsten dünkte und das in ganz ähnlicher Umgebung seinen Anfang genommen: in seiner Seele stiegen die Gestalten der zwei Nonnen von Murano auf, die in der Liebe für ihn als Freundinnen sich gefunden und ihm gemeinsam unvergleichbare Stunden der Lust geschenkt hatten. Und

als Olivo im Flüsterton von der strengen Zucht zu sprechen anhub, in der hier die Schwestern gehalten seien, die, einmal eingekleidet, ihr Antlitz unverhüllt vor keinem Manne zeigen dürften und überdies zu ewigem Schweigen verurteilt wären, zuckte um seine Lippen ein Lächeln, das gleich wieder erstarrte.

Die Äbtissin stand in ihrer Mitte, wie aus dem Dämmer hervorgetaucht. Stumm begrüßte sie die Gäste: mit einem über alle Maßen gütigen Neigen des verhüllten Hauptes nahm sie Casanovas Dank für den auch ihm gewährten Einlaß entgegen; Marcolina aber, die ihr die Hand küssen wollte, schloß sie in die Arme. Dann lud sie alle durch eine Handbewegung ein, ihr zu folgen, und führte sie durch einen kleinen Nebenraum in einen Gang, der im Viereck rings um einen blühenden Garten lief. Im Gegensatz zu jenem äußeren verwilderten schien er mit besonderer Sorgfalt gepflegt, und die vielen reichen sonnbeglänzten Beete spielten in wundersamen aufgeglühten und verklingenden Farben. Den heißen, fast betäubenden Düften aber, die den Blütenkelchen entströmten, schien ein ganz besonders geheimnisvoller beigemischt, für den Casanova in seiner Erinnerung keinen Vergleich zu finden wußte. Doch wie er eben zu Marcolina hievon ein Wort sagen wollte, merkte er, daß dieser geheimnisvolle, herz- und sinnerregende Duft von ihr selber ausging, die den Schal, den sie bisher über den Schultern getragen, über den Arm gelegt hatte, so daß aus dem Ausschnitt ihrer nun loser gewordenen Gewandung aufsteigend der Duft ihres Leibes sich dem der hunderttausend Blumen wie ein von Natur verwandter und doch eigentümlicher beigesellte. Die Äbtissin, immer stumm, führte die Besucher zwischen den Beeten auf schmalen vielfach gewundenen Wegen, wie durch ein zierliches Labyrinth hin und her; in der Leichtigkeit und Raschheit ihres Gangs war die Freude zu merken, die sie selbst daran empfand, den andern die bunte Pracht ihres Gartens zu weisen, und als hätte sie's drauf angelegt, sie schwindlig zu machen, wie die Führerin eines heiteren Reigentanzes, schritt sie, immer eiliger, ihnen voran. Plötzlich aber — Casanova war es zu Mute, als wachte er aus einem wirren Traume auf — fanden sie sich alle im Sprechsaal wieder. Jenseits des Gitters schwebten dunkle Gestalten; niemand hätte zu unterscheiden vermocht, ob es drei oder fünf oder zwanzig verschleierte Frauen waren, die hinter den dichtgestellten Stäben wie aufgescheuchte Geister hin und her irrten; und nur Casanovas nachtscharfes Auge war imstande, in der tiefen Dämmerung überhaupt menschliche Umrisse zu erkennen. Die Äbtissin geleitete ihre Gäste zur Tür, gab ihnen stumm das Zeichen, daß sie entlassen seien und war spurlos verschwunden, ehe jene nur Zeit gefunden hatten ihr den schuldigen Dank auszusprechen. Plötzlich, als sie eben den Saal verlassen wollten,

erklang es aus der Gegend des Gitters her von einer Frauenstimme – „Casanova" – nichts als der Name, doch mit einem Ausdruck, wie ihn Casanova noch niemals gehört zu haben vermeinte. Ob eine Einstmals-geliebte, – ob eine Niemalsgeschaute eben ein heiliges Gelübde gebrochen, um ein letztes-, – oder ein erstesmal seinen Namen in die Luft zu hauchen; – ob darin die Seligkeit eines unerwarteten Wiedersehens, der Schmerz um unwiederbringlich Verlorenes oder die Klage gezittert, daß ein heißer Wunsch aus fernen Tagen sich so spät und nutzlos erfüllt, – Casanova vermochte es nicht zu deuten; nur dies eine wußte er, daß sein Name, sooft Zärtlichkeit ihn geflüstert, Leidenschaft ihn gestammelt, Glück ihn gejubelt hatte, heute zum erstenmal mit dem vollen Klang der Liebe an sein Herz gedrungen war. Doch eben darum schien jede weitere Neugier ihm unlauter und sinnlos, und hinter einem Geheimnis, das er nimmer enträtseln sollte, schloß sich die Tür. Hätten nicht die andern durch Blicke sich scheu und flüchtig zu verstehen gegeben, daß auch sie den gleich wieder verhallten Ruf gehört, so hätte jeder für seinen Teil an eine Sinnes-täuschung glauben können; denn keiner sprach ein Wort, während sie durch den Säulengang dem Tore zuschritten. Casanova aber folgte als letzter, mit geneigtem Haupt, wie von einem großen Abschied. –

Der Pförtner stand am Tor, empfing sein Almosen, und die Gäste stiegen in den Wagen, der sie ohne weiteren Verzug heimwärts führte. Olivo schien verlegen, Amalia entrückt, Marcolina jedoch völlig unberührt, und allzu absichtlich, wie es Casanova dünkte, versuchte sie mit Amalia ein Gespräch über Angelegenheiten der Hauswirtschaft einzuleiten, das aber Olivo an ihrer Statt aufnehmen mußte. Bald nahm Casanova daran teil, der sich auf Fragen, die Küche und Keller betrafen, vortrefflich ver-stand, und keinen Anlaß sah mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen auch auf diesem Gebiet, wie zu einem neuen Beweis seiner Vielseitigkeit, zurück-zuhalten. Nun wachte auch Amalia aus ihrer Versonnenheit auf; nach dem fast märchenhaften und doch beklemmenden Abenteuer, aus dem sie eben emporgetaucht waren, schienen sich alle, besonders aber Casanova, in so irdisch alltäglicher Atmosphäre vorzüglich zu behagen und, als der Wagen vor Olivos Hause hielt, aus dem ihnen schon einladend der Ge-ruch von Braten und allerlei Gewürzen entgegenströmte, war Casanova gerade in der äußerst appetitreizenden Schilderung eines polnischen Pasteten-gerichts begriffen, der auch Marcolina mit einer liebenswürdig-hausfrau-lichen, von Casanova als schmeichelhaft empfundenen Teilnahme zuhörte.

In einer seltsam beruhigten, beinahe vergnügten Stimmung, über die er selbst verwundert war, saß er dann mit den andern bei Tische und machte Marcolinen in einer scherzhaft aufgeräumten Weise den Hof, wie es sich etwa für einen vornehmen älteren Herrn einem wohlerzogenen jungen

Mädchen aus bürgerlichem Hause gegenüber schicken mochte. Sie ließ es sich gern gefallen und gab ihm seine Artigkeiten mit vollendeter Anmut zurück. Ihm machte es eben so große Mühe sich vorzustellen, daß seine gesittete Nachbarin dieselbe Marcolina war, aus deren Fenster er heute Nacht einen jungen Offizier hatte flüchten sehen, der offenbar noch in der Sekunde vorher in ihren Armen gelegen war, — als es ihm schwer fiel anzunehmen, daß dieses zarte Fräulein, das sich mit andern kaum erwachsenen Mädchen im Gras herumzuwälzen liebte, — eine gelehrte Korrespondenz mit dem berühmten Saugrenue in Paris unterhielt; und er schalt sich zugleich ob dieser lächerlichen Trägheit seiner Phantasie. Hatte er nicht schon unzählige Male erfahren, daß in jedes wahrhaft lebendigen Menschen Seele nicht nur verschiedene, daß sogar scheinbar feindliche Elemente auf die friedlichste Weise darin zusammenwohnten? Er selbst, vor kurzem noch ein im Tiefsten aufgewühlter, ein verzweifelter, ja ein zu bösem Tun bereiter Mann; — war er jetzt nicht sanft, gütig und zu so lustigen Späßchen aufgelegt, daß die kleinen Töchter Olivos sich manchmal vor Lachen schüttelten? Nur an seinem ganz außerordentlichen, fast tierischen Hunger, der ihn immer nach starken Aufregungen zu überfallen pflegte, erkannte er selbst, daß die Ordnung in seiner Seele noch keineswegs völlig hergestellt war.

Mit dem letzten Gang zugleich brachte die Magd ein Schreiben, das ein Bote aus Mantua soeben für den Chevalier abgegeben hätte. Olivo, der merkte, wie Casanova vor Aufregung erblaßte, gab Auftrag, dem Boten Speise und Trank zu reichen, dann wandte er sich an seinen Gast mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht stören, Chevalier, lesen Sie ruhig Ihren Brief." — „Mit Ihrer Erlaubnis," erwiderte Casanova, erhob sich, mit einer leichten Verneigung, vom Tisch, trat ans Fenster und öffnete das Schreiben mit gut gespielter Gleichgültigkeit. Es kam von Herrn Bragadino, seinem väterlichen Freund aus Jugendtagen, einem alten Hagestolz, der, nun über achtzig, und vor zehn Jahren Mitglied des hohen Rats geworden, Casanovas Sache in Venedig mit mehr Eifer als die andern Gönner zu führen schien. Der Brief, ausnehmend zierlich, nur von etwas zittriger Hand geschrieben, lautete wörtlich:

„Mein lieber Casanova. Heute endlich befinde ich mich in der angenehmen Lage Ihnen eine Nachricht zu senden, die, wie ich hoffe, in der Hauptsache Ihren Wünschen gerecht werden dürfte. Der hohe Rat hat sich in seiner letzten Sitzung, die gestern abend stattfand, nicht nur bereit erklärt Ihnen die Rückkehr nach Venedig zu gestatten, sondern wünscht sogar, daß Sie diese Ihre Rückkehr tunlichst beschleunigen, da beabsichtigt wird die tätige Dankbarkeit, die Sie in zahlreichen Briefen in Aussicht gestellt haben, baldigst in Anspruch zu nehmen. Wie Ihnen vielleicht nicht

bekannt ist, mein lieber Casanova, (da wir ja Ihre Gegenwart so lange entbehren mußten) haben sich die inneren Verhältnisse unserer teuern Vaterstadt im Laufe der letzten Zeit sowohl in politischer als auch in sittlicher Hinsicht einigermaßen bedenklich gestaltet. Geheime Verbindungen bestehen, die gegen unsere Staatsverfassung gerichtet sind, ja einen gewaltsamen Umsturz zu planen scheinen, und wie es in der Natur der Dinge liegt, sind es vor allem gewisse freigeistige, irreligiöse und in jedem Sinne zuchtlose Elemente, die an diesen Verbindungen, die man mit einem härteren Worte auch Verschwörungen nennen könnte, in hervorragendem Maße teil haben. Auf öffentlichen Plätzen, in den Kaffeehäusern, von Privatörtlichkeiten gar nicht zu reden, werden, wie uns bekannt ist, die ungeheuerlichsten, ja geradezu hochverräterische Unterhaltungen geführt; aber nur in den seltensten Fällen gelingt es, die Schuldigen auf frischer Tat zu ertappen oder ihnen etwas Sicheres nachzuweisen, da gerade gewisse, auf der Folter erzwungene Geständnisse sich als so unzuverlässig erwiesen haben, daß einige Mitglieder unseres hohen Rats sich dafür aussprachen, in Hinkunft von einer solchen grausamen und dabei oft irreführenden Untersuchungsmethode lieber abzusehen. Zwar ist kein Mangel an Leuten, die sich gern in den Dienst der Regierung stellen, zum Besten der öffentlichen Ordnung und des Staatswohls; aber gerade von diesen Leuten sind die meisten als gesinnungstüchtige Anhänger der bestehenden Verfassung zu sehr bekannt, als daß man sich in ihrer Gegenwart so leicht zu einer unvorsichtigen Bemerkung oder gar zu hochverräterischen Reden hinreißen ließe. Nun wurde von einem der Senatoren, den ich vorläufig nicht nennen will, in der gestrigen Sitzung die Ansicht ausgesprochen, daß jemand, dem der Ruf eines Mannes ohne sittliche Grundsätze und überdies der Ruf eines Freigeistes voranginge – kurzum, daß ein Mensch wie Sie, Casanova, sobald er sich in Venedig wieder zeigte, zweifellos gerade in den verdächtigen Kreisen, von denen hier die Rede ist, sofortiger Sympathie und – bei einiger Geschicklichkeit von seiner Seite, bald einem rückhaltlosen Vertrauen begegnen müßte. Ja meines Erachtens würden sich mit Notwendigkeit, wie nach dem Walten eines Naturgesetzes, gerade diejenigen Elemente um Sie versammeln, an deren Unschädlichmachung und exemplarischer Bestrafung dem hohen Rat in seiner unermüdlichen Sorge um das Wohl des Staates am meisten gelegen ist, und so würden wir es nicht nur als einen Beweis Ihres patriotischen Eifers, mein lieber Casanova, sondern auch als ein untrügliches Zeichen Ihrer vollkommenen Abkehr von all jenen Tendenzen betrachten, die Sie seinerzeit unter den Bleichdächern zwar hart, doch, wie auch Sie heute einsehen, (wenn wir Ihren brieflichen Versicherungen glauben dürfen) nicht ganz ungerecht büßen mußten, – wenn Sie sich bereit fänden, in dem oben angedeuteten Sinne sofort nach Ihrer

Heimkehr bei den nun genügend gekennzeichneten Elementen Anschluß zu suchen, sich ihnen in freundschaftlicher Weise zuzugesellen, wie einer, der den gleichen Tendenzen huldigt, und von allem, was Ihnen verdächtig oder sonstwie wissenswürdig erschiene, dem Senat unverzüglichen und eingehenden Bericht zu erstatten. Für diese Dienste wäre man geneigt Ihnen fürs erste einen monatlichen Gehalt von zweihundertfünfzig Lire auszusetzen, abgesehen von Extragratifikationen in einzelnen besonders wichtigen Fällen, sowie Ihnen natürlich auch alle Ihnen in Ausübung Ihres Dienstes er-erwachsenden Kosten (als da sind Freihalten des einen oder anderen Individuums, kleine Geschenke an Frauenspersonen u. s. w.) ohne Bedenklichkeit und Knickerei ersetzt würden. Ich verhehle mir keineswegs, daß Sie gewisse Skrupel werden niederzukämpfen haben, ehe Sie sich in dem von uns gewünschten Sinne entscheiden sollten; aber erlauben Sie mir als Ihrem alten und aufrichtigen Freunde (der auch einmal jung gewesen ist) zur Erwägung zu geben, daß es niemals als unehrenhaft gelten kann, seinem geliebten Vaterlande irgendeinen für dessen gesichertes Weiterbestehen notwendigen Dienst zu erweisen, auch wenn es ein Dienst von einer Art wäre, die dem oberflächlich und nicht patriotisch denkenden Bürger als minder würdig zu erscheinen pflegen. Auch möchte ich noch hinzufügen, daß Sie, Casanova, ja Menschenkenner genug sind, um den Leichtfertigen vom Verbrecher oder den Spötter vom Ketzer zu unterscheiden; und so werden Sie selbst es in der Hand haben, in berücksichtigenswerten Fällen Gnade vor Recht ergehen zu lassen, und immer nur denjenigen der Strafe zuzuführen, dem eine solche Ihrer eigenen Überzeugung nach gebührt. Vor allem aber bedenken Sie, daß die Erfüllung Ihres sehnlichsten Wunsches – Ihre Rückkehr in die Vaterstadt, wenn Sie den gnädigen Vorschlag des hohen Rates ablehnen wollten, auf lange, ja, wie ich fürchte, auf unabsehbare Frist hinausgeschoben wäre, und daß ich selbst, wenn ich auch das hier erwähnen darf, als einundachtzigjähriger Greis nach aller menschlicher Berechnung auf die Freude verzichten müßte, Sie jemals in meinem Leben wiederzusehen. Da Ihre Anstellung aus begreiflichen Gründen nicht so sehr einen öffentlichen als einen vertraulichen Charakter tragen soll, bitte ich Sie Ihre Antwort, die ich mich anheischig mache dem hohen Rate in der nächsten, heute über acht Tage stattfindenden Sitzung mitzuteilen, an mich persönlich zu adressieren; und zwar mit möglichster Beschleunigung, da, wie ich schon oben andeutete, täglich Gesuche von zum Teil höchst vertrauenswürdigen Personen an uns gelangen, die sich dem hohen Rat aus Liebe zum Vaterland freiwillig zur Verfügung stellen. Freilich gibt es kaum einen unter diesen, der es an Erfahrung und Geist mit Ihnen, mein lieber Casanova, aufzunehmen imstande wäre; und wenn Sie zu alldem noch meine Sympathie für Sie ein wenig in Betracht ziehen, so kann ich

kaum daran zweifeln, daß Sie dem Rufe, der von so hoher und wohlgeneigter Stelle an Sie ergeht, freudige Folge leisten werden. Bis dahin bin ich in unveränderlicher Freundschaft Ihr anhänglicher Bragadino.

Nachschrift. Es wird mir angenehm sein, Ihnen sofort nach Ankündigung Ihres Entschlusses einen Wechsel im Betrage von zweihundert Lire auf das Bankhaus Valori in Mantua zur Bestreitung der Reisekosten auszustellen. Der Obige."

Casanova hatte längst zu Ende gelesen, aber noch immer hielt er das Blatt vors Gesicht, um die Totenblässe seiner verzerrten Züge nicht merken zu lassen. Das Geräusch des Mahles mit Tellergeklapper und Gläsergeklirr ging indes weiter, doch niemand sprach ein Wort. Endlich ließ sich Amalia schüchtern vernehmen: „Die Schüssel wird kalt, Chevalier, wollen Sie sich nicht bedienen?" — „Ich danke," sagte Casanova und ließ sein Antlitz wieder sehen, dem er nun dank seiner außerordentlichen Verstellungskunst einen ruhigen Ausdruck zu verleihen vermocht hatte. „Es sind vortreffliche Nachrichten, die ich hier aus Venedig erhalten habe, und ich muß unverzüglich meine Antwort absenden. Ich bitte daher um Entschuldigung, wenn ich mich sofort zurückziehe." — „Tun Sie ganz nach Ihrem Belieben, Chevalier," sagte Olivo. „Aber vergessen Sie nicht, daß in einer Stunde das Spiel beginnt."

Casanova ging auf sein Zimmer, sank auf einen Stuhl, kalter Schweiß brach an seinem ganzen Körper aus, Frost warf ihn hin und her, und der Ekel stieg ihm bis zum Halse hinauf, so daß er glaubte, auf der Stelle ersticken zu müssen. Einen klaren Gedanken zu fassen war er vorerst außerstande, und seine ganze Kraft verwandte er darauf, sich zurückzuhalten, ohne daß er zu sagen gewußt hätte, wovor. Denn hier im Hause war ja niemand, an dem er seinen ungeheueren Zorn hätte austoben können, und den dumpfen Einfall, daß Marcolina irgendwie an der namenlosen Schmach mitschuldig sei, die ihm widerfahren, vermochte er immerhin noch als Tollheit zu erkennen. Als er sich zur Not gesammelt, war sein erster Gedanke, an den Schurken Rache zu nehmen, die geglaubt hatten, ihn als Polizeispion dingen zu können. In irgendeiner Verkleidung wollte er sich nach Venedig schleichen und all die Wichte auf listige Weise vom Leben zum Tode bringen — oder wenigstens den einen, der den jämmerlichen Plan ausgeheckt hatte. War es etwa gar Bragadino selbst? Warum nicht? Ein Greis — so schamlos geworden, daß er diesen Brief an Casanova zu schreiben wagte, — so schwachsinnig, daß er Casanova — Casanova! den er doch einst gekannt hatte — für einen Spion eben gut genug hielt! Ah, er kannte eben Casanova nicht mehr! Niemand kannte ihn mehr, so wenig in Venedig, als anderswo. Aber man sollte ihn wieder kennen lernen. Er war freilich nicht mehr jung

und schön genug, um ein tugendhaftes Mädchen zu verführen — und kaum mehr gewandt und gelenkig genug, um aus Kerkern zu entwischen und auf Dachfirsten zu turnen — aber klüger war er noch immer als alle! Und wenn er nur einmal in Venedig war, so konnte er dort treiben und lassen, was ihm beliebte; es kam nur darauf an, endlich dort zu sein! Dann war es vielleicht gar nicht nötig, irgendwen umzubringen; es gab allerlei Arten von Rache, witzigere, teuflischere, als eine gewöhnliche Mordtat wäre, und wenn man zum Schein etwa den Antrag der Herren annahm, so war es die leichteste Sache von der Welt, gerade diejenigen Leute zu verderben, die man verderben wollte, und nicht diejenigen, auf die es der hohe Rat abgesehen hatte und die unter allen Venezianern gewiß die allerbravsten Kerle waren! Wie? Weil sie Feinde dieser niederträchtigen Regierung waren, weil sie als Ketzer galten, sollten sie in dieselben Bleikammern, wo er vor fünfundzwanzig Jahren geschmachtet, oder gar unters Beil? Er haßte die Regierung noch hundertmal mehr und mit besseren Gründen als jene taten, und ein Ketzer war er sein Lebenlang gewesen, war es heute noch und mit heiligerer Überzeugung als sie alle! Er hatte sich ja selber nur eine vertrackte Komödie vorgespielt in diesen letzten Jahren — aus Langeweile und Ekel. Er an Gott glauben? Was war denn das für ein Gott, der nur den Jungen hold war und die Alten im Stich ließ? Ein Gott, der sich, wann es ihm beliebte, zum Teufel wandelte, Reichtum in Armut, Unglück in Glück, und Lust in Verzweiflung kehrte? Hast du deinen Spaß mit uns — und wir sollen zu dir beten? — An dir zweifeln ist das einzige Mittel, das uns bleibt — dich nicht zu lästern! — Sei nicht! Denn, wenn du bist, so muß ich dir fluchen! Er ballte die Fäuste zum Himmel, er reckte sich auf. Unwillkürlich drängte sich ein verhaßter Name auf seine Lippen. Voltaire! Ja, nun war er in der rechten Verfassung, seine Schrift gegen den alten Weisen von Ferney zu vollenden. Zu vollenden? Nein, nun erst sollte sie begonnen werden. Eine neue! eine andere! — in der der lächerliche Greis hergenommen werden sollte, wie er es verdiente... um seiner Vorsicht, seiner Halbheit, seiner Kriecherei willen. Ein Ungläubiger der? Von dem man in der letzten Zeit immer wieder hörte, daß er sich aufs trefflichste mit den Pfaffen stand und zur Kirche, an Festtagen sogar zur Beichte ging? Ein Ketzer der? Ein Schwätzer, ein großsprecherischer Feigling — nichts anderes! Nun aber war die fürchterliche Abrechnung nah, nach der von dem großen Philosophen nichts übrig bleiben sollte, als ein kleines witziges Schreiberlein. Wie hatte er sich aufgespielt, der gute Herr Voltaire... „Ah, mein guter Herr Casanova, ich bin Ihnen ernstlich böse. Was gehen mich die Werke des Herrn Merlin an? Sie sind schuld, daß ich vier Stunden mit

Dummheiten verbracht habe." – Geschmackssache, mein bester Herr Voltaire, man wird die Werke Merlins noch lesen, wenn die Pucelle längst vergessen ist ... und auch meine Sonette wird man möglicherweise zu dieser Zeit noch schätzen, die Sie mir mit einem unverschämten Lächeln zurückgaben, ohne ein Wort darüber zu äußern. Doch das sind Kleinigkeiten. Wir wollen eine große Angelegenheit nicht durch schriftstellerische Empfindlichkeiten verwirren. Es handelt sich um die Philosophie – um Gott ... Wir wollen die Klingen kreuzen, Herr Voltaire, sterben Sie mir nur gefälligst nicht zu früh.

Schon dachte er daran, seine Arbeit auf der Stelle zu beginnen, als ihm einfiel, daß der Bote auf Antwort wartete. Und mit fliegender Hand entwarf er einen Brief an den alten Dummkopf Bragadino, einen Brief voll geheuchelter Demut und verlogenen Entzückens: er nehme die Gnade des hohen Rats mit freudiger Dankbarkeit an und erwarte den Wechsel mit wendender Post, um sich seinen Gönnern, vor allem seinem hochverehrten väterlichen Freunde Bragadino so bald als möglich zu Füßen legen zu dürfen. Während er eben daran war, den Brief zu versiegeln, klopfte es leise an die Tür; Olivos ältestes Töchterlein, die Dreizehnjährige, trat ein und bestellte, daß die ganze Gesellschaft bereits versammelt sei und den Chevalier mit Ungeduld zum Spiel erwarte. In ihren Augen glimmte es sonderbar, ihre Wangen waren gerötet, das frauenhaft dichte Haar spielte bläulich-schwarz um ihre Schläfen; der kindliche Mund war halb geöffnet: „Hast du Wein getrunken, Teresina?" fragte Casanova und machte einen langen Schritt auf sie zu. – „Wahrhaftig – und der Herr Chevalier merken das gleich?" Sie wurde noch röter, und wie in Verlegenheit strich sie sich mit der Zunge über die Unterlippe. Casanova packte sie bei den Schultern, hauchte ihr seinen Atem ins Gesicht, zog sie mit sich, warf sie aufs Bett; sie sah ihn mit großen hilflosen Augen an, in denen das Glimmen erloschen war; doch als sie ihren Mund wie zum Schreien öffnete, zeigte ihr Casanova eine so drohende Miene, daß sie fast erstarrte und alles mit sich geschehen ließ, was ihm beliebte. Er küßte sie zärtlich wild und flüsterte: „Du mußt es dem Abbate nicht sagen, Teresina, auch in der Beichte nicht. Und wenn du später einen Liebhaber kriegst oder einen Bräutigam oder gar einen Mann, der braucht es auch nicht zu wissen. Du sollst überhaupt immer lügen; auch Vater und Mutter und Geschwister sollst du anlügen; auf daß es dir wohl ergehe auf Erden. Merk' dir das." – So lästerte er, und Teresina mußte es wohl für einen Segen halten, den er über sie sprach, denn sie nahm seine Hand und küßte sie andächtig wie die eines Priesters. Er lachte laut auf. „Komm," sagte er dann, „komm, meine kleine Frau, wir wollen Arm in Arm im Saal unten er-

scheinen!" Sie zierte sich wohl ein wenig, lächelte aber dabei nicht unzufrieden.

Es war die höchste Zeit, daß sie aus der Türe traten, denn Olivo kam eben erhitzt mit gerunzelten Brauen die Treppe herauf, und Casanova vermutete gleich, daß unzarte Scherze des Marchese oder des Abbate über das lange Ausbleiben der Kleinen ihm Bedenken verursacht haben mochten. Seine Züge erheiterten sich sofort, als er Casanova wie zum Scherz in die Kleine eingehängt auf der Schwelle stehen sah. „Verzeihen Sie, mein bester Olivo," sagte Casanova, „daß ich warten ließ. Ich mußte meinen Brief erst zu Ende schreiben." Er hielt ihn Olivo wie ein Beweisstück entgegen. „Nimm ihn," sagte Olivo zu Teresina, indem er ihr die etwas verwirrten Haare streichelte, „und bring' ihn dem Boten." – „Und hier," fügte Casanova hinzu, „sind zwei Goldstücke, die gibst du dem Mann: er möge sich beeilen, daß der Brief noch heute richtig von Mantua nach Venedig abgehe – und meiner Wirtin möge er bestellen, daß ich... heute abend wieder daheim bin." – „Heute abend?" rief Olivo. „Unmöglich!" – „Nun, wir werden sehen," sagte Casanova herablassend. – „Und hier, Teresina, ein Goldstück für dich"... und auf Olivos Einrede: „Leg' es in deine Sparbüchse, Teresina; der Brief, den du in Händen hast, ist seine paar tausend Goldstücke wert." – Teresina lief, und Casanova nickte vergnügt; es machte ihm einen ganz besonderen Spaß, das Dirnchen, deren Mutter und Großmutter ihm auch schon gehört hatten, im Angesicht ihres eigenen Vaters für ihre Gunst zu bezahlen.

(Schluß folgt)

Vom Charakter der zukünftigen Religiosität

von Alfred Lemm

Religion ist uranfänglich schlechthin die Beziehung des nachdenkenden Lebewesens Mensch zu dem Raum zwischen Himmel und Erde, wo er sich vorfand. Orientierung war sein erster Gedanke. Der Mensch mußte sich bestimmen, sich setzen; konnte es nur an der Gegensetzung Umwelt, die er zur Scheidung und Unterscheidung von sich Gott nannte. Zu dieser Zeit war alles „religiös", weil es nichts als „religiös" gab; nur eine umfassende Strahlung, die durch den Einschlag von Furcht und Alleinsein die Richtung nach oben nahm, ging vom Menschen auf das All. Kunst wie Tanz und Geschlecht waren Auseinandersetzungen mit ihm.

Nun entwickelten sich auf der Hälfte der Erde, wo keine üppige Vegetation den Bewohnern die Ernährung bequem machte, und wo das kühle Klima den Köpfen freie Bewegung ließ, die Hirnkräfte, mittels derer man mit der Realität fertig wird, indem man die Züge ihrer steinharten Kausalität nachahmt. In Europa entstand und wuchs das Talent für das Leben. Der Mensch des Okzidents verdankt seine unerhörte Erkenntnis und Herrschaft über der Erde der Fähigkeit, einen Teil von sich zu trennen und ihn gänzlich losgelassen in die Dinge hineinspringen zu lassen. Im Orient ließ die Tropenhitze keine Spezialentwicklung neben dem Religiösen, welches die Gesamtbeziehung zum Außermenschlichen ist, zu. Wie einem sich Mittagsglut schwer um das Hirn legt, daß man dumpf und befangen und verstrickt keine Möglichkeit hat, über sich hinauszukommen, so erscheint der Orientale wie im Traum, wie eingekreist. Dort ist das ganze Leben noch religiös, weil sich nicht wie im Okzident ein besonderes Organ und Vermögen für seine möglichst praktische Durchführung auf der Erde herausbildete. Es war keine Trennungsgelegenheit da. Der Mensch des Orients ist von der einen großen Beziehung so durchaus umfangen, daß kein Gebiet seines Wesens neben ihr groß werden konnte; keines aber auch ihrer köstlichen Durchpulsung entbehrt. Nicht gesondert vom Religiösen, wie im Westen, sondern nur durch es hindurch äußert sich der Orientale. (Ganz wie die Frau gemeinhin hart eingespannt ist in den Umkreis der Dinge, die mit „Liebe" zusammenhängen. Nicht außerhalb dieser Umzäunung, sondern nur durch sie hindurch geht ihr Dasein.) Die hirnlichen Errungenschaften des Orientalen sind, wo nicht aus intuitiver Erleuchtung, nur die natürlichen Folgen des Interesses, Handfertigkeiten; wie er durch die lange Übung ein Handwerk zur kompliziertesten Vollendung brachte. Sie sind ertastet, nicht kontrolliert vermittels jener Fähigkeit, vom Leben

abzusehen, nicht ständig beobachtet von einem objektiven Außenstandort und daher nicht planmäßig.

Wäre auch der Europäer religiös umklammert, hätte er keine Zeit zur Objektivation gehabt. Sein Talent zu Taten in der Welt aber wurde so groß, daß die Taten das religiöse Wollen unmöglich machten. Daß sich die Hirne mit Erfolg regten, büßten wir mit Verlust aller Religion. Mit der Erkenntnis bis ans Ende wurden die materiellen Zusammenhänge aufgedeckt. „Absolute Wahrheit" ist nun einmal Naturwissenschaft. Alles absolut Göttliche verlor den Halt. Die Zwingung der Weltkräfte durch den Menschen zu seiner Disposition desavouierte jede andere Weltmacht außer ihm. Die Objekte der religiösen, übermenschlichen Anlehnung, die Hilfe bringen und das Geschehen leiten sollten, fielen. Das göttliche Vertrauen wurde abgelöst vom Vertrauen zur eigenen Leistung.

Auch die blinde Zuversicht, daß die Natur schon alles gut einrichten werde, schwand mit ihrer Entlarvung. Das wundervolle Übereinstimmen des Lebenden mit seiner Umgebung wurde als „Sinn" gefeiert. Doch es ist nur ein „rückwärtiger", ein nachträglicher. Weil der Mensch leben mußte, richtete sich sein Körper nach den Umständen. Nicht die Luft ist für ihn gemacht, sondern er nach der Luft. In unserer Schöpfungsgeschichte liegt der Ton auf den Dingen um uns – nicht auf unserem Willen. Die egoistische Bestienhaftigkeit, die aus dem Menschen hervorbricht, wenn es ihm an die Existenz geht; die geschlechtliche Not, daraus entstehend, daß diese Bedürfnisse früher nach Ausfluß verlangen, als die geeigneten Objekte – eine Forderung des Geistes – da sind, bezeugen das schreiende Mißverhältnis zwischen der Natur und unserem geistigen Wollen, daher herrührend, daß dieses sich später entwickelte, als die Anpassung geschah. Es gibt Gebiete, an die man bei Verlust einer „harmonischen" Weltanschauung nicht rühren darf.

Die Unterabteilung der Natur im Bezirk der Menschen, die man Geschichte nennt, gibt noch weniger Anlaß an ihre selbsttätige sinnvolle Regulierung zu glauben. Die auf die Geschichte schwören, begehen die Naivität, die Notwendigkeit im Ablauf der Geschehnisse auf Grund bestehender Kräfte oder Zusammenhänge mit „Sinn" zu verwechseln, während die Voraussetzungen zum Bestehenden doch erst als sinnvoll bewiesen werden müßten. Die Geschichtsanbeter verfolgen in ihrer Ehrfurcht vor dem Gegebenen vom Resultat aus die Entwicklungsstationen rückwärts, sehen, daß eins aus dem anderen entstanden ist, und rufen aus Freude darüber, daß alles so schön geklappt hat: wie göttlich! (Sie hören selbst heute noch nicht mit ihrem wehleidigen Sinnsuchen auf; sie geben das furchtbare Schicksal, dessen unerhörte Sinnlosigkeit sie als Bürger im Geiste nicht ertragen können, fast tot-

geschlagen vom Unglück, unstolz und kriecherisch, immer wieder um einen Sinn an, und juchzen mit letzter Kraft noch vor dem Verrecken: „Ha, jetzt haben wir ihn: Der Sinn des Weltkrieges ist die Vervollkommnung der Textilindustrie.“) Es ist aber eine durchaus willkürliche Annahme, daß das, was sich in der Geschichte als stärker erweist, das Bessere sein muß, daß das Lebensfähigere das Lebenswertere ist. Die Tatsache, daß das Lebenswerte an einen Körper als seinen Träger gebunden ist, dieser Körper aber von irgendeiner nur körperlich mächtigen Sinnlosigkeit jederzeit vernichtet werden kann, macht einen Geschichtssinn als Prinzip hinfällig. Nachdem nun gar die Übertragungen Geld und Maschinengewehre erfunden sind, die als Abkürzungen in der Hand des Sinnlosen von einem bedient werden können, so daß noch so viel Sinnvolles vergeblich gegen sie anrennt, hat die Geschichte als guter Geist vollends ausgespielt. Der Glaube an sie ist ein Rest jener anthropomorphen Anschauung, die den Menschen als Drehpunkt der Welt sah. Wir aber haben nur noch zu uns selbst Vertrauen. Unser Wille ist Ausgangs- und Mittelpunkt der Welt. Geschehen ist uns, Expressionisten, sinnlos. Unser Tun ist sinnvoll. Alles außerhalb des Menschenkreises Liegende hat sich als so gebrechlich erwiesen, daß die Menschen sich mit ihren Hoffnungen auf die Menschen zurückziehen. Die Einsicht, daß wir nur auf uns angewiesen sind, daß die Welt mit dem Leben zu Ende ist, führte uns zu dem Standpunkt der Selbsthilfe. Mit dem Versagen aller Außenhilfe wurde den Menschen ein entscheidender Stoß herab auf die Erde gegeben, sich völlig auf sie einzurichten.

Die Erdenrealität wird im Okzident von einem getrennten Apparat betrachtet und gepflegt. Sie wird durchdrungen von der Religion: „Handle christlich.“ Im Orient löste sich das Leben nicht aus jenem religiösen Strom, der vom Ich zu Gott fließt; es wird in ihn hineingeholt. Was religiös einbeziehbar ist, wurde dort auf eine uns unerreichbare Weise verreligiöst und geheiligt — ganz wie die Frau die Dinge, die von ihr umschlossen werden können, in dem Manne ungeahnter Tiefe vergeistigt. Das Leben kann im Orient nicht Objekt der Religion sein, weil diese Zweiteilung nicht erfolgte. Des Orientalen Gottesdienst geht durch seinen eigenen Körper, sei es in der primitiven Ekstase oder in einer vergeistigten Ich-Allvereinigung. Stets liegt auf der subjektiven Erfüllung der Akzent: Das Leben wird ausgelassen. Dem Okzident aber ist es Aufgabe, und kann es sein. Im Orient ist man direkt religiös. Im Westen indirekt — über die Realität. So wie die Frau sich nicht über den Um-Weg von Leistung, Sprache: der Objektivationen, ausdrückt, so die Religiosität des Orientalen nicht über das objektiv Bestehende der Welt. Der Morgenländer ist religiös, wie die Frau geistig ist. Der Europäer tut Religion, wie der Mann Geist tut. Die Sprache des

Orientalen ist schmückerisch, klangbedingt. Er greift die Worte nicht bei ihrer Tiefe, ihrem Sinn, dort wo ihre unterirdische Verbindung mit dem Leben strömt (wie der Deutsche), sondern an ihrer Fläche und reiht sie rauschhaft. Das Leben und der Mensch, der mit sich beschäftigt ist, laufen dort parallel nebeneinander her. Der Gottesdienst des Europäers aber geht durch das Leben. Anwendung ist sein Endziel. Er baute den Staat aus, dieses menschenmöglichste Organ der Verwirklichung. Nun, da alle Über- und Außenmächte, die von der Erde abzogen, fielen, kann Europa restlos „angewandt" sein. Das Leben allhier, für das vormals Hilfe und Maßstab gesucht wurde, ward selbst Maßstab und Helfer.

In den Primitiven haben die Triebe, die religiösen oder die geschlechtlichen, noch keine enge Verbindung mit den zur Befriedigung erkorenen Objekten. Dort will der Drang frei werden, noch gleichgültig woran. Mit der Durchwachsung der Triebe mit höheren geistigen Komplexen — mit der Entstehung einer Individualität — bleibt auch der Gegenstand des Triebs nicht mehr gleichgültig, sondern soll zu einem bestimmten Sein in Beziehung stehen. Die Wahl ist bedingt und einmalig geworden.

Auch das ewige religiöse Bedürfnis, der Drang, aufwärts zu blicken und sich einem Überirdischen zu verbinden, suchte sich einen Gott zur Hingabe, der nun die Aufgabe erhielt, auch den anderen seelischen Bedürfnissen des Menschen zu genügen. Und je differenzierter dieser wurde, desto größere Ansprüche stellte er an das Göttliche. Er will zwar Entselbstung, doch nicht so völlig, daß die Auflösung keine Beziehungen zum Selbst mehr hätte. Der religiöse Wille, an sich nur nach oben strebend, kehrt sich zur Menschheit zurück, indem er für sittliche Aufgaben in ihr verwandt wird. Im Orient kann der Rausch lediglich emporsteigen. Wo der Körper beim Gebet mittut, da ist jener direkte Ich-Gottvereinigungswille, der das Ringsherum nicht sieht. Die Auflösung des Orientalen geschieht unbedingt und nur in der Aufwärtsrichtung; die unsere letzterdings „zweckhaft". Uns erscheint der religiöse Rausch verloren, endet er nicht irgendwie in der Menschheit. Auch der Geschlechtsrausch ist als Einrausch, als nur ichtrunkenes Sichausleben möglich. Aber das Dasein des zugehörigen Menschen setzt dem ins Wesenlose aufsteigenden ein Ziel. Zweiheit verpflichtet. Der Rausch wird empfangen und über die Brücke des Verständnisses zurückgeleitet. So etwa findet der religiöse Rausch seine Begrenzung in der Existenz der Umwelt.

Heute nun dünkt uns die Energie der Hingabe an alles außer der Menschheit Liegende verschwendet. Der Umweg über Gott und Natur ist nicht mehr möglich, — der Rausch kann sich nicht mehr an sie wenden, (und nicht mehr nötig). Die Hingabe wird zurückgeholt und richtet sich nun unmittelbar auf die Menschheit, welche unter allen Umständen

ja Endpunkt der Religiosität war. Das Göttliche wird dem Außen entzogen und in den Menschheitsbezirk selbst verlegt. In dem Zeitalter der Zweckmäßigkeit und der Verkürzung fällt der letzte Zweck der Religion zusammen mit dem Gegenstand, um den sie sich bemüht: „Die Erde um der Erde willen.“ Die Menschheit wurde uns Objekt der Hingabe.

Doch an jeder heutigen Menschheit ist zu viel Grund zum Verzweifeln, als daß sie Sache der Religiosität sein könnte. Das Tatsächliche der Menschen ist elend und klein. Nur das Menschliche kann Gegenstand der Anbetung sein. Die Erde, wie sie sein soll, wie wir sie wollen, ist unsere Sehnsucht; und an sie wird geglaubt. Dieses Menschliche der Ferne stillt unser Bedürfnis nach Anlehnung, hat die Kraft des Jenseitigen, uns dem Irdischen zu entrücken, und ist doch nahe genug, um eine Verbindung vom Heute zu ihm zu errichten durch das Tun.

Die Götter sollten die Dinge unter den Menschen sicherstellen und sie heiligen. Doch die schnellen Hirne bohrten die Zuverlässigkeit aller festen Errichtungen im Leben an. Die Fundamente der menschlichen Erhöhungen schienen ungenügend geworden. Das Menschliche heilig zu halten erübrigte sich, weil die Notwendigkeit dazu gänzlich unbewiesen war. Wenn Verbrechen Krankheit ist, fehlt das Pathos der Verurteilung. Weil an aller Dinge ewiger Gültigkeit gezweifelt wurde, war die Zeit unpathetisch. Unheroisch von Grund aus, weil sich niemand, die Lächerlichkeit fürchtend, für etwas einsetzen wollte, das in den nächsten Stunden als unhaltbar erwiesen werden könnte. Kein Ja und kein Nein teilte die Welt in Gerechtes und Ungerechtes: das Zeitalter der Groteske. Zusammen mit den Mächten der Hingabe fielen auch die der Sanktionierung.

Die kommt uns nun von einer neuen Richtung. Auch als Vermittler des Gut und Böse können wir einen Christus, den Judengott oder eine Gottnatur nicht mehr annehmen. Die bestehenden Religionen sind uns gleich schöne Poesien, so schön, daß man nicht weiß, welche man wählen soll; aber sie verpflichten uns nicht persönlich. Nur eine Heiligung, die unmittelbarst aus dem Leben, wie es heute geworden ist, hervorgeht, ist für unser Leben zwingend. Vormals erzeugte sich der religiöse Drang Gott; der sollte Heiliger unter der Menschheit sein. Heute hat sich das religiöse Gefühl, nachdem es seinen Gegenstand aus den unsicher gewordenen Außensphären etappenweise immer näher an den Menschenkreis heranholen mußte, das Objekt Menschheit selbst gesetzt. Diese entscheidet nun auch über recht und unrecht, und von ihr empfangen die Dinge ihre Unverbrüchlichkeit. Das Menschliche ist unverletzlich, nur weil es menschlich ist. Was nicht ins Ziel Menschheit paßt, ist das Schlechte. Es dauerte lange, ehe wir die Vermittlung der Außengötter entbehren konnten. Nun aber steht die

heilighaltende Macht, (wie die der Hingabe) um so unanzweifelbarer, weil sie uns jenseits alles Erkennens wurde: Die Idee Menschheit fällt erst mit uns selbst.

* * *

Wenn die Menschheitsgenossenschaft der Drehpunkt unserer Welt ist, so wird der Inhalt des Daseins vom Menschenwillen und Menschenmöglichen bestimmt. Nicht jede unter Menschen vorkommende Strebung ist „menschlich". Nur was gespürt wird — wenn auch nur in geringsten Ansätzen — von einer Anzahl Menschen (unter ähnlicher Geistesverfassung), die groß genug ist, daß man das Empfundene allgemein nennen kann, ist vorschlagbar zur Erhöhung zum „Menschlichen". Alle Menschen unterliegen gemeinsam den großen Anstürmen, die von innen oder von außen auf sie eindringen: Hunger, Gattenliebe, Mutterliebe, Weltliebe, Tod, Freude, Haß, Vergeistigungssehnsucht. Aber auch Grausamkeit, Machtsucht, Trägheit gehören zum Bestand der tatsächlichen Allgemeinheit. Sie sollen keinen Anteil haben an dem Ziel „Menschheit". Hier rufen wir unseren Willen, selbst ein Teil jener Allgemeinheit, auf, daß er im eigenen Umkreis die Auswahl treffe für eine höhere „Allgemeinheit". Daß unser Geist „richtig" wählt, und unter seiner Leitung der Gang der Menschheit ein Aufsteigen ist, ist unser unbewiesener Glaube und Optimismus. Wir können ja auch gut auf die Beweisbarkeit verzichten, wenn sich die Menschen über das, was sie wollen, einig sind.

So erhebt sich „Menschliches", das als Inhalt der „Menschheit" gemeint wird, gleich einer Ausdünstung über der empirischen Menschheit, wenn in ihr ein Stoff dicht genug vorhanden ist, fern und rein von ihr, jedoch nur das, was unser sichtender Wille aufzusteigen erlaubt.

Jene „Allgemeinheit" ist von Grund her quantitativ bedingt. Doch wurde sie ein Absolutes, weil sie sich erhebt auf dem Boden der lebenden Seelen, der Plattform für alle unsere Errichtungen ist. Sie wird schwankend mit ihrem Boden. Alle Maße sind in die Relativität der Menschheit gerückt und verändern sich mit ihrer Änderung. Wir bilden nun einmal einen Bezirk, für den nur Bestimmtes gilt. Gültigkeit für uns Menschheit aber besagt, daß etwas schlechthin gültig sei.

Nur was irgendwie in die „Allgemeinheit" mündet, ist daseinsberechtigt. Alle Wollungen und Leistungen, die nicht in die Menschheit einlaufen, mögen sie eine noch so hohe „Ansich"stufe erreicht haben, sind unwertbar, weil unverwertbar. Sie unterstehen nur der Beurteilung einer mehr oder minder großen Intensität. Der Mensch ist so eingestellt auf diese höhere Nutzbarkeit, daß er „groß" nur eine Schöpfung nennt, die Aufnahme finden könnte in der Allgemeinheit. Unserem Empfinden nützt

es nichts, wenn auf irgendeiner Insel ein idealer Staat mit einer Mitgliederzahl von tausend Menschen Wirklichkeit wird — außer als ziehendes Beispiel für die wirkliche große Menschheit. Das Kunstwerk, welches niemand enträtseln, die Erfindung, die nicht angewandt werden kann, sind eingeheckt in ihrer Individualität und vertrocknen darin. Vom Boden Menschheit wollen die Kräfte empor und müssen in ihn zurück. Nicht bewußte Nützlichkeit zu jeder Tageszeit empfiehlt diese Ausschaltung des Unanwendbaren, sondern sie spricht vom letzten „historischen" Eingereihtsein in die große Umfassung des Lebenden. Ob der Irre gesund ist oder wir, ist eine Wortfrage: genug, daß sein Geist leiblich-deutlich die Linie der „Allgemeinheit" verließ. Gesund ist allerletzterdings brauchbar.

Weil an den Menschen ähnlicher Zone die gleiche Welt bildete, erhielten wir die gleichen Tastapparate; diese gewährleisten die physische Möglichkeit einer Allgemeinheit. Die Außenwelt ist die Vermittlerin für das elementare Verständnis zwischen den Erdbewohnern. Sie ist die Stelle, in der sich das Erleben aller trifft. Die Welt ist das gemeinsame Objekt, und daher bildet ihr Erlebnis die Brücke zwischen dem Einzelnen und den Vielen.

Dies Verhältnis erscheint — wie fast alle im Geistesleben vorkommenden — im Vergrößerungsspiegel der Kunst und besonders der bildenden, welche sich zu ihrem Ausdruck der sichtbaren Welt bedient, verdeutlicht. Der bildende Künstler muß in den Konturen den Dingen nahe, „ähnlich" bleiben, wenn anders das Kunstwerk sich anderen Menschen mitteilen soll. Wird die Malerei, etwa durch Vergeistigungswillen, undinglich, so versagt das Verständnis, weil das Bindemittel Welt nicht die Verbindung zwischen Einzelmensch und Allgemeinheit herstellen kann. Diese Unfruchtbarkeit aber fällt zusammen mit einer Unvollkommenheit der darstellenden Leistung an sich. Denn wenn es des Malers Aufgabe ist, am Dargestellten seine Leidenschaft auszudrücken, so ist sein Ausdruck vollendet, wenn er der Leidenschaft die Welt restlos dienstbar gemacht hat. Diese aber ist andrerseits Erlebnisgegenstand für alle und somit Verbindung zu ihnen: Überwindung des Stoffes durch den Künstlerwillen garantiert Verständnis. Die Malerei ist immanent sozial — weil sie an der Welt ihre Grundlage hat, an der sich auch die Allgemeinheit orientiert. Ein solches Zusammenstimmen von absolut und sozial ist auch in der zukünftigen Religiosität. Wie in der Kunst auf das (gleiche) Aufnehmen der Welt, so wird hier auf die (gleichen) Seelen überhaupt als Basis gebaut. Das auf ihr Bodenständige ist maßgebend. Das für die Menschen in Betracht Kommende, das Mitteilmögliche ist das Absolute.

Da wir durch eine Welt hindurchgegangen sind, haben wir die gleichen großen Empfindungen. Weil sie uns zeichnet mit denselben Malen der Geburt und des Todes, uns narrt mit demselben Nachobenwollen, uns beugt mit den gleichen Stürzen, darum rührt uns Ähnliches. Darum kann „Allgemeinheit" zwischen uns sein. Sooft sich die Entwicklung auch in Sackgassen verlaufen wird, an den ewigen Eindrücken und Leidenschaften der Allgemeinheit wird sie sich wieder zurechtfinden. In wem dieses allmenschliche Geschehen rauscht, dessen Schöpfungen finden Nachklang unter der Menschheit. Weltanschauungen und Kunstwerke, welche die schwere Geschichte des Menschlichen in sich tragen, können auf die Allgemeinheit wirken; denn sie erlebten das „Mittel" zu ihr.

Wie die gemeinsamen großen Stationen des Lebens die primitive Verbindung zwischen den Menschen herstellen, so läßt das Sehen des gleichen Geschehens und der Welt, wie sie von den objektiven Erkenntnissen vorgeschrieben wird, spezielle und höhere Beziehungen zwischen ihnen zu. Der Zeitgeist, das jeweilige Weltbild, ist allen gleich der Gegenstand des Erlebens. Das Erlebnis der Welt von heute macht eine geistige „Allgemeinheit" möglich.

Nur durch die Ganzheit des Bewußtseins und an der Gesamtheit des Lebens ist das Erlebnis zufriedenstellend. Keine hirnliche Erkenntnis der Natur, keine Tatsache des Weltablaufs, keine neueste Entdeckung kann ausgelassen werden. Wenn man nicht alles einbezieht, hat man leichtes Spiel mit der Welt. Aber es nützt uns keine Weltanschauung, welche die Augen vor irgendeinem dunklen Punkt schließt. Wir müssen ihn doch durch die geschlossenen Lider sehen. Dies ist ja das Glück und das Unglück unseres Erdteils. Wo, wie im Orient, die Schwerkraft auf dem tiefen Schwingen zwischen der eigenen Persönlichkeit und dem Gott liegt, kann nicht so aufgemerkt werden auf das Leben. Weder die Veränderungen der Zeit wirken dort straff auf die Philosophien, noch formen diese das Leben um. Wir aber wollen Übereinstimmung zwischen Religion und Leben. Vom Osten kam zuerst der Ruf: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wir aber haben die Arbeiterversicherung und die Krankenkassen. Weil wir das Leben mitrechnen müssen, wurde es uns aber auch so schwer, Religion zu haben. Kommt uns jedoch eine neue, dann ist sie vollkommener, weil auch die Fragen der Realität in ihr zur Lösung gelangen.

Wo die Fähigkeit zum Erlebnis des Seienden fehlt, haben die Weltanschauungen etwas Unzwingendes, Willkürliches. An Stelle des Lebens, das in den Köpfen Raum haben müßte, breiten sich die eigenen Spielansprüche mit selbständig ablaufenden Phantasien aus. Es entstehen Mystiken, die, unnachgeprüft am Diesseits, dem Weltbild mehr zumuten, als es leisten

kann, bis zu sonderbarer Heiliger und Lokalpropheten verschrobenen Hervorbringseln, die vor zweitausend Jahren ebensoviel Notwendigkeit gehabt hätten wie heute. Sie können keinen breiten Boden finden, weil sie nicht über das gemeinsame Orientierungsobjekt geschaffen sind. Und wenn einmal eine empirische Menschheit in jene Windungen hineinhypnotisiert ist, wird sie sich wieder zurückerholen – außer jenen, in denen sich der Geist so wenig ausgearbeitet hat, daß sie jeder nur bequem gebotenen Setzung folgen können.

Der denkende Mensch setzt sich mit der Welt auseinander, indem in seinem Kopf raummäßige Verhältnisse, Projektionen von ihr entstehen, wie auch das Denkresultat der Menschheit, die Sprache, das Außen in Bildhaftigkeit übernahm. Wer denkt, setzt die Sprache fort. Die Ausmaße, welche die Welt in uns einnimmt, unterliegen jedoch ungeheuer leicht einer eigenen Abentwicklung, so daß sie nicht mehr dem Außen entsprechen. Dann hat das Sinnbild die Unmittelbarkeit zum Leben verloren. Durch die Festlegung – eine Übertragung mehr in Worte, die durchaus nicht eindeutig, sondern hundertköpfig sind und an einem ihrer vielen Häupter beliebig weiter geführt werden können – wird die Zuverlässigkeit der Folgerung noch fraglicher. Es sind höchst scharfe Erlebnisorgane nötig, die zuerst einmal eine genaue Ureinstellung der Bildhaftigkeit erreichen und dann beständig während des Vorwärtsschließens in der Nähe des Erlebnisgegenstandes Welt liegen müssen, um bei jeder Entfernung zu protestieren. Nur Menschen, die nahe genug an die Dinge herangehen und auch wieder von ihnen zurücktreten können, dringen wirklich zum Leben und über es zur Allgemeinheit vor.

* * *

Da das Menschliche ein Zusammengesetztes aus menschlichen Strebungen, ausgewählt vom Willen, ist, so gibt es keine Wahrheit – eine falsch gestellte Frage – sondern nur Aufforderungen, die, aus uns selbst heraus oder uns von der Natur nahegelegt, in uns tönen. Sowie die Tatsache, daß die Menschen sich beim Geschlechtsakt in die Augen, in die Seelen sehen, Forderung zu seiner Vergeistigung und Beweis dieser Notwendigkeit ist; wie unsere Körperbeschaffenheit uns Homosexualität zweifelsfrei als Mißentwicklung feststellen läßt, so gibt es für den Weg der Menschheit sichere Weiser des Empfindens, Winke des Werdens, die wir hingegebenen Sinnes deuten müssen, um die nötige und gute Richtung festzulegen.

Die biologisch jüngste Forderung, die im Menschen entstand, und darum die spezifisch menschliche, ist die, welche der Name „Geist" treffen will. In seinem schwierigen Rayon hat sich die Sprache noch gar nicht unzweideutig erklärt, so daß vom Okkultisten und Pietisten über den Ingenieur

zum Kubisten jeder den „Geist" als sein Eigenstes für sich mit Beschlag belegt. Am verderblichsten zeigt sich dieser Mangel in jenem für einen Teil das Ganze setzenden Leitsatz: „die großen wissenschaftlichen Erfolge der Neuzeit seien Errungenschaften des menschlichen Geistes," welcher in das allgemeine Blut übergegangen ist und den Aussprechern sofort die Brust vor Stolz so anschwellen läßt, daß er sich dick auf den Riesenerfolgen ausruhen will.

Das exakt wissenschaftliche Forschen und Kombinieren, wie es besonders im Technischen und Mathematischen erscheint, geht von einem zum scharfen Folgernkönnen gezüchteten Hirnteil aus. Alles Nurlogische beruht auf einer gleichsam körperlichen Tätigkeit des Geistes. Entdecken ist seine Methode, sein Weg. Je mehr an dem nurhirnlichen Folgern die anderen Gebiete des menschlichen Geistes mitarbeiten, desto mehr wird aus der bloßen Funktion des Geistes eine wirklich „geistige" Tätigkeit. Das Zustandebringen von Forschungsresultaten in einer Wissenschaft, etwa der Chemie, braucht also ebensowenig wie ihre Erlernung, — das physische Vermögen, im Gedächtnis anzusammeln — eine Tat des „Geistes" zu sein. Dieser begänne erst damit, wenn das Erforschte oder Gelernte in Beziehung gesetzt würde zur Ganzheit der Welt, mit dem kleinsten sogenannt philosophischen Einschlag, wozu eben die innere Mitarbeit außerhirnlichlogischer Kräfte nötig ist. Dann nur entsteht die wissenschaftlich-geistige Leistung, welche auch noch keine des menschlichen Gesamtgeistes, sondern die eines Teilgeistes ist. (Wie wäre es sonst auch möglich, daß in unseren Anstalten der Wissenschaft so viel Enge, Verstocktheit, politische Unbewegtheit, das heißt Ungeist, versammelt säße.)

Dann wird auch die Hingabe für eine Idee, also für etwas Unkörperliches, als die Fähigkeit zum Geiste bezeichnet. Doch wird man Menschen, deren Hirngrenzen mit den so nahen des Vaterlandes oder der Rasse zusammenfallen, ebensowenig „geistig" nennen können, wie jene, die dem „Verschönerungsverein Stöckchenhausen E. V." Gut und Leben geweiht haben: Der Inhalt der Idee, für die sich geopfert wird, muß genügend überörtlich und überzeitlich, auch mit sonstigen Forderungen im Menschen verbunden sein, damit das Leben für sie ein geistiges Tun bedeute.

Weil das (jetzige) Weib zentriert ist von ihrer Mitte aus, kann sie nur das zu sich einbeziehen, was in die vom Zentralpunkt bestimmte Umspannung hineingeht. Sie kann sich nicht für alles hingeben. Das Einbeziehbare aber muß sie zu sich hineinnehmen in ihre Umgrenzung und trennt es nun nicht wieder von sich. Weil sie nicht absehen kann von dem Dinge, kann sie es nicht mit der von seinem Eigenrecht verlangten Vollkommenheit einteilen, ausbauen, aus dem Spinngewebe ihres

Seins herausstellen. Angesichts dieser Form des Geistigen, die im Schwingen des Wesens selbst eingeschlossen bleibt, kann „Geist" nicht nur auf die männliche Betätigungsform Anwendung finden. In den der Frau erreichbaren Gebieten sind nur die Erscheinungsarten verschieden. Die männliche, Resultate in die Erscheinung treten zu lassen, kann keinen absoluten Mehrwert beanspruchen.

Am umfassendsten und daher am gerechtfertigtsten ist der Begriff Geist, wenn er Vergeistigung bezeichnet. Diese geschieht sowohl durch Verseeligung — durch immer nähere Inbezugsetzung eines Triebes zu der ganzen Individualität des Triebbesitzers, wie im Geschlechtlichen, — als durch fortschreitende Entfernung von der Materie, wie im Religiösen oder Künstlerischen. In einem Gebiete kann der Zurückdrängung des Leiblichen mehr stattgegeben werden als in dem anderen, je nachdem, was mit dem Verdrängten an Werten auf dem Spiel steht. So hat die Vergeistigung der sexuellen Sphäre ihre Grenze an dem Gefühl der Körperschönheit. Die bildenden Künste erscheinen weniger vergeistigungsfähig als die Musik. Das Bedürfnis nach nationaler Begrenzung kann einen recht starken Stoß nach Überörtlichkeit vertragen, bis dorthin, wo die Liebe zur eigenen Art gehört werden muß. Daß Vergeistigung über ein Menschliches hinaus und unter seiner Mißachtung fortführbar ist, läßt uns auch diesem „Geist" nicht uneingeschränkt den Beruf, letztes Ziel des Menschen zu sein, zuerkennen. Vergeistigung hat ihre deutliche Begrenzung in der Gebundenheit, daß etwas vergeistigt werden soll: der Körpermensch. Dieser zweite Teil verlangt bei dem Vorgang mitzureden. Er will das, was zu ihm gehört, seine Lebensbejahung, seine Liebe und seine Freude auch berücksichtigt wissen. Auch die Geistigkeit der Vergeistigung ist eine Teilgeistigkeit. Sie bedarf eines Einfließens vom Gesamtmenschen her.

Dadurch, daß ein Körperliches vergeistigt wird, erscheint uns das Welttreiben einen Sinn zu erhalten. Das primitivste Stadium dieses „Sinnes" ist das Handeln eines Menschen gemäß seinem Wesen. Hier drückt sich an der Tatenwelt ein Unbegrenztes ab. In dieser Vorherrschaft des Willentlichen liegt erste Geistigkeit. Entwickelter erscheint dann der Sinn der Welt in der Erkenntnis ihres Zweckes: wenn ihr materieller Bestand einem übermateriellen Prinzip untergeordnet wird. Hat dieser Sinn sich mit allen Erscheinungen der Welt auseinandergesetzt — es gibt viele Teilsinne -- dann ist restlose Versöhnung zwischen Körperlichem und Geistigem. Der Menschengeist hat das Außen unter sich eingeordnet. Weil der Sinn der Welt in letzter Linie bei jeder Bemühung des Erkennens von den Menschen dunkel gewollt wird, ist er Prüfstein für alles „Geistige". Der große Sinn der Welt bezeichnet den Anfang und die Grenze wirklichen Geistes.

So ist also weder die wissenschaftliche Erkenntnis ohne eine gewisse Vergeistigung, noch die Hingabe an eine Idee, deren Inhalt nicht kontrolliert wurde von diesen beiden; noch die Entmaterialisierung ohne Berücksichtigung der Lebensbejahung; noch schließlich jedes von ihnen ohne der Welt einen umfassenden Sinn zu geben: Geist. Sondern alles dieses sind Einzelstrebungen, die erst gemeinsam den Menschengeist ausmachen. Die sogenannt schlechthin „geistigen" Forderungen sind die „speziell geistigen".

Die Allgemeinheit stellt, als existierende Menschenvielheit genommen, aus der ja erst der Begriff „Allgemeinheit" aufstieg, ihren körperlichsten, wörtlichsten Anspruch in den Anrechten aller Menschen an das Leben. Das Dasein der Vielen ist Aufforderung, sie zu berücksichtigen. Es ist ganz gleichgültig, ob die ethische Forderung ihren biologischen Ursprung in der bloßen Nützlichkeit, der Versicherung der Menschen auf Gegenseitigkeit, hat: sie tönt heute in den Seelen laut und unabweisbar und findet im Gewissen Kläger und Richter. Unsere Verwurzelung mit den Menschen ist ein Teil unseres Seins, den wir nicht herausschneiden können, wollen wir nicht, daß unsere Leben – ohne die beseligende Durchflutung von der Liebe – kühl, einsam und unmenschlich werde. Wir nehmen unsere Kräfte aus dem großen Ganzen der Welt. Wir müssen ihr zurückgeben, was ihrer ist.

Auch in der Kunst scheint es sich um den Vollzug der Einheit zu handeln zwischen dem Einzelwillen des Künstlers und dem Prinzip des „Allgemeinen". Nur dieses kann doch dazu verhelfen, daß ein Individuell-Leidenschaftliches allgemeingültig und dauernd ausgedrückt werde. Künstlerische Form ist ein auf die allgemeine Formel gebrachtes Subjektives. Wir hatten in der typischsten Zeit des Subjektivismus, des Überhandnehmens der Individualität, den Naturalismus, der fast aufhörte, Kunst zu sein, weil in ihm das in die Natur projizierte Individuum herrschte, er daher fast aufhörte, Form zu haben. Heute, da der Zeitwille auf Einreihung, nicht auf Selbständigkeit gerichtet ist, entstand die Stilkunst. Ist in einem Werk Individuelles, das nicht eingegangen ist in die Formung, sei es Persönlich-Stoffliches, zurückgeblieben vom Erlebnis her, oder Persönlich-Geistiges, das bei der Ausarbeitung eingedrungen ist, so leidet die Kunstwirkung Einbuße.

Den gleichen Kampf, den der Künstler ausfechten muß, um sein Individuelles in die allgemeine Form zu zwingen, hat jeder Mensch in der Wirklichkeit aufzunehmen, um sein Persönliches unter Berücksichtigung der Mitmenschen durchzusetzen. Der ethische Mensch findet in seinem Lebensstoff das Dasein der Vielen als zu lösendes Problem vor.

Er beläßt sein Leben im rohen, sinnlosen Chaos, umgeht er die Aufgabe, die ihm durch die Mitmenschen gestellt ist. Er formt sein Leben nicht durch Auslassung, sondern durch Zwingung des Stoffes. Das Dasein der Vielen muß vom Einzelnen überwunden werden. Dieser hat die höchstmögliche Selbstentwicklung unter Respektierung der Ansprüche der anderen zu erarbeiten. Vereinigung von Einzelwollen und der Allgemeinheit muß sein Ziel sein.

Der naturgegebene Hinderungsgrund für eine restlos ideelle Ethik liegt natürlich in dem Bestehen des Individuums überhaupt. Das Einzelne ist eine Abgrenzung, eine Kräftekonzentration, die, was es braucht, zu sich heransaugt und dadurch anderen fortnimmt. Heute wird dieser natürliche, wenn auch tragische Selbsterhaltungstrieb ins Ungeheure gesteigert durch einen bis zum Zerfleischen scharfen Lebenskampf (in dem ein sittlicher Weltordner im Himmel offensichtlich nichts helfen konnte und als überflüssig verschwinden mußte). Bei der gegenwärtigen Ansichentwicklung des Lebens gleich Geschäftslebens, dessen freie Konkurrenz von keinem übersehenden und gütigen Herzen angehalten und noch verschärft wird durch das plötzliche Anteilwollen aller an den Erleichterungen und den als Genüsse abgestempelten Möglichkeiten des Lebens, wo das vorübergehendste Nichtmithalten sogleich Ausschaltung, Selbsterniedrigung, Hunger zur Folge hat, ist Ethik nicht möglich, weil sie nicht zu verlangen ist.

Daß Hunger oder die einfachste körperliche Not schon allein zur täglichen Versündigung an dem Dasein der Mitmenschen treiben muß, ist elender Widersinn. In den Menschen konnten sittliche Forderungen überhaupt erst entstehen, als sie gegenseitiges Auffressen nicht mehr nötig hatten. Der Einzelne muß davor geschützt werden, daß er beständig vor der Existenzkippe, wo alle Heiligkeit allmählich ihr Ende finden muß, steht und die Angst vor der Vernichtung ihm die Treue an der Forderung der Mitmenschheit bis zum Bruche erschwert. Er muß durch sinnvolles Eingreifen von oben herab von jener gefährlichen Grenze ferngehalten werden. Wie auch immer — der Staat als moralischer Regulator zwischen ein irrsinnig gewordenes Leben gesetzt, in dem sich nur noch die Bessersituierten Menschenliebe leisten können, muß die Verhältnisse so zurückschrauben, daß der immerhin noch bestehenden privaten Moral die Geschäftsmoral wieder folgen und es wieder eine und nur eine Ethik geben kann.

Doch die Forderung des Daseins der Vielen enthält keinesfalls die, allen Menschen Gleiches zuzudiktieren. Es kommt doch darauf an, daß es jeder menschenwürdig auf der Erde hat — nicht daß er es so hat wie der andere. Von der christlich-sozialistischen Einstellung wurde der Ton verschoben dadurch, daß sie sich gegen das ihrem Ideal Widerstehende, die Reichen, wenden mußte. Mit der Spitze gegen die Begüterten, die

jedoch nur eine historisch-real bedingte Erscheinung sind, wird das Verlangen der „Humanität für jeden" zu dem der „Gleichheit mit allen". Diese aber ist nur bis zu dem Punkte berechtigt, wo die Ungleichheit beginnt. In den höheren Schichten verzweigt sich das Sein der Menschen zu immer individuelleren Verästelungen. Gleichheit ist zwischen ihnen nur in den unteren Lagen des Erdnahen. Dieses allen Gemeine kann deshalb Gebiet der allgemeinen Fürsorge sein. Hierauf, doch nur bis hierher soll sich die sozialistische Gleichmachung erstrecken. In höheren Bezirken muß Einzelpolitik gemacht, Spielraum gelassen werden. Ein gutes Mindestquantum an Voraussetzungen für das einfachste leibliche und seelische Glück ist allen Menschen zu sichern. Darüber hinaus zwingt ihre Verschiedenheit, die jedem einzelnen ein Unterschiedliches zu tun aufgibt, zu ungleicher Behandlung. Oberhalb jenes Bedürfnisgebietes, welches die Liebe, Gleiches schenkend, umfassen kann, teilen die Seelen sich zur Unvergleichbarkeit und haben daher jede ihr besonderes Recht. Nicht soll einer dem anderen vorgezogen werden, sondern er soll erhalten, was er zur Auswirkung seiner Sache nötig hat. Das braucht durchaus nicht ein Mehr an materiellen Gütern zu sein. Der Künstler bedarf durchschnittlich nicht der Geldsummen, die der Gewöhnliche für Zerstreuungen ausgibt, dafür etwa mehr der persönlichen Freiheit. Ein feinnerviger Geistesarbeiter hat sorgfältigere Körperpflege nötig als der Handarbeiter, aber wiederum kein Anrecht auf dessen harmloses Ausruheglück. Hier schreit nur Pöbel in jederlei Kleidung aus falschem Neid und mißverstandener Zurücksetzung nach Gleichheit, während einzig die Frage: Was ist jedem gemäß? aufgeworfen werden darf. Wenn dem Einzelnen aus seinem Berufensein eine unvertauschbare Aufgabe entsteht; wenn er selbst nur Instrument ist, das ihm zur Vervollkommnung anvertraut wurde, dann wird Vorrecht nicht nur Recht, sondern Pflicht.

Unsere Verbundenheit mit den Mitmenschen aber dringt, die gemeinsamen Regionen treffend, so stürmisch, wie es nur in Menschenangelegenheiten der Fall sein kann, darauf, daß jedem ein Existenzminimum vom Staat gegen Arbeit garantiert werde. Von einer hieran hindernden einmal entstandenen Besitzverteilung Bauernehrfurcht zu erhalten, ist zynisch angesichts dieses heiligen, selbstverständlichen Soll.

Wie schon der Einzelne heute, nur von Strafgesetzbuchbedenken beschränkt, an sich rafft, so wollen die unter keine Staatsaufsicht gestellten Völker, weit über die Grundlage ihrer ihnen zur Kulturexistenz nötigen Kräfte hinaus, sich schlechthin ohne Hemmung nehmen, was ihrer Kapitalistenrohnatur erreichbar ist. Da Politik nicht überall, sogar nirgends von Kulturpersönlichkeiten gemacht wird, und etwaige das Moralische wollende Volkskräfte stets in unmächtiger Minderheit sind (zudem

Alles, was in Gesellschaft auftritt, einer Nivellierung um mehrere Grade unterliegt), so ist die Staatengeschichte kaum mehr als eine Reihe plumper Boxereien, welche durch die Usance der gutwattierten Gegner, sich die Redewendungen wirklicher „privater" Ethik zuzubrüllen, bevor sie sich zwecks ungestörten Raubes in den Magen treten, etwas ungemein Groteskes erhält; hier kann die Menschlichkeit vorerst nur die Augen schließen.

Gleichberechtigt mit den Forderungen der Vergeistigung und des Vorhandenseins einer Mitmenschheit kommt die Erde selbst, die Farbe und Unvergleichlichkeit ihrer Erscheinungen mit den ihren. In uns Heutigen rauscht die große Freude an der Welt, wenn auch Einzeldasein und irdische Verhältnisse noch so erbärmlich sein mögen. Eine strahlende grüne Wiese zwischen haushohem Menschenelend läßt den bis zum Ekel Entmutigten wieder nach Leben lechzen. Ein Sonnenuntergang, nur eine halbe Stunde entfernt vom europäischen Völkerwahnsinn, kann uns wieder toll machen nach der Erde. Eine Bewegung eines kleinen braunen Kinderfußes kann einen mit Glück anfüllen inmitten stöhnenden Leidens. Vor der Schönheit der Natur, der Leidenschaften, der Körper sinken wir einspruchslos anbetend hin. Es ist, als ob die leidenschaftlichen Einzelgeschehnisse Symbole für die vielen Möglichkeiten, die Nuancen der Welt sind; als ob sich in ihnen, wie in Prismen, die Farben sammelten. So tief ist unsere Lust an den Dingen, daß die intensive Erscheinung, die große Geste selbst als Endzweck alles Lebens gelten wollen, als ein Ursinn, vor dessen mitreißender Kraft alle anderen Weltsinne aus Humanität und Geistigkeit spät und blaß zu werden drohen. Diese kritiklose Freude an allem Daseienden, erhöht noch, wenn es in der Form der Unbedingtheit auftritt, will sich nicht einschnüren lassen von irgendeinem verneinenden Prinzip. Nichts von dieser ungeheuren Welt, ob Vergeistigtes oder Ungeistiges, ob Schlechtes oder Gutes soll unseren einschlürfenden Organen entzogen werden. Unser Begehren nach Klang, Rausch, Buntheit empört sich dagegen, daß die wundervolle Vielgestaltigkeit durch Bedenken beschnitten werde. Weil wir die Welt glühend lieben, berückt uns die Pracht des großen Bösen wie der großen Beschränktheit. Wir wollen die Abstufungen des Lebens, weil sie zu ihm gehören.

Eins der tiefsten, auf nichts Vorangehendes zurückzuführenden seelischen Bedürfnisse ist das der Vollendung. Das Angefangene zwingt. Aus diesem Trieb heraus will das Zweiteilige im Menschen vereinigt werden, entsteht der Wille zur Einheit von Leiblichem und Geistigem, Individuellem und Allgemeinem – weil diese Kräfte einmal im Menschen sind. Vollendungswille ist auch der Trieb nach Wahrhaftigkeit, jener nur von sich selbst sanktionierte Drang nach der reinen Fortführung, welcher alle

unwahren Verschiebungen ablehnt. (Der Diebstahl des Armen am Reichen ist weniger ein Verstoß gegen die soziale Ethik als gegen die persönliche, Wahrheit heischende.) Jenes Streben nach Vollendung ist wie das Muß, das den Menschen im Gebirge aufruft, die Berge zu besteigen lediglich, weil er sie sieht.

Diese Notwendigkeit, alles das einzubeziehen, was da ist, weil es da ist, läßt uns nicht in der Erfüllung einer der großen Forderungen, sondern aller das Menschheitsziel sehen. Der „Geist" ist uns zu klein genommen, wenn er sich lediglich auf Vergeistigung oder Erkenntnis erstrecken soll. Den kühnen Namen „menschlicher Geist" zu führen, ist nur ein Begriff berechtigt, der auch die Menschenliebe und die Weltbejahung umfaßt. Nicht die Steigerung eines der Geistesgebiete, sondern ihre Einanderdurchdringung ist das Erstrebenswerte. Der Geist, den wir meinen, ist eine Relativität jener großen Forderungen, welche die europäische Menschheit in ihren wesentlichen Äußerungen dunkelbewußt anerkennt. Er ist weder das geisttrunkene Nietzscheextrem, in dem die Sehnsucht, den Vielen ihr Recht zu geben, unterdrückt wird und, unter der Härte sich immer wieder hervorwagend, klagt; noch die geistvergessene Nur-Liebe des Christus, noch die urteilslose Bejahung der Welt schlechthin; sondern er ist das eine mit dem anderen. Geist und Güte sind keine entgegengesetzten Größen. Der wirkliche Geist ist eine Gesamtheit, in der Liebe, Vergeistigung und Freude als Teile enthalten sind. Geist ist uns ein Organismus, der nur unzerrissen emporgeführt werden kann. Kein Teil von ihm darf über das Verkümmern des andern blühen.

Diese großen menschlichen Wollungen sind zutiefst auf Ausgleich untereinander angewiesen, weil ihre einzelne Weiterführung im Nichtsein des Individuums oder der Gesamtheit endet. Da am Ende jeder der Leidenschaften der Grenzpfeiler Tod steht, werden die lebenwollenden Menschen immer wieder zurück und hinübergescheucht zu den anderen. Unbehinderte Entmaterialisierung löst die eigene Existenz auf, ebenso wie völlige Weggabe in Liebe. Restlos ungebändigtes Nur-Leben bedeutet Zerstörung untereinander. In allen vorgeschrittenen Stufen ist schon Tödliches zu spüren. Die Strebungen halten einander von Natur aus selbsttätig die Wage.

In der Auseinandersetzung zwischen den Forderungen im Menschen zeigen besonders die der Menschenliebe und die einer „speziell geistigen" Höherführung Unverträglichkeit. Es ist eine Tragik des Geistes, daß ihn sein Großwerden unter Verrat des Ethos nicht froh machen kann. Versöhnung zwischen ihnen muß erreicht, nichts Menschliches darf ohne Sühne geschändet werden.

Um die kritiklose Freude an der Welt zieht die Zielhaftigkeit im

Menschheitsideal Grenzlinien. Die ethischen und „geistigen" Bestrebungen sondern aus, machen die Welt schmaler. Die Schönheit aber bejaht jede Spielart.

Der Künstler, dieser bevorzugte Priester der Freude an den Dingen, vereint die widerlaufenden Wollungen in seinem Werk. Dostojewsky gestaltet alle menschlichen Erscheinungen vom Wüstling bis zu Christus gleichsam neutral, ohne Urteil. Sein Werk verlöre an Weite und Kraft, schaltete er den Mörder durch krasse Verneinung aus. Er breitet die Welt in ihrer herrlichen Vielheit hin — und läßt dennoch in der Art, wie die Gewalten aneinanderschlagen, die eigene Stellungnahme durchscheinen. Goethe ist Faust und ist Mephisto. Aber hinter Goethe-Faust und Goethe-Mephisto steht Goethe. Urteilslos scheint der Künstler der Lust an seinen Gestalten hingegeben, aber im Hintergrund hält er wohl seinen Standort. So genießen auch wir unterschiedslos alles Seiende — und entscheiden dennoch für uns selbst, was recht und unrecht. Das chaotische Aufundab der Welt, gleichgültig welchen Inhalts, ist zu köstlich, als daß wir es schienen sollten. Im eigenen Handeln aber sind wir richtungshaft. Wie der Künstler den Stoff unmerklich ordnet, legen wir dem Vielgestaltigen leise die Form der moralischen und vergeistigenden Beschränkung an. Wir genießen die Unterschiede und wählen fast nur im Unterbewußtsein aus. Wir wünschen, daß die Welt die unwählerische Intensität der guten Kunstwerke hätte. Nichts Menschliches ist uns fremd, doch ziehen wir in den nächsten Kreis persönlichen Handelns nur, was in unser Bild von der Zukunft stimmt. Genug Nurbuntes, Unzielhaftes wird auch ohne unser Zutun die Welt stets haben.

Nun aber bricht in die ruhende Welt gleicher Verteiltheit von oben herab der Wille zum Höherhinauf. Um des Aufstiegs willen muß der Schaffer der großen Einzelleistung, wenn der Konflikt, die eine oder die andere Forderung zu erfüllen, unausweichbar ist, ein Menschliches vernachlässigen, um das andere in die Höhe zu bringen. Es fragt sich doch, wie dem Gesamtgeist am meisten gedient wird. Die Vielheit der einzelnen Geistträger ist es, die zu ihm hin arbeitet. Weil Arbeitsteilung die Methode des Vorwärtskommens der in Individuen zerfallenden Welt ist, hat der bedeutende Berufene die Pflicht, sich, ob er will oder nicht, gegen ein Gebot zu vergehen, wenn er dadurch einer vom Geiste beglaubigten Sache einen Stoß nach vorwärts zu geben vermag. Nur wo die Niederdrückung des einen Teils des Gesamtgeistes die Höherführung des anderen aufwiegt, ist ihm die Preisgabe angenehm. Wo aber gegen eine in der Menschheit geltende Forderung verstoßen wird, da muß Leiden an der Beugung des Menschlichen sein.

Die Einzelleistung im Gebiete jeder menschlichen Forderung kann die Nichtberücksichtigung jeder anderen, ja der selbst vertretenen bedingen. Der schöpferische Menschenbeglücker wird vielleicht durch Betrug seiner Nächsten zur Möglichkeit seiner Tat kommen. In einer Periode der Erdverneinung würde einem, der die Aufgabe hätte, die Menschen wieder für die Freude zu begeistern, Verbrechen gegen den „Geist" oder die Ethik zugute gehalten werden müssen. Der Besondere im Arbeitsgebiet einer Wissenschaft oder der Kunst, die von der Gesamtkraft des menschlichen Geistes gespeist wird, muß gegen die momentan vorhandene Allgemeinheit sündigen, wird der „Allgemeinheit" damit genutzt.

Weil in den Bedeutenden, als Menschenganzheiten, gemeinhin alle Forderungen laut sind, werden sie Schmerz empfinden, wenn sie sich gegen die ethische vergehen. Es handelt sich ja doch letzterdings um dieselbe eine Allgemeinheit für soziale wie „geistige" Dinge. Allerdings gibt es Teilniederlassungen des Geistes: Menschen, die wie in äußerst durchgeführter Arbeitsteilung nur den Ausschnitt ihrer speziellen Aufgabe zu sehen bekommen. Ihnen ist eine gleichsam anormale Kräfteanhäufung an einer Stelle gegeben. Die mit einem, etwa dem wissenschaftlichen Teilsein Hervorragenden werden das Merkmal des Leidens kaum zeigen. In ihnen ist die Verbundenheit mit den Mitmenschen in eine andere, unsubjektive Gestalt transformiert.

Die mit ihrem ganzen Wesen Großen aber, also vornehmlich die Künstler und die Philosophen, in denen sich alles Bewegende des Lebens treffen muß, damit seine Universalität ausgestrahlt werde in ihr Werk, sind irgendwie ethisch. Alle Forderungen tönen in ihnen. Keiner dieser Großen tut mit Behagen unrecht — wenn anders dieses ihm bewußt wird. Er bestätigt durch sein persönliches Leiden die ideale Unverletzlichkeit des real geschändeten Weltbildes, kittet den Bruch des Weltgebäudes mit seinem Schmerz. Der Besondere muß um seiner Sache willen die Gebote der Menschenliebe verletzen, seine Tat aber muß das Gesicht des Opfers tragen. Wie das Individuelle nur wegen der Allgemeinheit da ist, so muß das individuell Zeitliche zurückstehen vor dem Gesamtzeitlichen. Die Sünden des kleinen schnell vorüberziehenden Einzellebens müssen getan werden für das Bleibende. In der Form des Unglücks, der Rache des beleidigten Geistes, muß der Mensch die Differenz begleichen, das tragische Vorrecht der Großen.

Die großen Forderungen gleichmäßig höher zu führen, daß keine hinter der anderen zurückbleibe, vorübergehend zwar der einen notwendigerweise mehr Recht zugestehend, für die Ewigkeit aber die Ganzheit wollend, dies ist uns der Inhalt des „Geistes", nach dem der religiös-denkerische Mensch fragt.

* * *

Als die Resultate der Naturwissenschaften bekannt wurden, da waren die Menschen unglücklich. Sie riefen: „Halt, halt! Wenn ihr alles bis auf die Knochen seziert, sinken unsere Ideale zusammen. Wir wollen an etwas von Bestand glauben können. Ist der Mensch aber Materie, dann ist er nichts Höheres mehr. Es ist aus mit dem Sinn der Welt!" Wir aber sagen nun: „Wenn der Mensch in Wahrheit keine ‚Seele' hat, um wieviel herrlicher, daß er dennoch Seele hat! Der materielle Unterbau schließt den Sinn nicht aus, sondern verdoppelt ihn: trotzdem die Welt sinnlos ist, entstanden so herrliche Dinge unter und für Menschen." Jene Früheren konnten über die „Wahrheit" nicht hinaus. Uns leuchtet, auf ihr errichtet, schon eine neue Erhöhung. Uns ist gleichgültig geworden, ob die Welt einen Sinn hat, – nachdem wir einen im Menschenleben sehen. Daß er nur unter uns gilt, schadet nicht seiner Währung, sondern erhöht sie. Fühlen wir doch die Kraft des Irdischen und werden um so stärker in die Arme der Erde geworfen. Daß im Grunde nichts an der Welt ist, und sie doch so lebenswert, verhundertfacht die Freude an ihr. Nun, nachdem wir sie auseinandernahmen und in alle Tiefen schauten, ist ihre Schönheit eine festere und untilgbarere.

Das Bewußtsein, daß wir nur hier glücklich werden können, dieses riesenhaft gewordene Gefühl einer ganz und garen Irdischkeit, läßt uns in Menschheit Anfang und Ende sehen. Aus dem Hier und dem Heute bricht uns der Zwang religiöser Hingabe. Das Hier und das Heute bestimmt das Wesen unserer Taten: Wir werden nun vom Leben – endlich! – durch das Leben selbst erlöst.

Der religiöse Rausch, nur mit der Richtung nach vorn fortgegeben, ist letzten Sinnes „nutzlos"; wie jede menschliche Wollung, die unpersönliche Ausstrahlung ist, deutlich den Fluch des Alleinseins trägt. Erst mit der Schließung des Ringes des vom Leben sich Erhebenden ins Lebende zurück wird es fruchtbar. Es nützt den Teufel, wenn einer von der Gottnatur trunken nach Hause kommt und seine Frau betrügt. Der Einsiedlerwaldmensch, der seine ganze Frommheit an Bäume verspritzt, ist uns ein Sodomist. Er muß sie aufbewahren für die eben verlassene Stadt. Rausch ist ein Stoffwechsel der Seele. Er weitet sie und macht sie tiefer durch unerhörte Öffnung ihrer sonst verstaubten Poren. Er lehrt sie, das ganze Gemüt in Wallung bringend, Erkenntnis und Mittun aller ihrer Teile. Der Ichtaumel, welcher die Seele erhöht, die Seele aber als ein Werkzeug der Menschheit, ist Gott wohlgefällig.

Ohne Himmel und Propheten hält sich die Welt heute von selber heilig. Wir haben ja nur diese eine unsere Welt, nur dieses eine unsere Menschliche – wie sollten wir es nicht hochhalten? Wer es erniedrigt, untergräbt sich ja die eigene Existenz. Uns kann es nicht mehr anfechten,

daß die Dinge roh körperlichen Ursprung haben. Alle naturwissenschaftlichen Wurzeln versinken lautlos unterhalb jener Fläche, auf der die menschlichen Empfindungen mit einer gewissen Endgültigkeit entstanden und von da an ihre Maße geltend machen. Die Tatsache, daß die Beziehungen unter Menschen wurden, ist genügender Zwang zu ihrer Heilighaltung. Achtung vor dem Hiesigen ohne Strafandrohung ist das Selbstverständliche, das nunmehr jeder bei der Geburt mitbekommt.

Hingabe für dieses Menschliche ist das neue religiöse Gefühl. Inbrunst des Tuns verlangt es. Der Blick auf die Einzelheiten, in welche unsere Hirntätigkeit die Ganzheit der Dinge zerlegt hatte, schwächte die Unbedingtheit des Hingebens. Die gänzliche Unabhängigkeit und Selbstfundiertheit des Menschlichen aber wurde so zwingend, daß die Aufmerksamkeit nicht mehr am Detail hängen bleibt. Nach einer Zeit der gebrochenen Konstitution vermögen wir wieder das Leben einzusetzen für unsere Heiligtümer. Jedes Opfer wird ihnen gebracht. Das Handeln im Geiste des Menschlichen, unbedacht auf momentan-persönliche Lust oder Unlust, unverschoben von irgendeiner Zweckmäßigkeit ist der Dienst. Das Menschliche bleibt in alle Ewigkeit unser Weg, weil es ja unser Wesen und Eigentum, unsere Zukunft und unser Schicksal ist.

Die Kirchen dürfen bleiben, wenn in ihnen das Menschliche an Stelle des Göttlichen angebetet wird. Das ungeformte, dunkle Hohe, das wir in Gotteshäusern über uns fühlen, dieses halbe Grauen vor dem Unbekannten soll nicht zerrinnen vor unserer säubernden Erkenntnis und unserer Selbstherrwerdung. Immer noch bleiben wir klein und vergänglich in Schicksalen und Welten. Vor deren Unerklärlichkeit stehen wir in Scheu, vor ihrer Gewalt in Ehrfurcht. Die aber ergreift uns nicht so vollkommen, daß unser Mittun gelähmt wird. Wohl ist uns in Not jenes tröstende Gebet versagt, welches Hilfe von außen erwartet. Außerhalb des Unausweichbaren aber wälzen wir die Überkraft unserer Wünsche nicht ab auf ein Totes, sondern leiten sie über in eigenes Schaffen. Die ferne Zukunft erscheint, höchste Sehnsucht erregend, vor uns. Der Heutige gibt sich an die Menschheit fort, welche Gegenwart und Zukunft ist, Zukunft in der Gegenwart. Früher entselbsteten wir uns um des Himmels — heute um unserer selbst willen. Am Menschheitsziele, welches Vollendung des Menschlichen ist, lehnt sich unser verehrungsdurstiges Sein an. Vor ihm beugt sich unser Sinn und fühlt sich das Herz klein. In jener Welt findet unser Wesen, das durch die Zweifelhaftigkeit und das Schwanken der bestehenden so süchtig nach Verfestigung ist, Halt. Träumen von der einstigen Schönheit der Menschheit ist unser Gebet. Schwelgen in der Vollkommenheit des Menschlichen unser Kult. Das Tun hin zu ihr unsere Frommheit.

Die Selbstauflösung ist ein natürlicher Mechanismus gegen die Anschläge des Schicksals auf uns. Menschheit ist Rettung des Einzelnen. Weil das Schwergewicht nicht auf dem schnell Vorübergehenden des Lebens liegt, trifft uns das Schwerzuertragende nicht so hart: Was kommt es auf uns an — wenn nur die Menschheit dem Ziele näher gelangt! Die Spitze des persönlichen Schmerzes wird umgebogen von der Menschheit.

Der Tod ist uns nichts als die tragische Tatsache, daß einer hier nicht mehr mittun kann. Ob er zerfällt, verbrannt oder begraben wird, ist Nebensache: er ist kalt. Daß einer sich ohne Abschied davon gemacht hat ist alles — aber genug. Denn als Durchgangspunkt der Menschheit, als Einatmer und Tuender funktioniert er nicht mehr. Hat einer Zeit gehabt, sich hier zu erfüllen, ist sein Tod sinnvoll, und die Trauer wird verschönt von Poesie. Wo aber der Tod seinen feldwebelhaften Befehl, abzutreten und aufzuhören, gibt, ohne einen tun zu lassen, was er mußte, da ist er sinnlos. Wir verschmähen es, zur wohltätigen Milderung des Schmerzes über den Unsinn einen Sinn zu Hilfe zu nehmen, den wir in Nüchternheit nicht zugestanden, oder uns einem andern Glaubensrausch zu überlassen. Nur die Überlegenheit eines sinnwollenden Geistes, jene tiefe Verachtung können wir ausspielen gegenüber einem übermächtigen dumpfen Naturgeschehen, welches die sehend gewordenen Menschen wohl für immer mit einer zeitweisen Traurigkeit und Bitterkeit erfüllen muß.

Sei er sinnvoll oder sinnlos, der Tod eines geliebten Menschen, der ja ein Teil von uns wurde, reißt etwas aus unserem Innern heraus. Ungeheuer greift er in den eigenen Organismus, so daß die Blutungen nur schwer gestillt werden und er noch lange zittert. Aber: noch bin ich da, noch habe ich eine Aufgabe. Nur durch das Leben wird der Tod überwunden. Ich selbst, der Sehende, bin ja noch übrig und muß als Teil der Menschheit weiter für sie sein. Immer mehr ziehe ich mich mit dem Sterben derer, die ich an mich band, auf mich selbst — als letztes Werkzeug für das Leben, über das ich verfüge — zurück, bis auch die Reihe an mich kommt, und die Zurückbleibenden ihrerseits die Beschränkung auf sich als Atmende und Tuende vornehmen.

Auch der Tod will nichts besagen für das Leben.

Pan lebt

Erzählung von Otto Flake

I

Rosa und Anna waren Zwillinge; wer die Kinder sah, unterschied sie nicht.

Anna nahm solche Gleichheit als Seltsamkeit hin, einen kleinen Reiz; als sie sich mit siebzehn Jahren in einen Student verliebte, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, die Schwester möge ihre Stelle bei der Verabredung einnehmen und dann von einer lustspielhaften Verwicklung berichten.

Rose mit den hängenden Zöpfen ging lachend hin; und lachend wäre sie wohl zurückgekommen, wenn sie ihres Alters einem Gymnasiast begegnet wäre. Statt dessen war sie auf ein Werben gestoßen, das bis zum Weinen erregte — weniger, weil es unvorbereitet überfiel, als weil es so Tödliches verriet.

Ein erwachsener Mensch, kein Knabe mehr, nahm sie für eine andre und merkte nicht, daß Empfindung, die er echt glaubte und als echt auseinandersetzte, Betrug war — welch eine verworrene, befremdende Sache war das, was auf sie wartete, menschliche Liebe?

Sie hätte sich der Mutter in die Arme werfen mögen, die Mutter fehlte. Vorreife Erkenntnis, vor der sie fliehen wollte, holte sie ein; so grübelte sie. Wie, wenn sie die übernommene Rolle nun weiterführte und einging auf das Verlangen des jungen Manns, in heimliche Bindung zu willigen? Gar, wenn er nicht erfuhr, daß er die Falsche heiratete, oder doch so spät, daß es zu spät war?

Was vollzog sich dann in ihm? Wandte er sich nachträglich Anna zu, — um festzustellen, daß er doch nur wieder Roses Ebenbild umfing? O der Gefühle Ironie. Oder wenn er bei Rose blieb, was bewies das dann? Daß der Vorzug, den man einem Menschen vor dem andren gibt, sinnlos ist, weil im Grund jeder in die Lücke einspringen kann. Lügnerischstes Wort: Persönlichkeit.

Menge, die sie am Sonntag aus einer Kirche quellen, einen Platz schwarz ausfüllen sah, Haufe wirbelnder Partikelchen wurde sie ihr, sie nur eines darunter. Ein Begriff flog in der Schule zu und schien, ohne vertraut zu sein, Bezeichnung der Stimmung, in der sie traumhaft wandelte: Metaphysik — Maskenzug der Lebewesen, verkleidet in Individualität.

Zur zweiten Begegnung mit dem Student hieß sie Anna gehn. Anna kam beseligt zurück. Aussprache über das Mißverständnis war Brücke

geworden, nicht Abgrund. Rose empfand Mißachtung. Und war nun einsam.

Anna – warum denn war sie nicht wie sie aus dem Abenteuer hervorgegangen? Sie hätten sich verbündet, zwei Seelen, die ungläubig in die Erkenntnis schritten; das Hemmnis der bürgerlichen Bescheidung entschlossen überwanden; einander erklärten, warum schamlos sei, wer Erlebnis sucht; eine die andre ermutigte, schamlos zu sein; und, wenn der Ekel über Verworrenheit der Liebe erschütterte, gegenseitig Zärtlichkeit spendeten, ein Ich, doppelt vorhanden, Schwestern im Sinn des Bluts.

Nichts von dem; Anna glühte in einem sanft brennenden Feuer, dessen hoher Tag vom Examen des jungen Manns abhing. Er kam im zwanzigsten Jahr. Anna kündigte aus der Sommerfrische die Verlobung an, lud Rose ein, zu ihr zu eilen. Rose packte, nicht um Anna zu umarmen, sondern auf Reisen zu gehn, Antwort durch schweigende Handlung. Immerhin war sie zufrieden, daß die Schwester heiratete; es war, als nehme Anna ihr eine Erfahrung ab und mache die Bahn frei, zu Entschloßnerem.

Sie fuhr in die Welt, selbständig vorerst nur durch Vorsatz, Unwissenheit nicht erkennen zu lassen, durch Glauben, daß, was auch in einem andren neben uns lebenden Wesen vor sich geht, von uns gewußt wird.

2

Langsam suchte sie, was der Frau Schicksal gibt. Ein Amerikaner, sie dank der Erziehung seines Landes respektierend, war Schrittmacher; ein Franzose, ganz anders Energie und Glut in Strategie verlegend, ließ sie den heißen Atem spüren; an einem Deutschen, der weder Flirt noch Verführung betrieb, darum unentschiedener war, wuchs sie zur Herrschaft.

Danach gab sie Kontrolle auf und setzte sich, Vorsicht verschmähend, ein. Begegnung fand statt, im Pharaonenland, an der Spielerküste Monaco, vor der nördlichsten Insel auf einem Schiff. Sie weigerte die Umarmung nicht, denn man muß den Preis zahlen; sie suchte sie, denn man ist ihn zu zahlen bereit. Und immer war es, als tausche sie nichts Wesentliches ein; nicht kleinlich in Verrechnung zu sein war einzig Trost.

Ein Letztes nur behielt sie bei: Geheimnis um sich zu breiten und zu bewahren; kaum aus Klugheit, die sie gering achtete, fast ganz aus dem einst gefundenen Gefühl für Unwirklichkeit des Wirklichen. Tanzendes Atom war man unter Atomen, brüderlich den Bruder suchend und doch ohne eigentliche Liebe für ihn.

Bisweilen begegnete sie Frauen, die ihres Wesens zu sein schienen. Sie waren es nicht. Sie wirbelten im Reigen, von dem keine wußte, ob er gut oder schlecht sei; aber es war nicht die Hingegebenheit in ihnen,

nicht die stolze Demut, nur haltlose Demut oder armer Stolz. Vorsicht, Ehrgeiz, Begierde und Krampf, sich doch nicht zu verlieren, war in ihnen.

Auch an Anna dachte sie zurück, die irgendwo im Winter in der Stadt, im Sommer in einem Haus am Bodensee das Dasein einer Gattin führte. Einmal sagte sie zu jemand, der Erfahrenheit feststellte, sie sei verheiratet gewesen, und es war keine Unwahrheit; die Schwester führte die Ehe, und sie selbst wußte alles davon, die Treue, das Gleichmäßige, das Enge, das gelegentlich Gereizte, das Ausweichen und das Uneingestandene.

3

Im fünften Jahr der Abwesenheit, in Innsbruck, als schon das Gepäck nach Triest aufgegeben war und sie den Ruhetag benutzte, um im Tal von heroischer Weite nach Hall hinauszufahren, verfinsterte sich plötzlich, in ihr, der strahlende Tag. Er verblaßte; die Berge, wie Kulissen aus dunkelblauer Pappe aufgestellt, erschienen dumm — sinnlos Veränderung des Orts.

Neue Berge, neue Hotels, nicht sie allein waren alt. Auch die Begegnung an der Adria, die auf sie wartete, war es; wie denn, wieder erste Tage, in denen man einen Menschen abwog, der sich von seiner besten Seite zu zeigen bemüht war; heimliche Fahrt nach Abbazzia und Venedig, auf der man die Romantik der Landschaft zu Hilfe nahm, wie man um ein mattes Bild einen prunkenden Rahmen legt; und zuletzt, schon in der Freundlichkeit des Abschieds, die verräterische Sehnsucht nach dem Augenblick, wo man endlich wieder allein im Abteil sitzen wird.

Nicht reine menschliche Begegnung war das — gab es sie? Wie mußte der sein, bei dem sie möglich war? Da stutzte sie. Bequem, wer von anderen verlangt, daß eine Bedingung zu erfüllen sei. In dich lausche, beginne bei dir, rief es in ihr. Also vorüber die Zeit, in der man in den Tag und die Welt hineinfuhr — Ankündigung der Zeit, in der man sich selbst muß Heimat sein?

Nicht weiterreisen, dachte sie, sonst blieb alles nur Stimmung, etwas, was sich wohl anbietet, aber nicht als Mahnung empfangen wird. Doch im Hotel trat ihr der Mann entgegen, den sie in Triest treffen sollte. Krieg kam nah, er war ihr entgegengereist, um der Begegnung gewiß zu sein, der letzten vollen, wie er sagte. Die Sinnlichkeit des Kriegs erwachte; was sonst Geschenk gewesen wäre, wurde Forderung, Recht. So Bringerin des Rausches sein? Mit kargen Worten war sie maßlos hart, kein Flehen half, er fuhr zurück.

Der Lawntennisplatz des Hotels führte Bekannte zu, Fremde, Offiziere der Garnison, Standesherren des Kronlands.

Fremde: Menschen, die auf Reisen verfallen waren, um bei anderen zu finden, was sie selbst nicht waren. Offiziere: es kam ihre hohe Zeit, denn Kriegsgewißheit formte sich; Einsatz des Lebens, dem Frieden unbekannt, wurde nun verlangt, und Vorrechte des Stands in bar bezahlt — wer aus dem Volke tat das nicht und war doch keines Vorrechts teilhaftig? Standesherren: da endlich stellte sich ein Eindruck ein.

Einer, der Fürst, war so großer Herr, daß er keinen Abstand mehr zu wahren hatte: Höflichkeit als äußerster Hochmut, der denkbar war. Die Hotelbewohner fühlten sich geschmeichelt, daß er wie sie in Loden auf die Berge stieg; aber er war der, bei dem sich ein König zu Gast laden mußte, wenn er Gemsen jagen wollte.

Der Fürst wandte ihr Aufmerksamkeit zu und sondierte, wer sie war. Er ließ durchblicken, weder Abstammung noch Erlebnis seien Hindernis, wenn er sich entschloß; nur Fähigkeit, große Dame zu sein, war nötig, nur Sinn für eine künstliche Welt mit eigenen Gesetzen.

Und diese Künstlichkeit, solches Zielsetzen ergriff sie stark. Warum? Weil es Gestaltung des Lebens war nach Sicherheit. So gewiß zu sein, so fern von Suchen und Beziehungslosigkeit, deren Gleichnis ihr Reisen durch die Länder war.

Als sie in der Kirche dem Hochamt beiwohnte, empfand sie: Analogie. Unaussprechlich der Eindruck von Umgestaltung des Wirren durch Idee. Hier war Mittelpunkt, hier Anweisung eines Platzes, hier Befehl, Ordnung, Zucht.

Jesuitenstadt; Loyolas Name tauchte auf, sie las sein Leben. Welche Energie, Schweifendes zusammenzufassen; welche Härte gegen sich, welcher Sieg im Innern. Maßlos sich entfesseln und das alles in eines Gedankens Dienst stellen. Wer die Sinnlosigkeit menschlicher Tätigkeit durchschaute, ihm blieb noch immer: Gott zu e r f i n d e n.

So Mann zu sein. Ahnung stieg in Rose auf, wie männlicher Geist Welt sieht und will. Sehnsucht nach männlicher Kraft stieg auf. Negativ hieß solche Sehnsucht Mißachtung gegen weibliches Schicksal, in dem vom Mann geformten Dasein Unterschlupf zu suchen. Trotz war Folge und wurde schuld, daß sie dem Fürst verbot, das letzte Wort der Deutlichkeit zu sprechen. Er zog sich zurück, aber ihm blieb die Einsicht verdankt, daß Frau, die Mensch sein will, sich setzen muß: das Ziel.

4

Seltsam wurde ihr zu Mut, als sei sie erste Frau, die mit Energie den Erkenntnisweg des Mannes geht, den Weg, den man nicht zwingen kann, weil Demut, Warten, Willigkeit Bedingung sind.

Der Krieg brach aus. Der Dämon, der Herr der Menschheit ist, trat

sichtbar unter sie und hob den Stab: entsetzlich banges Lauschen. Er stieß ihn zu: die Städte waren ameisenhaft verstört. Und wie im Tierstaat war's beim Mensch, er baute neu, ein jeder hatte seinen Platz.

Rose fuhr von Stadt zu Stadt und sah, was Frauen taten, denn was der Mann tat, das stand fest. Er hatte Krieg gewollt und führte ihn; das Ereignis war ein Strom, er sprang hinein und rührte seine Kraft. Die Frau erlitt, was ohne sie gekommen war, sie bot sich an, als – Helferin. Gar manche fand, nun wisse sie, was ihr Beschäftigung, Ziel, Wirkung sei, in Lazarett, Fabrik, Büro. Mit Lob wurde nicht gespart, und sie war stolz.

Doch Rose fand sie arm. Arm war, so Gefährtin zu sein. Gefährtin hieß sie nur, weil sie dem wilden Tun des Manns zuwillen war. Mißachtung war in ihr für diese Frau und ihr blieb unfruchtbar die große Gelegenheit, sich Ziel zu geben. Man verstand sie nicht; sie verlor, was alle hatten, das Vaterland, und ging in eine Stadt jenseits der Grenze, die Heimat des Geists zu suchen.

Das kleine Land, vom Krieg umschlossen, war nicht Oase der Menschlichkeit, es war: ein leerer Raum, in den sich goß: der Strom von Gold und Verdächtigkeit. Viele Frauen waren dort, Hetären, zum Gleichnis erhobenes Geschlecht. Ziel, Inhalt war auch das; Flamme, die in sich selbst brennt, denkbare, starke Möglichkeit durchaus. Und Fitzgerald, den Rose traf, betete dafür die Frauen an. So wollte er sie, so nannte er sie unmittelbar, des Taumels voll, ein Knabe in gebräunter Männlichkeit.

Sie liebte ihn, er hob aus ihr Begierde, Fessellosigkeit, Erregung – erste Leidenschaft. Abwesenheit von Zärtlichem schob sie dem Alter zu. Da verlangte er, sie solle seinem Zwecke willig sein, und nannte ihn Erkundungsdienst. Feigling, der Reichtum aus Bezahlung zog und sich befriedigte, bevor er Geschäft vorschlug. Das war wie Mädchenhändlerschaft, die Hingegebenheit genießt, bevor sie in das Haus verkauft. Und doch, blieb er nicht Mann, der seine Aufgabe durchführen wird? Was wußte sie, ob das nicht auch bei ihm Idee war, Dienst zum Besten seines Landes?

Wohin sie sah, es war die Welt vom Mann gestaltet, er schuf Idee und Tat. Wo war denn Ziel der Frau? In Mutterschaft, in Häuslichkeit, in sinnlicher Begegnung? Was hieß das denn? Daß sie ein Mittel war, nicht mehr, den Gang der Dinge zu erhalten und zu begleiten.

In ihrer Straße lag ein Haus, Portal und Treppe schmückten es, Symbol dafür, daß drin ein Raum war, zweitausend Menschen in den Strom des Ewigeren zu schalten. Und eine Frau auf der Bühne hielt sich für stark genug, ihnen den Gang des Schicksals zu entrollen, das

Wilde, Große, Tödliche. Zwei Abendstunden waren hier die Tat; sie glaubte, formte, wollte, erlöste sich durch Bekennerschaft. Das war vielleicht die eine Möglichkeit der Frau, sichtbar zu sein: restlos in Glut verbrennen, Schauspielerin.

Für alle andren blieb der Unterschlupf im Bürgerlichen, Nachahmung des Mannes. Nichts half Haß, denn der große Stolz stieg nicht daraus. Und gleich dem verlornen Sohn, der Schiffbruch litt, fuhr Rose nun nach Haus zurück, den See durchquerend. Die Schwester wohnte da, sie beschloß Anna aufzusuchen.

Das Haus lag heiß, der Pan des Mittags war der Landschaft Gott.

Die Tür war zu, sie schritt zum Garten. Ein Treppchen stieg zur Veranda hinauf, in Kühle stand ein Liegestuhl. Er nahm sie auf, da öffnete sich die Zimmertür, und Kathrin, einst Pflegerin der Kinder, blieb erschrocken stehn. Frau Anna ist zurückgekommen, rief sie aus, und hat den Herrn nicht benachrichtigt, er ist zum See hinunter.

Rose lachte auf, die Alte hatte sie nicht erkannt; was längst vergessen war, die Zwillingsschaft, der Gatte, für den sie Anna gewesen war, tauchten aus der Erinnerung auf. So gleichgültig war ihr zu Sinn, daß sie das Spiel fortsetzte. Sie ließ sich Milch, Brot und Früchte geben, dann schlief sie ein. Die Lippen eines Mannes weckten sie, des Hauses Herr, Robert der Oberarzt, kniete vor ihr. Er müsse beichten, sagte er, die Stunde sei gekommen der Erleichterung. Und er erzählte, daß er in München untreu, doch nicht froh gewesen war; eine der Krankenpflegerinnen hatte ihn verlockt.

Sie sah ganz nah in männliches Gesicht, gesund, gestrafft und so banal. Am Flimmern seines Auges und am tiefen Ton der Stimme merkte sie, daß er Verführung wünschte, auf der Stelle. Er knöpfte ihre Bluse auf, und intensivre Lust als je gefühlt schoß durch sie durch: böse Lust den Ehemann zu höhnen, indem sie ihm zu Willen war.

Da hielt er ein, vom Gold in ihrem Mund bestürzt, das er nicht kannte. Und Worte stammelnd ließ er ihr Zeit zu überlegen, was jener Hohn im letzten war: nicht Rache an dem unrein erregten Mann, mehr Mißachtung gegen sich, die Frau. Es stand, am Ende aller Beziehung, die Frau im Leben hatte, der freundlichen, der feindlichen, ja selbst der gleichgültigen, die Umarmung im Geschlecht. Wenn das ihr also Los und Ziel hieß, war es nur recht, mit dem zu höhnen, woran sie sich gebunden sah — Ohnmacht, erkannt, erlitten und beschimpft, äußerster Tiefstand aller Jahre. Im Traum dann erblickte sie ein armes Tier, das nach sich selber biß.

Die Tage waren ohne Glanz. Sie ging in Gleichmut ein, in dem sie alle leben sah. Wie denn, war das nicht Rettung auch für sie, wozu

das hohe Ziel? Es fiel ihr schwer, es in Gedanken nachträglich wiederherzustellen. War es denn nötig, so tief zu gehn, ein Held sein wollen, der sich Schmerzen schafft?

Und als der Schwager ihr anbot, Pflegerin zu sein, nahm sie an, griff nach dem Nächsten, wie sie alle taten.

5

Robert war Augenarzt, er richtete am See eine Heilstatt für kriegsverwundete Soldaten ein. Die schon Erblindeten kamen nicht zu ihm, doch viele Schwerverletzte, die den letzten Kampf ums Licht versuchten. Wald, Luft und Wasser sollten Helfer sein und waren oft nicht stark genug, zu retten.

Im Herbst des zweiten Kriegsjahrs traf ein Kranker ein, dem Robert besondere Sorgfalt gab; er lag in Nr. 11, sie fiel in Roses Teil. Als Rose ihn erblickte, quoll alsobald ein Schmerz auf, denn sie sah zuerst die Schönheit starker Züge und dann die Geistigkeit, von der sie wußte, daß sie am tiefsten durch drohende Erblindung litt.

Wer ist er? fragte sie den Schwager. Ein junger Bildhauer, antwortete er, den gerettet zu sehn, Zeitungsleute, Auftraggeber und gewisse hohe Damen gleiches Interesse zeigen.

Der Name über dem Bett, Neumann, sagte Rose nichts, da las sie in der Zeitung, nach Roberts Anstalt sei Gracchus gebracht. Sofort dachte sie an Neumann und wünschte es, denn Gracchus war Sinn für sie. Seiner Werke hatte sie keins gesehn, aber in Zeitungen das Vorwort aus einem Katalog gelesen, worin er aussprach, warum er nach seinem Willen Gracchus hieß.

Vornamen verschmähend, herausfordernd durch Einnamigkeit, war Gracchus Fanfare antiken Klangs. Bekennende Worte hatte er gereiht: vormittelalterlicher Mensch, Römer, heidnisch vor allem Christentum, und doch Bewegtester von Massennot, Aufruhr im Willen, Heiterer im Mittelmeer, das blau und nebelfrei, Anbeter einer Zeit, die Eros, doch nicht zuviel der Seele kannte.

Knabe hatten ihn die Bedenkenden genannt, Lachenden abstempelnde Journalisten; doch Rose, wenn sie ihn nur ansah, und sie konnte es, denn er war durch die Augenbinde wehrlos, empfand: Gefäß der Energie. Und wenn sie im Zweifel war, wieviel an Dunklem, das aus ihm drang, Verdüsterung durch das Unglück, wieviel heroische Überschattung war, genügte ein Blick auf seiner Hände Kraft. Die schlanken starken waren nicht zu Spielendem geformt, sie waren hart, und ihre Feinheit barg Gewalt.

Als Robert zum erstenmal in ihrer Gegenwart die Binde von den

Augen nahm, zitterte sie, denn nun enthüllte sich der Mensch. So stumpf die Dämmerung des Zimmers war, sie sah, die Augen waren blau, die Pupille breit, metallisch tief, in Klarheit rein, Zuneigen erzwingend. Sie suchten im Raum, schon war, erschütternd im Lauschen des Gesichts, die Selbsthilfe des Erblindeten, mit den andren Sinnen zu tasten.

Als er wieder verbunden lag und Robert draußen war, rief Gracchus sie und sagte: „Ich suchte vorhin mit diesen armen Augen Sie, weil Vorstellung sich gebildet hat, bestimmteste, von Frau, die solche Stimme birgt; ich wollte Ihre Stimme sehn und sah – nichts, ich bitte, geben Sie die Hand."

Sie gab die Hand. Er legte die Finger darum, glitt zu den Spitzen, umfaßte das Gelenk und fuhr ein Stück den Arm hinauf. „Nicht fortziehn," sagte er, „ich greife Wesentliches. Wie oberflächlich ungeformt sind Frauenhände meist, die gepolsterten, so runden, behaglich kurzen mit den dummen Grübchen. Die Ihren sind wie Ihre Stimme schien, erregbar frauenhaft, ich sehe wie bei Schachtelhalmen Aufbau zugespitzter Glieder."

Sie sah auf diese Hand, als sei sie selbständiges Geschöpf, das schneller als sie selbst und ohne sie Hingabe vollzog. Wie darf es das, dachte sie – nein, es tut ja recht und hat den Freund gefunden, der versteht und Kühnheit gibt. Dann nahm sie doch an sich zurück, was ihres Körpers war. Von nun an sprach er oft von der Stunde, wo er die Dinge wieder sehn würde, Wald, Gärten, Dorf, die Landschaft ganz und darin als ersten Mensch Rose, sie – große Stunde nicht auszumessen, Licht würde Donner sein.

Da fragte sie den Arzt: „Wann darf er hoffen?" „Nie mehr," sagte er.

Sie weinte.

Es kam ein Abend, wie schon viele waren, an denen sie ihm vorgelesen hatte. Was er auch hörte: wenn es vor seinem inneren Auge stand, wies es ihm den Weg zur Kunst, und jedes Lebendige wandelte sich in Gier zum eignen Werk. Das wiederhörend durchfuhr sie ein Beginn von Reizbarkeit, nachsichtig sagte sie: Monomane, und sah im gleichen Augenblick die Möglichkeit, ihn schonend vorzubereiten. Sie suchte und begann:

„Was auch ein Mensch sei, für andre ist sein Vertraun auf die eigene Macht Selbstherrlichkeit; man wehrt sich gegen sie, von Feindschaft bis zum Spott. Denn er mißbraucht, was Gabe ist, als sei es Recht, das nie genommen werden kann. Das ist, wie wenn wir glauben, uns sei nicht wie andren der Tod bestimmt. Mir scheint, der besitzt noch nicht die volle Kraft, der sich nicht fragte, wie er sich retten wird, wenn sie verloren geht."

„Durch Tod. Mir wäre das Leben nutzlos ohne Licht."

„Man sagt es wohl, man tut es nicht."

„Ich täte es."

Sie fand nicht Mut zum Weitersprechen. Seine Stimme klang so unerregt, als hätte er das längst schon durchdacht.

6

„Ich träumte schlimm die Nacht," erzählte er am nächsten Tag, „von einem Mann im Krieg. Zuerst verstand er nicht, weshalb es finster blieb, trotzdem die wieder frische Luft bewies, daß er nicht mehr verschüttet war. Dann dachte er, es muß unbegreiflich schon Nacht geworden sein, nur ist sie so seltsam dunkel, daß sie gar nicht körperlich in die Augen dringt, die doch geöffnet sind, und dann — dann fühlte er grauenhaft die Sonnenwärme, Glut des hohen Gestirns, das fern vom Abend stand. Das war der Augenblick, wo erste Ahnung, blind zu sein, gleich einem Gas aus dem in Angst siedenden Blute aufwärts stieg.

Geist voll Zucht, gewohnt jedes Ding, das an ihn trat, anzufallen, wie ein sprungbereites Tier die Beute, und es durch Vorstellungskraft zu isolieren, versuchte er schmerzhafte Entwicklungen zu überschlagen und stoisch entschlossen, was er sein mußte, schon sein zu wollen. Doch das Entsetzen riß den Rachen auf und fraß ihn, Glied für Glied. So umstellen konnte sich kein Mensch; blind sein, das war wie gestorben sein und es doch wissen — scheintot im Grabe liegen und die Wände fühlen, die Erstickung sind. Er sprang auf, stieß ein Brüllen aus — kein Laut der Antwort, weitebnes Schweigen, Schlachtfeldeinsamkeit. Wo waren Kameraden, Deutsche, Bayern, mit denen er im Grabe lag?

Er rief, ganz menschlich flehend, vielleicht daß die Augen noch zu retten waren. Nichts. Wie, Friede war, man hatte ihn vergessen, die Erde blühte wieder? Und aus einer Klinik, wo nicht Mütter und nicht Liebe ist, stieg einst gesehnes Bild herauf, ein Kind, das weinend in seinen Exkrementen saß, Sinnbild von Verlassenheit des Lebens. Er weinte; das tat so weh der Wunde, daß sie ihm wieder in Erinnerung kam. Rückkehr des Grauens, Raserei, der Tod als Wunsch. Ein Einschlag; — ah sie schossen —, hoch, über seine Größe richtete er sich auf, daß sie ihn sehen konnten.

Die Kugeln schwirrten nur, da ging er auf sie zu, zum Feind hinüber, stürzend, von Draht sich lösend, geradeaus. Nun kamen Stimmen, sie sprachen deutsch, — er war den umgekehrten Weg gegangen, der eignen Linie zu. Ohnmacht umfing ihn. Der Mann war ich, der Traum einst eine wahre Stunde meines Lebens."

Er sprach, wie gut das war.

Rose führte ihn auf Roberts Geheiß zum Garten hin, wo die Sonne brannte; Vorwand war, sie kräftige die geschwächten Nerven. Es war so still, des großen Gottes Stunde. Die weiße Wand, den Strahlenfang im Rücken, mit der Hand nach den kleinen Früchten des Feigenbaumes tastend, erschloß er sich vor ihr, die Freundin war.

„Mir ist der Pan des Mittags mehr als andren, mir lebt er, Gott, der nie gestorben ist. Ich brauche nicht die Landschaft, um ihn zu spüren, mich atmet er in den Städten an. Die Nymphen schleichen nicht durch Busch und Wald zu ihm, sie wohnen in den Häusern, und unter Pelz und Damenkleid ist ihr Körper gleich geblieben. In Dresden hängt Ledas Bild, dem Michelangelo zugeschrieben, langschenklich, schlank und hoch im Bau. Ich sah sie einst als Kind — rasende Inbrunst bewirkte sie und Haß vor Mittelalter, dessen Wesen ist: getriebener Bauch, knotiges Kniegelenk, hängende Schultern, wie Frauen in den nordischen Städten sind. Da begab sich Seltsames: es lebte überall, was mir begegnet war, in jeder Straße, jedem Saal erkannte Leda ich, geheimnisvoller Sieg des Willens, der sich schafft, was ihm Glauben ist.

Und so wie Pan sie sah, so ich; er griff nach ihr, der Gott, der Herr, sie fühlte Lust, weil Stärke in ihm war. Nicht roh, o nein, wie glitten seine Hände sicher über sie: wie wußte sie: er, er benutzt mich nicht, ihm bin ich lebendes Geschöpf, Begleiterin des Wegs und Schwester des Lichts.

Er war nicht Gott, der lehrt, Gott nur, der sich selber sucht, menschlicher Gott. Sie liebte ihn, mit vielen Schwestern, und alle waren froh des eignen Körpers, der seiner hohen Zeit teilhaftig ward.

So war er Freund, doch niemals untertan; und ihr, wenn Zeit der Lösung kam, blieb unvergeßlich Leidenschaft; und letzter Stolz, Geschenk, Befriedigung war, in seinem Werk zu leben, das er Ausstrahlung ihrer Schönheit nannte.

Das alles nicht mehr sein und Maulwurf werden, der im Schwarzen lebt? So viele sah ich, die wie ich begannen, in Lichtkühnheit, geschwungnen Munds, die jungen Sieger, und immer dann kam der tragische Moment, wo mitten auf der Bahn ein Hindernis aufragte, vor dem sie stutzten — das was sie Seele nannten und Willen, Kühnheit, Überzeugung brach.

Nie, schwor ich, werde das nordische Erlebnis, Ruf aus dem Dunklen, Macht gewinnen. Überliefert war zu Haus, zu Luthers Zeit habe ein Veroneser Künstler sein Blut mit uns gemischt; das war mir lieb: ich war der Ahnherr, auferstanden. Undeutsch — es sei, mein Willen gegen aller andrer Willen. Und nun doch in das Joch des Dunkels gehn; statt Herr durch Auge und der Finger Spürsinn, ein armer Sklave sein, der zu seinem Gotte fleht, er möge ihm das Gnadenbrot der Demut reichen?

Was jedem möglich ist, der früher schon in Grübeln ging und, wenn er Leben ergründen wollte, die Augen schloß, gilt nicht für mich. Ich wäre nur ein Tier, so hassenswert gefangen wie in den Käfiggärten, die der Mensch in Niedertracht erfand. Die Mißbildung des eigenen Gesichts nicht hindern können, in dem die Züge tastend werden, vom Übermaß des Seelischen entstellt? Ich Heide kann mühlos denken wie einst Römer dachten: ein Ende machen, wenn eins nur retten könnte: treulos zu sein der Fordrung an sich selbst."

Sie dachte: O hätte ich ihn gekannt, als er im Licht ging; sie sah sich nackt vor ihm, den starken Händen durch eignen Willen ausgeliefert, und den Augen.

Sie las ihm vor, aus einem Reisebuch. Es stand: Chinesen, die das Leben verwirkt hatten, gingen willig zum Tod. Er hatte keinen Schrecken für sie, die glaubten, daß sie sofort in eines ungebornen Kindes Körper fahren würden, ewige Neugeburt.

„Sind sie nicht stark," fragte der Freund, „ist es nicht tief, so Selbstmord als Religion zu begehn? Wie klar sie sehn, wie überlegen sie dem Christgott sind, der alles selber regeln will, größrer Autokrat als je ein Tyrann, Erzeugnis von Zeiten, in denen Fürstenrecht Zustand der Menschheit war?"

Sie beschloß, in Zukunft vorher zu prüfen, was sie ihm vorlesen würde; dann kam es ihr erbärmlich vor, denn sie begriff, daß man nicht weiter leben wird. Wie ihm das Licht, war er ihr selbst Bedingung nun, die Zukunft wünschenswert zu finden. Sie würde um ihn kämpfen. Angst trat in sie. Nach Hilfe suchend fand sie den Mittagsgott.

Es fiel ihr auf – inmitten des Buchenwalds, der Freund im Moos, sie neben ihm, den Arm gestützt – wie mystisch düster das grüne Flimmern war. Die schlanken Stämme zauberhafter Kreis, der näher rückte und ein Geheimnis barg, das auf der Lauer lag; die Menschen fühlten es und lauschten auf den Sprung. Er kam, der Gott.

Sie hörte seinen Schrei, lautlosen, der unendlich war. Selbst schreiend fuhr sie auf, er hatte sie gepackt – es war der Freund, er hielt sie fest. Und es sank Nacht um sie mit schwarzem Flügelschlag, hob auf und führte fort in ungeheuren Raum des Dunkels.

Rückkehrend in die Welt fühlte sie sich neu umschlungen, und Gracchus sprach: „Bleib, Seltsames geht vor. Mir ist, als sei Trost denkbar für den schlimmsten Fall. Umarmte Frau nicht sehn, wird schrecklich sein; sie niemals sehn, wäre unerschöpflich tief. Mit den Nerven der Hände die Schönheit ihres Körpers ablesen, gäbe das innre Bild, und Opfer bliebe ewig jung. Ganz vorgestellt, wäre ganz sie mein Geschöpf. An mir, sie umzudenken, wie ich will, und, wie ich früher Linien gab, sie

mir aus Kühnheit, Treue, Güte, Leidenschaft und jedem ersehnten Zug zu formen."

Ja, seltsam war das wohl; er tat wie damals sie; wer Sicherheit verloren hat, schafft sich die große Künstlichkeit, die Willensform. O, daß es ihm gelang, für ihn und sie.

Selbstsucht und Liebe mischten sich, und da sie Starkes wünschte, sprach sie grausam das Wort, als sei sie seines Lebens Stimme: „So wisse, daß du mich niemals sehen wirst." Dann schloß sie die Arme fest um ihn, wie man der Flammen Schmerz durch Druck erstickt.

7

Er vertauschte Roberts Anstalt mit Roberts Haus; sie folgte ihm und war vor Leuten seine Pflegerin, in Wahrheit mehr.

Er schloß sich ein und kämpfte rasend, Laute stammelnd; sie ahnte nur, worum: Kraft, Abschied von seiner alten Welt zu nehmen. Dann rief er sie und war voll Gewalttat in Umarmung, in der ein fremder Mensch, sie, sich unterwarf und willig seiner Führung folgte wie einst das weiche Material des Tons.

Es war nicht sklavenhaft, so Werkzeug zu sein, denn immer löste sich sein Krampf in einer Dankbarkeit, die hinriß, weil in ihrem Zärtlichsten der Wille flehte, Hilflosigkeit zu überwinden. Er zwang sie, ja, aber doch nur um der Probe willen, ob ihre Geisteskraft hinlänglich war, ihm mühelos zu folgen. Jagdzüge ins Reich des Schrankenlosen, Vorstöße der Entschlossenheit, deren Beute hieß: Vertrautheit der Seelen.

Nie fiel ein Wort, daß Zweifel in ihm war, ob sie an ihn, den Blinden, sich binden wolle. Nichts gab es, was sie ihm so hoch anrechnete; es bewies, daß er verstand: sie hatte ihre Wahl getroffen — Bündnis bestand, gemeinsam ein Lebensziel zu schaffen.

Er fing an, ihr Sätze zu diktieren, Ergebnis seiner Selbstbeschäftigung. Sie sah daraus, wo er Ausweg, Durchbruch, Freiheit suchte. Es war Umwandlung der Vorstellungskraft, wie sie der Künstler geübt, in Neues, in die Sichtbarkeit des Worts. Das Hirn, unwillig, nicht vertraut, wurde rücksichtslos in Zucht genommen. Sie glaubte erst, er wolle Dichter werden.

„Zu groß ist," sagte er, „Herrschsucht und Männlichkeit. Ich will: Wirkung, Gesetz. Die Bereitschaft fehlt, das Einzelne zu hegen und zu versinken in Gebundenheit; mich ekelt vor Gefühl und vielem Wort. Wer stark ist, flieht Zerrissenheit, und Pathos ist nur rollende Beredsamkeit. Klar will ich sein, aus Stein und Stein aufführen meinen Bau, laß uns die Welt durchdenken. So bleibe ich mir treu, nicht Leiden hingegeben. Pan lebt, der heidnisch Alte."

Sie las ihm vor, was Denker über Staat und jede Ordnung des Seins geschrieben hatten. Es schien ihm flach, sie nahmen Ordnung als

erstes an und Mensch als ihren Verwalter. Nein, erstes war der nicht gewordne suveräne Geist.

Er sah, daß überall die Menschen schwächer waren als Einrichtung, in der sie lebten. Zerstöre Einrichtung, befreie Mensch; nicht Staat, Besitz, nicht Glauben, Wissenschaft. Je mehr er las, je stärker das: sie sind gefangen im Gewordnen und mühen sich am Beweis, daß sie es freiwillig wollen müßten. Sprenge Gewordnes, stelle her die Unabhängigkeit.

Es war die Zeit, wo Völker im Krieg sich mit Regierungen — über sie gesetzt, warum? — um breitres Recht und Anteil an der Leitung stritten. Wie arm, wie schwach, wie auf den nächsten Augenblick gestellt. Der Staat war Hindernis des Wesentlichen, — lege Axt an ihn. Sieh, wie er Männlichkeit mißbraucht, Millionen junger, reifer, alter Menschen Zucht, Kraft, Hingabe lehrt. Männlichkeit ist gut, Angriff ist gut, weich sollt ihr nicht sein; doch er lenkt sie falsch, er nutzt sie aus, er hält euch ab, all diese Energie ins Reich des Geists zu tragen, Eroberer zu sein, die Unabhängigkeit erjagen.

Ein Wort Roberts entzündete ein Gespräch, zum erstenmal bekannte Gracchus frei, entwickelte. O Lust der Zeugung, Vormarsch von einem zufälligen Punkte aus. Robert dann zu Rose: „Wenn ich nicht Mitleid mit ihm hätte, der durch den Krieg ein Krüppel ist, so wäre meine Pflicht, ihn anzuzeigen, denn es birgt Gefahr, wenn er um Schüler wirbt." Rose unterrichtete den Freund, Antwort war:

„Er weist auf das, was nötig ist, das ausgesprochne Wort." Stimme werden über Dorf, Land, Erdteil, Welt, die Mahnung wuchs wie windgenährter Brand; so knabenhaft erschien der erste Anfang schon.

Im Hause Tuscheln, im Lazarett Erregung, in Robert ernstestes Bedenken: er ist irr, man muß ihn unschädlich machen. Er sandte schriftlichen Bericht, ein Irrenarzt kam, untersuchte und stieß auf Weigerung, die Verachtung war: Simulant, die Anstalt wird ihn sprechen lehren. Das Haus, es lag in einem Riesennetz der Spannung; als sei ein Pesterkrankter darin, so war's. Gemeinschaftsleugner, Landesfeind, der Heiligstes angreift, den Glauben an unsre gute Sache.

Bedingungslos trat Rose auf seine Seite, warf sich ihr zu — und war Erschütterung, Ekel vor sich selbst und jeder Hemmung ausgesetzt. Wie, wenn sie glaubte, weil sie ihn liebte? Wie, wenn die Qual des Blindseins ihn in der Tat zu Taumel riß und sie da lieben sollte, wo sie nicht glauben durfte? Sie konnte es, sie wollte nicht.

Sie hörte Ruf und wies ihn ab. Nicht so das Opfer bringen, Frau, die sich in Demut beugt und Schicksal höher stellt als eignen Willen. Nein, nur lieben, weil man glaubt, und täglich stolz den Grund erkennen.

War sie bei ihm, erlag sie seiner Kraft, der Glaube bot sich unmittel-

bar. War das denn nicht genug Beweis? Dem nicht, der nicht vor Heftigkeit die Waffen strecken wollte. Es war verbraucht, menschlich dadurch zu werden, daß man in einem andern aufging, sich zu finden, indem man sich überließ. Nicht in dem andern, neben ihm, schrie es in ihr, und lähmte.

So kam der Tag, an dem sie erfuhr, daß Schicksal über ihn gesprochen war, gemäß dem Antrag jenes Arztes. Und diese Nachricht ließ sie kalt. Sie wühlte in sich, wie man in einem Haufen alter Dinge wühlt, zu finden Aufschrei, Liebe, Angst, Entschluß, der Warnung und mit der Warnung Hilfe gab. Sie blieb hart, und höhnisch sprach es in ihr: „Du bist wie er und fragst wie er: was liegt an eines Menschen Leid? Mit seinem eignen Maße mißt du ihn, auch du kannst heidnisch sein, und so wie er an Selbstmord der Stoa denkt, an Lösung eures Bandes denken."

Für Anstaltskranke lag ein Boot bereit, für andre war der See verboten. Rose ruderte den Freund, er hob sich ab vom Hintergrund der Schweizer Berge. Sie zog die Ruder ein und rief, ihn zu versuchen: „Dort drüben liegt so nah, was Freiheit gibt, das fremde Land." Sie rief es, erwartend Ausbruch, alles das, was seit der Nachricht Wirkung auf sie verloren hatte. Da sagte er:

„So rudere hin, doch höre erst: ich fürchte die Gefangenschaft, die jener drohte, nicht. So sehr verzehrt Gedanke, Macht zu sein, daß Mildrung durch Demut nötig ist. Wirkung wird, wer frei bleibt von Verfolgungswahn. Die Anstalt wäre Probe nur, Stählung der Kraft, Zucht und Geduld – ich sehne mich wie Eisen nach dem Druck, der härten wird."

Des Bootes nicht achtend, sprang sie auf, lief zu ihm hin und küßte kniend seine Hände. „Was ist dir?" fragte er; sie gab die Antwort, doch nur sich selbst, die Lippen stumm verschließend: „Nun bist du Mensch, nun bin ich dir. Das, was du willst, die Macht, das Wort, das überzeugte nicht, weil ich es nicht ermessen konnte. Macht war Gewalttat, Demut ist Kraft, nun glaube ich."

Und in demselben Augenblick empfand sie noch: Nun glaube ich? Wie schlecht das klingt – so spricht ein Weib, das meint, es bedeute viel, daß es glauben kann. Gleichwohl, es ist so schön, daß er mir half, die letzte Schwäche zu besiegen, und es nicht weiß.

Aus Lachen, Dankbarkeit, Scham, Hingerissenheit formte sich Entschluß, mit seiner Kraft die Tat zu tun.

Und wieder rudernd lenkte sie das Boot zum freien Ufer dort. Der See lag still, kein Wachtboot pfiff, es öffnete sich – wie in dem Märchen jener Heckenwall vor dem, der der Berufene war – die weite Bahn. Die große Stille herrschte, das war Pan. Er ebnete den Weg der Menschlichkeit, im Land der Christen wohnten Haß und Krieg.

Gedichte

von Max Herrmann-Neiße

Liebe nur kann ewig sein

Gottes Krallenhand zerreißt den kranken
Abendhimmel der verhaßten Stadt,
aus der Sterne welken Rosenranken
schüttelt er des Monds vergilbtes Blatt.

Jäh ist wie von fieberschweren Fäusten
alles Licht der Straßen abgewürgt,
in den goldnen Augen seiner treusten
Türme sich das letzte Dunkel birgt.

Der Paläste fahles Glas erblindet,
und der Park bricht taumelnd in die Knie,
mit entseeltem Todesseufzer schwindet
der zermalmten Plätze Melodie.

Und das Schlüpfrige verfemter Keller
speit sein krüppelhaftes Krächzen aus —
Gottes Heilandshand bedeckt mit schneller
Zärtlichkeit das letzte Vorstadthaus.

Wird zum Streicheln über der Ruine
einer Schädelstätte, die ihn rührt,
daß zum Aufgang seiner Liebesmiene
eines Segnenden Gebärde führt.

Dich lockt Adonis in den jungen Tag

Der Schlaf liegt locker unter deinen Lidern
wie Blütenstaub, der bald ins Licht entfliegt,
des Morgens Melodie ist deinen Gliedern
in rührend sanfter Biegung eingeschmiegt.

Dein Atem tänzelt zwischen deinen Lippen
des Traumes letzte Takte, und es ruhn
der Hände Pferdchen reglos an den Krippen
des Linnenlaubes wie vor Aufbruch nun.

Nun spiegelt sich Adonis glanzumfangen
im Brunnen deiner Traumversunkenheit
und winkt ein Frührot über deine Wangen
und lockt dich in des Tags Unendlichkeit.

Rundschau

Die sozialen Grundlagen des Arbeitsvertrages

von Heinz Potthoff

Der Arbeitsvertrag ist die Grundlage unserer Technik und Wirtschaft. Gewiß wird noch viel wirtschaftliche Arbeit von den Verbrauchern im Haushalte selbst geleistet; zahlreiche von ihrer Arbeit lebende Bürger (Landwirte, Handwerker usw.) bringen das Erzeugnis ihres Fleißes unmittelbar an den Verwender: auch Arbeit für andere wird teilweise aus Familienrücksichten, Freundschaft oder unter einem Zwange geleistet (wie jetzt im Heeresdienste). Aber das überwiegende Kennzeichen unserer Zivilisation ist die Arbeit auf Grund eines Dienstverhältnisses; und fast alles, was wir an Gebrauchsgütern berühren, ist auf seinem Werdegange mit Hunderten, wenn nicht Tausenden von Arbeitsverträgen verknüpft gewesen.

Das Arbeitsverhältnis ist zugleich die Existenzgrundlage für eine wachsende Mehrheit des deutschen Volkes. Unser Recht beruht auf der sachlichen Gebundenheit durch das Privateigentum, auch an den notwendigsten Lebensbedürfnissen (mit Ausnahme der Luft), und auf der persönlichen Freiheit, wonach niemand für seinen Mitmenschen verantwortlich ist. Wer nicht über ein Stück Boden oder seine Früchte verfügt, oder über Tauschmittel (Geld), mit denen er sie kaufen kann, hat kein anderes gesetzliches Mittel, den Lebensunterhalt zu erwerben als die Arbeit im Dienste eines Besitzenden. Der Weg dazu ist der Arbeitsvertrag. Schon 1907 zählten wir 16 Millionen Arbeiter, 2 Millionen Angestellte und 2 Millionen Beamte (deren Dienstverhältnis zwar nicht auf privatrechtlichem Vertrage beruht, sozial aber mit ihm auf gleicher Stufe steht). Mit den Angehörigen waren das schon 40 Millionen Menschen, das heißt annähernd zwei Drittel des deutschen Volkes, die vom Lohne leben. Rechnet man nur das durchschnittliche Einkommen der 20 Millionen Arbeitnehmer mit 1000 Mark jährlich, so ergibt sich eine Lohnsumme von 20 Milliarden; eine Erhöhung des durchschnittlichen Lohnes um 10 Prozent bedeutet eine Vermehrung der Kaufkraft des Volkes um 2000 Millionen Mark; eine Herabsetzung

der Kaufkraft des Geldes durch Preissteigerung der Lebenshaltung um 20 Prozent bedeutet eine Verminderung des Arbeitseinkommens von 4000 Millionen Mark zu Lasten der Volksmassen, zugunsten der Kapital- und Bodenrente.

Durch den Krieg wird die Zahl der in fremdem Dienste arbeitenden, wirtschaftlich abhängigen, vom Lohn lebenden Familien erheblich wachsen. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß demnächst zwei Drittel des ganzen deutschen Volkes aus Arbeitnehmern bestehen, 50 Millionen Reichsdeutsche ihr Leben auf ein Dienstverhältnis gründen werden.

Der Arbeitsvertrag ist also bei weitem das wichtigste Rechtsverhältnis in Deutschland. (Nur das Armenrecht und das Eherecht kann ihm noch an die Seite gesetzt werden.) Trotzdem ist kein Rechtsgebiet so wenig, so unbefriedigend geregelt wie gerade dieses. Während fast alle andern Rechtsverhältnisse gesetzlich geregelt sind, zum Teil in peinlichster Weise, ist das Arbeitsverhältnis nur in Nebendingen geregelt, grundsätzlich überhaupt noch nicht. Sein Inhalt wird großenteils noch durch die Macht der Parteien, besonders die Willkür einer Partei, bestimmt. An Stelle der Rechtseinheit auf den meisten andern Gebieten stehen im Arbeitsrechte neben dem dürftigen Bürgerlichen Gesetzbuche noch fünf Reichsgesetze und Dutzende von Landesgesetzen mit Hunderten von Sondervorschriften, die in sinnlosester Weise voneinander abweichen, sich widersprechen. Auf keinem Gebiete ist die Rechtsprechung den Anforderungen der Zeit so wenig gerecht geworden wie bei den Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis. Das ist drastisch bewiesen durch die Einführung der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, deren Erweiterung zu allgemeinen Arbeitsgerichten immer dringender verlangt wird.

Kein Rechtsgebiet ist auch von der deutschen Wissenschaft so vernachlässigt worden. Das allerwichtigste Rechtsgeschäft gehört auf keiner Hochschule zum Lehrplan. Kein künftiger Richter, Anwalt oder Verwaltungsbeamter wird darüber geprüft. Die technischen und Handelshochschulen haben von den Universitäten alle möglichen Rechtsdisziplinen übernommen; das Arbeitsrecht fanden sie nicht vor und haben es auch nicht selbst ergänzt, obgleich der Kaufmann und Techniker keinen Schritt im Leben tun kann, ohne auf zahllose Fragen des Dienstverhältnisses zu stoßen.

Der Hauptgrund für diese Rückständigkeit des Rechtes liegt in dem Umstande, daß wir die Grundlagen des heutigen deutschen Rechtes aus dem römischen Rechte übernommen haben. Rom hat uns ein vortreffliches, logisches, fein durchdachtes Sachenrecht, vor allem auch der Schuldverhältnisse, überliefert; ein Arbeitsrecht konnte es uns nicht geben, weil im alten Rom der Typus des arbeitenden Menschen der Sklave war, der

vor dem Gesetze nicht Mensch, nicht Rechtssubjekt, sondern ein Haustier, eine Sache war. Der römische Arbeiter wurde gekauft oder gemietet, er stand im Eigentume des Arbeitgebers. Deswegen war das Arbeitsrecht in Rom ein Stück Sachenrecht; man wandte durchaus logisch die Regeln von Kauf und Miete auch auf das zweibeinige Haustier, den Sklaven, an; wie wir auch jetzt noch durchaus richtig diese Regeln auf die Beschaffung und Beschäftigung von Haustieren anwenden. Der Widersinn liegt nur darin, daß wir die Regeln des Sachenrechtes auch heute noch anwenden auf das Arbeitsverhältnis zwischen zwei freien Staatsbürgern, obgleich es sich dabei nicht mehr um einen Vertrag über eine Sache, ein Haustier, handelt, sondern um ein Vertragsverhältnis, durch das der eine Bürger sich in den Dienst des andern stellt, das Rechtssubjekt zugleich Rechtsobjekt ist, der Arbeitnehmer über sich selbst verfügt.

Dieses Rechtsverhältnis, bei dem ein Bürger seine Person unter die Herrschaft eines andern zur Arbeit in dessen Privatinteresse stellt, ist von eminenter Bedeutung für den Staat. Da hier nicht auf beiden Seiten über Gleiches noch über etwas für die Gesamtheit Gleichgültiges verfügt wird, so muß der Staat sich um den Inhalt des Vertrages und seine Ausführung kümmern. Denn es besteht die Gefahr, daß das Herrschaftsverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu einer Schädigung des Arbeitnehmers oder der Gesamtheit führt. Ungefährlich ist das Herrschaftsverhältnis da, wo die Vertragsparteien sich mit annähernd gleichen Wirtschaftskräften gegenüberstehen, wie noch heute bei hochqualifizierten Arbeitnehmern (Betriebsleitern, Künstlern, Gelehrten) oder in handwerkerlichen oder bäuerlichen Kleinbetrieben. Um so gefährlicher ist es im modernen Großbetriebe oder im Staatsbetriebe, der die Auswahl unter vielen sich Anbietenden hat und warten kann, während die Arbeitnehmer auf die Eingehung des Dienstverhältnisses zum Unterhalte angewiesen sind. Erträglich sind auch ungünstige Arbeitsbedingungen, sofern sie nur vorübergehend sind, solange eine Stufenleiter besteht, auf der Handwerkslehrlinge zum Gesellen und Meister, Handlungslehrlinge zum Kommis und Chef aufsteigen. Aber heute wird diese Aufstiegmöglichkeit immer geringer, eine wachsende Millionenzahl ist darauf angewiesen, zeitlebens in wirtschaftlicher Abhängigkeit zu bleiben. Arbeitnehmer in fremdem Dienste ist ein Lebensberuf für die Mehrheit des deutschen Volkes geworden.

Zum Schutze dieser Mehrheit gegen unwürdige oder schädigende Arbeitsbedingungen, die zugleich Lebensbedingungen sind, muß der Staat eingreifen. Seine Vorschriften müssen, soweit es sich um Sicherung der Mindestbedingungen handelt, Zwangsgesetze sein. Wenn diese von Unternehmerseite als unerträgliche Eingriffe in das Wirtschaftsleben, als Be=

schränkungen der wirtschaftlichen Freiheit bekämpft werden, so ist daran zu erinnern, daß das erste soziale Zwangsgesetz die Aufhebung der Sklaverei und später der Leibeigenschaft war. Dem Arbeitnehmer wird verwehrt, sich selbst aufzugeben, er darf sich nicht restlos verkaufen, er muß Mensch, Rechtssubjekt, Bürger bleiben. Gewiß eine Beschränkung der Verfügungsfreiheit, aber eine Beschränkung der „Freiheit", seine Freiheit aufzugeben, ein Zwang zur Freiheit! Das ist auch das Merkmal der sozialen Schutzgesetze im Arbeitsrecht: Zwang zur Freiheit. Nicht nur Mensch, sondern auch Staatsbürger, Familienvater, Glied der deutschen Kulturgemeinschaft, des deutschen Staatswesens muß jeder Arbeitnehmer bleiben. Das Arbeitsverhältnis darf weder seine Lebenshaltung noch seine Bürgerrechte unter ein bestimmtes Maß hinunterdrücken. Dieser Schutz der Person ist nur das Gegenstück zum Schutze des Vermögens, der viel früher bestand und auch heute noch viel schärfer besteht. Kein Verfechter der Wirtschaftsfreiheit hat noch die Aufhebung des Erbrechtes, des Privateigentums oder nur der Strafen gegen Diebstahl verlangt. Der soziale Schutz ist notwendig, damit nicht die Macht des Vermögens den Menschen unterdrückt.

Solche sozialen Maßnahmen sind in Deutschland zunächst mit politischen Nebenabsichten eingeführt worden. Für Bismarck war die Arbeiterversicherung ein Gegenstück zum Sozialistengesetz. Diese Verquickung mit wesensfremden Zielen hat sehr dazu beigetragen, daß unsere soziale Politik Gelegenheitsmache und Stückwerk geblieben ist. Daneben trat schon früh der Gesichtspunkt der christlichen Nächstenliebe, des Mitleids mit den Elenden. Es entstand das Schlagwort vom Schutze der Schwachen, das neben seinen guten Wirkungen doch auch außerordentlich geschadet hat. Denn es führte dazu, daß wir die soziale Fürsorge am falschen Ende anpackten: bei den Folgen statt bei den Ursachen. Inzwischen haben wir eingesehen, daß es viel wirksamer und billiger ist, die Starken und Gesunden rechtzeitig zu schützen vor Schwächung, statt hinterher die vorzeitig Schwachgewordenen zu versorgen. Damit tritt der Schutz der Gesundheit in den Vordergrund, dessen geringe Rolle um so erstaunlicher ist, als von ihm die neue Schutzgesetzgebung ausgegangen ist. Vor einem Jahrhundert berichtete der General von Horn, der am Rheine kommandierte, daß sein Bezirk das Rekrutenkontingent nicht mehr aufbringen würde, weil die damals junge Industrie mit ungehemmter Ausnutzung der Arbeitskraft, mit unbegrenzter Arbeitszeit, gesundheitswidrigen Einrichtungen, mit Frauen- und Kinderarbeit die Körperkraft der heranwachsenden Generation ruinierte. Das führte zu den ersten Arbeiterschutzgesetzen in Preußen. Heute hat der Gesundheitsschutz durch allgemeine Hygiene, vorbeugendes Heilverfahren der Landesversicherungsanstalten und der Angestellten-Ver-

sicherung, durch ärztliche Überwachung aller in den Krankenkassen Versicherten, durch Verbot und Beschränkung gesundheitsschädlicher Arbeit (namentlich für Frauen und Jugendliche) große Bedeutung erlangt und ganz wesentlich zum Wachsen unseres Volksreichtums beigetragen.

Dieses letzte muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, weil der wichtige volkswirtschaftliche Gesichtspunkt noch zu wenig unsere soziale Gesetzgebung beherrscht. Aufwendungen für soziale Zwecke werden immer noch als eine Art von Luxusausgaben gewertet, soziale Regelungen als eine Erschwerung und Belastung der Wirtschaft, welche deren Wettbewerbsfähigkeit mindere. Das Gegenteil ist richtig: Arbeiterschutz bezweckt nicht eine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Arbeitsleistung im ganzen und auf die Dauer durch rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft; er muß daher auf die Dauer die Leistungsfähigkeit der gesamten Wirtschaft heben. Es gibt gar keine rentablere Kapitalsanlage als Aufwendungen zur Verlängerung des Lebens, zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitskraft des Volkes. Man muß sich nur von der Verwechselung zwischen Privatwirtschaft und Volkswirtschaft freimachen und einsehen, daß der Volksreichtum nicht in der Summe der Sachgüter einzelner, sondern in den produktiven Kräften des Volkes besteht, von denen die allerwichtigste die Menschen selbst sind. In ihnen steckt auch rein materiell der größte Teil des Volksvermögens. Aller Wert von Boden, Häusern, Maschinen, Vorräten, Geld usw., der gegenwärtig auf 400 Milliarden Mark geschätzt wird, verschwindet vor den mehr als 1000 Milliarden Mark, die uns die Aufzucht der 70 Millionen deutscher Reichsangehöriger gekostet hat. Von der Verzinsung dieser 1000 Milliarden hängt in erster Linie das Reicher- oder Ärmerwerden des Volkes ab, das heißt davon, ob jeder einzelne in seinem Leben durch nützliche Arbeit mehr leistet, als er kostet. Auch die 150 Milliarden unserer Kriegskosten werden wir nicht aus dem Sachgütervermögen tilgen, sondern aus unserer Arbeit.

Welche Summen durch kleine Verbesserungen der Lebensbedingungen zu gewinnen sind, mögen einige Beispiele zeigen: Kinder, die vor Erreichung des arbeitsfähigen Alters sterben, sind wirtschaftlich reine Passivposten, sie verursachen Aufwendungen an Kraft, Zeit, Geld und scheiden ohne wirtschaftlichen Nutzen. Die Verringerung der Säuglingssterblichkeit in fünf Jahren vor 1910 bedeutet eine Ersparnis von etwa 50 Millionen Mark jährlich. Weitere 50 Millionen könnten wir ersparen, wenn wir die Säuglingssterblichkeit auf den günstigeren Stand von Holland, England oder der Schweiz brächten. In den 30 Jahren von 1880 bis 1910 ist die Sterblichkeit der Kinder bis zu 15 Jahren so erfreulich gesunken, daß wir jährlich über 200 Millionen Mark weniger in Kindergräber werfen als früher und in einem Menschenalter um mindestens

8 Milliarden ärmer wären, wenn unsere Kindersterblichkeit noch auf der Höhe von 1880 stände. Rechnen wir als aktive Arbeitsperiode das Alter von 15 bis 60 Jahren, so ist die Zahl der Jahre, die der Fünfzehnjährige in dieser Zeit durchschnittlich zu durchleben hat, heute um reichlich zwei Jahre größer als vor 20 Jahren. Das bedeutet auf eine Generation einen Gewinn von 2 Millionen Jahren arbeitsfähigen Alters, oder wenn man das Jahr zu 300 achtstündigen Arbeitstagen rechnet, einen Gewinn von 5 Milliarden Arbeitsstunden.

Dieser in den Menschen ruhende Volksreichtum wird durch nichts so gefährdet wie durch das Arbeitsverhältnis, weil unser Recht die Regeln des Sachenrechts, die auf das Sklavenverhältnis paßten, auch noch anwenden will auf den frei kündbaren Arbeitsvertrag zwischen zwei Bürgern, auf den sie nicht passen. Wenn ich ein Pferd zur Arbeit kaufe, so lege ich mein Geld darin an und muß aus der Leistung des Pferdes nicht nur den Anschaffungspreis verzinsen, sondern auch tilgen, ehe ich daran verdienen kann. Ich habe also ein geschäftliches Interesse an der pfleglichen Behandlung des Pferdes, damit es mir recht lange wertvolle Arbeit leistet. Wenn ich aber einen Arbeiter oder Werkmeister oder sonst einen Mitmenschen anstelle, so lege ich mein Geld nicht in ihm an. Nach den Aufzuchtkosten des Arbeiters frage ich nicht, sondern zahle nur den Lohn der Tätigkeit, und nur solange, als sie geleistet wird. Entspricht seine Leistung meinen Wünschen nicht mehr, so kündige ich ihm und habe keine Verantwortung mehr für sein künftiges Schicksal. Ich brauche gewissermaßen nur zu verzinsen, während ich die Tilgung der Lebenskosten der Allgemeinheit überlassen kann. Ich habe also nur ein Interesse an der gegenwärtigen Arbeitsleistung, nicht an der künftigen, nicht an der Erhaltung der Leistungsfähigkeit. Darin aber liegt eine schwere Versuchung zum Raubbau an der Arbeitskraft, zur übermäßigen Ausnutzung unter Schädigung der Gesundheit.

Dieses Verhältnis wird den Arbeitgebern zu Gemüte geführt durch den Beitragszwang in der sozialen Versicherung, der nichts weiter ist als ein bescheidener Amortisationszwang auf Menschenleben. Jedem Kaufmann ist es selbstverständliche Pflicht, sein totes und lebendes Inventar gegen Schaden zu versichern; gegenüber seinem menschlichen Inventar mußte erst das Gesetz diese Pflicht vorschreiben, weil dessen Schaden ihn nicht ärmer macht. Die Hinderung des Raubbaus an der Arbeitskraft aber ist der Hauptzweck des Arbeiterschutzes, er bezweckt und bewirkt nicht eine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Gesamtleistung der Arbeitenden auf die Dauer. Denn die Gesamtleistung ist das Produkt aus der Tagesleistung und der Dauer der Arbeitsfähigkeit. Nachtruhe, Sonntagsruhe, Erholungsurlaub machen sich schon im einzelnen Betriebe

auf die Dauer bezahlt. Wieviel mehr in der gesamten Volkswirtschaft! Die Beschränkung der Kinderarbeit soll einer Schädigung der körperlichen und geistigen Entwicklung durch zu frühe, zu anstrengende Arbeit vorbeugen, damit der heranwachsende Mensch künftig länger, mehr und Besseres leisten kann. Die Beschränkung der Frauenarbeit erklärt sich aus der besondern Empfindlichkeit des Frauenkörpers für die Wirkungen gewerblicher Arbeit und aus der wichtigsten Aufgabe, Trägerin und Erzieherin der kommenden Generation zu sein.

Wenig hat unser Recht bisher auf dem Gebiete der Lohngestaltung getan. Obgleich es keine bedeutsamere sozialwirtschaftliche Frage gibt als die, wie sich der Ertrag der gesamten Volksarbeit auf Rente, Zins, Unternehmergewinn und Arbeitslohn verteilt, wie hoch der Lohn und seine Kaufkraft ist, von der die Lebenshaltung von zwei Dritteln des Volkes abhängt, gilt die Bemessung des Lohnes noch als eine rein private Angelegenheit der Beteiligten. Nur eine Untergrenze ist neuerdings geschaffen durch verständige Auslegung des Wucherverbotes, das jetzt auch auf Arbeitsverträge mit Schundlohn angewandt wird. Unsere Wirtschaftspolitik war dem Lohn bisher sehr ungünstig, denn sie war einseitige Rentenförderung und verminderte durch die Steigerung aller Preise die Kaufkraft der Massen. In welchem Maße das zu einer Verteuerung der Lebenshaltung führen kann, haben wir im Kriege gesehen, ohne daß eine grundsätzliche Umkehr dadurch bewirkt wäre.

Einen tiefgehenden Eingriff in die Lohnfrage bedeutet die soziale Versicherung, die nichts weiter als eine staatliche Lohnregelung ist. Ganz falsch ist die Auffassung der sozialen Versicherung als einer Staatsfürsorge, die eine Verminderung des persönlichen Verantwortlichkeitsgefühls zur Folge haben könnte. Sie ist im Gegenteil ein gesetzlicher Zwang zur Selbstversorgung, damit nicht in Zeiten der Not die Staatsfürsorge (Armenpflege) einzugreifen braucht. Jeder Arbeiter wird gezwungen, in Zeiten des Verdienstes einen Teil seines Lohnes zurückzulegen. Diesen Teil erhält er in Zeiten der Krankheit, Invalidität oder sonstiger Erwerbsunfähigkeit zurück. In der Rente verzehrt er den Rest seines eigenen Arbeitsverdienstes, den der Staat für ihn aufgespart hat. Darin liegt der ungeheure sozialsittliche Segen der Einrichtung. Sie nimmt von dem Arbeitsunfähigen das drückende Gefühl, auf Kosten anderer zu leben.

Viel zu wenig hat das Recht bisher in dem getan, was der verstorbene Frankfurter Stadtrat Flesch die soziale Ergänzung des Lohnes nannte. Der Lohn richtet sich nach der Leistung. Der Arbeitgeber kümmert sich nicht um die Bedürfnisse der einzelnen Arbeiter. Daher mag der Lohn für den Ledigen ausreichen, aber er reicht nicht für den Familienvater. Hier muß die Öffentlichkeit (oder der Arbeitgeber) Einrichtungen schaffen, die den er=

höhten Bedürfnissen der Familie, namentlich der kinderreichen, gerecht werden (Wohnung, Kinderfürsorge, Befreiung der Mutter von Erwerbszwang usw.). Der Krieg hat uns ein erhöhtes Gefühl der Verantwortlichkeit des Ganzen für jedes seiner Glieder gelehrt; daraus wird auch hier ein Fortschritt erwachsen.

Schließlich bleibt noch eine Hauptaufgabe des Arbeitsrechtes die Sicherung der Persönlichkeit des Arbeiters im Betriebe und vor allem außerhalb des Betriebes. Die politische Entwicklung hat uns im letzten Jahrhundert vom Hörigen über den Untertan zum Staatsbürger geführt, die wirtschaftliche Entwicklung geht den entgegengesetzten Weg zu immer größerer Abhängigkeit einer wachsenden Millionenzahl von großen Arbeitgebern. Die Übertragung der „Verfassung" und des Bürgerrechtes vom Politischen auf das Wirtschaftliche steckt noch in den bescheidensten Anfängen; selbst die einfachsten Voraussetzungen im einzelnen Betriebe: Arbeitsordnung und Arbeiterausschuß, sind noch nicht gesetzlich allgemein durchgeführt; die Arbeitskammern sind im Werden; und die Tarifverträge wie die Tätigkeit der Gewerkschaften überhaupt vollziehen sich neben dem Gesetze, mehr im Gegensatz zu ihm als durch das Gesetz gefördert.

Die Bürgerrechte der Abhängigen aber stehen vielfach nur auf dem Papier, solange ein mächtiger Arbeitgeber die Möglichkeit hat, ihre Ausübung mit Entlassung aus der Arbeitsstelle zu bestrafen. Auch die jetzt vorbereiteten Verfassungsreformen nützen den Massen nicht allzuviel, wenn nicht das Arbeitsrecht ihnen die Betätigung trotz ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit sichert. Diese Sicherung kann erfolgen durch gesetzliche Vorschriften (unter denen die wichtigste die Beseitigung der freien Kündigung ohne Angabe des Grundes sein würde) oder durch eine Stärkung der organisierten Selbsthilfe, die schon bisher mehr geleistet hat als das Recht. Aber wenn nicht der Streit der beiden Parteien um die Arbeitsbedingungen neben dem Rechte in Machtkämpfen ausgefochten werden soll, unter denen das ganze Wirtschaftsleben leidet und die wir gerade nach dem Friedensschlusse beim Wiederaufbau unserer Wirtschaft gar nicht gebrauchen können, dann müssen Instanzen zum friedlichen Ausgleich der Gegensätze geschaffen werden, die auch im Arbeitsstreite das Recht an die Stelle der Macht setzen.

Der Abschluß des Weltkrieges wird uns vor besonders große Aufgaben und Schwierigkeiten in der Ordnung des Arbeitsverhältnisses stellen. Mit der Demobilmachung werden etwa acht Millionen Männer aus dem Heeresdienste entlassen, die zu drei Vierteln Arbeitnehmer sind und in geeignete Arbeitsstellen untergebracht werden müssen. Diese sind vielfach von Frauen, Jugendlichen, Alten besetzt, die den heimkehrenden Kriegern unbedingt weichen müssen, aber auch nicht einfach ohne Beschäftigung und Erwerb gelassen werden dürfen. Dazu die Versorgung der zahllosen Kriegsbeschädigten in einer Weise, die ihre noch verbliebenen Arbeitskräfte

nützlich verwendet und ihnen möglichst das Gefühl der Vollgültigkeit wiedergibt. Das alles unter sehr veränderten Verhältnissen der Volkswirtschaft. Wir stehen vor einer Zunahme der Konzentration sowohl der Betriebe wie der Kapitalien, vor einer weitgehenden Umbildung der Betriebe und Gewerbezweige, vor einer Rationalisierung, die uns zu einer starken Betonung des Sozialen zwingt, damit nicht die privatwirtschaftliche Ergiebigkeit der Unternehmungen durch Raubbau an der Arbeitskraft und damit durch volkswirtschaftlichen Verlust erkauft wird. Die Zahl der wirtschaftlich Abhängigen, der Arbeitnehmer, wird wachsen. Ihr Lohn ist verhältnismäßig gemindert durch das Ansteigen der Rente infolge Erhöhung des Zinsfußes. Die Kaufkraft des Lohnes ist noch weit stärker gemindert durch die Entwertung des Geldes und die allgemeine Teuerung, mit deren Fortbestand wir noch längere Zeit rechnen müssen. Dazu die ungeheure Verschuldung des Reiches, die zu öffentlichen Abgaben von nie gekannter Höhe und zu einer ganz neuen Finanzpolitik zwingt.

Die Arbeiter, die aus dem Felde heimkehren, werden erhöhte Ansprüche mitbringen. Sie werden nicht nur verdienen wollen, sondern auch mitbestimmen über die Arbeitsbedingungen. Und dieses Recht wird man ihnen nicht abstreiten können. Es ist ja so schon eine schwere, aber unumgängliche Zumutung an die Sieger, daß sie sich ohne lange Erholungspause nach Beendigung des Heeresdienstes in die wirtschaftliche Arbeit wieder einordnen, fast als wäre nichts geschehen. Diese Zumutung kann ihnen nicht gestellt werden, wenn ihnen nicht eine Gegenleistung gewährt wird: angemessene Lebensbedingungen und volle Gleichberechtigung.

Erleichtert wird das ja durch die Lehren dieses Krieges. Wir haben erkannt, daß alle Produktion nur dem Zwecke dienen darf, die Gesamtheit des Volkes mit dem Notwendigen gut und reichlich zu versorgen. Wir haben eine solche Fülle so tiefgehender staatlicher Eingriffe in das Wirtschaftsleben gesehen, daß uns nichts zu schrecken braucht und jede künftige Ordnung als eine Erleichterung gegenüber dem Kriegszwange erscheinen muß. Die Regierung hat sich zu sozialen Forderungen bekannt, und sie wird von einer starken Welle der Volksbewegung getragen. Die Kluft zwischen den verschiedenen Klassen ist teilweise überbrückt worden. Hält diese Brücke über das Kriegsende hinaus, bleibt das Gefühl der Gemeinsamkeit lebendig, bleibt vor allem das starke Pflichtgefühl gegen die heimkehrenden Krieger, so ist zu hoffen, daß aus dem Weltenringen eine Neuordnung auch des Arbeitsverhältnisses herauswächst, die dem sozialen Gedanken Rechnung trägt: daß der Mensch die Hauptsache im Staate ist, daß alle Einrichtungen nur den Zweck verfolgen dürfen, das höchste Glück aller aus der höchsten Leistung aller erblühen zu lassen.

***

Generationen

von Arthur Eloesser

So zwischen Vierzig und Fünfzig tritt den kritischen Schriftsteller das gefährliche Alter an; er hat dann die Wahl, ob er bequem werden und auf einem Standpunkt ausruhen will, oder ob er seinen Beinen noch so viel Biegsamkeit zutrauen darf, daß er sie zu neuen Tänzen zwingt und als ewig beliebter Chorführer vor der jedesmal jüngsten Jugend anmutig schaukelt und gaukelt. Wer sich dazu entschlossen hat, führt ein so beschwerliches Leben, daß man den Mann nie ganz lächerlich finden sollte; denn das Schlafen ist ihm verboten. Nur ein halbes Jahr mangelnder Aufmerksamkeit — der ewige Jüngling ist sitzen geblieben und er wird das versäumte Pensum nie mehr nachholen können. Mit nachträglicher Billigung ist der Jugend nicht Genüge geschehen, die ohne Erinnerung auftritt, ohne Verantwortlichkeit für ihre Väter zu übernehmen, die unbedingte Forderungen aufstellen muß, und die überhaupt nur aus Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit handeln kann. Gewiß kann man auch ihre neue Sprache lernen und sie mitsprechen, aber man wird sie immer nur als eine fremde, nie als die Muttersprache auch zum heimlichen Gebet gebrauchen können. Leute von großer Erfahrung, und besonders solche, die selbst einmal geführt oder regiert haben, pflegen sich am wenigsten zur Nachgiebigkeit gegen die neuen Eroberer und Prätendenten bereit zu finden. Lessing verhöhnte Goethes „Faust", bevor er ihn kannte, und auch G. Ch. Lichtenberg, einer unserer schärfsten und anmutigsten Geister, als Aphorismen-Bildner ein wahrer Onkel von Nietzsche, wollte sich an der neuen Geniesprache der Stürmer und Dränger durchaus nicht bereichern, wie er sich überhaupt darüber wundern mußte, daß Deutschland immer wieder so viel Genie und so wenig Verstand hervorbrachte. — Da hatten wir so schön angefangen, so dachte auch Goethe gegen den jungen Schiller, und da hatten wir noch so viel übrig gelassen, und nun laßt ihr unseren Bau verwittern, dem nur noch das Dach fehlte, und fangt wieder ganz von vorne an, als ob wir gar nichts getan hätten. Wozu sind wir denn dagewesen?

Die Jugend kennt immer nur das eine, das gerade not tut, sie fühlt keine Bindung, erkennt keine Verantwortung für Geschehenes und Überkommenes an, und die literarischen Bewegungen folgen sich heute mit einer so unheimlichen Schnelligkeit, daß sich keine mehr ordentlich auswirken und ausweisen kann. Es ist der Turm zu Babel. Die alten Arbeiter, die unten an der naturalistischen Rustika gebaut haben, verstehen allenfalls noch die Symbolisten, die ein Stockwerk über ihnen schaffen, aber was in den noch höheren

vorgeht, erreicht sie mit keinem Zusammenhang mehr. Da arbeitet man mit anderen Handwerkszeugen und singt zur Arbeit Lieder mit unverständlichen Worten und Weisen, die den alten Ohren gar nicht mehr wie Musik klingen wollen.

Die Sprache! Die Sprache! Wenn ich einen leidlich begabten Menschen veranlasse, sich ein halbes Jahr auf die Hosen zu setzen, so wird er sich auf türkisch oder bulgarisch ungefähr verständigen können. Wenn ich aber einem Manne von williger Phantasie, von noch erziehbarem Geschmack und unverkalkter Intelligenz, der etwa mit Heine, Eichendorff, Mörike aufgewachsen, im späteren Alter noch Stefan Georgisch oder Richard Dehmelisch gelernt hat, ein nach den neuesten Programmen wohl geratenes Gedicht aus den weißen, grünen oder roten Blättern vorlege, so wird er sich schülerhaft anstrengen müssen, um aus einem Komplex von Satzgebilden, für die es noch keine Grammatik, und aus einem dunklen Sprachschatz, für den es noch kein Wörterbuch gibt, auch nur den ungefähren seelischen Vorgang herauszudeuten. Zum wenigsten wird er sich unüberzeugt und unverführt über Willkür und Eigensinn beklagen, über eine quälende Spekuliererei mit überflüssigen, fremden, kalten Kunstmitteln, da doch auf der alten grünen Weide noch so viel frisches Futter übrig blieb. Man klage auch nicht über die besondere Stumpfheit und Unwilligkeit, mit denen der Deutsche seine Neutöner abweist. Das große Publikum lebt nirgends anders als von den Erfindungen, die gestern gemacht worden sind; sein poetischer Hausschatz, in Jahrhunderten angesammelt, vermehrt sich im Jahre kaum sichtbar, hält sich immer um mindestens eine Generation zurück, und das Publikum beweist einen feinen Instinkt für oder gegen alles wirklich Neue, indem es sich dagegen sträubt und nach allem scheinbar Neuen um so begieriger greift. Der Verstand ist willig, aber die Sinne sind schwach. Vor neuen Gesichten und neuen Tönen wird der alte Mensch immer wieder blind und taub geboren, bis man ihm eine neue Kindheit eingeredet und ihm die ererbten Organe etwas umgestellt hat. Von unseren Negern sagt man, daß sie sich in kürzester Zeit zu ausgezeichneten und gänzlich nervenlosen Schaffnern und Chauffeuren erziehen lassen. Die Zivilisation überredet schnell. Aber die seelische Kultur kann ihre Temperatur nur langsam verändern, von unserm Blutkreislauf, von unserm Herzschlag und Atemzug nur sehr allmählich eine abweichende Rhythmisierung verlangen. Und dennoch trotz dieser Langsamkeit und Unmerklichkeit biochemischer Umsetzungen scheint mir, daß sich in Deutschland während der letzten Jahrzehnte ein dichteres literarisches Klima ausgebreitet hat, in dem man auch zu atmen gewillt ist.

Ich meine nicht die verfeinerte Technik des Buchhandels, die andere vergröbert nennen mögen; ich meine auch nicht die Industrialisierung des

literarischen Marktes, die heute einem Erfolge ungeahnte Ausdehnung verschafft und die verfügbare Menge der Leser und sogar der Käufer um ein Vielfaches vermehrt hat. Es gibt gültigere Anzeichen, und als entscheidendes und freundlichstes möchte ich den vermehrten Respekt nennen, mit dem die Jugend nach entbehrungsreichen Jahrzehnten neuerlich verwöhnt wird. Wo immer sie mit ihrem Ungestüm, mit ihrer Not und Sehnsucht durchzubrechen suchte, es war ihr Los, ausgelacht zu werden, und der in den siebziger oder noch in den achtziger Jahren hochgekommene Journalismus, der die Schanzen des bürgerlichen Geschmacks zu verteidigen hatte, lebte recht eigentlich davon, daß er ihre Bemühungen mit kritischen Plattfüßen niedertrat und das Hohngelächter über die armen Teufel und Narren in Takt hielt. Die Kritiker nach ihnen, die von ihren Redaktionen nicht mehr angehalten wurden, auf Kosten anderer Leute allwöchentlich Witze zu sprühen, haben größere Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit bewiesen. Sie zeigten sich brüderlich oder wenigstens väterlich gesinnt, als die Kritik selbst ihren Standpunkt in der Zukunft suchte und die literarische Entwicklung zu organisieren begann. Ob nun die Impressionisten mit internationalen Anregungen von überall her den Boden düngten, um mit gleicher Erwartung und Neugierde an allen jungen Pflänzchen zu zupfen, oder ob sich die fast gleichzeitig in einem großen Schub beförderten Germanisten gewichtig auf die kritischen Richterstühle setzten — ich leite aus einigen im Seminar verbrachten Semestern durchaus keine Unfehlbarkeit ab, — aber sie waren wenigstens historisch geschult, auf den Begriff der Entwicklung eingestellt, und sie bemühten sich, wahrscheinlich sogar mit allzu genauer Vorstellung früherer Entwicklungsreihen, in dem gesamten Wachstum der literarischen Vegetation eine gesetzmäßige Ablösung und Fruchtfolge festzustellen. Die Jugend wurde also mit größerem Ernst empfangen, man war nicht mehr lächerlich, weil man zwanzig Jahre alt war, und da schließlich die historisch-kritische Betrachtungsweise sich bewußt und unbewußt von der modernen Naturwissenschaft genährt hatte, so konnte man eine neue Pflanze allenfalls Unkraut oder Gift nennen, aber man konnte ihr den natürlichen Ursprung nicht aberkennen, mit dem sie irgendwie aus dem einen und gemeinsamen Boden der zeitlichen Bedingungen gekrochen war.

Allmählich hat sich dann auch der vulgäre Journalismus, um sich nicht immer wieder zu blamieren, dieser duldsameren Auffassung angeschlossen, und bis in die Sonntagsbeilagen der Pastorenblätter hinein habe ich neuerdings ganz rechtschaffene Versuche gefunden, auch einmal eine ausschweifende Erscheinung, die man früher als absichtlichen Unfug oder als gespielte Verrücktheit niedergeschimpft oder niedergepredigt hätte, unter den ihr zukommenden Voraussetzungen zu verstehen. Sogar der Krieg hat diese Annäherung an einen

literarischen Burgfrieden beschleunigt, als die Große Zeit schon etwas älter geworden war und den deutschen Dichtern keine menschenfresserischen Blut- und Haßgesänge mehr abverlangte. Die Jugend drängte sich zu den Fahnen, schlug sich, wie zu erwarten war, und wenn einer an der normalen Beschaffenheit eines Lyrikers ohne Reim und Strophe gezweifelt hatte, so gab er ihm wenigstens seine fünf Sinne zurück, da er etwa las, daß der Mann an der Spitze seiner Kompagnie gefallen war, und dazu den ehrenden Nachruf, den der Kommandeur dem wackeren Kameraden widmete. Diese Nachgiebigkeit, diese Schüchternheit sogar, wenigstens gegen die aus tausend munteren Quellen heraufrieselnde und schon in einigen ansehnlichen Strömen rauschende Lyrik, hat sogar fast zu einem Verzicht auf das eigene Urteil geführt. Ist sie doch auch die stoffloseste, beflügeltste, am schwersten zu verhaftende literarische Gattung, in ihrer Unkörperlichkeit und Gewichtslosigkeit auch im bürgerlichen Sinne unverantwortlicher als die stoffhaltigeren, tendenzdeutlicheren Schöpfungen der Epiker und Dramatiker, die man mit ihrer größeren Schwere wenigstens auf die Wagschale der Moral herunter bekommen kann.

Die Lyrik, der arielhafte Luftgeist, überall sichtbar, nirgends faßbar, hat vielleicht allein durch die Dichtigkeit ihrer Verbreitung, durch ihre Allanwesenheit die Geduld des Philisters ermüdet, so daß man die Auskunft fand, sie als Privatsache, als Angelegenheit der Lyriker selbst zu erklären. Die öffentliche Meinung, durch die großen Zeitungen vertreten, fragt heute gar nicht mehr, wer von ihnen der beste sei; sie läßt sich von den mannigfaltigen Dichterschulen, die, was immer Autorität schafft, über so schöne eigene Zeitschriften verfügen, ihre Oberhäupter, ihre Oberpriester zeigen, und sie ist es zufrieden, daß sie nicht mehr die schwere Wahl auf eigene Verantwortung zu treffen hat. Jung sein ist also nicht mehr lächerlich sein, und gerade die älteren und amtlich Verantwortlichen holen sich Rats bei den jungen Leuten, die eine Sprache mehr und dazu eine recht schwere gelernt haben. Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten. Die Lyrik, immer noch unsere eigenste Angelegenheit und so wurzelreich, daß sie noch unsere jüngsten dramatischen Schößlinge mit ernähren kann, blüht für sich selbst, verträgt die engere Kameradschaft, in der man sich gegenseitig mit Gedichten beschenkt, solange sie der Markt nicht aufnimmt, und als die ungebundenste, von Gesellschaft und Staat ungehemmteste Gattung auf die äußersten Horchposten gestellt bedeutet sie die Jugend selbst als ihre Geheimwissenschaft und esoterischen Kultus. Sie genügt sich selbst, zugleich Produktions- und Konsumgenossenschaft, und sie hat aus sich ein Kreditsystem auf Gegenseitigkeit entwickelt, dem man durchaus nicht nachsagen darf, daß es wie in der guten alten und im literarischen Verkehr doch schändlich gewissenlosen Zeit mißbraucht wird.

Diese Jugend ist redlich. Was aber will sie, in ihrem weitesten Umfang angesehen?

Durch Kriegsereignisse und anderes einige Zeit von ihr fern gehalten, durch die Berichte unseres Hauptquartiers auch literarisch befriedigt, hatte ich die Fühlung mit ihren letzten Bewegungen und Umgruppierungen verloren, um nun als Nachzügler die Hauptrichtung ihres Marsches festzustellen. Wobei allerdings wieder gesagt werden muß, daß der Einzelne sich das Erlebnis einer Gruppe oder Kameradschaft nie ganz aneignen kann. Man muß eben mit derselben Ungeduld aus derselben Haut gefahren sein, man muß sich aus demselben Becher berauscht und mit verbrüderten Fäusten auf den Tisch geschlagen haben. Wenn ich zunächst etwas feststellen konnte, so war es die Tatsache, daß die Väter der heutigen Lyrik von ihren Nachkommen ziemlich rein aufgezehrt worden sind, die sich schon eigene Oberhäupter wie den mildstarken Franz Werfel gegeben haben. Die ausländischen Zuflüsse zeigten sich erkennbarer als die stillere Arbeit deutscher Quellgeister. Walt Whitmans westliche Prärie hat sich mit dem unablässigen Gewoge breittragender Verse bis nach Prag vorgeschoben, von Brüssel zieht sich die schmälere Verhaerensche Enklave über Straßburg nach Leipzig, Rainer Maria Rilke herrscht über die Feinen und Stillen im Lande. Stefan Georges Reich liegt in partibus fidelium professorum, aber es ist nicht mehr von dieser Welt, und Richard Dehmel wiederum ist zu sehr von dieser Erde. Man hat zwar nicht in seinen Formen, wohl aber in seinen Gesinnungen so entschieden weiter gedichtet, daß man ihn selbst nicht mehr nennen, kaum noch verehren zu müssen glaubt. Er war der Atlas, der eine Erde trug, und die wissenschaftlichen Menschen von heute werden lieber wollen, daß dieser Dienst recht exakt von den Gesetzen der Gravitation, statt von einem Riesen versehen wird, der schließlich graue Haare bekommt. Sein Vermächtnis war die Weihe der Kraft aus einem leidenschaftlichen Intellekt, der alles sondern, und aus einem leidenschaftlichen Temperament, das alles wieder zusammenschmeißen wollte. Die Lyrik vermaß sich alle Fugen des Weltenbaus auf ihre Festigkeit zu prüfen oder zu stützen, sie war nach ihm, um ein Wort der älteren romantischen Schule zu gebrauchen, progressive Universalpoesie geworden, die älteste primitivste und die späteste raffinierteste Kunst, anfängliches Stammeln und letzte Weisheit, ein übernationales Gebet der Menschheit, das sich in jeder schmerzlichen Geburt der Entwicklung um eine neue Bitte oder auch um einen neuen Fluch vermehrt.

Aber Dehmel hat noch Reste von Mythologie, von überlieferten Symbolen, von geläufigen Formen auch, um die ihn seine Nachfahren nicht beerben wollten. Das Gedicht war Wort, Musik und Farbe,

eine Äolsharfe über die ganze Welt gespannt, in die auch Geister noch hineinwispern durften; jetzt hat sich die Lyrik zu Technik und Wissenschaftlichkeit versachlicht und rationalisiert, ein lückenloses System von ungeheuren Reflektoren und Schallfängern, von beständig tickenden Funkenstationen, nicht mehr das Herz einer noch anthropomorphen Welt, sondern das maschinenhaft zuverlässige Zentralnervensystem des vom Geist kontrollierten Universums. Die Gesinnung der früher bescheidensten und stillsten, der besonders elegischen und weltflüchtigen Dichtart erinnert an die Erklärung, mit der das Bürgertum der großen Revolution von seinen Rechten Besitz ergriff. Was ist der dritte Stand? Nichts! Was kann er sein? Alles! Die Lyrik will nicht mehr den dritten Stand der Dichtung abgeben, sie will wieder ihr Urstand sein, und sie vermißt sich der unbegrenztesten Möglichkeiten. Sie hat die letzten rückständigen Bedenken ihrer Zartheit und Schwärmerei gegen die Wissenschaft aufgegeben, und sie will wie diese zugleich demokratisch und imperialistisch werden.

Der Dichter von ehedem hatte eine persönliche Stimmung, die er sich absang, ein Erlebnis, das er veranschaulichte; das einzelne Gedicht (sie singen jetzt alle im Chor) war ein erhöhter Moment, eine wunderbare Begegnung, ein glückliches Abenteuer. Ich ging im Walde so für mich hin ... Der Dichter trat auf, erzählte von seinen Freuden und Schmerzen, und wenn er sie brüderlichen Seelen eingeflößt hatte, trat er wieder ab. Mit der Rundung der letzten Strophe und der Antwort des letzten Reimes wurde er wieder ein gewöhnlicher Mensch, der essen, trinken, schlafen durfte, bis ihn ein neuer Traum zu einem neuen Liede weckte. Unsre Heutigen schlafen und träumen nicht mehr, sie haben Tag- und Nachtdienst und sind so überpersönlich oder unpersönlich wie eine Funkenstation. Sie brauchen sich nicht zu rühren, da die Dinge, da alle Dinge in sie hineinsprechen. Unsre Heutigen werden die alten Dichter, seien es Heine, Mörike, Eichendorff, nicht beschuldigen wollen, daß sie lauter Kitsch gemacht haben. Aber sie rücken von jenen ab, weil sie eben auftraten, weil sie irgendeine Hand ergriffen, weil sie ein Einvernehmen mit einem Hörer suchten, und wenn es der liebe Gott war. Weil sie uns in den Palmenhain, in den Eichenwald mitnahmen, wo ihnen die Überraschung, das holde Abenteuer, begegnet war, und es ist ja nicht lange her, daß man dort noch Elfen und Zwerge, Irrlichter und Kobolde gesehen hat. Wer Ich sagt, sagt auch Du. Aber heute soll kein Echo mehr übrig bleiben, nachdem der Dichter die letzte Tragik oder Elegik des Begegnungen schaffenden Dualismus verschlungen hat. Wenn unsre Heutigen sich der Rücksicht entschlagen wollten, die man zwar nicht auf seine Väter, wohl aber auf Großväter und Urahnen nimmt, so würden sie der älteren Lyrik wahrscheinlich nachsagen, daß sie sich ohne ein gewisses Theater, ohne

bereitgestellte Kulissen und Versatzstücke nicht zu behelfen wußte. Jede Versinnlichung einer Stimmung, jede Absonderung eines seelischen Vorgangs setzt ein Bildchen mit Vordergrund und Hintergrund in einen abschließenden Rahmen. Ob nun noch Strophen abgeteilt oder der freie Vers heruntergestürzt wird, die neuere Lyrik verzichtet auf die Täuschung der Perspektive, zerstört die Sinnengrenzen und wirft sich Maßlosigkeit erstrebend allein in die Dimension der Breite. Alles Stoffliche zerreibt sich zu einem einzigen Pigment, das seine Herkünfte nicht mehr kennt, geistig und sinnlich, organisch und unorganisch, ein einziger Weltstoff, in den auch der Dichter selbst sich vermahlen ließ. Der ist bewußte Materie geworden, in den Augen des Gottes einer anderen Welt wahrscheinlich nur eingebildet bewußte Materie, und wenn wir sein Wirken etwa in ein Bild einschränken wollen, so breitet er sich wie ein mächtiger Strom aus, der dem Gesetz der Schwerkraft gehorchend, von seiner eigenen Wucht hingerissen den Rhythmus vom Tanz des Seienden ankündigt. Die Jugend liebt den nicht endenwollenden, den stürzenden Vers, und wenn das Papier keine Grenze setzte, würde der Strom zum Meere. Es sind nicht eigentlich mehr Gedichte, die der Mann schreibt, es ist *eine* Dichtung von einer unendlichen Melodie, an der sie alle schreiben, und die keine Ruhepunkte zuläßt; denn die Schöpferkraft kann so wenig wie eine Naturkraft nachlassen. Der Dichter befindet sich, ohne zu *leiden*, in einem Zustand beständigen Wachseins, Überwachseins, und seine Hingegebenheit gleicht der ewigen Tat. Sie machen alle den Eindruck, als ob sie beständig zu reden und zu fließen wüßten, als ob alle Dinge der Welt, alle Erdteile der Seele gleichzeitig von dem Okeanos ihrer wallenden Rhythmen getragen würden. Denn der Dichter von heute kann sich nicht aus den Dingen herausstellen, kann kein Nicht-Ich aus sich frei geben, nur um es zum Gegenstand der Darstellung, der Beobachtung, der Zersetzung zu machen. Dichter ist nie Widerspruch, sondern Norm, Dichter ahmt Schöpfung nicht nach, sondern bringt sie weiter als ihr höchstangestellter Demiurgos. Jeden Augenblick hat er das Ganze, wie einer der neueren Theoretiker sagt, der wohl ebenso gut gesagt haben könnte: Jeden Augenblick ist er das Ganze.

Es würde nahe liegen, hier von Pantheismus zu sprechen, wenn diese Gemütsverfassung, wie wir sie von Goethe empfangen haben, nicht ein Pietätsverhältnis zur Natur voraussetzte, eine Neigung zu Dankbarkeit, Verehrung, Hingebung. In unsres Busens Reine wohnt ein Streben usw. Der Neuere will sein Verhältnis zur Natur geistiger, kühler, diktatorischer haben, wie er ja auch auf ihre Nachahmung, nach einer älteren und wirklich sehr alten Ästhetik den Ursprung aller Künste, verzichtet hat, so daß er sich durchaus nicht mehr für verpflichtet hält, die Wirklichkeit auch

nur nach den Umrissen ihrer Erscheinung anzudeuten. Unsre Jugend hat es mehr mit dem Willen als mit der Vorstellung zu tun, und ohne pessimistisch zu sein, dringt sie darauf, die Individuation von der Bedingtheit des Einmaligen zu erlösen in einer geistig schon ganz angeeigneten Welt. Der Dichter hat die Natur zu seiner Verfügung wie in einer Retorte, und er vermißt sich, sie mit des Geistes Explosivkraft an die Luft zu sprengen. Sie ist so groß oder so klein, wie er sie gerade braucht, so daß er sie durch sein Gehirn filtriert, ohne sie mit den alten Hohlmaßen Zeit und Raum ausschöpfen zu müssen. Wie vor dem höheren Standpunkt eines Gottes ist vor seiner Allgegenwärtigkeit das Nacheinander aufgehoben, zum Chaos des Nebeneinander und der Gleichzeitigkeit auseinander gefaltet, das er allein zu ordnen weiß. Seine Vision ruht in einer Fläche, und was er braucht, ist immer vorhanden, als Beobachtungen, Erlebnisse, Erinnerungen, Landschaften, Figuren, Ideen und Begriffe. Alles Farbentupfen einer einzigen Palette, die sich auch nicht mehr familienhaft nach ihrer Abstammung aus Geistes- oder Sinneszeugung unterscheiden. In der Dichtung galt früher die Kunst der Vorbereitung des Entstehenlassens, der sanfte Zwang zur Einfühlung oder der Anschlag, der die Tonart anhebt. Ich ging im Walde so für mich hin ... Das wird augenblicklich nicht mehr gemacht. Der Dichter würde einen nur individuellen Vorgang nicht mehr notieren, weil er nur noch prinzipiell erleben kann, und so sind alle die alten poetischen Landschaften verschwunden, in die wir früher hineingezaubert wurden. Nun sind die alten Götter und ihr Dienervolk wirklich tot. Bei Mörike steigt die Nacht gelassen ans Land, und noch bei Dehmel träumt eine rückständige Rose. Das wäre Personifikation und Mythologie, die ja immer auch nach der glatten Erledigung überlebter Allegorik eintreten muß, solange den individuellen Erscheinungen ihr Eigenleben gelassen wird. Es gibt keine Liebenden mehr, sondern nur noch Liebe, höchstens ein männliches und ein weibliches Prinzip, die in eine Gleichung eingesetzt oder als einfachste planimetrische Figuren angedeutet werden. Der Dichter sagt auch nicht mehr Fichte oder Efeu, sondern Wald oder Unkraut, und diese zu Begriffen dünn gehämmerten Vorstellungen müssen ihm gehorchen, wie er auch ohne Verpflichtung zur Erzeugung einer einzelnen sinnlichen Anschauung einfach Stadt sagt, oder Meer, oder Katarakt, oder Kohlengrube, oder Nachtcafé, und wie diesen entfärbten und entkörperten Vorstellungen rein gedankliche Begriffe einfach gleich gesetzt werden. Es gibt keine Blümlein mehr mit den Wurzeln auszugraben. Alle Dinge scheinen durch die Macht des Geistes entwurzelt und dem Wink einer schrankenlosen Suveränität erbötig. Oder da von Willkür und Befehl nicht die Rede sein soll, so hat der Dichter die Kraft des Magnetberges, dem alle

das Begriffsmetall enthaltenden Vorstellungen aus natürlichen und künstlichen Gebilden zufliegen, damit sie sich in seinem Geiste zu neuen Gleichnissen ordnen. Allein sein Dasein verändert die Welt und ist allein kosmisch tätig.

Da wir uns aber selbst diese modernen Dichter, die zwar leidenschaftlich aber nicht sujektiv sein wollen, nicht rein als Prinzip oder Funktion vorstellen können, so fällt uns an ihrer Gemeinschaft auf, daß ihr Auge gern diejenigen Erscheinungen bevorzugt, ihre Faust am bereitwilligsten nach denjenigen greift, die am ganzesten, am fertigsten scheinen, die die stärkste Lokalfarbe tragend, sich durch Fremdheit und Ferne von unserer bürgerlichen Gegenwart absondern. Man merkt es an den Gedichten, man merkt es besonders, wenn diese lyrischen Naturen, die sich ja Nachahmung, Beobachtung, seelische Ausschälung versagt haben, einmal ins Erzählen kommen, wie sie zu Fremdheit, Vergangenheit, Kostüm, Exotik neigen, zu wilden Caballeros, eleganten Grands Seigneurs, bluttriefenden Dschingiskhans, zu wildentschlossenen Ausschweifungen und Grausamkeiten in heroisch-dämonischer Überlebensgröße. Wenn sie erzählen und sich dazu schließlich in einen Stoff kleiden müssen, so jagen sie uns gern, als ob der zu stark ins Begriffliche hinüber gespannte Geist zurückschnellte, in einen Taumel und Rasetanz von Tropenkoller, Blutkoller, Samenkoller. Genug ist nicht genug! Und wenn einige Jahrzehnte im Staunen über diese Stoffe und Schmisse dahin gegangen sein sollten, so wird man es vielleicht erleben, daß diese literarischen Ausschweifungen sich gewissen Selbstbefriedigungen der Erzähler Wildenbruch, C. F. Meyer und sogar Felix Dahn anähnlichen werden. Aber bis dahin wird man sie bestaunen, und sie sind auch erstaunlich. Doch wir wollen von diesen epischen Nebenprodukten absehen, die gerade in gewollter und gemußter Einseitigkeit ausfallen, wenn sie von geborenen Lyrikern ausgeübt werden, wie diese merkwürdige Menschenklasse überhaupt ihre frühere Anspruchslosigkeit und Schüchternheit zugunsten eines erhöhten Selbstgefühls verabschiedet hat. Mit Recht fühlen sie sich heute als die eigentlichen Ideologen, als die künftigen Herren der europäischen Literatur.

Das Wesen der jungen Generation ist die Lyrik oder vielmehr der Lyrismus, weil sie mehr die Harmonie als die Melodie sucht, weil sie aus den letzten Winkeln der Weltflucht wieder ins Leben zurückgeflohen mit den dualistischen Resten der Romantik, der Widersprüche von Natur und Kultur aufgeräumt hat. Welt, o Welt, o laß mich sein... Dieser Ton ist nun verklungen. Sie wollen nicht mehr rühren, sondern aufrühren. Sie glauben sogar an einen Fortschritt durch das Mittel der Dichtung, und sie vermessen sich mit den starken Hebeln ihrer schweren Rhythmen die Welt in eine schnellere Umdrehung zu versetzen. Wie

ihre Kunst überhaupt, sofern die Programme zusammen stimmen, mehr nach einem ethischen als nach einem ästhetischen Ziele marschiert, so daß einer ihrer zielbewußtesten Wortführer René Schickele mit einer sehr berechtigten Verwahrung auftritt, wenn er sich das Schlagwort Expressionismus wegen seiner artistisch-technischen Sonderbedeutung verbittet. Die Jugend traut sich zu, und so nimmt sie eine Wendung gegen den schulmäßigen Materialismus ihrer Vorgänger, wie sie sich auch die Plattheit des Monismus vom Leibe hält, die Gemüter der Menschen und damit ihre künftigen Geschicke in die Hand zu nehmen. Als Ideologen von gutem Selbstvertrauen wollen sie Macht ausüben, die Inschriften des Geistes dem Leben aufprägen und so die Dichtung wieder auf ihre ehrwürdigen Anfänge zurückführen, da sie allein Lehre, Erziehung, Prophetie war und die einzige aussprechbare und auszuteilende Weisheit des Menschengeschlechts in orphische Urworte faßte. Die neuere Dichtung wuchs aus der Sinnlichkeit, erhob sich prüfend und fordernd zum Geiste und will nun, zugleich revolutionierend und befestigend, als ethische Herrscherin gebieten. Die Jugend schleudert die Kunst, die unter und nach unseren Klassikern ein vornehmes Privatleben führte, auf die Straße, auf die Gefahr hin, daß die Kunst, also kein Selbstzweck, da zugrunde gehe. Der Sieg ist errungen, wenn Geist Macht wird.

Man muß eben doch zusammen jung gewesen sein, um solche Verkündigungen mit gläubiger Feder mit zu unterschreiben. Ich freue mich an dieser Zuversicht, aber ich glaube zunächst nicht an ihre Voraussetzungen, da ja die Jugend im Geschichtlichen immer vergeßlich oder willkürlich sein darf. Die Kunst hat am wenigsten im Sinne unsrer Klassiker ein vornehmes Privatleben geführt. Was haben denn die Lessing, Goethe, Schiller, Hölderlin als Künstler gemeinsam? Und doch scheinen sie alle gemeinsam an demselben Werke gearbeitet zu haben als Erzieher einer Nation, die sie als die umfassendst menschliche vorbilden wollten, noch bevor sie die politische Mission ihrer Mannesjahre übernehmen konnte. Die nach ihnen gekommen sind, die Hebbel, Keller, Hauptmann, scheinen trotz verstärktem sozialen und politischen Bewußtsein, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, viel mehr Partikuliers, die über einen literarischen Anhang, oder Partikularisten, die über große Provinzen gebieten. Sie stehen einander nicht bei zur Erschaffung einer Zentralgewalt des Geistes. Die Jüngeren wollen die Kunst auf die Straße werfen, wie einst die Göttin Vernunft auf ihrem Triumphkarren ausgeführt wurde; sie wollen die Tempel räumen, die Mythologie, und wenn es der letzte Märchenzauber poetischer Duselei wäre, aus den alten Kindsköpfen treiben, die nicht mehr an den Hörnern von Leidenschaft, Aberglauben, Vorurteil gepackt werden sollen, und sie werden den Geist mit Vollmaß über die gesamte Menschheit ausgießen. Der

Imperialismus der Gewalt weicht dem Imperialismus des Geistes. Damit erklärt sich die Jugend gegen den Krieg nach dem Kriege, und wie sie schon während des Ringens mit verächtlicher Ablehnung der beiderseitigen Tintenbeschmutzung alle, die nicht Waffen tragen, auf eine Verständigungsformel zu einigen gesucht hat, so bereitet sie für den Frieden die Wiederaufrichtung der europäischen Kulturidee vor. Derselbe Kulturgedanke in allen Sprachen! Und da seine Gläubigen gute Deutsche sind, so fragen sie nicht danach, ob ihre Anerbietungen von irgendeiner Seite erwidert werden. Es sind Politiker ausschließlich des Geistes, dem sie jede Kraft zutrauen, Volksvertreter aus Gnadenwahl, die nicht mehr als die eigne innere Stimme brauchten, und auch Demokraten bis auf die eine aristokratische Unregelmäßigkeit, daß sie das Talent und damit die gottgegebenste Ungleichheit zu schätzen wissen. Allerdings gibt es auch in dieser imperialistischen Demokratie des Geistes noch verschiedene politische Lagerungen, da ihr linker Flügel von den Unabhängigen gehalten wird, die voneinander noch strenger die Bewährung der Gesinnung als des Talents einfordern.

Die fragen nicht nach deutschen Whitman und Verhaeren, sondern sie scheinen befriedigt von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Das sind die ewig Unenttäuschbaren, die noch die Juli-Revolution als ihr vorletztes Erlebnis feiern, die sich statt des Krieges den französischen Generalstreik hatten versprechen lassen und die auch nicht einsehen wollen, daß ein ostelbischer Landpastor mehr Sozialismus haben kann als die ganze französische Partei, die sich mit diesem Namen schmückt. Dieser linke Flügel zeigt eine mehr proletarische und radikale Gesinnung, die natürlich die kostspieligen exotischen Ausschweifungen des rechten nicht mit bestreiten will, und von seiner Kunst kann man mit genauerer Berechtigung sagen, daß sie die Straße sucht und die Auswüchse der Großstadt mit Blut, Gestank und Eiter ihrer sozialen Geschwüre. Diese Kunst würde die jungdeutsche politische Lyrik, würde die verdeutschten Marseillaisen und Ça ira fortsetzen, wenn sie literarisch nicht zu weit fortgeschritten wäre, um mit abgesetzten Strophen erprobter Überlieferung, mit den Paukenschlägen von Reim und Refrain den Marsch der Masse in Takt zu bringen. Diese Gedichte gehen vielleicht in den Kopf, aber nicht bis in die Füße. Nur kunstlose Bilder sind wundertätig gewesen. Die neue Hieroglyphenschrift dieser literarischen Visionen läßt sich wohl nicht schnell genug entziffern, um über die Kenner hinaus Willen zu zeugen und ihn auf die Tat zu richten. Aber die Gegenwart und Unermüdlichkeit des Geistes soll schon die ewige Tat sein, und so wollen wir sie, weil alle Jungen es sagen, als vollbracht annehmen.

Die Jugend spricht eben anders, und ich habe, besonders von ihrer mutigen

Gesinnung nachgezogen, ihre Sprache redlich zu lernen versucht, aber sie sieht auch anders und Anderes, und wo bleiben wir da mit unseren von Goethe erzogenen Organen, die nur in der individuellen Bildung das Allgemeine und nur im Vergänglichen das Gleichnis zu finden wußten? Diese zur Fläche aufgerollte, mehr geistes- als sinnengeschaffene Welt hat für unsere Augen bisher nur eine Dimension, und ich weiß nicht, um wieviel Jahre der Gewöhnung und Einfühlung wir noch werden zurücktreten müssen, um in diesen freskohaften Visionen des Nebeneinander und des Gleichzeitigen noch eine durch organische Gebilde bewohnbare Tiefe erkennen zu können. Hat der Imperialismus des Geistes über die Natur, mit der wir geboren worden sind, schon triumphiert und hat er unsrem alten Erkenntnisvermögen die gewohnten Hilfsbegriffe von Zeit und Raum schon ausgerauft? Vielleicht kann man auch in dieser Welt atmen, leben, lieben, in der eine Atmosphäre von veränderter Zusammensetzung vielleicht eine neue Vegetation zu noch unerprobten Möglichkeiten aufruft. Unsre Jungen können dort leben, wie sie versichern, und sie haben auch noch keinerlei Zeichen von Erstickungs- oder Erfrierungsgefahr von sich gegeben. Sie haben überdies bewiesen, daß diese Welt für sie keine müßige, künstliche Erfindung aus überliterarischen Friedenszeiten war. Denn viele von ihnen haben in den Schützengräben gelegen und sind ganz ungebessert zurückgekommen. Auch die Todeserwartung im Trommelfeuer hat sie nicht dazu gebracht, andere Visionen zu erleben und andre Verse zu schreiben. Diese eine und jene andre Tapferkeit muß wohl dieselbe sein als der Beweis des Geistes und der Kraft.

Architekturfragen

von Fritz Hoeber

Das neue Buch von Karl Scheffler über den Geist der Gotik (Leipzig 1917) geht von einer Polarität der Stile aus, die die gesamte Kunstentwicklung der Menschheit durchzieht und sie in zwei Geisteswelten zerteilt: in die Welt des harmonisch beruhigten Ideals der Griechen auf der einen Seite, und in die lebendigen, stets neu, stets individuell erregten Triebe der Gotik auf der andern, die um ihren persönlichsten Ausdruck ringen, selbst auf Kosten aller klassischen Formenausgeglichenheit und -klarheit. Klassizismus und Griechentum, Expressionismus und Gotik — das sind die eminenten Gegensätze, durch die die Welle unserer kunstgeschichtlichen Entwicklung hindurchläuft, und Scheffler

hat in seinem sehr lebendigen Buche für diese beiden Darstellungsformen des ästhetischen Menschheitsgeistes viele treffende Beispiele in Wort und Bild gegeben (Karl Scheffler: „Der Geist der Gotik.“ — Im Inselverlag zu Leipzig).

Höhepunkte hellenischer Eurhythmie sind nicht nur der Niketempel der Akropolis und Praxiteles, nicht nur die antike Renaissance des augusteïschen Zeitalters, sondern ebenso Raffaels und Lionardos Kompositionen, Ariosts Dichtungen, das gesamte Frankreich von Ludwig XIV. bis Ludwig XVI., Lessings und Winckelmanns Prosa, Glucks und Mozarts Melodien, Goethes Iphigenie und Tasso, Schinkels Bauwerke und Adolf Hildebrands Reliefplastik wie reliefplastische Theorien. — Und auf der Gegenseite die merkwürdige, in sich selber wieder so inkommensurable Reihe der „gotischen“ Expressionen, die mit den Höhlenzeichnungen der Steinzeit, der Kunst der Südseevölker, Chinas und Indiens anhebt, um über Mesopotamien und Ägypten, über die späte „barocke“ Antike und die um ihre Gestalt ringende Kunst der Völkerwanderungszeit ins Mittelalter zu führen, ja es gibt, wie Scheffler meint, griechische Völker und gotische Völker, formkultivierte Nationen und temperamentvoll erregte Barbaren, und beide besonders begabte Rassentypen finden sich durch die ganze Weltgeschichte verstreut, in ihren charakteristischen Eigenschaften modifiziert und untermischt, bald abgeschwächt, bald verstärkt sowohl bei Europäern wie bei Orientalen, bei Semiten wie bei Germanen.

Mit bisher unerhörter Kraft schwingt sich im zwölften Jahrhundert das gotische Genie, als Ausdruck des eroberungsfreudigen nordfranzösischen Rittertums, empor, alle Kunstwelt mit sich reißend, nachdem der romanische Byzantismus in klösterlicher Harmonie still versunken gewesen war. Diese Gotik fordert dann ihre Erfüllung vor allem im germanischen Deutschland, in der krausen spätgotischen Plastik Riemenschneiders und den Kupferstichen Schongauers, in der inbrünstigen Mystik von Tauler bis Luther, in den fabelhaften Visionen Grünewalds, — kurzum in dem gesamten Reichtum jener hocherregten Periode, die man bald „Reformation“, bald „Deutsche Renaissance“ nennt, wobei freilich an alles andere zu denken ist als an eine Wiedergeburt der Antike. Und eine merkwürdige Synthese stellt sich endlich im Barock dar, der mit klassischen Formelementen eine himmelstürmende Sehnsucht verkörpern will: in Michelangelos Jüngstem Gericht, in den reichen Architekturvisionen der Jesuiten, in Rubens' üppigen Körpersymphonien oder in den so deutschen Schöpfungen der Baumeister Johann Balthasar Neumann und Daniel Pöppelmann, der transszendentalen Musikergenies Bach und Händel.

Auch unsere Zeit verspürt wieder mit besonderem Nachdruck diesen Kampf der polaren Gegensätze von klassisch befriedetem Griechentum

und nach Ausdruck ringender Gotik: vor allem im Architekturstil, der ja gewiß „Sinnbild des Zeitgeistes" sein will, stehen der Klassizismus des Wohnbaues – man denke an die Biedermeiermode – und der gereinigte Zweckstil in der Industrie hart auf hart gegeneinander. Indem nun aber sowohl das Griechentum des Architekturklassizismus wie auch die energiegeschwellten Glieder der individuelle Zwecke ausdrückenden Gotik eine bestimmte Raumästhetik verkörpern, ist jeder Baukünstler, der im Kampf der Gegenwart steht, gezwungen, diese ganzen Probleme gleichsam als Schule durchzulaufen und entwicklungsgemäß zu ihnen Stellung zu nehmen.

Als der Maler Peter Behrens um die Jahrhundertwende in München und dann in Darmstadt anfing, sich mit Nutzkunst zu befassen, galt als Wesensgrundsatz aller Gestaltung das Formen vom Zweck, vom Material und von der Technik aus. Damals schrieb van de Velde seinen enthusiastischen Katechismus des neuen Stils, und von dieser materialistischen Neugotik (einer Parallelerscheinung zu des Karlsruhers Karl Schäfer auch sich historisch korrekt gebenden Neugotik) ist in dem aus braunen und grünglasierten Blendsteinen erbauten Darmstädter Eigenhaus der Künstlerkolonie noch viel zu verspüren. Nur wußte der Raumkünstler Peter Behrens bereits 1901 diesen zweckbewußten „gotischen" Funktionssinn mit dem Gegenpol der baukünstlerischen Gestaltung, der klassischen Schönräumigkeit, so talentvoll zu verbinden, daß wirklich ein Haus, in des Wortes ideal-realem Sinn, dabei herauskam.

Die beiden geschilderten Komponenten der Baukunst, die klassische und die gotische, entwickeln sich nun weiter bei Behrens, jede für sich, indem bald die eine, bald die andere in Führerstellung erscheint, um dann schließlich sich in einem Gesamtwerk zu vereinen, das, wie unser deutsches Barock, die Harmonie griechischer Raumformen mit der lebenzeugenden Kraft gotischer Energie zu verschmelzen weiß.

Mit seltener pädagogischer Klarheit stellt Behrens in den Jahren 1903 bis 1907, als Leiter der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, das Raumproblem als solches dar, den Raum, wie er sich aus rationalen Luftwürfeln zusammenbaut, nach geometrisch bestimmten Achsen anordnet und durch flächenhaft feste Mauern abschließt. Eine Villa in Saarbrücken, verschiedene Bauarbeiten für Osthaus in Hagen in Westfalen, größere Ausstellungsanlagen in Oldenburg, in Düsseldorf und Mannheim dokumentieren diesen auf Proportion und Ebenmaß gestellten neuhellenischen Stil. – Mit der Berufung als künstlerischer Beirat der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft nach Berlin verschwindet zunächst keineswegs dieses Akademische aus dem Schaffen von Behrens: im Gegenteil, es intensiviert sich in der Richtung auf das Ortsüberlieferte, das Berlinische, Märkische oder das

Preußische, — wie man gewollt hat. Schinkel ist die künstlerische Persönlichkeit, an der kein Berliner Architekt des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ohne weiteres vorbeigehen kann, er stellt die Verbindung zu den großartigen Raumproblemen des Barock her, er hat in seiner Art das hellenische Detail mit lebendiger Anmut erfüllt, als Ornament wie als Architekturglied.

Und so gibt es denn, wie bei Messel, Ludwig Hoffmann oder Bruno Paul, auch bei Peter Behrens einige Bauten in diesem Schinkelschen Neuhellenismus, das Wohnhaus des Geheimrats Wiegand in Dahlem, das Innere der Petersburger Botschaft, nur alles weit männlicher auf das Wesentlichste, das Logisch-Mathematische abstrahiert, ohne jene gefälligen Abschweifungen ins Sentimental-Malerische. Rückgrat und Charakter gab ihm darin — abgesehen von der ihm angeborenen geometrischen Gesinnung — der neudeutsche Industriestil, jene zielbewußte, sicher durchgreifende Großorganisation, wie sie gerade ein Walther Rathenau in Wort und Tat vertritt: Bei den mannigfaltigen Aufgaben der A. E. G., den großen Fabriken, der Gestaltung ihrer Maschinen und Erzeugnisse, der Läden und Drucksachen, hatte Behrens diesen „neuen Zweckstil Mitteleuropa" zu betätigen. Solch neue Industrieform, mit ihrer so ganz aus Materialersparnis, Statik und Funktion sich logisch ergebenden Gestalt, ist eben nichts anderes als latente Gotik, und darum erscheint es keineswegs widersinnig, wenn die Fabrik- oder Bahnhofsbauten des zwanzigsten Jahrhunderts, wie sie zuerst Behrens, Poelzig, Bonatz erbaut haben, an die Ritterburgen des dreizehnten in ihrer straffen Schmucklosigkeit, in ihrer geradwegigen Strenge erinnern: denn derselbe Inhalt schafft sich in der gesamten Kulturgeschichte überall auch dieselbe Form.

Natürlich kommt es — wie eben schon gesagt — darauf an, Synthese zu geben zwischen diesem harten gotischen Willensfunktionalismus und dem harmonienerfüllten Griechentum der „schönen Form des reinen Gefühls." Georg Simmel hebt des öfteren jenen eingeborenen Dualismus hervor, der sämtlichen Erscheinungen des menschlichen Daseins eignet. Worauf es nun aber ankommt, das eigentlich Schöpferische, das darin besteht, diesen allem Menschlichen und Irdischen naturgemäßen Zwiespalt in einem Dritten, Mittleren zu überhöhen, die Synthese dieser geistigen Polarität zu finden.

Sollte es der deutschen Baukunst unserer Tage nicht wieder glücken, in schöpferischer Weise die zwei architektonischen Gegensätze zu verschmelzen, jenen Klassizismus der lateinischen Nationen und den willensstarken Elan der persönlichen Gotik, wie das der deutschen Rasse schon zweimal geglückt ist, in dem spätromanischen Übergangsstil der rheinischen Dome (der Kirchengruppe von St. Maria im Kapitol in Köln, St. Quirin in

Neuß, Bonn, Andernach, Limburg a. d. Lahn usw.) und den prachtvollen Leistungen unseres heimischen Barock, von dem oben schon die Rede war?

Es ist in der Kunstgeschichte interessant zu beobachten, wie bestimmte historische Nationalerscheinungen sich stets ihren bestimmten formalen Ausdruck suchen: das römische Weltreich findet ihn in einem macht- und prunkvollen Klassizismus, der von Babylon bis zu den Säulen des Herakles gleichmäßig durchgeht. Die Übernationalität des früheren Mittelalters findet ihn in dem romanischen Byzantismus mit seiner klösterlichen Ordensregel und seiner durch die Masse gebundenen Bauform. Schon erwähnt wurde die Propaganda, die das nordfranzösische Rittertum der Kreuzzüge für die neue Strukturform der Gotik in allen Ländern des Morgen- und Abendlandes entfaltete.

Dieser unser vierjähriger Krieg, in dem wir stehen, hat eine neue politische Daseinsform bei uns geschaffen von merkwürdig national- übernationaler Labilität, Mitteleuropa: eine Defensiv-Vereinigung mehrerer, in sich selbstständiger Staaten von zunächst militärischer, dann aber auch wirtschaftlicher, verwaltungstechnischer und kultureller Art. Das moderne Mitteleuropa hatte bereits seinen Stil, seine architektonische Ausdrucksform vor dem Krieg zu festigen gesucht in dem „Werkbund," der 1908 begründeten Vereinigung von Nutzkünstlern, Industriellen, Kunsthandwerkern, Kunstgelehrten und- freunden, — wie es überhaupt das Typische für alle diese politisch- kunsthistorischen Perioden ist, daß die Kunstform meistens fertig ausgebildet vorliegt, bevor sich die politische Progaganda ihrer besonderen Idealität bemächtigt.

Der Werkbund mit seiner universellen, bildend- wie nutzkünstlerischen Problemstellung wurde, bereits vor dem Kriege, von den Mächten der Entente als Eingriff in ihre heiligsten Vorrechte — der Gesamtmenschheit den „guten Geschmack" zu diktieren — empfunden, man erinnere sich beispielsweise an die entrüsteten Proteste, die es von seiten der Franzosen und russischen Französlinge bei Eröffnung der Petersburger Botschaft und ihrer „so" teutonischen Fassade regnete.

Im deutschen Werkbund, wie er auch in der Schweiz und in Österreich bald Nachfolge gefunden hat, hat jetzt der neue Zweckstil Mitteleuropa seine sachgemäße Organisation gefunden. Hier erscheint er als die formale Auswirkung deutscher Weltmachtstellung. — In zweierlei Aufgaben beruht diese Weltmission des Werkbundes: einerseits anzukämpfen gegen die rohe Industrieform, den unverhüllten Zweckstil des Amerikanismus — Doppel-T-Träger, Hintermauerungsbackstein, Wellblech und Dachpappe — und hier Geschmack, linearen Rhythmus und harmonische Schönheit hineinzubringen, und anderseits zu opponieren gegen den von Tag zu Tag mehr dekadenten

Klassizismus der lateinischen Völker, gegen den fashionabeln Louis XVI- und Empirestil, der die Weiblichkeit (und damit die ihr folgende galante Männlichkeit) aller Länder diesseits und jenseits des Ozeans befangen hält.

Wenn der große Friede des großen Krieges endgültig geschlossen sein wird, wird er uns hoffentlich nicht nur politische und wirtschaftliche Errungenschaften bringen, sondern auch kulturelle. Ich verstehe darunter Möglichkeiten, den deutschen Geist und die Form Mitteleuropas so auszubreiten, wie es der ihnen innewohnende Wert verdient. Während in den romanischen Ländern mit ihrer vergangenen Baukultur heute kein Architekt mehr aufersteht, bringen die germanischen Nationen in ihrer reichen Jugendkraft tagtäglich neue bauschöpferische Begabungen hervor.

Und so läßt sich denn der Gedanke grundsätzlich vertreten, daß, wie die siegreiche Ritterschaft der Kreuzzüge die neue Bauform der Gotik über alle Welt zu verbreiten mithalf, auch dem kriegerischen Siege Mitteleuropas die neue deutsche Kulturform überall hinfolgen müßte. Die schöpferischen Künstler hat Deutschland wahrhaftig dazu, dessen besinnen wir uns freudig bei Betrachtung des Lebenswerks des abgeschlossenen ersten halben Jahrhunderts von Peter Behrens.

Junius / Politische Chronik

„Ich gebe aber etwas auf den ursprünglichen Naturinstinkt der Menschen und glaube, daß nichts wahr sein kann, was nicht auch gut ist zu glauben, am wahrsten aber das, was am besten. Freilich auch in dem, was man für gut hält, kann man irren, aber einmal muß doch ein Punkt kommen, wo der Mensch sich selbst glaubt."

Aus der tiefen Verstimmung dieser Julitage rette ich mich in Fechners Zendavesta, aus dessen Vorwort ich mir zur eigenen Beruhigung und Bestätigung die köstlich einfachen Zeilen hersetze. Ja, einmal muß doch der Augenblick kommen, wo der Mensch sich selbst glaubt, auch in der Politik.

Seit dem 1. Februar 1917, dem Tage, der uns die unvergeßliche Begleitmusik des damaligen Staatssekretärs Helfferich zur Erklärung des uneingeschränkten Tauchbootkrieges schenkte, haben wir Kanzler und Minister kommen und gehen sehen. Aber wer von ihnen besaß die Kraft, seinem eigenen Glauben zu leben, ihn gegen eine Welt mächtiger Bekämpfer zu verteidigen und dem Volk aufzuzwingen? Den Dienst, den vor eineinhalb Jahren Bethmann Hollweg seinem Volke und Europa zu leisten berufen gewesen wäre, berufen seiner Bildung und dem Aufbau seiner Persönlichkeit nach: er hat ihn nicht geleistet, weil er sich selber untreu geworden

war. Er beging damit die stärkste aller Sünden, die ein Staatsmann in einer Lebenskrisis seiner Nation begehen kann. Von diesem Makel werden ihn schwachmütige liberalistische Ehrenrettungen nie rein waschen können.

Ich nannte den 1. Februar 1917 gelegentlich einmal eine verschlimmerte Auflage des 4. August 1914. Das sollte heißen: daß die ganze große unselig verwickelte Natur des deutschen Schicksals erst dann offenbar wurde. Unser Fatum von Aufgabe, durch eine menschlich und politisch weise Erkenntnis unsrer materiellen und ideellen Lage die Wege zu einer grundsätzlich neuen Ordnung der zwischenstaatlichen Beziehungen frei zu machen, blieb vorerst verhüllt. Ab und zu schien diese Erkenntnis an offizieller Stelle aufzuleuchten, noch ehe die russische Revolution sie in dem Kleingeld billiger revolutionärer Phraseologie unter die Masse warf. Bethmann Hollweg hatte diesen großen Gedanken, der allein den Selbstmord Europas zu verhindern vermag, erst schüchtern, aber dann mit einiger Zuversicht in seine Möglichkeit ausgesprochen. Er schien zu ahnen, daß gerade wir, in dem kontinentalen Pferche, in dem wir uns befinden, im Bekenntnis zu diesem Vernunftgedanken ein außerordentlich starkes ideelles Kampfmittel erwürben. Er hat es natürlich nicht verstanden, ihn mit psychologischem Geschick in die politische und geistige Atmosphäre seiner Nation hineinzupflanzen; er hielt es damals offenbar für pädagogisch falsch, den Massenglauben an einen vollkommenen und „unbedingt glatten" militärischen Sieg nach dem Muster von 64 und 70 zu erschüttern; und darum umstellte er den Heilsgedanken, die Utopie von vorgestern und die Realität von übermorgen, mit einem Gehege von Einschränkungen und Bedingtheiten. Immerhin war es ein Glaube; immerhin war es ein Bekenntnis; immerhin war es eine Tat des Mutes in dem wilden Kriegstaumel, auf die Vernunftfolge der gemachten Erfahrungen hinzuweisen; immerhin war es ausgesprochen, daß die reinen Gewaltfaktoren allein keine Beruhigung und Befriedigung Europas würden herbeiführen können. Dann kam die große Untreue gegen sein besseres Ich, von der schon die Rede war, und ihnen schlossen sich jene taktischen Ungeschicklichkeiten an, die zum Sturze dieses Kanzlers führen mußten. Aber der neue Glaube lebte, zum Teil sogar in unnötigen östlichen Formulierungen, oder in ängstlich philiströse Wendungen verpackt, in der Resolution der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli weiter, und noch stärker in der Antwort der Regierung auf die Papstnote. Dann freilich begann dichter Nebel ihn zu bedecken. Man hat es fertig gebracht, ihn als Ausdruck der Schwäche hinzustellen, ihn der Feigheit, des Mangels an realistischem Sinn zu zeihen; und wieder grub sich mit außerordentlicher Kraft in die Seele des Volkes — des Volkes, von dem man immer zu sprechen pflegt, wenn man an das Publikum der Mitte denkt — die Überzeugung ein, daß das siegreiche Schwert der einzige konstruktive Faktor

der Politik sei. Und nur, wenn etwa militärisches Mißgeschick eines Bundesgenossen den Glanz der Kriegskarte verdunkelt, flackert er trübe wieder auf. Ein unerträglicher Zustand.

Ein Jahr ist seitdem verflossen, wieder herrscht Julistimmung, obwohl eine Reihe östlicher Friedensschlüsse und allerhand Interims die Lage seit 1917 stark verändert haben. Sie sah ganz wesentlich gebessert aus; die Hoffnung, durch die Bresche im Osten sei der Panzer um Mitteleuropa geborsten und eine fortschreitende wirtschaftliche Erleichterung gesichert, belebte zunächst Stimmungen und Gesinnungen. Wenn trotzdem Herr von Kühlmann in einem Anfalle von Selbstvergessenheit, wie wenn er ein Selbstgespräch hielte, in öffentlicher Reichstagsrede Gedanken äußerte, die zwar noch von Völkerbundvorstellungen weit entfernt waren, aber immerhin doch anzudeuten wagten, daß die unendlichen Maße des Ringens den Glauben an eine glatte militärische Entscheidung verböten, daß, also nur noch politische, das heißt ideelle Mittel die Erlösung herbeizuführen vermöchten, so müssen ihn sachliche und politische Gründe allerschwersten Gewichtes dazu getrieben haben. Darüber, daß eine Offensive der Wahrheit — wie man den Drang nach restloser politischer Sauberkeit genannt hat — eine Notwendigkeit sei, besteht kein Zweifel. Der Staatssekretär wollte wahr sein, gegen sich und sein Volk. Im einzelnen sagte er nun nichts, was irgendwie neu gewesen wäre und durch die Neuheit hätte überraschen können: daß die bisherigen, so starken militärischen Erfolge unserer westlichen Offensive sich noch nicht in politische umgesetzt und uns dem Frieden näher gebracht hätten; daß die Franzosen verbissener seien als je; daß die Engländer noch keine Spur eines Verständigungswillens zeigten, und ähnliches. Das sind Banalitäten selbst für Stammtische. Woher kam es denn aber, daß diese große Rede vom 24. Juni so katastrophale Wirkungen für ihn haben und sein Ansehen bis in die Reihen seiner Freunde erschüttern sollte? Hinterher hat der Abgeordnete Friedrich Naumann in einem weiten Überblick über die gesamte politische und seelische Lage der Stunde ähnliches gesagt, aber er hat, statt herabzustimmen und Schwachmütigkeit hervorzurufen, beruhigend und aufbauend gewirkt. Und Herr Naumann ist doch kein Staatsmann; er sieht auch nur Teilkomplexe der Lage und ist, mit allem Geist und aller Kenntnis, im Nebel seiner Ideologien gefangen. Woher also die Enttäuschung und Entmutigung, die auf Herrn von Kühlmanns Rede um sich griff?

Es tut mir leid, es sagen zu müssen, weil Herr von Kühlmann bisher eine unserer stärsten diplomatischen Hoffnungen war: seinen Darstellungen fehlte, von der Dürftigkeit der Aufzählung abgesehen, der seelisch warme Klang, die Akzente waren schlecht verteilt, es mangelten die Herzenstöne,

die mitreißen und fortreißen; die Überzeugungen, wenn er sie aussprach, klangen wie die Bekenntnisse eines Skeptikers oder Fatalisten. Es gibt nichts, was die Menschen in schweren, überkritischen, mürben, ungelösten Lagen weniger vertragen, als Skepsis und Fatalismus. Sie wollen von der Wärme eines Klanges berührt, sie wollen von der Leidenschaft eines Bekenntnisses hingerissen und geführt sein; und das Bekenntnis eines Politikers ist ein bestimmtes, klar überschaubares, jedem guten Willen einleuchtendes Programm. An alledem ließ es Herr von Kühlmann leider fehlen. Die große Rede vom 24. Juni, die so dunkle Schatten auf seine Staatsmannskunst wirft, summierte nur alle Schwächen und Mängel, deren er sich bisher schuldig gemacht hat. Schon in Brest-Litowsk zeigte es sich, wie er von sich selbst abfiel. Hielt er seine Stellung im Kabinett, oder die Stellung des Kabinetts im Rahmen der gültigen Machtfaktoren für zu schwach, um seinen Willen durchzusetzen, so mußte er damals seine Konsequenzen ziehen. Nicht daß er Friedensschlüsse herstellte, sondern wie er sie herstellte, wie er provisorische Zustände zum Schein von definitiven Abmachungen zu benutzen sich drängen ließ, gegen kurz vorher abgegebene Bekenntnisse von europäischem Klange: das braute sich zu dem Gifttrank zusammen, der seinen politischen Charakter verfälschte. Er ist von seiner eigenen Linie abgewichen und in die Fallstricke seiner diplomatischen Technik geraten, obgleich er doch zu ahnen scheint, daß in heutiger Zeit dieser Technik Grenzen gesetzt sind. Und nun, da er endlich wieder den Punkt erlangt zu haben meinte, wo er es für richtig hielt, sich wieder selbst zu glauben, — glaubten ihm die andern nicht.

Wann wird man begreifen, daß ein grundsätzliches und unverklausuliertes Bekenntnis zu einem auf Gleichheit und Gleichberechtigung der Glieder beruhenden Völkerbund, zu Rüstungsbeschränkung und internationaler Schiedsgerichtsbarkeit Mitteleuropa nach innen und außen unendlich erleichtern und uns im Kampf gegen das Agitationsgift der Gegenseite stärken würde? Man läßt ihr, bei dem rasenden Ungeschick unsrer Wortführer, alle Trümpfe: Kleinmütigkeit und Kleingläubigkeit sind aber schlechte Pfeiler einer moralischen Offensive. Wird zugestanden, das Schwert allein könne die Entscheidung nicht herbeiführen, so bleibt, um den unseligen Krieg zu liquidieren, nur kabinettspolitische Schacherei hinter den Kulissen oder grundsätzliches Bekenntnis zur zwischenstaatlichen Internationale. Ein Drittes gibt es nicht; die Staatsmannschaft hat sich zu entscheiden, ob sie mit den Freunden unter unsren Feinden oder — mit den Feinden unter unsren Freunden rechnet.

Und ferner: das Selbstbestimmungsrecht der Völker verträgt keinen billigen Spott mehr; und erst recht nicht das ewig blinde, professorale Gerede.

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren,
Du sprichst wie die deutschen Professoren." Goethe: Politica

Mit bloßer Gewalt läßt es sich heute ebensowenig beugen, wie seine Ansprüche sich durch Diplomatisieren beseitigen oder beschwichtigen lassen. Wie unsäglich unproduktiv, den Glauben an Mitteleuropa, den Glauben an ein „vertieftes und befestigtes" Bündnis mit dem — um die zukünftigen Formen seiner Existenz und die elementaren Voraussetzungen seiner Staatsidee ringenden — Donaureich mit dieser lässig-herrischen Behandlung des Selbstbestimmungsrechts der Völker vereinigen zu können. Österreich und Ungarn spüren in jedem Atemzug ihres gequälten Daseins, welche ungeheure explosive Gewalt es hat; und jeder Begriff eines neuen mitteleuropäischen Föderalismus setzt die denkbar elastischeste Behandlung dieses Selbstbestimmungsrechts der Völker voraus. Die Aufgaben stehen sonnenklar vor uns. Ist's erträglich, daß nur unseres Staates Lenker sie nicht sehen oder, wenn sie sie sehen, zu ihnen schweigen? Vor der polnischen Frage versagten schon vor dem Kriege die preußischen Gewaltrezepte; heute sollte das Lebensinteresse des Donauverbündeten verbieten, von ihnen zu sprechen. Im Vergleich mit ihr, die nun — es ist ein gewaltiger Fortschritt im Rückschritt — in die Ungebärdigkeiten der sämtlichen Westslawen verstrickt ist, schrumpft das meerumspülte und isolierte Rebellentum der Iren zu einer fast belanglosen Angelegenheit zusammen; aber nun höre man die Möglichkeiten der austropolnischen Lösung bei uns erörtern ... In Österreich sprechen es wenigstens beherzte Publizisten offen aus, daß nur von der polnischen und der südslawischen Ecke aus das tschechisch-slowakische Geschwür zu säubern und der Neubau der ‚habsburgischen' Internationale anzupacken ist; bei uns gilt es als patriotisch, Blindekuh zu spielen und über Peinlichkeiten unbemakelt weiße Leichentücher zu breiten. Was hat Herr von Kühlmann über alle diese Dinge, die ins Herz des Friedensproblems weisen, ausgesagt? Nichts; gleich als ob er glaubte, das Selbstbestimmungsrecht der Völker sei nur Glatteis für uns ... Und er hat offenbar vergessen, anzudeuten (was seiner klaren Skepsis so nahegelegen), daß er die sämtlichen östlichen Friedensschlüsse als provisorisch ansieht, auch daß er die deutsche Mission im Osten als die der Ordnungsgewalt, also durchaus nicht unter dem Bilde einer Erobertätigkeit en gros betrachtet. Hätte er das getan, so wäre das für die Wirkung einer politischen Friedensoffensive vielleicht größte Hindernis aus dem Weg geräumt, und das Vorfeld für mögliche Verhandlungen wäre gereinigt. Zu welchen jammervollen Belastungen die Halbheiten in der Behandlung der östlichen Fragen führen, und wie sie unsre politischen Kräfte gegen Anglo-Amerika schwächen, macht die Tragik jeder weiteren Lebensstunde offenbar.

Anmerkungen

Das größte Thema

Die geschichtliche Erscheinung, für die im heutigen deutschen Sprachgebiet der Name Jesus Christus der geläufigste ist, hat vor allen anderen Gestalten der Historie das Eine voraus, daß denjenigen anfänglich Verlegenheit befällt, der von ihr in anderen Formen reden will als in denen, die ein bestimmter kirchlicher Ritus gewohnt gemacht hat. Nach blutigem Hin- und Herschwanken der Meinungen kann Christi Tat wohl entscheidend als die größte momentane bisher erfolgte Durchbrechung des Kausalgesetzes nach der Richtung des Guten bewertet werden. Auch sie ist nicht endgültig: Wie Figura zeigt, ist die Welt nun eben nicht erlöst, und die Menschheit wird weiter an dem Gott zu bauen haben, den sie in kühner Vorwegnahme an ihren Anfang setzte. Künstlern, Dichtern und Denkern ist Christus seit achtzehn Jahrhunderten der ungeheuerste Vorwand; die eindringenste und zugleich gefährlichste Ergriffenheit wirkte er in einigen Russen des neunzehnten Jahrhunderts aus, und in einem Brennpunkt sammelte Rembrandt das Wichtigste, was über den Heiland zu sagen ist, im Hundertguldenblatt.

Renan und Strauß schufen so vielen nicht der Norm unterworfenen Theologen den heißen und oft tragischen Drang, ihr eigenes Leben Jesu zu zimmern; Chamberlain und Drews gaben der Erörterung weitere, nicht immer ganz gesunde, Reize. Als warnendes Denkmal ragt Gustav Frenssens geglückter Versuch, das heilige Original in sein geliebtes Zeitungsdeutsch zu übertragen.

Den Verfasser des jüngsten „Lebens Jesu", Johannes Lepsius, schützte in Haltung und Geschmack schon das Erbgut der in Kunst und Wissenschaft bewährten, im erhöhten Sinne Berlinisch gewordenen Lepsenfamilie. Da er, der Vorsitzende der Orientmission, Fachtheologe ist und sich dem sechzigsten Lebensjahre nähert, schauen uns aus jeder Zeile seines gesättigten Buches etwa vierzig Studienjahre entgegen. Sein Werk, dessen erster im Tempel-Verlag in Potsdam erschienener Band Jesus mitten im Schriftgelehrtenstreit und im Ringen um die unfügsamen Seelen der Jünger verläßt, macht streckenweise mehr, als wohl in der ursprünglichen Absicht lag, den Eindruck eines psychologisierenden Romans. Doch gewinnen die Sätze dadurch, daß sie auf einem einstweilen noch nicht deutlich erkennbar werdenden unterirdischen Festungssystem geschichtlicher und textforschender Arbeit aufgebaut sind, den Charakter der Heiligkeit zurück, die jede ganz treue und dienende Arbeit verleihen kann. Ein dritter Band soll das sinnvolle Gewirr des wissenschaftlichen Unterbaus den Richtern zeigen.

Leitgedanke war wohl, ein Urevangelium zu schreiben, so wie es vor der angleichenden Herstellung der synoptischen Texte gewesen sein könnte — freilich ein Urevangelium, so wie es ein Heutiger und zwar ein Heutiger, der dichterischen Schmuckstücken nicht ganz unfreundlich gegenübersteht, geschrieben haben würde.

So steht das Buch unter der gefährlichen Brückenspannung zwischen primitivster Erregung und neuester wissenschaftlicher Erkenntnis seelischer Steigerungszustände.

Den Gewinn langer Reisen und Aufenthalte bietet die in lichten klassisch klaren Linien gegebene Schilderung der Landschaft, in der sich all das Große zutrug. In der Herkunftsgeschichte betont Lepsius, kühl und oft mit nationalökonomischer Schärfe, die gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage der Familie, aus der Jesus hervorging, darlegend die aristokratische Abstammung Jesu, väterlicherseits aus dem alten Davidshause, von Mutters Seite aus gutem Hohepriesteradel. Kein Volkschristus also und auch kein Volksbuch. Die Kindheitserzählungen rücken den ungeheuren Eindruck der ersten Tempelerlebnisse in den Vordergrund. Die Begegnung mit dem Täufer wird in scharf moderner Herausarbeitung der zuerst fast als feindlicher Zusammenprall wirkenden in beiden Männern aufgesammelten Seelenspannung dargestellt. Hinter Schleiern wird die Versuchungsszene vorgeführt, fast nur als Vision.

Schwierigkeiten zwingen den Leser vom Beginn der ersten Wunderberichte ab zur Entscheidung. Etwas im Geist des achtzehnten Jahrhunderts hilft sich Lepsius bei der Hochzeit zu Kana mit der Erklärung, daß die versammelte Gesellschaft vom klaren Wasser die gleiche anregende Wirkung verspürt habe, die sie nur dem Wein verdanken wollte. Die Heilungen führen den Verfasser aber von Geschehnissen, bei denen das Fluidum einer einzigartigen Persönlichkeit und orientalische Fakirkraft zur Not noch den Verbindungsfaden mit dem naturwissenschaftlich Glaubhaften knüpfen, zu Zersprengungen des Ursachenverbandes hin, bei denen Aussatz und bereits eingetretener Tod einer rein geistigen Energie weichen müssen. Ich fürchte, es wird unter der Schar seiner Leser eine Trennung in solche geben, die auch den Wein von Kana zu schlürfen gewillt sind, und in andere, die den Jüngling von Nain sein zweites Leben nur arabischer Fabulierkunst verdanken lassen möchten.

Vielleicht das Wertvollste des Werkes, soweit es bisher vorliegt, findet sich in den Stellen, die das allmähliche Emporreifen des Messiasgedankens im jüdischen Volke und das Aufbauen des Christusgeistes auf dem Danielbuche darlegen. Politische Schulung des Verfassers verrät die klare Gliederung, mit der die zwischen Triumphen und zeitweilig ernsten Rückschlägen abwechselnden Zusammenstöße zwischen Christus und der starren Gesetzespartei geschildert werden. Aus der Fanatikergruppe der Dolchmänner (Sicarii, Iscariota) tritt Judas hervor, wirksam, aber etwas allzu modern im Sinne neuerer Dramenversuche als schrankenlos schwärmerischer Feuerkopf angelegt und für seine große Aufgabe im zweiten Bande vorbereitet. Mit vorbildlicher Schlichtheit und Absichtslosigkeit aber zieht die Bergpredigt an uns vorüber.

Im ganzen ein Christusbild, das nicht im ersten Augenblick durch glühende leidenschaftsvolle Erfassung hinreißt, aber vielleicht gerade durch die etwas strichelnde Überlegsamkeit uns das gegenüber hinreißender geschriebenen Darstellungen so leicht eintretende Gefühl erspart, in einseitiger Richtung geführt worden zu sein und die Hauptsache nicht gesehen zu haben. Statt den Gelehrten, der es als Summe eines langen Lebens für uns ausführte, zu tadeln, weil das seiner Familie eingepflanzte Künstlertum ihn auch da, wo wir den alten Grundriß nicht gleich zu entdecken vermögen, getrost weiterbauen läßt, wollen wir lieber dem vom größten Gegenstand ringend erfüllten Künstler danken, weil er in bedachter aber nicht wehrloser Schmiegsamkeit uns durch den seltsamen und gefährlichen Wald einer durch widerstreitende Hände gegangenen Überlieferung einen als Ganzes doch lichten und vorwärtsführenden Weg zu bahnen vermag.

Franz Dülberg

Lichtwark

Daß Lichtwark die Hamburger Kunsthalle zu einer der besten deutschen Galerien gemacht hat, war nur ein Teil, vielleicht sogar nur ein verhältnismäßig kleiner Teil seines unsterblichen Wirkens. Was er wollte, war: Kultur schaffen schlechthin. Dafür hat er gelebt und gearbeitet, geschrieben, gereist, geredet, gepredigt, gelehrt, gesprochen, geplaudert und gescherzt. Und schließlich war er selber das geworden, was in Deutschland so nötig war und so nötig ist, ein Kulturmensch, ein höchster Repräsentant des Kulturträgers. Was er geleistet hat, liegt in seinen Werken und ist dort in tausendfältigen Anregungen fruchtbar geworden; was er uns vorgelebt hat, ein herrliches Beispiel des edelsten tatkräftigsten wirkendsten Menschentums, muß uns noch lange Vorbild sein. Wenn wir heraus sind und langsam immer mehr herauskommen aus der Kulturmisere der siebziger und achtziger Jahre, so ist das zum großen Teil mit sein Werk. Keiner, auch die schaffenden Künstler nicht, hat so klar wie er gesehen, woran es uns fehlte, und keiner hat so leidenschaftlich gebessert. Weil er mit seinen frischen Augen und seiner ungeheuren selbsterworbenen Bildung sah, was nun in Deutschland nottat, konnte er die Wege weisen. Das Schöne dabei war, daß er eine von Grund auf konservative Natur besaß, und so sehr er mit allem mitging, was es in der Welt, der alten wie der neuen, an schöpferischen Gedanken gab, nie war er nur ein Revolutionär, sondern immer sehnte er sich nach der Tradition, die uns verloren gegangen war, und stets predigte er die Lehre vom Wiederaufnehmen der Überlieferungen. Das berühmte Wort eines weltbekannten modernen europäischen Architekten „Ich habe keine Tradition" war ihm in seiner innersten Natur ein Greuel. Da seine Bildung eine unhistorische war, vielmehr eine aus lebendiger Anschauung gewonnene, konnte er allen Zeugnissen der Tradition naiv gegenübertreten und sie auf Herz und Nieren prüfen, ob ihrer Brauchbarkeit für uns.

Wir, seine Erben, vergessen im Genuß dieses Erbes nur zu leicht, daß alles, was wir heute kulturell genießen, nicht selbstverständlich war, sondern unter Überwindung zahlloser Widerstände erst erkämpft werden mußte. Wenn wir schön wohnen, wenn wir in gutgebauten Städten wandeln, wenn wir uns anständig anziehen, kurz, wenn wir von Unbequemlichkeit und Sinnlosigkeit und Protzentum nicht mehr so arg belästigt werden, wie unsere Eltern, so verdanken wir das zum nicht geringsten Teil seiner Aufklärung. Und auch, wenn wir unsere Heimat lieben und das Große in unsrer Vergangenheit. In einer Zeit, die unterzugehen drohte in Nachahmung fremder Kulturen, hat er als erster wieder hingewiesen auf das, was in der Kultur unserer Vergangenheit schön und entwicklungsfähig war. Als nach dem Durchbrechen der modernen Ideen in Hausbau und Städteanlage, in Zimmereinrichtung und Buchschmuck, alle Welt schrie: „Wir müssen englisch bauen und dekorieren und so weiter," sagte er, der den englischen Lebensstil bis an sein Lebensende bewunderte, wir sollten uns die Baugedanken alter Hamburger Fischerhäuser und alter Landhäuser ansehen und die weiterentwickeln. Er wußte immer alles und hatte immer alles gleich bei der Hand. Ausgehend immer vom deutschen, ja vom hamburgischen Wesen, war er in der ganzen Welt zu Hause, wie keiner, in schwedischer Bürgerkultur so gut wie im englischen Club oder in den Pariser Salons. Immer praktisch, immer Idealist. Worüber er auch redete, ob über einen Sonnenschirm oder über eine Kommode, über den Plan einer Königsstadt oder eine Fensterbank, immer war er interessant, immer war er anregend, und immer sah der Zuhörer plötzlich in das innerste Wesen der Sache hinein. Weil der Mann, der da redete, alles innerlich nicht nur ver-

standen, sondern innerlich empfunden hatte.

Geschrieben hat er über alles. Über Hamburger Maler um 1400 und über Schmetterlingsflügel, über deutsche Städte und über den Lehrerberuf, über Luftschiffe und Parkanlagen, über den Kulturpionier der Zukunft (er war selber einer wie sein Freund und Lehrer Justus Brinckmann), über Museumsbauten und Makartbuketts, über Amateurphotographie und Kunstauktionen. Es gibt nichts Wesentliches, worüber er nicht geschrieben hätte in seinem wundervollen klaren Deutsch. Städtebau und Denkmäler waren ihm nicht wichtiger als Bucheinbände und Medaillen, weil ihm alles, was zur Kultur gehört, gleich wichtig war. Die Auswahl seiner Schriften, die der Verlag von Bruno Cassirer jetzt herausgegeben hat, zwei Bände, besorgt von Doktor Wolf Mannhardt und durch ein prachtvolles litterarisches Porträt von Karl Scheffler eingeleitet, kann jeder lesen und muß jeder lesen. Heute noch mehr als damals, als die Dinge noch aktuell waren. Und wer in diesen Bänden kein Doktorthema für Kultur- und Kunstgeschichte sucht (es wimmelt nur so von ihnen darin) und wer der oberflächlichen Meinung ist, er wisse dies alles schon — das eine wird jeder, der Dümmste wie der Klügste, aus der Lektüre mit fortnehmen: Das Geheimnis, wie man das macht, was das Wichtigste ist: die Dinge auf sich wirken lassen.

Emil Waldmann

Knut Hamsun

Die Ausgabe seiner gesammelten Werke bei Albert Langen beginnt zu erscheinen. Der erste Band umfaßt „Hunger" und „Mysterien". Staunend lesen wir diese Erzählungen, die einst Wiege unserer modernen litterarischen Bildung waren, mit heutigem Blick. „Hunger" ist zu einer Musterstudie der naturalistischen Methode geworden, die ins Phantastische überschlägt. Fabelhafte Beobachtung der Hungerphantasien bis ins Mysteriöse unbewußter Gehirnvorgänge, Frühling der Poesie auf tragischer Furche, Triumph der Laune über den Zustand. Die metaphysische Laune wird Thema der „Mysterien". Dieser Roman ist moderner als irgendeiner. Er setzt die tragische Groteske, das Ornament des wundersamen, unerklärten, sinnlichen Lebens unvermindert auf die Fläche. Ungeheure Schicksale an kleinen Menschen ziehen vorbei, der Hauch eines Atems bleibt übrig. Ergriffenheit und Staunen, Unerklärlichkeit und Mitleid. Aus solchen Anfängen wuchsen die zwei Hamsunbäume. Der eine heißt Abenteurertum der Menschen, Laune des Schicksals zu sein, unrangiert in der Welt zu leben, Menschenfeind und doch Menschenliebstes. Der andere heißt Abenteurertum des Gedankens, seine launische Flucht, seine Spaziergänge, Offenbarungen, Märtyrerleiden und Visionen. Hamsun schob einige Riegel vor Menschen und Gedanken beiseite und ließ sie lustig und wirr, unbeherrscht und königlich laufen.

Oskar Bie

Johann Christof

Die deutschen Herolde ausländischer Dichtung sorgen für unsere Enttäuschung. Was durch seinen eigenen Rang wirken könnte, wird durch übertreibende Vergleichung mit Hauptwerken der Weltliteratur eingeführt und seiner unverstellten Sprache zu den Urteilsfähigen beraubt. So sollte Verhaeren die Größe Whitmans haben, ihn womöglich gar übertreffen. Und Romain Rollands „Johann Christof" — die von Otto und Erna Grautoff besorgte deutsche Übersetzung ist dreibändig in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen — soll nun den „Wilhelm Mei-

ster" und den „Grünen Heinrich" erreichen oder überragen. Als Materialsammlung ist er diesen Werken vielleicht noch überlegen, als Dichtung bleibt er tief unter ihnen.

Die französische Ausgabe umfaßt zehn Bände. Darin ist ein Überblick beinahe über unsere gesamte künstlerische und soziale Kultur in der Vorkriegszeit gegeben. In Rollands Lande ist die „Menschliche Komödie", sind die „Rougon-Macquarts" geschrieben worden. Der ungeheure Durchschnitt durch den Lebensbaum war ihren Dichtern auf einmal nicht faßbar. Sie zerfällten den Kreis in Sektoren. Rolland macht den Versuch, eine universale geistige Spiegelung in einem einzigen einheitlichen Epos festzuhalten. Der Bildungsroman war die bewährte und tauglichste Form.

Das Schicksal eines musikalischen Genies wird durch das unabsehbare, wunder- und gefahrenreiche geistige Meer geführt. Der äußere Verlauf aber bereits scheint auf einen großen kleinen Roman zu deuten. Johann Christof geht von einer rheinischen Stadt aus, durchlebt eine schwere Kindheit und Jugend in ständiger Fehde gegen die Vorurteile gemeiner und vornehmer Philisterei, flieht nach einer blutigen Schlägerei aus dem Vaterlande, leidet und arbeitet in Paris, flüchtet wiederum, nachdem er im Barrikadenkampf einen Menschen erschlagen hat, ringt in der Schweiz weiter mit seinem Dämon und bringt dann seine klarere Zeit in Deutschland, Italien und Frankreich zu, bis er vor dem Ausbruch des großen Krieges, innerlich vollendet, stirbt. Kameradschaft und Freundschaft von der Form forcierter Knabenspielerei bis zum edelsten Herzenseinklang mit Ollivier Jeannin, vielerlei Liebe von Hitze und Rausch bis zur Entzückung und Verklärung speisen und erregen unablässig die Tiefen des Helden, spannen sie beständig mit gedrängter Wucht. Die Tüchtigkeit eines Auserwählten, der eine Sprache jenseits der Sprachen spricht, ringt sich durch die Erkenntnis der Schwächen und Gnaden der Völker zum Glauben an die Brüderlichkeit aller tüchtigen Menschen durch.

Beim Lesen dieses Künstlerromans geschieht in uns allerdings etwas Merkwürdiges: wir sind von dem Genie dieses Genies überzeugt, wo wir doch in ähnlichen Fällen meist die unbeweisbare Versicherung des Autors nur nachsichtig hinnehmen. Dabei erscheint uns die Persönlichkeit Johann Christofs in vielen Stücken nicht wahrscheinlich. Unter den deutschen künstlerischen Genies jedenfalls ist er einigermaßen ein Neuling: er tritt mitunter unangenehm teutonisch auf und schlägt leicht jemand aus Versehen tot. Seinen Pariser Totschlag können wir trotz seiner hohen Gaben und seines leicht entflammten Herzens nicht gar so bequem annehmen. Man hat es Rolland als einen Vorzug angerechnet, daß der Lebensweg seines Johann Christof anfangs dem Beethovens völlig gleiche und später an Erlebnisse anderer deutscher Musiker gemahne. Aber gerade die reinmenschlichen und privaten Verhältnisse eines Künstlers, die sich in jedem Jahrhundert wiederholen könnten, wirken, dichterisch auf einen anderen übertragen, leicht bis zur Unglaubwürdigkeit anachronistisch, während Erscheinung und Wirkung des Werks, die nach den veränderten Weltbedingungen immer wechseln, in ihrer Einmaligkeit schon etwas Symbolisches haben. Weichliche Sentimalität hält uns manchmal hilflos im allzu kleinbürgerlich Engen, eine oft nur physiologische Begeisterung verläßt uns hilflos im allzu leeren Allgemeinen. So gewinnt uns Erfindung und Durchführung des eigentlich Poetischen selten.

Dennoch glauben wir an Johann Christof: durch den Ernst und die Gründlichkeit seiner Umschau im Werkeltag der geistigen Welt. Rollands kritische Gabe ist größer als die dichterische: wo seine Aufgabe bewältigt ist, ist sie *systematisch*

bewältigt. Ein ungemein aufnahme- und urteilsfähiger Geist hat Raum zur Bewahrung und Kraft zur Ordnung eines gewaltigen Materials, ein lebhaftes Temperament ist durch raschen und gerechten Witz und strömende Empfindsamkeit beredt gemacht. Wir finden immer wieder eine geistvoll umfassende Bestandsaufnahme der Wirklichkeit, bald als Grund, bald als Folge angesehen, aber ihre wirkende Bewegung ergibt mehr Musik- oder Literaturgeschichte als Roman. In dem Helden durchdringen sich kaum das Persönliche und Überpersönliche, das Geistige und das Seelische, wenn man das Nacheinander des Eindringens und die stetige Bereitschaft und Fähigkeit, aufzunehmen und zu prüfen, nicht schon als Durchdringung gelten lassen mag. Selbst die Ergebnisse innerer Wandlung haben etwas von mechanischer Präzision. Überall auch im Individuellen ist die Charakteristik des Bestandes stärker als die Darstellung des Werdens. Rolland unterbricht die Lebensgeschichte Christofs oft auf Dutzende von Seiten, um kritisch funkelnde Bilder des Daseins aller wichtigen und sonderbaren Kunstrichtungen der jüngsten Jahrzehnte einzuschieben. Alle Züge darin, die einzelnen Figuren zugeteilt werden, dienen nur dazu, das Typische, Gattungsmäßige deutlich zu machen. Es ist nicht denkbar, daß die jeweils beteiligten Menschen eine Kunstrichtung hervorbrächten oder durch sie hervorgebracht wären, sondern die Kritik der Richtung hat sie hervorgebracht, das Wissen um Starkes und Anfechtbares, Plattes und Besonderes dieser Richtung. Die Bewegung des Lebens wird angehalten, damit es sich entfalte. Das ist kein künstlerisches, sondern ein kritisches Verfahren. Und für einen klugen und erfahrenen Menschen ist es vielleicht nicht gar so schwer, einen universalen Roman zu schreiben, wenn er einen reflektierenden und räsonnierenden Helden in den Mittelpunkt stellt. Doch selbst die erzählenden Partien des Werkes, welche die systematischen ablösen, sind wertvoll nur da, wo sie lebenskritisch bleiben. Die vielen Frauen, die Johann Christof liebt, sind scharf und nicht klein gesehen, solange sie eben nur *gesehen* sind. Nehmen sie an der Handlung teil, so verlassen sie den Reichtum ihres Wesens und verwandeln sich in übliche Romanfiguren. Nicht anders verhält es sich mit Christofs Nachbarn, Anhängern und Gegnern, Ausnahmen natürlich zugegeben. Das Material ist um die Menschen mehr herumgeschichtet als in sie hineingeschichtet.

Das erklärt die große Ausführlichkeit der Dichtung. Und unsre Empfindung der Unmittelbarkeit seiner Zentralfigur beruht wohl darauf, daß wir weit mehr als gewöhnlich bei dichterischen Werken unsre eigene Wirklichkeit einsetzen. Für jeden modernen geistigen Menschen ist die Welt Christofs seine Welt, und gerade, daß er sie nur in kritischer Auseinandersetzung auf einen anderen bezogen sieht, erlaubt ihm, diese Auseinandersetzung für sich selbst, klug geleitet, noch einmal vorzunehmen. Der Glaube an Christofs Genie kommt wohl dadurch zustande, daß ihm lückenlos und geordnet und immerhin doch durch das Gewicht der zweitausend Buchseiten hinreichend beschwert, zuströmt, was für uns über ein Leben verstreut und durch ein Leben unterbrochen und gestört war. Dies soll kein Einwand sein, sondern nur der Erkenntnis einer Wirkung dienen. Bestehen aber bleibt der Einwand gegen das Mittel der Wirkung, weil es nicht allein als Mittel nur dieser Wirkung gewertet werden kann.

Rolland besitzt eine große schriftstellerische Kraft. Sie und der Anspruch, der durch die Tatsache eines zehnbändigen Werkes ausgedrückt ist, erlauben nicht, den „Johann Christof" nur wie einen Roman unter vielen zu betrachten. Es wäre eine unehrerbietige Ehrerbietung, einen ernsten Kämpfer für menschenwürdige Menschlichkeit, für Freiheit und Größe der Kunst

durch seine Gesinnung in allem zu rechtfertigen. Für sein europäisches Manifest danken wir ihm, um seines Herzens willen lieben wir ihn, und mancher wird ihm um mancher gerechten Schätzung einer großen Erscheinung willen tiefer vertrauen als vielen vollkommeneren Künstlern (so weiß er, wer Bruckner ist), aber vor dem Urwesen der Dichtung sind Freundschaft und Zwist der Staaten nicht so groß wie das Gedicht.

Oskar Loerke

Ein vergessener Schriftsteller

Große werden ja nicht vergessen; kommen sie aus der Mode, bleiben sie doch in der Literatur. Und die ganz Kleinen tauchen nie wieder auf. Wird also einer, von dem die Welt nichts mehr gewußt hat, frisch aus dem Dunkel geholt, so muß er wohl von den Mittleren gewesen sein; von denen, die auch gewollt, gekonnt und geleistet haben, aber nicht über ihre Zeit hinaus. Nun möchte ihn kundige Bemühung auferwecken. Lebt er aufs neue? Oder ist nur die Witterung jener Vergangenheit um ihn so kräftig, daß sie Leben vortäuscht? Das wird kaum zu entscheiden sein; denn aus der Entfernung, die wir geschichtlich nennen, tritt so ein Mittlerer, auch wenn er stark und eigen war, eben nur als Sprecher seines Zeitalters zu uns her. Es läßt sich nicht immer sagen, ob sein Wesen oder seine Umkleidung uns mehr bedeutet. Gleichviel; nun ist er wieder einmal da und will wieder einmal beachtet sein.

Johann Konrad Friederich aus Frankfurt am Main lebte von 1789 bis 1858, war Offizier, Intendant, Unternehmer, Schriftsteller, Herausgeber, Projektenmacher; liebte, abenteuerte, focht, schauspielerte, diplomatisierte, politisierte, prozessierte und schrieb und schrieb und schrieb; dann starb er, schon von allen vergessen, in einer Vorstadt von Le Hâvre. Jetzt haben Friedrich Clemens Ebrard und Louis Liebmann ein umfängliches Buch über ihn (bei Rütten und Loening, Frankfurt) herausgegeben. Sein Hauptwerk, „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten", ist kürzlich neu erschienen. Darin zeigt er sich als galanter Held, als Soldat von Meriten, als vielwendiger, vielgereister Kenner der Menschen und der Welt. In dem Buche der beiden Forscher kommt er uns mit philologischer Gravität, untadelig nachgewiesen, auf alle erreichbaren Belege gestützt. Um sich von solchem Apparat noch lebendig loszulösen, muß einer schon ein besonderer Kerl sein. Er ist es. Sooft er auch von Anmerkungen umlagert, mit Nachweisen gesichert wird, er tritt aus dem Gedränge der wissenschaftlichen Wichtigkeiten immer als sein eigenes Ich hervor. Ein Mensch von unbürgerlicher Hitze, doch von bürgerlichem Geist. Umstürzler aus Temperament, Umformer aus Gewissen. Solche hat es immer gegeben; aber in den Zeiten, die den Boden unter sich in Wehen aufbrechen fühlen, sind sie obenan und leben ihr vollstes Leben. (Wie viele, die heute Namen haben, sind bestimmt, dereinst als Vergessene einem späteren Erstaunen neuerdings gezeigt zu werden!) Die Werdegewalt, die, von der großen französischen Revolution bis zu den liberalen Revolutionen, die Länder, Völker, Mächte, Herrscher durcheinanderwarf, hat auch diesen hinaufgeworfen. Wäre die Welt nicht voller Abenteuer gewesen, er hätte müssen Schauspieler werden. Dazu war er zunächst entschlossen. Es scheint sogar, daß er beinahe zu Goethe ans Weimarer Theater gekommen wäre, — wenn Goethe gewollt hätte. Mit der Schauspielerei wurde es nun freilich nichts, aber der Trieb erhielt sich in ihm. Der Typus des verhinderten Schauspielers, der seine Kunst nicht erreicht, aber aus seiner Natur nicht heraus kann, ist verbreitet genug. Ungestillte Sehnsucht nach den auffallenden und aus-

drücklichen Formen des menschlichen Daseins treibt solche Menschen um. In Zeiten gesellschaftlicher Stille werden sie etwa Hochstapler. In anderen Zeiten auch; aber sie heißen nicht so. Wie heißen sie? Nun, Abenteurer, Weltbummler, Projektenmacher, Schriftsteller .... Sie werden immer wieder vergessen und sind immer wieder da. Sie haben nichts Komödiantisches, nichts von der Geckerei falscher Posen; denn sie nehmen sich selber, wo und wie sie auch auftreten, jedesmal gewaltig ernst. So sind sie haltlos, aber ehrenhaft.

Von diesen war der Johann Konrad Friederich. In der Jugend heldenmäßig, unter napoleonischem Glanz, auf weiten Zügen, mit heißen Abenteuern. In der Mannheit theatralisch in der Manier des Biedermeier, mit sinnigen Einfällen und geblumten Versen. In der Spätzeit kritisch und widerbürgerlich mit den rationalistischen Erben der Romantik, ein Vorläufer und erster Mitläufer des Jungen Deutschland. Im Alter verbittert, verfemt und in jedem Sinne verarmt, ein Bild und Beispiel nachmärzlichen Elends. Er hat in jeder Spanne seines Lebens in sich genommen, was die Weite seiner Persönlichkeit an Umwelt fassen konnte, und hergegeben, was seine Kraft und sein Geist auszudrücken fähig war. Weltmann mit menschheitlichem Sinn. Aber einer von seinen Aufsätzen greift der Gegenwart, die wir erleiden, unmittelbar ans Herz. Darin verlangt er Abschaffung der Kriege, Abrüstung, den Bund der Völker, Schiedsgericht mit Strafgewalt, allgemeine Handelsfreiheit. Diese Schrift könnte ganz gut von Wilson sein, — wenn Wilson aus Mitteldeutschland wäre. Zu den Vielen, die den Traum vom ewigen Frieden in sich getragen und zur Formel gebracht haben, kommt also noch Einer, der bisher vergessen war. Kein Großer, aber ein Ganzer. Unter den Mittleren immerhin ein Kerl.

Willi Handl

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Sozialismus oder Liberalismus?

von Franz Oppenheimer

I

Der einzige Schuldige dieses Krieges ist der Kapitalismus – darüber sind sich alle Denkenden einig; die Patrioten der einzelnen Länder mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß es der fremde Kapitalismus ist, der diesen Weltbrand angelegt hat: aber grundsätzlich sind sie alle einig. Und so ist es denn auch dieser ungeheuerste aller Weltverbrecher, der die Kriegskosten zu zahlen haben wird.

Er ist verurteilt, und zwar ohne Berufung, vor dem Tribunal, vor dem er selbst Recht nehmen zu wollen erklärt hat. Der einzige Rechtstitel des Emporkömmlings, der sich auf kein historisches Recht berufen kann, war die Vermehrung des materiellen Reichtums der Nationen. Nur weil er diese Leistung in der Tat vollbrachte, hat man ihm ungern nachgesehen, was er sonst noch den Völkern als übles Geschenk brachte, den Pauperismus der Unterklasse mit seinem Gefolge von apokalyptischen Reitern: Tod, Seuchen, Hunger, Revolution, und die Wirtschaftskrisen, die wie Hagelwetter über die Ährenfelder der Arbeit hinfuhren. Jetzt aber hat sich unzweifelhaft herausgestellt, daß er auch zu den furchtbarsten internationalen Kriegskrisen führt und führen muß, die in wenigen Monaten mehr an Gut und Glück zerstören, als Jahrzehnte rücksichtsloser Anspannung und Ausbeutung der Millionen hatten erschaffen können – und damit ist sein einziger Rechtstitel aufgehoben. Einen Kapitalismus, der auch noch Armut schafft, nicht nur die Armut der Unterklasse, sondern Armut aller, der ganzen Völker, der ganzen Menschheit, einen Kapitalismus, der wie Saturn seine eigenen Kinder frißt, die mit „Menschenopfern unerhört" mühsam geschaffenen Reichtümer – den kann kein Mensch mehr zu verteidigen versuchen.

Würde auch wenig helfen! Denn der Verbrecher ist nicht nur verurteilt, nein, die Vollstreckung des Urteils hat bereits begonnen: des langsamen Hungertodes. Es ist merkwürdig, daß fast niemand das sieht, auch nicht die Verfechter der bisher vorgeschrittensten Kapitals- und Wirtschaftslehre, die Marxisten. Nach Marx ist Kapital ein gesellschaftliches

Verhältnis. Es ist gegeben, wenn am einen Pol der gesellschaftlichen Stufenleiter sich alle Produktionsmittel in dem Eigentum einer kleinen Klasse befinden, während am anderen Pole die Masse der Besitzlosen, der „freien Arbeiter" aufgehäuft ist. Nur, wenn dieses „gesellschaftliche Kapitalverhältnis" besteht, sind Produktionsmittel und Geld „Kapital", das heißt Mehrwert heckender Wert.

Nun hat dieser mörderische Krieg die Arbeiterarmee, die aktive und die „Reserve-Armee", in der ganzen Kulturwelt mehr als nur dezimiert. Mit Einrechnung der Krüppel und Siechen, der zugrundegegangenen Zivilbevölkerung, und der sonstigen Opfer des Krieges dürften schlecht gerechnet zwanzig bis dreißig Millionen Menschen, fast nur Männer der produktivsten Altersklassen, aus der Produktion der sogenannten „Kulturwelt" ausgeschieden sein. Das Angebot auf dem Markte der Arbeit wird also viel schwächer sein als vor dem Kriege — auf der anderen Seite aber wird die Nachfrage ungeheuer sein, viel stärker als vor dem Kriege, weil unendliche Zerstörungen, unendlicher Verschleiß gutgemacht werden müssen, weil unvorstellbare Vorräte an Gütern aller Art neu geschaffen werden müssen, ehe die Weltwirtschaft wieder in genügendem Futterzustande sein wird. Unter diesen Umständen muß auch nach der Marxschen Auffassung der Lohn sehr stark steigen. Wir können uns an einem großartigen weltgeschichtlichen Beispiel orientieren, nämlich an den ähnlich riesenhaften Bevölkerungsverlusten, die der schwarze Tod Mitte des vierzehnten Jahrhunderts über Europa brachte. Damals waren nicht nur Produzenten, sondern auch, und sogar überwiegend, Nur-Konsumenten fortgerafft worden, Frauen, Kinder und Alte; damals war an materiellen Gütern nichts zerstört worden, was der Rede wert wäre: und dennoch sprangen die Arbeitslöhne auf eine Höhe, die mit dem Interesse des Besitzes völlig unverträglich war. Die Staatsgewalt mußte mit Lohntaxen und dergleichen eingreifen: damals war sie noch stark genug dazu, heute ist sie es nirgends mehr.

Das bedeutet aber zunächst, daß das Kapital der Welt die Kosten dieses Krieges zu tragen haben wird, den es angezettelt hat. Jede Steuer und Abgabe wird auf das Kapital fallen, da die Arbeiterschaft in der Lage sein wird, sie auf den Arbeitgeber abzuwälzen, auch Lebensmittelzölle und dergleichen. Aus diesem Grunde schon würden die Kapitalisten am besten fahren, wenn sie die gesamte Kriegskostenlast auf sich repartierten und mit einigen entschlossenen Ratenzahlungen abtrügen: jedes indirekte Verfahren verteuert nur den Prozeß. Aber, ob sie sich nun dazu entschließen mögen oder nicht: jedenfalls haftet die ganze Last als verzinsliche Hypothek auf ihrem Privatkapital, das um den Betrag der Last kleiner geworden ist. Und das bedeutet mindestens auf lange Zeit

hinaus eine enorme Schwächung des Kapitalismus, nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch.

Dieser Schwächung tritt auf der Arbeiterseite eine mindestens ebenso große Stärkung gegenüber. Sie haben politisch überall die größten Fortschritte gemacht und stehen in weitaus besseren Stellungen dem Klassengegner gegenüber. Mag sein, daß sie in irgendeinem einzelnen Lande nicht sofort weiterkommen, sogar ein wenig zurückgedrängt werden: dieser Prozeß muß, wie alle seinesgleichen, international angeschaut werden. Und dann erkennt man leicht, daß angesichts des enormen Arbeitshungers der ganzen Welt die einzige Folge eines kurzsichtigen, aber erfolgreichen Klassenegoismus nichts anderes sein kann als eine kolossale Auswanderung, die Wirtschaft und Militärmacht des rückständigen Staates allzu schwer schädigen würde, als daß man nicht schleunigst ihre Ursachen abstellen müßte.

Wohin wird diese gewaltige Verschiebung des Kräfteverhältnisses, des wirtschaftlichen und des politischen, zuletzt führen? Wohin wird die Entwicklung einmünden? Die Frage wird verschieden beantwortet werden, je nach dem Standpunkt, auf dem der Prophet steht.

2

Der Standpunkte gibt es viele, und daher ebenso viele Voraussagen und Rezeptformulare für das praktische Handeln des Staatsmannes der Zukunft. Die meisten sind alt. Denn seit Jahrtausenden steht die Menschheit vor der Qual der Wahl, welches von zwei gleich unentbehrlichen Gütern sie erwählen soll: die Freiheit oder die Eintracht. Beide zugleich scheinen unerreichbar zu sein; die Freiheit scheint die Eintracht auszuschließen; die Eintracht kann, scheint es, nur unter Verzicht auf die Freiheit erlangt werden. Freiheit nämlich bedeutet verderbliche Verschiedenheit von Reichtum und Rang und daher die Zwietracht des Klassenkampfes, Eintracht aber kann nur durch den Zwang aufrecht erhalten werden, der den Starken hindert, den Schwachen zu überflügeln. Alle Systeme der Staats- und Wirtschaftslehre, alle Utopien des Altertums und der Neuzeit sind nichts als Versuche, aus diesem Dilemma herauszukommen. Und alle diese Versuche treten heut neu auf den Plan. Der Sozialismus als System des Zwanges kämpft wieder seinen welthistorischen Kampf mit dem Liberalismus als System der Freiheit. Und zwar erscheinen diese beiden Ideen in allen geschichtlichen Masken, die sie während der Jahrtausende getragen haben.

Da ist zuerst der Sozialismus von oben, der konservative, aristokratische Sozialismus der alten Oberklasse, des „landed interest“. Er erwächst überall aus den gleichen Wurzeln, dem Widerwillen gegen reiche, aller Kultur und Tradition entbehrende Emporkömmlinge, die die alten

Herren beiseite drängen, und aus dem Bangen um Staat und Volk, die in der Säure des freien Wettbewerbs zerfressen werden. Sein erster großer Vertreter war Platon in seiner „Politeia", unerreicht an Größe des Blickpunkts und Folgerichtigkeit des Gedankenbaus; er lebt immer wieder auf: in Thomas Morus, in Rodbertus, und jetzt in Wichard von Möllendorf, der mit einem an Amos und Jesaja gemahnenden Pathos der tiefsten Sittlichkeit die deutsche „Gemeinwirtschaft" fordert und die großen Merkantilisten der Vergangenheit, vom Alten Fritz, über Fichte, dem Freiherrn von Stein und List, bis zu Otto von Bismarck und Paul de Lagarde als Schwurzeugen aufruft.

Der platonische Sozialismus von oben mischte sich während des Mittelalters mit etwas Sozialismus von unten; Erinnerungen an den legendären Liebeskommunismus der apostolischen Urgemeinden salbten ihn mit einigen Tropfen demokratischen Öles. So geht er in die Neuzeit über; Campanellas „Sonnenstaat" ist sein größter Wurf: Ableger des alten Stammes sind in verschiedenen Konzeptionen des christlichen Sozialismus, wie ihn im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich Buchez und Lamennais, in England Morris und Neales, in Deutschland Victor Aimé Huber und Bischof Ketteler, in Rußland Tolstoj vertraten. Und jetzt präsentiert er wieder in Professor Plenges „Revolutionierung der Revolutionäre" sein altes wundertätiges Rezept.

Der gleiche Sozialismus der Oberklasse hüllte sich in ein wieder neues Gewand zu der Zeit, wo mit der Entwicklung der Maschine und der Großindustrie die Gesellschaftswirtschaften aus dem engen Raume des Kleinbürgertums in den weiten Raum der Volks- und Weltwirtschaft eintraten. Der Graf Saint-Simon ist sein genialster Denker und Verkünder, der Schöpfer eines großartigen Gedankensystems des aristokratisch geleiteten Industrialismus. Und dieser Saint-Simonismus meldet sich heute wieder in Walther Rathenaus „Neuer Wirtschaft" als Arzt der kranken Menschheit.

Diesem Sozialismus von oben stellt sich entgegen — und rückt ihm dabei immer näher — der Sozialismus von unten. Bei uns in Deutschland erleben wir von seinen verschiedenen Spielarten nur eine einzige: den Sozialismus der gewerblichen Unterklasse, des städtischen Proletariats. Aber wir brauchen nur über unsere Ostgrenze zu sehen, um die übrigen Spielarten, vor allem den extremen Sozialismus der agrarischen Unterklasse, den Anarchismus, am Werke zu sehen, tabula rasa für eine neue Welt zu schaffen. Und wer weiß, ob nicht auch in Rumänien und Italien bald dieselbe furchtbare Sturm-Melodie erklingen wird.

Dieser Sozialismus von unten ist in einem Wesenszuge dem aristokratischen aufs nächste verwandt: er strebt gleich ihm auf den Zustand

einer marktlosen Wirtschaft, weil der städtische Proletarier seiner ganzen Klassenlage nach, ebenso wie der malkontente agrarische Lord, in der freien Konkurrenz das Übel aller Übel erblicken muß. In einem anderen Zuge ist er ihm polar entgegengesetzt: er strebt selbstverständlich nicht die Herrschaft der „Besten" an, seien das nun geborene Herren oder auserlesene „Philosophen", wie bei Platon, sondern die Herrschaft der Masse über sich selbst, die Demokratie. So sind die beiden Richtungen wirtschaftlich Verbündete — und das gibt ihnen jetzt eine bedeutende Stärke — aber politisch Gegner.

Gegen allen Sozialismus als System des Zwangs erhebt sich nun der Liberalismus, auch er in allen Masken der Vergangenheit. Wo er als Manchestertum auftritt, als Lakai des Kapitalismus, ist er mit ihm gerichtet, mit ihm ohne Berufung verurteilt. Wo er aber als Kultur-Liberalismus auftritt, hat er das Recht, gehört zu werden, wie zur Zeit eines Hume, Adam Smith und Voltaire. Er mahnt, über den Drang nach Eintracht, Frieden, Ordnung doch nicht zu vergessen, daß höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit ist, und fragt, ob unter so viel Zwang für sie noch Raum sein werde.

So steht der Kampf der Geister auch heute noch grundsätzlich auf dem gleichen Punkte, wie von je in allen Gesellschaften, in denen die Entfaltung des Kapitalismus zu Krisen geführt hatte. Alles wie immer! Die Menschheit noch immer vor der Qual der gleichen Wahl! Gibt es keinen Weg zu dem Doppelziel, zu Freiheit und Eintracht?

3

Wie sozialistische Systeme zu beurteilen sind, hat Karl Marx uns ein für alle Male gelehrt. Nur der „wissenschaftliche Sozialismus" hat das Recht auf das kritische Schwert, nur derjenige, der den Sozialismus mittels des Kopfes als das Ergebnis der kapitalistischen Wirtschaftstendenzen selbst entdeckt, aber nicht der „utopische Sozialismus", der den neuen Gesellschaftszustand aus dem Kopfe erfindet.

Vor diesem Kriterium scheidet alles, was der Sozialismus von oben heute wie je produziert hat, a limine aus. Er postuliert als Axiom eine marktlose Wirtschaft und versucht, sie zu konstruieren. Das ist barer und blanker Utopismus, den kein ernsthafter Staatsmann mitmachen kann. Dieses Urteil gilt sogar von dem außerordentlich durchdachten System Walther Rathenaus, dem reifsten Entwurf der Art, der bisher erschienen ist: einem System ineinandergreifender Zwangssyndikate unter Staatsaufsicht, respektive Kommunalaufsicht. Denn zwar besteht zweifellos eine starke „Tendenz" zu fortschreitender Syndizierung, Kartellierung und Vertrustung, aber es bestehen auch starke Gegentendenzen immer neu

erwachsender Konkurrenz, und nichts beweist, daß diese Gegentendenzen verschwinden wollen. Und darum bedeutet der konstruierte Endzustand der neuen Wirtschaft keine logische Notwendigkeit, und der Einwand läßt sich nicht abweisen, daß ein Mechanismus von solcher gigantischen Größe allzu schwerfällig sein würde; er würde vielleicht (?) funktionieren, aber er würde sehr wahrscheinlich mehr Kraft durch innere Reibung verbrauchen, als er auf der anderen Seite ersparen könnte. Und nur um dieser Ersparnis willen will Rathenau ihn ja einführen.

Da war der Marxsche Sozialismus denn doch wesentlich sicherer fundiert. Sein Ausgangspunkt war, daß durch die Konkurrenz alle Mittelstände in Stadt und Land zum Verschwinden gebracht werden würden; dann würde das große Kapital das kleine niederkonkurrieren, und der Endzustand würde sein, daß nur ganz wenige Riesenbetriebe die gesamte Produktion in der Hand haben würden, die auf diese Weise automatisch durchaus „vergesellschaftet" sein würde. Es bliebe dann der ungeheuren Mehrheit des Volkes, das fast ohne Rest in Proletarier verwandelt wäre, nur die leichte Aufgabe, auch die volkswirtschaftliche Verteilung zu vergesellschaften, indem es die Expropriateure expropriiere. Es hätte nur den im Schoße der kapitalistischen Gesellschaft selbst voll ausgereiften Produktionsmechanismus fertig zu übernehmen. Man sieht, hier ist von irgendeiner „Konstruktion" nicht mehr die Rede, und daher war der Marxismus durchaus berechtigt, jede Frage nach den Einzelheiten des „Zukunftsstaates" abzulehnen. Wenn die Voraussetzung zugegeben werden mußte, war der Schluß unentrinnbar.

Es ist heute kaum noch erforderlich, zu wiederholen, daß die Voraussetzung nicht zugegeben werden kann. Es konnte niemals davon die Rede sein, daß der ländliche Mittelstand niederkonkurriert würde: es gibt keine Konkurrenz durch Unterbietung auf dem Markte der landwirtschaftlichen Produkte, und der Bauernstand zeigt denn auch in allen halbwegs anständig verwalteten Staatswesen das freudigste Gedeihen, im Frieden und sogar im Kriege, während das agrarische „Großkapital" überall ein hippokratisches Gesicht aufgesetzt hat. Und schon diese eine Tatsache, um von anderen programmwidrigen Fakten der geschichtlichen Entwicklung zu schweigen, erschüttert die Marxsche Schlußfolgerung sehr bedenklich, nimmt ihr wenigstens die zwingende Kraft, die der Stolz der Lehre und die Waffe ihrer Anhänger war.

Aber darauf kommt es hier nicht an, auf die Anwendung der Methode, sondern auf die Methode selbst. Und die ist von Marx ein für allemal grundsätzlich festgelegt worden. Nur ein „wissenschaftlicher" Sozialismus kann Beachtung fordern, eine vollständige Theorie des Kapitalismus also, die aus seiner Geschichte und seinem Wesen die Tendenz seiner Entwick-

lung und den aus dieser Tendenz mit Notwendigkeit sich ergebenden Endzustand bestimmt.

Einen in seiner Art großartigen Versuch mit dieser Methode macht Paul Lensch in seinem Buche: „Drei Jahre Weltrevolution“ (S. Fischer, Verlag, Berlin 1917, 221 Seiten). Er steht auf dem Standpunkt der von Rudolf Hilferding in seinem „Finanzkapital“ vorgenommenen wissenschaftlichen Fortbildung des Marxismus — der einzigen Fortbildung: alles andere ist nur Theologie, Apologetik.

Lensch sieht in dem Kriege eine Revolution im Marxschen Sinne, eine Umwälzung des wirtschaftlichen Unterbaues, die auch den Oberbau umwälzen muß. Und zwar ist der Revolutionär der Schutzzoll, und als sein Träger: Deutschland. Es hat hinter dem Wall des Schutzzolls einen „neuen jungkapitalistischen Typus, den eigentlichen Repräsentanten einer höheren Form der kapitalistischen Entfaltung“ ausgebildet, indem es die Verbindung von Industrie und Bankkapital zum „Finanzkapital“ vollzog. Von da an datiert das ungeheuere Tempo der kapitalistischen Entwicklung, mit dem der Vertreter des alten Typus, England, auf die Dauer nicht Schritt halten konnte. Die immer mehr vereinheitlichte Industrie verwandelte den Zoll aus einer Schutz- in eine Trutzwaffe und griff den Konkurrenten auf allen Weltmärkten an, und zwar nicht nur durch den Export von Waren, die sie zu Schleuderpreisen abgeben konnte, weil sie sich aus den Monopolgewinnen ihres Binnenmarktes selbst Ausfuhrprämien zahlte (Dumping), sondern auch durch den Export von Kapital und durch die Hilfe ihrer Staatsgewalt: die Kolonialpolitik wurde immer wichtiger, „der Kampf der Kapitalien wurde immer mehr ein Kampf der kapitalistischen Staaten, und um so häufiger und drohender erhob sich über den Völkern die Gefahr des Krieges.“ Dieser Kampf begann 1879 mit der Zollpolitik. „Damit setzte Bismarck die deutsche Lokomotive auf ein Gleise, auf dem sie mit unentrinnbarer Notwendigkeit einmal mit der englischen zusammenstoßen mußte.“

Damit schlug auch die Ideologie der Klassen um. Zunächst schwand der alte Liberalismus vor dem neuen Imperialismus; statt eines möglichst schwachen, wurde ein möglichst starker Staat das Ideal der Bourgeoisie: für den Kampf um den Weltmarkt nach außen, für den Kampf gegen die erstarkende Arbeiterschaft nach innen. Der Klassengegensatz zwischen Kapital und Bourgeoisie steigerte sich bis zur katastrophalen Spannung.

Wirtschaftlich gesehen, bedeutete die Entwicklung einen gewaltigen Schritt vorwärts zur Überwindung der sogenannten „Anarchie der Produktion“. Der Jungkapitalismus ist seiner Tendenz nach Herstellung der gesellschaftlichen Kontrolle über die Produktion: er ist der erste großartige Versuch

der kapitalistischen Gesellschaft, hinter das Geheimnis ihrer eigenen Produktionsweise zu kommen. Damit stellte sich der Sozialdemokratie die Aufgabe, die gesellschaftliche Kontrolle über die nationale Arbeit, die hier schon erreicht war, von ihrer widerspruchsvollen Hülle zu befreien, den ungeheueren Mehrwert der Masse selbst zuzuführen. Sie wurde mehr und mehr an diesem Staate interessiert; wenn sie ihn erobern wollte, mußte sie ihn zugleich erhalten wollen. Darum stand sie zum Staate, als der Krieg losbrach.

Dieses Geschehen wird nun höchst reizvoll und geistvoll in einen gewaltigen historischen Zusammenhang gestellt. Bis zum sechzehnten Jahrhundert beherrschte Mitteleuropa den Rest der damaligen „Welt". Dann folgte eine Periode des Niederganges, hauptsächlich (nach Lensch, wir kommen noch darauf zurück) verursacht durch die Sperrung der Handelswege nach dem Osten und Südosten infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Diese politisch-wirtschaftliche Umwälzung traf besonders hart den Süden Deutschlands, der nach dem Mittelmeer hin tendierte, während der Norden, der nach der Ostsee und dem Atlantik hinneigt, seit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien neue Entfaltungsmöglichkeiten erhielt. „So stockte Österreich, und so siegte Preußen." Vor allem aber kam diese Wandlung dem Nordwesten Europas zugute; Frankreich und Holland, dann England teilten sich nach dem Sturze Spaniens in die Herrschaft der Welt. Der Dreißigjährige Krieg vollendete den Niedergang Mitteleuropas und den Sieg der Westmächte.

Aber die Weltgeschichte hat ihren gewaltigen Rhythmus. Von zirka 1740 an beginnt Mitteleuropa, geführt von Preußen, wieder emporzusteigen. Damit mußte das System des Gleichgewichts der Mächte, das nur auf einem schwachen Mitteleuropa aufgebaut war, zusammenbrechen, trotzdem England alles tat, um es aufrecht zu erhalten, indem es dem erstarkten Deutschland womöglich alle Kolonialmärkte sperrte, und die wirtschaftlich schwachen Staaten, zum Beispiel Frankreich, Rußland und Italien, ermächtigte, sich ihrerseits mit Kolonialeigentum zu versorgen. Bei Beginn des Krieges war ein Fünftel der Welt englisch, ein Sechstel russisch, ein Zwölftel französisch, aber Deutschland besaß nur ein Vierzigstel. Das mußte den Kampf um den Weltmarkt schließlich bis zur Katastrophe steigern. Die langsame Evolution Mitteleuropas wurde schließlich zur Weltrevolution. Und wieder ist es ein gewaltiger Krieg aller Weltmächte, der das Siegel unter den Abschluß der Entwicklung setzte; der Krieg von 1914 vollendet den Aufstieg Deutschlands, wie der Dreißigjährige Krieg seinen Niedergang abgeschlossen hatte.

Auch hier war Deutschland notgedrungen der große Revolutionär, der

das alte Herrschaftssystem angreifen mußte. Auf seiner Weltdienstbarkeit hatte Englands Weltmacht beruht und geriet mit seinem Aufstieg ins Wanken. Und auch hier dient Deutschland der großen Tendenz der Entwicklung. Denn Englands Weltherrschaft war nach einem heute ganz veralteten Modell gebaut, das zuerst Venedig eingeführt hatte: seine Macht stand auf einem europäischen Gleichgewicht; jetzt aber handelt es sich darum, eine neue Form der Politik zu gestalten, ein planetarisches Gleichgewicht, in dem nicht mehr nur eine einzige Macht wird den Ausschlag geben können. Auf dem Meere ist Platz für mehrere Weltmächte, und neben England stehen schon heute nicht nur Deutschland, sondern auch Amerika und Japan in gleichem Recht.

Die treibende Kraft auch dieser weltpolitischen, wie der vorher gezeichneten weltwirtschaftlichen Entwicklung ist der Kapitalismus gewesen. Nun hat die Sozialdemokratie die Erfüllung ihrer Hoffnungen nur von der Entwicklung des Kapitalismus zu seinem Endzustande zu erwarten. Im Dienste dieser Aufgabe hat sie bisher schon den Sieg der vorgeschritteneren Formen gegenüber den rückständigen gefördert. Aber sie hat bisher diese Aufgabe immer nur national gesehen, während sie sie international hätte anschauen müssen. Das war ihr Fehler. Sie hätte überall gegen die rückständigen Formen kämpfen müssen, um dem vorgeschrittenen deutschen Kapitalismus den Sieg zu erringen. Aber sie verstand den Konflikt nicht und wurde „zu einer geschlechtslosen Vaterlandsrettungspartei sans phrase und näherte sich bedenklich dem Pazifizismus".

Namentlich gegenüber Frankreich hätte ihre Stellung klar sein müssen. Das Land ist noch heute fast kleinbürgerlich, und so mußte es im Zusammenstoß mit dem deutschen Jungkapitalismus niederbrechen. Seine Stagnation wurde zur Katastrophe durch den deutschen Aufstieg, der das Kräfteverhältnis unheilbar verschob. Hier liegt auch das Geheimnis der elsaß-lothringischen Frage: Das Grenzland hat immer dem aufsteigenden Volke gehört.

Mit gewaltiger Wucht hat die Revolution England ergriffen: es hat in den drei Jahren des Krieges die ungeheuerste Umwälzung seiner Verfassung gemacht. Es ist aus mit dem Freihandel: denn er bedeutete zwar auf dem inneren Markte die Konkurrenz, aber auf dem Weltmarkte das Monopol, solange England das dreifache Monopol von Handel, Schiffahrt und Kolonialbesitz hatte: jetzt ist er besiegt durch den deutschen Schutzzoll, der umgekehrt auf dem Binnenmarkte das Monopol, und auf dem Weltmarkt die Konkurrenz herstellt. Und es ist aus mit dem Liberalismus. Das Land hat den anarchisch-individualistischen Kapitalismus durch eine fast überstramme, vom Staate geleitete und kontrollierte Organisation der gesellschaftlichen Arbeit ersetzt, hat die Theorie vom schwachen Staat in

die Luft geblasen und durch die Praxis des allmächtigen Staates ersetzt, hat die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und die Gewerkschaften über den Haufen gerannt.

Solange England das Weltmonopol besaß, war die in den Gewerkschaften organisierte Arbeiterschaft seine Mitnutznießerin gewesen. Mit dem Augenblicke aber, wo das Monopol zu wanken begann, verschwanden auch die Grundlagen des Sozietätsverhältnisses zwischen der Bourgeoisie und den Gewerkschaften Englands, und die ehemaligen Verbündeten sahen sich in eine immer drohendere Kampfstellung gegeneinander gedrängt. Die englische Bourgeoisie hat den Krieg entfesselt, um dem Sozialismus zu entrinnen. Bleibt sie sieglos, so stehen schwere soziale Kämpfe bevor.

So ist denn auch England der Weltrevolution verfallen, das heißt: auch hier hat der Kapitalismus jene Stufe höherer Reife erlangt, wie in Deutschland, die Organisation der Gesamtindustrie, die Vervollkommnung der Produktion, und die siegreiche Institution des Finanzkapitals hat mit der Gründung der British Trade Corporation mit einem Kapital von 200 Millionen Mark bereits eingesetzt. Der Bergbau ist wahrscheinlich auf die Dauer verstaatlicht, die Eisenindustrie völlig vereinheitlicht, das ländliche Feudalsystem gebrochen.

Wenn Deutschland durch seinen Aufstieg auf diese Weise den einen gewaltigen Kontrerevolutionär revolutioniert hat, so hat es die gleiche Aufgabe dem alten Verbündeten Englands gegenüber erfüllt, Rußland, und hat damit Europa aus seiner unheilvollen „Doppelsklaverei" erlöst, wie Marx das welthistorische Bündnis zwischen England und Rußland mit Recht bezeichnete. Deutschlands Aufgabe als Revolutionär der Welt geht aus nichts klarer hervor, als aus der Tatsache, daß seine Waffen es waren, die die russische Revolution ermöglichten und durch sie die Zwingburg der Gewaltherrschaft im Osten brachen. Damit hat es nicht nur Rußland selbst erlöst, sondern auch für sich und für Österreich die Bedingungen freiheitlicher Entfaltung geschaffen. Die Doppelmonarchie braucht nicht mehr die Wächterin der Kultur gegen Osten zu sein und kann sich ihrer inneren Festigung, der Versöhnung ihrer Völker und dem Handelsverkehr mit dem neuerschlossenen Osten — damit schließt sich der Ring! — widmen, und in Preußen-Deutschland ist die Junkerherrschaft vorbei. Jetzt wird sich der Kapitalismus, der unter Englands Führung die Welt schon politisch vereint hat, auch wirtschaftlich des ganzen Ostens und Südostens bemächtigen, wird Österreich-Ungarn, Rußland, den Balkan und die Türkei erschließen und für den Weltsozialismus vorbereiten.

Was ist nun Deutschland in diesen Jahren geworden? Lensch antwortet: das Bollwerk der Freiheit. Mitteleuropa steht als unzerstörbarer Block wieder aufrecht, und das bedeutet das Ende der englischen Welt-

herrschaft, der Weltknechtschaft. Indem Deutschland England besiegt — und England ist schon besiegt, wenn es nicht siegt! — führt es den Kampf für die ganze Welt mit der ganzen Welt. Das ist seine welthistorische Aufgabe. Aber es darf nicht daran denken, seine eigene Hegemonie an Stelle der englischen setzen zu wollen. Das liegt in der Formel: keine Annexionen!, die ihre Spitze nur gegen England richtet, das, wenn es seine Eroberungen in Ägypten und in Vorderasien und in den Kolonien in Afrika behalten kann, in der Tat so vollkommen Herr des Planeten sein wird, daß alle anderen Völker bei ihm nur als Mieter und Aftermieter wohnen werden. Hier tritt die große völkerbefreiende Aufgabe Deutschlands in ihr vollstes Licht. Hier ist eine Idee, die Deutschland für sich streiten lassen muß, und die seiner Sache dieselben Dienste leisten könnte, wie 1789 die „Freiheit" und „Gleichheit" der französischen Revolution. Diese Idee wird siegen, und nur mit dieser Idee wird Deutschland siegen. Es muß sich seiner revolutionären und völkerbefreienden Rolle klar werden. Ein Friede ohne Annexionen läßt England geschwächt und ohne Bundesgenossen, die es im Stiche hat lassen müssen, ein Friede ohne Annexionen aber läßt Deutschland im Bunde mit Österreich-Ungarn in verstärkter Macht und schafft einen gewaltigen Anziehungskörper, an den die kleineren Nationen nach dem Gesetz der politischen Gravitation sich werden anlehnen müssen.

Wie wird sich nun in dieser äußeren politischen Ordnung die innere, soziale und wirtschaftliche Ordnung gestalten? Der Kapitalismus wird einmünden in den Sozialismus, und zwar den Staatssozialismus. Er wird in irgendeiner Form die Wirtschaftsverfassung der Zukunft sein, nicht bloß in den Kolonien, auch in Europa, besonders aber im deutschen Reiche. Man kann sagen, daß der Kapitalismus, der am 4. August 1914 in die Weltrevolution als Triumphator über den Sozialismus eintrat, als ein Gefangener aus ihr herauskommen wird.

Damit hat Lensch das vorher gesteckte Ziel mit seiner in vielen Beziehungen bewundernswerten Erörterung erreicht: den Beweis, daß die kapitalistische Wirtschaft in den Sozialismus umschlagen wird, wie er ihn versteht, in den vom Staat gelenkten und beherrschten Sozialismus. Schon vor dem Kriege zeigte der deutsche Kapitalismus in seiner gewaltigen Durchorganisation, in seiner Beherrschung der anarchischen Züge der kapitalistischen Wirtschaft, stark sozialistische Elemente. Diese Elemente hat der Krieg bei weitem verstärkt, namentlich auch durch Beteiligung der Staatsgewalt und Staatsaufsicht. Auf diesem Wege wird man weiter gehen. Zu diesem Ziele treibt auch die Finanznot, die ohne die Schaffung starker Monopole als Einnahmequelle für den Staat gar nicht zu bekämpfen ist. Und der Zwang, überall zu sparen und möglichst viel Güter

zu produzieren, wird die weitere Durchorganisierung der Wirtschaft, die Ersparung aller unnützen Ausgaben an Arbeit und Material erzwingen; ob die Organisation plutokratischen oder sozialistischen Charakter tragen wird, das wird nur davon abhängen, welche Macht die Arbeiterklasse im neuen Deutschland haben wird; und Lensch ist der wohl berechtigten Ansicht, daß ihre Macht groß genug sein wird, um eine Ordnung nach ihrem Sinne zu erzwingen.

Und zwar nicht auf Grund der brutalen Majorität oder erpresserischer Drohung mit Streiks oder Revolutionen, sondern weil sich unter der Wirkung der Entwicklung, namentlich des allgemeinen Wahlrechtes, im Reiche und der Arbeiterversicherungsgesetzgebung eine tiefgreifende Veränderung sowohl im Staat wie in der Arbeiterklasse durchgesetzt hat, die sie einander genähert hat. Die Arbeiterpartei ist nationalisiert und das deutsche Reich ist sozialisiert worden [Seite 211]. Diese Sozialisierung der Staatsgewalt ist den „demokratischen" Westmächten stets fremd geblieben. Weder der englischen, noch der französischen Arbeiterklasse ist es gelungen, das allgemeine Wahlrecht aus einem Werkzeug der Prellerei in ein Instrument des sozialen Aufstiegs zu verwandeln. Was sich französische Sozialdemokratie nannte, war nur ein Haufen sich wichtig dünkender Kleinbürger, und die englischen Arbeiterorganisationen besaßen zwar das Wahlrecht, wollten es aber nicht mit dem unorganisierten Pöbel teilen. Sie blieben aristokratische Verbände, die nur Vorrechte für ihre Mitglieder vom Staate verlangten. So blieb im Westen die Arbeiterklasse in den Vorstellungen der bürgerlichen Schichten stecken, und so konnte die rein mechanische Demokratie sich nicht zu einer organischen, das ganze Volk ergreifenden, umfassenden entwickeln. Diese organische Demokratie aber ist in Deutschland durch die allgemeine Schulpflicht und Wehrpflicht und das allgemeine Wahlrecht längst vorbereitet und weit entwickelt worden. In ihr ist die Disziplin und Organisation die Voraussetzung, die die stärksten Triebkräfte zur Entfaltung erhöhter Leistungsfähigkeit und damit gesicherterer Freiheit entbindet. In Deutschland-Preußen blieb im Gegensatz zum Westen der Staat stark; das verhinderte die allzu starken plutokratischen Ausschreitungen der Oberklasse. Lensch geht soweit, daß er es als ein Glück betrachtet, daß das parlamentarische System im Jahre 1848 nicht durchgesetzt worden ist. Worauf es jetzt aber ankommt, ist, die endgültige Überwindung des Obrigkeitssystems auch gesetzlich festzulegen, dem Reichstage die entscheidende Kontrolle der Beamtenregierung zu sichern, und durch den Ausbau der Selbstverwaltung die Fundamente der inneren Demokratie zu festigen. Und so stellt sich Deutschland als zweite große Aufgabe, als innerpolitische, diejenige, die Übereinstimmung von Staat und Volk zum erstenmal in der Geschichte durchzuführen.

Fast könnte es aussehen, als wenn in diesem Kriege mit Deutschland die Autokratie über die Demokratie gesiegt habe. Allein so irrsinnig ist die Weltgeschichte nicht. Die Niederlage der Entente ist nicht die der Demokratie, sondern die Niederlage der unter Englands Leitung stehenden Weltreaktion. Mit Deutschland siegt nicht die Selbstherrschaft, sondern der historische Fortschritt, die Revolution und die Freiheit. Was Deutschland noch fehlt, das ist in der Hauptsache die volle Erkenntnis seiner geschichtlichen Sendung. Und damit bricht eine neue Epoche der Menschheit an.

Eine Kritik dieser, wir wiederholen es, großartigen Auffassung zu geben, würde einen Band erfordern. Der historisch und nationalökonomisch nicht durchaus sattelfeste Leser wird, wenn er kritisch veranlagt ist, das Gefühl haben, daß das Exempel gar zu glatt aufgeht. Das Buch ist ein fulminantes Verteidigungsplaidoyer für die „abhängige" Sozialdemokratie und ihre Haltung während des Krieges, eine Rechtfertigung vor dem Obertribunal der marxistischen Theorie. Aber es ist bekannt, daß man mit und aus Marx und Engels ungefähr alles beweisen kann und schon bewiesen hat, und Lensch ist der letzte, der nicht wüßte, daß ein „unabhängiger" Sozialdemokrat sich durch seine blendenden Argumente durchaus nicht überzeugen lassen wird, und daß er, wenn er ihm an Geist und Wissen ebenbürtig ist, ein Buch genau entgegengesetzten Inhalts schreiben kann, dessen Exempel gerade so glatt aufgeht.

Wir können uns in diesen häuslichen Streit nicht mischen, haben es auch nicht nötig. Denn die Prognose der Entwicklung steht und fällt mit den unbestrittenen Grundzügen der Marxschen Lehre, wie wir sie anfangs kurz dargestellt haben. Wir haben den Hauptgrund bereits angegeben, warum diese Lehre von der Tendenz der kapitalistischen Gesellschaft keine zwingende Kraft mehr hat. Auf eine weitere Kritik, die wir an anderer Stelle ausführlich geleistet haben, wollen und können wir uns hier nicht einlassen. Die Darstellung unserer eigenen Auffassung, die wir zum Schlusse in äußerster Kürze geben werden, mag im Positiven ergänzen, was man im Negativen vermissen möchte.

Zuvor soll aber noch betrachtet werden, was ein Vertreter des Kulturliberalismus heute den Mut gefunden hat zu sagen.

4

Leopold von Wiese („Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft." S. Fischer, Berlin 1917, 248 Seiten) geht aus von dem gleichen Gegensatz zwischen der Demokratie und dem Liberalismus, mit dem Lensch schließt. Lensch sagt: „Das Freiheitsideal des Sozialismus ist ein im

Wesen anderes als das des Individualismus. Jenes hat die Ungebundenheit der Einzelpersonen, ihr „Ausleben" zum Inhalt, und ist deshalb von vornherein geneigt, die Schranken der Disziplin und Organisation als Fessel zu empfinden. Dieses hat umgekehrt die Disziplin und Organisation zur Voraussetzung, weil es in ihnen die stärksten Triebkräfte zur Entfaltung erhöhter Leistungsfähigkeit und damit gesicherterer Freiheit erblickt." Das ist ungefähr die gleiche Auffassung, der Ernst Troeltsch Ausdruck gegeben hat, wonach Freiheit Dienst in einer Organstellung ist. Wiese glaubt, daß hier eine Übertreibung vorliegt: „Brachte das Jahr 1789 einen Rausch der Empörung gegen den Staatswillen, so stehen wir 1916 unter den Wirkungen eines Rausches der freigewollten Unterwerfung unter ihn. Diese beiden Gesinnungen müssen sich mißverstehen" [Seite 31].

Was begrifflich zu scheiden ist, wenn es auch in der Realität häufig miteinander verwoben sein wird, ist der Liberalismus, der Befreiung des Individuums, und die Demokratie, die Herrschaft der Masse ins Auge faßt. Diese Scheidung ist auch historisch nicht ohne Bedeutung. So zum Beispiel hat man dem Liberalismus die Ausschreitungen der französischen Revolution in die Schuhe geschoben, während sie gerade der demokratisch-jakobinischen Umwälzung zuzuschreiben sind, die den ersten Liberalismus von 1789 abgelöst hat. Die Erklärung der Menschenrechte war vorwiegend liberal; die spätere Verfassung von 1793 wesentlich demokratisch. Die amerikanischen Freistaaten, die unter einer Verfassung, sehr ähnlich der von 1789, lebten, haben sich ruhig und blühend weiter entwickelt, während in Frankreich die Bewegung auf jene schiefe Ebene geriet, die bis zum Despotismus eines Säbelprätendenten führen mußte. Die Erklärung liegt natürlich in dem vollkommen anderen Milieu, auf dem jene beiden Verfassungen standen. In Amerika garantierte sie den Einwohnern nur das, was sie eigentlich schon besaßen, in Frankreich aber, wo eine altfeudale Verfassung zu überwinden war, versprach der Staat den Bürgern mit der Erklärung der Menschenrechte Dinge, die erst erkämpft werden sollten.

Der Hauptunterschied zwischen Liberalismus und Demokratie wurzelt in der Stellung des Menschen zum Staate. Der Liberalismus braucht einen nicht starken Staat, dem Demokraten kann der Staat nicht stark genug sein. Rousseau war Demokrat; sein sozialer Kontrakt zerbricht den Feudalismus, errichtet aber eine neue furchtbare Tyrannei, die der abstrakten und damit um so gefährlichern volonté générale [Seite 41]. Seine Lehre zeigt den auch bei Platon auffälligen Zug der Unduldsamkeit: bei ihm wird (wie bei Platon) sogar mit dem Tode bestraft, wer sich der Asebie, das heißt des Unglaubens an die eingeführte Staats- und Religionsordnung schuldig macht. So wird ein entsetzlicher Götze aufgerichtet: die

Gesellschaft. Ihre Tyrannei ist um so unerträglicher, als sie nicht auf Willkür und menschlicher Unvollkommenheit beruht, sondern mit dem Anspruche höchster sittlicher Vollkommenheit und wahrer Freiheit auftritt, also das Gewissen aufs fürchterlichste knebelt. Diese Auffassung steht mit den Menschenrechten, betrachtet als Recht des Einzelmenschen auf freies Ausleben, allerdings in krassem Gegensatz. Und gerade für dieses Recht des Einzelmenschen tritt Wiese ein. Man muß wissen, „daß eben die menschliche Gesellschaft ein ebenso gleichgültiger und schäbiger Gegenstand ist und bleiben wird, wie der Mensch und die Menschheit etwas Heiliges ist". Die zu Ende gedachte Demokratie ist ein System der Macht, maskiert als System der Freiheit.

Diese Unterscheidung, die die Zeit von 1789 selbst noch nicht machte, und die wir nur rückschauend jetzt machen können, ist nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch von hoher Bedeutung. Wer sie nicht macht, kann sehr leicht dahin kommen, den Liberalismus der Sünden wegen zu verwerfen, die die Demokratie beging; und ebenso leicht kann der wirklich liberale Mensch dahin gelangen, die Demokratie deswegen zu wollen, weil er sie mit dem Liberalismus verwechselt. Das erste führt zum Staatsautokratismus, das zweite zum Staatsdemokratismus, beides zu einer Staatsomnipotenz, die mit den Interessen des Individuums unvereinbar ist. Es gilt, einen harmonischen Ausgleich zwischen Freiheit und Macht zu finden [Seite 57].

Zunächst, was ist Liberalismus? Liberalismus und Individualismus sind nicht identisch. Sie haben viele verwandte Züge, ein Liberaler wird immer einen größeren oder geringeren Gehalt an individualistischen Elementen aufweisen, es gibt aber auch Liberalismus von nicht-individualistischer Herkunft. Allem Liberalismus liegt die allgemeine Norm zugrunde, daß sich soziale und persönliche Kräfte möglichst wenig zwangsläufig, sondern in irgendeiner Beziehung frei bewegen sollen. In politischer Beziehung handelt es sich stets um Begrenzung irgendeiner Autorität öffentlich-rechtlichen Charakters (negativ bestimmt: Freiheit wovon) und um Emanzipation von Begabungen, Tüchtigkeiten, wertvollen Qualitäten zur Vervollkommnung des persönlichen und sozialen Lebens (positiv bestimmt: Freiheit wozu) [Seite 65]. Daraus ergeben sich folgende Kriterien: erstens die besonders ausgeprägte Beziehung zum allgemein Menschlichen. Mehr als andere politischen Richtungen wird der Liberalismus vom Streben nach Menschenwert und Menschenwürde getragen. Das gibt dem politischen Liberalismus allerdings eine Art metapolitischer Färbung, die ihn in den Augen des politischen Zünftlers fast als unpolitisch erscheinen läßt. Die Politik kann dem Liberalen nicht zum metaphysischen Selbstzweck werden, sondern immer nur zum Mittel zum Zwecke eines lebenden Geistes.

Aber er darf nicht unpolitisch sein, sonst gibt er damit den unliberalen Gewalten die Möglichkeit, ihn zu unterdrücken. Daraus ergibt sich nun seine Stellung zur Regierungsfrage. Während die Demokratie die Suveränität dem Volke als Ganzes zu geben bestrebt ist, will der Liberalismus, daß ein Typus von Menschen regiert, der dazu besonders befähigt ist, und der sich jedesmal dazu eigens qualifiziert. Auch er ist also gegen die Herrschaft einer von jeher regierenden Person oder Kaste oder Klasse, und das macht ihn auf eine große Strecke zum Bundesgenossen der Demokratie.

Und in dieser Bundesgenossenschaft hat er vielfach vieles verloren. Aus dem Liberalismus wurde die Vertretung des Bürgertums. Damit bekam aber der Liberalismus einen ganz anderen, ideenärmeren Gehalt; ja, sein Freiheitsprinzip kam in Verdacht, nichts anderes als ein recht grobes Geldsackinteresse zu sein [Seite 68]. Jetzt ist das, was sich Liberalismus nennt, nahezu mit Kapitalismus identisch geworden und ist durch demokratische und auch durch antidemokratische autoritäre Dinge so verpfuscht und verdorben, daß man von dem alten Bilde eigentlich keinen Zug mehr erkennen kann. Was noch Linke geblieben ist, war noch demokratisch, aber immer weniger liberal; es hat die überzeugte Hingabe an den Freisinn verloren. Wer heute vom Liberalismus als einer politischen Macht oder einer politischen Idee, was doch ungefähr das Gleiche ist, sprechen will, der muß sein reines Bild erst wieder herstellen, das vollkommen verzerrt oder durch Massen fremder Ideen ersetzt worden ist. Zu dem Zwecke muß man zurückgehn aus der Gegenwart auf eine Vergangenheit, auf die Grundgedanken über Gesellschaft und Staat, wie sie in der Zeit von 1780—1880 auf dem Boden des Liberalismus entstanden sind.

Nach liberaler Auffassung ist der Mensch das Maß aller gesellschaftlichen Dinge; insofern ist sie individualistisch. Der leiblich beseelte Mensch ist ihm Einheit und Zweck des Staates und aller gesellschaftlichen Einrichtungen. Diese sind ihm niemals Selbstzweck. Aber sie ist nicht einseitig individualistisch. Der Liberalismus ist nicht Manchestertum seiner Essenz nach; er hat nämlich nicht die Auffassung, daß die Interessen der gerade gegenwärtig lebenden Menschen allein maßgebend seien. Die Abhängigkeit der Gegenwart von der Vergangenheit, und der Zukunft von der Gegenwart, damit die Pflicht, in der Gegenwart den kommenden Generationen den Weg zu ebnen, wird anerkannt. Damit kommt die universalistische Geschichtsauffassung zu ihrem Rechte. Ebensowenig ist der Liberalismus, wie man ihm lächerlicherweise vorgeworfen hat, für die absolute Atomisierung der Gesellschaft. Der Genossenschaftsgedanke ist gerade auf liberalem Boden erwachsen.

Dennoch bestehen auch gegenüber dem Universalismus beträchtliche

Unterschiede. Der erste und wichtigste davon ist der, daß die universalistische Auffassung die ist, daß man nicht von dem Willen des einzelnen Menschen aus Reformen herbeiführen könne, sondern daß man die Gruppe als solche anders lagern müsse, um im Individuum neue Vorstellungen und Willensrichtungen zu erzielen. Der Liberalismus aber wendet sich an die Vorstellungen, die Ideale und den Willen des einzelnen und will von hier aus die Welt bewegen. Er lehnt deswegen alle Konstruktionen der materialistischen Geschichtsauffassung usw. als mindestens übertrieben ab.

Der zweite Charakterzug des Liberalismus ist der, daß er den Staat auf die unentbehrlichen Funktionen beschränken will, weil kein Staatsmann und Politiker in der Lage ist, das bunte Kräftespiel dieses gewaltigen Organismus (er ist kein Mechanismus!) zu übersehen, und infolgedessen auch nicht imstande ist, ihn zu dirigieren. Diese Auffassung wird heute vielfach belächelt, ist aber durch Erfahrungen tausendfach bestätigt worden. Dabei darf man allerdings das Prinzip des laissez aller nicht übertreiben. Ebensowenig will er den Staat unter die Kontrolle der Masse stellen. Es soll nur wenige und klare Gesetze geben, der Zwang ist immer vom Übel. Der Staat soll nicht der Nachtwächter sein, der schlafende Philister bewacht, sondern der Liberalismus verlangt von seinen Bürgern Wachheit. Er ist kein Freund, aber auch kein Feind des Staates. Der Staat hat die Aufgabe, sich gerade durch sein Wirken immer mehr selbst überflüssig zu machen. Der Weg dazu ist Vertrauen zu den Bürgern und freies Spiel für die Selbstverwaltung. Und das Ziel ist Reichtum und Fülle der gesellschaftlichen Lebensformen und Mannigfaltigkeit in der Entfaltung persönlicher Anlagen. Ein freier, stets wieder anlockender Wettbewerb allein kann den Mechanismus regeln. Er will keine Uniformierung und Zentralisierung, die nur dort aufkommen kann und praktisch gerechtfertigt ist, wo Staaten fortwährend auf Kriege vorbereitet sein müssen. Er will dem Staat geben, was der Staat zum Zweck der Menschen braucht, aber er will den Menschen nicht zum bloßen Mittel für seinen Zweck machen. Er hält daran fest, daß der Staat wächst und erstarkt mit seinen freien Bürgern. Jede Förderung persönlicher Kräfte, jede Möglichkeit zu mannigfaltiger und den Menschen angemessener Betätigung wirkt segensreich auf den Staat zurück.

Das wird heute vielfach als Sentimentalität oder nackte Ichsucht gebrandmarkt, aber man muß sich darüber klar sein, daß heute dasjenige am Menschen leidet, womit der Staat eigentlich von Rechts wegen gar nichts zu tun hat, das Allerpersönlichste. Der moderne Mensch ist vierfach geknebelt: weltanschauungsgemäß durch die Entwicklungslehre, die zeigt, daß der einzelne nur ein Durchgangsstadium für den allein wichtigen Entfaltungsprozeß der Gattung sei, zweitens politisch: durch die ständig wach-

sende Staatsmacht; drittens sozial: durch die das Individuum beherrschende Klassenzugehörigkeit; viertens wirtschaftlich: durch die Abhängigkeit entweder vom Kapitalismus oder vom Sozialismus, die beide vom Übel sind. Aber weder Staat, noch Rasse, noch Klasse sind das wahrhaft Überpersönliche. Nur die alten geisterfüllten Ideen des Liberalismus können es sein, die die Persönlichkeit zu retten imstande sind.

Auf die zahlreichen Einwände gegen den Liberalismus, die häufig entweder darauf beruhen, daß man den Liberalismus mit einer seiner groben Verwirklichungen verwechselt hat, oder daß man ihn mit der Demokratie zusammenwirft, erwidert Wiese folgendermaßen: Der Liberalismus ist eine Weltanschauung, und sicherlich ein Glückseligkeitsstreben; aber er braucht durchaus nicht utilitarisch auf den errechenbaren Vorteil hinaus zu sein, wie es der Liberalismus der Benthamschen Färbung gewesen ist. Auch mit der Aufklärung ist der Liberalismus nicht identisch. Er wird Duldung üben, nur nicht gegen die Unduldsamen. Gegen den Vorwurf, daß der Liberalismus unpolitisch und kosmopolitisch sei, antwortet Wiese: Wahrer Liberalismus kann in einer rein politischen und in einer nur nationalen Gesinnung nicht aufgehen; er wird über sie hinaus müssen, ohne sie zu verwerfen.

Von hier aus kommt Wiese selbstverständlich zu einer ziemlich energischen Ablehnung der Überorganisation im staatssozialistischen Sinne, die uns der Krieg gebracht hat und deren Erfolge er gleich uns nicht gerade sehr günstig beurteilt. Die Gefahr der Gegenwart scheint ihm in einem zu weit getriebenen Verzichte auf persönliche Selbstbestimmung zu liegen. Wertvolle Eigenschaften und Eigentümlichkeiten der feineren Menschen werden von der Riesenmühle der Konzentration zermahlen.

Was ist also zu tun, um den Liberalismus wieder lebensfähig zu machen? Wiese entwirft liberale Leitgedanken der äußeren und der inneren Politik. Das Hauptproblem ist, den Ausgleich zwischen Freiheit und Macht herbeizuführen, denn der ältere Liberalismus zerbrach am Problem der Macht [Seite 183]. Außenpolitisch ergibt sich daraus der Verzicht auf ein illiberales, auf Macht und Eroberungspolitik eingestelltes Herrschaftssystem, das immer wieder zu neuen furchtbaren Kriegen führen muß, an deren Ende der Untergang Europas steht. Da die Beziehungen zum Auslande das Primäre und Wichtige sind, so werden dadurch auch die inneren politischen Verhältnisse derartig umgeformt werden, daß für liberale Innenpolitik Raum geschaffen wird. Deshalb ist die wichtigste Forderung die, ein möglichst harmonisches Verhältnis zu anderen Völkern herbeizuführen. Die Hauptforderung des Liberalismus ist also freie Entwicklung aller Staaten, der großen und der kleinen, ihrer nationalen Eigenart gemäß, und das Streben nach friedlicher Harmonie unter ihnen in Anerkennung

ihrer Gleichberechtigung. Eine solche liberale Politik hat es bisher in Europa nicht gegeben; höchstens in der Handelspolitik haben sich hier und da einmal wirtschaftsliberale Anwandlungen gezeigt. Wir brauchen ein neues System des Völkerverkehrs, den Verzicht auf die hergekommene Geheimdiplomatie und mehr Möglichkeiten friedlichen Ausgleichs von Gegensätzen zwischen den Staaten. Dazu ist der erste Schritt eine bessere politische Erziehung der Massen. Und dazu gibt es nur zwei Mittel, ein praktisches: hinaus in die Welt zu Handel, Verkehr und gegenseitiger Förderung, und ein geistiges, das damit zusammenhängt: sehen, beobachten und auf einem weiten Erfahrungsfelde richtig messen. Das gilt für die Dauer, auch für den kommenden Friedenszustand. Für die Gegenwart des Krieges aber gilt, daß der künftige Frieden, selbst wenn er mit einem vollkommenen Siege geschlossen werden sollte, nicht darauf hinausgehen kann, in maßloser Machtgier die Grenzen des Reiches zu erweitern. „Durch Eroberungen schafft man nicht Ruhe und Sicherheit, sondern Haß, Rache und neue feindliche Bündnisse..." Nationales Selbstbewußtsein — besonders den Angelsachsen gegenüber — wird hier ebenso gefordert wie von den Einsichtigeren und den sogenannten Alldeutschen, aber blinde Gier oder kurzsichtige Ausnutzung scheinbarer augenblicklicher Vorteile abgelehnt. Auch hier muß Macht mit Recht versöhnt werden, mit dem Recht der kommenden europäischen Völkergemeinschaft. Es muß der Weg gefunden werden zwischen dem blinden Machtstreben der lediglich an der Macht orientierten Realpolitiker und den leeren Formeln der ausschweifenden Pazifizisten des älteren Schlages: der heutige Pazifizismus ist eine nach Wiese durchaus ernst zu nehmende Erscheinung, die sich von allem Utopismus fern hält. „Es muß ein internationales Rechtsverhältnis angebahnt werden, das nicht in starren Paragraphen besteht, sondern ein lebensvolles Kunstwerk ist, nicht ein kraft- und saftloser Mechanismus. Mag es zuerst als Mechanismus beginnen: allmählich werden sich die Paragraphen mit frischem Leben füllen. Gelingt es nicht, zu einem solchen Zustande zu kommen, so kann es, wie gesagt, keine Freiheit und keinen Liberalismus geben. Ein völlig militarisiertes Volk hat keine ungezwungene Lebenskraft mehr für eine Daseinsführung übrig, die ich mit dem Ausdruck Menschlichkeit zu umschreiben versucht habe. Das Leben ist dann nur noch eine Last. Die scheinbar klaffenden Antithesen versöhnen sich zu Synthesen: „ein recht verstandener Internationalismus steht in keinem inneren Widerspruch zum Nationalismus, und der Krieg muß gerade dadurch, daß er aus einer Vertiefung des Nationalbewußtseins entspringt, auch eine Neubelebung des Internationalismus zur Folge haben" [Seite 225].

Unter dieser Voraussetzung allein ist also eine liberale Innenpolitik möglich. Es handelt sich darum, die Totalität des einzelnen Menschen für

ihn selbst, seine Mitmenschen und die Nachwelt fruchtbarer zu verwerten als bisher. Der Mensch ist mehr als Soldat, Beamter, Bourgeois, Arbeiter. Er ist nur dann glücklich, wenn er in seinem privaten oder in seinem Berufsleben, am besten in beiden, möglichst die ganze Kraft seiner Anlagen entfalten und objektivieren kann. Zu dem Zwecke müssen sich die großen Institutionen der Gesellschaft, Familie, Kirche, Staat, Verein, Unternehmung immer mehr verfeinern. Ihre bisherige Starrheit und Einseitigkeit machte nur den Menschen das Dasein erträglich, die gerade in ihrem Begehren, Denken und Fühlen dem jeweilig obwaltenden Status angepaßt waren. Der Krieg brachte eine nicht vorher zu sehende Annäherung des Menschen an den Staat, möge er nun auch die Annäherung des Staates an den Menschen bringen.

Das ist das Hauptprogramm des neuen Liberalismus. Er hat bisher noch niemals existiert, er ist ein Ideal der Zukunft, das erst verwirklicht werden soll. Und zu dem Zwecke muß die Gemeinde der Liberalen erst geschaffen und erzogen werden. Das ist das große Ziel; alles andere sind nur Zweckmäßigkeitserwägungen, namentlich die Fragen, wie weit die Staatsmacht gespannt werden soll, — sogar ein gewisser Staatssozialismus könnte mit dem Ideal verträglich sein — oder wie viel der Staat demokratisiert werden soll. Es gibt eine Demokratie, mit der sich der Liberalismus verträgt, es gibt eine andere, die des materialistischen Neides, die er zu bekämpfen hat.

Der neue Liberalismus fordert erstens mehr Mitwirkung aller Bürger und Bürgerinnen am öffentlichen Leben als der alte; er erkennt im Gegensatze zu ihm ferner den Primat der äußeren Politik über die innere an, und er ist schließlich in ganz anderem Maße sozialpolitisch orientiert.

5

Kein Verständiger wird bestreiten wollen, daß die Forderungen und Ideale, die Wiese im Namen eines zu verwirklichenden Liberalismus aufstellt, von der höchsten Kulturbedeutung sind. Und ebensowenig wird ein Verständiger sich der schwersten Bedenken entschlagen können, wenn er sich die Frage vorlegt, ob und wie es möglich sein kann, diese hohen Persönlichkeitswerte auch dann noch ungekränkt zu erhalten, wenn eine der sozialistischen Konstruktionen Wirklichkeit wird. Wie oben gesagt, die Menschheit steht immer noch vor der Qual der Wahl zwischen der Eintracht und der Freiheit.

Nun stehe ich, wie ich schon oben angedeutet habe, auf dem Standpunkte, daß die uralte Antithese zwischen Sozialismus und Liberalismus, oder, wenn man will, zwischen Freiheit und Gleichheit, oder Freiheit und Eintracht, theoretisch und praktisch in einer neuen Synthese versöhnt

werden kann. Ich bin nicht der erste, der diese kühne Behauptung aufstellt: die ganze Kette der sozialen Liberalen und der ihnen auf das nächste verwandten liberalen Sozialisten glaubten das gleiche. An ihrem Anfang stehen Namen wie Quesnay und Adam Smith; die Linie geht einerseits über Carey und Dühring, andererseits über Mill und Henry George bis vorläufig zu meiner Theorie, die ihre Grundgedanken in neuer Verbindung verschweißt hat.

Ich sagte oben, daß nur aus einer vollständigen Theorie des Kapitalismus der wissenschaftliche Sozialismus entstehen könne. Diese Theorie glaube ich in der Arbeit eines Vierteljahrhunderts nunmehr völlig ausgebaut und gesichert zu haben. Ich setze in kürzesten Worten ihren Inhalt hierher und glaube damit gleichzeitig die positive Kritik des konstruktiven Sozialismus von oben und unten zu geben.

Die Lehre vom Kapital laboriert von Anfang an an einer Wortverwirrung, deren Beseitigung erst die neuere Zeit durch eine terminologische Scheidung angebahnt, aber bei weitem noch nicht vollendet hat. Kapital bedeutet „im volkswirtschaftlichen Sinne" produzierte Produktionsmittel, das heißt Rohstoffe, Hilfsstoffe, Werkzeuge (Maschinen) und Geld; — und „im privatwirtschaftlichen Sinne" einen rentierenden Eigentumstitel, der Profit oder Zins abwirft. Man hat lange geglaubt, daß es sich hier nur um eine verschiedene Ansicht derselben Sache handle, die das eine mal von der Seite der Volkswirtschaft, das andere Mal von der Seite der Privatwirtschaft angesehen werde. Auch das ist unrichtig: es gibt volkswirtschaftliches Kapital, das keinen Zins oder Profit bringt, und rentierende Titel, die nicht auf produzierte Produktionsmittel radiziert sind. Aber darauf kann nicht näher eingegangen werden.

Was uns hier interessiert, ist, daß man auch zwischen dem Kapitalismus im volkswirtschaftlichen und im privatwirtschaftlichen Sinne unterscheiden muß. Der erstere kann definiert werden als ein gesellschaftswirtschaftliches System hochgestaffelter, mit stark entwickelter Maschinerie arbeitender Gütererzeugung; der Kapitalismus im privatwirtschaftlichen Sinne kann definiert werden als das System einer starken Exploitation der Volksmasse durch eine Minderheit von Besitzern rentierender Eigentumstitel, oder kurz: als eine Mehrwertpresse großen Stils.

Nun sind diese beiden Kapitalismen heute zweifellos auf das engste miteinander verflochten: aber nichts zwingt dazu, sie logisch zu identifizieren. Wir kennen Fälle genug einer großartigen Mehrwertpresse in relativ kleinen Gesellschaften mit geringer werkzeugmäßiger Ausstattung — und wir können uns andererseits ein System höchst entwickelter Gesellschaftsarbeit ohne Mehrwertpresse vorstellen. Das tut ja auch der konstruktive Sozialismus. Der Unterschied ist nur, daß er dieses Ziel auf keine andere

Weise erreichbar glaubt, als durch Ausschaltung des Marktes und der Konkurrenz, während das für uns gerade das Problem darstellt.

Offenbar interessiert uns von unserem Standpunkte aus nur das Kapital im privatwirtschaftlichen Sinne. Was ist das? Wir antworten mit Marx: Mehrwert heckender Wert. Unter welchen Umständen kann Mehrwert entstehen?

An diesem Problem quält sich die nationalökonomische Theorie seit mehr als anderthalb Jahrhunderten. Vor einiger Zeit hat von Böhm-Bawerk in einem starken Bande die zahllosen Erklärungsversuche kritisch untersucht und sämtlich als falsch erwiesen. Seine eigene „Agio-Theorie" ist von der Kritik so gut wie einstimmig abgelehnt worden und ist auch in der Tat unhaltbar. Beides gilt auch von dem neuesten Versuch, von Schumpeters „Friktionstheorie". Wir stehen also diesem wichtigsten unserer Probleme gegenüber ratlos da.

Meine eigene Auffassung ist überaus einfach. Wo unter freier Konkurrenz getauscht wird, kann in der „Statik" der Wirtschaft, das heißt auf die Dauer und im Durchschnitt, kein Mehrwert entstehen; die Konkurrenz fixiert alle Preise auf den „Kostenpunkt"; das heißt denjenigen Preis, der dem Produzenten außer seinen baren Auslagen nur noch den Lohn seiner speziellen Qualifikation abwirft. Wo aber unter irgendeiner Beschränkung der freien Konkurrenz getauscht wird, das heißt wo ein Monopol besteht, weil (nach der Wagnerischen Formel) „nicht jeder, der sich an der Produktion beteiligen will, es auch kann und darf"; — wo, nach meinem Ausdruck, unter einem Monopolverhältnis getauscht wird, entsteht ohne weiteres Mehrwert. Man erkennt das ohne Schwierigkeit, wenn man sich am Kauf eines Patentartikels orientiert: hier steht der Preis auch in der Statik über dem Kostenpunkt, und man sieht leicht, daß sich zum Beispiel zehn Stunden durchschnittlicher Arbeit gegen fünf tauschen. Der Monopolist streicht einen Mehrwert ein, sein Kontrahent tritt ihn ab. Daß dieser einfache Sachverhalt den Augen der Theoretiker bisher entgangen ist, ist sehr merkwürdig und nur daraus zu erklären, daß die großbürgerliche Theorie seit Ricardo das heiße Eisen des Monopolbegriffes anzufassen sich wohl gehütet hat, und daß Marx auch hierin seinem Meister gefolgt ist.

Das Problem des gesellschaftlichen „Mehrwerts", das heißt des Kapitalprofits, stellt nun aber gerade die Frage, wie es möglich ist, daß der durchschnittliche Arbeiter vom durchschnittlichen Kapitalisten für sage zehn Stunden durchschnittlicher Arbeit nur sage fünf Stunden zurückerhält, das heißt einen Lohn, mit dem er das Erzeugnis von fünf Stunden kaufen kann. Wir haben Marx' grundsätzliche Lösung schon zu Anfang gezeichnet: es ist nur möglich, wenn das gesellschaftliche Kapitalverhältnis besteht, das

heißt, um es zu wiederholen, wenn am einen Pole der gesellschaftlichen Stufenleiter eine kleine Minderheit sich im Besitze aller Produktionsmittel, und am anderen Pole die große Volksmasse als besitzlose, als „freie" Arbeiterschaft sich befindet. Ich erkläre mich mit dieser Formel durchaus einverstanden und knüpfe sie nur dadurch an einen Elementarbegriff der Nationalökonomie an, daß ich das Kapitalverhältnis als einen besonders interessanten Fall von Monopolverhältnis, und zwar als ein Klassenmonopolverhältnis bezeichne. Bei Marx fehlt nichts als dieser Ausdruck, aber ganz ohne Zweifel enthält sein Gedanke den Inhalt des Begriffs, die „einseitige Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses", die den Kontrahenten des Monopolisten zwingt, die Monopolware über ihrem Wert zu bezahlen, oder seine eigene Ware, in diesem Fall seine Arbeitsleistung, unter ihrem Wert abzutreten.

Wenn es sich zeigen ließe, daß in der Tat die Klasse der Besitzenden als Ganzes, der Arbeiterschaft als Ganzem in der Stellung eines Monopolisten gegenübersteht, so wäre das Problem des Kapitalprofits völlig gelöst. Und dieser Nachweis läßt sich ohne Schwierigkeit führen. Das Monopol, über das die Oberklasse verfügt, ist das Monopol des Grund und Bodens. In allen Ländern der Erde befindet sich ein Teil der Bevölkerung, fast überall eine geringe Minderheit, im Besitze allen Bodens, ein anderer Teil, in der Regel die große Mehrheit, hat keinen Grundbesitz. Nun braucht jedermann Grund und Boden, schlechthin alle als „Standort", alle Urproduzenten auch als Produktionsmittel. Es ist klar, daß sich die Nichtbesitzer den Besitzern gegenüber auch auf die Dauer und im Durchschnitt im Zustande einer größeren Dringlichkeit des Austauschbedürfnisses befinden, das heißt unter einem Monopolverhältnis stehen. Der Monopoltribut, der „Mehrwert", den sie abzutreten haben, ist nicht (wie man bisher immer geglaubt hat) die sogenannte Grundrente: diese ist nur der Nebengewinn der begünstigten Böden. Sondern der Monopoltribut ist der Profit, der, wie Ricardo ganz richtig gesehen hat, dem Besitzer auch auf dem wenigstbegünstigten, dem sogenannten „Grenzboden", zufließt.

Dieser Tatbestand ist bisher dadurch verschleiert worden, daß man den Monopoltribut des Mehrwerts nicht dem Rechtstitel des Grundeigentümers, sondern dem zur Bewirtschaftung des Grenzbodens nötigen „Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne", den Gebäuden, Geräten, Arbeits- und Nutztieren, dem Saatgut, dem Lohngelde usw. „zugerechnet" hat. Diese privatwirtschaftliche Gepflogenheit hat bisher alle volkswirtschaftliche Theorie verwirrt und in jene unlösbare Schwierigkeiten gestürzt, von denen vorhin die Rede war. Meine eben skizzierte Erklärung beseitigt alle diese Schwierigkeiten ohne weiteres, und sie löst gleichzeitig ein Problem,

das ohne sie schlechthin unverständlich bleiben muß: wenn unzweifelhaft zwischen Bodenbesitzern und Nichtbodenbesitzern ein Monopolverhältnis besteht, muß jenen auch ein Monopolgewinn zufließen. Dieser Gewinn kann nichts anderes sein als der Profit, das einzige bisher seinem Ursprung und Wesen nach unerklärte Einkommen. Oder mit anderen Worten: wir haben auf der einen Seite unzweifelhaft ein Monopolverhältnis, zu dem das Monopoleinkommen gesucht wird, und auf der anderen Seite ein, und zwar nur ein Einkommen, dessen Quelle strittig ist: es bleibt gar nichts anderes übrig, als diese beiden Dinge miteinander zu verbinden.

Damit sind die theoretischen Probleme völlig aufgeklärt. Das praktische Problem stellt die Frage, ob es sich um ein natürliches oder ein rechtliches Monopol handelt, das heißt hier, ob für den menschlichen Bedarf zu wenig Boden vorhanden ist, oder ob der vorhandene Vorrat zwar an sich genügt, aber unzweckmäßig verteilt, das heißt durch eine Minderheit gegen die Mehrheit gesperrt ist. Ist das erste der Fall, so können wir dem konstruktiven Sozialismus nicht entrinnen; der Grund und Boden und seine Nutzung müssen irgendwie verstaatlicht oder vergesellschaftet werden. Ist aber das zweite der Fall, so ist weiter nichts erforderlich, als die Bodensperre aufzuheben.

Nun ist zum Glück der zweite Fall Wirklichkeit. Der vorhandene Vorrat an Boden ist überall so groß, daß er bei rationeller Verteilung für alle Bedürfenden vollauf ausreichen würde. Das gilt selbst für ein so dicht bevölkertes Land wie unser Deutschland. Nach allen agrarpolitischen Autoritäten genügen durchschnittlich fünf Hektar Nutzland zur bäuerlichen Selbständigkeit; das würde etwa einen Hektar pro Kopf ausmachen. Danach könnten in Deutschland rund 34 Millionen Menschen in und von selbständigen landwirtschaftlichen Betrieben existieren: es gibt aber nur wenig über 16 Millionen Köpfe der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung! Was für Deutschland gilt, gilt natürlich in verstärktem Maße für den großen Rest des Planeten.

Es ist also weiter nichts nötig, als den vorhandenen Vorrat an Boden zweckmäßig zu verteilen, und mit dem Monopol entfällt der Monopoltribut: das Kapitalverhältnis ist aufgehoben, Geld und Maschine usw. sind nicht mehr Mehrwert heckender Wert, und der Kapitalismus im volkswirtschaftlichen Sinne kann sich bis zur höchstmöglichen Vollkommenheit entfalten, ohne daß vom Kapitalismus im privatwirtschaftlichen Sinne noch weiter die Rede sein kann.

Hier haben wir die versprochene Synthese zwischen Sozialismus und Liberalismus. Der konstruktive Sozialismus war die Flucht vor der „freien" Konkurrenz. Wir haben jetzt gezeigt, daß sie niemals „frei"

gewesen ist. Denn die Bodensperrung ist ein ungeheueres Monopol, und wo ein Monopol besteht, besteht keine freie Konkurrenz. Die Begriffe schließen sich logisch aus. Der Sozialismus ist zu erreichen nicht durch Beseitigung, sondern durch Herstellung der freien Konkurrenz. Ich habe in dieser Zeitschrift (August 1915) unter dem Titel „Die Hauptwurzel des Krieges" die von mir entdeckte Theorie der zweifachen Konkurrenz ausführlich dargestellt und muß die Leser auf diese Arbeit oder auf mein Lehrbuch (Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Zweite Auflage. 1911. Berlin) verweisen. Hier kann ich nur wiederholend folgendes ausführen: der Beweis ist nicht nur mit allen Mitteln der theoretischen Rechnung, sondern auch historisch an einer jahrhundertelangen Epoche der mittelalterlichen Geschichte erbracht, daß bei Nichtvorhandensein einer Bodensperrung die Konkurrenz den Charakter des von mir so genannten „friedlichen Wettbewerbs" hat. Hier ist sie lediglich eine Kraft des Segens, die alle personellen Kräfte zur höchsten Leistung spornt, aber nicht im mindesten die Kraft des Fluches, die den Schwächeren oder Besseren zum Opfer und Ausbeutungsobjekte des Stärkeren oder Schlechteren macht.

Oder: wir haben hier eine Gesellschaftsordnung, in der Freiheit und Gleichheit, das heißt Eintracht, auf die Dauer nebeneinander bestehen können.

Lensch hat seine Beweisführung auch auf eine historische Darlegung basiert, die wir ausführlich dargestellt haben. Danach beginnt der deutsche Niedergang um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und hat seine erste Wurzel in der Eroberung von Konstantinopel 1453. Die Datierung ist die der deutschen historischen Schule, aber sie ist bestimmt falsch. Der Niedergang Deutschlands beginnt um 1370, kann also offenbar mit der Sperrung der Handelswege nach dem Orient nichts zu tun haben. Und zwar beginnt er mit der Sperrung des gesamten im Stammlande und vor allen Dingen im ostelbischen Kolonisationsgebiete vorhandenen noch unbesetzten Siedlungslandes durch den Adel und die Fürsten. Das habe ich in meinem „Großgrundeigentum und soziale Frage" (Berlin 1898) über jeden Zweifel hinaus feststellen können, und kein Geringerer als Lamprecht hat meine Ergebnisse in einem Privatbriefe bestätigt, den ich besitze. Ich zitiere aus dem genannten Buche:

„Um diese Zeit herum treten folgende Erscheinungen im deutschen Volksleben scharf ausgeprägt hervor:

In der allgemein-politischen Gestaltung: das Aus- und Pfahlbürgerrecht verfällt, der Bauer stürzt in seiner sozialen Stellung tief unter den Bürger; der Siegesgang der Handwerker gegen die Geschlechter hat ein

plötzliches Ende, selbst in den Zunftstädten dringt die Reaktion siegreich vor; die süddeutschen Städtebünde erliegen und zerfallen, während die Hansa jetzt erst den glänzenden Aufschwung nimmt. Die Territorialfürsten gewinnen die Obmacht, die adligen „Stände" erringen in den Fürstentümern den hauptsächlichen Einfluß, das römische Recht dringt siegreich vor.

Auf dem platten Lande: Verfall der bäuerlichen Standesfreiheit und des Hofrechts, Häufung eines landlosen Proletariats, Auftauchen von Beisassen und Kossäten in Gerechtsamegemeinden, Verschuldung der Bauern, Zersplitterung der Betriebseinheiten in Zwergwirtschaften, Untergang neuangelegter Dorfschaften, die sich als „unrentabel" herausstellen, Usurpation der Allmenden, Entstehung von Großgütern oder wenigstens einer Großherdenhaltung der Grundherren auf den Allmenden.

In den Städten: Entstehung eines vierten Standes, bestehend erstens aus Gesellen, die sich als Klasse gegen die Meister stellen und mit Koalitionsverboten beschränkt werden, zweitens aus einem massenhaften nichtshäbigen Proletariat unqualifizierter „Arbeiter"; — Vernichtung der Zünfte der ungelernten Arbeit: Entartung der Zünfte der gelernten Arbeit: Anfänge des „Zunftgeistes" (Meisterstück, Meisteressen, Wanderzwang, Lehrzwang, Mutjahre, Bannmeile usw.); Lohnregulierungen, Gewerkvereine und Streiks erscheinen; Akkordlohn und Heimindustrie nehmen ausbeuterischen Charakter an; die Produktionsrichtung macht eine deutliche Schwenkung zur Luxusproduktion und zum Exportindustrialismus; die Kleinstädte bleiben stehen oder verfallen, die Großstädte wachsen ungesund. Große Kapitalvermögen bilden sich, die Kreditwirtschaft im eigentlichen Sinne beginnt mit „produktiven Anlagen" und Spekulation; der Zinsfuß fällt und wird bald stationär, großindustrielle Anlagen entstehen, der „Gradient" wächst enorm."

Damit ist der Ring der Beweise geschlossen.

Wir leben in einer furchtbar ernsten und kritischen Zeit. Die Bestrebungen des schlecht beratenen konstruktiven Sozialismus haben bereits die russische Revolution total verpfuscht, das Land in die schwerste Anarchie geworfen und vielleicht den Boden für die schlimmste Reaktion bereitet. Uns selbst drohen sie wenigstens mit unerträglichem Zwang, mit erdrückender Armut, mit kolossaler Demoralisation. Wir wissen heute, was die Psychologie eines Volkes von Schleichhändlern und Schmugglern zu bedeuten hat!

Da ist es an der Zeit, daß jedermann sage, was er zu sagen hat.

Casanovas Heimfahrt

Novelle von Arthur Schnitzler

(Schluß)

Als Casanova mit Olivo in den Saal trat, war das Spiel schon im Gange. Die emphatische Begrüßung der andern erwiderte er mit heiterer Würde und nahm gegenüber dem Marchese Platz, der die Bank hielt. Die Fenster waren gegen den Garten zu offen; Casanova hörte Stimmen, die sich näherten; Marcolina und Amalia kamen vorüber, blickten flüchtig in den Saal, verschwanden und waren dann nicht mehr zu sehen. Während der Marchese die Karten auflegte, wandte sich Lorenzi mit großer Höflichkeit an Casanova. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Chevalier, Sie waren besser unterrichtet als ich es gewesen bin: unser Regiment marschiert in der Tat bereits morgen vor Abend aus." Der Marchese schien erstaunt. „Und das sagen Sie uns erst jetzt, Lorenzi?" — „Es ist wohl nicht so wichtig!" — „Für mich nicht so sehr," meinte der Marchese, „aber für meine Gattin! Finden Sie nicht?" Er lachte in einer abstoßenden heiseren Art. „Übrigens ein wenig doch auch für mich! Da ich gestern vierhundert Dukaten an Sie verloren habe und am Ende keine Zeit bleibt, sie zurückzugewinnen." — „Auch uns hat der Leutnant Geld abgewonnen," sagte der jüngere Ricardi, und der ältere, schweigende, sah über die Schulter zu dem Bruder auf, der, wie gestern, hinter ihm stand. — „Glück und Frauen" ... begann der Abbate. Und der Marchese schloß statt seiner: „Zwingt, wer mag." — Lorenzi streute seine Goldstücke wie achtlos vor sich hin. „Da sind sie. Wenn Sie wünschen, alle auf ein Blatt, Marchese, damit Sie Ihrem Gelde nicht lange nachzulaufen haben." Casanova verspürte plötzlich eine Art Mitleid für Lorenzi, das er sich selbst nicht recht erklären konnte; doch da er von seinem Ahnungsvermögen etwas hielt, war er überzeugt, daß der Leutnant im ersten Gefechte, das ihm bevorstand, fallen werde. Der Marchese nahm den hohen Satz nicht an; Lorenzi bestand nicht darauf; so ging das Spiel, an dem sich auch die anderen in ihrer bescheidenen Weise, wie tags vorher, beteiligten, vorerst nur mit mäßigen Einsätzen weiter. Schon in der nächsten Viertelstunde wurden sie höher; und vor Ablauf der darauffolgenden hatte Lorenzi seine vierhundert Dukaten an den Marchese verloren. Um Casanova schien sich das Glück nicht zu kümmern; er gewann, verlor und gewann wieder in fast lächerlich regelmäßigem Wechsel. Lorenzi atmete auf, als sein letztes Goldstück zum Marchese hinübergerollt war und erhob sich. „Ich danke meine Herren. Dies wird nun," er zögerte — „für lange mein letztes Spiel in diesem gastfreundlichen Hause gewesen sein. Und nun, mein

verehrter Herr Olivo, gestatten Sie mir noch, mich von den Damen zu verabschieden, ehe ich nach der Stadt reite, wo ich vor Sonnenuntergang eintreffen möchte, um meine Zurüstungen für morgen zu treffen." — Unverschämter Lügner, dachte Casanova. In der Nacht bist du wieder hier und — bei Marcolina! Neu flammte der Zorn in ihm auf. „Wie?" rief der Marchese übel gelaunt, „der Abend noch stundenfern und das Spiel soll schon zu Ende sein? Wenn Sie wünschen, Lorenzi, mag mein Kutscher nach Hause fahren und der Marchesa bestellen, daß Sie sich verspäten." — „Ich reite nach Mantua," entgegnete Lorenzi ungeduldig. — Der Marchese, ohne darauf zu achten, sprach weiter: „Es ist noch Zeit genug, rücken Sie nur mit Ihren eigenen Goldstücken heraus, so wenig es sein mögen." Und er warf ihm eine Karte hin. „Ich habe nicht ein einziges Goldstück mehr," sprach Lorenzi müde. — „Was Sie nicht sagen!" — „Nicht eines," wiederholte Lorenzi wie angeekelt. — „Was tut's," rief der Marchese mit einer plötzlichen, nicht sehr angenehm wirkenden Freundlichkeit. „Sie sind mir für zehn Dukaten gut, und wenn's sein muß, für mehr." — „Ein Dukaten also," sagte Lorenzi und nahm Karten auf. Der Marchese schlug sie mit den seinen. Lorenzi spielte weiter, als verstände sich's nun von selbst; und bald war er dem Marchese hundert Dukaten schuldig. Casanova übernahm die Bank und hatte noch mehr Glück als der Marchese. Es war indes wieder ein Spiel zu dreien geworden, heute ließen sich's auch die Brüder Ricardi ohne Einspruch gefallen; mit Olivo und dem Abbate waren sie bewundernde Zuschauer. Kein lautes Wort wurde gewechselt, nur die Karten sprachen, und sie sprachen deutlich genug. Der Zufall des Spieles wollte, daß alles Bargeld zu Casanova hinüberfloß, und als eine Stunde vergangen war, hatte er zweitausend Dukaten zwar von Lorenzi gewonnen, aber sie kamen alle aus des Marchese Tasche, der nun ohne einen Soldo dasaß. Casanova stellte ihm zur Verfügung, was ihm belieben sollte. Der Marchese schüttelte den Kopf. „Ich danke," sagte er, „nun ist es genug. Für mich ist das Spiel zu Ende." Aus dem Garten klang das Lachen und Rufen der Kinder. Casanova hörte Teresinas Stimme heraus; er saß mit dem Rücken gegen das Fenster und wandte sich nicht um. Noch einmal versuchte er, zugunsten Lorenzis, er wußte selbst nicht warum, den Marchese zum Weiterspielen zu bewegen. Dieser erwiderte nur durch ein noch entschiedeneres Kopfschütteln. Lorenzi erhob sich. „Ich werde mir erlauben, Herr Marchese, die Summe, die ich Ihnen schulde, morgen vor zwölf Uhr mittags persönlich in Ihre Hände zu übergeben." Der Marchese lachte kurz. „Ich bin neugierig, wie Sie das anstellen wollen, Herr Leutnant Lorenzi. Es gibt keinen Menschen in Mantua oder anderswo, der Ihnen auch nur zehn Dukaten leihen würde, ge-

schweige zweitausend, insbesondere heute, da Sie morgen ins Feld gehen; und es ist nicht so ausgemacht, daß Sie zurückkehren." – „Sie werden Ihr Geld morgen früh acht Uhr erhalten, Herr Marchese, auf – Ehrenwort." – „Ihr Ehrenwort," sagte der Marchese kalt, „ist mir nicht einmal einen Dukaten wert, viel weniger zweitausend." – Die anderen hielten den Atem an. Doch Lorenzi erwiderte nur, anscheinend ohne tiefere Erregung: „Sie werden mir Genugtuung geben, Herr Marchese." – „Mit Vergnügen, Herr Leutnant," entgegnete der Marchese, „sobald Sie Ihre Schuld bezahlt haben." – Olivo, aufs peinlichste berührt, sagte ein wenig stotternd: „Ich bürge für die Summe, Herr Marchese. Leider habe ich nicht Bargeld genug zur Hand, um sofort – doch mein Haus, meine Besitzung" – und er wies mit einer ungeschickten Bewegung rings im Kreise herum. „Ich nehme Ihre Bürgschaft nicht an," sagte der Marchese, „um Ihretwillen, Sie würden Ihr Geld verlieren." Casanova sah, wie sich alle Blicke auf das Gold richteten, das vor ihm lag. – Wenn ich für Lorenzi bürgte – dachte er. Wenn ich für ihn zahlte... Dies könnte der Marchese nicht zurückweisen... Wär' es nicht beinahe meine Verpflichtung? Es ist ja das Gold des Marchese. – Doch er schwieg. Er fühlte, wie ein Plan in ihm dumpf erstand, dem er vor allem Zeit lassen mußte, sich klar zu gestalten. „Sie sollen Ihr Geld noch heute vor Anbruch der Nacht haben," sagte Lorenzi. „In einer Stunde bin ich in Mantua." – „Ihr Pferd kann den Hals brechen," erwiderte der Marchese; „Sie auch... am Ende gar mit Absicht." – „Immerhin," sagte der Abbate unwillig, „kann Ihnen der Leutnant das Geld nicht herzaubern." Die beiden Ricardi lachten, brachen aber gleich wieder ab. „Es ist klar," wandte sich Olivo an den Marchese, „daß Sie dem Leutnant Lorenzi vor allem einmal gestatten müssen, sich zu entfernen." – „Gegen ein Pfand," rief der Marchese mit funkelnden Augen, als machte ihm sein Einfall ein besonderes Vergnügen. „Das scheint mir nicht übel," sagte Casanova etwas zerstreut, denn sein Plan reifte heran. Lorenzi zog einen Ring vom Finger und ließ ihn auf den Tisch gleiten. Der Marchese nahm ihn. „Der mag für tausend gelten." – „Und der hier?" Lorenzi schleuderte einen zweiten Ring vor den Marchese hin. Dieser nickte und meinte: „Für ebensoviel." – „Sind Sie nun zufrieden, Herr Marchese?" sagte Lorenzi und schickte sich an, zu gehen. „Ich bin zufrieden," entgegnete der Marchese schmunzelnd, „um so mehr, als diese Ringe gestohlen sind." Lorenzi wandte sich rasch um, und über den Tisch hin erhob er die Faust, um sie auf den Marchese niedersausen zu lassen. Olivo und der Abbate hielten seinen Arm fest. „Ich kenne die beiden Steine," sagte der Marchese, ohne sich von seinem Platz zu rühren, „wenn sie auch neu gefaßt sind. Sehen Sie,

meine Herren, der Smaragd hat einen kleinen Fehler, sonst wäre er zehnmal soviel wert. Der Rubin ist tadellos, aber nicht sehr groß. Beide Steine stammen aus einem Schmuck, den ich selbst einmal meiner Frau geschenkt habe. Und da ich doch nicht annehmen kann, daß die Marchesa diese Steine für den Leutnant Lorenzi zu Ringen hat fassen lassen, so können sie, — so kann offenbar der ganze Schmuck nur gestohlen sein. Also — das Pfand genügt mir, Herr Leutnant, bis auf weiteres." — „Lorenzi!" rief Olivo, „von uns allen haben Sie das Wort, daß keine Seele jemals erfahren wird, was soeben hier vorgegangen ist." — „Und was auch Herr Lorenzi begangen haben mag," sagte Casanova, „Sie, Herr Marchese, sind der größere Schuft." — „Das will ich hoffen," erwiderte der Marchese. „Wenn man einmal so alt ist wie unsereiner, Herr Chevalier von Seingalt, darf man sich wenigstens in der Schurkerei von niemandem andern übertreffen lassen. Guten Abend, meine Herren." Er stand auf, niemand erwiderte seinen Gruß, und er ging. Für eine kurze Weile ward es so still, daß wieder das Lachen der Kinder vom Garten her wie in übertriebener Lautheit vernehmlich wurde. Wer hätte auch das Wort zu finden vermocht, das jetzt bis in Lorenzis Seele gedrungen wäre, der noch immer mit über dem Tisch erhobenen Arm dastand wie vorher? Casanova, der als einziger auf seinem Platz sitzen geblieben war, fand ein unwillkürliches künstlerisches Gefallen an dieser zwar sinnlos gewordenen, gleichsam versteinerten, aber drohend-edlen Geste, die den ganzen Jüngling in ein Standbild zu verwandeln schien. Endlich wandte sich Olivo an ihn, wie mit einer Gebärde der Beschwichtigung, auch die Ricardis näherten sich, und der Abbate schien sich zu einer Anrede entschließen zu wollen; da fuhr es durch Lorenzis Glieder wie ein kurzes Beben; eine gebieterisch unwillige Bewegung wehrte jeden Versuch einer Einmischung ab, und mit einem höflichen Neigen des Kopfes verließ er ohne Hast den Raum. Im selben Augenblick erhob sich Casanova, der indes das Gold, das vor ihm lag, in ein Seidentuch zusammengerafft hatte, und folgte ihm auf dem Fuß. Er fühlte, ohne die Mienen der anderen zu sehen, daß sie alle der Meinung waren, er beeile sich nun, dasjenige zu tun, was sie die ganze Zeit über von ihm erwartet, und würde Lorenzi die gewonnene Geldsumme zur Verfügung stellen.

In der Kastanienallee, die vom Hause zum Tore führte, holte er Lorenzi ein und sagte in leichtem Ton: „Würden Sie mir erlauben, Herr Leutnant Lorenzi, mich Ihrem Spaziergang anzuschließen?" Lorenzi, ohne ihn anzusehen, erwiderte in einem hochmütigen, seiner Lage kaum ganz angemessenen Ton: „Wie's beliebt, Herr Chevalier; aber ich fürchte, Sie werden in mir keinen unterhaltenden Gesellschafter finden". — „Sie, Leutnant Lorenzi, vielleicht einen um so unterhaltenderen in mir," sagte

Casanova, „und wenn Sie einverstanden sind, nehmen wir den Weg über die Weinberge, wo wir ungestört plaudern können.“ Sie bogen von der Fahrstraße auf denselben schmalen Pfad ein, den, die Gartenmauer entlang, Casanova tags vorher mit Olivo gegangen war. „Sie vermuten ganz richtig,“ so setzte Casanova ein, „daß ich gesonnen bin Ihnen die Summe Geldes anzubieten, die Sie dem Marchese schuldig sind; nicht leihweise, denn das – Sie werden mir verzeihen – hielte ich für ein allzu riskantes Geschäft, sondern als – freilich geringen Gegenwert für eine Gefälligkeit, die Sie mir zu erweisen vielleicht imstande wären.“ – „Ich höre,“ sagte Lorenzi kalt. – „Ehe ich mich weiter äußere,“ erwiderte Casanova im selben Tone, „bin ich genötigt eine Bedingung zu stellen, von deren Annahme durch Sie ich die Fortsetzung dieser Unterhaltung abhängig mache.“ – „Nennen Sie Ihre Bedingung.“ – „Ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie mich anhören, ohne mich zu unterbrechen, auch wenn das, was ich Ihnen zu sagen habe, Ihr Befremden oder Ihr Mißfallen oder gar Ihre Empörung erregen sollte. Es steht vollkommen bei Ihnen, Herr Leutnant Lorenzi, ob Sie nachher meinen Vorschlag annehmen wollen, über dessen Ungewöhnlichkeit ich mich keiner Täuschung hingebe, oder nicht; aber die Antwort, die ich von Ihnen erwarte, ist nur ein Ja oder Nein; und wie immer sie ausfallen sollte, – von dem, was hier verhandelt wurde, zwischen zwei Ehrenmännern, die vielleicht beide auch Verlorene sind, wird niemals eine Menschenseele erfahren.“ – „Ich bin bereit Ihren Vorschlag zu hören.“ – „Und nehmen meine Vorbedingung an?“ – „Ich werde Sie nicht unterbrechen.“ – „Und werden kein anderes Wort erwidern als Ja oder Nein?“ – „Kein anderes als Ja oder Nein.“ – „Gut denn,“ sagte Casanova. Und während sie langsam hügelaufwärts stiegen, zwischen den Rebenstöcken, unter einem schwülen Spätnachmittagshimmel, begann Casanova: „Lassen Sie uns die Angelegenheit nach den Gesetzen der Logik behandeln, so werden wir einander am besten verstehen. Es besteht offenbar keine Möglichkeit für Sie, sich das Geld, das Sie dem Marchese schuldig sind, bis zu der von ihm festgesetzten Frist zu verschaffen; und für den Fall, daß Sie es ihm nicht zahlen sollten, auch darüber kann kein Zweifel sein, ist er fest entschlossen Sie zu vernichten. Da er mehr von Ihnen weiß,“ (hier wagte sich Casanova weiter vor, als er mußte, doch er liebte solche kleine nicht ganz ungefährliche Abenteuer auf einem im übrigen vorgezeichneten Weg) „als er uns heute verraten hat, sind Sie tatsächlich völlig in der Gewalt dieses Schurken, und Ihr Schicksal als Offizier, als Edelmann wäre besiegelt. Das ist die eine Seite der Sache. Dagegen sind Sie gerettet, sobald Sie Ihre Schuld bezahlt und die – irgendwie in Ihren Besitz gelangten Ringe wieder in

Händen haben; — und gerettet sein: das heißt für Sie in diesem Fall nicht weniger, als daß Ihnen ein Dasein wieder gehört, mit dem Sie schon so gut wie abgeschlossen hatten, und zwar, da Sie jung, schön und kühn sind, ein Dasein voll Glanz, Glück und Ruhm. Eine solche Aussicht scheint mir herrlich genug, besonders wenn auf der andern Seite nichts winkt als ein ruhmloser, ja schimpflicher Untergang, um ihr zu Liebe ein Vorurteil aufzuopfern, das man persönlich eigentlich niemals besaß. Ich weiß es, Lorenzi," setzte er rasch hinzu, als sei er einer Entgegnung gewärtig und wollte ihr zuvorkommen, „Sie haben gar keine Vorurteile, so wenig als ich sie habe oder jemals hatte; und was ich von Ihnen zu verlangen willens bin, ist nichts anderes, als was ich selbst an Ihrer Stelle unter den gleichen Umständen zu erfüllen mich keinen Augenblick besonnen hätte, — wie ich mich auch tatsächlich nie gescheut habe, wenn es das Schicksal oder auch nur meine Laune so forderte, eine Schurkerei zu begehen oder vielmehr das, was die Narren dieser Erde so zu nennen pflegen. Dafür war ich aber auch, gleich Ihnen, Lorenzi, in jeder Stunde bereit mein Leben für weniger als nichts aufs Spiel zu setzen, und das macht alles wieder wett. Ich bin es auch jetzt — für den Fall, daß Ihnen mein Vorschlag nicht gefiele. Wir sind aus gleichem Stoff gemacht, Lorenzi, Brüder im Geiste, und so dürfen sich unsere Seelen ohne falsche Scham, stolz und nackt, gegenüberstehen. Hier sind meine zweitausend Dukaten — vielmehr die Ihren — wenn Sie es ermöglichen, daß ich die heutige Nacht an Ihrer Stelle mit Marcolina verbringe. Wir wollen nicht stehen bleiben, Lorenzi, wir wollen weiter spazieren."

Sie gingen in den Feldern, unter den niedrigen Obstbäumen, zwischen denen die Rebenranken beerenbeladen sich hin schlangen; und Casanova sprach ohne Pause weiter. „Antworten Sie mir noch nicht, Lorenzi, denn ich bin noch nicht zu Ende. Mein Ansinnen wäre natürlich — nicht etwa frevelhaft, aber aussichts- und daher sinnlos, wenn Sie die Absicht hätten, Marcolina zu Ihrer Gattin zu machen, oder wenn Marcolina selbst ihre Hoffnungen und Wünsche in dieser Richtung schweifen ließe. Aber ebenso wie die vergangene Nacht Ihre erste war" (er sprach auch diese seine Vermutung wie eine unbezweifelbare Gewißheit aus), „ebenso war die kommende aller menschlichen Berechnung nach, ja, auch nach Ihrer eigenen und Marcolinens Voraussicht bestimmt Ihre letzte zu sein — auf sehr lange Zeit — wahrscheinlich auf immer; und ich bin völlig überzeugt, daß Marcolina selbst, um ihren Geliebten vor dem sicheren Untergange zu bewahren, einfach auf seinen Wunsch hin ohne Zögern bereit wäre, diese eine Nacht seinem Retter zu gewähren. Denn auch sie ist Philosophin und daher von Vorurteilen so frei, wie wir beide. Aber so gewiß ich bin, daß sie diese Probe bestünde, es liegt keineswegs

in meiner Absicht, daß sie ihr auferlegt werde. Denn eine Willenlose, eine innerlich Widerstrebende zu besitzen, das ist etwas, das gerade in diesem Falle meinen Ansprüchen nicht genügen würde. Nicht nur als ein Liebender, — als ein Geliebter will ich ein Glück genießen, das mir am Ende auch groß genug erschiene, um es mit meinem Leben zu bezahlen. Verstehen Sie mich wohl, Lorenzi. Daher darf Marcolina nicht einmal ahnen, daß ich es bin, den sie an ihren himmlischen Busen schließt; sie muß vielmehr fest davon überzeugt sein, daß sie keinen andern als Sie in ihren Armen empfängt. Diese Täuschung vorzubereiten ist Ihre Sache, sie aufrecht zu erhalten die meine. Ohne besondere Schwierigkeit werden Sie ihr begreiflich machen können, daß Sie genötigt sind sie vor Eintritt der Morgendämmerung zu verlassen; und um einen Vorwand dafür, daß diesmal nur stumme Zärtlichkeiten sie beglücken sollen, werden Sie auch nicht verlegen sein. Um im übrigen auch jede Gefahr einer nachträglichen Entdeckung auszuschließen, werde ich mich im gegebenen Moment anstellen, als hörte ich ein verdächtiges Geräusch vor dem Fenster, meinen Mantel nehmen — oder vielmehr den Ihren, den Sie mir zu diesem Zwecke natürlich leihen müssen — und durchs Fenster verschwinden — auf Nimmerwiedersehen. Denn selbstverständlich werde ich dem Anschein nach bereits heute abend abreisen, dann unter dem Vorgeben, ich hätte wichtige Papiere vergessen, den Kutscher auf halbem Wege zur Umkehr veranlassen und mich durch die Hintertür — den Nachschlüssel stellen Sie mir zur Verfügung, Lorenzi, — in den Garten, ans Fenster Marcolinens schleichen, das sich um Mitternacht auftun wird. Meines Gewands, auch der Schuhe und Strümpfe, werde ich mich im Wagen entledigt haben und nur mit dem Mantel angetan sein, so daß bei meinem fluchtartigen Entweichen nichts zurückbleibt, was mich oder Sie verraten könnte. Den Mantel aber werden Sie zugleich mit den zweitausend Dukaten morgen früh fünf Uhr in meinem Gasthof zu Mantua in Empfang nehmen, so daß Sie dem Marchese noch vor der festgesetzten Stunde sein Geld vor die Füße schleudern können. Hierauf nehmen Sie meinen feierlichen Eid entgegen. Und nun bin ich zu Ende."

Er blieb plötzlich stehen. Die Sonne neigte sich zum Niedergang, ein leiser Wind strich über die gelben Ähren, rötlicher Abendschein lag über dem Turm von Olivos Haus. Auch Lorenzi stand stille; keine Muskel in seinem blassen Antlitz bewegte sich, und er blickte über Casanovas Schulter unentwegt ins Weite. Seine Arme hingen schlaff herab, während Casanovas Hand, der auf alles gefaßt war, wie zufällig den Griff des Degens hielt. Einige Sekunden vergingen, ohne daß Lorenzi seine starre Haltung und sein Schweigen aufgab. Er schien in ein ruhiges Nachdenken versunken; doch Casanova blieb weiter auf seiner Hut, und

in der Linken das Tuch mit den Dukaten, die Rechte auf dem Degengriff, sagte er: „Sie haben meine Vorbedingung erfüllt als ein Ehrenmann. Ich weiß, daß es Ihnen nicht leicht geworden ist. Denn wenn wir auch keine Vorurteile besitzen, — die Atmosphäre, in der wir leben, ist so vergiftet davon, daß wir uns ihrem Einfluß nicht völlig entziehen können. Und so wie Sie, Lorenzi, im Laufe der letzten Viertelstunde mehr als einmal nah daran waren, mir an die Gurgel zu fahren, — so habe ich wieder, lassen Sie mich's Ihnen gestehen — eine Weile mit dem Gedanken gespielt, Ihnen die zweitausend Dukaten zu schenken — wie einem — nein, als meinem Freund; denn selten, Lorenzi, habe ich zu einem Menschen vom ersten Augenblick eine solche rätselhafte Sympathie empfunden wie zu Ihnen. Aber hätt ich dieser großmütigen Regung nachgegeben, in der Sekunde darauf hätte ich Sie aufs tiefste bereut, geradeso wie Sie, Lorenzi, in der Sekunde, eh Sie sich die Kugel in den Kopf jagten, zur verzweiflungsvollen Erkenntnis kämen, daß Sie ein Narr ohnegleichen gewesen sind, — um tausend Liebesnächte mit immer neuen Frauen hinzuwerfen für eine einzige, der dann keine Nacht — und kein Tag mehr folgte."

Noch immer schwieg Lorenzi; sein Schweigen dauerte Sekunden, es dauerte Minuten lang, und Casanova fragte sich, wie lang er sich's noch dürfte gefallen lassen. Schon war er im Begriff, sich mit einem kurzen Gruße abzuwenden und so anzudeuten, daß er seinen Vorschlag als abgelehnt betrachte, als Lorenzi, immer wortlos, mit einer durchaus nicht raschen Bewegung der rechten Hand nach rückwärts in die Tasche seines Rockschoßes griff, und Casanova, der im gleichen Augenblick, nach wie vor auf alles gefaßt, einen Schritt zurückgetreten war, wie um sich niederzuducken — den Gartenschlüssel überreichte. Die Bewegung Casanovas, die immerhin eine Regung von Furcht ausgedrückt hatte, ließ um Lorenzis Lippen ein sofort wieder verschwindendes Lächeln des Hohns erscheinen. Casanova verstand es seine aufsteigende Wut, deren wirklicher Ausbruch alles wieder hätte zunichte machen können, zu unterdrücken, ja zu verbergen und, den Schlüssel mit einem leichten Kopfneigen an sich nehmend, bemerkte er nur: „Dies darf ich wohl als ein Ja gelten lassen. Von jetzt in einer Stunde — bis dahin werden Sie sich mit Marcolina wohl verständigt haben — erwarte ich Sie im Turmgemach, wo ich mir erlauben werde Ihnen gegen Überlassung Ihres Mantels die zweitausend Goldstücke sofort zu übergeben. Erstens zum Zeichen meines Vertrauens und zweitens, weil ich ja wirklich nicht wüßte, wo ich das Gold im Laufe der Nacht verwahren sollte." — Sie trennten sich ohne weitere Förmlichkeit, Lorenzi nahm den Weg zurück, den sie beide gekommen, Casanova, auf einem andern, begab sich ins Dorf und sicherte sich im

Wirtshaus durch ein reichliches Angeld ein Gefährt, das ihn um zehn Uhr nachts vor Olivos Hause zur Fahrt nach Mantua erwarten sollte.

Bald darauf, nachdem er sein Gold vorerst an sicherer Stelle im Turmgemach verwahrt hatte, trat er in Olivos Garten, wo sich ihm ein Anblick bot, der, an sich keineswegs merkwürdig, ihn in der Stimmung dieser Stunde sonderbar genug berührte. Auf einer Bank am Wiesenrand saß Olivo neben Amalia, den Arm um ihre Schulter geschlungen; ihnen zu Füßen lagerten die drei Mädchen, wie ermüdet von den Spielen des Nachmittags; das jüngste, Maria, hatte das Köpfchen auf dem Schoß der Mutter liegen, und schien zu schlummern, Nanetta lag ihr zu Füßen auf den Rasen hingestreckt, die Arme unter dem Nacken; Teresina lehnte an den Knien des Vaters, dessen Finger zärtlich in ihren Locken ruhten; und als Casanova sich näherte, grüßte ihn aus ihren Augen keineswegs ein Blick lüsternen Einverständnisses, wie er unwillkürlich ihn erwartet, sondern ein offenes Lächeln kindlicher Vertrautheit, als wäre, was zwischen ihr und ihm vor wenig Stunden erst geschehen, auch nichts anderes gewesen als ein nichtsbedeutendes Spiel. In Olivos Zügen leuchtete es freundlich auf, und Amalia nickte dem Herantretenden dankbar herzlich zu. Sie beide empfingen ihn, Casanova konnte nicht daran zweifeln, wie jemanden, der eben eine edle Tat begangen, aber der zugleich erwartete, daß man aus Feingefühl vermeiden würde ihrer mit einem Worte Erwähnung zu tun. „Bleibt es wirklich dabei," fragte Olivo, „daß Sie uns schon morgen verlassen, mein teurer Chevalier?" – „Nicht morgen," erwiderte Casanova, „sondern – wie gesagt – schon heute abend." Und als Olivo eine neue Einwendung erheben wollte, mit einem bedauernden Achselzucken: „Der Brief, den ich heute aus Venedig erhielt, läßt mir leider keine andere Entscheidung übrig. Die an mich ergangene Aufforderung ist in jedem Sinne so ehrenvoll, daß eine Verzögerung meiner Heimkehr eine arge, ja eine unverzeihliche Unhöflichkeit gegenüber meinen hohen Gönnern bedeuten würde." Zugleich bat er um die Erlaubnis sich jetzt zurückziehen zu dürfen, um sich für die Abreise bereit zu machen und dann die letzten Stunden seines Hierseins ungestört im Kreise seiner liebenswürdigen Freunde verbringen zu können.

Und aller Einrede nicht achtend, begab er sich ins Haus, stieg die Treppe zum Turmgemach empor und vertauschte vor allem seine prächtige Gewandung wieder mit der einfachern, die für die Reise gut genug sein mußte. Dann packte er seinen Reisesack und horchte mit einer von Minute zu Minute gespannteren Aufmerksamkeit, ob sich nicht endlich die Schritte Lorenzis vernehmen ließen. Noch eh die Frist verstrichen war, klopfte es mit einem kurzen Schlag an die Türe und Lorenzi trat

ein, im weiten dunkelblauen Reitermantel. Ohne ein Wort zu reden, mit einer leichten Bewegung, ließ er ihn von den Schultern gleiten, so daß er zwischen den beiden Männern als ein formloses Stück Tuch auf dem Boden lag. Casanova holte seine Goldstücke unter dem Polster des Bettes hervor und streute sie auf den Tisch. Er zählte sorgfältig vor Lorenzis Augen, was ziemlich rasch geschehen war, da viele Goldstücke von höherm als eines Dukaten Wert darunter waren, übergab Lorenzi die verabredete Summe, nachdem er sie zuvor in zwei Beutel verteilt hatte, worauf ihm selbst noch etwa hundert Dukaten übrig blieben. Lorenzi tat die Geldbeutel in seine beiden Rockschöße und wollte sich wortlos entfernen. „Halt, Lorenzi," sagte Casanova, „es wäre immerhin möglich, daß man einander noch einmal im Leben begegnete. Dann sei es nicht mit Groll. Es war ein Handel wie ein anderer — wir sind quitt." Er streckte ihm die Hand entgegen. Lorenzi nahm sie nicht; doch nun sprach er das erste Wort. „Ich erinnere mich nicht," sagte er, „daß auch dies in unserem Pakt enthalten gewesen wäre." Er wandte sich und ging.

Sind wir so genau, mein Freund? dachte Casanova. So darf ich mich um so sicherer darauf verlassen, daß ich nicht am Ende der Geprellte sein werde. Freilich hatte er an diese Möglichkeit keinen Augenblick ernstlich gedacht; er wußte, aus eigener Erfahrung, daß Leute wie Lorenzi ihre besondere Art von Ehre haben, deren Gesetze in Paragraphen nicht aufzuzeichnen sind, über die aber von Fall zu Fall ein Zweifel kaum bestehen kann. — Er legte Lorenzis Mantel zu oberst in den Reisesack, schloß diesen zu; die Goldstücke, die ihm geblieben, steckte er zu sich, blickte sich in dem Raum, den er wohl niemals wieder betreten sollte, nach allen Seiten um und, mit Degen und Hut, zur Abfahrt fertig, begab er sich in den Saal, wo er Olivo mit Frau und Kindern schon am gedeckten Tische sitzend fand. Marcolina trat zugleich mit ihm, was Casanova als günstiges Schicksalszeichen deutete, von der anderen Seite, aus dem Garten ein und erwiderte seinen Gruß mit einem unbefangenen Neigen des Hauptes. Das Essen wurde aufgetragen; die Unterhaltung ging anfangs langsam, ja wie gedämpft von der Stimmung des Abschieds in fast mühseliger Weise vonstatten. Amalia schien in auffallender Weise mit ihren Kindern beschäftigt und immer besorgt, daß diese nicht zuviel oder zu wenig auf ihre Teller bekämen. Olivo, ohne ersichtliche Nötigung, sprach von einem unbedeutenden, zu seinen Gunsten entschiedenen Prozeß mit einem Gutsnachbar, sowie von einer Geschäftsreise, die ihn demnächst nach Mantua und Cremona führen sollte. Casanova gab der Hoffnung Ausdruck, den Freund in nicht allzu ferner Zeit in Venedig zu begrüßen. Gerade dort, ein sonderbarer Zufall, war Olivo

noch niemals gewesen. Amalia aber hatte die wunderbare Stadt vor langen Jahren als Kind gesehen; wie sie dahingekommen, wußte sie nicht mehr zu sagen und erinnerte sich nur eines alten in einen scharlachroten Mantel gehüllten Mannes, der aus einem länglichen schwarzen Schiff ausgestiegen, gestolpert und der Länge nach hingefallen war. „Auch Sie kennen Venedig nicht?" fragte Casanova Marcolina, die gerade ihm gegenüber saß und über seine Schulter in das tiefe Dunkel des Gartens schaute. Sie schüttelte wortlos den Kopf. Und Casanova dachte: Könnt ich sie dir zeigen, die Stadt, in der ich jung gewesen bin! Oh, wärst du jung gewesen mit mir . . . Und noch ein Gedanke kam ihm, sinnloser beinahe als jene: Wenn ich dich jetzt mit mir dahin nähme? Aber während all dies unausgesprochen durch seine Seele ging, hatte er schon mit jener Leichtigkeit, die ihm auch in Momenten stärkster innerer Erregung gegeben war, von der Stadt seiner Jugend zu reden begonnen; so kunstvoll und kühl, als gälte es ein Gemälde zu schildern, bis er, unwillkürlich den Ton erwärmend, in die Geschichte seines Lebens geriet, und mit einem Male in eigener Gestalt mitten in dem Bilde stand, das nun erst zu leben und zu leuchten anfing. Er sprach von seiner Mutter, der berühmten Schauspielerin, für die der große Goldoni, ihr Bewunderer, seine vortreffliche Komödie „Das Mündel" verfaßt hatte; dann erzählte er von seinem trübseligen Aufenthalt in der Pension des geizigen Doktor Gozzi, von seiner kindischen Liebe zu der kleinen Gärtnerstochter, die später mit einem Lakaien durchgegangen war, von seiner ersten Predigt als junger Abbate, nach der er in dem Beutel des Sakristans nicht nur die üblichen Geldstücke, sondern auch ein paar zärtliche Briefchen vorgefunden, von den Spitzbübereien, die er als Geiger im Orchester des Theaters San Samuele mit ein paar gleichgesinnten Kameraden in den Gäßchen, Schenken, Tanz- und Spielsälen Venedigs maskiert oder auch unmaskiert verübt; doch auch von diesen übermütigen und manchmal recht bedenklichen Streichen berichtete er ohne irgendein anstößiges Wort zu gebrauchen, ja in einer poetisch-verklärenden Weise, als wollte er auf die Kinder Rücksicht nehmen, die wie die andern, Marcolina nicht ausgenommen, gespannt an seinen Lippen hingen. Doch die Zeit schritt vor, und Amalia schickte ihre Töchter zu Bette. Eh sie gingen, küßte Casanova sie alle aufs zärtlichste, Teresina nicht anders als die zwei jüngeren, und alle mußten ihm versprechen ihn bald mit den Eltern in Venedig zu besuchen. Als die Kinder fort waren, tat er sich wohl weniger Zwang an, aber alles, was er erzählte, brachte er ohne jede Zweideutigkeit und vor allem ohne jede Eitelkeit vor, so daß man eher den Bericht eines gefühlvollen Narren der Liebe als den eines gefährlich-wilden Verführers und Abenteurers zu hören vermeinte. — Er sprach von der wunderbaren

Unbekannten, die wochenlang mit ihm als Offizier verkleidet herumgereist und eines Morgens plötzlich von seiner Seite verschwunden war; von der Tochter des adeligen Schuhflickers in Madrid, die ihn zwischen zwei Umarmungen immer wieder zum frommen Katholiken hatte bekehren wollen; von der schönen Jüdin Lia in Turin, die prächtiger zu Pferde gesessen war als irgendeine Fürstin; von der lieblich-unschuldigen Manon Balletti, der einzigen, die er beinahe geheiratet hätte, von jener schlechten Sängerin in Warschau, die er ausgepfiffen, worauf er sich mit ihrem Geliebten, dem Krongeneral Branitzky, hatte duellieren und aus Warschau fliehen müssen; von der bösen Charpillon, die ihn in London so jämmerlich zum Narren gehalten; von einer nächtlichen Sturmfahrt, die ihm fast das Leben gekostet, durch die Lagunen nach Murano zu seiner angebeteten Nonne; von dem Spieler Croce, der, nachdem er in Spa ein Vermögen verloren, auf der Landstraße tränenvollen Abschied von ihm genommen und sich auf den Weg nach Petersburg gemacht hatte — so wie er dagestanden war, in seidenen Strümpfen, in einem apfelgrünen Samtrock und ein Rohrstöckchen in der Hand. Er erzählte von Schauspielerinnen, Sängerinnen, Modistinnen, Gräfinnen, Tänzerinnen, Kammermädchen; von Spielern, Offizieren, Fürsten, Gesandten, Finanzleuten, Musikanten und Abenteurern; und so wundersam ward ihm selbst der Sinn von dem wieder neu gefühlten Zauber seiner eigenen Vergangenheit umfangen, so vollständig war der Triumph all des herrlichen durchlebten, doch unwiderruflich Gewesenen über das armselig Schattenhafte, das sich seiner Gegenwärtigkeit brüsten durfte, daß er eben im Begriffe war, die Geschichte eines hübschen blassen Mädchens zu berichten, das ihm im Dämmer einer Kirche zu Mantua seinen Liebeskummer anvertraut hatte, ohne daran zu denken, daß ihm dieses selbe Geschöpf, um sechzehn Jahre gealtert, als die Frau seines Freundes Olivo hier am Tische gegenüber saß; — als mit plumpem Schritt die Magd eintrat und meldete, daß vor dem Tore der Wagen bereit stehe. Und sofort, mit seiner unvergleichlichen Gabe, sich in Traum und Wachen, wann immer es nötig war, ohne Zögern zurecht zu finden, erhob sich Casanova, um Abschied zu nehmen. Er forderte Olivo, dem vor Rührung die Worte versagten, nochmals mit Herzlichkeit auf, ihn mit Frau und Kindern in Venedig zu besuchen, und umarmte ihn; als er sich mit der gleichen Absicht Amalien näherte, wehrte sie leicht ab und reichte ihm nur die Hand, die er ehrerbietig küßte. Wie er sich nun zu Marcolina wandte, sagte diese: „All das, was Sie uns heute abend erzählt haben — und noch viel mehr — sollten Sie niederschreiben, Herr Chevalier, so wie Sie es mit Ihrer Flucht aus den Bleikammern gemacht haben." — „Ist das Ihr Ernst, Marcolina?" fragte er mit der Schüchternheit eines jungen Autors.

Sie lächelte mit leisem Spott. „Ich vermute," sagte sie, „ein solches Buch könnte noch weit unterhaltender werden als Ihre Streitschrift gegen Voltaire." – Das möchte leicht wahr sein, dachte er, ohne es auszusprechen. Wer weiß, ob ich deinen Rat nicht einmal befolge? Und du selbst, Marcolina, sollst das letzte Kapitel sein. – Dieser Einfall, mehr noch der Gedanke, daß dieses letzte Kapitel im Laufe der kommenden Nacht erlebt werden sollte, ließ seinen Blick so seltsam erflackern, daß Marcolina die Hand, die sie ihm zum Abschied gereicht, aus der seinen gleiten ließ, eh er, sich herabbeugend, einen Kuß darauf zu drücken vermocht hatte. Ohne sich irgend etwas, sei es Enttäuschung, sei es Groll, merken zu lassen, wandte sich Casanova zum Gehen, indem er durch eine jener klaren und einfachen Gesten, die nur ihm gehörten, zu verstehen gab, daß ihm niemand, auch Olivo nicht, folgen solle.

Raschen Schritts durcheilte er die Kastanienallee; gab der Magd, die den Reisesack in den Wagen geschafft hatte, ein Goldstück, stieg ein und fuhr davon.

Der Himmel war von Wolken verhängt. Nachdem man das Dorf hinter sich gelassen, wo noch hinter armen Fenstern da und dort ein kleines Licht geschimmert hatte, leuchtete nur mehr die gelbe Laterne, die vorne an der Deichsel befestigt war, durch die Nacht. Casanova öffnete den Reisesack, der zu seinen Füßen lag, nahm Lorenzis Mantel heraus und, nachdem er ihn über sich gebreitet, entkleidete er sich unter dessen Schutz mit aller gebotenen Vorsicht. Die abgelegte Gewandung, auch Schuh und Strümpfe, versperrte er in den Sack und hüllte sich fester in den Mantel ein. Jetzt rief er den Kutscher an: „He, wir müssen wieder zurück!" – Der Kutscher wandte sich verdrossen um. – „Ich habe meine Papiere im Hause vergessen. Hörst du? Wir müssen zurück." Und da jener, ein verdrossener, magerer, graubärtiger Mensch, zu zögern schien: „Ich verlange es natürlich nicht umsonst. Da!" Und er drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Der Kutscher nickte, murmelte etwas, und, mit einem gänzlich überflüssigen Peitschenhieb auf das Pferd, wandte er den Wagen. Als sie wieder durch das Dorf fuhren, lagen die Häuser alle stumm und ausgelöscht. Noch ein Stück Wegs die Landstraße hin und nun wollte der Kutscher in die schmälere, leicht ansteigende Straße einlenken, die zu Olivos Besitzung führte. „Halt!" rief Casanova, „wir wollen nicht so nah heranfahren, sonst wecken wir die Leute auf. Warte hier an der Ecke. Ich bin bald wieder da ... Und sollt' es etwas länger dauern, jede Stunde trägt einen Dukaten!" Nun glaubte der Mann ungefähr zu wissen, woran er war; Casanova merkte es an der Art, wie jener mit dem Kopf nickte. Er stieg aus und eilte weiter, den Augen des Kutschers bald entschwindend, bis ans verschlossene Tor, daran ver-

über, die Mauer entlang bis zu der Ecke, wo sie im rechten Winkel nach oben bog, und nahm nun den Weg durch die Weinberge, den er, nachdem er ihn schon zweimal im Tagesschein gegangen, leicht zu finden wußte. Er hielt sich der Mauer nahe und folgte ihr auch, als sie nun, etwa auf der mittleren Höhe des Hügels, wieder im rechten Winkel umbog. Hier ging er auf weichem Wiesengrund im Dunkel der verhängten Nacht weiter und mußte nur achtgeben, daß er die Gartentüre nicht verfehlte. Er tastete längs der glatten steinernen Umfassung, bis seine Finger das rauhe Holz spürten; worauf er die Türe auch in ihrem schmalen Umriß deutlich wahrzunehmen vermochte. Er steckte den Schlüssel in das rasch gefundene Schloß, öffnete, trat in den Garten und sperrte hinter sich wieder zu. Er sah das Haus mit dem Turm jenseits der Wiese in unwahrscheinlicher Entfernung und in einer ebenso unwahrscheinlichen Höhe aufragen. Eine Weile stand er ruhig; er sah um sich; denn was für andere Augen noch undurchdringliche Finsternis gewesen wäre, war für die seinen nur tiefe Dämmerung. Er wagte es, statt in der Allee, deren Kies seinen nackten Füßen weh tat, auf der Wiese weiterzugehen, die den Ton seiner Schritte verschlang. Er glaubte zu schweben; so leicht war sein Gang. — War mir anders zumute, dachte er, zur Zeit, da ich als Dreißigjähriger solche Wege ging? Fühl ich nicht wie damals alle Gluten des Verlangens und alle Säfte der Jugend durch meine Adern kreisen? Bin ich nicht heute Casanova, wie ich's damals war? ... Und da ich Casanova bin, warum sollte an mir das klägliche Gesetz nicht zuschanden werden, dem andere unterworfen sind, und das Altern heißt! Und immer kühner werdend fragte er sich: Warum schleich ich in einer Maske zu Marcolina? Ist Casanova nicht mehr als Lorenzi, auch wenn er um dreißig Jahre älter ist? Und wäre sie nicht das Weib, dies Unbegreifliche zu begreifen? ... War es nötig, eine kleine Schurkerei zu begehen und einen anderen zu einer etwas größeren zu verleiten? Wäre man nicht mit etwas Geduld zum gleichen Ziel gekommen? Lorenzi ist morgen fort, ich wäre geblieben ... Fünf Tage ... drei — und sie hätte mir gehört — wissend mir gehört. — Er stand an die Wand des Hauses gedrückt, neben Marcolinens Fenster, das noch fest verschlossen war, und seine Gedanken flogen weiter. Ist es denn zu spät dazu? ... Ich könnte wiederkommen, — morgen, übermorgen ... und begänne das Werk der Verführung — als ehrlicher Mann sozusagen. Die heutige Nacht wäre ein Vorschuß auf die künftigen. Ja Marcolina müßte nicht einmal erfahren, daß ich heute dagewesen bin — oder erst später — viel später —

Das Fenster war noch immer fest geschlossen; auch dahinter rührte sich nichts. Es fehlten wohl noch ein paar Minuten auf Mitternacht. Sollte

er sich irgendwie bemerkbar machen? Leise ans Fenster klopfen? Da nichts dergleichen ausgemacht war, hätte es vielleicht doch in Marcolina einen Verdacht werfen können. Also warten. Lange konnte es nicht mehr dauern. Der Gedanke, daß sie ihn sofort erkennen, den Betrug durchschauen konnte, eh er vollzogen war, kam ihm, nicht zum erstenmal, doch ebenso flüchtig und als die natürliche verstandesmäßige Erwägung einer entfernten, ins Unwahrscheinliche verschwimmenden Möglichkeit, nicht als eine ernstliche Befürchtung. Ein etwas lächerliches Abenteuer fiel ihm ein, das nun zwanzig Jahre zurücklag; das mit der häßlichen Alten in Solothurn, mit der er eine köstliche Nacht verbracht hatte, in der Meinung, eine angebetete schöne junge Frau zu besitzen — und die ihn überdies tags darauf in einem unverschämten Brief ob seines ihr höchst erwünschten, von ihr mit infamer List geförderten Irrtums verhöhnt hatte. Er schüttelte sich in der Erinnerung vor Ekel. Gerade daran hätte er jetzt lieber nicht denken sollen, und er verjagte das abscheuliche Bild. — Nun, war es nicht endlich Mitternacht? Wie lange sollte er noch hier stehen an die Mauer gedrückt, fröstelnd in der Kühle der Nacht? Oder gar vergeblich warten? Der Geprellte sein — trotz allem? — Zweitausend Dukaten für nichts? Und Lorenzi mit ihr hinter dem Vorhang? Seiner spottend? — Unwillkürlich faßte er den Degen etwas fester, den er unter dem Mantel an seinen nackten Leib gepreßt hielt. Von einem Kerl wie Lorenzi mußte man sich am Ende auch einer peinlichen Überraschung versehen. — Aber dann ... In diesem Augenblick hörte er ein leises knackendes Geräusch, — er wußte, daß nun das Gitter vor Marcolinens Fenster sich zurückschob, gleich darauf öffneten sich beide Flügel weit, während der Vorhang noch zugezogen blieb. Casanova hielt sich ein paar Sekunden regungslos, bis von unsichtbarer Hand gerafft der Vorhang sich nach der einen Seite hob; das war für Casanova ein Zeichen, sich über die Brüstung ins Zimmer zu schwingen und sofort Fenster und Gitter hinter sich zu schließen. Der geraffte Vorhang war über seinen Schultern wieder gesunken, so daß er genötigt war, darunter hervorzukriechen, und nun wäre er in völliger Finsternis dagestanden, wenn nicht aus der Tiefe des Gemachs, in unbegreiflicher Entfernung, wie von seinem eigenen Blick erweckt, ein mattes Schimmern ihm den Weg gewiesen hätte. Nur drei Schritte — und sehnsüchtige Arme breiteten sich nach ihm aus; er ließ den Degen aus der Hand, den Mantel von seinen Schultern gleiten und sank in sein Glück.

An Marcolinens seufzendem Vergehen, an den Tränen der Seligkeit, die er ihr von den Wangen küßte, an der immer wieder erneuten Glut, mit der sie seine Zärtlichkeiten empfing, erkannte er bald, daß sie seine Entzückungen teilte, die ihm als höhere, ja von neuer, anderer Art

erschienen, als er jemals genossen. Lust ward zur Andacht, tiefster Rausch ward Wachsein ohnegleichen; hier endlich war, die er schon so oft töricht genug zu erleben geglaubt, und die er noch niemals wirklich erlebt hatte — Erfüllung war an Marcolinens Herzen. Er hielt die Frau in seinen Armen, an die er sich verschwenden durfte, um sich unerschöpflich zu fühlen; — an deren Brüsten der Augenblick des letzen Hingegebenseins und des neuen Verlangens in einen einzigen von ungeahnter Seelenwonne zusammenfloß. War an diesen Lippen nicht Leben und Sterben, Zeit und Ewigkeit Eines? War er nicht ein Gott —? Jugend und Alter nur eine Fabel, von Menschen erfunden? — Heimat und Fremde, Glanz und Elend, Ruhm und Vergessensein — wesenlose Unterscheidungen zum Gebrauch von Ruhelosen, von Einsamen, von Eiteln — und sinnlos geworden, wenn man Casanova war und Marcolina gefunden? Unwürdig, ja lächerlicher von Minute zu Minute erschien es ihm, sich, einem Vorsatz getreu, den er früher, als Kleinmütiger gefaßt, aus dieser Wundernacht stumm, unerkannt, wie ein Dieb zu flüchten. Im untrüglichen Gefühl, ebenso der Beglückende zu sein als er der Beglückte war, glaubte er sich schon zu dem Wagnis entschlossen, seinen Namen zu nennen, wenn er sich auch immer noch bewußt war, damit ein großes Spiel zu spielen, das er, wenn er es verlor, bereit sein mußte, mit dem Dasein zu bezahlen. Noch war undurchdringliche Dunkelheit um ihn, und bis durch den dichten Vorhang das erste Dämmern brach, durfte er ein Geständnis hinauszögern, an dessen Aufnahme durch Marcolina sein Schicksal, ja, sein Leben hing. Aber war denn nicht gerade dieses stummselige-süßverlorene Zusammensein dazu gemacht, ihm Marcolina von Kuß zu Kuß unlöslicher zu verbinden? Wurde, was sich als Betrug entsponnen, nicht Wahrheit in den namenlosen Entzückungen dieser Nacht? Ja, durchschauerte sie, die Betrogene, die Geliebte, die Einzige, nicht selbst schon eine Ahnung, daß es nicht Lorenzi, der Jüngling, der Wicht, daß es ein Mann, — daß es Casanova war, in dessen Göttergluten sie verging? Und schon begann er es für möglich zu halten, daß ihm der ersehnte und doch gefürchtete Augenblick des Geständnisses gänzlich erspart bleiben würde; er träumte davon, daß Marcolina selbst, bebend, gebannt, erlöst ihm seinen Namen entgegenflüstern würde. Und dann — wenn sie so ihm verziehen — nein — seine Verzeihung empfangen — dann wollte er sie mit sich nehmen, sofort, in dieser selben Stunde noch, mit ihr im Grauen der Frühe das Haus verlassen, mit ihr in den Wagen steigen, der draußen an der Straßenbiegung wartete ... mit ihr davonfahren, für immer sie halten, sein Lebenswerk damit krönen, daß er, in Jahren, da andere sich zu einem trüben Greisentum bereiten, die Jüngste, die Schönste, die Klügste durch die ungeheuere Macht seines

unverlöschlichen Wesens gewonnen und sie für alle Zeit zur seinen gemacht hatte. Denn diese war sein, wie keine vor ihr. Er glitt mit ihr durch geheimnisvolle schmale Kanäle, zwischen Palästen hin, in deren Schatten er nun wieder heimisch war, unter geschwungenen Brücken, über die verdämmernde Gestalten huschten; manche winkten über die Brüstung ihnen entgegen und waren wieder verschwunden, eh man sie recht erblickt. Nun legte die Gondel an; Marmorstufen führten in das prächtige Haus des Senators Bragadino; es war als das einzige festlich beleuchtet; trepp-auf treppab liefen Vermummte – manche blieben neugierig stehen, aber wer konnte Casanova und Marcolina hinter ihren Masken erkennen? Er trat mit ihr in den Saal. Hier wurde ein großes Spiel gespielt. Alle Senatoren, auch Bragadino, in ihren Purpurmänteln reihten sich um den Tisch. Als Casanova eintrat, flüsterten sie alle seinen Namen wie im höchsten Schrecken; denn am Blitz seiner Augen hinter der Maske hatten sie ihn erkannt. Er setzte sich nicht nieder; er nahm keine Karten, aber er spielte mit. Er gewann, er gewann alles Gold, das auf dem Tische lag, das war aber zu wenig; die Senatoren mußten Wechsel ausstellen; sie verloren ihr Vermögen, ihre Paläste, ihre Purpurmäntel, – sie waren Bettler, sie krochen in Lumpen um ihn her, sie küßten ihm die Hände, und daneben, in einem dunkelroten Saale, war Musik und Tanz. Casanova wollte mit Marcolina tanzen, doch die war fort. Die Senatoren in ihren Purpurmänteln saßen wieder um den Tisch wie vorher; aber nun wußte Casanova, daß es nicht Karten waren, sondern Angeklagte, Verbrecher und Unschuldige, um deren Schicksal es ging. Wo war Marcolina? Hatte er nicht die ganze Zeit ihr Handgelenk umklammert gehalten? Er stürzte die Treppen hinunter, die Gondel wartete; nur weiter, weiter, durch das Gewirr von Kanälen, natürlich wußte der Ruderer, wo Marcolina weilte; warum aber war auch er maskiert? Das war früher nicht üblich gewesen in Venedig. Casanova wollte ihn zur Rede stellen, aber er wagte es nicht. Wird man so feig als alter Mann? Und immer weiter – was für eine Riesenstadt war Venedig in diesen fünfundzwanzig Jahren geworden! Nun endlich wichen die Häuser zurück, breiter wurde der Kanal – zwischen Inseln glitten sie hin, dort ragten die Mauern des Klosters von Murano, in das Marcolina sich geflüchtet hatte. Fort war die Gondel, – jetzt hieß es schwimmen – wie war das schön! Indes spielten freilich die Kinder in Venedig mit seinen Goldstücken; aber was lag ihm an Gold?... Das Wasser war bald warm, bald kühl; es tropfte von seinen Kleidern, als er die Mauer hinankletterte. – Wo ist Marcolina? fragte er im Sprechsal laut, schallend, wie nur ein Fürst fragen darf. Ich werde sie rufen, sagte die Herzogin-Abtissin und versank. Casanova ging, flog, flatterte hin und her, immer

längs der Gitterstäbe, wie eine Fledermaus. Hätte ich das nur früher gewußt, daß ich fliegen kann. Ich werde es auch Marcolina lehren. Hinter den Stäben schwebten weibliche Gestalten. Nonnen — doch sie trugen alle weltliche Tracht. Er wußte es, obwohl er sie gar nicht sah, und er wußte auch, wer sie waren. Henriette war es, die Unbekannte, und die Tänzerin Corticelli und Cristina und die schöne Dubois und die verfluchte Alte aus Solothurn und Manon Balletti... und hundert andere, nur Marcolina war nicht unter ihnen? Du hast mich belogen, rief er dem Ruderer zu, der unten in der Gondel wartete; er hatte noch keinen Menschen auf Erden so gehaßt wie den, und er schwor sich zu, eine ausgesuchte Rache an ihm zu nehmen. Aber war es nicht auch eine Narrheit, daß er Marcolina im Kloster von Murano gesucht hatte, da sie doch zu Voltaire gereist war? Wie gut, daß er fliegen konnte, einen Wagen hätte er doch nicht mehr bezahlen können. Und er schwamm davon; aber nun war das gar kein solches Glück mehr, als er gedacht hatte; es wurde kalt und immer kälter, er trieb im offenen Meer, weit von Murano, weit von Venedig — kein Schiff ringsum, seine schwere goldgestickte Gewandung zog ihn nach unten; er versuchte sich ihrer zu entledigen, doch es war unmöglich, da er sein Manuskript in der Hand hielt, das er Herrn Voltaire überreichen mußte, — er bekam Wasser in den Mund, in die Nase, Todesangst überfiel ihn, er griff um sich, er röchelte, er schrie und öffnete mühselig die Augen.

Durch einen schmalen Spalt zwischen Vorhang und Fensterrand war ein Strahl der Dämmerung hereingebrochen. Marcolina, in ihr weißes Nachtgewand gehüllt, das sie mit beiden Händen über der Brust zusammenhielt, stand am Fußende des Bettes und betrachtete Casanova mit einem Blick unnennbaren Grauens, der ihn sofort und völlig wach machte. Unwillkürlich, wie mit einer Gebärde des Flehens, streckte er die Arme nach ihr aus. Marcolina, wie zur Erwiderung, wehrte mit einer Bewegung ihrer Linken ab, während sie mit der Rechten ihr Gewand über der Brust noch krampfhafter zusammenfaßte. Casanova erhob sich halb, sich mit beiden Händen auf das Lager stützend, und starrte sie an. Er vermochte den Blick von ihr so wenig abzuwenden, als sie von ihm. Wut und Scham war in dem seinen, in dem ihren Scham und Entsetzen. Und Casanova wußte, wie sie ihn sah; denn er sah sich selbst gleichsam im Spiegel der Luft und erblickte sich so, wie er sich gestern in dem Spiegel gesehen, der im Turmgemach gehangen: ein gelbes böses Antlitz mit tiefgegrabenen Falten, schmalen Lippen, stechenden Augen — und überdies von den Ausschweifungen der verflossenen Nacht, dem gehetzten Traum des Morgens, der furchtbaren Erkenntnis des Erwachens dreifach verwüstet. Und was er in Marcolinens Blick las, war nicht, was er tausendmal lieber

darin gelesen: Dieb – Wüstling – Schurke – er las nur dies eine, – das ihn schmachvoller zu Boden schlug, als alle anderen Beschimpfungen vermocht hätten – er las das Wort, das ihm von allen das furchtbarste war, da es sein endgültiges Urteil sprach: Alter Mann. – Wäre es in diesem Augenblick in seiner Macht gestanden sich durch ein Zauberwort zu vernichten – er hätte es getan, nur um nicht unter der Decke hervorkriechen und sich Marcolinen in seiner Blöße zeigen zu müssen, die ihr verabscheuungswürdiger dünken mußte, als der Anblick eines ekelhaften Tieres. – Sie aber, wie allmählich zur Besinnung kommend, und offenbar in dem Bedürfnis, ihm möglichst rasch zu dem Gelegenheit zu geben, was doch unerläßlich war, kehrte ihr Gesicht nach der Wand, und er benutzte die Zeit, um aus dem Bette zu steigen, den Mantel vom Boden aufzunehmen und sich darein zu hüllen. Auch seines Degens versicherte er sich sofort und nun, da er sich zum mindesten der schlimmsten Schmach, der Lächerlichkeit entronnen dünkte, dachte er schon daran, ob er nicht etwa die ganze, für ihn so klägliche Angelegenheit durch wohlgesetzte Worte, um die er ja sonst nicht verlegen war, in ein anderes Licht rücken, ja irgendwie zu seinen Gunsten wenden könnte. Daß Lorenzi Marcolina an ihn verkauft hatte, daran konnte nach der Lage der Dinge kein Zweifel für sie sein; – aber wie tief sie den Elenden in diesem Augenblick auch hassen mochte, Casanova fühlte, daß er, der feige Dieb, ihr noch tausendmal hassenswerter sein mußte. Etwas anderes verhieß vielleicht eher Genugtuung: Marcolina mit anspielungsreicher, mit höhnisch-lüsterner Rede zu erniedrigen: – doch auch dieser tückische Einfall schwand dahin vor einem Blick, dessen entsetzensvoller Ausdruck sich allmählich in den einer unendlichen Traurigkeit gewandelt hatte, als wäre es nicht nur Marcolinens Weiblichkeit, die Casanova geschändet, – nein, als hätte in dieser Nacht List gegen Vertrauen, Lust gegen Liebe, Alter gegen Jugend sich namenlos und unsühnbar vergangen. Unter diesem Blick, der zu Casanovas schlimmster Qual alles, was noch gut in ihm war, für eine kurze Weile neu entzündete, wandte er sich ab; – ohne sich noch einmal nach Marcolinen umzusehen, ging er ans Fenster, raffte den Vorhang zur Seite, öffnete Fenster und Gitter, warf einen Blick in den dämmernden Garten, der noch zu schlummern schien, und schwang sich über die Brüstung ins Freie. Da er die Möglichkeit erwog, daß irgendwer im Hause schon erwacht sein und ihn von einem Fenster aus erblicken könnte, vermied er die Wiese und ließ sich von der Allee in ihren schützenden Schatten aufnehmen. Er trat durch die Gartentür ins Freie hinaus, und hatte kaum hinter sich zugeschlossen, als ihm jemand entgegentrat und den Weg verstellte. Der Ruderer . . . war sein erster Gedanke. Denn nun wußte er plötzlich, daß der Gondelführer in seinem Traum niemand anderes gewesen war als Lorenzi. Da

stand er. Sein roter Waffenrock mit der silbernen Verschnürung brannte durch den Morgen. Welche prächtige Uniform, dachte Casanova in seinem verwirrten und ermüdeten Gehirn, sieht sie nicht aus wie neu? – Und ist sicher nicht bezahlt . . . Diese nüchternen Erwägungen brachten ihn völlig zur Besinnung, und sobald er sich der Lage bewußt war, fühlte er sich froh. Er nahm seine stolzeste Haltung an, faßte den Degengriff unter dem hüllenden Mantel fester und sagte im liebenswürdigsten Ton: „Finden Sie nicht, Herr Leutnant Lorenzi, daß Ihnen dieser Einfall etwas verspätet kommt?" – „Doch nicht," erwiderte Lorenzi, und er war schöner in diesem Augenblick als irgendein Mensch, den Casanova je gesehen, – „da doch nur einer von uns den Platz lebend verlassen wird." – „Sie haben es eilig, Lorenzi," sagte Casanova in einem fast weichen Ton. „Wollen wir die Sache nicht wenigstens bis Mantua verschieben? Es wird mir eine Ehre sein, Sie in meinem Wagen mitzunehmen. Er wartet an der Straßenbiegung. Auch hätte es manches für sich, wenn die Formen gewahrt würden . . . gerade in unserm Fall." – „Es bedarf keiner Formen. Sie, Casanova, oder ich, – und noch in dieser Stunde." Er zog den Degen. Casanova zuckte die Achseln. „Wie Sie wünschen, Lorenzi. Aber ich möchte Ihnen doch zu bedenken geben, daß ich leider gezwungen wäre, in einem völlig unangemessenen Kostüm anzutreten." Er schlug den Mantel auseinander und stand nackt da, den Degen wie spielend in der Hand. In Lorenzis Augen stieg eine Welle von Haß. „Sie sollen nicht im Nachteil mir gegenüber sein," sagte er und begann mit großer Geschwindigkeit sich all seiner Kleidungsstücke zu entledigen. Casanova wandte sich ab und hüllte sich so lange wieder in seinen Mantel, da es trotz der allmählich durch den Morgendunst brechenden Sonne nun empfindlich kühl geworden war. Von den Bäumen, die spärlich auf der Höhe des Hügels standen, fielen lange Schatten über den Rasen hin. Einen Moment lang dachte Casanova, ob nicht am Ende jemand hier vorbei kommen könnte? Doch der Pfad, der längs der Mauer zur rückwärtigen Gartentür lief, wurde wohl nur von Olivo und den Seinen benutzt. Es fiel Casanova ein, daß er nun vielleicht die letzten Minuten seines Daseins durchlebte, und er wunderte sich, daß er vollkommen ruhig war. Herr Voltaire hat Glück, dachte er flüchtig; aber im Grunde war ihm Voltaire höchst gleichgültig, und er hätte gewünscht in dieser Stunde holdere Bilder vor seine Seele zaubern zu können als das widerliche Vogelgesicht des alten Literaten. War es übrigens nicht sonderbar, daß jenseits der Mauer in den Wipfeln der Bäume keine Vögel sangen! Das Wetter würde sich wohl ändern. Doch was ging ihn das Wetter an? Er wollte lieber Marcolinens gedenken, der Wonnen, die er in ihren Armen genossen, und die er nun teuer bezahlen sollte. Teuer? – Wohlfeil genug! Ein paar Greisenjahre – in

Elend und Niedrigkeit ... Was hatte er noch zu tun auf der Welt? ... Herrn Bragadino vergiften? – War es der Mühe wert? Nichts war der Mühe wert ... Wie dünn dort oben die Bäume standen. Er begann sie zu zählen. Fünf ... sieben ... zehn – Sollte ich nichts Wichtigeres zu tun haben? ... – „Ich bin bereit, Herr Chevalier!“ Rasch wandte sich Casanova um. Lorenzi stand ihm gegenüber, herrlich in seiner Nacktheit wie ein junger Gott. Alles Gemeine war aus seinem Antlitz weggelöscht; er schien so bereit zu töten als zu sterben. – Wenn ich meinen Degen hinwürfe? dachte Casanova. Wenn ich ihn umarmte? Er ließ den Mantel von seinen Schultern gleiten und stand nun da wie Lorenzi, schlank und nackt. Lorenzi senkte den Degen zum Gruß nach den Regeln der Fechtkunst, Casanova gab den Gruß zurück; im nächsten Augenblick kreuzten sie die Klingen, und silbernes Morgenlicht spielte glitzernd von Stahl zu Stahl. Wie lang ist es nur her, dachte Casanova, seit ich zum letztenmal einem Gegner mit dem Degen gegenübergestanden bin? Doch keines seiner ernsthafteren Duelle wollte ihm jetzt einfallen, sondern nur die Fechtübungen, die er vor zehn Jahren noch mit Costa, seinem Kammerdiener, abzuhalten pflegte, dem Lumpen, der ihm später mit hundertfünfzigtausend Lire durchgegangen war. Immerhin, dachte Casanova, er war ein tüchtiger Fechter; – und auch ich habe nichts verlernt! Sein Arm war sicher, seine Hand war leicht, sein Auge blickte so scharf wie je. Eine Fabel ist Jugend und Alter, dachte er ... Bin ich nicht ein Gott? Wir beide nicht Götter? Wer uns jetzt sähe? – Es gäbe Damen, die sich's was kosten ließen. Die Schneiden bogen sich, die Spitzen flirrten; nach jeder Berührung der Klingen sang es leise in der Morgenluft nach. Ein Kampf? Nein, ein Turnier ... Warum dieser Blick des Entsetzens, Marcolina? Sind wir nicht beide deiner Liebe wert? Er ist nur jung, ich aber bin Casanova! ... Da sank Lorenzi hin, mit einem Stich mitten ins Herz. Der Degen entfiel seiner Hand, er riß die Augen weit auf, wie im höchsten Erstaunen, hob noch einmal das Haupt, seine Lippen verzogen sich schmerzlich, er ließ das Haupt sinken, seine Nasenflügel öffneten sich weit, ein leises Röcheln, er starb. – Casanova beugte sich zu ihm hinab, kniete neben ihm nieder, sah ein paar Blutstropfen aus der Wunde sickern, führte die Hand ganz nahe an des Gefallenen Mund; kein Hauch des Lebens berührte sie. Ein kühler Schauer floß durch Casanovas Glieder. Er erhob sich und nahm seinen Mantel um. Dann trat er wieder an die Leiche und blickte auf den Jünglingsleib hinab, der in unvergleichlicher Schönheit auf dem Rasen ausgestreckt lag. Ein leises Rauschen ging durch die Stille; es war der Morgenwind, der durch die Wipfel jenseits der Gartenmauer strich. Was tun? fragte sich Casanova. Leute rufen? Olivo? Amalia? Marcolina? – Wozu? Lebendig macht ihn keiner mehr! – Er überlegte mit der kalten

Ruhe, die ihm in den gefährlichsten Momenten seines Daseins immer eigen gewesen war. – Bis man ihn findet, kann es viele Stunden dauern, vielleicht bis zum Abend, auch länger. Bis dahin hab ich Zeit gewonnen, und darauf allein kommt es an. – Er hielt immer noch seinen Degen in der Hand, er sah Blut daran schimmern und wischte es im Grase ab. Der Einfall kam ihm, die Leiche anzukleiden, aber das hätte ihn Minuten verlieren lassen, die kostbar und unwiederbringlich waren. Wie zu einem letzten Opfer beugte er sich nochmals nieder und drückte dem Toten die Augen zu. „Glücklicher," sagte er vor sich hin, und, wie in traumhafter Benommenheit, küßte er den Ermordeten auf die Stirn. Dann erhob er sich rasch und eilte, der Mauer entlang, um die Ecke, nach abwärts biegend der Straße zu. Der Wagen stand an der Kreuzung, wo er ihn verlassen, der Kutscher war auf dem Bock fest eingeschlafen. Casanova hatte acht ihn nicht aufzuwecken, stieg mit äußerster Vorsicht ein, und jetzt erst rief er ihn an: „He! Wird's bald!" und puffte ihn in den Rücken. Der Kutscher schrak auf, schaute um sich, staunte, daß es schon ganz licht war, dann hieb er auf die Rosse ein und fuhr davon. Casanova lehnte sich tief zurück, in den Mantel gehüllt, der einmal Lorenzi gehört hatte. Im Dorf waren nur ein paar Kinder auf der Straße zu sehen; die Männer und Weiber offenbar schon alle bei der Arbeit auf dem Feld. Als die Häuser hinter ihnen lagen, atmete Casanova auf; er öffnete den Reisesack, nahm seine Sachen heraus und begann sich unter dem Schutz des Mantels anzukleiden, nicht ohne Sorge, daß der Kutscher sich umdrehen und ihm seines Fahrgastes sonderbares Gebaren auffallen könnte. Doch nichts dergleichen geschah; Casanova konnte sich ungestört fertig machen, brachte Lorenzis Mantel im Sack unter und nahm wieder den seinen um. Er blickte nach dem Himmel, der sich indes getrübt hatte. Er fühlte sich nicht müde, vielmehr aufs höchste angespannt und überwach. Er überdachte seine Lage und kam, wie immer er sie betrachtete, zu dem Schluß, daß sie wohl einigermaßen bedenklich war, aber nicht so gefährlich, wie sie ängstlichern Gemütern vielleicht erschienen wäre. Daß man ihn sofort verdächtigen würde, Lorenzi getötet zu haben, war freilich wahrscheinlich; aber keiner konnte zweifeln, daß es im ehrlichen Zweikampf geschehen war, und besser noch: er war von Lorenzi überfallen, zum Duell gezwungen worden, und niemand durfte es ihm als Verbrechen anrechnen, daß er sich zur Wehr gesetzt hatte. Aber warum hatte er ihn auf dem Rasen liegen lassen wie einen toten Hund? Auch das durfte ihm niemand zum Vorwurf machen: rasche Flucht war sein gutes Recht, beinahe seine Pflicht gewesen. Lorenzi hätte es nicht anders gemacht. Aber konnte ihn Venedig nicht ausliefern? Sofort nach seiner Ankunft wollte er sich in den Schutz seines Gönners Bragadino stellen. Aber bezichtigte er sich so nicht selbst einer

Tat, die am Ende unentdeckt bleiben oder doch nicht ihm zur Last gelegt werden würde? Gab es überhaupt einen Beweis gegen ihn? War er nicht nach Venedig berufen? Wer durfte sagen, daß es eine Flucht war? Der Kutscher etwa, der die halbe Nacht an der Straße gewartet? Mit noch ein paar Goldstücken war ihm das Maul gestopft. So liefen seine Gedanken im Kreise. Plötzlich war ihm, als hörte er hinter seinem Rücken das Getrabe von Pferden. Schon? war sein erster Gedanke. Er steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus, sah nach rückwärts, die Straße war leer. Sie waren an einem Gehöft vorbeigefahren; es war der Widerhall vom Hufschlag seiner eigenen Pferde gewesen. Daß er sich getäuscht hatte, beruhigte ihn für eine Weile so sehr, als wäre nun jede Gefahr ein für allemal vorüber. Dort ragten die Türme von Mantua . . . „Vorwärts, vorwärts," sagte er vor sich hin; denn er wollte gar nicht, daß es der Kutscher hörte. Der aber, in der Nähe des Ziels, ließ die Rosse aus eigenem Antrieb immer rascher laufen; bald waren sie am Tor, durch das Casanova vor noch nicht zweimal vierundzwanzig Stunden mit Olivo die Stadt verlassen; er gab dem Kutscher den Namen des Gasthofs an, vor dem er zu halten hätte; nach wenigen Minuten zeigte sich das Schild mit dem goldenen Löwen, und Casanova sprang aus dem Wagen. In der Tür stand die Wirtin; frisch, mit lachendem Gesicht, und schien nicht übel gelaunt Casanova zu empfangen, wie man eben einen Geliebten empfängt, der nach unerwünschter Abwesenheit als ein Heißersehnter wiederkehrt; er aber wies mit einem ärgerlichen Blick auf den Kutscher wie auf einen lästigen Zeugen und hieß ihn dann sich an Speise und Trank nach Herzenslust gütlich tun. „Ein Brief aus Venedig ist gestern abend für Sie angekommen, Herr Chevalier," sagte die Wirtin. — „Noch einer?" fragte Casanova und lief die Treppen hinauf in sein Zimmer. Die Wirtin folgte ihm. Auf dem Tisch lag ein versiegeltes Schreiben. In höchster Erregung öffnete es Casanova. — Ein Widerruf? dachte er in Angst. Doch als er gelesen, erheiterte sich sein Gesicht. Es waren ein paar Zeilen von Bragadino mit einer Anweisung auf zweihundertfünfzig Lire, die beilag, damit er seine Reise, wenn er etwa dazu entschlossen, auch nicht einen Tag mehr aufzuschieben genötigt sei. Casanova wandte sich zu der Wirtin und erklärte ihr mit einer angenommenen verdrießlichen Miene, daß er leider gezwungen sei, schon in dieser selben Stunde seine Reise fortzusetzen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, die Stelle zu verlieren, die ihm sein Freund Bragadino in Venedig verschafft habe und um die hundert Bewerber da seien: Aber, setzte er gleich hinzu, als er bedrohliche Wolken auf der Wirtin Stirn aufziehen sah, er wolle sich die Stelle nur erst einmal sichern, sein Dekret — nämlich als Sekretär des hohen Rats von Venedig — in Empfang nehmen, dann, wenn er einmal in Amt und Würden sei, werde

er sofort einen Urlaub verlangen, um seine Angelegenheiten in Mantua zu ordnen, den könne man ihm natürlich nicht verweigern; er lasse ja sogar seine meisten Habseligkeiten hier zurück – und dann, dann hänge es nur von seiner teuern, von seiner entzückenden Freundin ab, ob sie nicht ihr Wirtsgeschäft hier aufgeben und ihm als seine Gattin nach Venedig folgen wolle . . . Sie fiel ihm um den Hals und fragte ihn mit schwimmenden Augen, ob sie ihm nicht vor seiner Abfahrt wenigstens ein tüchtiges Frühstück ins Zimmer bringen dürfe. Er wußte, daß es auf eine Abschiedsfeier abgesehen war, zu der er nicht das geringste Verlangen verspürte, doch er erklärte sich einverstanden, um sie nur endlich einmal los zu sein; als sie die Treppe hinunter war, packte er noch von Wäsche und Büchern, was er am dringendsten benötigte, in seine Tasche, begab sich in die Wirtsstube, wo er den Kutscher bei einem reichlichen Mahle fand, und fragte ihn, ob er – gegen eine Summe, die den gewöhnlichen Preis um das Doppelte überstieg, bereit wäre, sofort mit den gleichen Pferden in der Richtung gegen Venedig zu fahren, bis zur nächsten Poststation. Der Kutscher schlug ohne weiteres ein, und so war Casanova für den Augenblick die schlimmste Sorge los. Die Wirtin trat ein, zornrot im Gesicht, und fragte ihn, ob er vergessen habe, daß sein Frühstück ihn auf dem Zimmer erwarte. Casanova erwiderte ihr in der unbefangensten Weise, er habe es keineswegs vergessen, und bat sie zugleich, da es ihm an Zeit mangle, das Bankhaus aufzusuchen, auf das sein Wechsel ausgestellt war, ihm gegen die Anweisung, die er ihr überreichte zweihundertfünfzig Lire auszuhändigen. Während sie lief das Geld zu holen, ging Casanova auf sein Zimmer und begann mit einer wahrhaft tierischen Gier das Essen hinunterzuschlingen, das bereitgestellt war. Er ließ sich nicht stören, da die Wirtin erschien, steckte nur rasch das Geld ein, das sie ihm gebracht hatte; – als er fertig war, wandte er sich der Frau zu, die zärtlich an seine Seite gerückt war, nun endlich ihre Stunde für gekommen hielt und in nicht mißzuverstehender Weise ihre Arme gegen ihn ausbreitete, – er umschlang sie heftig, küßte sie auf beide Wangen, drückte sie an sich, und als sie bereit schien ihm nichts mehr zu versagen, riß er sich mit den Worten: „Ich muß fort . . . auf Wiedersehen!“ so heftig von ihr los, daß sie nach rückwärts in die Ecke des Sofas fiel. Der Ausdruck ihrer Mienen, in seiner Mischung von Enttäuschung, Zorn, Ohnmacht, hatte etwas so unwiderstehlich Komisches, daß Casanova, während er die Türe hinter sich zuschloß, sich nicht enthalten konnte laut aufzulachen.

Daß sein Fahrgast es eilig hatte, konnte dem Kutscher nicht entgangen sein; sich über die Gründe Gedanken zu machen, war er nicht verpflichtet; jedenfalls saß er fahrtbereit auf dem Bock, als Casanova aus der Tür des Gasthofs trat, und hieb mächtig auf die Pferde ein, sobald jener ein=

gestiegen war. Auch hielt er es für richtig, nicht mitten durch die Stadt zu fahren, sondern umkreiste sie, um an ihrem anderen Ende wieder auf die Landstraße zu geraten. Noch stand die Sonne nicht hoch, es fehlten drei Stunden auf Mittag. Casanova dachte: Es ist sehr wohl möglich, daß man den toten Lorenzi noch nicht einmal gefunden hat. Daß er selbst Lorenzi umgebracht hatte, kam ihm kaum recht zu Bewußtsein; er war nur froh, daß er sich immer weiter von Mantua entfernte, daß ihm endlich für eine Weile Ruhe gegönnt war... Er verfiel in den tiefsten Schlaf seines Lebens, der gewissermaßen zwei Tage und zwei Nächte dauerte; denn die kurzen Unterbrechungen, die das Wechseln der Pferde notwendig machte, und während deren er in Wirtsstuben saß, vor Posthäusern auf- und abging, mit Postmeistern, Wirten, Zollwächtern, Reisenden gleichgültige Zufallsworte tauschte, hatte er als Einzelvorfälle nicht im Gedächtnis zu bewahren vermocht. So floß später die Erinnerung dieser zwei Tage und Nächte mit dem Traum zusammen, den er in Marcolinens Bett geträumt, und auch der Zweikampf der zwei nackten Menschen auf einem grünen Rasen im Frühsonnenschein gehörte irgendwie zu diesem Traum, in dem er manchmal in einer rätselhaften Weise nicht Casanova, sondern Lorenzi, nicht der Sieger, sondern der Gefallene, nicht der Entfliehende, sondern der Tote war, um dessen blassen Jünglingsleib einsamer Morgenwind spielte; und beide, er selbst und Lorenzi, waren nicht wirklicher als die Senatoren in den roten Purpurmänteln, die als Bettler vor ihm auf den Knien herumgerutscht waren, und nicht weniger wirklich als jener ans Geländer irgendeiner Brücke gelehnte Alte, dem er in der Abenddämmerung aus dem Wagen ein Almosen zugeworfen hatte. Hätte Casanova nicht mittelst seiner Urteilskraft das Erlebte und Geträumte auseinanderzuhalten vermocht, so hätte er sich einbilden können, daß er in Marcolinens Armen in einen wirren Traum verfallen war, aus dem er erst beim Anblick des Campanile von Venedig erwachte.

Es war am dritten Morgen seiner Reise, daß er, von Mestre aus, den Glockenturm nach mehr als zwanzig Jahren der Sehnsucht zum erstenmal wieder erschaute, — ein graues Steingebilde, das einsam ragend aus der Dämmerung wie aus weiter Ferne vor ihm auftauchte. Aber er wußte, daß ihn jetzt nur mehr eine Fahrt von zwei Stunden von der geliebten Stadt trennte, in der er jung gewesen war. Er entlohnte den Kutscher, ohne zu wissen, ob es der vierte, fünfte oder sechste war, mit dem er seit Mantua abzurechnen hatte, und eilte, von einem Jungen gefolgt, der ihm das Gepäck nachtrug, durch die armseligen Straßen zum Hafen, um das Marktschiff zu erreichen, das heute noch, wie vor fünfundzwanzig Jahren, um sechs Uhr nach Venedig abging. Es schien nur noch auf ihn gewartet zu haben; kaum hatte er unter Weibern, die ihre

Ware zur Stadt brachten, kleinen Geschäftsleuten, Handwerkern auf einer schmalen Bank seinen Platz eingenommen, als sich das Schiff in Bewegung setzte. Der Himmel war trüb; Dunst lag auf den Lagunen; es roch nach faulem Wasser, nach feuchtem Holz, nach Fischen und nach frischem Obst. Immer höher ragte der Campanile, andere Türme zeichneten sich in der Luft ab, Kirchenkuppeln wurden sichtbar; von irgendeinem Dach, von zweien, von vielen glänzte der Strahl der Morgensonne ihm entgegen; – Häuser rückten auseinander, wuchsen in die Höhe; Schiffe, größere und kleinere, tauchten aus dem Nebel; Grüße von einem zum andern wurden getauscht. Das Geschwätz rings um ihn wurde lauter; ein kleines Mädchen bot ihm Trauben zum Kauf; er verzehrte die blauen Beeren, spuckte die Schalen nach der Art seiner Landsleute hinter sich über Bord und ließ sich in ein Gespräch mit irgendeinem Menschen ein, der seine Befriedigung darüber äußerte, daß nun endlich schönes Wetter anzubrechen scheine. Wie, es hatte hier drei Tage lang geregnet? Er wußte nichts davon; er kam aus dem Süden, aus Neapel, aus Rom... Schon fuhr das Schiff durch die Kanäle der Vorstadt; schmutzige Häuser starrten ihn aus trüben Fenstern wie mit blöden fremden Augen an, zwei-, dreimal hielt das Schiff an, ein paar junge Leute, einer mit einer großen Mappe unterm Arm, Weiber mit Körben stiegen aus; – nun kam man in freundlichere Bezirke. War dies nicht die Kirche, in der Martina zur Beichte gegangen war? – Und dies nicht das Haus, in dem er die blasse todkranke Agate auf seine Weise wieder rot und gesund gemacht hatte? – Und hatte er in jenem nicht den schuftigen Bruder der reizenden Silvia braun und blau geprügelt? Und in jenem Seitenkanal das kleine gelbliche Haus, auf dessen wasserbespülten Stufen ein dickes Frauenzimmer mit nackten Füßen stand... Ehe er sich noch zu besinnen vermochte, welche Erscheinung aus fernen Jugendtagen er dahin zu versetzen hatte, war das Schiff in den großen Kanal eingelenkt und fuhr nun auf der breiten Wasserstraße langsam zwischen Palästen weiter. Es war Casanova, von seinem Traume her, als wär er erst tags vorher denselben Weg gefahren. An der Rialtobrücke stieg er aus; denn eh er sich zu Herrn Bragadino begab, wollte er in einem nahen kleinen wohlfeilen Gasthof, dessen er sich der Lage, aber nicht dem Namen nach erinnerte, sein Gepäck unterbringen und sich eines Zimmers versichern. Er fand das Haus verfallener, oder mindestens vernachlässigter, als er es im Gedächtnis bewahrt hatte; ein verdrossener unrasierter Kellner wies ihm einen wenig freundlichen Raum mit der Aussicht auf die fensterlose Mauer eines gegenüberliegenden Hauses an. Doch Casanova wollte keine Zeit verlieren; auch war ihm, da sich seine Barschaft auf der Reise beinahe gänzlich erschöpft hatte, der niedrige Preis des Zimmers sehr er-

wünscht; so beschloß er vorläufig hier zu bleiben, befreite sich vom Staub und Schmutz der langen Reise, überlegte eine Weile, ob er sich in sein Prachtgewand werfen sollte, fand es dann doch angemessen, wieder das bescheidenere anzuziehen, und verließ endlich den Gasthof. Nur hundert Schritte waren es, durch ein schmales Gäßchen und über eine Brücke, zu dem kleinen vornehmen Palazzo, in dem Bragadino wohnte. Ein junger Bedienter mit einem ziemlich unverschämten Gesicht nahm Casanovas Anmeldung entgegen, tat, als wenn er den berühmten Namen niemals gehört hätte, kam aber mit einer etwas freundlicheren Miene aus den Gemächern seines Herrn wieder und ließ den Gast eintreten. Bragadino saß an einem nah ans offene Fenster gerückten Tisch beim Frühstück; er wollte sich erheben, was Casanova nicht zuließ. – „Mein teuerer Casanova," rief Bragadino aus, „wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen! Ja, wer hätte gedacht, daß wir uns überhaupt jemals wiedersehen würden?" Und er streckte ihm beide Hände entgegen. Casanova ergriff sie, als wenn er sie küssen wollte, tat es aber nicht und erwiderte die herzliche Begrüßung mit Worten heißen Dankes in der etwas hochtrabenden Art, von der seine Ausdrucksweise bei solchen Gelegenheiten nicht frei war. Bragadino forderte ihn auf, Platz zu nehmen, und fragte ihn vor allem, ob er schon gefrühstückt habe. Als Casanova verneinte, klingelte Bragadino dem Diener und gab ihm die entsprechende Weisung. Als der Diener sich entfernt hatte, äußerte Bragadino seine Befriedigung darüber, daß Casanova das Anerbieten des hohen Rats ohne Vorbehalt angenommen; es werde ihm gewiß nicht zum Nachteil gereichen, daß er sich entschlossen habe, dem Vaterland seine Dienste zu widmen. Casanova entgegnete, daß er sich glücklich schätzen werde, die Zufriedenheit des hohen Rats zu erwerben. – So sprach er und dachte sich sein Teil dabei. Freilich von irgendwelchem Haß gegen Bragadino verspürte er nichts mehr in sich; eher eine gewisse Rührung über den einfältig gewordenen uralten Mann, der ihm da gegenübersaß mit dünngewordenem weißen Bart und rotgeränderten Augen, und dem die Tasse in der mageren Hand zitterte. Als Casanova ihn zum letztenmal gesehen hatte, mochte Bragadino etwa so viel Jahre zählen, als Casanova heute; freilich war er ihm schon damals wie ein Greis erschienen.

Nun brachte der Diener das Frühstück für Casanova, der sich's, ohne sich viel zureden zu lassen, vortrefflich schmecken ließ; da er auf seiner Reise nur hie und da einen spärlichen Imbiß in Hast zu sich genommen. – Ja, Tag und Nacht war er von Mantua bis hierher gereist; – so eilig hatte er's dem hohen Rat seine Bereitwilligkeit, dem edeln Gönner seine unauslöschliche Dankbarkeit zu beweisen: dies brachte er zur Entschuldigung vor für die beinahe unanständige Gier, mit der er die dampfende Schokolade

schlürfte. Durchs Fenster drangen die tausendfältigen Geräusche des Lebens von den großen und kleinen Kanälen; die Rufe der Gondelführer schwebten eintönig über alle andern hin; irgendwo, nicht zu weit, vielleicht in dem Palast gegenüber, — war es nicht der des Fogazari? — sang eine schöne, ziemlich hohe Frauenstimme Koloraturen; sie gehörte offenbar einem sehr jungen Wesen an, einem Wesen, das noch nicht einmal geboren war zur Zeit, da Casanova aus den Bleikammern entflohen war. — Er aß Zwieback und Butter, Eier, kaltes Fleisch; und entschuldigte sich immer wieder ob seiner Unersättlichkeit bei Bragadino, der ihm vergnügt zusah. „Ich lieb es," sagte er, „wenn junge Leute Appetit haben! Und so viel ich mich erinnere, mein teuerer Casanova, hat es Ihnen daran nie gefehlt!" Und er entsann sich eines Mahls, das er in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft gemeinsam mit Casanova genossen — vielmehr, bei dem er seinem jungen Freunde bewundernd zugeschaut hatte wie heute; denn er selbst war damals noch nicht so weit gewesen, es war nämlich kurz nachdem Casanova den Arzt hinausgeworfen, der den armen Bragadino durch die ewigen Aderlasse fast ins Grab gebracht hatte . . . Sie redeten von vergangenen Zeiten; ja — damals war das Leben in Venedig schöner gewesen als heute. — „Nicht überall," sagte Casanova und spielte durch ein feines Lächeln auf die Bleidächer an. Bragadino wehrte mit einer Handbewegung ab, als wäre nun nicht die Stunde, sich solcher kleiner Unannehmlichkeiten zu erinnern. Übrigens, er, Bragadino, hatte auch damals alles mögliche versucht, um Casanova vor der Strafe zu retten, wenn auch leider vergeblich. Ja, wenn er schon damals dem Rat der Zehn angehört hätte! —

So kamen sie auf politische Angelegenheiten zu reden, und Casanova erfuhr von dem alten Mann, der, von seinem Thema entzündet, den Witz und die ganze Lebendigkeit seiner jüngeren Jahre wiederzufinden schien, gar Vieles und Merkwürdiges über die bedenkliche Geistesrichtung, der ein Teil der Venezianer Jugend neuerdings anzuhängen, und über die gefährlichen Umtriebe, die sich in unverkennbaren Zeichen anzukündigen begännen; und er war gar nicht übel vorbereitet, als er sich noch am Abend desselben Tags, den er, in sein trübseliges Gasthofzimmer eingeschlossen, nur zur Beschwichtigung seiner vielfach aufgestörten Seele mit dem Ordnen und teilweisen Verbrennen von Papieren verbracht hatte, in das Café Quadri am Markusplatz verfügte, das als Hauptversammlungsort der Freidenker und Umstürzler galt. Durch einen alten Musiker, der ihn sofort wiedererkannte, den einstigen Kapellmeister des Theaters San Samuele, desselben, in dem Casanova vor dreißig Jahren Geige gespielt hatte, wurde er auf die ungezwungenste Weise in eine Gesellschaft von meist jüngeren Leuten eingeführt, deren Namen ihm von seinem Morgengespräch mit Bragadino her als besonders verdächtige in Erinnerung verblieben waren.

Sein eigener Name aber schien auf die andern keineswegs in der Art zu wirken, die zu erwarten er berechtigt gewesen wäre; ja die meisten wußten offenbar nicht mehr von Casanova, als daß er vor langer Zeit aus irgendeinem Grunde oder vielleicht auch ganz unschuldig in den Bleikammern gefangen gesessen und unter allerlei Fährlichkeiten von dort entkommen war. Das Büchlein, in dem er schon vor Jahren seine Flucht so lebendig geschildert hatte, war zwar nicht unbekannt geblieben, doch mit der gebührenden Aufmerksamkeit schien es niemand gelesen zu haben. Es machte Casanova einigen Spaß zu denken, daß es nur von ihm abhinge, jedem dieser jungen Herrn baldigst zu persönlichen Erfahrungen über die Lebensbedingungen unter den Bleidächern von Venedig und über die Schwierigkeiten des Entkommens zu verhelfen; aber fern davon einen so boshaften Einfall durchschimmern oder gar erraten zu lassen, verstand er es vielmehr auch hier den Harmlosen und Liebenswürdigen zu spielen und unterhielt bald die Gesellschaft nach seiner Art mit der Erzählung von allerlei heiteren Abenteuern, die ihm auf seiner letzten Reise von Rom hierher begegnet waren; – Geschichten, die, wenn auch im ganzen ziemlich wahr, in Wirklichkeit immerhin fünfzehn bis zwanzig Jahre zurücklagen. Während man ihm noch angeregt zuhörte, brachte irgendwer mit anderen Neuigkeiten die Kunde, daß ein Offizier aus Mantua in der Nähe des Landguts eines Freundes, wo er zu Besuch geweilt, umgebracht und die Leiche von den Räubern bis aufs Hemd ausgeplündert worden wäre. Da dergleichen Überfälle und Mordtaten zu jener Zeit nicht gerade selten vorkamen, erregte der Fall auch in diesem Kreise kein sonderliches Aufsehen, und Casanova fuhr in seiner Erzählung fort, wo man ihn unterbrochen hatte, – als ginge ihn die Sache so wenig an wie die übrigen; ja, von einer Unruhe befreit, die er sich nur nicht recht eingestanden hatte, fand er noch lustigere und frechere Worte als vorher.

Mitternacht war vorbei, als er, nach flüchtigem Abschied von seinen neuen Bekannten, unbegleitet auf den weiten leeren Platz hinaustrat, über dem sternenlos, doch ruhelos flimmernd, ein dunstschwerer Himmel hing. Mit einer Art von schlafwandlerischer Sicherheit, ohne sich eigentlich bewußt zu werden, daß er ihn in dieser Stunde nach einem Vierteljahrhundert zum ersten Male wieder ging, fand er den Weg durch enge Gäßchen zwischen dunklen Häusermauern und über schmale Brückenstege, unter denen die schwärzlichen Kanäle den ewigen Wassern zu zogen, nach seinem elenden Gasthof, dessen Tor erst auf wiederholtes Klopfen sich träg und unfreundlich vor ihm öffnete; – und wenige Minuten später, in einer schmerzenden Müdigkeit, die durch seine Glieder lastete, ohne sie zu lösen, mit einem bittern Nachgeschmack auf den Lippen, den er gleichsam aus dem Innersten seines Wesens nach oben steigen fühlte, warf er sich nur

halb ausgekleidet auf ein schlechtes Bett, um nach fünfundzwanzig Jahren der Verbannung den ersten, so lang ersehnten Heimatsschlaf zu tun, der endlich, bei anbrechendem Morgen, traumlos und dumpf, sich des alten Abenteurers erbarmte.

Anmerkung

Ein Besuch Casanovas bei Voltaire in Ferney hat tatsächlich stattgefunden, doch alle in der vorstehenden Novelle daran geknüpften Folgerungen, wie insbesondere die, daß Casanova sich mit einer gegen Voltaire gerichteten Streitschrift beschäftigt hätte, haben mit der geschichtlichen Wahrheit nichts zu tun. Historisch ist ferner, daß Casanova sich im Alter zwischen fünfzig und sechzig genötigt sah, in seiner Vaterstadt Venedig Spionendienste zu leisten; wie man auch über manche andre frühere Erlebnisse des berühmten Abenteurers, deren im Verlaufe der Novelle beiläufig Erwähnung geschieht, in seinen „Erinnerungen" ausführlichere und getreuere Nachrichten finden kann. Im übrigen ist die ganze Erzählung von „Casanovas Heimfahrt" frei erfunden. A. S.

Die europäische Politik Rußlands

Vertrauliche Denkschrift, zusammengestellt im Sommer 1912, in Voraussicht des Weltkrieges und der Rußland drohenden Katastrophe, und der Regierung überreicht im Oktober 1912

von Baron Roman Rosen,

ehemaligem russischen Botschafter in Washington

Deutsch von Dr. jur. Ullrich, Korrespondent der Kölnischen Zeitung

Nach dem beklagenswerten Ausgange des russisch-japanischen Krieges und unserer gesamten Politik im fernen Osten, die durch das Abenteuer von Leuten hervorgerufen worden war, die sich von der ungeheuren Bedeutung der ostasiatischen Interessen Rußlands für dessen Zukunft keine Rechenschaft ablegten, und die deshalb so abenteuerlich wurde, weil sie nicht rechtzeitig mit allen Kräften des Staates unterstützt worden war, hat sich anscheinend in der öffentlichen Meinung der Gedanke befestigt, Rußland müsse von neuem das Schwergewicht seiner politischen Interessen ausschließlich nach Europa verlegen.

Um diesen Gedanken in der Voraussetzung, ihn der zukünftigen Richtung unserer Politik zugrunde zu legen, richtig zu würdigen, lohnt es, auf die Geschichte unserer Beziehungen zu Europa zurückzugreifen und sich klarzumachen, welches die Ergebnisse unserer europäischen Politik in den letzten zwei Jahrhunderten waren.

Solange die europäische Politik Rußlands nur ganz bestimmt begrenzte Ziele verfolgte, die den tatsächlichen Bedürfnissen des Staates entsprachen und praktisch erreichbar waren, hatte diese Politik vollen Erfolg. Alle Aufgaben, die von dem weitblickenden Genius Peters des Großen vorgezeichnet worden waren, deren Ausführung er begonnen hatte, waren von seinen Nachfolgern Katharina der Großen und Alexander dem Ersten erfüllt: Die Küsten nicht nur des Finnischen Meerbusens und des Baltikums, sondern auch des Schwarzen Meeres waren russisch geworden. Mit der Zurückgabe der von Polen geraubten Gebiete mit rein russischer Bevölkerung, der Erwerbung Finnlands, des Zartums Polen und Beßarabiens schien Rußland die natürlichen Grenzen seiner Ausdehnung auf dem europäischen Kontinent erreicht zu haben, mit Ausnahme vielleicht des Teiles von Galizien mit überwiegender Bevölkerung kleinrussischen Stammes, der bei der Teilung Polens an Österreich gefallen war. Man kann sogar darüber streiten, ob tatsächlich den Interessen Rußlands die Einverleibung des Zartums Polen mit seiner rein polnischen Bevölkerung entsprach. Schwerlich aber kann man daran zweifeln, daß weitere territo-

riale Erwerbungen in Europa, selbst wenn sie praktisch zu verwirklichen gewesen wären, für Rußland nur eine Quelle der Schwäche gewesen wären und es vielleicht mit dem Auseinanderfall bedroht hätten.

Nach dem ruhmreichen Freiheitskriege und dem siegreichen Marsch der russischen Truppen mit den Verbündeten nach Paris nahm Rußland in Europa eine bis zu einem gewissen Grade dominierende Stellung im Konzert der Kontinentalmächte ein, die es bis zum Kriege 1854—55 behielt. Diese Stellung Rußlands in Europa, so schmeichelhaft sie auch für unser nationales Selbstgefühl war, verwickelte uns leider in für Rußland völlig nutzlose Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der verschiedenen europäischen Staaten, in die noch weniger nützliche Beteiligung an der heiligen Allianz, in den für die russischen Interessen unbedingt schädlichen ungarischen Feldzug, schließlich rief sie noch die Koalition der Westmächte gegen Rußland hervor, deren Keime im übrigen schon in der Epoche des Wiener Kongresses gelegt worden waren.

Nach der Niederlage, die uns durch diese Koalition in der Krim beigebracht worden war, und nach dem für die Würde Rußlands verletzenden Pariser Frieden trat in unserer europäischen Politik eine gewisse Ruhe ein, die vom Fürsten Gortschakow mit seinem bekannten geistreichen Wort charakterisiert wurde: la Russie ne boule pas, elle se recueille.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt die Erwärmung unserer öffentlichen Meinung für die sogenannten historischen Aufgaben Rußlands im nahen Orient und „die große slawische Idee", eine Begeisterung, die noch jetzt anhält, wobei über das Wesen dieser Aufgaben und dieser Idee die allernebelhaftesten Vorstellungen überwogen.

Sie sehen die Hauptaufgabe Rußlands in der Eroberung, wenn nicht Konstantinopels, so doch wenigstens der Dardanellen. Andere sahen und sehen die wichtigste historische Mission Rußlands nicht nur in der Befreiung der Balkanslawen vom türkischen Joch, sondern auch darin, diese gegen das Vordringen des Germanentums in der Gestalt Österreichs zu schützen und das Überwiegen unseres politischen Einflusses in den von uns befreiten slawischen Balkanstaaten herbeizuführen und zu sichern.

Der Einfluß dieser Ideen, die von unserer gesamten Presse fast ohne Ausnahme propagiert wurden, auf die Richtung unserer Politik hat sich in folgendem gezeigt:

Er hat uns in den Krieg von 1877—78 hineingezogen. Dieser Krieg hat dem russischen Volke außer dem unfruchtbaren Ruhm höchsten, beispiellos edelmütigen und uneigennützigen Heldentums für die Brüder nur die Bitterkeit der Enttäuschung über die Resultate, die mit so großen Opfern an Blut und Vermögen erreicht waren, eingebracht — einer Enttäuschung, die wiederum einen günstigen Boden für die blutige Saat bil=

dete, die reichlich von den inneren Feinden Rußlands für die Revolution ausgestreut wurde.

Er diente als Ausgangspunkt dafür, daß man Rußland ungeheuerliche Eroberungspläne bald in Verbindung mit der Erwerbung der Dardanellen zuschrieb, bald mit dem Schreckgespenst des Panslawismus, wodurch man allgemeines Mißtrauen gegen seine Politik erregte, was in dem einmütigen Widerstand, den Rußland auf dem Berliner Kongreß fand, zum Ausdruck kam.

Der Einfluß dieser Ideen war auch die Ursache für den Zerfall mit Deutschland und den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses (wie Bismarck in seinen sehr offenherzigen „Gedanken und Erinnerungen" erzählt) und der Auflösung des Dreikaiser-Bündnisses, das die Sicherheit unserer Westgrenze völlig garantiert hatte.

Der Einfluß dieser Ideen trieb uns zum Abschluß des Bündnisses mit Frankreich, das uns in die Sphäre der Rußland völlig fremden Interessen, der französischen Revanche für Sedan und der Rückeroberung Elsaß-Lothringens verwickelte, in jüngster Zeit auch in den englisch-deutschen Antagonismus, aus denen der zukünftige europäische Krieg sich entwickeln muß.

Dieser Einfluß war auch die indirekte Ursache unseres bewaffneten Konfliktes mit Japan, weil er uns hinderte, rechtzeitig mit allen Kräften des Staates unsere ostasiatische Politik zu stützen, wodurch allein dieser Konflikt hätte verhindert werden können. Dieser Einfluß war eine der Hauptursachen unserer Niederlagen, weil er uns zwang, unsere besten Truppen untätig an der Westgrenze stehen zu lassen, während unsere Reservetruppen in der fernen Mandschurei eine Katastrophe erlebten.

Schließlich ist auch nur mit diesem Einfluß unser durch keinerlei Notwendigkeit begründeter Versuch der Einmischung in die Frage der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich zu erklären, obgleich diese Frage mit unserer Zustimmung prinzipiell bereits auf dem Berliner Kongresse entschieden war. Das Mißlingen dieses Versuchs schlug unserer nationalen Eigenliebe eine empfindliche Wunde, wir hatten hierbei Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, wie wenig wirksam die anscheinend ziemlich ungern gegebene Unterstützung der beiden anderen Mächte der Entente war, gar nicht zu reden von der direkten Weigerung Englands, die von uns angeregte Dardanellenfrage zur Erörterung zu stellen.

Infolge des in seinen Wirkungen ernsten Einflusses, den die Erwärmung der öffentlichen Meinung für die sogenannten historischen Aufgaben Rußlands im nahen Orient und die große slawische Idee auf die Richtung unserer Politik ausübten und noch ausüben, muß man untersuchen,

wieweit diese Aufgaben tatsächlich den Interessen Rußlands entsprechen und überhaupt praktisch ausführbar sind, und ferner die Frage, ob die große slawische Idee als Leitstern für unsere Politik dienen kann.

Wenn wir uns zuerst der Klärung dieser Frage zuwenden, so sehen wir, daß die große slawische Idee um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf nichtpolitischem, sondern rein literarischem Boden entstanden ist, und daß bisher keiner der Verkünder dieser Idee imstande gewesen ist, sie aus dem Gebiet des nachdenklichen Sentimentalismus zu erheben und ihr klar umrissene Gestalt zu geben, die die Basis für vernünftige politische Erwägungen abgeben könnte. Die poetischen Vorstellungen von jener idealen Zukunft, in der alle slawischen Ströme sich in das russische Meer ergießen werden, sowie die heutigen wortreichen Ergüsse unserer Schriftsteller und Redner aus dem slawophilen Lager über die friedlich kulturelle Vereinigung des Slawentums unter der Führung Rußlands wurzeln ebenfalls im Reiche der Phantasie und entbehren jeder realen Grundlage. Alle Unternehmungen, die von solchen Ideen inspiriert sind, wie zum Beispiel die allslawische Bank, die Ausstellungen russischer Waren, Büchermagazine in slawischen Ländern usw., lassen sich entweder überhaupt nicht verwirklichen oder fristen ein kümmerliches Dasein. Im übrigen ist der Mißerfolg aller Versuche, künstlich eine kulturelle Einheit (was man auch immer unter diesem nebelhaften Ausdruck verstehen mag) zwischen Rußland und dem Slawentum zu schaffen, offenbar von vornherein schon deshalb sicher, weil eine solche Einheit, so wünschenswert sie auch vom Standpunkt der Idee aus sein mag, keinerlei realen Interessen weder Rußlands noch des Slawentums entspricht.

Im Gebiet der materiellen Kultur bedarf Rußland nicht des Slawentums und das Slawentum nicht Rußlands. Diese Kultur steht in den slawischen Gebieten Österreichs keineswegs auf einem niederen Niveau als in Rußland, in Böhmen zum Beispiel sogar vielleicht auf einem höheren. In den Balkanstaaten könnten unser Handel und Industrie nur mit Verlust mit dem deutsch-österreichischen konkurrieren, während er zuhause über einen ungeheuren Markt mit hohen Schutzzöllen verfügt. Für das Südslawentum werden die Handelsbeziehungen mit dem benachbarten Österreich-Ungarn immer bequemer und vorteilhafter sein als Beziehungen nach dem fernen Rußland.

Ihre geistige Kultur beziehen die Balkanslawen, von den österreichischen gar nicht zu reden, von einer teilweisen künstlichen „Schwabophobie“ abgesehen, wie ganz natürlich aus den westeuropäischen, besonders deutschen Quellen.

Aber auch auf rein gefühlsmäßigem Gebiet kann keine Rede sein von der Vereinigung des Slawentums unter der Vorherrschaft Rußlands,

wenn das zahlreichste und kultivierteste Volk der nicht russischen Slawen, die Polen, wie immer eine unversöhnliche Feindschaft nicht nur gegenüber dem russischen Staate, sondern auch dem russischen Volke zeigen. Die angeblich unbezähmbaren Sympathien der österreichischen Slawen zu Rußland verfolgen in ihren Intrigen offenbar doch nur ein rein egoistisches Ziel, nämlich durch Terrorisierung der österreichischen Regierung mit dem Schreckgespenst des Panslawismus unter Rußlands Führung die ihnen erwünschten Konzessionen zu erlangen. Der Austroslawismus neuester Bildung, der unsere Slawophilen so sehr enttäuscht hat, ist natürlich kein Verrat an der allslawischen Sache, die nur in der Phantasie grübelnder Ideologen besteht, sondern ist begründet und gerechtfertigt in dem richtigen Verständnis des österreichischen Slawentums für seine eigenen realen Interessen.

Unsere dauernden Intrigen in Presse und Wort einiger freiwilliger Politiker mit den österreichischen Slawen haben schließlich Österreich zu dem für uns unerwünschten, wenn nicht sehr gefährlichen Schritte veranlaßt, mit unserem Mazeppismus, den Ukrainophilen und anderen Elementen anzuknüpfen, die dem russischen Staatsgedanken feindlich gegenüberstehen und verräterischerweise an die Zerstückelung Rußlands denken.

Die Ergebenheit der Balkanslawen für Rußland ist zweifellos aufrichtiger Art, aber auch sie beruht weniger auf der Anerkennung einer Stammesverwandtschaft, als auf dem Gefühl der Dankbarkeit für von Rußland so selbstlos erwiesene Wohltaten und der Erwartung weiterer. Aber auch diese Ergebenheit hat ihre Grenzen. Während seiner Gesandtenzeit in Belgrad mußte der Verfasser dieser Denkschrift häufig bittere Bemerkungen allserbischer Patrioten über Rußland hören, weil dieses auf dem Berliner Kongresse die bulgarischen Interessen bevorzugt und die serbischen Österreich geopfert habe. Man mußte ihnen klar machen, daß der Krieg für die Befreiung Bulgariens von Rußland nicht hätte geführt werden können, wenn es sich nicht vorher der Neutralität Österreichs versichert hätte durch Überlassung Bosniens und der Herzegowina, daß nur dank diesem Kriege Serbien von seinem Vasallenverhältnis zur Türkei befreit wurde, daß also die Spitzen der Serben gegen Rußland jeder vernünftigen Begründung entbehren. Das von uns soeben erst befreite und zu selbständigem Leben erweckte Bulgarien verstand es, unsere Versuche, unseren Einfluß zu uns selbst nicht klaren Zwecken auszunutzen, auf das energischste zurückzuweisen, und bedachte sich nicht, Anlehnung bei unseren Feinden zu suchen. Es wäre aber unrichtig, hierin den Beweis von Undankbarkeit zu erblicken von seiten eines Volkes, das zweifellos die große Wohltat hochschätzt, die ihm so edelmütig von Rußland erwiesen worden ist. Es war lediglich der Beweis gesunden staatlichen Instinkts oder sagen

wir selbst Egoismus, der reale politische Interessen höher als alle sentimentalen Erwägungen stellt, mit welchem das bulgarische Volk mehr als andere slawischen Völker begabt ist und der ihm vielleicht die Herrschaft über die Balkaninsel sichert.

So ist das wahre Bild der russisch-slawischen Beziehungen, wie es dem Auge des unparteiischen Beobachters erscheint.

Unsere Gesellschaft ist überhaupt viel zu sehr geneigt, dem Rassen- oder Stammeselement eine Bedeutung beizulegen, die es, wie die Geschichte lehrt, in der internationalen Politik niemals gehabt hat und auch niemals haben kann. In dieser Neigung und Gewohnheit unserer Gesellschaft, das Gebiet abstrakter Ideen und Gefühle, der Sympathie oder Antipathie, mit dem Gebiet der Politik zu vermischen, liegt die Quelle jener Hypnose, unter der sie gegenüber der großen slawischen Idee steht, der Quell des Einflusses, den diese Idee auf die bei uns allgemein anerkannten Vorstellungen über die Aufgaben unserer Politik im nahen Orient hat.

Wenn man zunächst die Frage von Konstantinopel und den Dardanellen beiseite läßt, sieht man, daß nach der bei uns verbreitetsten Auffassung, die von der gesamten Presse fast ohne Ausnahme und dabei mit besonderem Eifer von unserer einflußreichsten Zeitung vertreten wird, Rußlands Hauptaufgabe im nahen Orient darin besteht, die Balkanslawen gegen das Vordringen des Germanentums in der Form Österreichs zu beschützen und dieses mit allen Kräften daran zu hindern, das ihm zugeschriebene Ziel, das Vordringen zum Ägäischen Meere, durchzusetzen, und unter diesen Gesichtspunkten uns in jeder Weise zu bemühen, unseren überwiegenden politischen Einfluß auf die Balkanstaaten zu stützen und zu befestigen. Mit anderen Worten: Rußland muß auf Grund seiner Politik im nahen Orient grundsätzlich feindlich gegen Österreich und seine Balkanpolitik auftreten.

Insofern diese Anschauung der Sorge um die Interessen Rußlands entspringt, müßte sie durch stichhaltige Beweise dafür erhärtet werden, daß der eventuelle Erfolg des Ansturms des Germanentums gegen die Balkanslawen und die Verwirklichung der hypothetischen Absichten der österreichischen Balkanpolitik diesen Interessen einen wesentlichen Schaden zufügten. „Irgendwelche derartigen Beweise aber, außer dem Hinweis auf jene große slawische Idee, können die Verkünder dieser Anschauung nicht anführen, und auf die Frage, worin denn dieser Schaden für die Interessen Rußlands bestehen solle, würde man nur eine Antwort bekommen, nämlich, daß dies dem Prestige und Einfluß Rußlands als führender slawischer Macht unter den slawischen Balkanstaaten, die im Falle eines Zusammenstoßes mit Österreich ein Gegengewicht gegen dieses bilden könnten, den Todesstoß versetzen würde. Hierauf kann man ent-

gegnen, daß wir den Wert so unwägbarer Elemente wie Prestige und Einfluß bei dem ersten Versuch, sie in Bulgarien für unsere eigenen, wenn auch falsch aufgefaßten Interessen zu benutzen, kennengelernt haben, und daß die Unterstützung durch die slawischen Staaten, die zudem durch ein zweifellos bestehendes Übereinkommen zwischen Österreich und Rumänien ausgeglichen wird, bei einem bewaffneten Zusammenstoß mit der Nachbarmonarchie schwerlich besonders große oder gar entscheidende Bedeutung hätte. Im übrigen bewegt sich dieser Gedankengang in einem Zauberkreise: Wir müssen der österreichischen Balkanpolitik entgegenarbeiten, um bei den Balkanslawen die Sympathie zu bewahren und uns ihre Unterstützung für den Kriegsfall mit Österreich zu sichern, dabei ist aber der einzige mögliche Grund zum Kriege zwischen Österreich und Rußland in unserem Widerstand gegen die österreichische Balkanpolitik enthalten.

Wenn andererseits die bei uns so verbreitete Auffassung über unsere Aufgaben im nahen Orient nicht so sehr von der Besorgnis um die Interessen Rußlands inspiriert wird, als durch die altruistischen Sorgen um die Interessen der Balkanslawen, so vergessen die Vertreter dieser Anschauung völlig, daß die bereits um den Preis russischen Blutes befreite unglückliche Bevölkerung Mazedoniens auf dem Berliner Kongreß nur deshalb wieder unter türkischer Herrschaft belassen wurde, weil das Schreckgespenst des Panslawismus, das dank der Rußland wegen der allslawischen Idee zugeschriebenen Expansionsabsichten entstanden war, gegen uns nicht nur Österreich, sondern auch die übrigen europäischen Großmächte in den Harnisch brachte. Diese unglückliche Bevölkerung wurde also hierdurch das unschuldige Opfer des russisch-österreichischen Gegensatzes und des Mißtrauens Europas gegen uns auf Grund derselben Idee, die angeblich als Leitstern unserer Politik dienen soll. Es ist klar, daß eine wirkliche Besserung des Loses dieses Volkes nur möglich ist, wenn der russisch-österreichische Antagonismus in der slawischen Frage beseitigt wird, der bei uns auf dem Boden absolut nicht realer, sondern rein ideeller, ja man kann sagen direkt gespenstischer Vorstellungen entstanden ist. Dieser Antagonismus ist die Ursache der für uns gefährlichen Lage, daß jedesmal, wenn auf dem Balkan Unruhen beginnen, die Möglichkeit der Einmischung Österreichs, als der nach ihrer geographischen Lage am meisten am Balkan interessierten Macht, erscheint und damit für uns die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Österreich und der Verwickelung in einen allgemeinen europäischen Krieg.

Sobald wir uns von dem Fetischdienst für die slawische Idee freimachen, erscheinen unsere Beziehungen zu Österreich sofort unter einem ganz anderen Gesichtswinkel.

Geht man von dem Grundsatz aus, daß wir weder an die Eroberung

Galiziens denken, ja nicht einmal an die Abtrennung des Teiles mit überwiegend kleinrussischer Bevölkerung, den uns bereits Napoleon I. nach der Niederlage Österreichs anbot, und daß wir überhaupt keinerlei aggressive Absichten gegen die Nachbarmonarchie haben, so muß das Ziel unserer Politik nur darin bestehen, möglichst freundschaftliche Beziehungen zu Österreich zu schaffen und zu befestigen, die nicht minder wichtig sind wie die gleichen Beziehungen zu Deutschland zur Sicherung unserer Westgrenze. Dabei müssen wir aber unbedingt mit dem natürlichen Streben unseres Nachbarn, seine Einflußsphäre zu erweitern, rechnen. Eine vernünftige Politik kann man nicht auf der bei unsern Zeitungspolitikern so beliebten Theorie aufbauen, daß es bei uns allein Interessen gibt, bei unsern Nachbarn aber nur Appetite und Ränke. Österreich und Deutschland befinden sich in der Periode des Wachstums und voller Entfaltung ihrer Kräfte, für deren Überschuß sie einen Auslaß brauchen. Der einzige Auslaß ist Österreich durch seine geographische Lage gewiesen. Durch Preußen aus dem deutschen Bunde herausgedrängt, hat es natürlich seine Blicke auf den slawischen Süden geworfen. Dies ist um so natürlicher, als es selbst eine slawische Macht ist (es wäre für uns Zeit, uns mit diesem Gedanken abzufinden) — es ist jetzt schon zu zwei Drittel slawisch und wird es um so mehr werden, je mehr slawische Elemente es in seine Grenzen oder Einflußsphäre aufzunehmen vermag. Diese Richtung der österreichischen Politik entspricht daher zweifellos den Interessen des österreichischen Slawentums. Seine hervorragendsten Führer verstehen dies offenbar sehr gut, wodurch sich auch ihre völlige Sympathie zu der Annexion Bosniens und der Herzegowina erklärt. Österreichs Streben nach dem slawischen Süden berührt reale, nicht eingebildete Interessen Rußlands keineswegs. Im Gegenteil, wenn wir Österreich aggressiver Absichten gegen uns verdächtigen, wäre es in unserem Interesse, sein Vordringen grade in dieser Richtung nicht zu verhindern. Auf dem Wege zum Ägäischen Meer findet es genug Sorgen und Schwierigkeiten, die es zur besonderen Schätzung und Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland anregen, die für uns besonders wichtig sind in Verbindung mit noch einer anderen Frage, die nicht die Balkanpolitik betrifft.

Dies ist die polnische Frage. Mag, wie Paul I. sagte, die Teilung Polens ein Verbrechen gewesen sein, sie ist eine historische Tatsache, die unter den Mächten, die an dem Verbrechen teilgenommen haben, eine Verbindung geschaffen hat, deren Aufrechterhaltung in ihrem gemeinsamen Interesse liegt. Österreich hat es verstanden oder dank einigen Besonderheiten seiner staatlichen Organisation die Möglichkeit gehabt, in dem ihm zugefallenen Galizien eine solche Politik zu treiben, die aus den öster-

reichischen Polen die treuesten Diener der habsburgischen Monarchie machte, und sich dadurch eine Waffe geschaffen, die es gegen seine Mitschuldigen, besonders gegen Rußland, bei einem Bruche mit ihm gebrauchen könnte. Wir sollten auch nicht vergessen, daß wir des materiell und moralisch von Frankreich und England unterstützten polnischen Aufstandes so verhältnismäßig leicht Herr wurden, nur dank der mehr als freundschaftlichen Neutralität, teilweise sogar indirekten Unterstützung Preußens und der wenigstens formellen Neutralität Österreichs. Es wäre also auch unter diesem Gesichtspunkt wünschenswert, daß Österreich durch die Sorgen um seine Balkaninteressen von Intrigen auf dem Boden der polnischen Frage abgelenkt würde. Es muß hierbei darauf hingewiesen werden, daß gewöhnlich mit Anzeichen einer Verschärfung unserer Beziehungen zu Österreich das Erwachen des polnischen Chauvinismus zusammenfällt.

Bei der Betrachtung der anderen angeblich historischen Aufgabe Rußlands im nahen Orient muß vor allen Dingen daran erinnert werden, daß die uns auf Grund dieser Aufgabe zugeschriebenen Absichten auf Konstantinopel und die Dardanellen der Ausgangspunkt jenes Antagonismus waren, der bald offen, bald heimlich die englisch-russischen Beziehungen im Laufe jetzt nun schon fast eines Jahrhunderts beeinflußte, der uns außer dem Mißtrauen fast ganz Europas zu unserer Politik den Kampf gegen eine ganze Koalition eintrug, der mit unserer Niederlage endigte und der uns schließlich hinderte, die von uns begonnene Befreiung der Balkanslawen vom türkischen Joch zu vollenden.

Trotz der offenbaren Undurchführbarkeit dieser Absichten, deren Verwirklichung im übrigen der Beginn des Zerfalls des russischen Reiches wäre, bleibt der Einfluß der finsteren Idee auf die Gemüter in Rußland bestehen, daß es für Rußland notwendig sei, nach dem Besitz Zargrads, der Dardanellen oder wenigstens des Bosporus, als unseres Hausschlüssels, der in unsere Tasche gehört, zu streben.

Die ebenso unvernünftige Idee, daß der Besitz der Dardanellen als Schlüssel zum Mittelmeer diese in einen russischen See verwandeln und Englands Verbindung nach Indien ernstlich bedrohen würde, hat einen hypnotischen Einfluß auf die englische Meinung ausgeübt und übt ihn noch aus. Dies sieht man daraus, daß das Londoner Kabinett es für unmöglich hielt, auf unseren Vorschlag, die Dardanellenfrage zur Erörterung zu stellen, einzugehen, unter Hinweis darauf, daß die öffentliche Meinung noch nicht genügend auf eine Änderung der traditionellen englischen Politik in dem von uns gewünschten Sinne vorbereitet sei.

Auch der Zusatz historisch, der gewöhnlich dieser Aufgabe Rußlands gegeben wird, ist völlig unbegründet, wenn man von dem legendären Feld-

zuge Olegs gegen Zargrad absieht. Weder Peter der Große, noch Katharina haben je eine solche Chimäre verfolgt. Diese großen Monarchen haben sich nur praktisch durchführbare Aufgaben gestellt, und haben sie ausgeführt, dadurch die russischen Waffen mit unsterblichem Ruhme bedeckend. Katharina hat nie an den Plan, Konstantinopel zu erobern, gedacht, ihrer Phantasie schwebte nur ein byzantinisches Reich unter dem Szepter eines russischen Großfürsten vor — das berühmte griechische Projekt.

Trotzdem ist zuzugeben, daß es ein politischer Fehler war, daß wir, als unsere siegreichen Truppen unter den Mauern Konstantinopels standen, auf eine vorübergehende Besetzung der Stadt verzichteten. Der feierliche Einzug in Zargrad wäre ein Triumph gewesen, den unsere Truppen nach den maßlosen Schwierigkeiten des Winterfeldzuges über den Balkan und dem siegreichen Abschluß des mit schweren Niederlagen begonnenen Krieges wohl verdient hatten. Gleichzeitig hätte dies dem Nationalstolze des russischen Volkes die verdiente Genugtuung gewährt, und vielleicht hätte der hieraus entspringende Schwung jene gefährliche Depression verhindert, in die die russische Gesellschaft wegen der Enttäuschung über die Resultate des für Rußland so opfervollen Krieges verfiel.

In der Dardanellenfrage selbst wäre es endlich Zeit, den Gedanken fallen zu lassen, daß sie der „Schlüssel zum russischen Hause" sind. Es ist dies nur eine jener nichts Bestimmtes sagenden Phrasen, die von Millionen wiederholt, ohne sich in ihren eigentlichen Sinn zu vertiefen, schließlich eine einfach hypnotische Wirkung auf die Gemüter ausüben. Tatsächlich können diese Meerengen ebenso wenig als Schlüssel zu unserem Hause gelten, wie der die Einfahrt in die Ostsee öffnende Sund. Außerdem haben wir das maritime Übergewicht im Schwarzen Meere, während es in der Ostsee wahrscheinlich unwiderruflich an unseren Nachbar übergegangen ist, der nach der Stärke seiner Marine als die zweite Seemacht Europas anzusehen ist. Die freie Durchfahrt durch die Dardanellen für die Kriegsflotte im Frieden wäre insofern vorteilhaft, als sie uns ermöglichte, nach Bedarf die baltische Flotte in das Schwarze Meer oder umgekehrt oder nach dem fernen Osten zu überführen. Bei der großen Entfernung zwischen diesen Meeren würde dies aber keine große praktische Bedeutung haben. Aus dem letzten Kriege haben wir die Lehre gezogen, daß die Flotte dauernd da stationiert sein soll, wo sie im Augenblicke der Gefahr notwendig ist. Im Kriege kann die Ausfahrt aus den Dardanellen jederzeit durch die Flotte der Macht, die die Herrschaft zur See besitzt, blockiert werden. Daher hat diese ganze Frage schwerlich die Bedeutung, die man ihr beimißt. Im übrigen dürfen wir überzeugt sein, daß England trotz seiner freundschaftlichen Beziehungen zu uns und trotz der Sinnlosigkeit seines Widerstandes gegen unsere Wünsche niemals auf

die Änderung des Traktats über die prinzipielle Schließung der Dardanellen im Sinne unserer Wünsche eingehen wird.*

Schließlich würde die Besetzung der Meerengen durch uns, um sie zu behalten, die die komplizierte Liquidation der Erbschaft des „kranken Mannes" voraussetzen würde, unbedingt auf den ernstesten Widerstand anderer Mächte, darunter auch Bulgariens, stoßen, die auf die Beteiligung an dieser Erbschaft Anspruch machen. Ob die Behauptung und Sicherung dieser entfernten Position für uns strategisch überhaupt möglich und wenn, unter welcher Anspannung aller Kräfte des Staates möglich wäre, muß zur Entscheidung den allein kompetenten militärischen Sachverständigen überlassen werden. Dabei wurden die bei uns so populären Erwägungen über das Thema von der „Notwendigkeit für Rußland die Dardanellen zu besitzen" von Tausenden wiederholt, die sich nicht die Mühe gaben oder auch nicht die Möglichkeit haben, von allen Seiten zu untersuchen, ob die Ausführung dieser, die Verwirklichung ihres Lieblingsgedankens, angeblich wichtigsten Aufgabe überhaupt möglich ist.

Ein wesentliches Interesse Rußlands, und nicht nur Rußlands, sondern aller im Schwarzen Meere Handel treibenden Mächte, besteht darin, daß die Dardanellen immer, im Frieden und im Kriege, für die Handelsschiffahrt freibleiben. Dies wäre nur durch ihre Neutralisierung zu erreichen, nach dem Beispiel der Neutralisierung des Suezkanals, unter der Garantie sämtlicher Großmächte. Nur diese die Sicherheit der Hauptstadt gewährleistende Garantie könnte die Pforte veranlassen, auf ihr unbestreitbares Recht, die Meerengen zu sperren und zu minieren, zu verzichten, eine Maßnahme, die sie zum Beispiel während der Demonstration der italienischen Flotte ergreifen mußte, welche Demonstration vielleicht nicht ohne den Hintergedanken unternommen wurde, Rußland als die durch die Sperrung der Dardanellen am meisten leidende Macht zur aktiven Einmischung in den türkisch-italienischen Konflikt zu veranlassen.

Wenn sich der Verfasser dieser Denkschrift so eingehend mit der Aufklärung des nach seiner Meinung unheilvollen Charakters der mit der großen slawischen Idee verknüpften Interessen und der üblichen Vorstellung von den historischen Aufgaben Rußlands im nahen Orient beschäftigt, so geschieht dies deshalb, weil angesichts der erwähnten Verlegung des

* Dies wurde drei Jahre vor Abschluß des bekannten Abkommens über die zukünftige Teilung des Ottomanischen Reiches geschrieben. Auf dieses sind unsere Verbündeten offenbar nur deshalb eingegangen, weil es erstens nötig war, unserer Diplomatie wenigstens den Schein der Rechtfertigung der Politik, die die Katastrophe dieses Krieges über Rußland gebracht hat, vor dem russischen Volke zu geben. Zweitens, weil die tatsächliche Durchführung dieses Abkommens mehr als fraglich erscheinen mußte.

Schwergewichts unserer Interessen nach Europa und des unverkennbaren Einflusses, den in der Vergangenheit die öffentliche Meinung auf den Kurs unserer Politik hatte, diese Fragen eine große und nach seiner Überzeugung beunruhigende Bedeutung besonders in der Gegenwart gewinnen, wo sich auf dem Balkan Ereignisse vorbereiten, die von vielleicht sehr ernsten Folgen begleitet sein werden.

Selbstverständlich bedeutet die Verschiebung des Zentrums unserer politischen Interessen eine sehr unerwünschte Ablenkung von der Beachtung der zweifellos wichtigsten uns obliegenden Aufgabe, der möglichsten Wiederherstellung unserer verlorenen Stellung in Asien, die außer anderen Gründen hauptsächlich deshalb verloren wurde, weil wir durch die Konjunkturen der europäischen Politik in Verbindung mit dem System von Bündnissen, an denen wir teilnahmen, belastet waren.

Man kann natürlich nicht die unbestreitbare Wahrheit leugnen, daß der russische Staat an den Ufern des Dnjepr und der Moskwa und nicht des Schwarzen Irtysch begründet ist. Es handelt sich aber nicht darum, wo der russische Staat gegründet worden ist, sondern darum, in welcher Richtung er sich entwickeln und ausbreiten muß und wohin Rußland die elementare Gewalt seiner geographischen Lage und die elementare Bewegung des russischen Volkes selbst treibt.

In unserem Zeitalter, in dem sich die führenden Völker Europas in ihren geographischen Grenzen beengt erbittert um Kolonien, neue Märkte und Absatzgebiete schlagen, befindet sich Rußland in einer ausnahmsweise günstigen Lage. In seinem sibirischen Reiche, das allmählich nicht etwa durch die weitsichtige Politik seiner Herrscher, sondern grade durch jene elementare Bewegung des russischen Volkes selbst erobert wurde, besitzt Rußland einen noch auf lange Zeit unerschöpflichen Landvorrat, der von der Natur mit Fruchtbarkeit und unerschöpflichen Reichtümern des Bodens ausgestattet ist und zur Ansiedelung von mehr als hundert Millionen künftiger Geschlechter von Russen genügt. Das Leben der Staaten und Völker rechnet nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten, dieses sibirische Reich als seinen Augapfel zu wahren und für seine Interessen nicht nur in der Gegenwart, sondern in der Zukunft zu sorgen, ist die heiligste Pflicht Rußlands. Der weitsichtigen Politik des ersten russischen Selbstherrschers, der Gelegenheit hatte, persönlich sein sibirisches Reich kennenzulernen und dessen Bedeutung für Rußlands Zukunft zu erfassen, gelang es, für Rußland einen Ausgang zum eisfreien Meere zu erlangen. Rußland brauchte nur seine im fernen Osten errungene glänzende Stellung zu befestigen, was ohne jedes Risiko eines Krieges mit Japan nach dem Vertrage, den dieses uns noch im Jahre 1898 durch Vermittlung des Verfassers dieser Zeilen anbot um den Preis, daß man

lediglich Japan volle Handelsfreiheit in Korea gewährte, möglich war. Doch die Verständigung mit Japan wurde abgelehnt. Der größte Teil unserer Truppen, deren bloße Anwesenheit vielleicht zur Verhütung des Krieges genügt hätte, wurde schleunigst aus der von uns besetzten Mandschurei abberufen, Port Arthur blieb unbefestigt und ohne Ausrüstung, und die Politik, die rechtzeitig mit allen Kräften des Staates unterstützt eine der glänzendsten Seiten der russischen Geschichte hätte bilden können, erlitt eine Katastrophe, und gleichzeitig mit ihr brach der bisherige Glanz der russischen Macht und der Ruhm der russischen Waffen zusammen. Wenn die Politik des Monarchen keine Sympathien in der öffentlichen Meinung fand, die sich entweder gleichgültig oder direkt feindlich zu ihr stellte, und nicht einmal die einmütige Unterstützung der nächsten Räte der Krone, so erklärt sich dies nicht nur aus der Unkenntnis und dem Unverständnis bei unserer öffentlichen Meinung für die außerordentliche Wichtigkeit unserer Interessen im fernen Osten, sondern zweifellos hauptsächlich aus dem Überwiegen der Idee, daß die einzigen Lebensinteressen Rußlands in Europa, das heißt im nahen Orient, konzentriert sind, und aus der Belastung, wie gesagt, durch die Konjunkturen der europäischen Politik in Verbindung mit unseren Bündnisverpflichtungen, die vielleicht sogar mit der Verpflichtung verbunden waren, unsere militärischen Hauptkräfte an der Westgrenze bereit zu halten.

Wie nichtig erscheinen im Vergleich zu dem, was wir im fernen Osten verloren haben, die Interessen, die mit der Frage der Umwandlung des Besitzes Bosniens und der Herzegowina durch Österreich in eine formelle Annexion dieses seines alten, durch den Berliner Vertrag geheiligten Besitzes verknüpft sind oder mit dem Bau der Sandschak-Bahn, der Donau-Adria-Bahn usw.

Dabei erregte sich wegen solcher Interessen die öffentliche Meinung Rußlands, es wurde ein im voraus zum Mißlingen verurteilter diplomatischer Feldzug unternommen, und nur die feste Willenskundgebung des Monarchen rettete Rußland im kritischen Augenblick vor einem vielleicht verhängnisvollen Waffengang mit unsern westlichen Nachbarn. Zweifellos soll und darf eine kluge Politik nicht nach dem Besitz fremden Landes bloß deshalb streben, weil ein solcher Erwerb augenblicklich ohne besonderes Risiko möglich ist. In der Theorie ist dieses Prinzip unbedingt richtig; es wurde von den Gegnern der Annexion der von uns 1900 eroberten Mandschurei geltend gemacht. Damals überwog die Meinung, wir könnten uns mit der Eroberung der Mandschurei durch friedlich kulturelle Mittel begnügen: Eisenbahnen, Russisch-Chinesische Bank usw., ohne die Suveränität Chinas anzutasten, mit Ausnahme lediglich der sogenannten Enteignungszone der ostchinesischen Eisenbahn. Auf diese Weise

glaubte man die ungeheuren Interessen zu sichern, die wir in dieser chinesischen Provinz unter Aufwendung von Hunderten Millionen russischen Volksvermögens erworben hatten. Da diese Anschauung durchdrang, wurde der größte Teil unserer Truppen aus der Mandschurei zurückgezogen, wodurch wir selbst für die Japaner die reichste Beute vorbereiteten, die für sie um so verlockender sein mußte, als unser Verhalten sie davon überzeugte, daß bei uns der feste Entschluß fehlte, unsere Interessen mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Die Beute fiel ihnen zu. Trotzdem gelang es uns, wenigstens einen Teil zu retten, dessen Befestigung unsere erste Sorge sein müßte, ganz davon zu schweigen, daß in der Enteignungszone in der kurzen Zeit unseres uneingeschränkten Schaltens in der Mandschurei eine ganze russische Stadt, Charbin, mit fast 20000 Einwohnern emporwuchs, die keinesfalls auch nur unter die fiktive Suveränität Chinas kommen darf.

Was im übrigen auch unsere Absichten sein mögen, klar ist, daß infolge des Zusammenbruchs des chinesischen Reiches, der Versuche, die Mongolei von China zu trennen und der in nächster Zukunft bevorstehenden Aufrollung der mandschurischen Frage durch Japan nach Ablauf der Pachtzeit für die Halbinsel Laotun uns Aufgaben von größter Wichtigkeit für die Zukunft Rußlands bevorstehn. Diese Aufgaben verdienen zweifellos unsere volle Aufmerksamkeit, um sie befriedigend lösen zu können, ist es mehr als wünschenswert, daß wir nicht durch Komplikationen europäischer Politik gebunden sind. Wenn wir nach diesem kurzen Exkurs, der durch die Erinnerung an die jüngste traurige Vergangenheit hervorgerufen war, zu der Aufgabe zurückkehren, die sich der Verfasser dieser Denkschrift gestellt – Nachweis der Haltlosigkeit der bei uns populären Anschauungen über Rußlands Aufgaben im nahen Osten und der Unzweckmäßigkeit der Mächtegruppierung für Rußlands Interessen, in der wir uns jetzt befinden, muß zunächst die Frage beantwortet werden: Worin bestehen die wahren Interessen Rußlands im nahen Orient.

Diese Interessen bestehen erstens darin, daß die große Tatsache der Befreiung der Balkanvölker vom türkischen Joch, wofür soviel russisches Blut vergossen worden ist, bei der heraufziehenden Krisis nicht vernichtet wird, und darin, daß dieses Mal diese Tatsache vollendet wird, ohne daß Rußland von neuem das Schwert zu ziehen braucht, und schließlich darin, daß die Balkanhalbinsel aufhört der Brandherd Europas zu sein, für Rußland die ständige Bedrohung mit Verwickelungen, die uns zu einem bewaffneten Konflikt mit Österreich und somit in den Weltkrieg führen können.

Hierdurch wird die wahre Aufgabe unserer Politik im nahen Orient bestimmt. Diese Aufgabe steht jetzt in ihrer ganzen drohenden Schwere

vor uns, wo der Krieg entbrannt ist und von seinem Ausgange das ganze Schicksal der Balkanhalbinsel abhängt. Es ist klar, daß diese Aufgabe nicht durch Abkommen über die Aufrechterhaltung des status quo und die Unantastbarkeit der Suveränität des Sultans gelöst werden kann, weil gerade dieser status quo der Ursprung der dauernden Unruhen auf dem Balkan ist und weil die Balkanstaaten sich bereits gemeinsam geweigert haben, ihn anzuerkennen und ihre Lebensinteressen einem von den Großmächten lediglich zur Verdeckung der sie spaltenden Eifersucht aufgestellten Prinzip zu opfern.

Klar ist es auch, daß diese Aufgabe unlösbar ist, solange wir in der traditionellen Stellung gegenüber der österreichischen Balkanpolitik verharren, weil deren Widerstand gegen die Freiheitsbestrebungen der Balkanvölker gerade aus den Befürchtungen entspringt, die ihm unsere traditionelle Slawenpolitik einflößt.

Die jetzige Balkankrisis hat einen für Europa und speziell für Rußland besonders gefährlichen Charakter wegen des jetzigen Systems von Bündnissen, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Der jetzige Zustand Europas zeigt die Großmächte in zwei Lager gespalten, die einander grundsätzlich feindlich gegenüberstehn, so sehr auch amtlich das Gegenteil versichert werden mag.

Unter den Motiven für diese Feindschaft steht der unversöhnliche französisch-deutsche Antagonismus an erster Stelle. Er beruht auf der französischen Revancheidee für Sedan und der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen.

Zu diesem Motiv ist in den letzten Jahren noch ein zweites in dem deutsch-englischen Gegensatz auf Grund der kolonialen und handelspolitischen Konkurrenz und des Wettrüstens im Flottenbau getreten.

Beide Motive sind offenbar den Lebensinteressen Rußlands völlig fremd.

Dasselbe kann man über das dritte Motiv sagen, vom russisch-österreichischen Gegensatz auf Grund unserer rein ideellen slawischen Interessen, die in nichts die realen Interessen Rußlands berühren. Die Beseitigung dieses Gegensatzes steht in unserer Gewalt. Wird er nicht beseitigt, so müssen wir damit rechnen, daß aus seinem Boden wahrscheinlich in der nächsten Zukunft Verwickelungen erwachsen, die zur blutigen Entfesselung des europäischen Dramas führen werden, an dem wir nach der unerbittlichen Logik der Ereignisse trotz unserer aufrichtigsten Friedensliebe teilnehmen müssen.

Die Spaltung Europas dank dem bestehenden Bündnissystem in zwei einander feindliche Lager macht es für beide Teile zur Notwendigkeit, in wachsendem, schon zu ungeheuren Dimensionen gekommenen Maße zu rüsten, was wieder die Steuerlast der an diesem Bündnissystem beteiligten

Völker ungeheuer erschwert. Diese Rüstungen bedeuten schon an und für sich deshalb eine sehr ernste Gefahr, weil es früher oder später einem der beiden Teile erwünscht sein muß, sie zu gebrauchen. Die wachsende Steuerbürde ist zweifellos eine Ursache des überall in den Volksmassen bemerkbaren dumpfen Gefühls der Unzufriedenheit mit der bestehenden sozialen Ordnung, wodurch eine für das Aufblühen und erstaunlich schnelle Wachsen der bedrohlichsten Erscheinung unserer Zeit günstige Atmosphäre entsteht, des revolutionären Sozialismus, der gleichmäßig alle Staaten der zivilisierten Welt bedroht, ja die ganze heutige Zivilisation der Menschheit weißer Rasse.

Die Anhänger des jetzigen Bündnissystems versichern, daß dies nötig ist, weil dank dem Bestehen dieser Bündnisse das Gleichgewicht der Kräfte als beste Sicherung des Friedens dient.

Ohne zu untersuchen, wieweit solche Versicherungen aufrichtig sind, muß man doch zugeben, daß ihnen die Tatsache des dauernden Anwachsens der Rüstungen widerspricht, was sinnlos wäre, wenn sie nicht zur Vorbereitung auf den von allen erwarteten Krieg dienten.

Die Idee von der Notwendigkeit des Gleichgewichts der Kräfte zur Sicherung des Friedens setzt offenbar voraus, daß unter den Großmächten ein Element vorhanden ist, das eine dauernde Bedrohung des europäischen Friedens darstellt.

Die Freunde Frankreichs sehen dies Element in dem Deutschland zugeschriebenen Streben nach der Hegemonie in Europa, was man auch immer unter diesem recht unbestimmten Begriff verstehen mag, Deutschland sieht die französische Revancheidee als ein solches Element an.

Wenden wir uns jetzt der Geschichte der letzten vierzig Jahre zu, so sehen wir, daß im Verlauf der ersten zwanzig Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege der europäische Frieden weder von seiten Deutschlands noch Frankreichs bedroht war. Der Zwischenfall von 1875 ist von der Geschichte genügend aufgeklärt, so daß er als eine künstlich herbeigeführte und inszenierte politische Intrige erscheint, die die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland stören sollte. Es war dies die Epoche, in der Deutschland bei einem geschwächten und isolierten Frankreich zuerst allein, dann im Bündnis mit Österreich und später Italien über ein unstreitiges Übergewicht der Kräfte verfügte, und wo die französische Revancheidee notwendigerweise im Bereich der Ideen blieb, an die man nach Gambettas Ausspruch immer denken, von denen man aber nie sprechen soll.

Die Belebung der Revancheidee begann mit dem Abschluß des russisch-französischen Bündnisses, diese Idee war offenbar auch das Hauptmotiv Frankreichs zum Abschluß des Bündnisses gewesen.

Gleichzeitig verschärfte sich natürlich der französisch-deutsche Interessenkonflikt. Deutschland betrachtet als sein wichtigstes Lebensinteresse die Bewahrung der Integrität des neu entstandenen Deutschen Reiches in seinem jetzigen Bestand einschließlich Elsaß-Lothringen, die von Ludwig XIV. Deutschland geraubt und ihm als Resultat des siegreichen Krieges 1870/71 zurückgegeben waren. Frankreich weigert sich, den Frankfurter Frieden anzuerkennen, der endgültig und unwiderruflich die Grenze zwischen den beiden Reichen festsetzt, und sieht die Idee der Revanche und Zurückgabe der ihm entrissenen Gebiete als ein solches nationales Ideal an, von dessen Verfolgung das französische Volk sich nicht ohne Verzicht auf sein Selbstgefühl lossagen kann. Ein solcher elementarer Konflikt ist nur auf zwei Wegen zu entscheiden: entweder verzichtet die eine oder andere Seite auf ihre Ansprüche, worauf aber offenbar absolut nicht zu rechnen ist, oder es kommt zu einem neuen Kriege um den Besitz Elsaß-Lothringens.

Dieser Konflikt, die eigentliche Quelle des Alarmzustandes in Europa, konnte so lange chronisch bleiben, ohne mit der unmittelbaren Gefahr der blutigen Auseinandersetzung zu drohen, als bei dem absoluten Übergewicht der Kräfte auf der einen Seite der Krieg für die stärkere Seite nicht nötig, für die schwächere nicht möglich war. Die Herstellung des Gleichgewichts der Kräfte schuf gleichzeitig die Möglichkeit des Krieges zwischen beiden Mächten. Logisch ist hieraus nur eine Ableitung möglich, nämlich die, daß dieses Gleichgewicht der Kräfte, das durch den Abschluß des russisch-französischen Bündnisses geschaffen ist, tatsächlich als eine Bedrohung des Friedens, aber nicht als eine Sicherung gegen seine Gefährdung erscheint. Außerdem muß es auch für die Anhänger der Idee des Gleichgewichts der Kräfte klar sein, daß ein Gleichgewicht, das auf zwei Bündnissen beruht, deren eines das andere von zwei Seiten umfaßt und daher für dieses eine ständige Bedrohung bildet, nur solange den Frieden garantieren kann, bis für die unmittelbar von zwei Seiten bedrohte Macht die Notwendigkeit der dauernd zunehmenden Rüstungen unerträglich wird. Dann wird diese Macht, nachdem sie sich überzeugt hat, daß es vergeblich ist, nach einer anderen Mächtegruppierung zu suchen, wohl oder übel gezwungen sein, den einzigen ihr offen bleibenden Ausweg aus dieser Lage in einem Kriege nötigenfalls auch nach zwei Fronten zu suchen. Dies ist die Lage Deutschlands, und es ist sehr natürlich, daß seine Politik darauf gerichtet ist, daß eine der Mächte des Zweibundes als Angreifer erscheint, damit die andere die Möglichkeit hat, auf Grund der Bedingungen des Bündnisses, wenn sie will, die Beteiligung am Kriege abzulehnen. Hierin muß man die Erklärung für vieles suchen, was in den Manövern der deutschen Politik rätselhaft erscheint.

Viele glauben, daß Rußlands Beteiligung an einem politischen System,

das eine solche zweifellos unruhige Lage schafft, außer den Sorgen um unsere angeblich historischen Aufgaben im nahen Orient, die im übrigen den Interessen unserer Bundesgenossen und Freunde nicht nur völlig fremd, sondern zum Teil direkt entgegengesetzt sind, in der Notwendigkeit für Rußland liegt, mit allen Kräften den Deutschland zugeschriebenen Bestrebungen nach der Hegemonie in Europa entgegenzuwirken.

Es lohnt näher auf diesen Gedanken einzugehen, um so mehr, als er ein beliebtes Beweisstück unserer Verbündeten und Freunde ist, für die allerdings das Gespenst der deutschen Hegemonie als ein Schrecken erscheinen kann.

Der Begriff „Hegemonie" selbst ist sehr unbestimmt und dehnbar, er gehört zur Kategorie jener Ideen, die unter dem Deckmantel klingender, nichts Bestimmtes ausdrückender Schlagworte zu Losungen werden, unter deren Hypnose die Völker, wie es die Geschichte der Menschheit seit den ältesten Zeiten beweist, nicht selten in die blutigsten Kriege verwickelt wurden.

Ströme russischen Blutes sind im Anfang des vergangenen Jahrhunderts im Kampf gegen die französische Hegemonie in Europa vergossen worden. Dieser Kampf wurde geführt um die Rußland völlig fremden deutschen, österreichischen und englischen Interessen, überschwemmte unser Vaterland mit den Heeren Napoleons, und wenn er auch mit einem vollen Siege endete, brachte er doch Rußland keinen Nutzen, der irgendwie den gebrachten Opfern entsprach. Die als Resultat dieses Kampfes Rußland zufallende zeitweilige beherrschende Stellung im kontinentalen Europa führte schließlich zur Bildung einer Koalition gegen Rußland, die ihm die Niederlage in der Krim einbrachte, während die kurze Atempause im Kampf gegen Napoleon, als Alexander I. ihm nachgebend sich entschloß, anstatt des fruchtlosen Kampfes mit ihm die Hegemonie in Europa zu teilen, Rußland Beßarabien und Finnland einbrachte.

Jetzt erwarten unsere Verbündeten und Freunde und unsere eigenen Anhänger des Systems der bestehenden Bündnisse von uns die Bereitwilligkeit, gegen die Deutschland zugeschriebenen Hegemoniegelüste in Europa zu kämpfen. Es bleibt daher aufzuklären, worin diese Bestrebungen Deutschlands bestehen und wessen Interessen sie bedrohen könnten.

Deutschland zu verdächtigen, daß es nach einer Hegemonie im Stile Napoleons strebe, die in unserer Zeit völlig undenkbar ist, liegt offenbar kein stichhaltiger Grund vor. Natürlich aber besteht in Deutschland neben der Hauptsorge der Bewahrung der Integrität des neugeschaffenen Reiches das Bestreben, in der Arena der Weltpolitik sich den Platz zu erwerben und zu sichern, der ihm nach seiner Kultur, seinem Reichtum und seiner militärischen und maritimen Stärke zukommt. In seinen geographischen

Grenzen angesichts des schnellen Wachstums seiner Bevölkerung und der kolossalen Entwicklung von Handel und Industrie beengt, strebt Deutschland ebenso zweifellos nach Erweiterung seiner kolonialen Besitzungen, Erschließung neuer Märkte für seinen Handel und neuer Absatzgebiete für den Überschuß an Kraft und Unternehmungsgeist seiner Söhne, mit einem Worte nach allem dem, was Kaiser Wilhelm im Auge hatte, als er den Gedanken aussprach: Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser. Anscheinend strebt es auch danach, seinem Einfluß oder seiner Interessensphäre die Kleinstaaten zu unterwerfen, die ihm den Zutritt zur Nordsee versperren.

Wenn man das alles Streben nach Hegemonie nennen kann, so strebt Deutschland allerdings zweifellos nach dieser Hegemonie. Freilich können seinen politischen und wirtschaftlichen Nebenbuhlern im Westen diese Bestrebungen Deutschlands als sehr unerwünscht und ihre Interessen bedrohend erscheinen. Warum und wodurch eine solche Hegemonie Deutschlands in Westeuropa aber Lebensinteressen Rußlands bedrohen soll, bleibt völlig unverständlich.

Es fragt sich jetzt, ob Rußland dazu berufen ist, gegen solche Bestrebungen Deutschlands anzukämpfen und zur Verteidigung Rußland völlig fremder Interessen an einem politischen System festzuhalten, das uns früher oder später logisch zum bewaffneten Zusammenstoß mit unserem westlichen Nachbar führen muß, einem Zusammenstoß, der bei einem für uns siegreichen Ausgange Rußland nichts einbringen kann, im Falle unserer Niederlage es mit dem Verlust seiner westlichen Grenzländer, anders ausgedrückt, der Zerstückelung des Reiches bedroht.

Diese Frage beantwortet sich von selbst.

Rußland, das die größere Hälfte des europäischen Festlandes einnimmt, ist nicht sowohl die größte europäische Großmacht, sondern an und für sich ein ganzer Weltteil, zwischen Europa und Asien gestellt. Unter dem Gesichtswinkel dieser seiner Lage sind auch seine wahren Interessen in der Weltpolitik zu betrachten. Wenn es Deutschland die Vorherrschaft in Westeuropa überläßt und sich von jeglicher Beteiligung an dem Wettstreit der europäischen Mächte auf dem Boden rein europäischer Interessen fernhält, würde sich Rußland die Sicherheit seiner Westgrenze und völlige Handlungsfreiheit zur Verfolgung seiner Mission in Asien verschaffen. Diese Mission ist ihm gebieterisch durch seine geographische Lage gewiesen, ihrer Erfüllung wird es sich um so weniger entziehen können, je deutlicher sich das Erwachen der asiatischen Völker bemerkbar macht.

Der Verfasser dieser Denkschrift erinnert sich an ein Gemälde, das er auf dem Kreuzer „Rossija" sah und das der Offiziersmesse dieses Kreuzers vom Kaiser Wilhelm persönlich im Jahre 1900 geschenkt worden war.

Dieses Bild stellte Rußland und Deutschland als zwei weibliche Figuren dar, die als Freunde mit gezücktem Schwerte Rücken an Rücken stehen, die eine nach Osten, die andere nach Westen gewendet.

In dieser allegorischen Darstellung erschien offenbar dem poetischen Empfinden des Kaisers das Ideal der wünschenswerten Beziehungen der beiden Monarchien zueinander. Ein solches Verhältnis der beiden mächtigsten Reiche der alten Welt hätte ihnen gegenseitig die „Hegemonie" in beiden Erdteilen gesichert und hätte offenbar auch das in gleicher Weise Wünschenswerte für Rußland sein müssen.

Die äußerste Spannung des vom Kopf bis zu den Füßen gewaffneten Europas, die dank dem von den Großmächten angenommenen Bündnissystem entstanden ist, kann offenbar nicht endlos dauern.

Aus dieser Lage gibt es nur zwei Auswege: Der bewaffnete Zusammenstoß zwischen den beiden Bündnissen oder eine solche Umgruppierung der Mächte, daß das eine Bündnis nicht eine dauernde Bedrohung des andern bildet. Zu einer dieser Lösungen wird uns die Macht der Verhältnisse und ihre logisch notwendige Entwicklung bringen. Noch hängt die Wahl der einen oder anderen Lösung von uns ab. Es fragt sich nur, ob wir noch lange die Möglichkeit dieser Wahl behalten.

Auch für die nicht in die Geheimnisse der Diplomatie Eingeweihten ist es klar, daß unsere Politik bestrebt ist, die Wage zwischen Frankreich und Deutschland zu halten.

Eine solche Politik konnte mit Erfolg getrieben werden und entsprach völlig unseren Interessen, solange wir nicht durch ein förmliches Bündnis, an das grundsätzlich und unversöhnlich Deutschland feindliche Frankreich gebunden waren. Unter den jetzigen Umständen bietet diese Politik die Unbequemlichkeit oder richtiger Gefahr, daß sie weder die eine noch die andere Seite befriedigt und uns das Vertrauen beider nimmt.

In Frankreich ist ohne Zweifel, was auch von amtlichen Kreisen versichert werden mag, nach der mit einer riesigen Zeitungsreklame aufgemachten Reise des Herrn Poincaré nach Petersburg und nach den Verzückungen anläßlich des ihm erwiesenen ehrenvollen Empfanges eine in der Presse ziemlich offen zum Ausdruck gekommene Enttäuschung eingetreten. Als Beispiel für die landläufigen Erwägungen über dieses Thema sei auf einen vor kurzem im „Echo de Paris" erschienenen Artikel verwiesen, den ein Mitglied der Deputiertenkammer unterzeichnet hatte. Der Grundgedanke dieses Artikels ist folgender: Das französisch-russische Bündnis ist in seinem Prinzip und in seiner Ausführung gegen Deutschland gerichtet, Rußland hat nicht die Gründe zur Feindschaft gegen Deutschland wie Frankreich, es ist außerdem mit Deutschland durch die Tradition einer mehr als hundertjährigen Freundschaft verbunden und durch verwandt-

schaftliche Beziehungen der Herrscherhäuser, deshalb kann das Verhältnis Rußlands zur Entente nicht von der Intensivität sein, wie es die Franzosen auffassen. Ohne Zweifel wird diese völlig richtige Auslegung des russisch-französischen Bündnisses oder richtiger die Erkenntnis seiner inneren Falschheit, die ihm zugrunde liegt, von weiten Kreisen der französischen Gesellschaft geteilt, diese Erkenntnis fehlte nicht einmal in den ersten Tagen des Entzückens von Toulon und Kronstadt, als alle das Wort Frieden auf den Lippen hatten, im Herzen aber die Flamme der wiedererwachten leidenschaftlichen Hoffnung auf die Möglichkeit der Revanche brannte. Der Verfasser des Artikels sucht sich aber damit zu beruhigen, daß Rußland trotzdem Gefühle des Rassengegensatzes gegen Deutschland hegen muß und daß deshalb eine engere Annäherung an Deutschland ausgeschlossen ist. Denn ein solcher Verrat am Slawismus würde einen Entrüstungsschrei in der ganzen slawischen Welt, von der Adria bis zum finnischen Meerbusen auslösen. In der Überzeugung von der Notwendigkeit, daß Rußland seine Politik dem Einfluß der großen slawischen Idee unterordnen muß, bestärken die Franzosen offenbar die zu ihnen gelangenden Nachrichten über die Haltung unserer gesamten mehr oder weniger einflußreichen Presse zu dieser Frage, mit Ausnahme eines, freilich des verständigsten und talentiertesten Publizisten, der den wirklich bürgerlichen Mut hatte, ohne Furcht als Häretiker verschrien zu werden, völlig unverblümt seine Meinung über das Phantastische dieser Idee und der mit ihr verbundenen Interessen zu sagen.

Weiter erwähnt der Verfasser des Artikels mit Bitterkeit die Potsdamer Unterredung und die dabei getroffenen Abmachungen, über die in Frankreich amtlich nichts bekannt ist — den offenen Hinweis auf das wirklich außerordentlich wichtige Ergebnis dieses Zusammentreffens durch den Reichskanzler von der Tribüne des Reichstages, was von uns vermutlich, um die Gefühle unserer Verbündeten zu schonen, verschwiegen worden war. Man kann sich natürlich nicht wundern, daß die Potsdamer Unterredung und ihr Ergebnis das Mißtrauen und den Argwohn Frankreichs erregten. Denn die von Rußland und Deutschland übernommene gegenseitige Verpflichtung, an keiner politischen Kombination teilzunehmen, deren Spitze sich gegen eine der beiden Parteien richte, kann nur das eine bedeuten: Rußland betrachtet sein Bündnis mit Frankreich nicht als mit der Spitze gegen Deutschland gerichtet, während für die Franzosen gerade hierin der ganze Sinn und die ganze Bedeutung des Bündnisses besteht.

Unter den Vorwürfen, die uns der Verfasser des angeführten Artikels macht, hat einer, wenn er tatsächlich begründet ist, vom französischen Standpunkt aus seine Berechtigung, nämlich: er wirft uns vor, daß wir

in Potsdam ohne vorheriges Einvernehmen mit Frankreich und England unsere Opposition gegen den Bau der Bagdadbahn aufgegeben haben. Da wir selbst die französische Regierung aufgefordert haben, sich dieser Opposition anzuschließen, trotz der Interessen französischer Kapitalisten, die sich an dem Unternehmen beteiligen wollten, mußte ein solches Vorgehen von unserer Seite ihnen dem Geiste unserer bundesgenössischen Beziehungen wenig entsprechend und überhaupt wenig verständlich erscheinen. Tatsächlich ist unsere frühere Opposition gegen dies Unternehmen ihrem Wesen nach ebenso wenig verständlich, als unser jetziger Verzicht auf sie. Wenn unsere Opposition ernste Gründe gehabt hätte, hätten wir natürlich nicht auf sie verzichten können, ohne ein dem Gewicht dieser Gründe entsprechendes Äquivalent zu erhalten. Ein solches Äquivalent haben wir aber nicht nur nicht erhalten, sondern wir haben die sehr beengenden und belastenden Verpflichtungen übernommen bezüglich des Eisenbahnbaus in Persien. Die Verpflichtung Deutschlands, sich nicht in unsere politische Interessensphäre in Persien einzumischen, kann schwerlich als ein genügendes Äquivalent angesehen werden, wenn man bedenkt, daß Deutschland keine Mittel direkten Einflusses auf die Politik Persiens besitzt. Hieraus konnte man leicht schließen, daß das Äquivalent in einer geheimen Bedingung besteht, die deshalb, weil sie die französischen Interessen verletzt, nicht veröffentlicht worden ist.

Weiter macht uns der Verfasser des Artikels den Vorwurf, wir hätten, ebenfalls wieder ohne vorherige Verständigung mit Frankreich, den Versuch gemacht, im Interesse Italiens einen gemeinsamen Druck der Mächte auf die Türkei auszuüben, wobei wir völlig die Interessen Frankreichs als einer in seinen kolonialen Besitzungen muselmanischen Macht außer acht gelassen hätten.

Alle diese Spitzen geben zweifellos die Stimmung eines großen Teiles der französischen Gesellschaft wieder und beweisen, daß sie das Fehlen einer tatsächlichen Interessengemeinschaft zwischen den beiden Großmächten erkannt hat. Frankreichs Hauptinteresse an diesem Bündnis, die Revanche, muß Rußland ganz fremd sein.

Ebenso fremd ist den Interessen Rußlands das Motiv, das England bestimmt hat, Mitglied der Entente zu werden. Es sieht mit Recht in der unbestrittenen Herrschaft zur See die erste Vorbedingung für die Sicherheit seines Inselreiches und seiner über die ganze Welt verstreuten Kolonien, die dauernde Bereitschaft zum Kampf mit irgendwelchem Nebenbuhler erscheint ihm also unerläßlich. Zu dem von ihm vorhergesehenen Kampf mit der so schnell emporwachsenden Seemacht Deutschlands, die jetzt schon sein gefährlichster Konkurrent ist, mußte England Stützen in den Kontinentalmächten suchen. Eine solche Stütze fand es in dem von

einer unversöhnlichen Feindschaft gegen Deutschland beseelten Frankreich, eine solche Stütze sucht es offenbar auch bei uns. Doch Rußland hat keine überseeischen Kolonien, sein Handel zur See ist verhältnismäßig unbedeutend, und die englische Herrschaft zur See berührt es bei freundschaftlichen Beziehungen zu England nicht. Bei dem zwischen England und Deutschland möglichen Kampfe wegen dieser Herrschaft zur See ist kein Grund zu ersehen, daß Rußland für die eine oder andere Macht Partei ergreifen sollte. Damit bestimmt sich auch unser Verhalten zu England als Mitglied der Entente, insofern die Entente gegen Deutschland gerichtet ist.

Stellt man sich auf den Standpunkt der Theorie vom Gleichgewicht der Kräfte, so entspräche es weit mehr den Interessen aller Kontinentalmächte, Frankreichs nicht weniger als Deutschlands, mit vereinten Kräften ein Gegengewicht gegen das englische Übergewicht zur See herzustellen.

Betreffs der Unterstützung unserer Interessen im nahen Orient hat uns das Verhalten der Londoner Regierung zu dem Versuch, die Dardanellenfrage aufzurollen, genügend deutlich bewiesen, wie haltlos solche Erwartungen sind.

Trotzdem muß man sich freuen, daß durch das Abkommen von 1907 wenigstens an einem Punkte der traditionelle russisch-englische Antagonismus beseitigt ist, der auf gegenseitig völlig grundlosem Mißtrauen beruhte, an dessen Entstehung beide Mächte gleich schuld sind, England durch seinen systematischen Widerstand gegen unsere, Englands Interessen tatsächlich durchaus nicht bedrohende Politik im nahen Orient, wir durch unsere Politik der Nadelstiche im Persischen Golf, Intrigen in Afghanistan und Tibet und allerlei indirekten schwächlichen Drohungen gegen die englische Herrschaft in Indien. Man kann nur bedauern, daß das Abkommen mit England nicht acht Jahre früher zustande gekommen ist, als wir noch die Möglichkeit hatten, durch den Verzicht auf eine so völlig fruchtlose Politik uns Englands Neutralität im fernen Osten zu erkaufen und dadurch den Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses und die Möglichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes mit Japan zu verhüten. Nach dem veröffentlichten Text enthalten die Bedingungen des Abkommens von 1907 für uns nichts Ungünstiges. Doch bleibt es für die in die Geheimnisse der Verhandlungen mit England Uneingeweihten unklar, ob wir damals die Verpflichtung übernommen haben, anstatt den rechtmäßigen und uns ergebenen Herrscher Persiens zu unterstützen, zusammen mit England unsere Unterstützung den uns feindlichen Jungpersern mit ihren phantastischen Medschlis zu leihen, oder ob die Beugung unserer Politik unter die Einflüsterungen des englischen konstitutionellen Fetischismus von unserer Seite freiwillig erfolgte, hervorgerufen von dem Wunsche,

die Stellung des englischen Kabinetts im Parlament zu erleichtern, mit Rücksicht auf die starke Opposition gegen eine Verständigungspolitik mit Rußland, die nicht nur von den Radikalen, sondern auch von einigen einflußreichen konservativen Elementen ausging, die sich noch nicht von dem traditionellen Mißtrauen gegen Rußland freigemacht hatten. Im ersteren Falle müßte man zugeben, daß für dieses Abkommen ein zu teuerer Preis bezahlt ist, im zweiten wird es von uns abhängen, unserer Politik in Persien eine mehr dem realen Interesse und der Würde Rußlands entsprechende Richtung zu geben. Trotz unseres Entgegenkommens in den persischen Angelegenheiten haben wir Englands Vertrauen nicht voll erworben, was man aus der eifersüchtigen Beobachtung sieht, mit der es jede Bewegung und die Stärke unserer unbedeutenden Detachements in Persien verfolgt. Die Gewohnheit, in allen Handlungen Rußlands im nahen und mittleren Orient eine versteckte Drohung gegen die englische Herrschaft in Indien zu sehen, ist in England zu tief eingewurzelt, als daß sie leicht den neugeborenen Sympathien für Rußland Platz machen könnte, die hauptsächlich auf der Hoffnung beruhen, Rußlands Landmacht und Bündnis mit Frankreich möglichst zur Abrechnung zwischen England und Deutschland auszunutzen. So wertvoll für uns auch freundschaftliche Beziehungen zu England sind und so sehr man ihre weitere Vertiefung wünschen muß, so kann es doch in keinem Falle unseren Interessen entsprechen, solche englische Hoffnungen zu unterstützen.

Wir haben also gesehen, auf welch schwächlicher Basis das Vertrauen zu uns bei unseren Verbündeten und unseren neuen Freunden ruht.

Dagegen erscheint für uns beispiellos wichtiger das Vertrauen Deutschlands zu uns. Der Grad dieses Vertrauens diktiert ihm den Kurs seiner Politik gegenüber Rußland, das endgültige Verschwinden dieses Vertrauens wird das Signal zum bewaffneten Zusammenstoß zwischen beiden Mächten sein, den zu vermeiden unsere allerwichtigsten Interessen fordern, den herbeizuführen nur die inneren Feinde Rußlands wünschen können, in der Hoffnung auf den Zusammenbruch unseres Heeres, im Gedanken an den Sturz der bestehenden Gesellschaftsordnung und die Zerstückelung des Reiches.

Die ersten zwanzig Jahre der Regierung Alexanders II. waren eine Epoche vollen gegenseitigen Vertrauens zwischen Rußland und Preußen und des später unter seiner Führung entstandenen Deutschen Reiches. Die damaligen Beziehungen zur Nachbarmonarchie gaben uns die Möglichkeit, uns ruhig von den Folgen des Krimkrieges zu erholen, den polnischen Aufstand niederzuwerfen und einer von England und Frankreich gebildeten Koalition fast aller europäischen Mächte zum Zwecke der Einmischung

in die polnische Frage siegreich die Spitze zu bieten. Preußen gaben diese Beziehungen Gelegenheit, Österreich zu schlagen und aus dem Deutschen Bunde zu verdrängen und das alte Ideal der deutschen Stämme durch deren Vereinigung im Deutschen Reiche zu verwirklichen.

Den ersten Stoß erhielten diese vertrauensvollen Beziehungen durch uns, als 1875 unsere Diplomatie sich als Werkzeug einer Intrige gebrauchen ließ, deren Zweck es war, im Interesse Frankreichs und Englands die intimen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland zu zerstören. Dies Auftreten von uns war nicht nur ein politischer Fehler, der uns der Früchte einer zwanzigjährigen mannhaften und völlig den wirklichen Interessen Rußlands entsprechenden Politik Alexanders II. zu berauben drohte und tatsächlich auch beraubte, es war auch ein völlig unlogischer Schritt. Entweder widersprach die Einigung Deutschlands und das Erstehen eines starken deutschen Kaiserreichs unsern Interessen, wie Napoleon III. es als eine Verletzung der Interessen Frankreichs ansah, dann hätten wir im Bunde mit ihm versuchen müssen, die Pläne Preußens und die Niederlage Frankreichs zu vereiteln, oder die Einigung Deutschlands und Niederlage Frankreichs widersprach nicht den Interessen Rußlands, wie Alexander II. annahm, dann hatten wir nicht die geringste Veranlassung, uns selbst in der freundschaftlichsten Form in die Entwicklung der französisch-deutschen Beziehungen einzumischen, selbst wenn diese Beziehungen zu einem neuen Kriege zwischen beiden Mächten zu führen drohten. Man kann aber annehmen, daß Deutschland hieran gar nicht dachte, wie Bismarck in kategorischster Form erklärte.

Wir säten aber durch dieses erste Auftreten die erste Saat des Mißtrauens, das Deutschland zu dem gegen uns gerichteten Bündnisse mit Österreich, und uns zu dem gegen Deutschland gerichteten Bündnis mit Frankreich brachte.

So entstand schließlich diese Lage eines bewaffneten Friedens, der jetzt Europa unter dem klingenden Namen des europäischen Gleichgewichts in zwei feindliche Lager spaltet.

Diese Lage muß besonders seit der Zeit auf Deutschland als der unmittelbar von zwei Seiten bedrohten Macht lasten, als England dem französisch-russischen Bündnis beigetreten ist; es muß daher unbedingt einen Ausweg aus dieser Lage suchen. Zweifellos würde der beste Ausweg für Deutschland die Umwandelung des französisch-russischen Bündnisses in ein französisch-russisch-deutsches sein. Die Erreichung dieses Ideals stößt aber in der französischen Unversöhnlichkeit auf ein unüberwindliches Hindernis. Deutschland hat also nur die Wahl zwischen der Abwendung Rußlands vom Bündnis mit Frankreich oder der Vorbereitung eines solchen Schlages gegen Rußland, der es für lange Zeit als Bundesgenossen für Frankreich wertlos macht.

Aus diesen Erwägungen entspringt offenbar die Zweideutigkeit der deutschen Politik gegenüber Rußland: Einerseits die Bemühungen, es auf seine Seite zu ziehen, die Bereitwilligkeit, unsere Interessen zu unterstützen, wenn sie sich nicht mit den Interessen Österreichs kreuzen, wie zum Beispiel 1895 bei unserer Einmischung in den Vertrag von Schimonoseki zwischen Japan und China und während des russisch-japanischen Krieges. Andererseits die sorgfältige Vorbereitung von Verbindungen und Konjunkturen, die Deutschland wertvolle Dienste im Falle eines Krieges mit Rußland leisten können, wie das zweifellos bestehende Abkommen mit Rumänien, die Intrigen in der Türkei, vielleicht sogar in Schweden, für das die Aussicht auf die Zurückeroberung Finnlands von Rußland kein geringes Lockmittel sein könnte, das stark entwickelte Spionagesystem in unseren Grenzgebieten, usw.

Zwischen der jetzigen Lage Deutschlands und der Japans vor dem russisch-japanischen Kriege besteht eine gewisse Analogie. Wie damals Japan gezwungen war zur Erfüllung der Aufgabe, die es als seine historische Mission ansah, entweder volle Freundschaft mit Rußland zu suchen, oder das Risiko eines bewaffneten Zusammenstoßes mit ihm übernehmen mußte, so sieht sich Deutschland dem gleichen Dilemma gegenüber. Wie sich Japan, nachdem es die Unmöglichkeit, das 1898 vorgeschlagene Abkommen durchzusetzen, eingesehen hatte, zum Bruch mit uns entschloß, so wird sich auch Deutschland schwerlich bedenken, dem Beispiel Japans zu folgen, wenn es sich überzeugt hat, daß alle Versuche, mit Rußland zu einem völligen Übereinkommen zu gelangen, hoffnungslos sind.

Es kann Deutschland nicht unbekannt sein, daß Rußland und Frankreich die wirkliche Bedeutung und den Zweck des sie verbindenden Bündnisses nicht gleichmäßig betrachten, doch bleibt für Deutschland die Beurteilung der wahren Absichten Rußlands eine Frage des größeren oder geringeren Vertrauens, das ihm unsere Politik einflößt. Wenn die Unterredung von Potsdam wirklich dieses wichtigste Resultat gehabt hat, das der Kanzler dem Reichstage mitteilte, und man darf einer so maßgeblichen Erklärung nicht mißtrauen, so wäre dem russisch-französischen Bündnis im wesentlichen sein Stachel genommen. Daß wir vor der russischen öffentlichen Meinung dieses Ergebnis der Monarchenzusammenkunft verschwiegen, mußte seinen Wert in den Augen der deutschen Staatsmänner vermindern und Mißtrauen zu unserer Ehrlichkeit wecken.

Alles Ausgeführte weist auf die Wurzel der Gefahr — le danger latent — hin, die in der nicht völligen Klärung unserer Beziehungen zu Deutschland liegt. Diese Gefahr wird im gegenwärtigen Augenblick um so größer, als die Balkankrisis uns mit den schwersten Verwickelungen bedroht.

Wie auch der jetzige Krieg ausgeht, diese Verwickelungen bleiben uns nicht erspart.

Das russische Nationalgefühl wird und kann nie zulassen, daß die Befreiung der christlichen Balkanvölker, für die das russische Volk in den letzten hundert Jahren so viel Opfer an Gut und Blut gebracht hat, von den siegreichen Türken vernichtet wird. Ebensowenig würde es sich damit abfinden, daß die Diplomatie die Balkanvölker der Früchte ihrer Siege beraubte, wenn sie in dem Kampfe, in dem sie ihr Leben auf das Spiel gesetzt haben, siegten.

Wenn die Menschheit nach Vernunft und nicht nach Leidenschaften und Ideen handelte, hätten wir nicht den Anblick des in ein bewaffnetes Lager verwandelten Europa und sähen nicht den Beginn neuen Blutvergießens um eine Frage, deren friedliche Lösung nur die Eifersucht, die Europa zerspaltet, verhindert.

Wir waren gerade eben Zeuge der Irrtümer der europäischen Diplomatie in der Bewertung der Psychologie der Balkanvölker. Ebensowenig Vertrauen erweckt der anscheinend überwiegende Optimismus über die Mittel, mit denen diese Diplomatie die Lokalisierung des Krieges erreichen zu können glaubt und die Beseitigung der Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen den Großmächten — ein Optimismus, der auf dem Glauben an die wundertätige Kraft des jetzigen Bündnissystems beruht, trotzdem dieses System gerade den Keim der in näherer oder fernerer Zukunft unvermeidlichen Zusammenstöße in sich trägt.

Unter welchem Gesichtspunkt man auch die jetzige Lage betrachtet, eines ist unzweifelhaft, nämlich, daß alle Voraussetzungen gegeben sind, daß nicht mehr fruchtlose Meinungsaustausche zwischen den Großmächten am Platze sind, je nach dem Auftauchen politischer oder militärischer Zwischenfälle, sondern daß wichtigste grundsätzliche Entscheidungen getroffen werden müssen.

Die in der vorliegenden Denkschrift niedergelegten Anschauungen sind die Frucht sorgfältigsten Studiums der politischen Beziehungen der Großmächte Europas und langjähriger Denkarbeit über den hier angeschnittenen Fragen. Der Verfasser, ein Sproß eines ruhmreichen Geschlechts, dessen waffenfähige Angehörige sämtlich im Freiheitskriege als Freiwillige im russischen Heere kämpften, glaubt sich zu der Hoffnung berechtigt, daß seine Anschauungen, so sehr sie auch den in unserer öffentlichen Meinung überwiegenden populären Strömungen widersprechen, nicht seiner „fremdstämmigen" Herkunft zugeschrieben werden, sondern nur seiner tiefen Überzeugung davon, was nach seiner Auffassung den wirklichen Interessen seines Kaisers und Vaterlandes entspricht.

***

Der Fußstapfen

Novelle von Karel Čapek

I

Ruhig, unendlich fiel der Schnee auf die gefrorene Gegend. Mit dem Schnee fällt immer Stille, dachte Boura, in irgendeiner Bude geborgen, und ihm war zugleich festlich und bang zumute, denn er fühlte sich vereinsamt in der weiten Landschaft. Die Erde vor seinen Augen vereinfachte, vereinheitlichte und erweiterte sich, in weißen Wogen geordnet und nicht zerfurcht von den verwirrten Spuren des Lebens. Endlich lichtete sich und stockte der Tanz der Flocken, die einzige Bewegung in dieser festlichen Stille. Zögernd wühlt der Gänger die Füße in den unberührten Schnee, und ihm ist so seltsam, daß er als erster die Gegend mit der langen Zeile seiner Schritte bezeichnet. Aber drüben auf der Landstraße geht jemand Schwarzer und Verschneiter; zwei Kettchen Schritte laufen nebeneinander hin, kreuzen sich und bringen die erste menschliche Verwirrung auf diese reine Tafel.

Jedoch der Gegengänger bleibt stehen, er hat noch Schnee im Bart und blickt gespannt auf etwas seitlich der Straße. Boura verlangsamte den Schritt und spähte in der Richtung seiner Augen: beide Kettchen begegneten sich und hielten nebeneinander an.

„Sehen Sie dort den Fußstapfen?" sagte der beschneite Mann und zeigte irgendeine Spur etwa sechs Meter vom Rande der Landstraße, wo sie beide standen.

„Ich sehe; es ist ein menschlicher Fußstapfen."

„Ja, aber wie ist er hingeraten?" Jemand ist hier gegangen, wollte Boura sagen, aber er hielt inne; der Fußstapfen war der einzige inmitten des Feldes, und weder vor noch hinter ihm waren Spuren von Schritten; er war völlig klar und scharf auf der weißen Fläche, aber er war einsam, nichts führte zu ihm hin noch von ihm weg. „Wie konnte er hingelangen," wunderte er sich und wollte hinzutreten.

„Warten Sie," hielt ihn der andere fest, „Sie machen um ihn herum überflüssige Spuren und zerwerfen alles. Das muß sich aufklären," fügte er gereizt hinzu, „das geht nicht, daß irgendwo nur ein einziger Fußstapfen sei. Angenommen, jemand spränge von hier mitten in das Feld: dann wären keine Schritte vorher. Aber wer spränge so weit, und wie könnte er nur auf einen Fuß springen? Er würde ja das Gleichgewicht verlieren und müßte sich irgendwo mit dem andern Fuße stützen; ich denke, er müßte ein Stückchen vorlaufen, so wie wenn man vom fahrenden Tramway springt. Aber hier ist kein zweiter Fuß."

„Das ist Unsinn," sagte Boura; „wenn er von hier gesprungen wäre, dann wären hier auf der Landstraße Spuren nach ihm; aber es sind nur unsere Schritte da. Niemand ist vor uns hier gegangen."

„Die Spur ist mit der Ferse zur Landstraße gekehrt; wer sie gemacht hat, ist in dieser Richtung gegangen. Wenn er in das Dorf ginge, müßte er nach rechts gehen; auf dieser Seite sind nur Felder, und was zum Teufel sucht jetzt jemand in den Feldern?"

„Erlauben Sie, wer dorthin getreten ist, mußte auch irgendwo abgehen; aber ich behaupte, daß er überhaupt nicht weggegangen ist, weil er keine weiteren Schritte gemacht hat. Das ist klar. Niemand ist hier gegangen. Die Spur muß sich anders aufklären." Und Boura dachte angestrengt nach. „Vielleicht war dort im Lehm eine natürliche Höhlung oder ein Fußstapfen in gefrorenem Kot, und es ist •Schnee hineingefallen. Oder warten Sie, vielleicht stand dort ein weggeworfener Schuh, und den hat etwa ein Vogel weggetragen, als es schneite. Dann wäre dort eine unverschneite Stelle geblieben, ähnlich einer Fußspur. Wir müssen eine natürliche Konjektur suchen."

„Wenn dort ein Schuh schon vor dem Gestöber gestanden hätte, so wäre darunter schwarze Erde geblieben; aber ich sehe dort Schnee."

„Vielleicht hat der Vogel den Schuh davongetragen, als es noch schneite; oder er hat ihn im Fluge in den frischen Schnee fallen lassen und wieder aufgehoben. Das kann einfach kein Fußstapfen sein."

„Frißt denn Ihr Vogel Schuhe? Oder macht er sich ein Nest darin? Ein kleiner Vogel erträgt keinen Schuh und ein großer geht nicht hinein. Das muß gemeinschaftlich gelöst werden. Ich meine, es ist ein Fußstapfen, und wenn er nicht auf der Erde gekommen ist, so muß er von oben gekommen sein. Sie glauben, daß es ein Vogel gemacht hat, aber es ist möglich, daß es etwa von — einem Ballon gekommen ist. Vielleicht hat sich jemand an einen Ballon gehängt und ist mit einem Fuß in den Schnee getreten, um sich aus der Welt einen Narren zu machen. Lachen Sie nicht, mir selber ist es unangenehm, es so gezwungen zu erklären, aber — — Ich wäre froh, wenn es kein Fußstapfen wäre." Und beide begaben sich dorthin.

Die Umstände konnten nicht klarer sein. Von dem Graben entlang der Landstraße stieg ein ungeackertes verschneites Feld mäßig an; etwa in der Mitte war jene Spur, und dahinter stand, dicht beschneit, ein nicht großer Baum. Die Fläche zwischen der Straße und dem Stapfen war jungfräulich, selbst ohne die leichtesten Spuren irgendeiner Berührung; die Oberfläche des Schnees war nirgends beschädigt oder bewegt. Der Schnee war weich und wohlgeformt, ohne die Brüchigkeit großer Fröste.

Es war wirklich ein Fußstapfen. Es war der Abdruck eines großen

Schuhs von amerikanischer Form mit sehr breiter Sohle und fünf starken Zwecken am Absatz. Der Schnee war rein und glatt zerdrückt, und es befanden sich keine leichten unzertretenen Flöckchen darauf: also war der Stapfen erst entstanden, als es nicht mehr geschneit hatte. Der Abdruck war tief und ausgeprägt; die auf dieser Sohle ruhende Last mußte viel größer sein als das Gewicht eines der über die Spur gebückten Männer. Die Konjektur von dem Vogel und dem Schuh verlor sich stillschweigend.

Gerade oberhalb des Stapfens ragten die äußersten Äste eines Baumes; einige dünne Ästchen, mit Schnee umwickelt, der nirgends abgestreift oder heruntergeschüttelt war. Bei leichtem Klopfen auf die Äste fiel der Schnee in ganzen Stücken ab. Die Hypothese „von oben her" stürzte einfach zusammen. Es war unmöglich, von oben her irgend etwas zu tun ohne den Schnee vom Baume zu schütteln. Das Faktum des Fußstapfens gewann an harter und nackter Klarheit.

Hinter dem Stapfen war nur die reine Schneefläche. Sie stiegen über den Hang empor und überschritten den Scheitel des Hügels; wieder senkte er sich, weithin in die Tiefe unberührter weißer Hang, und dahinter wuchs ein neuer, noch breiterer und weißerer an. Kilometerweit gab es keine Spur eines zweiten Fußes.

Sie kehrten zurück; sie fanden hinter sich die doppelte Zeile ihrer Schritte, regelmäßig und fein, so als wäre sie absichtlich so gemacht. Aber zwischen den beiden Zeilen inmitten des zertretenen Kreises war der Stapfen des anderen, mächtigeren Fußes, zynisch in seiner Einsamkeit; etwas hielt sie davon ab, ihn zu zerstampfen und sich in stillem Einverständnis seiner zu entledigen.

Erschöpft und verwirrt setzte sich Boura auf einen Meilenstein. „Jemand hat sich aus uns einen guten Tag gemacht." „Es ist schändlich," sagte der andere, „es ist ein maßlos dummer Streich, aber — Verflucht, hier sind physische Grenzen. Es ist ja überhaupt unmöglich. — — Hören Sie," stieß er rasch und fast beklommen hervor, „wenn dort nur ein einziger Fuß ist, könnte er nicht von einem Einbeinigen sein? Lachen Sie nicht, ich weiß, daß es Stumpfsinn ist, aber irgendeine Erklärung muß es geben. Es geht hier ja um den Verstand, das ist ein Angriff — — Ich bin ganz verwirrt. Entweder sind wir beide Narren, oder ich liege zu Hause im Fieber, oder es muß eine natürliche Erklärung geben."

„Wir beide sind Narren," meinte Boura nachdenklich. „Ständig suchen wir eine ‚natürliche' Erklärung; wir klammern uns an die kompliziertesten, unsinnigsten und gewaltsamsten Ursachen, wenn sie nur ‚natürlich' sind. Aber vielleicht wäre es weit einfacher und — — natürlicher, wenn wir sagen würden, daß es einfach ein Wunder ist. Da würden wir uns bloß wundern

und ruhig unseres Weges gehn — — Ohne Verwirrung. Vielleicht gar zufrieden."

„Und ich gäbe mich nicht zufrieden, wenn durch diesen Fußstapfen etwas Großes geschähe — — wenn dadurch jemandem etwas Gutes widerführe, dann würde ich selbst in die Knie sinken und schreien: ‚ein Wunder.' Aber diese Spur, das ist doch peinlich; es ist ja furchtbar kleinlich, nur eine einzige Spur zu machen, wenn es genügt, die gewohnte Reihe von Schritten zu tun."

„Riefe hier jemand vor Ihnen ein totes Mädchen ins Leben zurück, so werden sie hinknien und sich demütigen; aber bevor noch der Schnee schmilzt an Ihrem Knie, werden Sie denken, daß es ohnehin nur ein Scheintod gewesen. Hier eben ist nichts Scheinhaftes; hier ist, nehmen wir an, ein Wunder unter den zuhöchst vereinfachten Bedingungen durchgeführt, so wie wenn man ein physikalisches Experiment macht."

„Vielleicht würde ich nicht einmal an jene Auferstehung glauben. Aber auch ich will erlöst werden und warte auf ein Wunder — — daß etwas komme und mein Leben wende. Dieser Stapfen bekehrt und erlöst mich nicht und führt mich aus nichts heraus; er quält mich nur, ist mir hier haften geblieben, und ich kann ihn nicht loswerden. Und ich glaube ihm nicht: ein Wunder würde mich beruhigen, aber dieser Stapfen ist der erste Schritt in Unsicherheit hinein. Es wäre besser, ich hätte ihn nicht gesehen."

Beide schwiegen lang. Es begann wieder immer dichter zu schneien. „Ich erinnere mich," begann Boura, „bei Hume von einem einsamen Fußstapfen im Sand gelesen zu haben. Dieser hier ist also nicht der erste. Ich glaube, es gibt vielleicht Tausende solcher Spuren, es gibt ihrer unermeßlich viele, bei denen uns nichts einfällt, weil wir uns an bestimmte Regeln gewöhnt haben. Ein anderer würde ihn vielleicht nicht beachten; es fiele ihm nicht ein, daß das ein Solitär ist, daß es Dinge in der Welt gibt, welche mit nichts weiter etwas zu tun haben. Sehen Sie, unsere Fußstapfen sind alle gleich; aber der einsame ist größer und tiefer als die unseren. Und wenn ich an mein Leben denke, so scheint es mir, ich müsse darin — — Schritte, die nirgendwoher und nirgendwohin führen, anerkennen. Es ist furchtbar verwickelt, alles zu bedenken, was ich erlebt habe, wie irgendein Glied, das der Ordnung gemäß gekommen ist und in einer anderen endigt. Es geschieht, daß Sie plötzlich etwas wissen oder fühlen, vor welchem nichts, nichts, nichts dem Ähnliches ist und dahinter niemals mehr etwas Ähnliches kommen kann. Es gibt menschliche Dinge, welche mit nichts in Zusammenhang sind und überall nur ihre Vereinsamung beweisen. Ich weiß Dinge, aus welchen sich nichts weiter ergab, welche nichts und niemand erlösten, und doch — — Es haben sich

Fälle ereignet, die nicht mehr weiterführten und nicht weiterzuleben verhalfen, und doch waren es vielleicht die wichtigsten Dinge des Lebens. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß dieser Fußstapfen weitaus schöner war als alle, die Sie bis jetzt gesehen?"

„Und ich erinnere mich," äußerte der andere, „an die Siebenmeilenstiefel. Vielleicht fanden die Menschen manchmal auch eine solche Spur und wußten sie sich nicht anders zu erklären. Wer weiß, vielleicht sind die vorhergehenden Schritte bei Pardubitz und Kolin und die folgenden bis bei Rakonitz. Aber ebenso kann ich mir denken, daß der weitere Schritt nicht mehr im Schnee abgedruckt ist, sondern vielleicht in Gesellschaft, inmitten eines Ereignisses, irgendwo, wo etwas geschehen ist oder geschieht: daß dieser Schritt ein Glied einer zusammenhängenden Reihe von Schritten ist. Denken Sie sich eine Reihe solcher Wunder, in welchen dieser Fußstapfen seinen natürlichen Platz hat. Besäßen wir eine vollkommen informierte Zeitung, so wäre es möglich, daß wir in den ‚Tagesnachrichten' jene weiteren Schritte zu finden und jemandes Weg zu verfolgen vermöchten. Vielleicht geht irgendeine Gottheit ihres Weges; sie geht ohne Inkoherenz und schrittweise; vielleicht ist ihr Weg eine Führerschaft, an die wir uns halten sollen. Es wäre uns möglich, Schritt für Schritt in den Spuren der Gottheit zu gehen. Vielleicht wäre es der Weg der Erlösung. Dies alles ist möglich — — Und es ist furchtbar, einen Schritt dieses Weges ganz bestimmt vor sich zu haben und ihn nicht weiter verfolgen zu können."

Boura schüttelte sich und stand auf. Es schneite immer dichter, und das zertretene Feld mit dem großen Fußstapfen inmitten der andern verschwand unter neuem Schnee. „Ich lasse ihn nicht," sagte der beschneite Mann, — „den Fußstapfen, der nicht mehr ist und nicht sein wird," vollendete Boura in Gedanken, und ihre Wege trennten sich in entgegengesetzten Richtungen.

2

Einigermaßen ermüdet trug Boura an jenem Abende in der „Aristotelischen Gesellschaft" vor. Obgleich er nicht viel Hörer hatte, fühlte er sich erschöpft und zerstreut; er bemerkte, daß das Auditorium nicht überzeugt sei, und daß er gezwungen sein werde, in eine Diskussion einzugehen, die ihm unklar widerstrebte. Eine Weile lauschte er seiner eigenen Stimme; sie schien ihm dicht und verwischt, schwer in der Kadenz und unnatürlich in den Betonungen, und er bemühte sich vergeblich, sie zu verbessern oder zu beherrschen; und er hörte ihr leidend und mißfällig zu.

Überdies bedrückten ihn die Hörer. Ihm war, als wäre er durch eine Wand von ihnen geschieden, als wäre er unermeßlich von ihnen entfernt,

und es verdroß ihn, daß er ihnen seine Gedanken mitteilte. Alle diese Mienen erschienen ihm uniform und langweilten ihn; dies war so leblos, daß er die Gewißheit der Wirklichkeit verlor und in einer Art Leere tappte, die er nicht zu überwinden und mit seinen Worten zu erfüllen vermochte. Gewaltsam nötigte er sich dazu, die einzelnen Gesichter zu beobachten; er unterschied seine Bekannten darunter, aber er fühlte sich ihnen entfremdet und war ganz überrascht über eine Unzahl von Einzelheiten, die er heute zum ersten Male beachtete. Was ist das, sagte er sich unbestimmt, wenn er seine Ausführungen zusammenfaßte, warum ist es mir so gleichgültig, was ich vortrage? Er war sich des Planes seiner Rede durchaus bewußt und sprach ohne Zögern und Unsicherheit; er trug eine Ansicht vor, die er lang in sich getragen, welche ihm einst in einem Augenblick der Hingerissenheit aufgeblitzt und nunmehr bereits zur Gewißheit geworden war. Aber jetzt, als er sie in der ungewohnten Stille des Hörsaals selber vernahm, war ihm seltsam und fremd zumute. Das alles ist ja Wahrheit, fühlte er zeitweilig, so kahle und offenkundige Wahrheit, daß es nichts Eigenes mehr ist; ich sage nur Fakten, die mit mir nichts zu tun haben. Er erinnerte sich, wie nahe, wie persönlich sein diese Gedanken gewesen waren, als sie ihm einst wie eine Eingebung eingefallen waren. Damals hatte er gelitten, wenn sie schwankten, und sich über jeden neuen Beweis gefreut, wie wenn es sein persönlicher Erfolg wäre; damals waren sie sein inneres Leben gewesen. Aber heute ist das alles nur eine Wahrheit, etwas Äußerliches und Unpersönliches, das mit ihm nicht mehr zusammenhängt; etwas so Lebloses, daß er unwillkürlich eilte, um sich dessen zu entledigen. Je mehr er aber eilte, desto mehr quälten ihn die eigenen Worte; sie sind so abstrakt und fremd, ganz anders als das, was er dereinst gemeint; und doch waren ihm jedes Wort und jede Wendung seit langem bekannt und ertönten ihm mit dem tauben, fast peinlichen Klang der Wiederholung. Da dachte er nunmehr an das Ende; mit jedem Worte zielte er immer näher und mit schroffer Geradheit darauf hin: nur schon fertig werden! Das Auditorium hing an seinen Lippen; schon hab ich sie, fühlte Boura, jetzt will ich's ihnen beweisen; jetzt kommen die großen Begründungen. Gott, nur keine Apathie, keine Schwäche! Und plötzlich übersprang Boura eine Reihe von Beweisen und endigte den Vortrag wie mit einem Hieb.

Die Aristoteliker waren nicht befriedigt; einige Redner erhoben sich mit Fragen und Einwänden. – Boura begriff sie nur halb; jetzt, da er seine Gedanken aus anderm Munde hörte, kamen sie ihm noch fremder und selbstverständlicher vor. Warum soll ich verteidigen, dachte er in stumpfer Betrübtheit; dies alles hat ja mit mir nichts zu tun, es ist bloße Wahrheit, nichts mehr als Wahrheit; es betrifft mich doch gar nicht. Er redete schwer, mit gewaltsamer Sammlung; er fühlte, daß er überzeuge, daß er

wieder „seine Sache" gewinne. – Aber es ist ja nicht meine Sache, wiederholte er sich verwundert.

Es trat ein neuer Gegner mit bürstenartig emporgekämmten Haaren auf, welcher Boura besonders wild erschien. „Ich bitte, uns zu bezeichnen, wie Sie die Wahrheit definieren," begann er kampflustig.

„Ich habe nichts aus der Noetik vorgetragen," wendete Boura ein.

„Bitte nur," lächelte der Redner sarkastisch, „es würde mich sehr interessieren."

„Sie zersplittern die Debatte," murrten die Aristoteliker.

„Verzeihen Sie, bitte," lächelte der struppige Mensch sieghaft, „die Frage gehört zur Sache."

„Nein," lärmte die Gesellschaft.

„Doch," verkündete Boura plötzlich.

„Ich bitte also, daß Sie uns antworten," wiederholte der Widersacher.

Boura erhob sich. „Ich bitte, die Diskussion zu beenden."

Die Aristoteliker entsetzten sich. „Es wäre besser die Frage zu verhandeln," sagte der Vorsitzende. „Ich nehme mich der Gewohnheiten der Gesellschaft an. Wir nötigen Sie allerdings nicht."

„Ich habe meinem Vortrage nichts hinzuzufügen," sagte Boura verbissen. Die Aristoteliker lachten; damit war der Vortrag durchgefallen, und es blieb dem Vorsitzenden nur übrig, die Versammlung zu schließen, mit dem Bedauern, daß wir um den Genuß einer so interessanten Diskussion gekommen sind.

Endlich entkam Boura mit vertrockneter Kehle und wüstem Kopfe ins Freie. Es war ein weicher Winterabend, als sollte es schneien; auch die Tramwayglöckchen klangen weich, wie durch Baumwolle gedämpft. Boura hörte, daß ihm jemand nachlief, und versteckte sich hinter einem Baum. Der Mensch blieb atemlos stehen.

„Ich heiße Holeček," sagte er hastig, „ich erkannte Sie, als Sie vortrugen. Erinnern Sie sich meiner?"

„Nein," meinte Boura unsicher.

„Besinnen Sie sich: voriges Jahr, bei jenem Fußstapfen im Schnee."

„Aha," freute sich Boura, „das waren Sie. Ich bin wirklich froh. Ich habe oft an Sie gedacht. Also was, haben Sie weitere Stapfen gefunden?"

„Ach nein. Ich habe allerdings gesucht – warum haben Sie in der Gesellschaft die letzte Frage nicht beantwortet?"

„Ich weiß nicht, ich hatte keine Lust."

„Hören Sie, ich kann sagen, wirklich, fast haben Sie mich überzeugt. Es war so klar, was Sie sagten. Als Sie das struppige Scheusal so unsinnig fragte, da wollte ich aufspringen und sagen: was? Eine Stunde,

Herr, hören Sie Wahrheit an, und nun fragen Sie, was Wahrheit sei. Sie haben Beweise gehört, die nicht zu widerlegen sind. Es ist darin weder eine Lücke oder ein Fehler gewesen. Es ist nichts geredet worden, was nicht rational gewesen wäre vom Kopf bis zur Ferse. Warum haben Sie ihm nicht erwidert!"

„Wozu erwidern," sprach Boura beklommen. „Ich weiß nicht, was Wahrheit ist. Ich weiß, daß alles, was ich sagte, selbstverständlich, logisch, richtig, was Sie wollen, gewesen ist. Aber es ist weder selbstverständlich noch logisch gewesen, als es mir zuerst in den Kopf kam. Damals waren es so bizarre Einfälle, daß ich manchmal lachen mußte. Ich kam mir vor wie ein Narr. Ich war unendlich glücklich. Und doch war kein Stückchen Vernunft darin. Ich weiß nicht, woher mir das kam, so ziellos, so rein ohne Ziel."

„Fußstapfen, die von nirgendher und nirgendwohin führen," erinnerte sich Holeček plötzlich.

„Ja. Und jetzt habe ich daraus ein System oder vielleicht eine Wahrheit gemacht; alles ist logisch und klar darin. Aber damals, ich weiß es nicht zu sagen: war es irgendwie merkwürdig, schöner, wunderbarer — Nichts folgerte damals daraus, zu nichts paßte es. Ich wußte, daß es möglich ist, unzählige andere und entgegengesetzte Gedanken zu haben, ebenso schöne und übernatürliche. Ich war mir einer Freiheit ohne Grenzen bewußt. Nichts Vollkommenes läßt sich widerlegen. Erst als ich daraus eine Wahrheit zu machen begann, war mir, als verstofflichte sich alles. Ich mußte vieles umstoßen, damit nur das Eine bliebe: die Wahrheit; ich mußte beweisen und überzeugen, logisch sein, selbstverständlich sein — Aber heute, als ich vortrug, begriff ich plötzlich: damals, ja damals bin ich etwas anderem und Vollkommenerem nahe gewesen. Und als mich jener Rohling fragte, was die Wahrheit sei, da hatte ich schon auf der Zunge: Auf die Wahrheit kommt es nicht an."

„Besser, es nicht zu sagen," meinte Holeček bedächtig.

„Es gibt etwas Höheres als die Wahrheit, etwas, das nicht bindet, sondern freimacht. Es waren Tage, wo ich wie in Verzückung lebte; ich war so frei damals — Nichts schien mir damals natürlicher als Wunder. Es sind nur Ereignisse, die freier als die anderen und vollkommener als alle sind; es sind nur glückliche Fälle unter tausend Mißgeschicken und Zufällen. Wie nah war mir damals jener Fußstapfen! Aber dann, vom Standpunkt der Wahrheit, habe ich ihn gehaßt. Ach, sagen Sie mir, haben wir ihn wirklich gesehen?"

„Wir haben ihn gesehen."

„Ich bin so froh, daß ich Sie getroffen habe," freute sich Boura. „Eigentlich habe ich auf Sie gewartet. Gehn wir, wohin es Ihnen

beliebt; ich bin verschmachtet auf diesem Katheder wie ein Auswurf auf der Straße. Stellen Sie sich vor, in manchen Augenblicken habe ich mich dort gesehen, so als säße ich unten im Auditorium."

Es bot sich ihnen ein Winkel, in welchen sie hinabstiegen. Boura war erregt, redete viel und lachte über die Aristoteliker, während Holeček schweigsam das Glas zwischen den Fingern drehte. Also so, dachte er, auf Boura blickend, ruhloser Mensch, was suchst du eigentlich? Du hast in etwas ein Wunder gesehen, und es hat dich nicht erlöst. Du hast die Wahrheit erkannt und dich ihr nicht ergeben. Du hast eine große Eingebung gehabt, und sie hat dein Leben nicht auf ewig entflammt. — Oh wenn ich deine Flügel hätte!

Geflügelter Geist, dienen dir die Schwungfedern vielleicht nur dazu, alles zu verlassen? daß du nirgends Lager noch Schlaf habest? daß du bis ins Leere fliegest und dort am Raum dich ergötzest oder die Brust dir kühlest am Nichts? Wenn ich ein Wunder erkennte, dann wäre ich gerettet; wenn ich die Wahrheit fände, wie stark hielte ich sie fest! und wenn in mich nur ein Fünkchen Gottes flöge, wäre ich da nicht wie eine Kapelle mit der ewigen Lampe!

Wenn selbst der Brennende Dornbusch zu dir redete, er würde dich nicht erlösen. Aber du hast die flammenden Augen und würdest Gott in Busch und Brennesseln erkennen, während ich blind und materiell bin und keine Wunder zu sehen verstehe.

Ach, dir fehlt die ägyptische Gefangenschaft, um dich durch den Glauben zu lösen; aber wer vermöchte dich zu fesseln, flüchtiger und gottloser Geist?

„Erinnern Sie sich," neigte sich Boura zu ihm, „voriges Jahr über jenem Fußstapfen; Sie sagten, vielleicht sei dort irgendein Gott gegangen, und man würde ihm haben folgen können."

„Ach nein," verfinsterte sich Holeček, „Gott kann man nicht erreichen auf Detektivwegen."

„Wie denn?"

„Nirgendwie. Es ist nur möglich zu warten, bis Gottes Axt deine Wurzeln zerhaut: Da wirst du begreifen, daß du nur durch ein Wunder stehst, und wirst auf ewig in Staunen und Gleichgewicht verharren."

„Ihnen hat er sie schon zerhauen?"

„Nein."

An einem Tische in der Ecke erhob sich ein Mensch und ging auf sie zu. Groß und stark, mit großem Gesicht, rothaarig, gerade und sinnend; so stand er da mit seitlich geneigtem Kopfe und blickte Boura wie von ferne an.

„Was ist?" wunderte sich Boura.

Der Mensch antwortete nicht; nur seine Augen kamen gleichsam näher, immer aufmerksamer, knapper heran und forschender. „Sind Sie nicht Herr Boura?" sagte er auf einmal.

Boura erhob sich. „Der bin ich, und Sie?"

„Hatten Sie nicht einen Bruder?"

„Ich habe einen Bruder – – irgendwo in der Fremde. Was wollen Sie mit ihm?"

Der Mensch setzte sich an ihren Tisch. „Das ist so," begann er unbestimmt; plötzlich hob er die Augen und sagte: „Ich bin nämlich Ihr Bruder."

Boura freute sich maßlos, ja verwirrt: „Du! bist du es wirklich?"

„Ich," lächelte der Mensch. „Wie geht es Ihnen?"

„Ihnen – mir – warum sprichst du so?"

„Ich bin nicht gewohnt," sagte der Mensch und versuchte zu lächeln; aber in seinem Antlitz spiegelte sich nur starre Aufmerksamkeit. „Die ganze Mama," sagte er, mit dem Finger Bouras Kopf abzeichnend.

„Ich hätte dich nicht erkannt," sprach Boura begeistert, „Gott, nach so vielen Jahren! Zeig dich doch! Du bist nach dem Vater, ja, nach dem Vater."

„Möglich."

„Welch ein Zufall," freute sich Boura. „Nur durch Zufall kamen wir hier herein, ich und – mein Freund Holeček."

„Sehr erfreut," sagte der Mensch würdevoll und reichte Holeček seine große, heiße Hand.

„Und du?" fragte Boura unsicher.

„Nichts, ich bin in Geschäften hier. Ich habe unten, im Süden, etwas, ein Gewerbe. Aber ich bin nach Hause gefahren."

„Ich bin nicht zu Hause gewesen . . . seit dem Tode der Eltern," gab Boura zu.

„Unser Haus hat man zerstört. Etwas steht dort, eine Schule, so etwas Häßliches aus Ziegeln. Ich ging hinein, da kamen sie über mich, was ich dort will. Sie waren so dumm, wußten von nichts. Aber gegenüber ist so ein Häuschen wie damals, so niedrig," sagte er, mit der Hand zeigend.

„Ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht," tappte Boura.

Der rothaarige Mensch neigte sich zu ihm vor und sann angestrengt nach, mit gespannt stierenden Augen, die gleichsam vom Sichkonzentrieren einander angenähert waren. „Es war dort – es war dort – der Hanousek," schrie er plötzlich freudig auf, „Hanousek, der Bettler, hat dort gewohnt."

„Und seine Tochter," strahlte Boura.

„So. Sie hatten schwarze Augen, mit solchen wehen Ringen herum. Und ich pflegte zu ihnen essen zu gehen."

„Das weiß ich nicht einmal," wunderte sich Boura.

„Ich ging hin. Sie buken mir Brot auf der Herdplatte – Was der Alte so erbettelt hatte, Abfälle und Rinden, Erbsen, schreckliche Sachen; alles aß ich auf. Dann legte ich mich in des Bettlers Bett und fütterte seine Läuse."

„Darum riefen wir vergeblich nach dir," lächelte Boura.

„Nein, wenn ihr nach mir riefet, da war ich oben auf dem Hange, im hohen Gras, so hoch. Niemand kannte jene Stelle, und dort hatte ich mein Grübchen, wie ein Hase, und blickte nach Hause. Ich sah so gut, wenn die Mutter herauslief, mich rief, suchte, vor Furcht und Liebe weinte; mir war qualvoll und süß zumute, zum Sterben, aber ich hätte mich um nichts auf der Welt gemeldet. Ich fürchtete, sie werde mich entdecken, und dabei winkte ich mit der Hand. Nur ein bißchen wollte ich mich ihr zeigen, nur so kleinwenig, damit sie mich nicht erkenne."

„Sie hat dich oft gesucht," entsann sich Boura.

„Oft. Ich wollte nur erfahren, ob sie mich suchen würde; ich saß dort ohne Atem und wartete, bis sie käme. Sie rief, suchte, weinte aber nicht mehr. Und einmal kam sie gar nicht heraus. Damals wartete ich bis zum Abend, bis ich mich so allein fürchtete. Aber sie kam nicht, und auch ich ging nicht mehr auf den Hang und begann weit und immer weiter umherzustreifen."

„Wo lebst du eigentlich jetzt?"

„In Afrika. Ich glaube, sie liebten mich nicht, und darum bin ich so herumgestrichen. Ich wollte prüfen, ob mir etwas geschehn würde. Ich liebte solche Gefühle. Hö, niemand redete zu Hause mit mir, und ich ging hin und plauderte mit dem Straßenräumer auf einem Schotterhaufen. Der alte Hanousek sprach nie, er schimpfte nur ein wenig; aber seine Töchter redeten viel und so leise."

„Was tatest du dann?" fragte Boura fast schüchtern.

„Nun was –" Der rothaarige Mensch verfiel in Nachsinnen.

Boura wartete ängstlich. Vielleicht sagt er etwas über sich selbst. Es ist soviel Zeit und Ferne zwischen uns geblieben, daß er ohne eine Anzahl Worte diese Lücke schwerlich zuschütten wird. Sieh, Bruder, wir werden jahrelang so sitzen und von Kleinigkeiten reden, von alltäglichen und unscheinbaren Dingen, von allem, was wir wissen; es bedarf unendlich vieler Alltäglichkeit, damit die Menschen sich einander nähern und sich verständigen.

Aber der große Bruder rauchte nur, spuckte und blickte zu Boden; und in Boura regte sich ein kindliches Gefühl: das ist er, der ältere Bruder,

welcher tun darf, was er will, und welcher seine Geheimnisse hat. Ich möchte alles wissen, was er tut, aber er wird mir nicht alles sagen. Ich möchte ihm alles sagen, was ich tue, aber er wird mich nicht befragen. Ach, nie werde ich ihn verstehen!

Wie oft, wie oft sah ich dich irgendwoher kommen mit zerstreuter, geheimnisvoller und satter Miene, wie eine Katze, die grimmig und wollüstig einen Spatzen auf dem Dachboden gefressen hat und besudelt, verbrecherisch und mit leuchtenden Augen zurückkehrt! Wie oft ging ich an jene Orte, die du verlassen, um dort zu suchen, was du dort entdeckt hattest oder was du dort verstecktest; und nachdem ich alles durchgeführt hatte, fand ich, enttäuscht und arm, nur die Spinnwebenrückseite der Dinge! Und auch heute hast du die Miene, die ich kenne; du kehrst geheimnisvoll irgendwoher zurück wie damals, wie eine Katze, die zugleich zurückdenkt und die Lust des künftigen Raubzugs genießt.

„Nun, was," sagte plötzlich der große Bruder mit gewisser Erleichterung. „Ich gehe. Sehr, sehr gern habe ich Sie gesehen."

Boura erhob sich verwirrt. „Auch ich bin froh. – Aber bleib doch! So viele Jahre haben wir uns nicht gesehen!"

Der große Bruder kleidete sich an. „Wahrlich, viele Jahre. Sehr viele Jahre. Das Leben ist allzu lang." Die beiden Brüder standen verlegen da, nicht wissend, wie sich zu trennen; der große Bruder neigte das Haupt, als suchte er etwas, irgendein besseres reineres Wort; angestrengt lächelte er und bewegte die Lippen. – „Willst du nicht Geld?" stotterte er endlich. „Ich habe genug."

„Nein, nein," wehrte sich Boura, plötzlich maßlos glücklich und ergriffen. „Nein, ich bitte dich, es ist nicht nötig; aber ich danke dir, du bist brav. Reise mit Gott, reise mit Gott."

„Warum nicht," brummte der ältere Bruder und zögerte. „Ich selbst brauche nichts. Wie Sie wollen. Nun, mit Gott."

Er entfernte sich groß und aufrecht, nur den Kopf etwas seitlich gesenkt. Holeček folgte ihm mit den Blicken bis zur Türe, wo er ihn noch mit der Hand winken sah, bevor er verschwand.

Boura blickte zu Boden.

„Er hat den Stock hiergelassen," rief Holeček aus und lief mit dem Stocke dem sich Entfernenden nach; er war übrigens froh, Boura einen Augenblick allein lassen zu können.

Auf der Treppe hörte er Schritte über sich.

„He, Herr!"

Mit zwei Sprüngen war er oben und in der Tür. Aber die Gasse war leer, soweit er blicken konnte. Es fiel feuchter Schnee, der auf der Erde sogleich schmolz.

Bestürzt schaute er sich in dem Gange um. Nichts wie die Stiege nach unten.

Von der Mauer lösten sich zwei Gestalten. Schutzleute.

„Ist nicht jemand von hier herausgelaufen?" fragte Holeček hastig.

„Was hat er gestohlen?"

„Nichts. Wohin ist er gegangen?"

„Überhaupt niemand ist herausgekommen," sagte der Schutzmann. „Solange wir da sind, ist niemand aus der Weinstube gekommen."

„Wir sind wohl zehn Minuten da," fügte der andere hinzu.

„Vielleicht ist er noch unten."

„Das ist er nicht," wandte Holeček entsetzt ein. „Er ist einige Schritte vor mir gegangen. Er hat den Stock unten vergessen."

„Einen Stock," wiederholte der Schutzmann nachdenklich. „Nein, niemand ist herausgekommen."

„Aber er konnte doch nicht verschwinden," schrie Holeček in jähem Zorn.

„Das konnte er nicht," stimmte der Schutzmann beschwichtigend zu.

„Gehn Sie hinunter, Herr," riet der andere; „es schneit."

Sie halten mich für betrunken, begriff Holeček; ich habe doch kaum ein Glas Wein getrunken. Was ist das wieder? „Er ist einige Schritte vor mir gegangen," erklärte er wieder aufgebracht; „er kann doch nicht nur so verschwinden; und wenn er herausgekommen wäre, so hätten Sie ihn gesehen, nicht?"

Der Schutzmann zog sein Büchel heraus: „Wie hieß der Herr?"

„Unsinn," sagte Holeček, „was wollen Sie damit?"

„Wir wissen nicht, was mit ihm geschehen ist. Vielleicht ein Unfall oder —"

Auf Holečeks Lippen zuckte ein wilder Zorn. „Wenn es nur das wäre," schrie er und lief, die Tür zuschlagend, hinab.

Boura saß über seinem Wein, trank ingrimmig und bemerkte kaum, daß Holeček fortgewesen war. „Ihr Bruder ist verschwunden," meldete ihm Holeček, vor Kälte und Erregung zitternd.

Boura schüttelte den Kopf. „Das ist ihm ähnlich."

„Erlauben Sie," sagte Holeček ungeduldig, „er ist die Treppe hinaufgegangen und auf einmal verschwunden; hinausgekommen ist er überhaupt nicht, so als wäre er versunken."

„Gerade so, ja," nickte Boura, „so als wäre er versunken. Immer hat er es getan. Ist weggelaufen, niemand wußte wohin; und dann kehrte er zurück mit seltsamer Miene und in sich vertieft, als sähe er mehr, als man begreifen kann."

„Zum Teufel, verstehen Sie mich: er ist nicht davongerannt, sondern

verschwunden. Das ist ja absurd. Er ist auf dem Gang verschwunden; zwei Schutzleute standen beim Tor und sahen ihn nicht herauskommen."

„Ein Sonderling, tatsächlich ein Sonderling. Schon in der Kindheit war er so — — ja, unberechenbar; ein Einsiedler, furchtbar unbeständig, grausam und versonnen. Sie kennen ihn wenig."

„Aber begreifen Sie denn nicht," bemühte sich Holeček. „Er ist verschwunden wie ein Geist, wie durch die Wand hindurchgegangen."

„Ich begreife. Er war so unmäßig in allem, so flatterhaft. Niemals bekümmerte er sich darum, was er durfte, so als hätte er weder ein Gewissen, noch Grenzen gehabt. So oft, so oft hat er uns in Entsetzen versetzt!"

„Ist es denn möglich, zu verschwinden?"

„Ich weiß nicht. Mein Bruder ist in keine Schule gegangen, er hat keine Ahnung von den Wissenschaften; er weiß überhaupt nicht, was möglich ist und was unmöglich. Wirklich, er hat alles Lernen ungemein verachtet."

Holeček schlug auf den Tisch. „Aber darauf kommt es doch nicht an."

„Was denn?" sagte Boura die Augen aufschlagend.

„Niemand kann verschwinden. Verstehen Sie, hier gibt es —"

„physische Grenzen, ich weiß, das haben Sie schon an jenem Fußstapfen gesagt. Physische Grenzen! Als ob Ihnen soviel daran läge! Schauen Sie, ich habe allerlei gesehen und überdies vieles gelesen; aber von all dem habe ich nichts besser begriffen als die Erweckung der Tochter Jairs. Ich habe das tote Mädchen gesehen — Ach, in diesem greulichen Mechanismus wäre nur eines in Wahrheit natürlich: das Wunder. Dieses allein würde dem Menschen am tiefsten entsprechen —"

„Wunder, ja," sagte Holeček: „jemand erretten, Kranke heilen und vor allem jene vom Tode erwecken, welche jung gestorben sind — Aber wozu ist das, was ich gesehen habe, und wem hilft es? Wenn das Wunder sind, warum sind sie so ziellos? Nichts, ach, nichts wird daraus hervorgehn."

„Und wenn es zu nichts und für nichts wäre! es ist doch ein Wunder. — Auch in uns sind solche Geschehnisse und Vorfälle, die vielleicht kein Ziel haben ... als ihre eigene Vollendung. Jähe Augenblicke der Freiheit — Und wenn es nur Augenblicke sind! wenn die Dinge sich so ereignen würden, wie es unserer Seele natürlich ist, dann würden Wunder geschehen."

Daniel

von Alfred Neuman

Schon gewürgt von einer Nacht tödlichen Deutung,
nicht mehr wissend, welche Bilder ihm geschahen,
und den Sinn der Drohung fürchterlich zerschlafen,
sprach der König: „Nennet mir den Traum."
Und es hoben sich, die um die Sterne wußten
und das Morgen grausam oder lächelnd formten,
kamen, alt von Jahren und der Pflicht des Sehens,
an den Thron und trugen in den Gesten
viele Furcht.
„Herr, so sage uns den Traum, daß wir ihn klären!"
Flehend hoben sich die Hände aus den Ängsten
ihrer Stunde, und Gewänder waren
wie Gebete an den Armen aufgeglitten.

Und es fielen Worte von dem Thron,
die wie eine Hand zur Faust sich schlossen
und das Unheil schon als Echo
in die Hörenden zerschlugen:
„Nennet mir den Traum, ihr Weisen;
ich vergaß ihn. Darum rief ich
euch!
Saget ihn und deutet ihn mir dann:
und ich lasse Gnade auf euch regnen,
daß die Schale Dankbarkeit zu klein wird.
Weigert ihr es mir, so werde ich
euch zerbrechen, daß die fast erstickten Funken
eures Geistes an den Kleidern und am Blut
aufflammen und in eure Hütten rasen
und Triumph der Asche werden!"

Aus dem Chor der Qualumdrängten
torkelte die dumpfe Antwort:
„Herr! Den Traum! Den Traum! Gib uns den Traum!"

Als des Königs tödliche Gebärde
sie vom Licht und Tag zu trennen kam,
schrieen sie geballt Verzweiflung,
schrieen sie und stemmten ihren Schrei

gegen die gemordete Empörung:
„Herr, o Herr, was ist dir Menschentum,
daß du wünschend in den Himmel greifst
und den Wunsch an unsere Irdischkeiten bindest!
Herr, du rührst an Göttlichem!
Herr, du zwingst uns Menschen in Bereiche,
die von Ewigem so schwer sind,
daß sie töten, wenn wir sie nur denken!
Herr, wir sind! und sind nur Menschen!" –

Doch der König sagte: „Tötet sie!"

Also hoben sich die Sicheln des Befehles
und umschwangen kreisend jene
einer ganzen Stadt.

Daniel, den sie Belsazar hießen,
ward der Vielheit töricht Todgeweihter
lächelnder Gefährte.
Er erfuhr vom Sinn und Ziel des Urteils
und er wurde groß von Mitleid mit den andern,
und er hob sich auf und ging zum Herrscher,
stand vor seinem Zorn und sagte milde:
„Herr, ich nenne und ich werde deuten.
Gib mir Frist, damit ich es vermöge."

Dann verließ er sich und rief zum Himmel:
„Gott, mein Gott, es sollen Menschen sterben,
weil sie Erde sind und nicht wie du!
Gott, mein Gott! Stets müssen Menschen sterben,
weil sie Erde sind und nicht wie du:
das ist Atem, Schrei, Verfall und Tod –
du der Sinn, der alles überbrückt!
das ist Menschsein, schön und unsäglich vergeblich –
du das Reich, in das Gebete münden!
das ist Menschtum, weit in alle Ewigkeit –
du das Wort, an dem die Ewigkeiten bersten!
Doch mein Gott, laß nicht die Menschen sterben,
weil ein Mensch so ist wie sie und nicht wie du.
Herr! Es darf nicht sein! Es wäre
tödlicher Scherz von dir!
Herr! Gib Wissen!"

Gott kam nahe ihm

und war freundlich:
so wie eine weiße Hand.

Da geschah ihm ein Gesicht
und er wußte viel.

Als er den unendlich reinen Sang des Dankes
aus dem schwingenden Gebet geläutet hatte,
trat er vor den König und sprach also:
„Daß ich weiß, o Herr, ist keine Weisheit
und die Worte sind nicht meine Worte;
denn ich spreche Ihn aus meinem Mund,
Seinen Sinn und Seinen Willen, der so groß ist,
daß auch Könige ihn niemals ahnen können
und kein Thron in seinem Schatten sichtlich wird.
Gott will, daß du um die Dinge wissest,
die im Morgen sind. So höre deinen Traum:

Es ward dir ein Bild, das groß und steil sich reckend
deinen Augen schon die Furcht gebar.
Dieses Bildes Haupt war gülden,
Brust und Arme waren silbern,
Bauch und Lenden waren erzen,
seine Schenkel waren Eisen,
seine Füße waren eines Teiles Eisen
und des anderen Teiles Ton.
Sieh! Es kam, von keiner Hand geworfen,
eines Steines wuchtgeborne Macht,
schlug des hohen Bildes Füße,
die von Ton und Eisen waren,
und zermalmte sie.
Da zerbarsten miteinander
Eisen, Ton und Erz und Silber
und das feine Gold.
Da ward aus der Wesenheit des Bildes
schmerzlich Staub geboren.
Staub! Das ist die Scham des Nichts,
ganz zerpreßtes Weh auf sommerlichen Straßen!
Der das Bild erschlug, der starke Stein,
er ward Berg, so groß, daß er die Welt ausfüllte. —

Dieses ist der Traum und jetzt vernimm die Deutung:

Herr, du bist das güldne Haupt;

denn dein Reich ist Tag und Heute wie die Sonne,
groß um deines Arms Bewegen aufgeflammt
und so hell von Macht, daß wir die Augen schließen.
Doch ein Königtum wird folgen,
das nur Mondlicht ist und silbern,
Reiche werden unter Enkeln sein,
erzene, die hart und dunkel herrschen,
eiserne, aus denen Schrecken brüllt.
Doch des Bildes Füße waren Ton und Eisen:
und es wird das Reich sich spalten,
Ton und Eisen werden; eines Teiles schwach
und des anderen Teiles stark,
und nicht aneinander halten können,
weil sich Eisen nicht mit Ton verträgt.

Eines Steines wuchtgeborne Macht wird kommen,
nicht von einer Hand geworfen:
denn es wirft ihn Gott,
schlägt das Eisen, Erz und Ton und Silber,
schlägt das Gold in staubhaft wehes Nichts,
und wird groß, wird ewig Reich, wird Berg
Menschenliebe!

Siehe, Herr, so spricht Jehova."

Doch der König sah den Menschen als Altar
und fiel hin vor ihm und betete.

Rundschau

Die Bedeutung des Ästhetischen für die Philosophie

von Artur Bonus

Julius Kaftans „Philosophie des Protestantismus" bedeutet selbst einen Protestantismus innerhalb der Philosophie, nämlich den Protest gegen den aus hellenistischer Zeit her noch immer sie bestimmenden Intellektualismus.

Dem wollen wir hier nicht nachgehen. Dagegen fordert unser Nachdenken heraus, was der Verfasser über das Verhältnis des ästhetischen Moments zur Philosophie aussagt. Nach der Darstellung des Buches, dem ich viele verständnisvolle Leser wünsche, vollzieht sich das geschichtlich-geistige Leben in Wissenschaft, Kunst, Moral und Religion. Wo aber das Erleben in diesen vier Richtungen und sein Ertrag für die Philosophie des näheren zur Erwägung gelangt, wird das ästhetische Moment als nur begleitend abgewiesen.

Es kommt für die Prüfung dieser Stellungnahme darauf an, wie man das ästhetische Moment näher bestimmen will. Wenn es, wie Kaftan nahelegt zu glauben, das Gebiet der Frage: schön oder häßlich? ist, so trifft zu, was er sagt.

Aber diese Bestimmung ist zu eng.

Man muß vor allem zwischen ästhetischem Sinn überhaupt und Kunst unterscheiden.

So wie man zwischen moralischem Sinn und Moral scheidet. Der moralische Sinn ist nicht durch eine bestimmte Moral erschöpft und nicht einmal durch das, was man überhaupt Moral nennt.

Der ästhetische Sinn schafft Kunst, aber geht nicht darin auf.

Immerhin, da er Kunst schafft, so mag man seine Besonderheit, das ihn Kennzeichnende aus der Kunst am deutlichsten erkennen, ohne es doch in ihr aufgehen zu lassen.

Jede Moral hat das Kennzeichnende, daß sie bestimmte Handlungsweisen befiehlt, die dann der einzelne sich von außen vorgesetzt fühlt. Offenbar ist aber dies gerade nicht das Kennzeichnende des moralischen

Sinns. Vielmehr das, was einer Moralschöpfung als notwendiges Übel anhaftet.

So hat jede bestimmte Religion, indem sie sich als gemeinsame Überzeugung einer Gemeinschaft aufrecht erhalten will, bestimmte einzelne Anschauungen formuliert, die den einzelnen Mitgliedern als Glaubensforderung der Gemeinschaft gegenübertreten. Offenbar ist das aber nicht charakteristisch für den religiösen Sinn, sondern für die Schwierigkeiten seines Wirkens im Äußeren.

Indem die Kunst bis ins Äußere hinein ausgestaltet, wie im Innern Leben und Welt geschaut werden, und das nur in freiem Stoff und sozusagen neben der eigentlichen Wirklichkeit her ausführen kann, so berührt sie als willkürlich und spielend. Und in dieser Eigenschaft kann sie gewiß immer nur begleiten, nicht leiten (nach jenem Goetheschen Wort). Aber das ist nicht für den ästhetischen Sinn, sondern nur für seine Not beim Heraustreten an die Öffentlichkeit bezeichnend.

Fragen wir uns, was eine Landschaft auf der Leinwand, falls sie Kunstwerk ist, von der Landschaft in der Natur unterscheidet, so ist es die Einheit, die in einen Ausschnitt der Natur hineingesehen worden ist.

In der Natur dürfen die verschiedenen Stimmungen neben- und durcheinander sich aussprechen. Denn sie ist unendlich und jeder Anklang findet in ihr sein Forttönen. Das Kunstwerk hat einen beschränkten Raum. In ihm muß eine bestimmte Stimmung, ein bestimmter geistiger Gehalt möglichst restlos ausgedrückt, ausgestaltet werden. Nicht daß der Künstler sich das theoretisch so zurechtlegte und dann ausführte, sondern so schaut er von vornherein die Natur. Er sieht in ihr ein Geistiges gestaltet, die Einheit einer Stimmung, eines Gefühls, einer Erregung. Schauen und Schaffen, das ist das Element der Kunst. In sich einheitlich Empfinden und deutlich in der Außenwelt Ausdrücken, — das ist das ästhetische Gebiet.

Kaftan stellt das Hauptgesetz des geistig-geschichtlichen Lebens, „die Regel des Geistes" dahin auf, daß die Anfänge geistigen Lebens um des menschlichen Lebens willen entstehen, als Mittel zu menschlichem Leben, aber dann sich zum Zweck machen und das natürliche Leben sich zum Mittel unterwerfen.

In dem Maße, als diese Umkehrung stattfindet, verwirklicht sich der Geist.

Legen wir diese Betrachtung einmal zugrunde, gleichviel ob sie erschöpfend ist oder nicht. Das Erkennen entsteht im Dienste des Lebens; soll es seinen Zweck, das Leben erhalten und fördern zu helfen, erfüllen, so muß es die Wirklichkeit richtig vergegenwärtigen, damit sich das Leben richtig in ihr bewegt: es muß „wahr" sein. Schließlich wird die Wahrheit Zweck und gestaltet nun das Leben von da aus um.

So ist's auch mit der Moral. Der Mensch ist als Mensch nur in und mit der Gemeinschaft da. Er konnte es nicht ohne Moral. Sie entsteht um des menschlichen Lebens willen und gestaltet dann das Leben um.

Und so auch die Religion. Sie schafft Götter als Sichrer und Erhalter des Lebens, macht dann aber sich — und sie — aus einem Mittel zum Beherrscher des Lebens.

Nicht so die Kunst, „das Gebiet des Erhabenen und Schönen". Auch sie freilich entsteht als Mittel zum menschlichen Leben und gestaltet das dann, Zweck geworden, um. Aber sie entsteht nicht als notwendiges Mittel. Sie bleibt stets nur begleitend. Sie liefert keine Erkenntnis, mit der die Philosophie etwas anfangen könnte. Die großen Philosophen sind stets Männer der Wissenschaft, moralische Gesetzgeber, Propheten gewesen, aber nur zuweilen auch Dichter. So Kaftan.

„Dichter" — mag sein. „Dichter" im landläufigen Sinn. Kaftan meint dann, daß zwar Plato gewiß Dichter war, kaum aber Kant. Er hat an anderer Stelle vermutet, daß lediglich ein Symmetrie-, also doch ein ästhetisches Bedürfnis Kants Kategorientafel hervorgetrieben habe. Dem sei, wie ihm wolle; denn dies sind Nebendinge. Aber das große Bild, das Kant entworfen hat, die große geistige Einheit, die er in die Dinge hineingesehen und in seinem System eindringlich für alle Zeiten hingestellt hat — das sollte nicht Kunst sein? Ich meine im Gegensatz zu dem erwähnten Urteil Kaftans: wenn die großen Philosophen freilich oft Männer der Wissenschaft gewesen sind (oft auch nicht, gerade im Kaftanschen Sinne das Wort Wissenschaft), meist moralische Gesetzgeber und fast immer Propheten — denn die Philosophie schaut ja freilich das ganze geistige Leben in eine Einheit zusammen —, das, was sie allem vorweg stets gewesen sind, was konstitutiv für ihre Art ist, das ist das ästhetische Element, das lebendige Zusammensehen- und -dichtenkönnen.

Dichten heißt ja nicht willkürlich spielen, sondern: unter starkem Zwang des Sinns und der Bedeutung der Dinge sie in das Bild Zusammenschauen, das ihren verschiedenen Eigenarten gleichmäßig genugtut. Und nicht umsonst sind so ziemlich alle unwillkürlich für Art und Ergebnis philosophischer Arbeit geprägten Bezeichnungen dem Gebiet der Kunst entnommen. Vom Konstruieren und Systembauen über Spekulation oder Schauung und Intuition oder Hineinschau hinweg zur Weltanschauung und zum Weltbild.

Und wenn Kaftan als das eigentlich konstitutive Element in aller Philosophie die Aufgabe, Einheit zu schaffen ansieht, so ist doch eben das das ästhetische Grundelement.

Der Trieb zur Einheit ist nicht ein geheimnisvoller Trieb im menschlichen Denken als solchem, sondern es ist der ästhetische Grundtrieb: der

Gestaltungstrieb. Damit aber doch wohl (neben dem religiösen Trieb nach Verankerung im Unbedingten und dem alles bewegenden Trieb aufwärts) der Grundlebenstrieb. Liegt er nicht bereits dem einfachsten Bilden von Vorstellungen zugrunde? Ist er nicht der Grund davon, daß wir sehen, was wir sehen und wie wir sehen?

Ich wenigstens habe mich oft dessen gesegnet, daß die Welt geschaffen wurde, — mythologisch gesprochen — ehe die Wissenschaft entdeckt wurde. Wer möchte als Komplex verdichteter Gase herumlaufen oder kubistisch berechenbar aufgebaut sein? Aber der weltschöpferische Grundtrieb der Seele, der bauende, künstlerische, gestaltende ist zum Glück ganz etwas anderes als der das Gebaute, Geschaffene nachrechnende und in ihm orientierende wissenschaftliche. Jener steigt aus tiefsten mystischen Schlünden auf, dieser wirft das Gradnetz der Kausalitäten über die Oberfläche der Dinge.

Auch was die „Regel des Geistes" anbetrifft, daß, was zum Leben notwendig entstand, sich zum Zweck nimmt und das Leben umgestaltet, so trifft es für den ästhetischen Sinn zu. Einheitsehen, Formen, Gestalten entstand im Kampf des Lebens. Der Feind wird in seinen Absichtzusammenhängen, seinen Gewohnheiten, Überzeugungen als eine lebendige Einheit erschaut, und die Waffe wird erschaut und erfunden, die ihn abwehrt. Der Speer als ein Ausdruck vernichtenden Willens.

Das Ausdrücken und Gestalten innerer Gesichte wird dann Selbstzweck: wir arbeiten, bilden, formen nicht mehr nur, um zu leben, sondern um zu schaffen. Entweder unmittelbar Inneres auszugestalten — Kunst —, oder das Lebensnotwendige zu gestalten und womöglich (denn darauf geht der Sinn, wie alles primitive Arbeiten zeigt) so zu gestalten, daß es seinen Zweck offenbart.

Eine der höchsten Formen, die dieser Gestaltungsdrang hervortreibt, ist das Weltbild, das er mit mehr oder minderer Folgerichtigkeit, mehr oder minderer Umfassung, Einheitlichkeit und sozusagen Ausgewogenheit doch in jedem einzelnen Menschen erschafft: die Philosophie.

Alle Erkenntnisse, die der Mensch hat, werden in diesem Weltbild der Philosophie verbaut. Sie sucht nichts anderes als den Sinn des Daseins selbst in einer getreuen Weltdichtung herauszugestalten.

Gerade die Kaftansche Philosophie, der sich das Dasein in das Werden des Geistes verwandelt und die mit großer Bewußtheit sich die Aufgabe stellt, statt der durch Reformation und moderne Wissenschaft gesprengten intellektualistischen Einheit ein neues Gleichgewicht herzustellen, teilt darin im Grunde mit großer Bewußtheit dem ästhetischen Sinn diese höchste geistige Arbeit zu.

Ob außer und neben dieser eigentlichen und schlechthin grundlegenden

Bedeutung des ästhetischen Sinnes für die Philosophie aus dem ästhetischen Schauen und Erleben des Menschen noch besondere Erkenntnisse für die Philosophie abfallen, das zu untersuchen, denke ich mir recht förderlich, doch liegt es nicht im Plan dieses Aufsatzes.

Richtungen der Psychoanalyse

von Adolf Koelsch

Der Neurotiker jeglichen Genres, früher Objekt der Gehirnspezialisten und des Kurpfuschertums, ist heute Objekt des Psychiaters. Den Wandel hat die von Charcot inspirierte Auffassung herbeigeführt, daß die Neurose eine reine Seelenkrankheit sei, keine Krankheit des Körpers. Sie rühre von „seelischen Verwundungen" her, nicht von Störungen der Gehirnstruktur oder der zugeordneten Nervenbahnen.

In jedem Zeichen wird man eine Weile siegen können, und drum blieb auch der neuen (psychologischen) Richtung unter den Psychiatern der Erfolg nicht versagt. Der Publikumserfolg nicht, weil jede programmatische Auffassungsweise, die in ausgesprochenem Gegensatz zu bisherigen Lehrmeinungen steht, veränderte Fragestellungen auf den verschiedensten Lebensgebieten schafft und damit eine Fülle von Anregungen zu Geistesexerzitien bietet oder neue Arten der Selbstbespiegelung lockend macht; der lebendige Erfolg nicht, weil die Anhänger der neuen Richtung gewissenhaft genug waren, sofort an die Kernfrage des Neuroseproblems heranzutreten. Sie lautet: Was ist schuld daran, daß manche Menschen für seelische Verwundungen von an sich äußerst geringfügiger Art so ungeheuer empfänglich sind, daß ihr Lebensprozeß sich in eine einzige schleichende Krankheitsfolge verwandelt, während an andern Menschen ein gleichartiger Anlaß ohne Hinterlassung neurotischer Symptome vorübergeht.

Nach kaum zwanzig Jahren psychoanalytischer Ursachenforschung sind die Ansichten schon sehr zersplittert. Die erste Antwort gab Freud in seiner Sexualtheorie der Neurose, die als krankmachendes Agens einen ins Unbewußte verdrängten erotischen Konflikt in die Ursachenkette einführte. Das war eine sehr persönliche, sehr temperamentvolle Lehre, so rücksichtslos, einseitig und grell, daß manche ein Schauder anlief. Ein weniger verruchter und weniger krasser Konflikt, ein sozusagen anständigeres und philosophischeres Triebchen mit ähnlich gespenstischer Vitalität wie der Eros, aber einem gewissen Zug ins Heroische oder Sakrale wäre ihnen annehmbarer erschienen und hätte nach ihrer Meinung für die wirkliche

Seelenverfassung vieler unserer doch sehr wohlgeratenen, trotz aller neurotischen Überspanntheit doch sehr zahmen Menschenhaustiere auch viel besser gepaßt. Ihnen redete Adler, ein Schüler Freuds, aus dem Mund, als er den Machtfaktor nicht nur als Ersatz für den Sexualfaktor anbot, sondern noch obendrein den Sexualfaktor in schönster Weise dem Machtprinzip dadurch unterzuordnen verstand, daß er die im Unbewußten sich herumtreibende Sexualität nur als eine bestimmte Verkleidungsform des Machtfaktors ausdeutete; der Wille zur Macht wähle in bestimmten Fällen und in der Regel sehr gern, aber natürlich unbewußt diese Maske, weil er in ihr sein eigentliches Ziel, eben die Herrschaft über etwas, auf möglichst angenehme und leichte Weise erreiche.

In dem Züricher Nervenarzt C. G. Jung ist neuerdings der ethische Ideologe und Pathetiker, der Mann mit dem Rousseauschen Herzen und den ökonomischen Instinkten eines Industriellen für Abfallverwertung über das Neuroseproblem gekommen, und seine Gesinnung hat unter den jüngeren Ärzten bereits Schule gemacht. Er lehnt die Theorien Freuds und Adlers als „Produkte einer einseitigen Psychologie" ab und stellt in seiner jüngsten Schrift „Die Psychologie der unbewußten Prozesse" (Rascher, Zürich) eine dritte Theorie der Neurose auf, die ganz im Habit einer rein für bürgerliches Begriffsvermögen gedachten und seine Stutzbockigkeit zu versöhnen trachtenden Utilitätslehre auftritt. Im historischen Teil ausgezeichnet, im theoretischen unoriginell, verworren und so unsystematisch, daß sie kaum bis zur Form eines Essays gediehen ist, bringt sie auch methodisch nichts Neues. Wie seine beiden Vorgänger schwört Jung, daß die Neurose eine reine Seelenkrankheit sei, die keinerlei Ursprungsbeziehungen zu körperlichen Störungen habe, und wie Adler und Freud kennt er zur Erkundung des Wesens der unbewußten Konflikte, aus welchen die Neurose stammt, nur die Analyse der Trauminhalte. Über sie beide geht er nur darin hinaus (und das eben gibt seinen Bestrebungen die eigene Note), daß er aus der Neurose einen Wert herausschlagen will. Er will nicht nur den gesunden, den geheilten Menschen erzielen, wie Adler und Freud, sondern womöglich auch den „höheren" Menschen, den ethisch wertvolleren, mindestens den im Sinn der Weltverbesserer sozial brauchbaren Typ, allenfalls sogar den schöpferischen, den genialischen. Jene waren zufrieden, wenn es ihnen gelungen war, die „minderwertigen" Formen, in welchen die Lebensenergien des Neurotikers gebunden waren und sich nutzlos zu Tode liefen, durch das psychoanalytische Verfahren so aufzulösen, daß die freigewordene Energie dem Patienten zu jeder beliebigen Verwendung zur Verfügung stand. Jung meint, daß der Patient hierzu überhaupt nicht in der Lage sei, wohl aber finde sich in jenem Teil seines Unbewußten, das „den Niederschlag aller Welterfahrung aller Zeiten"

und „die residuären Funktionsmöglichkeiten aller vorausgegangenen entwicklungsgeschichtlichen Epochen enthält", das wirksame Material zu einer neuen Synthese des Lebens aufgespeichert, und mit diesen Dominanten der Welt müsse die neugewonnene Seelenenergie zusammengeführt und verkoppelt werden. Dann: — — ja dann wird der Neurotiker nicht nur an selber Freude erleben, sondern auch „die Menschheit" an ihm. Also eine sich kleine Verherrlichung der Krankheit, eine Veridyllisierung und Verheroisierung des Pathologischen, immer im Rahmen dessen, was gut, schön und edel ist, eine Art Pastoralsymphonie der Neurose. Ist das nicht eine Annäherung an jene Auffassung, die, allen Ärzten zum Trotz, im Neurotiker von jeher nicht ein schlechtweg bemitleidenswertes, sondern eher ein beneidenswertes Individuum sah, und ist dieser Schritt nicht entzückend, wenn ... ein Arzt ihn tut?

Vielerlei Zungen

von Oskar Loerke

Mancher Autor, der vor einigen Monaten hier Edschmids Vortrag über den Expressionismus in der Literatur las, wird erstaunt gewesen sein, darin seinen Namen zu finden. Er hatte dabei vielleicht ein Gefühl, als müsse er auf der Plattform eines vollbesetzten elektrischen Wagens eingequetscht und gestoßen dahersausen, während er lieber, zwar nicht so auffällig wie auf dem zischenden und polternden Mirakel, aber selbständiger und stolzer nebenan zu Fuß ginge. Es mag ihm dabei auch eingefallen sein, daß er vor Jahren, als der Impressionismus noch in gutem Geruche stand, zu diesem gerechnet wurde wie jetzt zum Expressionismus. Ungläubig sieht er die gliederverrenkende Historie auf sich zukommen, wo er selbst sich bescheiden und hoffnungsvoll noch ganz ungeschichtlich nahm.

Doch wir schreiten ja fort, ich vergesse es immer vor dem Bilde der tiefen Zerstörnis in der strebsamen jungen Dichtung. Wir schreiten doppelt fort, das ist unser Unglück. Zweierlei Willen zum freien Zukunftsreich, der eine auf die Lebensform, der andere auf die Kunstform gerichtet, vermischen sich. Selten findet sich die Identität beider Tendenzen in einer Person. Aber fortschreiten möchte jeder, den hellsten Sternen folgen. Der eine peitscht nun den politischen Adam auf, der andere den Dichter, und die Zulänglichkeit auf dem einen Gebiete muß für die Unzulänglichkeit auf dem anderen einstehen. Unbewußte, dann bewußte Heuchelei ist

die Folge. Wahrheit und Lüge verwachsen. Ein Künstler, der vielleicht etwas Bangeres auszufechten hat als den Tageskampf, worin er sich tätig und leidend rechtgläubig entscheiden und bewähren mag, wird zum Verräter an seiner gerechten Sache, nur weil die fremde auch gerecht ist. Der politische Überzeugungseifer eines schlechten Musikanten überredet den Unüberzeugten, auch schlecht zu musizieren. Der Erfolglose sucht den Erfolg in seinem Hauptquartier. Der Stille geißelt und steigert sich grausam, weil heute nur ein Temperament gilt, das des Propheten. Der Warner wird von den halben Talenten, die sein Zweifel gefährdet, niedergeschrien. Ein Chor schwachgeistiger und schwachmütiger Zuschauer, der wieder einmal den Anschluß zu versäumen fürchtet, applaudiert krampfhaft laut, um das Gewissen zu betäuben. Das Recht der Jugend muß das Anständige und das Unanständige decken. Schließlich lernen die Talente von den Scheintalenten, um nicht rückständig zu werden. Die Aufgabe des Gesanges übernimmt das Geschrei, an den Plätzen der Bildsäulen stehen Litfaßsäulen. Aus dem freiwilligen Kampfe der Kunst wird ein erzwungener, aber die Gewalt ist ein Kampf gegen die Kunst. Verkündet man auch hie und da die Erschöpftheit und einstweilige Entbehrlichkeit der Kunst, so bedient man sich ihrer trotzdem. Wer kann da an den Bluternst der radikalen Verkündigung glauben? Der zum Aufruhr unfähige Aufrührer schlägt auf dem Papier um sich und findet die scharfsinnige Entschuldigung, dies sei die Aufruhrform seines Gottesgnadentums: schmerzlich, großmäulig tut er es, als wäre er nicht dennoch zu erkennen, auch vor Prüfung und Abfall! Die Hutten sind selten, aber ebenfalls kenntlich. Besser im Weinberge wacker und in Sonetten morbid! Bloßes Schimpfen und Querulieren ist manchmal ein Verdienst, aber noch kein dichterisches. Desgleichen das Gebet. Ungläubige glauben an einen Gott, ausschließlich zu dem Zwecke, das Machwerk seiner Hände zu bejammern und zu bespeien. Andere verkünden ein jenseitiges hirnloses Oberhaupt, weil diese Flucht, nach der Konvention, nicht schändet. Es gibt eine objektive formale Verlogenheit, würde ihr Inhalt gleich mit dem Opfer des Lebens besiegelt. Mehr Journalismus! Will man die Kunst töten, so foltere man sie nicht unritterlich! Aber ihre Tradition der Freiheit lockt wie die Luft des Gebirges. Es ist tragisch, daß besonders die Lyrik das Echteste der heutigen Jugend auf eine Weise enthält, als wäre es eitel Prahlerei. In vergangenen Zeiten besetzte man das Heft des Dolches mit Edelsteinen, jetzt die Klinge; viele wollen einen solchen Dolch haben, man muß unechte Steine nehmen.

Es seien hier einige genannt, die nahe dem Ararat in der Sintflut schwimmen, und andere, die den Berg erreicht haben, Retter der Zukunft.

Glücklich, wer, Menschliches aussprechend, kunstlos erscheint! – kunstlos nicht im lobenden, nicht im tadelnden Wortsinn. Mag er sich gequält haben, – kunstlos. In Max Brods Bande „Das gelobte Land" (bei Kurt Wolff, Leipzig) klingt es wohl nach Claudius, Rückert, Kopisch, Hans Sachs, vernehmlicher aber ruft eine Stimme aus Kinderland, Heimaterde, Arbeitsacker. Schmerzen und Hoffnungen unserer Zeit sprechen sich vertrauend und redlich wie zu einem Nachbarn aus. Mehr Handwerk als Mundwerk. Nicht die Versreihen, nur die ganzen Gedichte stellen etwas vor, eine Historie, Predigt, bürgerliche Betrachtung. Was bleibt übrig bei den meisten Stücken, wenn wir die Zeilen bis an den Rand mit dem darunterstehenden Text vollschieben und die Strophen über die Zwischenräume fort hinaufrücken? Bescheiden lehrsame Prosa oft. Und auch die künstlich reizvolle Naivität, die wir aus dem Strophenbild errieten, ist dahin. Es schadet nicht. – So ärgert auch bei Claire Studer („Mitwelt", im Verlage der Aktion, Berlin-Wilmersdorf) weder der Anklang an Else Lasker-Schüler, noch das Fangballspiel mit Gestirnen. Es ergreift nur der Anteil ihres Frauenherzens an den Schmerzen der Erde. Ihre Verse sind schön, weil Schmerz schön ist, es hört sich gut auf ihren Atem, weil es ein Atem ist, ihre Bildlichkeit ist modern, weil sie unbefangen aus der Gegenwart stammt.

Den meisten Dichtern ist verhängt, schwerer ihre Verse zu finden, häufig nicht, weil sie etwas anderes mitzuteilen haben, sondern weil sie anders mitteilen müssen.

Expressionismus. Das Wort sei zur Vermeidung von Umständlichkeiten gebraucht. Wir wissen, was es meint. Versuchen wir das erste Exempel darauf.

Ist Jakob van Hoddis ein Expressionist? Wie gleichgültig! Er nimmt seine Bildnerei so sachlich, daß er es nur gut zu machen trachtet. Er mißt Welt nicht nach geaichten Scheffeln, sondern nach seinem Maße, so ernst, daß er gegebenenfalls auch humorvoll werden kann. Nach dem „Weltende" (Verlag der Aktion) geht die Welt weiter.

Bei Johannes R. Becher gewiß nicht. Von ihm liegt ein dünnes Buch „Die heilige Schar" (Insel-Verlag, Leipzig) und ein dickes „Päan gegen die Zeit" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig) vor. Besonders das zweite wird einen Wert als Dokument behalten, – nicht als Päan gegen die Zeit, sondern als Päan dieser Zeit. Es wäre zu billig, aus seinen sinnlosen Anhäufungen grausamer Begriffe, ekler Vorstellungen, weltzerfetzender Ausbrüche etwas zu zitieren, und es wäre ungerecht, denn das Blutmeer feuchtet hier nicht, keine Kloake stinkt, und die angeblich zerrissene Welt

steht heil und steif auf das schon wieder nüchterne Dichterherz. Müßte man alle Worte Bechers wörtlich nehmen, — und der Zwang zum wörtlichen Gehör war bisher die magische Auszeichnung des Dichters vor allen anderen, die sich der Rede bedienen, — so wäre Becher überhaupt kein Dichter. Er ist es. Unwillkürlich ist sein sanftes Pathos unter diesem stummen Lärm, ebenso schicksalbestimmt allerdings auch die teilweise Selbstzerstörung seines Talents. Schicksalhaft ist die Forciertheit des Dichters und sein unerfüllbarer Ehrgeiz, ein gewaltiges, hochauflodern-des Temperament zu sein: das ist er niemals in der Welt aus Eisen, Stein und Erde, in der Welt der Menschen und Dämonen, sondern nur in einer farbig nachgeträumten, in der sich alles fast außerhalb der physischen und seelischen Widerstände flaumig leicht bewegt. Man braucht sich etwas nur vorzustellen und es geschieht. Wollte Becher in dieser Welt reformieren, jeder müßte seine Entschlossenheit rühmen und seine Fähigkeit, die Eindrücke seines Aufenthalts darin zu schildern. Er wäre, was er in Berlin oder München sein möchte, im übersinnlichen Byzanz ein strafender und bessernder Jeremias. In diesem Reiche der bunten Schatten täuscht er mit dem ganzen Ernste, nur von Verantwortung befreit, die Feste und Form der wirklichen Welt und die Häßlichkeit und Sehnsucht ihrer Bewohner nach. Aber seine Dichtung soll nicht der Eindruck eines Äußeren sein (läge es gleich in einer Hirnschale), sondern der Ausdruck eines Inneren. Es kommt ihm nicht auf die Daseinsnot der gigantischen Einzelheiten an, die sie bei ihrer Fruchtbarkeit da draußen hätten, sondern nur auf ihr Dasein, nicht auf die materielle Bedingtheit der unablässigen Bewegungen, sondern nur auf ihren Rhythmus. Nicht ein Eindruck wird nachgezeichnet, sondern der Eindruck eines Eindrucks. Und weil das gesamte Universum verinnerlicht ist, also in den ethischen Bezirk aufgenommen, erhalten die nun einmal nicht auszuschaltenden rein physikalischen Vorgänge einen moralischen Beigeschmack: eine mechanische Veränderung ist gutgesinnt oder bösgesinnt. Das vereinfacht und verstärkt die Grundtöne, aber es erzeugt auch einen Widerspruch, als wäre, trivial ausgedrückt, zwei und zwei bei Nacht vier, bei Tage aber nicht. Dem Beschreiben und Predigen entronnen, entrinnt Becher oft nicht einem Gleichnis dafür. Wo er einmal direkt predigt wie in den Strophen „Gezücht ihr aller Reiche", verfällt er, da er schamlos tobender Wut nicht gewachsen ist, der Komik eines scheltenden guten Menschen. Seine zerhackten Sätze werden nie die Massen aufpeitschen. Dies alles festzustellen heißt nicht, ihn nicht zu schätzen. Daß er nötigt, ihm immer erneut zuzuhören, beweist, wie sehr er ein Instrument der Gegenwart ist, und über die Gegenwart hinaus ragen manche gültigen Zeilen und Gedichte.

In vielen Äußerlichkeiten hat eine große Ähnlichkeit mit ihm Walter

Rheiner. Sein Gedichtbuch „Das tönende Herz" ist bei Felix Stiemer in Dresden erschienen. Wenn dieserlei sprachliche Manieren einst nicht mehr modern sind, werden sie sehr häßlich sein, und sie werden manches wertvolle Gedicht vorzeitig zerfressen; aber vielleicht wäre es anders nicht zustande gekommen: ein oft sehr zartes, dennoch seiner selbst gewisses Gefühl weiß bei Rheiner keinen anderen Weg in die Welt, als sich an nervös wilden, umherschießenden und -tastenden Assoziationen hinaustragen zu lassen. Man darf an ihnen nur den einen Punkt sehen und muß ihn rasch aus Tausenden erkennen, an dem das innerliche Gespinst hängt. Sie dienen gleichsam der geographischen Orientierung über die Ausdehnung des Gefühls. Ihre eigene Ausdehnung darf nicht in das Bewußtsein dringen, sollen sie das Gefühl, dem sie dienstbar wurden, nicht erdrücken und sollen sie selbst miteinander gleichzeitig möglich sein. In paradoxem Vergleiche ausgedrückt, heißt das: wir empfangen die Wirkung eines Mikroskopes; Verborgenes erscheint, Offenbares versinkt, aber das erste wäre ohne das zweite nicht vorhanden. Haben wir die Anstrengung, nicht doppelt zu sehen — das ist hier eine Anstrengung — überwunden, so überraschen zuweilen wohlgebildete Gedichte, und zuweilen kommt Rheiner ohne die kunstfertige Zauberei allein mit seinem tönenden Herzen aus.

Ein neuer Dichter, Hermann Kasack, beweist mit seinen durch den Roland-Verlag in München herausgegebenen Versen, daß Expressionismus ohne hektisches Rot, ohne Schweiß und Krampf möglich ist. Die Stille und Weichheit seiner Natur mag ihn vom Angehen gegen verlockende Widerstände ferngehalten haben. Zwar ergäbe das Gewichtige in seinem Erstlingswerke nur ein kleines Heft, und sein Titel „Der Mensch" ist viel zu anspruchsvoll. Ein romantischer junger Mensch stellt sich in ihm heraus, aber der ist ein Künstler, und aus der romantischen Aura beginnt sich die wahre, ernste Seelenwelt zu klären. Schon beginnt der Dichter in ihr Bescheid zu wissen, und schon erleben wir die schöne Bestürzung, unser Verborgenes erraten, doch nicht verraten zu sehen. Mit gerechten Worten weiß Kasack soweit zu reichen, wie er will und wie not ist. (Der Dilettant reicht nicht weit genug oder zu weit.) Die Hauptthemen seiner Gedichte — der geistige Fernendrang und die schwermütig nahe Grenze der Natur — das tragische Wunder unseres Hierseins — bilden an dem Klange ihrer Worte mit, ebenso wie die junge Kunst unserer Zeit. An Stelle des prunkvoll Ungefähren steht hier oft das unscheinbar Geprägte. Es finden sich Reihen wie diese: „Verweilen? Ach, wohin verweile ich mich —?"

Zu den Gläubigen einer neuen Ausdrucksform stelle ich zwei Bewahrer der älteren, Max Pulver und Ludwig Strauß. Will man Dichter

dieser Art Epigonen nennen, so sollte man es auch mit jenen Neuerern tun, denn sie folgen zwar nicht realen Meistern, aber einer imaginären Magnifizenz. Pulver, dessen lyrisch-epische Arbeit „Merlin" der Inselverlag in schönem Bande veröffentlicht, verwaltet zudem nicht ein einzelnes, sondern das gemeinsam erworbene Erbe (gelegentliche Huldigungen an Goethe ausgenommen). Konnte er mit seinem ersten Gedichtbuche „Selbstbegegnung" nur ein persönliches Interesse erwecken, noch kein gegenständliches, so kann er es nun, wenngleich dieses gegenständliche Interesse nicht seinem Gegenstande gehört. Im Gegenteil. Aber eine phrasenlose, unverrenkte, nach ihrem eigenen Wesen bewegliche Rede ist auch ein Gegenstand, der uns am Herzen liegt, zumal in einer Zeit, der das Wort Geschmack fast zu einem Synonym für Schwäche oder Altertümelei geworden ist, leider aus allzureichlicher Erfahrung. Auch Pulver wird von antiquarischen Freuden, die ja groß und edel sein können, zu seinem Stoffe gezogen. (Man kann sogar die lebendige Gegenwart und die Zukunft antiquarisch ansehen.) Der Stoff ist ihm nicht eine Gelegenheit, sich zu befreien, er ist ihm ein Gelegenheitsmacher. Das will besagen: nicht bloß die Vorgänge, auch die durch sie angeregten geistigen und seelischen Komplexe sind für den Leser großenteils historisch. Vorzugsweise artistische Wallung war zu befreien, und die Aufgabe Pulvers war etwa, die gesicherte wörtliche Übersetzung eines unverderbten Textes mit aller Freiheit vorzüglich zu stilisieren, nach vernünftigem Belieben Stellen auszulassen und sich zu erwärmen und zu begeistern, als wären die durch den Schliff aufleuchtenden Gedanken eben geboren.

Ludwig Strauß ist sprachlich lange nicht so überzeugend wie Pulver, weil er zwei bestimmten Lehrherren folgt. Im ersten Teile seines Buches „Wandlung und Verkündung" (Inselverlag) ist es Hölderlin, im zweiten Stefan George. Die Oden machen den verehrungswürdigen Weg nach Patmos in unendlich stilloser Kopie nach. Ludwig Strauß hat Gedanken, intellektuale und bildnerische, aber der Vortrag taugt nicht, sie zu entwickeln. Der Ton ist Hölderlins. Man kann ihn nicht übernehmen, man übernähme denn die Welt Hölderlins: dieser Ton ist diese Welt. Straußens Gehalt reicht nicht hin, um sich auch nur ähnlich ausdrücken zu lassen. An Hölderlins Seele gemessen, sind die meisten noch so reinen Seelen von dem Vergehen des Ananias und der Sapphira, die von dem Opfer ein Weniges für sich zurückbehielten, nicht frei. Doch Strauß verkündet ja nicht: „Nah ist und schwer zu fassen der Gott," er verkündet Apoll. Er will, „daß unentstellt von Zufall und Gewalt recht alles werde seines Wesens Form: die Tat der Seele rein erschienen Antlitz." Damit er diese Definition des Apollinischen erfülle, feilt und zirkelt er am Wort, bis es einem fremden und ganz urtümlichen Ideale der Wesensformung

nahe scheint. Es formt nicht sein Wesen, und die Folge ist viel Zufall und Gewalt in dem Buche. Aus sauberen Strichen entstehen unklare Bilder. Diese Natur meint nicht sich, sondern ihre Erscheinung, ist also dekorativ, die Gedanken meinen ihre Gebärde, und auch die Leidenschaft ist dekorativ, — alles mit des Verfassers eigener Strenge geprüft. Die Sätze werden schwerfällig. Nur schwierige Gedanken vertragen solche Zungenschläge oder dionysisch so verwirrte Gefühle, daß sie deren verhältnismäßig klarste Fassung wären; unser Entwirren mündet in einer Enttäuschung, statt in einer Überraschung.

Zuletzt zwei Autoren, auf die die alte Bedeutung des Wortes Dichter noch paßt.

Max Herrmanns neue Sammlung heißt „Empörung, Andacht, Ewigkeit". (Kurt Wolff, Verlag.) Der Titel wäre schlecht, auch wenn er seine Verheißung irgend erfüllen könnte. Andacht mag man Herrmanns Bestes nennen. Und auch hier soll zuerst eine Einschränkung gemacht werden. Herrmanns Gewissen bückt und beschuldigt sich manchmal da, wo kein wirklicher Widersacher und keine Schuld ist, und ahnt daher, aus der Pein aufschnellend, einen Trost, wie er Menschen so groß nicht zuteil wird; und er ist so dankbar, daß er enttäuscht werden muß. Aber aus dieser Organisation ringt sich seine poetische Kraft, viel unterirdischen und überirdischen Glanz ausstrahlend, nicht nach ihm suchend, sondern mit ihm geboren, mit ihm eins. Die äußersten Pole unseres Wesens liegen immer im Unfaßlichen, und es kommt darauf an, daß die Spannung zwischen ihnen weit sei, mögen sie von göttlichen oder gespenstischen oder beiderlei Schauern umwittert sein. Herrmann nun fühlt, was er fühlen muß, so gewiß und hingegeben, daß er an menschlicher Wärme die meisten Mitstrebenden übertrifft. Die gemeinhin vor feierlichem Wir und Ihr vergessenen Grundverhältnisse zwischen einem ganz realen Ich und Du erregen ihn mit selbstverständlicher Autorität. Der Alltag wird ihm dabei so fragwürdig und so fromm und weit, wie der metaphysische Bezirk sich seiner Sehnsucht und seinem Anspruch in Märchenweise versinnlicht und nähert. Er hat eine unängstliche Zutraulichkeit zu seinem Guten und Bösen, und die daraus mit Notwendigkeit entspringende Verwirrung zwingt ihn zu seinen Versen. Seine schlichte Einstellung zur Welt erklärt seine Neigung zum ganz einfachen Gedicht, womöglich zum Liede. Der Drang dahin führt ihn durch einen Kampf mit einer Überzahl von Bildern und Gesichten. Von seinem Buche „Sie und die Stadt" hat er einen weiten Weg zurückgelegt, und in Vorlesungen der jüngstvergangenen Monate gab er Verse, die auch die eben vorliegenden hinter sich lassen. Man sieht von da aus: das Schönste steht hier oft noch nicht an der entscheidenden

Stelle, die Verse zeigen manchmal einen Zustand wie vor der Musik. Die Entschiedenheit der menschlichen ringt mit der Entschiedenheit der künstlerischen Empfindung, aber nicht in der Absicht, sie zur Klarheit zu zwingen, sondern in der vormusikalischen Ursprünglichkeit zu erhalten. Musik aber drückt noch Verschwebendes, noch Überschwang mit Mitteln der Ordnung und des Maßes aus. Perioden und Strophen brauchten darum nicht hölzern abgezählt zu sein.

Dafür gibt Ernst Blaß mit seinem Bändchen „Gedichte von Sommer und Tod" (Kurt Wolff, Verlag) Beispiele. In strengen Formen blieb alles frei. Die klingende Seele ist dort mit keiner List greifbar und gegriffen. Ihre einzige Bestimmung ist ihre Gegenwart. Hascht man sie, so behält man Dinge und Gedanken, hascht man die Dinge, so behält man Seele zurück. Die Worte sind nicht wärmendes Kleid über dem Herzen, sondern atmende Haut. Blaß sucht nicht einen Text und eine Melodie, sondern der Text ist die Melodie. Seine Vergleiche haben keinen anderen Grad der Wirklichkeit als seine gerade Rede. Er beginnt erst dann zu sprechen, wenn er weiß, daß er die poetische Wahrheit durch übertreibenden oder unzulänglichen Ausdruck nicht tiefer zerstören wird als durch Verschweigen, denn vor seinem Gewissen kennt Wahrheit keine Zwitterstufe zwischen Nichtsein und Dasein. Erst in dem Augenblick, in dem die Dinge ganz materiell dastehen, sind sie ganz unmateriell geworden, Symbol, Gesang. Daher bändigt der Dichter sein Bedürfnis zu spekulieren und urteilen im Gedicht und hebt ihm andere Formen auf. Er fürchtet nicht, danach gefragt zu werden, die Schönheit liegt ihm jenseits davon. Dies besteht, und es täte wenig, wenn jemand eine Abhängigkeit von Stefan George bis in den Satzbau hinein, eine Ähnlichkeit mit dem Gefäll und Tempo der Verse um 1800 herum heraushörte: mag man dies so schwer oder leicht anrechnen, wie man will, ein Ganzes bleibt dennoch übrig.

Prosa

Ein Toter fordert Ehre, Gustav Sack, einunddreißigjährig durch diesen Krieg fortgerafft. Sein nachgelassener Roman „Der verbummelte Student" (S. Fischer, Verlag, Berlin) ist ein erschütterndes Zeugnis des Menschenringens um Licht. Denkt man an Kunst, so zählt dieses Buch nicht zu den großen Werken, grenzt man aber innerhalb der Kunst einen Bezirk der Großen Kunst ab, so befindet es sich darin, wenn auch vielleicht ganz unten. Es geschähe genug an wesentlichen Ereignissen in dieser Geschichte, doch es geschieht nicht: das Brausen inneren Kampfes verschlingt es, und übrig bleibt davon nur der Eindruck eines hin und wieder einsetzenden, dann scheu und hastig abgebrochenen, ungeschickt mit heißa! und hallo! zur Stimmung gezwungenen Berichtes von einer selig=

unseligen Liebe und einem unsteten Leben. Der Held ist ein ewiger, für die anderen ein verbummelter Student, weil sein Geist mit seinem Sturme alles erschüttert, mit seinem Feuer alles verbrennt, aus seinem Zentrum beständig in das centrum naturae stürzend. Den Haß des Subjektiven und Objektiven nicht versöhnen zu können, diese Qual ist das eigentliche Geschehnis. Der Student, Philosoph, Faun und Pan versucht es auf alle Weise mit der Wahrheit: er harrt ihr ohne Vorwitz entgegen, er bettelt um sie, er knirscht sie an, er schlägt sie und haut in leere Luft. Er würde sie vergewaltigen, doch da sie verhüllt ist, vergewaltigt er nur das eigene Leben. Er verzweifelt, — seinen Verzweiflungstod würde sie aber überdauern. Er will die Kunde ihrer Gegenwart nicht mehr hören und stopft sich Menschen und Welt wie Dreck in die Ohren. Schließlich entsagend, muß er erkennen, daß gerade die Entsagung beweist, „wie tief, in wie verborgenstem süßestem Herzen man liebt." Die Möglichkeit des Besitzes schwand, aber „ihr Wert schwoll ins Ungemessene, ins Tolle." Das Denken ist kein Mittel, es ist Teufel und Gott, so zerstörerisch wie allmächtig und unfaßbar, die Dinge sind Beweis und Gegenbeweis. Hundertmal erlebt er den Höllensturz von der Ehrfurcht über den Schmerz in den Kot, den Himmelflug vom Stoff über die Liebe in das lichtlos Allgemeine. So wird er ein Kannibale an sich selbst in klarem Wahnsinn. Wozu das Leben behalten, da er nicht weiß, was er behält? Warum es wegwerfen, da er nicht weiß, was er wegwirft? Kein Entrinnen aus dem Gefängnis des Welträtsels. Das Leben darin ist nicht das Nichts, der Tod nicht das Nichts, — beides nur Nacht. In freiwilligem Zufall endet er dann doch. Mit drei Sinnensystemen ergreift er die Natur, als aufmerkender, genießender, schwärmerischer Mensch mit dem gesunden natürlichen, als Mathematiker, Chemiker, Physiker, Botaniker, Astronom mit dem gelehrt verlängerten, als spintisierend und seherisch Besessener, als Träumer und Phantast mit dem übernatürlichen. Dadurch bekommt die Sprache, die an sich wenig modulationsfähig wäre und durch ihre Neigung zum schwelgerischen Stimmungserguß in Gefahr ist, Glanz und Reichtum. Selbst die Erotik mit ihrer etwas verjährten Art von Nacktheit, die etwa an die Zeit des „Adam Mensch" von Conradi denken läßt, und ihrem etwas provinziellen Weltmannstum spannt sich vom Studentischen bis zum Panischen.

Noch einmal Expressionisten. Prosaiker. Weggelassen seien die Gliederpuppen nach dem Prinzip, das der Berliner mit den Worten ausdrückt: ein Griff und die Nase sitzt hinten. Solche Puppen sind keineswegs lächerlich, eher melancholisch anzusehen. Viele von ihnen sind Affen Carl Sternheims. Leider hat ihnen Sternheim selbst mit seiner letztens veröffentlichten Novelle „Posinsky" (Heinrich Hochstim Verlag, Berlin)

nicht viel mehr zur Nachahmung angeboten als ausgefallene Artikel und Kanzleiwürde. Posinsky ist ein heimlicher Fresser im Krieg und — — er ist also ein Fresser im Krieg; und sein Wesen erschöpft sich in einigen Notizen zu einer Novelle. Der Kampf gegen die Metapher, wie Sternheim seine Arbeitsleistung umschreibt, setzt den künstlerischen Sieg voraus, oder er ist ein Kampf mit Hilfe der Metapher.

Gottfried Benn wahrt sich auch im Ausdruck die Selbständigkeit, sei es um den Preis von Schwerfälligkeiten. Oder liegen diese der Hauptperson seiner Novelle „Diesterweg" (Verlag der Aktion) zulasten, einem Arzte, dem sich im Kriege das Gewohnte und täglich Begriffene allmählich unheimlich zerrüttet zeigt? Wenn Diesterweg seine Wissenschaft, das Land und die Menschen sich äußern hört, fühlt er, was einmal in die Worte gefaßt ist: „Es ist Staub, der redet. Die Wüste warf es hin." Und er ist nahe daran, dem Zuge zur Wüste zu erliegen und sein Ich zu verlieren. Es geht bei Benn immer um Tiefes, hier besonders unmittelbar und von keinem peripherischen Punkte aus.

Franz Jung schrieb seinen bisher einfachsten Roman „Der Sprung aus der Welt" (Verlag der Aktion). Man könnte feststellen, die Geschichte des Mannes zwischen zwei Frauen hier sei die Zusammendrängung der Geschichte des Menschen zwischen Menschen überhaupt. Die drei wollen einander nicht lassen, sie können es nicht, und versuchen sie es, so wird der Versuch matt vor dem Schicksal, das dem Manne den Tod vorausbestimmt hat. Jung gibt das Arbeiten der inneren Kräfte, — zu sagen, er gäbe ihre Geschichte, wäre schon falsch, denn er erläutert sie nicht, trägt sie durch Untersuchung nicht ab, hebt sie durch Zergliederung nicht auf. Psychologische Induktion sucht zu beruhigen, was nur durch seine Wildheit Lebenswert hat, sie bagatellisiert, sie tötet mit Gewissenhaftigkeit das Gewissen ab. Sie sucht letzten Endes doch rätselhafte Tatsachen sich und anderen glaubhaft zu machen, und wenn sie sich endlich getraut, aus der inneren Vorbereitung die Erscheinung heraustreten zu lassen, ist diese dennoch nicht bewiesen. Jung dagegen, für mich der konsequenteste Beherrscher der neuen expressionistischen Erzählung, sieht nie die Ratlosigkeit, die der Leser ihm entgegensetzen könnte, fürchtet nie unverständlich zu werden, sondern beschwört in vollkommener Einsamkeit den Dämon seiner Figuren herauf: ihr bürgerliches Dasein schimmert oft spät und nur lückenhaft durch wie etwas selbstverständlich Bekanntes, erst dann, wenn es keinen mechanistischen Wert mehr hat. Nichts prunkt. Halbe Sätze manchmal, durcheinandergeschachtelte, folgen einander, einzelne Worte; mit einer Interpunktion, die bisweilen Pausen, Verschwiegenes, Dumpfheiten, Wellen der Bitterkeit und Verzweiflung andeutet, bisweilen die gewohnte grammatische Funktion hat, — völlig unbeküm-

mert. Wer sich in dem Buche nicht vorher verirrt, findet in der Darstellung des Freundes ein Meisterstück.

Robert Walser veröffentlicht ein neues wohlgetanes Werk „Poetenleben" (Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig). Er erfand gleichsam das Erzählen an sich, ohne Gegenstand. Mit Dingen, die niemand sonst des Berichtens für würdig hielte, fesselt, bezaubert, ergreift er. Die Stille tönt. Nicht die Idylle, denn diese sucht das abgegrenzt Einmalige auf und hat den philiströsen Blick. Walser findet die anonyme Poesie des Menschen und seiner Mit- und Umwelt. Er kann es entbehren, Charaktere zu bosseln, denn jede Stunde, jeder Wald, jedes Zimmer, jede Reise, jeder Aufenthalt ist ihm ein Charakter, und sein Held, der alles mit seinem Auge charakterisiert, so scharf, liebreich, herzhaft listig, nachsichtig, bescheiden, leichtsinnig, sanft, frech, schwärmerisch, langmütig, — o, was ist zu solchem Blicke alles nötig! — sein Held, der Poet, steht dazwischen fast nur ausgespart. Die Welt verweilt in Holdheit, als hätten alle Menschen nur ein freundliches Auge und nicht auch eine schwere Hand. Tatsachen befestigt Walser mit Worten, in denen zugleich nichts als der seelische Gehalt der Tatsächlichkeit haftet. Manchmal ist er geschwätzig, bloß um nicht zu ermüden, kurz, um nicht gedrängt zu sein, bewußt, doch willenlos, entschieden, doch nicht auffällig, hell, doch nicht grell. Scheinbar zweck- und pointenlos plaudernd, ist er beherrscht bis in die Silbe. Eine Naivität von so starker Natur, daß sie noch nach der Zertrümmerung durch das Bewußtsein sich so sicher und völlig darstellt, als wäre sie Natur.

Wilhelm Lehmanns zweiter Roman „Die Schmetterlingspuppe" vertieft das Bild dieses ganz originalen Dichters. Er ist bei S. Fischer erschienen, in der neuen Sammlung „Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit", die die geistigen Bestrebungen, vorzugsweise der jüngeren Generation, sammeln, klären und pflegen möchte. — Eine Ehe ist innerlich zerstört, man trennt sich. Die Frau weiß, welch tiefer Verfall des Lebens die Trennung als Symptom hat hervorbrechen lassen: sie schenkt dem Manne zum Abschied eine ausländische Schmetterlingspuppe, — wenn der Schmetterling auskriecht, wird sie tot sein. Der Mann, wie mit dem einen, so mit allen Wurzelzweigen ausgerissen, wird vom Schicksalswinde über die See nach Irland gefegt, sucht dort neu einzuwachsen, wird zurückgeweht und verdirbt irgendwo im Verborgenen. Er hält seinen Weg für selbstgewollt, überall bemüht, sich das volle und freie Menschentum zu begründen und zu erhalten, mit dem ihm das Leben lebenswert erscheint, aber da er ein Geborstener ist, bleibt sein Mut

nicht gesund, wird Hochmut oder Kleinmut: die Menschen sind voller Philisterei und Sonderbarkeit, die Tiere und Pflanzen wachsen unbarmherzig fremd und gut nur ihrem Ziele, dem Wachstum, zu. Unbarmherzig fruchtbar ist die Welt, von erdrückender praller Fülle, von unerbittlicher Härte gegen das Kranke und Vollendete, — sie erstickt den armen Sprachlehrer Loeski mit Sehnsucht und Bitternis. Und „der zerschnittene Wurm vergibt dem Pfluge." Denn Loeski hat seine Größe: wer einen erkennenden Blick für den Tiefsinn der gestaltenden Gewalt auf diesem Sterne hat, ist ein Gerechter. Wilhelm Lehmann, ein Wurzelnder, hat den Entwurzelten seinen Blick geliehen. Ein Mensch, ein Vogel, eine Blume scheint vor seinem Kenntnis- und Erkenntnisdrang jäh in seine Einsamkeit und daher ganz in seine oft phantastische Erscheinung zu versinken, scheint geisterhaft in ein Ahnungsreich zurückzuweichen oder hart und laut vor die übrige Wirklichkeit herauszutreten. Aber das fast wie zum Genuß und Selbstgenuß Gepackte will nur mit der Aufmerksamkeit des Dichters betreut sein: dann ist es zwar für die Dauer des vertieften Blicks selbstherrlich vereinzelt, aber der Himmel wächst über diesem kleinen Mittelpunkt bis an den Horizont hinunter und die Erde unter ihm bis an ihn hinan, — die allen Wesen gemeinsamen Schranken Himmel und Erde. Von Kant wird durch zeitgenössische Biographen berichtet, er habe sich um kranke Bekannte aufopfernd immer wieder und wieder gekümmert; wären sie dann gestorben, so wäre er kalt und rasch in seine große Welt zurückgetreten und habe von ihnen nicht geredet. Etwas von dieser Gesinnung ist in Lehmanns Dichten. Schon wird er von vielen geehrt. Wenn er seine große Welt auch äußerlich breiter entfaltet, wird er ganz sichtbar werden.

Arthur Holitscher ist in drei Richtungen weit ausgeschritten. In seinem Roman „Worauf wartest du?" zeichnete er Geschichte menschlichen Wesens auf, Vergangenheit, in seinem Buche über Amerika Gegenwart, und jetzt in seinem neuen Werke „Bruder Wurm" (S. Fischer, Verlag, ebenfalls in der Sammlung „Dichtungen und Bekenntnisse") führt ihm ein Klang aus der Zukunft die Hand. Der Gewinn aus der ersten und zweiten ans Ziel gelangenden Ausfahrt unterstützte ihn, sicher und besonnen den dritten schwierigen Weg einzuschlagen. Wie steht es um uns Menschen, die wir alle auf einem Schiffe unsre kurze Strecke fahren? Bitter. Kann es nicht froher unter uns werden? Können wir Haß und Neid, Gier und Roheit nicht aus unserem Willen drängen? Bringen wir ungemessen das böse Opfer, warum nicht, als einen ersten Beginn, das gute? Als der Dichter mit den Arbeitern aller Länder nach Stockholm gekommen war zu dem Kongresse, der die Menschen versöhnen

und zu Brüdern machen sollte, sieht er bei schon gesunkener Hoffnung nahe seiner Abendbank einen Regenwurmsucher. Seine Lippen bleiben in übergroßer Sehnsucht und Verzweiflung stumm, aber seine Seele redet den ihm Namenlosen an: Bruder. Nun ist der nicht mehr namenlos, und da er mit ihm alles teilt, was Not und was not ist, redet er ihn vertrauter an: Bruder Wurm. Und Bruder Wurm antwortet, ebenfalls ohne hörbare Worte. Sie suchen die Ursachen des Elends, die Schuld und die Schuldigen, um ihre Hoffnung und ihren Glauben zu einem Ziele zu befreien. Wie wenig braucht ein duldsames und liebendes Herz zum Leben! Keine Klasse und Partei hat die Wahrheit, keine Gruppe ist der Feind, nur die Götzen, denen sie dienen, die Gespenster, die sie zwingen, sind Widersacher, vielleicht der Natur gemäß. „Die Welt ist nicht das Spiegelbild der Menschenseelen.“ „Merke es dir: kein Mensch haßt die Welt, den die Welt nicht haßt. Und die Welt war früher da als der erste Mensch. Die Welt hat die Pflicht, verstehst du mich, die Pflicht, an dem Menschen gutzumachen, was die Natur an ihm gesündigt hat.“ Und der Mensch hat die Pflicht, die urempfangene Freiheit seiner Seele der Welt als den lebendigen Odem einzublasen, so wird sie ihn nicht hassen. Und als der Dichter im Brausen seiner Wahrheit heiß wird, zurückgezogen in den verantwortungsvollen Entschluß, ist sein Partner, der Bruder Wurm, unbemerkt verschwunden. — Doch das ist etwas Künstlerisches, zu Unrecht gerühmt. Holitscher teilte seine Kraft nicht. Gesucht hat er nur das Wahre, nicht die Kunst. Diese war nur sein Dialekt in einer Sprache, die alle verstehen. Hier ist ein reinlicher Wille, durch Bekenntnis zu wirken, nichts als zu wirken, ohne Ehrgeiz, der auch ein Geiz ist.

Junius / Politische Chronik

Die heutige Lage ist politisch wirklich ganz eindeutig. Zwischen Sieg, Erschöpfung (auf beiden Seiten) und Niederlage bleiben wenig Nüancen übrig, die Dinge und Zustände, die hinter diesen Begriffswerten stehen, rückten hart aneinander, und der Staatsmann, der diese unheilvolle Zuspitzung nicht begreift und danach handelt, der sie mit Taktik und Diplomatik abzustumpfen sucht, ist Dilettant und Stümper. Wir sind uns zum trüben Jahrestag des 4. August dieses Bekenntnis schuldig. Es ist dumm-schädlicher Wahn, man könne den anderen glauben machen, was man selbst nicht glaubt. Das gilt natürlich von beiden

Seiten, — aber man halte sich gefälligst an diejenige, die unserem Einfluß zugänglich ist und gegen die Kritik nützlich sein kann.

Mit dieser Überzeugung ist Herr von Kühlmann offenbar ins Amt getreten; und daß er sie hatte, war in unseren Augen seine stärkste Empfehlung. Er hat nun in erstaunlich kurzer Zeit dieses Kapital an Vertrauen und Hoffnung vertan, und es war keine erheiternde publizistische Aufgabe, das Vertrauen wach zu halten, solange es ging; aber schließlich mußten auch wir beginnen, diesem Manne die Phasen des Abfalls von sich vorzurechnen und sein Verbleiben im Amt, wo er, neben einem rückwärts denkenden und fühlenden Kanzler, nach politischer Begabung, Bildung und Weltgefühl Fahnenträger hätte sein müssen, für ebenso gleichgültig zu halten wie seinen Abgang. Es ist grundfalsch, Herrn von Kühlmann kleberischen Ehrgeiz nachzusagen; er ‚klebte' vielleicht zu wenig. Er wich dem Kampf bis zum Äußersten mit offenen und geheimen Gegnern aus, er war zu sehr genießerischer Grandseigneur und hat darum, aus einem seinen starken Verstand lähmenden Gefühl der Lässigkeit und des Sichgehenlassens, wohl geglaubt, seinem Ehrgeiz mit opportunistischen Mitteln dienen zu können. Zu spät. Opportunismus in dieser Weltkatastrophe, in diesem sich übersprudelnden Strom der Dinge, den man die Weltrevolution genannt hat, in diesem Wirbel und dieser Verkettung von nationalen, imperialistischen und sozialen Bewegungen. Was also Herrn von Kühlmann zum schöpferischen Politiker fehlte, war der Furor, die leidenschaftliche Hingabe an die Aufgabe, war der Glaube an eine Mission, war der Opferwille, war das Unbedingte in seiner Lebensauffassung: darum, und nur darum, blieb seine Intelligenz unfruchtbar und vermochten seine Gegner, deren gefährlichste politisch blind, aber politisch leidenschaftlich sind, erst seine Staatsmannschaft zu knebeln und dann wie ein verächtliches Nichts in die Grube zu stoßen.

Der Fall Kühlmann macht deutlich, was uns in dieser bitteren Stunde fehlt. Uns fehlt der Fahnenträger, der politische Vertrauensmann des Volkes, der Mann, auf dessen Tun und Unterlassen man das gleiche Maß treuen Glaubens überträgt, wie es die Leistung unserer Feldherren begleitet, ohne durch einen Mißerfolg erschüttert zu werden. Ich weise nicht gern auf Lloyd George hin; ihm hängt ein Stück puritanischen Pharisäertums aus dem Halse, das übel riecht. Aber ziehen wir dieses Insulanertum ab: es bleibt eine politische Leidenschaft, ein Ehrgeiz so großen Stiles, ein so unzerbrechbarer Wille, daß wir mit Neidgefühlen auf diesen stahlharten Motor eines ungeheueren Reiches blicken. Wenn unseren Politikern eine solche Rolle zu spielen, aus Gründen, die zutage liegen, bislang nicht möglich war, so mache man sie möglich. In dieser Forderung liegt das ganze Programm unserer Zukunft beschlossen. Nicht

eher, als bis ein solcher Motor gefunden ist oder ... sich gefunden hat, wird die innere Front sich wieder dicht zusammenschließen; noch schlummernde Volkskräfte würden dann aber wach werden, ein heller Stern wird ihnen voranleuchten und der Weg endlich beschritten werden, der zum Frieden führen kann. Nicht auf den diplomatischen Genius warten wir, sondern auf den großen Menschen und Charakter. Der weiß, daß es vergebene Liebesmüh' ist, die politische Welt, wie die materielle, von außen her zu schieben. Denn nur von innen her ist unsere Lage schnell, gründlich und entscheidend zu erleichtern.

Es ist schmerzlich, daß nach vier mörderischen Kriegsjahren die Frage mit unverminderter Gewalt gestellt werden darf: wer, nach und neben den Kämpfern da draußen, die deutsche Politik „mache". Ein bitterernster Zustand, den zu ertragen zu den schwersten Opfern der Zeit gehört.

Welches Schauspiel bietet, zum Beispiel, Rußland nach den Friedensschlüssen? Wir haben, verwundert und ungläubig, die Verkündigung der strahlenden ukrainischen Idee erlebt; Paul Rohrbach war ihr beredtester Prophet, und Professoren und Publizisten allerhand Schattierungen haben sie unter das Volk getragen. Es war ihr gutes Recht, Lärm zu machen und Ideen auszuschütten, nämlich jenen Mißwuchs von Belesenheit, wissenschaftlich gerichteter Neugierde und politischer Farbenblindheit, dem man heute Götternamen beizulegen beliebt. Leider haben die verantwortlichen Politiker, die ihre Rezepte angeblich aus Bismarcks Apotheke beziehen, sich einfangen und von den Rohrbächen anregen lassen: blutig liegt das Ergebnis vor unseren Augen. Den Generalfeldmarschall von Eichhorn trifft keine Schuld, er starb als Soldat in den Sielen. Er war als Militär, bei dem die letzten Entscheidungen ruhten, an die Spitze des hybriden Gebildes gestellt worden, das man Ukraine nennt, und mühte sich mit der Quadratur des Zirkels zutode: in einer Nation, deren Nationalität noch immer Doktorfrage ist, unter dem Schutz eines Friedens, der keiner ist, gestützt auf eine Regierung, gegen die sich die Mehrheit der Regierten auflehnt, auf einem von sozialrevolutionären Strömungen unterwühlten Boden, mit militärischen Mitteln die Besetzung von Südrußland für uns Mitteleuropäer wirtschaftlich und politisch fruchtbar zu machen. Die Teilaufgaben widerstreiten einander und dem Ganzen; aber die politische Zentralinstanz stellte sie nun einmal, und der General gehorchte. Gott weiß, wie schwer ihm das geworden sein mag. Daß auch unter so unwahrscheinlichen Umständen Geschäfte gemacht werden und Warenaustausch betrieben wird, kann so wenig wie die Aussicht auf Getreidelieferungen im Herbst als Beweis für die Schöpferkraft unserer östlichen Politik gelten.

Die Konstruktion ist eben nicht haltbar; je eher wir uns das eingestehen,

desto besser. Sie beruht auf dem Gegensatz von Moskau und Kiew; von Bolschewismus, mit dem wir den russischen Frieden geschlossen haben, und dem Hetmanismus, d. h. einem demokratisch drapierten Großagrariertum und Großbürgertum, die beide in das vorrevolutionäre Fahrwasser zurücksteuern wollen. In dieser sogenannten Ukraine sprengt der Klassenkampf die dünne Ordnungsdecke, die sich mit unserer Waffenhilfe über das Land gebreitet hat, und sie fällt allen Verlockungen unserer offenen und heimlichen Feinde zur Beute. Die Aufgabe, die sich unsere östliche Politik gesetzt hatte, war überhaupt nicht zu erfüllen, wenn sie den Anspruch stellte, mit ihren Lösungen, ohne und gegen die anderen Großmächte Europas, im Gebiet des früheren Zartums dauernde Zustände zu schaffen. Sie war so lange gesund, als sie den Frieden nahm, woher er wirklich kam. Er kam nicht, oder in ganz geringem Maße, vom Bolschewismus als Idee her; ihn brachten die Kriegsunlust, die Heimatsehnsucht, der Landhunger der Bauern und der Haß der Arbeiter gegen jede Form des Imperialismus, er mochte zaristisch oder ‚liberal' sein. Die russischen Heere bröckelten auseinander, das Zartum zerfiel, machtpolitisch war der alte Begriff Rußland zunächst verschwunden. Es war die Frage, wie weit wir in der Ausnutzung dieser Schwäche und dieses Verfalls gehen durften; ob wir die Lähmung der Gegenkräfte, die irgendwie um den russischen Nationalismus gruppiert waren und sich mit den Amputierungen des Reiches an allen Ecken der Windrose nimmer abfinden würden, für dauernd halten und in unserem Interesse für dauernd wünschenswert halten durften (Rohrbach; Schiemann u. a.); — oder ob wir den Frieden, der zu haben war, so gestalteten, daß die elementarsten bürgerlichen und nationalen Empfindungen geschont würden und ein freundnachbarliches Nebeneinander möglich wäre. Der Friede von Brest Litowsk gibt die Antwort, er gibt sie jeden Tag von neuem, selbst wenn man inzwischen Lenins und Trotzkis Prophezeiungen vergessen haben sollte.

Diese geschworenen Feinde des Imperialismus, welcher nationalen Färbung immer, hantierten mit dem Begriff des Befreiungskrieges nach preußisch-deutschem Muster nicht anders, als jedes bürgerlich-russische Gemüt. Mit einem Male war der Staat auch in ihrer radikalen Denkweise ein historisches Gebilde mit eignen Wachstumsgesetzen, und sie riefen Wehe denen zu, die sich vermaßen, sie zu verletzen. Es zeigte sich sofort: die Ausnutzung der russischen Schwäche ging weit über das von politischer Voraussicht vorgeschriebene Maß. Dann ging man daran, ‚selbständige' Randstaaten zu schaffen, um auf dem allgemeinen Friedenskongreß sie als Gebilde von entschiedenem und unbezweifelbarem Geschlechtscharakter auf den Verhandlungstisch zu ‚legen'. So viel ich weiß, ist diese Idee noch heute beliebt und im Amtsbereich wirksam; aber wir er-

leben es ja, wie schwer jeder Versuch ist, sie in Wirklichkeit überzuführen. In den mit solcher Selbständigkeit beglückten Gebieten lassen sich unsre Freunde an den Fingern der Hand abzählen. Und man beginnt, gespannt und teilnahmvoll zu den Unternehmungen des Gegenbunds hinüberzublicken...

Persönlich befestigt sich in mir die Überzeugung, vor diesem allgemeinen Friedenskongreß müßte, damit er einmal zustande komme, die Revision der östlichen Friedensschlüsse von uns angemeldet werden; nur die völlig besiegten Westmächte würden sich zeitweilig damit abfinden, daß ihre ungeheuren finanziellen und wirtschaftlichen Interessen von uns als quantités négligeables behandelt würden. Jene Friedensschlüsse seien, würde ich sagen, Kriegsmaßnahmen gewesen, nicht mehr; vergleichbar etwa dem Durchmarsch durch Belgien, der auch nur Notwehr und Kriegsnotwendigkeit gewesen sei. Es liege uns fern, Rußland wirtschaftlich und machtpolitisch zu monopolisieren, vorausgesetzt, die Gegenseite gebe den fluchwürdigen Versuch auf, den ganzen Planeten wirtschaftlich und machtpolitisch gegen uns monopolisieren... Ich fürchte, den Stellen, die deutsche Politik machen, zu geht dieser Gedanke noch nicht ein; er sieht ihnen zu sehr — nach „Verzicht" aus. Stündlich übt die Logik der Tatsachen blutige Kritik; aber jene Stellen versuchen immer noch das kreißende russische Chaos zu behandeln, als ob es ein beruhigter und beruhigender Kosmos sei.

Als die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich unseren Feinden zugesellten, in den Krieg eintraten, und mit fieberhafter Beflissenheit die Vorbereitungen zu aktiver Teilnahme in Angriff nahmen, da erscholl von allergewichtigsten Befruchtern unserer öffentlichen Meinung der Explosivlaut „Bluff", natürlich zur Beruhigung der kränkelnden Gemüter, die aus angeborener Nervenschwäche und mangelndem Heroismus sich von der räumlichen Größe des neuen Feindes in Angst jagen ließen. Wir hatten ähnliches gehört, als Englands mutmaßliche Beteiligung am Landkriege noch Problem war. Damals war die militärische Unterschätzung des Gegners begreiflich; man kannte ihn seelisch nicht genügend, verbaute sich, gerade wegen unsres Vorsprungs der soldatischen Überlieferung, die Erkenntnis in die nachahmbare technisch-industrielle Wendung der modernen Kriegsarbeit, und durfte sich über die Riesenausmaße des Unternehmens vielleicht noch irren. Aber später? Heute? Über die Motive für Amerikas Eintritt in den Krieg wollen wir schweigen; sie sind so verwickelt nicht, als wofür sie ausgegeben werden; aber mit halben Andeutungen ist's nicht getan, seit am 1. Februar 1917 die Schwelle zum letzten Akt der europäischen Tragödie überschritten wurde. Doch die beliebte grundsätzliche Verschleierung und Verkleinerung Amerikas als

moralischen und militärischen Machtfaktors war schon lange unerträglich, heute, wo er sich ‚im Lichte' der westlichen Tatsachen auch den Dumpfesten unter den Betörten zu entschleiern beginnt, ist sie ein publizistisches Verbrechen. Man hatte vergessen, unter welchen Stürmen der Leidenschaft, mit welcher Jugendfrische und, trotz aller Mißgeschicke, unzerbrechbarer Siegeszuversicht diese im Werden begriffene Nation den Sezessionskrieg Jahre lang durchgekämpft hat, und wie schon damals der Glaube an die vorausflatternde ideale Fahne es war, der die Massen fortriß und den Endtriumph sicherte. Ich weiß sehr wohl, wie sie gegenwärtig aussehen, diese Massen drüben, aus welchen Fetzen auch diese ideale Kriegsidealität sich heute zusammensetzt, welche Klumpen kapitalistischen und imperialistischen Eigennutzes in den idealischen Brei verknetet sind, wieviele schmutzige Hände sie schwenken, und aus welcher Kloake die ‚Straße' gespeist werden muß, damit sie ‚marschiere'. Aber immerhin, das Werk ist getan, sie marschiert nicht bloß, diese amerikanische Straße, sondern entwickelt auch wieder jene besten Eigenschaften, die von jeher an dem Atlantiker zu beobachten waren. Auch von ihm läßt sich sagen, was von uns gilt: er wird weltpolitisch in diesem Kriege erst geboren. Es ist nicht zu spät, sich klar zu machen, was das, bei seiner materiellen Herrschaftsstellung auf dem Planeten, bedeutet, – vielleicht nicht einmal zu spät, um unsere Verkünder des amerikanischen Bluffs zur Rechenschaft zu ziehen, um sie öffentlich ein für allemal zu diskreditieren. Das wäre schon gleich ein sicherer Gewinn.

Anmerkungen

Peter Nansen

Es gab wenige Menschen und Dichter, die so geliebt und gelesen wurden, wie dieser. „Julies Tagebuch", „Maria", „Gottesfriede", als diese Bücher erschienen, ging eine Sonne von ihnen aus. Das Frauliche, leicht Sentimentale, Schwärmerische ihres Liebestons entzückte ganz anders als die französischen Muster, auf die man hindurchblickte. Über den Schriftsteller fühlte man an den Menschen. Hier war einer, der mit einer genialen Liebenswürdigkeit das Schöne sah, das Gute empfahl, Güte, Schönheit ausstrahlte. So erwarb er sich seine Freunde. Als die Freunde ihn näher kennenlernten, staunten sie, wieviel der Mensch noch ihre Liebe übertraf. Denn es war einer, der die Schönheit nur scheinbar lächelnd ausstreute. Er rang mit ihr, weil er sie liebte, und seine Bücher waren der milde Ausdruck seiner Sehnsucht. Er war ein Mann voll Kümmernissen und Leiden, Krankheit war ihm beschieden, Familiensorge, unendliches Mitleid mit den Qualen der Kreatur. Aber er besaß den Willen, die Kraft, und wenn die Kraft mangelte, das Mittel, alles Schmerzliche zu verheimlichen und für kurze Zeiten zu stillen. Er hätte sich verachtet, wenn jemals ein Freund ihn als Opfer seiner Schmerzen erkannt hätte. Haltung war ihm alles, vieles wissen, vieles verzeihen, aber sich nicht verraten und sich nicht prostituieren. Es war ein außergewöhnlicher Fall, daß das Mitleid mit fremdem Schmerz ihn zwang, eignes Leid zu verraten. Dann trat das Ungewöhnliche ein: er weinte. Wie wenige Male mag er so geweint haben? Er, der sprühende Erzähler und unermüdliche Causeur, der dankbar über des Lebens Wogen zu gleiten schien, Anbeter alles Schönen und Gütigen und Leuchtenden, Angebeteter aller heiteren Seelen und zufriedenen Gemüter, er wollte nicht nur Dichter sein, er mußte auch die Wirklichkeit bezwingen mit einer intuitiven Lebensklugheit, die ihn hinter alle Masken sehen und alles Menschliche lieben lehrte. Nur seine Maske sollte niemand lüften. Niemand sollte wissen, wie seine Weisheit aus Leiden geboren war. So stand er, ins Schöne hinaufgedichtet, selbst unter uns. So ließ er aus einem klugen Gefühl, daß irgendwie seine Dichtung die Grenze des Lächelns erreicht hatte, sie mitten im schönsten Ruhme ruhen und wandte sich den anderen zu. Er wurde die Seele des großen Gyldendalschen Verlages in Kopenhagen. Er arbeitete für die Zeitgeschichte und half vielen. Seine Phantasie nahm er in den Verlegerberuf hinüber, und Kenner staunten vor dem Fluge seiner Unternehmung und der Leidenschaft seiner Kalkulation. Jahrzehnte lang schwieg er. In der letzten Zeit tauchten wieder ein paar Erzählungen von ihm auf, technisch von einer meisterhaften Art, im Tone bitterer und ironischer, nicht mehr in der himmlischen Unschuld der Jugend, sondern Satire an Zeit und Menschen. Er schrieb sie, ein ritterlicher Vater, für seine geliebte Tochter, der er nicht so ohne alles entschwinden wollte. Ein ritterlicher

Mensch, ein Mensch von einem Blicke, der ruhig und sicher auf den Dingen ruhte und dabei alle Romantik der Schönheitsliebe in seinem Glanze barg, ist von uns gegangen.

Oskar Bie

Die entfesselte Frau

Eine Notiz ging unlängst durch die Blätter, daß eine Interpellation im österreichischen Reichsrat Rechenschaft darüber fordern wolle, daß die vielen Mädchen, die als Militärhilfskräfte aufgenommen würden, zu anderen Diensten herangezogen werden als zu den geforderten.

Wer Gelegenheit hatte, das Leben in der Etappe mitzuleben, ganz nahe hinter der Front, wo man in Spannweite von den Kriegsschauplätzen ist, wo das Leben rascher klopft, der Wirbel des Krieges seine großen Wellen wirft, wo eine Intensität der Arbeitsleistung gefordert wird, die aufreibend wirkt in ihrer nimmermüden Rastlosigkeit; wer in dieser sinnverwirrenden Atmosphäre von Blut und Brunst geatmet und die ungezählten Mädchen sieht, die mithelfen wollen, die Not, Abenteuerlust, Sensationsbedürfnis hierher gezogen und die nun letzten Endes doch nur da zu sein scheinen, um solch einer grauen Militärstadt Glanz zu verleihen und Sonnenlicht, der ahnt, daß wir in Jahrtausenden die Vertreibung aus dem Paradies noch nicht gesühnt. Der Wert der Frau wächst mit ihrer Seltenheit. Und die größte Zahl der weiblichen Hilfskräfte erreicht noch nicht ein Zehntel der Nachfrage, die auf den Posten: Sehnsucht in den Herzen der jungen und älteren Leute gebucht ist. Und deshalb ein Sturmlaufen um ihre Gunst. Und unter der Schwesternschürze und unter dem Mieder des Typfräuleins schlägt ein junges Menschenherz.

Aber das Fazit dieser Dinge ist wie bei allen Rechenexempeln des Krieges ein Niedergang der Moral, ein Defizit für die Frauenbewegung.

Die tausend Begünstigungen, die die Mädchen haben, der ganz unverhältnismäßig hohe Lohn, die vorzügliche Verpflegung, die tadellosen Unterkünfte, Reisebegünstigung, die Kürze der Arbeitszeit, der vollständige Mangel an Disziplin ihnen gegenüber, das Nichtschaffen von Gesetzesformeln, verdanken sie nicht ihrer Arbeitsleistung, nicht ihrer Tüchtigkeit, nicht ihren menschlichen Werten, sondern lediglich ihrem Geschlecht, ihrem Wert, der mit der Seltenheit ins Ungemessene gestiegen ist.

Die Frauenbewegung wollte qualifizierte Arbeit, wollte Arbeitswerte schaffen um der Sache willen, um der Zukunftsgestaltung der Lebensformen, wollte in ihren freiesten Vertreterinnen Vertiefung jeden Gefühls, vergeistigtere Beziehungen, wollte die Empfindung der Verantwortlichkeit tief hineintragen in alle Herzen, wollte ein Bekennertum, das neue Werte prägt. Hier triumphiert die Person über die Sache, der Körper über die Seele.

Vielleicht daß einmal ein Statistiker ausrechnet, wieviel diese Etappentemperatur den Staat gekostet hat, und das Schicksal dieser armen Mädchen verfolgt, die eine Welle emporgehoben, die ein Rausch verwirrt, um sie dann um so tiefer fallen zu lassen.

Irgendeine französische Sentenz sagt: si jeunesse savait, si vieillesse pouvait. Aber das war einmal. Die Jugend ist erwacht. Das kleinste Mädchen weiß heute um ihre Macht und nützt sie aus, das kleinste Mädchen weiß, wie man Männer um den Finger wickelt, um so leichter, je älter sie sind, um so lieber, je höher ihre Stellung. Und die Ehe, die vielleicht noch in Bürgerkreisen, wo sie der Frau die Gewähr gibt, ein Leben in Sorglosigkeit zu führen, ein Wertfaktor ist, bedeutet dort, wo sie ein Plus an Arbeit und Sorge vorstellt, ein Minus an Freude und Vergnügen, kein Ideal mehr. Und deshalb die

Leichtlebigkeit, der leichte Sinn auf seiten der Mädchen, die Glücksseite auf Glücksseite hineinheftet in ihr Lebensbuch und nicht an morgen denkt. Und dadurch, daß die Not der Zeit, Einsicht und Begreifen dem unehelichen Kind und seiner Mutter den Stempel der Unehrbarkeit genommen, fiel die letzte Schranke. Man lebt im Heute. Der Krieg zerbricht die Blütenzweige, fällt die jungen Stämme. Heute rot, morgen tot. Und vor dem Untergehen klingen die tollsten Lebenslieder.

Die Parole des Genießens ist ausgegeben und hat alle hineingezogen in ihren Wirbel. Die Gesetze, die der Mann geschaffen, um die soziale Einheit aufzubauen, zerfielen in Trümmer oder zerfallen dort, wo feindliche Bomben Häuser zerstören, jenseits der Mauern des Friedens und der Kulturen. Er ist innerhalb der Schranken sozialer Faktor, außerhalb ein Spielball der Instinkte. Der Mann in der Etappe hat in seiner Gesamtheit bewiesen, daß es Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich, daß die Freiheit nicht zur Höhe des Gefühles führt, sondern ins Land der Frivolität, nicht zur Differenzierung, was höchstes Kulturempfinden bedeutet, sondern zur Wahllosigkeit, nicht zu Harmonie und Menschentum, sondern zu einer unwürdigen Sklaverei.

Das Weib in der Frau ist erwacht, sie kennt ihre Macht, nur bedeutet sie entfesselt von den Dogmen der Sittengesetze das böse Element, da sie dort, wo sie den Glauben verlor und die Mütterlichkeit, zu tief im Materiellen wurzelt. Sie ist die Stärkere, aber da sie noch nicht die höchste Höhe der Geistigkeit erklommen, trägt sie das Leben auf eine schiefe Ebene. Der Mann, der ihre Arbeit, ihren Geist, ihre altruistische Mütterlichkeit, ihr Pflichtenideal, ihre Innerlichkeit jenseits des Hauses nicht anerkennen wollte, wird jetzt bezwungen durch ihr Geschlecht. Jetzt begreift man langsam, warum er sich gegen die Invasion der Frauen allüberall gewehrt, er fühlte es, wenn er es auch vielleicht nicht gewußt, daß, wenn er die Lebensformen sprengt, die er sich mühsam abgerungen, die er aufgebaut in Jahrtausenden, daß er dann unterliegt, daß nur der Seltene ein Atlas ist, der die Welt, die er ergrübelt, auf einer einzelnen Schulter zu tragen vermag, der andere unterliegt dem Erdgeist. Und die geistvollsten Theorien versinken vor dem entfesselten Satan im Menschen.

Marie Holzer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die Bedeutung der geistigen Führer in Deutschland

von Alfred Weber

Es lohnt den Versuch, die geistigen Wandlungen in Deutschland an der Rolle der geistigen Führer deutlich zu machen. In ihrem Schicksal muß sich etwas widerspiegeln von unserem geistigen Gesamtschicksal. Nicht nur die Wellen, die heraufschlagen zu ihnen und sich zu ihren Äußerungen verdichten, sondern umgekehrt gerade die Wellen, die von ihnen auszugehen vermögen, die Bedeutung, die sie in der Zeit zu gewinnen vermochten, das allgemeine Gesicht, das die Führer selbst besaßen und besitzen, muß ein Zeugnis sein für das, was wir waren und sind. Wir wollen unser geistiges Sein einmal von dieser konkreten Seite, von der Seite seiner Verdichtung in der Stellung der geistig führenden Kräfte betrachten.

I

Es ist gar keine Frage, daß die Bedeutung der Menschen dieser Art und damit auch das Gewicht der von ihnen vertretenen geistigen Güter bei uns in Deutschland in den letzten hundert Jahren in geradezu unerhörter Weise gesunken ist; man möchte sagen wie in einer Katastrophe zusammengebrochen, wenn nicht das Merkwürdige wäre, daß der Gewichtsverlust nicht plötzlich, sondern gewissermaßen schrittweise und beinah systematisch geschehen ist. – Von den zurzeit führenden intellektuellen Geistern bei uns wagt sich wohl keiner an die Stelle der nationalen Bedeutung zu setzen und das Maß der Mitformung des Schicksals des Volks in Anspruch zu nehmen, das in der Ära Goethes und der Freiheitskriege Kant oder Fichte, Hegel oder Humboldt, oder unter den ganz aufs Praktische Gerichteten Stein oder Scharnhorst, besaßen. Und doch ist die Anschauung nicht richtig oder sie ist wenigstens zu einfach, daß diese Depossedierung der geistigen Führer als praktisch entscheidende Kräfte etwa durch einen einmaligen Akt oder durch ein bestimmt umrissenes Versagen, etwa die Haltung der Professoren in der Paulskirche oder durch das Auftreten Bismarcks, wie durch ein historisches Ereignis, gewissermaßen durch eine intellektuelle Katastrophe bedingt sei. Noch zu Bismarcks Zeiten hatten

wir in Schopenhauer und Nietzsche, in Marx und Lassalle, in Treitschke und anderen geistige Kräfte, die bestimmend, zum Teil sehr bestimmend mit und neben Bismarck auf unser praktisches Leben einwirkten.

Man braucht allerdings nur ihre Stellung in unserem Leben und ihren Einfluß mit dem der Führer der Befreiungszeit zu vergleichen, so sieht man den eigentümlichen systematischen Abstieg. Sie hatten alle eine in gewissem Sinne nur noch partikulare Bedeutung, nicht mehr den ökumenischen und universellen Charakter wie jene. Das liegt nicht daran, daß sie durchweg selber in ihrem Ideengehalt, ihrer eigenen Spannweite partikularer waren, — niemand wird das von Schopenhauer und Nietzsche behaupten — vielmehr ihre allgemeine soziologische Einstellung in unser Dasein war eine andere; sie redeten nur zu Bruchstücken unseres Lebens, nicht mehr zum Ganzen. Sie redeten auch nicht mehr aus der Höhe der Sicherheit und Distanz, aus der jene sprachen und aus der sie — das ist das Eigentümliche — doch in der umfassenden und großen Art sprechen konnten, wie sie es taten. Man fühlt ganz deutlich, wenn man sie mit jenen älteren vergleicht, so Großes sie zum Teil sagten, sie die Leute der näher liegenden Periode sprachen alle aus einer gewissen „Gefangenschaft" gegenüber dem Leben, nicht mehr als Freie, sondern als Verstrickte und durch die Verstrickung an die Dinge, über die sie sprachen, Herangepreßte. Wenn man es ganz scharf sagen will, sie redeten von Problemen, nicht mehr von allgemeinen Ideen.

Das ist nun noch viel stärker das Eigentümliche der jetzigen Lage. Wer von den führenden Geistern heute ernsthaft zu nehmen ist, gibt keine Lösung, keine befreiende und umfassende Antwort, sondern er behandelt „Fragen". Mit wieviel Fragen sind wir nicht im letzten Halbjahrhundert, beginnend von der sozialen Frage, beschäftigt worden: der Frauenfrage, der Alkoholfrage, der Erziehungsfrage, der Verfassungsfrage usw. — lauter notwendigen Aufgaben, hinter denen Weltanschauungen und allgemeine Lebenseinstellung stehen. Aber eben lauter Teilprobleme.

Und wo finden wir dabei unsere Führer? Jeder steht vor einer dieser Fragen, sammelt Material über sie und schenkt es uns, gibt Gesichtspunkte und sucht uns über sie zu belehren. Aus diesen Fragen besteht aber nicht unser Leben. Es ist nicht ein Fragenkomplex, sondern eine Totalität. — Und als ein Ganzes angeschaut, von einem Zentrum aus gefaßt, geformt und gestaltet — so wagt kaum einer von den Heutigen zu ihm Stellung zu nehmen.

Diejenigen, die das unternehmen und eine solche allgemeine Wirkung suchen, sind im ganzen Leute, die der „Fachmann" verachtet und mit Recht, denn es sind fast immer Flachköpfe, die mit abgetragenen Schibboleths hantieren, nicht wert, ihm in der Sache das Wasser zu reichen.

Oder es sind mehr oder weniger betriebsame, zum Teil auch sensationslustige Macher, die ein beschleunigtes Agieren und wortreiches Weltbeglücken verwechseln mit wirklichem Erfassen. Die echten und ehrlichen Geister aber, die heute noch von Gesicht zu Gesicht der Totalität gegenüber zu treten versuchen, sind einsame Leute, deren Stimme die Nation nicht hört, die, um nicht mißverstanden und verzerrt zu werden, es vermeiden, mit dem, was sie sagen, sich überhaupt an die Allgemeinheit zu wenden, — verborgene Propheten.

2

Das ist die Lage, die man klar sehen und von der man offen sprechen muß, auch trotz der großen äußeren Erfolge, die wir errangen. Wodurch ist sie entstanden?

Die Antwort, welche vielleicht am besten ihren allgemeinen Untergrund aufdeckte, wird sein: es ist die unentrinnbare Formation des modernen Lebens, daß seine äußere und innere Gesamtstruktur, aus der sie folgt: Mechanisierung, Verapparatung, Massenqualität des Daseins, Losgerissenheit seiner Formationen vom Gewachsenen und Umgeformtwerden aller Daseinsgebilde in praktische Zweckeinheiten, die auf dem cash nexus beruhen, — keinen seelischen Inhalt und nur einen engen Sachradius besitzt; — daß darin die beinah einzige Lebenssubstanz der aufgelösten, entwurzelten und zusammengewürfelten Masse beschlossen ist, — was soll darin anderes gedeihen als Materialisierung und chaotische Zerbrochenheit vom Geistigen her gesehen? Und was soll der Geist des Sehenden und Formenden in dieser Lage anders bleiben als ein Predigen zwischen toten Wänden. Wenn er praktisch wirken will, ist er ein Phantast? — Ich glaube keiner, der sich mit unserer Zeit in ihrer Totalität auseinanderzusetzen versucht hat, und der dabei durch die Verzweiflung hindurchgegangen ist, die das scheinbare Entfliehen des Seelischen in ihr hervorruft, wird leugnen, daß mit diesen Hinweisen ein Schwerstes über ihren Charakter und über die Möglichkeit der Wirkung geistiger Kräfte in ihr angedeutet ist. Aber es ist hinzuzufügen: doch nichts Absolutes, das ihr Wesen wie ein Dogma erledigt, sondern etwas Bedingtes. Diese Analyse gilt in verschiedener Färbung und verschiedenem Grad für die verschiedenen Völker. Und das Merkwürdige ist, sie gilt für keines der anderen Völker so stark, jedenfalls von außen her gesehen, so absolut wie für uns Deutsche.

Ich muß hier etwas von den Verhältnissen bei unseren Gegnern sprechen. Nicht von ihrer sogenannten „Idee“, die sie gegen uns ins Feld zu führen behaupten. Was ich von ihr denke, wird sich wenigstens indirekt an anderer Stelle ergeben. Ich spreche hier nur ganz formal von soziologischen Dingen, von der gewissermaßen äußeren Tatsache des Geführtwer-

dens der öffentlichen Meinung von Kräften, die in den Händen der Intellektuellen liegen, von der geistigen Führung.

Ich rede dabei nicht von Rußland, dem gelobten Lande der Intellektuellen oder wenigstens ihrem früheren großen Einflußgebiet, erstens nicht, weil es in gewissem Sinne „vorzivilisatorisch" war und noch ist und daher kein gutes Vergleichsobjekt darstellt, und zweitens auch, weil es heute zu chaotisch ist, um es in Betracht zu ziehen. – England! Die Kräfte, die das heutige England zusammenfassen und beherrschen, sind inhaltlich unzweifelhaft nicht rein ideologischen Typs. Ich will sie nicht näher prüfen. Worauf es ankommt: mögen wir Deutschen die Führer, die diese Kräfte in Händen haben und sie vertreten, als Similiintellektuelle nur mit geistiger Maske, unter der sie weitgehend rein praktisch ausgerichtet sind, empfinden, – an führenden Persönlichkeiten derart geistiger Form, die auch heute noch imstande sind, in ähnlicher Weise wie zu Zeiten Cromwells oder Carlyles, das Volk in ihren Bann zu schlagen, ist dieses Land reich. Es läßt sich immer wieder in seinen weit überwiegenden Teilen von Führern tragen, die durch das Medium des Geistigen wirken. Der feurige redenbegabte Mann, der es heute leitet, mag vielleicht unter allgemeinen Aspekten der Geschichte mehr ein Tribun sein, als ein großer Staatsmann. Alle seine Ideale waren oder sind schichtgebunden, Kampfstellungen zu anderen sozialen Klassen oder zu anderen Gruppen des Lebens. Trotzdem, die persönlichen Eigenschaften, mit denen er die Nation leitet, sind überwiegend nicht praktischer, sondern den Mitteln nach geistiger Art. Sie gehen durch das Wort und durch die Überzeugung, sie sind nicht die des bloßen Täters, sondern des Seelenbewegers und geistigen Führers.

Und wieviel stärker ist noch diese Art der intellektuellen Herrschaft oder wenigstens Mitherrschaft in den romanischen Ländern! Ich will gewiß nichts für ihr vielberufenes Advokatenregiment sagen, das wir uns in Deutschland nicht wünschen, nichts auch für die Worte produzierende Herrschaft der italienischen Piazza, überhaupt nichts von Italien. Aber was an manchen anderen Stellen der romanischen Welt zum größten Teil nur Form, zum mindesten sehr nahe der entleerten Form ist, das Leben unter dem Bann gewisser Worte und Ideen, das ist in einem Land bittere, das ganze Volk zu unerhörter Selbstaufopferung hinreißende Realität: in Frankreich. Dreimal, sagt Barrès, der – man mag über ihn persönlich denken was man will, der wesentliche Mitschöpfer dieser geistigen Realität ist, dreimal habt Ihr Franzosen durch Eure geistigen Potenzen der Welt den Stempel gegeben: in der Gotik, im Zeitalter Louis XIV. und in der Revolution. Geht zurück zu Euren Quellen, in Euer Land und in Eure Mystik, und Ihr werdet zum vierten Male in Euch das geistige Feuer der Weltherrschaft finden. Wenn Ihr Euern Nachbar im Osten besiegt,

so werdet Ihr die Quantität durch die Qualität, die Extensität durch die Form, die Masse durch Eure Geistigkeit überwinden und wieder festend wirken. Eine große Welle der Begeisterung ist mit diesen und ähnlichen Ideen über die französische Bevölkerung hingegangen, eine Welle, die den Weltkrieg mit entfacht hat, ohne die er niemals möglich war und für die das französische Volk in der Empfindung, geistig richtig geführt zu sein, heute verblutet.

Ich könnte auch von Amerika sprechen, von diesem reinsten Geschäftsvolk der Welt, wo trotzdem die merkwürdige Tatsache besteht, daß es durch einen Gelehrten, der es in eine Kreuzzugsstimmung zu treiben weiß, jetzt im Kriege geführt wird. Aber es kam nur darauf an, eine vielleicht nur strukturell bedingte Tatsache zu konstatieren: das Maß des Einflusses intellektuell geformter Potenzen.

Und da müssen doch wohl besondere Gründe vorliegen, welche die eigentümliche Situation geschaffen haben, daß wir in Deutschland uns heute dieser Art Führung, dieser Art geistiger Führung nicht mehr in die Hände geben, daß wir uns, auch wenn wir durchaus geistig und von Innen handeln und uns nicht von Geschäfts- und Machtinteressen beeinflußt fühlen, ihr doch nicht in die Hände geben wollen, daß unser Schicksal aus irgendeinem Grunde nicht so geformt sein kann oder könnte. Irgendwelche Aussprechbarkeiten, Worte und Gedanken und ihre Träger können — das fühlen wir deutlich — heute nicht die Superintendenz in unserem Leben erlangen, die sie bei den anderen Völkern haben.

Es ist dabei ein vollkommener Irrtum, zu meinen, daß die geistigen Kräfte etwa zusammengeschrumpfter seien, schwächer als in anderen Ländern. Im Gegenteil. Welche geradezu unerhört intensive Hingabe geistiger Arbeit wird an die Einzelfragen und Probleme des Lebens, von denen ich oben sprach, gewendet. Welch eine ergreifende ungesehene seelische Kraft und Aufopferung durchströmt das ganze weite Gebiet des täglichen Berufs. Und welch eine ruhelose und sehr vielseitige geistige Produktivität hat dieser Krieg, trotzdem wir ihn doch einleuchtenderweise zunächst einmal einfach um unsere blanke Existenz führen müssen, über die Frage unseres Wesens und unsere inneren Aufgaben entfaltet. Es fehlt uns auch nicht an Persönlichkeiten, die, wie ich glaube, denen, welche drüben eine so große Wirkung ausüben, ebenbürtig wären. Aber trotzdem — unser praktisches Leben fließt in seiner Totalität anscheinend unberührt von allen diesen rein geistigen Kräften dahin. Es scheint in seinen Einzelaufgaben, in der Ausgestaltung seiner Organisation, der Fürsorge für seine Glieder, von deren seelischen Inferierung wohl getragen und von ihr gefördert; es scheint aber, das kann ohne eine Selbstanklage ausgesprochen werden, in seinem Wesen, in seinen formunggebenden Zielen,

in seiner eigentlichen Führung, nicht in der Hand dieser Kräfte zu liegen. Es scheint sogar in diesem Kriege mit seinen riesigen seelischen Erschütterungen, soweit es nicht von selbstverständlichen äußeren Faktoren und Machtnotwendigkeiten geführt wird, geistig beinah nur in der Hand von Faktoren zu liegen, die schon historisch sind und die im deutschen Leben immer da waren: von einem objektiv gewordenen weitgehenden Pflichtgefühl, von allgemeinen Treu- und Ehrvorstellungen, von Kameradschaftsgefühlen, von Ein- und Unterordnung der Person unter eine einfach und beinah altväterisch gesehene Vorstellung vom Wohl des Ganzen. Neues und Ungeprüftes an geistigen Ideen scheint es mit einem Instinkt der Selbsterhaltung abzuweisen als dilettantisch, gewissermaßen verdächtig und der Schwere der Verantwortung und den Gefahren des Handelns vielleicht nicht gewachsen. Es scheint seine alten ihm gewiesenen Bahnen fortzuwandeln; und die neuen geistigen Kräfte flattern nur wie leichte flüchtige Blätter um den schweren Körper.

3

Es ist nun ungeheuer billig, in dieser Situation, wie es leicht geschieht, ohne weiteres eine Beschränktheit und einen Mangel unserer deutschen praktischen Sphäre zu sehen, dem Typus unseres deutschen Praktikers die Schuld zu geben und über seine Engigkeit und Eingeschränktheit, seine angebliche Borniertheit Tränen zu vergießen. Für unser Eingesunkensein in die praktische Tätigkeit überhaupt lassen sich ja ohne weiteres sehr triftige Gründe in unseren im letzten halben Jahrhundert auf uns zudringenden Aufgaben als Staats- und Wirtschaftsvolk erkennen. Für den geringen Einfluß der geistigen Sphäre auf die Praxis aber lohnt es sich, einmal zu fragen, ob nicht besondere Eigentümlichkeiten in ihr, der geistigen Sphäre selbst lagen und liegen, die herbeigeführt haben, daß sie in so ausgesprochener Weise nur wie ein Nebel um den Kern unserer deutschen Existenz herumgeschwebt ist.

So paradox es klingen mag: der erste und wesentlichste Grund ihrer praktischen Einflußlosigkeit ist ihre größere Tiefe gewesen, dies, daß sie die Problematik, das Fragwürdige und ideell schwer zu Bewältigende des modernen Daseinsaufbaus tiefer gesehen und ehrlicher anerkannt hat als die Ideenwelt anderer Länder. – Den anderen Völkern ist dieser ganze heutige Daseinsaufbau, der moderne Zivilisationsapparat und sein Inhalt mit allen Konsequenzen etwas nicht nur äußerlich, sondern auch dem Werte und inneren Gewichte nach Gegebenes, etwas Unanfechtbares und dabei gleichzeitig alle irgend möglichen Werte Umfassendes, außerhalb dessen es kein Höheres gibt. Für sie sind es im Grunde nur Chestertonsche Paradoxien, die man sich einmal beim Morgenkaffee in der „Daily News“

leistet, wenn man sich an der Heiligkeit und Allheit dieser „Zivilisation“ vergreift. Und es ist im Grunde für sie unverständlich, daß wir Deutschen uns bei ihrem Begriff nicht ohne weiteres begnügen, daß wir immer noch von „Kultur“ mit jenem anspruchsvollen, harten deutschen Anfangsbuchstaben daneben reden, daß wir anscheinend eben diese Zivilisation mit all ihren Errungenschaften durch dieses Wort vom Throne stoßen wollen, sie dadurch jedenfalls als problematisch anzudeuten scheinen.

Ebenso ist den anderen Völkern der gegenwärtige politische Ausdruck dieser modernen Zivilisation, die westliche Demokratie, ein gleichfalls Letztes und unverrückbar Gegebenes, ein, trotz gewisser Schwächen, die Historiker und Soziologen vielleicht nachweisen mögen, unangreifbares Dogma, das in die Welt gekommen ist durch den Puritanismus, den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg oder durch die französische Revolution, gleichviel, — dem gegenüber jedenfalls jeder Ungläubige und Zweifler ein Barbar ist. Aber uns ist sie gleichfalls Problem. Wir sahen und sehen, daß sie wohl ein Programm ist, bei weitem aber keine Realität, daß sie bisher überall an die Stelle der alten, von ihr zerbrochenen Herrschaftsverhältnisse nicht Freiheit und Gleichheit gesetzt hat, sondern andere, von ihr selbst nicht gewollte, in ihrem Wert durchaus zweifelhafte neue Herrschaftsverhältnisse. Ja mehr: ein Programm, vor dessen erstem Prinzip, der Proklamierung der Gleichheit unser Wirklichkeitssinn und unsere Ehrlichkeit stutzt; denn diese scheint uns vielleicht ein Postulat, durchaus nicht aber in allen Fällen ein echter Ausdruck des Wesens des Lebendigen zu sein. Wir stehen auch hier vor Zweifeln und Fragen, und wir tun das sicher auf Grund größerer geistiger Unbefangenheit und tieferen Eingehens.

Dieses geistige Verhalten war und ist ein Verdienst, weil es den Mut zum Zweifeln in sich schließt. Man wird jedoch verstehen, daß aus ihm als erstes eine gewisse Hilflosigkeit der geistigen Sphäre folgen mußte, ein Nicht-Agieren-Können, Nicht-Bewältigen-Können der praktischen Dinge, die sich in eine Reihe von Fragen aufzulösen scheinen, durch die man nicht hindurchsah, während man ihre letzte Richtung und ihre Prinzipien doch nicht glatt zu akzeptieren vermochte.

Aber was taten wir in dieser Lage? Wir durften ja in ihr nicht verharren. Wir mußten die problematische Substanz in irgendeiner Weise durchdringen und zu dem Punkte kommen, wo wir ihr gegenüber auf eigenem, festem Boden standen und normgebend zu werden vermochten, wir mußten ein Zentrum finden, von dem aus sie bewältigt, als Ganzes erkannt und in ihrer Totalität in unsere Hand gegeben, und unter eine neue Führung gestellt werden konnte.

Hier beginnt unsere Schwäche. Wir sind tatsächlich nicht so weit

gekommen und haben den uns aufgegebenen Stoff nicht überwunden. Und das Merkwürdige ist: man hat auch hier wieder das Gefühl, daß das etwas Notwendiges war, daß unsere Intellektualität und unser Geist in dieser ganzen Periode der letzten vierzig oder fünfzig Jahre nicht nur nicht die Kraft, sondern auch nicht einmal den Drang, transzendental gesprochen, nicht die Mission besessen haben, das aufgegebene Problem ganz zu bewältigen, mehr als ein halbes Wort darüber zu sagen und Herr über die Substanz zu werden.

Ich kann hier nicht versuchen, diese entscheidende Tatsache, die Grundthese, die ich aufdecken und behaupten möchte, auf ihrem eigentlichen Hauptgebiet, dem unseres geistigen Gesamtverhaltens zur modernen Lebensform, in irgendeiner Weise wirklich erschöpfend klarzulegen. Ich will hier nur andeuten: Unsere Aufgabe, die wir das Wort „Kultur" dem Wort „Zivilisation" halb instinktiv entgegensetzten und die Äußerungen dieser Zivilisation so weitgehend ablehnten, die wir in ihre Probleme Senkschächte trieben, und uns bemühten, Stoff und Natur der Einzelproblematik zu erkennen — unsere Aufgabe wäre es gewesen, zu fragen, was wir mit der Gegenüberstellung der beiden Begriffe denn eigentlich im Grunde meinten: ob sie nur ein zufälliger Sprachgebrauch war, oder, da es keine zufälligen Sprachgebräuche gibt — denn die Sprache ist in Wahrheit ein untrüglicher Spiegel der Sache — ob uns dieser Spiegel nicht zu zeigen vermochte, daß wir mit dem einen Wort in Wahrheit eine andere Welt als mit dem anderen zu umreißen und ihr entgegenzustellen suchten? Mit dem einen vielleicht die heutige intellektualistisch-mechanische Daseinsformung, die aus dem Existenzkampf aufwächst, in ihren Zielen auf eine bessere und vollständigere Bewältigung des Daseins durch das Wissen und das rationale Können hinausläuft, in ihrem Seinsgebiet aber auch mit den dafür geschaffenen Elementen abschließt, und nichts, was nicht von diesen Prinzipien her gefordert und durch sie zu erreichen ist, bewältigen kann. Während wir mit dem anderen Wort etwas gänzlich anderes meinen: den Versuch einer seelischen Totalergreifung des gleichen Lebensstoffs und seine von dort her unternommene Formung, den Drang, das Dasein von diesem seelischen Zentrum aus, von innen her und nicht von äußeren Zwecken aus zu bilden. Wir wären von da zu der ganz anderen Ebene gelangt, auf der sich alles Kulturelle gegenüber allem Zivilisatorischen bewegt. Wir wären zu dem Erstgeburtsrecht, zu dem Primat der kulturellen Welt gelangt. Und hier hätten wir vielleicht den Punkt gefunden, von dem wir das modern Mechanistische hätten bewältigen, einen neuen Glauben finden und die Epheben dieses neuen Glaubens in das Leben hätten senden können, um dort nach ihm zu handeln, eventuell auch an ihm zu zerbrechen.

Niemand in Deutschland wird behaupten können, daß wir das unternommen hätten. Wir haben Kritik an den similikulturellen Ausdrucksformen der in Wahrheit nicht kulturellen, sondern nur mechanischen Daseinsformung zu üben angefangen. Wir empfanden, daß sie ohne Stil, ohne Einheitlichkeit, ohne Sinn für Echtheit, unreinlich und ohne Linie waren. Unsere Tendenz war eine Distanzierung von alledem, ein Abtun des Aufdringlichen, Überladenen, Reklamehaften und Verzerrten, das sie nach allen Richtungen ausstrahlten. Wir haben eine Auskehr des ganzen Wusts von entleerten und nur aufgetragenen Ausdrucksformen unternommen, die uns umgeben. Und wer in den letzten Jahren unsere neuen Stadtviertel, unsere Fabriken und Geschäftsgebäude, die Einrichtungen unserer Häuser, unsere Gebrauchsgegenstände, das ganze Tätigkeitsgebiet des „Werkbundes" beachtet, oder die Entwicklung unserer künstlerischen Ausdrucksformen im Theater und auf anderen Gebieten verfolgt hat, wird nicht bestreiten, daß hier viel erreicht ward, eine starke Abstoßung von leeren Formen und verdorbenem Scheinwerk wirklich durchgesetzt ward. Aber auch nicht mehr. Dies alles trug noch nicht die Züge des Durchdringens zu etwas wirklich seelisch Letztem, das von innen neu war. Wenn wir von „neuem Stil" sprachen, so meinten wir in Wirklichkeit doch stets nur Klarheit, reine Raumbildung und Echtheit; wenn von „neuen Formen", so vollzogen wir dabei nur den verbesserten Gebrauch von in Wirklichkeit doch alten. Stil aber ist stets eine neue Formensprache, die aus einer gänzlich neuen, einem neu gewordenen Weltgefühl hervorbricht. Und gerade dies, das seelisch Verwandelte, welches die zentrale neue Stellungnahme zu allem Heutigen hätte schaffen können, die Tat, die die heutige Welt besiegen und uns die Tore zu einer wirklich anderen aufgebrochen hätte, diese Tat geschah nicht. Sie hat als generelle Leistung der Nation bei uns gefehlt.

Aus unserem Verhalten gegenüber dem praktisch wichtigsten Ausdruck der modernen Zivilisation, gegenüber der modernen Demokratie, wird das noch klarer. Es beleuchtet vielleicht am besten unsere eigentümlichen Halbheiten und Schwächen und läßt auch ihren nächsten psychischen Untergrund erkennen.

Unendlich oft ist diese moderne Demokratie, mit deren Gedanken heute die Welt gegen uns aufgebrochen ist, von unseren geistig Führenden kritisiert und in ihre Elemente aufgelöst worden. Viele Male ist das Verfälschende, nichtgewollte Realitäten zur Herrschaft Bringende ihres Wesens dargetan und sind die ausländischen Erfahrungen darüber wiederholt und ausgebreitet worden. Wir haben Tocqueville, Taine und Ostrogorski in Deutschland nicht bloß gelesen, sondern auch sachlich aufgenommen, Sidney Laws kritische Versuche über Englands Parlamentarismus nicht bloß ver-

standen, sondern auch gewürdigt. Wir haben die Herrschaft einer kapitalistischen Presse, eines demokratischen Cliquenwesens, einer übermächtigen, hinter beiden stehenden Geldmacht nicht bloß als Begleiterscheinungen und unerhebliche Auswüchse, sondern als den notwendigen und zentralen Ausdruck des Wesens des gesamten von uns kritisierten Systems begriffen, das die alten Herrschaftsverhältnisse zertrümmert, ohne seinerseits andere, legitim aus ihm selbst folgende an die Stelle zu setzen. Wir haben den politischen Syndikalismus als die selbstverständliche Reaktion, den notwendigen Verzweiflungsausdruck gegenüber dem Versagen des Gesamtsystems gewertet. Und wir haben dieses System auch als die notwendige Konsequenz einer allgemeinen Lebensansicht, als die praktische Transposition einer Daseinseinstellung verstanden, die im einzelnen Menschen nichts anderes sieht als eine Zahl, jede der anderen gleich, mit gleichen Rechten ausgestattet, sich frei zu Majoritäten formend, mechanisch und keine andere Kraft als die mechanische Mehrheit anerkennend. Wir haben die westliche Demokratie also durchaus, indem wir ihre Schwächen untersuchten und betonten, als den Ausdruck des modernen Zivilisations-Kosmos begriffen.

Aber wir hätten nun, indem wir dieses taten, bei dem Bestreben, eine Stellung zu ihr und einen Hebelpunkt für ihre Fortbildung zu finden, offenbar dann auch nicht *sie*, sondern diesen *Zivilisationskosmos* selbst analysieren und ihm zu Leibe gehen müssen, und zwar ihm als einem Ganzen. Wir hätten ihn in seiner Totalität als Lebensform erfassen und verfolgen müssen. Und wollten wir auf irgendeine seiner Äußerungen, also auch die moderne Demokratie, einen praktisch ändernden Einfluß gewinnen, so hätten wir zunächst die Beeinflußbarkeit, das Notwendige und Bedingte, das Unentrinnbare und das Alterierbare in *seinen* Tendenzen und Prinzipien feststellen müssen. Erst damit hätten wir dem modernen demokratischen Gedanken im Gesamtaufbau des heutigen Lebens den ihm gebührenden Platz gegeben. Und erst so war vielleicht der Punkt zu finden, an dem über ihn Hinauswachsendes einsetzen konnte.

Gehen wir einmal, um das deutlich zu machen, wenigstens andeutend den Weg:

Die moderne Zivilisationsentwicklung mit ihren Mechanisierungen, Rationalisierungen, Atomisierungen usw. hat eine innere, psychische Seite — wenn man so will — eine Seele. Ist sie selbst, wie ja wohl klar ist, in ihren äußeren Formen mit dem Existenzkampf verwachsen, so sind alle mechanistischen und rationalen Gebilde, die sie für diesen hervorbringt, doch dem Wesen nach nur äußere Projektionen eines inneren Prozesses, eines inneren Rationalisierungsvorgangs, des fortschreitenden Durchreflektiertwerdens unseres Daseins, das alle nur traditional, nur historisch und

in sonstiger Aggregatform gebotenen Erlebnisobjekte zunächst einmal als geistige Objekte durch die Reflexion auflöst und in eine durch das Bewußtsein umgeformte und durch seine Kräfte beherrschbarere Form verwandelt. Sie ist, von innen her gesehen, der Prozeß einer immer weitergehenden Bewußtseins-Aufhellung, die immer weitere Objekte in sich hineinzieht und in ihre rationalen Formen umgestaltet. Als solcher Prozeß ist sie unentrinnbar, einfach durch die Aktivität des menschlichen Denkprozesses angetrieben und in ihrem Fortgang unvermeidlich, so selbstverständlich für die gesamte Menschheit in ihrer Entwicklung, wie die Bewußtseinsaufhellung vom Kind zum Erwachsenen es im individuellen Entwicklungsprozeß ist.

Dieser Prozeß der Bewußtseinsausbreitung ergreift nun, wenn er nicht durch religiöse oder ähnliche Superstitionen gehemmt wird, in irgendeinem Moment auch die Anschauung des Individuums von sich selbst in seinem Eingegliedertsein in den gesellschaftlichen und politischen Körper. Er sucht auch diese Beziehung in rationale Form umzusetzen. Ideell angesehen, entfaltet er sich dabei — durch die Zerschlagung aller nur traditionellen und historisch gegebenen Bindungen — zu dem, was unsre Philosophen die „Entwickelung zum Bewußtsein der Freiheit" nannten. In der inhaltlichen Ausformung davon indessen, in der Vorstellungsbildung vom gesellschaftlichen und politischen Körper und der individuellen Eingliederung in ihn bewegt er sich, da er aus rationalen Quellen hervorwächst, in rationalen Denkmethoden sich fortsetzt und auf rationale Vorstellungsgebilde zustrebt, mit Notwendigkeit zunächst nach der Richtung der Ausbildung eines mechanistischen und atomistischen Gesellschaftsgebildes, eines auf Freiheit, Gleichheit und Vertrag beruhenden Gesellschaftskörpers, der das einzige politische Gebilde ist, das sich vom individuellen Selbstbewußtsein her auf dem Boden der Freiheit und Selbstbestimmung aller in rein rationalen Denkformen aufbauen läßt. — Er wird zum modernen demokratischen Gedanken. Dieser wächst — mag er nun welche Form auch immer annehmen und zu welchen Konsequenzen immer fortgebildet werden — mit Notwendigkeit aus der psychischen Innenseite des Zivilisationsprozesses, wenn er die Massen der Bevölkerung durchsetzt, hervor, mit der gleichen Notwendigkeit wie die Aufhellung des Bewußtseins selbst fortschreitet und die Massen ergreift, wie der Anspruch auf Selbstbestimmung daraus hervorgeht, wie die Gleichheit der Rechte in dieser Selbstbestimmung sich als unentrinnbare Konsequenz des Massenbewußtseins daraus ergibt. Er ist mit seinen Wurzeln in den Wurzeln der Bewußtseinsentwickelung selbst verankert.

Gibt es nun, wenn dort sein geistiger Ort ist, irgendeine Schicht der Betrachtung, von der aus man das, was man an den praktischen Konse-

quenzen des demokratischen Gedankens ablehnt und an seinem politischen Daseinsaufbau für verkehrt erachtet, nicht nur in konkreter Einzelkritik ablehnen kann, sondern auch prinzipiell und gleichzeitig aufbauend, auf neue Tatsachen und veränderte Grundlagen hinweisend? Darauf ist zu antworten: Diese Schicht der Anschauung ist zu finden, wenn man durch seine äußerlich zivilisatorische Einkleidung hindurchstößt und dabei das in ihm zu sondern sucht, was selbstverständliche und notwendige Konsequenz der zugrunde liegenden Bewußtseinsaufhellung darstellt, von dem, was durch sein Versenktsein in die Schicht der zivilisatorischen Ausprägung und Ausformung bedingt ist. Man muß die Teile des demokratischen Gedankens, die einfach aus der Entwicklung des menschlichen Selbstbewußtseins folgen, trennen von denen, die aus dem rationalen Mittelapparat des zivilisatorischen Denkens und Anschauens entstanden sind. Und man muß durch die Schicht dieses Mittelapparates zur ursprünglichen Anschauung des Lebendigen hindurchstoßen, gewisse Urtatsachen des Lebens herausheben, zur Anschauung bringen und sie mit den Grundpositionen des demokratischen Fühlens in Verbindung zu setzen versuchen. Dann entsteht das Neue.

Die aus der Entfaltung des Selbstbewußtseins unmittelbar folgenden entwicklungsgeschichtlich ein für allemal gegebenen demokratischen Postulate sind die der Selbstbestimmung und der gleichen Rechte aller in ihr. Sie sind nichts anderes als der Ausdruck der „Freiheit", vom Standpunkt des individuellen Bewußtseins der Massen aus gesehen. Die Einkleidung dieser gleichen Selbstbestimmung aber in die Formen einer bloßen zahlenmäßigen Summierung der Selbstbestimmungsrechte, in die Gestalt eines auf bloßen Majoritätsverhältnissen beruhenden politischen Körpers, und das Stehenbleiben der politischen Phantasie bei der Vorstellung eines solchen Körpers als des praktisch einzig Möglichen und Letzten des demokratischen Ausdrucks ist rein aus rationaler Anschauung bestimmt, durch sie gegeben. Es ist die Gesamtprojektion der Selbstbestimmungsrechte auf die Ebene einer nur im Rechenhaften verbleibenden Begriffs- und Anschauungswelt, ihre Gesamtverwandlung in die Aggregatform der zivilisatorisch-rationalen Vorstellungswelt und ihre Einzwängung in den praktischen Mittelapparat, der aus ihr hervorwächst. — Stößt man durch diese Aggregatform und diesen Mittelapparat hindurch, so trifft man auf gewisse Urtatsachen und Urformen des Lebens, die politisch relevant sind — überhaupt, und auch für den demokratischen Aufbau. Man trifft auf die Tatsache, daß bei aller Selbstbestimmung und aller Gleichheit der Rechte doch jedes politische Handeln zwangsläufig durch „Führen" und „Geführtwerden" bedingt ist, daß es, wie jedes Massenhandeln, ein für allemal in diesen Rahmen und in seine Inhalte gebannt ist.

Man trifft auf die dafür vorgebildete Gliederung des Lebens, die Tatsache, daß das Dasein uns gegebene Führer- und gegebene Geführtennaturen darbietet. Kein politisches Handeln, das die Selbstbestimmung und die gleichen Rechte aller als Urfaktoren verwertet, kann ohne den zivilisatorischen Mittelapparat, den Abstimmungsmechanismus mit Majoritätsresultaten vor sich gehen. Aber es ist ein Irrtum, in diesem Abstimmungsmechanismus und seinen Arbeiten das Wesen der Demokratie zu erblicken, da dieses vielmehr in einer neuen Stellung zur Grundtatsache der Führung, in einer neuen Art der Beziehung zwischen Führern und Geführten, in einem veränderten Maß des Einflusses von Geführten auf Führer und letzlich und hauptsächlich in einer neuen Art der Auslese der Führer und einer neuen Dezendenz derselben zu den Massen als dem wesentlichen Kern und Inhalt aller politischen Selbstbestimmung ruht. Man erkennt ohne weiteres, daß die bisherige Demokratie in ihrer zivilisatorischen Befangenheit, ihrem geistigen Ausgerichtetsein auf die mechanistischen Mittel, dies nicht gesehen hat. Sie ging an der Grundtatsache der politischen Führung und ihrer neuzeitlichen Umformung, als dem wesentlichen Problem der Demokratie, vorbei. Und das ist der Grund, warum ihr Schicksal ward, bei formaler Gleichheit der Rechte und der Selbstbestimmung, illegitimen, von ihr nicht anerkannten Führungs- und Herrschaftsverhältnissen die Bahn frei zu geben, ja, sie zu schaffen.

Die Tatsache des Führens und Geführtwerdens als politische Grundform gilt es also sichtbar zu machen, sie in die Welt der Selbstbestimmung und der Gleichheit der Rechte aller, in die Atmosphäre und die Bedingungen, die diese schaffen, und die Beziehungen, die diese zwischen Führern und Geführten noch zulassen, zu stellen, — eine Synthese zwischen diesen Bedingungen, zwischen dem Selbstbestimmungsanspruch und der Rechtsgleichheit aller auf der einen und der notwendigen Führungseingliederung und einer neuen Auslese der Führer auf der anderen Seite zu gestalten. Wobei offenbar als weitere Tatsache gegenüber den mechanistischen Verkleidungen sichtbar zu machen und einzufügen war die Gliederung des Lebens selbst als Material der demokratischen Formung, sein Ausgestattetsein mit geborenen Führernaturen, sein Darbieten der Mittel zur praktischen Gliederung und des politischen Aufbaus.

Es ist hier gleichgültig, mit welchen Mitteln und in welchen Formen der neue Kosmos einer Demokratie, die auf dieser doppelten Synthese zu beruhen hatte, aus der Erkenntnis seiner Notwendigkeit zur Wirklichkeit und Lebendigkeit zu erheben gewesen wäre. Unser deutsches kritisches und aufbauendes Denken ist jedenfalls nicht bis zu seiner bloßen Erkenntnis gekommen. Wir haben eine Fülle von antidemokratischen, sogenannten „organischen" Staatstheorien entwickelt, die gegenüber dem individualisti-

schen Rationalismus der westlichen Demokratie praktisch Nützliches geleistet haben, indem sie in bestimmter Wechselwirkung mit der demokratischen Welle den alten Obrigkeitsstaat mit sozialem Denken erfüllt, mit Erhaltungsmaßnahmen für die Kranken und Schwachen und mit Eingliederungssystemen auch für die zum Anspruch der Selbstbestimmung erwachsten breiten Massen ausgestattet haben. Deren wirklichem Selbstbestimmungsanspruch gegenüber aber haben diese Theorien stets versagt. Sie haben sich alle, wenn sie die Notwendigkeit der „Führung" im politischen Leben betonen und vertreten wollten, an den alten Autoritätsbegriff geklammert, ohne das Gefühl dafür, daß dieser mit der neuen Führungsnotwendigkeit gar nichts zu tun hat, daß es in der Welt der modernen Bewußtseinsentwicklung ein für allemal tot ist, weil er durch das untraditionelle Denken, durch den Zivilisationsprozeß selber aufgelöst ist, und daß jede Staatstheorie, die ihm huldigt, ein Kunstprodukt, eine Topfpflanze bleibt, die in der demokratischen Atmosphäre nicht zu leben vermag, weil sie nicht atmen kann in ihr. Sie haben also den geistigen Ort jeder neuen, jeder möglichen modernen Staatslehre nicht gefunden. Und sie sind andererseits bei der Verteidigung der notwendigen „Ungleichheit" im politischen Leben immer bei der Vertretung irgendeines historisch Gegebenen, irgendeiner Kasten- und Klassengliederung, die die Geschichte geschaffen hatte, stehen geblieben und haben diese irgendwie aus geschichtlichen Rechten oder geschichtlichen Zwecken zu begründen versucht. Sie sind nirgends zur Aufdeckung einer nicht nur tatsächlich und zufällig, sondern ein für allemal gegebenen und darum ideell vertretbaren – weil von dem Lebensgrund selbst geschaffenen – Gliederungsform des politischen Aufbaus gelangt. Sie sind eben nirgends durchgestoßen zum Lebendigen selber, dessen unverrückbare Instanzen und Formen sie dann gegenüber den zivilisatorischen Rationalismen wirklich und wirksam hätten in die Schranke rufen können. Sie haben daher niemals das Bewußtsein und den Glauben der Massen für sich zu gewinnen vermocht. Denn niemals kann dieses Bewußtsein und dieses Empfinden sich außerhalb seiner eigenen demokratischen Atmosphäre bewegen; und niemals wird es Zufälliges und Abänderungsfähiges als das anerkennen, dem es sich dauernd zu beugen und dem es seine Freiheit und seine Selbständigkeit ein- und unterzuordnen hätte. Das kann es nur, wenn ihm die Ursprünglichkeit und ihre notwendige Gliederungsform selbst gezeigt wird und als etwas Neuverstandenes von ihm erfaßt wird, etwas zudem, das seine Selbstbestimmung nicht aufhebt, sondern nur in seine unverrückbaren Formen hineinzieht. Nur auf dieser Basis hätte ein wirklich neuer, dann allerdings nicht antidemokratischer, sondern nur nachdemokratischer politischer Volksglaube wachsen können.

Er ward nicht gefunden. Es muß uns an der nötigen Nähe zum Lebendigen gefehlt haben, ihn zu entwickeln und seinen geistigen Ort zu finden, an der Tendenz, die Massen, die Substanz des Daseins als solche wirklich geistig neu in die Hand zu bekommen. Der Drang der Totalitätsumspannung und -beherrschung muß gebrochen gewesen sein. Sonst wäre man nicht derart auf halbem Wege stehen geblieben. Es muß schließlich und vor allem die unmittelbare Anschauung des Ursprünglichen, seine Totalitätsanschauung und sein Totalitätserlebnis gefehlt haben, die Sehnsucht, es in seiner Unverfälschtheit zu ergreifen und rein und wirksam in Gestalt und Form zu bringen. Das „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" dem Leben gegenüber, muß uns gefehlt haben, das uns ermöglicht hätte, die Kruste der zivilisatorischen Verkleidungen zu durchbrechen, die historischen Reminiszenzen und bloßen Gegebenheiten bei dem Kampf mit dem Nationalen beiseite zu schieben, und für das Neue, das wir wollten, zu den Urformen zu greifen. — Das muß der psychische Untergrund gewesen sein, der nicht nur hier, sondern überhaupt in unserem ganzen antizivilisatorischen Ringen unser Versagen und unsere Schwäche bestimmt hat.

4

Es gibt nun gewiß gute Gründe, einfach in Struktur und Aufbau und in den Inhaltsgefülltheiten unserer geistigen Sphäre die Ursachen für dieses Versagen zu suchen. — Es hat bei uns ganz ohne Frage weitgehend an der nötigen Auslese der starken Kräfte für das geistige Leben gefehlt, — das rein geistige sowohl, wie das politisch-geistige —, vor allem an dem Aufstieg der kräftigeren Talente, die von unten kommen. Wer von uns stammte denn noch aus den breiten Massen der Bevölkerung? Ja, wer war denn auch nur aus den Schichten des kleinen Mittelstandes gekommen — wie so viele der Führenden in der Zeit des ancien régime, das in Wahrheit hier sehr viel demokratischer verfuhr? — Es hat weiter an der nötigen Verbindung des geistigen Lebens mit dem politischen und öffentlichen Leben überhaupt gefehlt, an den nötigen Zwischenstufen und Treppen von dem einen zum anderen, der Beweglichkeit in ihnen, die den ursprünglichen und universellen Begabungen die Wege geebnet hätten, um anerkannte, geistiges Handeln und Praxis gleichmäßig umfassende Führer des Volkes zu werden. Eine Mauer von Berechtigungen, der ganze Zug der Karriere, schieden das eine Gebiet von dem anderen und zerschlugen die verschiedenen Gebiete noch einmal in sich selbst in Spachten. Sie trennten den Regierungs- und Verwaltungsbeamten vom Publizisten, den Publizisten vom Gelehrten, den Gelehrten vom Künstler und alle zusammen von den Vertretern des Volkes im Parlament, das das große

Sammelbecken und der Ausleseapparat hätte sein sollen, das aber eine offen eingestandene Sackgasse war, eine Gefahr für jedes Talent und jede stärkere Begabung, weil es bei der spachtenmäßigen Zersplitterung des ganzen Körpers zu keinen entscheidenden, keinen wirklich führenden Stellen hinleitete. — Es haben sich schließlich schwere Gebrechen und Verknöcherungen auch in dem Selbstaufbau der rein geistigen Sphäre eingenistet und fortgeschleppt. Unser Erziehungssystem, auf das wir in mancher Beziehung — vor allem in der Volksschule — stolz sein durften, war und ist in den höheren Stufen, in den höheren Schulen und Universitäten — das muß man mit Bestimmtheit aussprechen — von Entleerungen, Bürokratisierungen, Vertrocknetheiten und Rückständigkeiten heute behaftet, die den auszulesenden Kräften nicht die nötige Verbundenheit des Dargebotenen und sein richtiges Eingesenktsein in den großen ideellen Hintergrund jeder guten Ausbildung vermitteln. Es entläßt die von ihm ausgelesenen Kräfte so weitgehend ohne Verbindung mit dem großen öffentlichen Leben, ja, mit den geistigen Bewegungen der Zeit, daß sie die nicht fürs Praktische bestimmten Teile ihrer sogenannten Bildung, die weltanschauungsmäßigen und kulturellen, sobald sie frei sind, beim Übergang zur Universität, das heißt auf halbem Wege als lästiges Gepäck wegwerfen und auf ihre eigene Weise den geistigen Anschluß an das Allgemeine suchen, oder — was noch viel schlimmer ist — und was die Art der „Führungsvorbereitung" gerade der wirklich zur Herrschaft kommenden Schichten charakterisiert — auf einen solchen geistigen Anschluß überhaupt verzichten und durch feuchtfröhliche Karriere-Institutionen ohne geistigen Inhalt hindurch „ihren Eintritt in das öffentliche Leben" vollziehen in hoffnungsloser geistiger Eingeschränktheit. Gewiß mit Recht konnte man daher vor dem Krieg, weil der freie und bewegliche Aufstieg gehemmt war, weil das Übertreten von der einen in die andere Sphäre des Lebens erschwert war, weil das seelische Angefülltsein und der geistige Auftrieb auf den pädagogischen Entwicklungswegen vernachlässigt, ja, vielfach verdorrt war, von einer Art Blutentleerung, einer Anämie der ideellen Sphäre in Deutschland, einem Zusammenschrumpfen zum Spezialistentum, zur Karrieremäßigkeit und bloßer geistiger Handwerksrichtung sprechen.

Wir werden nach dem Krieg eine sehr große Arbeit haben, um alles das zu ändern. Aber ich brauche, da ich hier nicht mit praktischen Tendenzen spreche, dies Gebiet und diese ganze Linie nicht weiter zu verfolgen. Hier genügt zu sagen: alle diese Dinge: Struktur und Aufbau der geistigen Sphäre und ihre Inhalte, Verbundenheit mit dem öffentlichen Leben, Auslese der starken Kräfte und dergleichen — all dies sind zwar soziologisch, das heißt von einer gewissen Ebene der Kausalbetrachtung

her gesehen, wichtige Dinge, — aber es sind tiefer betrachtet doch nur Symptome, Zwischenemanationen und Zwischenpositionen, die aus eigentlicheren, unter ihnen liegenden Gründen und Agenzien hervorgehen. Sie werden zerbrochen, überwunden, umgestaltet, wenn diese eigentlichen Gründe sich wandeln. Und diese Gründe, die sie und alles, was aus ihnen folgt, beherrschen, sind stets beschlossen in zwei Dingen: im Charakter oder im Schicksal der Nation.

Nun kann man aber sicher unserer deutschen Begabung und unserem Volkscharakter nach keiner Seite weniger einen Vorwurf machen als nach der, daß sie nicht die Fähigkeit und Kraft besäßen, immer wieder das Dasein in seinen Ursprünglichkeiten, seiner einfachen Lebendigkeit und Reinheit zu ergreifen, es seiner konventionellen Hüllen zu entkleiden und als ein seelisch Neues vor die Welt zu stellen. Das eigentliche Wesen aller unserer Großen bestand stets gerade darin, daß sie dies vermochten, die Urformen des Lebens neu ergriffen und zu neuer Anschauung erhoben. — Es kann nicht in unserem Charakter und unserer Begabung, es muß in unserem Schicksal als Nation begründet sein, daß uns der Durchbruch gerade diesmal und für die heutigen Aufgaben nicht gelang.

Hier liegt auch, wie ich glaube, die Ursache all unseres Versagens. Was war die Aufgabe, deren Lösung von uns gefordert ward? Es handelte sich darum, eine neue Gesamtform des Lebendigen zu erblicken, aus ihr eine neue Gemeinschaftsform des Daseins zu gestalten und sie an die Stelle der bisherigen abgestorbenen und gefährdenden zu setzen. Das war die Aufgabe nicht nur bei der Überwindung und Fortbildung des bewußt geformten, gesellschaftlichen und politischen Daseins, beim Problem der Demokratie vor allem, sondern ganz ebenso bei dem allgemeinen Durchbruch durch das Zivilisationsmechanische auf der ganzen Linie. Denn überall drehte es sich darum, eine neue Totalanschauung der lebendigen Kräfte zu gewinnen, die hinter jenem Zivilisatorisch-Mechanistischen und gleichzeitig über ihnen stehen, einen neuen lebendigen Kosmos zu erblicken. Nur aus einer Vision, einer Erfahrung von einer wirklichen, sichtbaren lebendigen Gesamtheit konnte das an irgendeiner Stelle wachsen, in irgendeinem Volk entstehen. Und von einem Volk als Ganzem konnte es nur in einem Erleben seiner selbst errungen werden, seiner eigenen neuen Anschauung von sich selbst als Ganzem. Nicht anders als in einem schicksalsmäßigen Versenktwerden in sein eigenes Wesen konnte es errungen werden, bei dem es sich selber alles Zufälligen, Äußeren und Hüllenhaften entkleidet, neu als ein Ganzes gegenübertrat.

Die anderen großen Weltnationen haben dies Erlebnis ihrer selbst bei ihrem Entstehen als Staatsnation oder bei irgendeinem andern großen Vorgang ihrer eigenen Geschichte, wo sie sich als Ganzes

„sehen" konnten, schon zu einer Zeit bekommen, die sie heute beinahe vergessen haben. Den Amerikanern ist es bei ihrem Entstehen als Staatsvolk in die Wiege gelegt worden. Sie sahen sich damals als das Volk der demokratischen Befreiung und der demokratischen Gerechtigkeit aus der Art ihrer Entstehung im Unabhängigkeitskrieg, in dem zum erstenmal in der neueren Geschichte nach ihrem „Anschauen der Dinge" eine auf Selbstbestimmung ruhende Gemeinschaft den bloß gewalt-gebundenen Formationen gegenübergestellt ward, und sie sehen sich als das Volk dieser Weltmission noch heute. Den Franzosen fiel das Geschenk ihre Bestimmung zu erleben auf der Basis der sehr frühen Entwickelung ihres Selbstbewußtseins und ihres Welteinflusses mehrmals zu: durch das grand siècle, durch die Tatsachen der großen Revolution. In einer visionären Selbstbetrachtung sahen sie sich damals und sehen sie sich heute als die Nation der geistigen Weltformung, das Volk, das dazu berufen ist, die Ideen und Gestalten des Denkens und Handelns zu finden, welche die Normalform, die klassische Prägung alles Menschlichen enthalten — mögen diese Formen in der Wirklichkeit auch vielfach nichts anderes als intellektualistische Vereinfachungen fremden Denkens bilden. Die Engländer endlich haben seit dem unerhörten Welteroberungszug von ihrer Insel seit Elisabeth und seit Cromwell einen sehr handfesten Weltbestimmungsglauben, eine jeden im Volk bis zum letzten Zeitungsboy durchdringende Vorstellung und Anschauung ihrer selbst; sie sehen sich als die vorbestimmte Menschheitsgruppe, die auf der Basis der Selbstkontrolle und Selbstverantwortung die Weltkontrolle und Weltverantwortung zu tragen hat. Und diese ganz naive Selbstanschauung ist für sie bisher durch jedes geschichtliche Ereignis, durch die Unterwerfung der außereuropäischen Welt im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, durch die Ausschaltung aller Nebenbuhler auf diesem Wege, durch die Beseitigung Napoleons in dem großen Ringen vor hundert Jahren zu einem unverrückbaren und festen Besitz der Seele ausgewachsen. Es ist eine klare, jede ihrer Handlungen als Anspruch, als Wille, als Forderung durchdringende Vorstellung ihres Wesens.

Etwas Derartiges, ein solches Ergreifen unseres Wesens und unserer Aufgaben als geschlossener Gesamtheit ward uns Deutschen bis zu diesem Kriege durch die Geschichte nicht geschenkt. Wir haben die Totalität des Menschlichen in tiefen und eigenen Formen oft erlebt und von dem Erlebnis aus gestaltet. Aber wir haben sie dann jedesmal im Einzelmenschen und als Befreiungstat der Einzelseele erfahren, und demnach im Persönlichkeitsgedanken und in der Persönlichkeitsanschauung ideell vollzogen und verwirklicht, nicht in unserer Anschauung als Ganzes, als Nation. Als wir eine solche Anschauung von uns im Zeitalter Fichtes trotzdem zu er-

greifen und zu formen suchten, damals, als uns noch Goethe zweifelnd zurief, daß wir das ja nie vermöchten, haben wir in Wirklichkeit auch nur den Glauben, die Idee, den Schatten unserer nationalen Ganzheit zu verwirklichen vermocht, nicht ihre anschauliche Verkörperung und nicht die tatsächliche Erfahrung ihres Wesens, die nur das gelungene Gestalten gibt, erreichen können. Zur Realität erhoben wurden wir als Staatsnation nicht durch uns selbst, durch ein Gestaltetwerden aus dem eigenen Anschauen. Diese Erschaffung als Staatsnation ward uns geschenkt. Sie war die Tat eines Großen, die von oben kam. Wir blieben auch nach ihr – so stark und so erfolgreich wir an die Arbeit unseres Aufbaues gingen – doch im Seelischen mit den gesamten Rückständen der Unerkenntnis unseres eigenen Wesens schwer behaftet, im Inneren gespalten in verschiedene Welten. Der Klassengegensatz ward so bei uns ein nationaler, so daß die freie innere Bewegung in einer seelisch für alle gleich vorhandenen Einheit, das Ein- und Umschlossensein von einem einheitlichen Bann und Bild nicht da war. Unsere Einigung blieb – kann man sagen – bis zu einem gewissen Grad, bis dort, wo das seelische Erfassen unseres Wesens angefangen hatte, ein äußeres Ereignis. Und was uns dann als geistiger Ersatz dafür geboten ward, als die „Idee des deutschen Wesens", dieses ganze wohlgemeinte Gemisch von rassenbiologischen Gedanken, mißverstandener Romantik und äußerer Machtphilosophie, das angeblich das Substrat des staatlich und machtpolitisch organisierten neuen Deutschtums bilden sollte, dies alles war mehr Travestie, nur angeschwemmtes Gut, und sicher alles andere als unsere innere Erfüllung.

Erst seit diesem Krieg, nachdem wir unsere Existenz nur durch die Einsetzung und Erfüllung unseres Wesens in seinen tiefsten und verschwiegensten Seiten, unseres Wesens als Nation und als Gesamtheit, retten konnten, erst seitdem dieser Akt der Existenz- und Wesensbehauptung mit einem noch nie dagewesenen Mißverstehen eben dieses Wesens, mit einer bisher noch nicht gesehenen Abgliederung der anderen Welt von unserem seelischen und geistigen Sein beantwortet ward, seitdem so die nackte Existenzbehauptung gleichzeitig zur eigentlichsten und entschiedensten Wesensbehauptung der Nation gegenüber der ganzen Welt geformt ward – erst seitdem haben wir als Volk uns selbst erlebt, uns selber als Gesamtheit überhaupt gesehen. Erst seitdem können wir wissen, was unsere Aufgabe sein wird und auf der Basis unserer eigenen Totalitätsergreifung auch ein Erfahren des Lebendigen überhaupt in einer neuen Totalitätsform haben.

Wir holen damit nur nach, was anderen großen Staatsnationen früher in anderen Formen und bei anderen Anlässen geschenkt ward. Aber daß

wir es in diesem Augenblick nachholen, wo für uns damit nur der letzte Schritt geschieht, in dem Kampf gegen die entstellende Welt zivilisatorischer Verkleidungen, die von den Selbstvisionen der anderen her sich über die Erde ausgebreitet hat, daß es in dem Augenblick geschieht, wo wir gegen diese Verkleidungen eine Gegeninstanz suchen müssen, die uns helfen kann, und wo wir diese nur in dem Aufruf des Lebendigen selber finden können, — dies kann vielleicht bedeuten, daß wir durch das Bild, das wir dabei von uns selbst errangen, indem es, wie es stets bei einem solchen Bild der Fall ist, die Züge einer Totalitätsanschauung des Lebendigen überhaupt in sich verwirklicht, gleichzeitig den Durchstoß zu dem Urgegebenen vollziehen, den wir heute brauchen und der der Zugang zu der neuen großen seelischen Position ist, die die ganze Menschheit sucht.

Es wird von der neuen Generation abhängen, ob sich das verwirklicht und was daraus hervorgeht. Aber was auch das Resultat der kommenden geistigen Kämpfe sein mag, das eine ist wohl sicher: die Zeit der kleinen Führer, die nur zu halben und Viertelsteilen des Lebens und nur von halben und Viertelsfragen sprachen, wird vorbei sein. Die Nation hat sich in einen einheitlichen geistigen Raum verwandelt durch diesen Krieg. Sie ruft nach Ideen, nach Gedanken und nach Worten, die groß genug sind, diesen Raum zu füllen und die das Volk als eine Einheit in ihm in Bewegung setzen. Sie hat die geistigen Kräfte in sich, das soziale und sonstige Rankenwerk zu zerbrechen, das deren Aufkommen und deren allgemeines Gehörtwerden verhindert. Sie wird — so kann man hoffen — auch die Männer finden, die für die Leistung, die von der Geschichte aufgegeben ist, die Führer werden.

Der Spiegel

Novelle von Emil Strauß

8. Dezember 1915

Es ist Nacht.

Hinter mir plappt und knackt und flattert die Flamme im Ofen, bald wird sie brausen. Draußen ist's still wie in einer nächtigen Stadt. Manchmal ein Saugen und Streifen, ein Schlottern der Fensterläden, ein hastiges Rumpeln und Poltern des Windes die Straße hinauf, manchmal ein Sickern, Waschen, Klöpfeln, ganz verdeckt, als ob am andern Ende des Hauses eine Regenrinne tröpfle, manchmal ein seltsamer, ferner Ruf, als wollte ein Feuerwächter ganze Gassen zugleich aufwecken, und ich öffne das Fenster und horche lange hinaus und höre nichts als das zarte Knistern, mit dem die feinen Regenspritzer die Luft zu durchbrechen scheinen, oder den taumelnden Drang des Windes, und sehe die Häuserflucht mit einem Hauche von Gold aus ferner Laterne erhellt und die ernsten Schattenreihen der Fenster. Aber wenn ich wieder sitze und alles wieder still ist, und nur der Ofen nun wie ein Gebläse faucht – plötzlich wieder der ferne Ruf durch die Nacht, unerbittlich wie von einem Irren.

Hab ich ihn schon im Schlafe gehört? Hat er mich geweckt, daß ich ohne weiteres Besinnen aufstand, mein Feuer machte und mich wie zur Arbeit an den Tisch setzte, zum Horchen und Träumen?

Nun – ich sitze da. Ich bin manchmal von Stimmen geweckt worden, ich stand nicht auf, machte nicht Feuer, nicht Licht, blieb aufrecht im Bette sitzen und starrte ins Dunkel und horchte und hörte die Stimme und sah den Rufer und kam nicht los; aber die Stimme dieses Rufers ist mir unbekannt. Wenn der Donner mich weckt, so freue ich mich, daß ich das Gewitter nicht verschlafe; bin ich an diesem Rufer aufgewacht, so bin ich ihm dankbar für diese stille Nachtstunde.

Das Haus ist still, ich bin allein, wie wenn ich allein wäre im stillen Hause. Noch schwingt mir im Ohr, noch höre ich das Läuten und Klingen der Nacht, dieses leise gewaltig über Dunkel und Schlummer der Erde dahinschwellende Glockendröhnen, Glockensummen und Glockenwogen der tiefen Nacht, den Gesang der Lüfte, den Inhalt und die Seele der Unendlichkeit. Es ist ein beglückendes Erkennen, diesen Klang zu hören, beglückend wie das Sonnenlicht wieder zu sehen, und wunderbarer. So hörte ich es auf den Bergen durch das Rauschen der Gletscherwasser, auf dem Meere durch das Knarren der Rahen und Maste, durch das Schlappen und Knallen der Segel hindurch, so als Kind, wenn ich

nicht schlafen konnte oder – wie jetzt – in den nächtigen Morgenstunden allein saß.

Es wird in meinem vierzehnten, fünfzehnten Jahre gewesen sein: ich war mittags von der Schule heimgekommen, hatte die Bücher abgelegt und besorgte meine Vögel. Als ich in der Küche war, um die Wassergläser am Hahnen zu schwenken und zu füllen, da sagte die Mutter zwischenhinein:

„Tante ist auch krank."

„Tante Lotte –?" fragte ich und hielt mit meinem Geschäft inne, „was fehlt ihr? Krank –?"

„Laß doch das Wasser nicht unnütz laufen! – Sie ist gestürzt. Kannst nach der Schule heut nachmittag auch zu ihr gehen."

„Gestürzt? – Wie gestürzt?" fragte ich und spülte die Glasnäpfchen weiter. „Unterwegs –?"

„Zu Haus. Sie war auf einen Stuhl hinaufgegeißt, um das Oberlicht aufzumachen – sie heizt ja immer noch, daß einen bald der Schlag bei ihr trifft – da hat sie das Übergewicht bekommen und ist gestürzt; mit der Wucht auf die Hüfte. Aufstehen hat sie nicht können vor Schwäche und Schmerzen, schließlich hat sie gerufen, ein Metzgerbursch hat sie gehört, hat sie aufgehoben und Nachbarn herbeigeholt. Die haben sie zu Bett gebracht und Tante Reinhart gerufen."

„Hat sie was gebrochen?"

„Man weiß noch nicht; schon möglich. – Aber jetzt stehst du da mit den tropfnassen Gläsern in den Händen und vertropfst mir den Küchenboden. Ich kann's in den Tod nicht ausstehen, daß der Küchenboden so vertropft ist! und die Kattl hat doch auch mehr zu tun als euch immer nachzuwischen. – Kattl! komm rasch mit dem Lumpen! 's ist ein Kreuz mit so einem Haus voll Buben!"

Ich stellte die Näpfchen auf dem Wasserstein ab und fragte weiter:

„Wer hat es dir gesagt?"

„Mein kleiner Finger. Jetzt hinaus zum Tempel! Es wird bald gegessen. Guck dich mal im Spiegel an! wie du wieder aussiehst! Und vergiß deine Pfoten nicht!"

Ich trollte mich mit meinen Vogelnäpfchen.

Die Tante war eine ältere Schwester meines Vaters; so alt wie seine Mutter, die zweite Frau meines Großvaters. Sie wohnte in einem entfernten Stadtteil, ernährte sich durch eine Kinderschule und Unterricht in der französischen Sprache, im Zeichnen und Klavierspiel. Ihr Zusammenhang mit der Familie war lose; sie galt für etwas verdreht und

boshaft; doch habe ich von ihren Bosheiten nie Weiteres erfahren, als daß sie ihrer gleichaltrigen Stiefmutter, meiner Großmutter, als junger Frau das Leben sauer gemacht habe. Sie war verheiratet gewesen, hatte sich aber mit ihrem Manne nicht gut vertragen und sich von ihm getrennt; nur wenn er krank war, ging sie wieder zu ihm und pflegte ihn, so auch, als er auf den Tod lag und starb. Ihre Tochter war in Amerika verheiratet und in guten Verhältnissen, kümmerte sich aber wenig um die hilfsbedürftige alte Mutter, und diese schien es ihr nicht übel zu nehmen.

Ich sah sie zum ersten Male, als ich fünf Jahre alt und auf längere Zeit bei meiner Großmutter zu Besuche war. Am Tage nach meiner Ankunft hatte mich die Großmutter auf ihren Morgenspaziergang in den Schloßgarten mitgenommen, und als nun die Sonne anfing, zu brennen, wendeten wir uns über den Schloßplatz, wo die Straßen nach der Stadt ausstrahlen, heimwärts. Da sah ich, wie weit vor uns, am Rande des flimmernden Platzes, im Schatten des Eckhauses der Stand einer Obstfrau von einem Trupp Kinder umdrängt wurde. Eine schwarze Frauengestalt stand inmitten und verhandelte mit dem Hökerweib, die Kinder wimmelten um sie her, schoben einander beiseite, lösten sich vom Haufen und suchten neugierig einen anderen Platz. Dann neigte sich die Schwarzgekleidete und verteilte das Obst den Kindern in die Taschen, ordnete sie paarweise, faßte das letzte Kind an der Hand, stieß vom Schatten ab und trieb das Züglein vor sich her in die Sonne.

Ich horchte nicht mehr auf die Erzählung der Großmutter, sondern sah sehnsüchtig zu, wie die Kinder, hell gekleidet oder beschürzt, in einer leichten Wolke Staubes und einer leichten Wolke Kinderstimmen auf der andern Seite des Weges Hand in Hand näher kamen. Plötzlich hielten die meisten und schauten nach der Schwarzgekleideten zurück, dann kreuzten sie über die Straße herüber auf uns zu.

„Schau – die Lotte!" sagte die Großmutter, die unter ihrem braunen, weißgefütterten Sonnenschirm bisher nichts gesehen hatte. „Sie geht mit den Kindern in den Schloßgarten, – deine Tante Lotte."

Sie kamen heran und alle gaben der Großmutter die Hand und mir auch. Großmutter sprach mit ihnen, ich war etwas verblüfft und beschämt von so viel freundschaftlicher Begrüßung und sah ziemlich feindselig die mir dargebotenen Hände und auf mich gerichteten Gesichter an. Aber da war schon die zweite Hand und das zweite Gesicht so ungewohnt, daß ich mich vergaß und neugierig die Hände und Gesichter anstarrte: ein gut Teil der Hände lag braun oder gelb und lang, dünnknochig und weich in meiner schon hartgeturnten Pratze, die Gesichter waren bräunlich, zum Teil voll Ausdruck, die Haare waren schwarz und rötlich-schwarz

und fremdartig kraus, die Augen tiefdunkel und in ihrer starken, doch hintergründigen Sprache anziehend und schrecklich. Wohl hatte ich schon schwarzhaarige Leute gesehen, vereinzelt, selten; aber in die Schule ging ich noch nicht, und der immerhin große Kreis meiner Verwandten und Spielgefährten hatte mir noch nichts dergleichen nähergebracht. Durch mein Bewußtsein zuckte ein Zigeunerzug, der aufgelöst, mit gehetztem Schritt, Kinder tragend und Kinder nachzerrend eine hochgelegene Straße meiner Heimatstadt hineilte, — und ich streckte manierlich die Hand hin und manchmal daneben, während meine Augen über die deutschen Flachsköpfe und Vollmonde hinwegglitten und mit Herzklopfen jenen fremdartigen Blick suchten und sich der zarten Bildung eines ungewöhnlich schönen Kindes immer wieder hingaben.

Endlich ergriff auch die Tante meine Hand und sagte:

„Das bist also du?" und sah mich aus durchsichtig blauen Augen mit demselben gütigen Blicke an, der mir vom Bilde meines Großvaters vertraut war. Wie einer Gefahr entronnen, wie wenn ich auf einem Baumstamm einen Bach überschritten hätte und den festen Boden beträte, drängte ich aufatmend auf sie zu und sah sie an: eine mittelgroße Frau, noch strack und jugendlich in Form und Haltung, wennschon etwa sechzig Jahre alt, im Gesicht welk und zimmerfarb; sie trug ein dunkelgraues Alpakakleid mit faltigem Rock, mit Gürtel und mit gestärktem weißem Streifen am Hals, und einen schwarzen Strohhut mit großem schwankem Rande. Die beiden Arme auf den Hüften ruhen lassend hielt sie meine Hand mit beiden Händen fest; ich kam mir verhaftet und etwas lächerlich vor, aber ich empfand zugleich die Herzlichkeit dieses Ausdruckes, war glücklich, nicht geküßt und in die Backen gekniffen zu werden, und hielt darum aus.

„Er gleicht dem Edward!" sagte sie zu Großmutter und strich mit den aus schwarzem Halbhandschuh bleich herausreichenden Fingern über meine Hand — —

Als ich dann mit der Großmutter weiterging, platzte meine zurückgehaltene Aufregung mit der Frage heraus:

„Sind das Zigeuner?"

„Zigeuner —? — Wo denn?"

„Die bei der Tante, die Schwarzen!" sagte ich drängend und blickte nach ihnen um.

„Nicht umschauen, mein Lieber!" mahnte die Großmutter und setzte hinzu: „Zigeuner —? Bewahre! Da sind einige jüdische Kinder darunter!"

„Jüdische —? was sind das für?"

„Die haben eine andere Religion als wir."

„Was haben sie, Großmutter?"

„Ja, mein Lieber, wie soll ich dir das erklären? – Was betest du immer vor Tische?"

„Komm, Herr Jesu –"

„Siehst du: wir beten zu Jesu, unserm Heiland, und die Juden beten nicht zu ihm."

„Warum nicht? Zu wem denn?"

„Zu Jehova, mein Lieber."

„Ist das der Teufel? Sind sie darum so schwarz?"

„Bei Leibe nicht! Jehova ist Gott –"

Da hörte ich hinter mir meinen Namen rufen und sah nun Tante Lotte uns nachlaufen, während in der Ferne ihre Schule wie ein kleines Mäuerchen brav in der Sonne stand und Schatten warf.

„Ich hätte dich fast vergessen –!" sagte die Tante, ergriff mich bei der Hand und zog mich hinüber an den Obststand, ließ mich wählen und füllte mir die Taschen mit Bergamottbirnen. Dann schritt sie eilig ihrem in der Sonne bratenden Kinderzüglein nach.

Großmutter nahm wieder meine Hand, ich aber zog mit der andern eine Birne beim Stiel aus der Tasche und biß mächtig und wonnig hinein.

Großmutter blieb stehen, schaute mich so freundlich wie immer, ja, strahlend an und fragte:

„Schmeckt es, mein Lieber?"

„Ja," sagte ich mampfend, „arg!"

„Und da willst du mich nun kauend durch die Lange Straße begleiten?"

Ich merkte, daß da was nicht in Ordnung sei, hörte auf zu kauen, blickte gestört und trotzig zu der alten Dame auf, betrachtete dann die halbe Birne, den armen Störenfried in meiner Linken, und stopfte sie in plötzlicher Vorsicht geschwind auch noch in den Mund.

„Ja, wenn es dir so gut schmeckt, dann suchen wir uns eine Bank, wo du in Gemütsruhe deine Birnen verzehren kannst!" sprach Großmutter, die Schwierigkeit richtig abschätzend, und führte mich zum Schloßplatz zurück, wo unter den Bäumen Bänke standen. „Und sprich mir bei Leibe nicht! mit deiner Birne im Munde; du erstickst mir noch."

An einem der nächsten Tage besuchten wir die Tante in ihrer kleinen Hofwohnung. Sie hatte Tür und Fenster geöffnet, daß die Sonne grell hineinprallte, saß, Kopf und Brust von einem großen alten Strohhut verdeckt, mit einer Arbeit unter der Tür, und die Kinder saßen auf den Stufen, auf der Schwelle und im Zimmer um sie herum, stickten auf Stramin, flochten bunte Papierstreifen und trieben ähnliches mehr.

Ich wurde bald auch zu ihnen gesetzt und bekam etwas in die Hand, während Großmutter und Tante sich im Zimmer unterhielten. Aber ich machte nichts, ich betrachtete mir die vielen Kinder, besonders die schwarzen, — wie sie so friedlich beieinander saßen, sich beschäftigten und keinen Lärm machten. Manchmal schaute mich eines an, lachte und tuschelte dann mit dem Nachbar. So war's also in der Schule! Meine älteren Brüder hatten schon viel damit groß getan und mir Angst zu machen versucht; die sollten mir jetzt noch einmal kommen! Hinhocken, tun, was einem nicht paßt, brav sein und immer brav sein — gut, ich gönnte es ihnen, den Großhansen! für mein Teil war es mir schon langweilig, nur zuzugucken. Ich blickte in der Stube umher. Großmutter und Tante waren im Nebenzimmer verschwunden. Ich sah einen großen, wirrbeladenen Tisch mit geschweiften Füßen, ein kleines Klavier auf dünnen, hohen Beinen, einige Sitzbänke, einen Ohrenlehnstuhl, mit Porzellannägeln beschlagen, und daneben gegen den eisernen Ofen hin einen großen gelbpolierten Ofenschirm in Leierform; er war frisch mit Sackleinen bespannt, die Ecke rechts oben war aber noch nicht festgenagelt und hing herab, so daß ich wie durch ein Fenster ein schräg dahinterhängendes kleines Bildnis sehen konnte: in hellen Farben, Pastell- oder Wasserfarben das Profilbild eines mir unbekannten jungen Mannes, mich bekannt anmutend im gleichmäßigen Fluß der Gesichtslinie, mich höchlich befremdend durch das lange weiße, in einen Zopf auslaufende Haupthaar. Ich lachte hinaus. Das Summen der Kinder verstummte, sie schauten alle erwartungsvoll auf mich her. Ich runzelte abweisend die Stirn, und um nicht zu zeigen, wodurch ich belustigt sei, lehnte ich mich zurück, so daß ich den Zopfigen gar nicht mehr sah, und starrte den mich auch befremdenden Ofenschirm so lange an, bis mir sein Zweck und Zustand aufging; ich dachte, daran müsse sich auch schön Kasperle spielen lassen, und das Loch schien mir zu Überraschungen und Überfällen wundervoll geeignet. Während ich so träumte, kam Großmutter, und dann gingen wir wieder.

Schon gegen Abend aber, als wir vor dem Essen noch im Garten waren, überraschte uns die Tante und brachte mir die herrlichsten Bilderbogen mit, den Froschkönig, Rapunzel, den gestiefelten Kater und andere; sie hatte sie mir morgens vor den Kindern nicht geben mögen und der Großmutter nicht mitgeben wollen, weil sie gern selbst sah, ob ich Freude dran hätte.

So ward sie mir und blieb mir eine vertraute, aber ungewohnte Erscheinung, die immer etwas mitbrachte und schenkte — wie ein Apfelbaum, den ein Kind irgendwo auf den Feldern weiß und den es dafür kennt, daß immer ein paar Äpfel darunter liegen. Sie war blutarm und lebte kümmerlich; aber ich mußte noch lange immer an ihre gütige Hand denken, sooft das Wort „reich" ausgesprochen wurde.

Ein halbes Dutzend Jahre später siedelten meine Eltern auch in die Hauptstadt über, und ich sah die Tante nun öfter, doch nicht oft. Sie kam ab und zu Samstags gegen Abend oder Sonntags; immer in schwarzem Gürtelkleid mit faltigem Rock, obschon die Tracht der Zeit weit davon abgewichen war, und weckte damit in uns die Erinnerung an die unvermerkt fremdgewordenen schöneren Bilder unserer ersten Jahre.

Sie war nie lange da, so machte sie sich an das Notengestell, zog einen Band hervor und rief etwa:

„Wer will Schubert mit mir spielen?" Sagte nun einer meiner Brüder, er traue sich nicht, er habe das lange nicht gespielt, so entgegnete sie:

„Dann ist es ja höchste Zeit! Man darf nichts abkommen lassen! Man muß immer gestiefelt und gespornt sein, sonst kann man nicht musizieren."

Oder sie zog ein Buch aus ihrer geräumigen Arbeitstasche und sagte zu mir:

„Da hab ich ein französisches Buch gefunden; ich glaube, es wird dir Freude machen, darin zu lesen." Und die Zumutung, daß ein französisches Buch mir Freude machen sollte, klang so abenteuerlich, daß ich vor Stolz errötete und mich gewaltig anstrengte, nicht zu weit unter ihren Ansprüchen zu bleiben.

Sie hatte einen hellen, gläubigen Ton gegen Kinder, Anwandlungen von Unlust oder Trotz verwischte sie so rasch und weich, wie man eine Runzel im Sande glattstreicht, und sie erfüllte uns in den Stunden, wo sie mit uns arbeitete, mit dem Gefühl, daß wir nichts lieber täten und nichts höher schätzten als diese Arbeit.

Sie war zu allen möglichen Dingen immer bereit und tüchtig. Sie konnte zu irgendeinem Fest ein Gedicht oder Singspiel schreiben, vierstimmig setzen und die Klavierbegleitung dazu. Wenn eines hartnäckig ein Stück falsch spielte, sagte sie: „Du willst singen, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; aber das gibt nie Musik!" und konnte einem das Stück von der ersten bis zur letzten Note aufbauen und rechtfertigen, daß einem der Kopf rauchte vor Theorie. Sie konnte ein Transparent malen, und ein Theaterstück einstudieren, und dann konnte sie davorsitzen und der Aufführung zusehen und sich freuen, als wär's für sie eine Überraschung, und die Spieler loben, daß ihnen war, als hätten sie alles allein gemacht.

Und nun war sie krank. Es tat mir weh, wie mich ihr Alleinsein, seit ich es fühlte, immer mit Schmerz, aber auch mit Bewunderung erregte. Ich hatte den Drang, mich um sie zu kümmern, ich war neu-

gierig, ja, wunderwitzig auf ihr Kranksein; denn ich wußte nicht, daß sie je krank gewesen wäre. Eine Verletzung durch einen Sturz ist gewiß die unwillkürlichste Erkrankung, gleichwohl empfand ich sie nicht als über die Tante verhängt: anders als bei allen sonstigen Kranken, hatte ich nicht das Gefühl, daß sie das Unglück gehabt habe, zu fallen oder krank zu werden; mir war etwa, als ob die Frau, der bisher jene Art zu leben gefiel, mit einem geheimen Sinn nun eine andere Form für gut befinde.

Nachmittags kam ich pünktlich aus der Schule, aß kaum z'untern und lief dann mit einem von Mutter vorbereiteten Päckchen hinaus.

Meine neugierige Erwartung wurde enttäuscht: die Wohn- und Schulstube, die ich nie leer und unbenutzt gesehen hatte, befremdete mich zwar durch ihre nüchterne Ordnung, aber im schmalen Nebenzimmer saß Tante strickend im Bett, ungefähr wie andere Frauen auch, und lächelte mir durch die offene Tür entgegen, keineswegs überrascht. Es war mir immer wieder etwas seltsam Erschütterndes, ein Erwachsenes im Bett zu sehen, und wie ich sie da im hintersten Winkel ihrer kleinen Wohnung festgelegt fand, fühlte ich ihre Verlassenheit und Hilflosigkeit so stark, daß ich gleich mit den ersten Worten fragte, ob ich ihr etwas geben oder sonstwie helfen könne.

Aber sie hieß mich Platz nehmen. Sie legte das Strickzeug zu dem Buch auf ihren Knien und ließ den Oberkörper zurücksinken:

„Solange du da bist, brauche ich nicht zu stricken; aber wenn ich allein bin, und wenn ich auch lese, die Hände wollen was tun; da stricke ich — Hosenträger, aus aufgezogener Strumpfwolle." Und sie wies mir den langen schmalen Streifen mit den eingestrickten Knopflöchern. „Zu etwas anderem taugt ja die Wolle nicht, ich muß häufig anknüpfen."

„Was machst du mit all den Hosenträgern?"

„Die verschenke ich. 's ist immer einer froh daran." Sie lächelte nebenhin, sah mich an und fuhr fort: „Früher hab ich sie ja nur Kindern gegeben. Aber es kam einmal ein armer Mann und bat um ein Hemd. Da sagte ich, ein Hemd habe ich nicht; ob er denn nicht Hosenträger brauchen könne, und es lächerte mich selber, wie ich das sagte; aber ich wollte ihm doch was geben und hatte sonst nichts. — Hosenträger —? fragte er und griff nach dem Hosenbund; — Hosenträger —? all's her damit! — Seitdem habe ich schon manchem, der um ein Almosen bat, Hosenträger gegeben. Wer sie nicht brauchen kann, verkauft sie oder läßt sich ein Schnäpschen dafür geben."

Puritanisch erzogen fragte ich:

„Ja — gibst du einem Schnapslumpen was?"

„Du mußt so ein häßliches Wort nicht sagen! — Freilich geb ich ihm, wenn er mich bittet. Ich will ihm doch nicht helfen, weil er Wasser

trinkt, sondern weil er arm ist; trinkt er aber gar Schnaps, so ist er um so hilfsbedürftiger."

Sie erzählte mir dann, wie sie auf dem Stuhl stehend, um den oberen Fensterflügel zu schließen, geschwankt habe und gefallen sei und sich im Sturze den eisernen Bügel ihres Geldbeutels ins Fleisch und gegen den Hüftknochen gequetscht habe; nun werde sie ganz kraftlos vor Schmerz, wenn sie mit dem Bein zu treten versuche. Der Arzt habe ihr Bettruhe befohlen und etwas zum Einreiben gegeben. Sie wolle die Zeit benutzen, um ihre Kleider und Wäsche nachzusehen und zu flicken, habe auch gleich am Morgen damit begonnen; aber das Einfädeln mißlinge ihr; ob ich ihr eine Anzahl Nadeln einfädeln wollte; sonst machten es ihr immer die Schulkinder. Sie ließ mich eine kleine Schachtel, die ganz voll war von dem fließenden Stahlglanz dicht aneinander gedrängter Nadeln, und ein großes, auf ein eigenes Tischchen aufgepolstertes Nadelkissen herbeiholen.

Wir unterhielten uns, und ich schob den schwarzen Faden durch die blanke Nadel und steckte sie dann in den grünen Damastbezug des Kissens. Als ich etwa ein halbes Dutzend aufs Ungefähr wirr hineingespießt hatte, zog ich sie, von einer dämmernden Vorstellung befangen, wieder heraus und bemühte mich, sie gleichmäßig senkrecht nebeneinander in den grünen Stoff zu bohren und die langen, mindestens einen Meter langen, schwarzen Fäden alle nach derselben Seite hinüberzulegen. So entstand bald auf der zart salatgrünen Wölbung ein dichtes Wäldchen silberner Säulen, von denen eine glänzendschwarze Mähne hinabfloß, und immer häufiger betrachtete ich zwischen meine Arbeit hinein das seltsame Gebilde. Endlich sagte ich:

„Tante, das erinnert mich an etwas – weißt du vielleicht, woran mich das erinnert?"

Sie blickte her und verneinte und fragte, in welcher Art es mich erinnere.

„Ja – ich kann es selbst nicht sagen –, an etwas Grausames – und Wildes – und Lustiges."

„Was du einmal gelesen oder gesehen hast?"

„Nein, nein!" rief ich schon dazwischen und wehrte erregt mit den Händen ab. „Nicht so! nicht so! Es erinnert mich an etwas, das ich nicht kenne und nicht weiß! Das ist dumm gesagt, gelt; aber das ist's ja gerade, daß ich es nicht ausdrücken kann!" Ich sah sie verzweifelt und mißtrauisch an, als könnte sie etwa darüber lachen; da sie es aber nicht tat, bat ihr mein Herz ab, während ich hinzusetzte: „Du lachst mich ja nicht aus – deswegen."

„Es ist keineswegs dumm gesagt, und ich verstehe es. Überhaupt, wer wird dich denn auslachen! geh!"

„Man wird manchmal ausgelacht, wenn man was ganz Richtiges sagt.“

„Das muß dich nicht bekümmern!“ sprach sie. „Wir Menschen mißverstehen einander bei den einfachsten Dingen und klarsten Worten, wie viel mehr bei undeutlichen Gefühlen und Ahnungen und bei Worten, die uns selbst nicht genügen. Denke nur daran, was ein Musiker oder, um beim Worte zu bleiben, ein Dichter braucht, um uns verständlich zu machen, was er meint: erstens den Sinn seiner Worte, dann den Rhythmus des Verses, den musikalischen Klang der Worte, die Reime, was weiß ich alles, und all das zusammen genügt manchmal noch nicht, und wir müssen studieren und deuten, und die Gelehrten streiten über die Auslegung.“

Ich fing an zu zittern und rief in einer Erlösung auf:

„Gelt?“ denn ich wurde durch ihre Worte an ein unverwundenes, beschämendes Erlebnis erinnert. „Ich habe vor kurzem ein Gedicht gelesen. Ich war allein zu Hause —“ ich fühlte, wie ich rot wurde, und lächelte — „da ging ich hinter den Bücherschrank, weil der Schlüssel steckte, und zog ein Buch heraus, von Goethe, schlug mitten drin auf und las. Da ging es mir seltsam. Mir war, als schwömme ich, aber es lief mir heiß über den Körper, als würde ich getragen und flöge über alles hin, und die Ohren waren mir voll wie klingende Hallen oder Höhlen und wie dicht zugeschlossen mit Tönen, und der Atem ging mir aus, und das Herz schlug mir bis herauf, es war mir so wohl, daß ich fast heulen mußte. Und als ich ein Stück gelesen hatte und dasaß und ihm nachhing, da merkte ich auf einmal, daß ich gar nicht wußte, was ich gelesen hatte.“

„Du wußtest nicht —?!“

„Nein, gar nichts. Wie wenn man Musik gehört hat und noch zittert und doch keinen Takt mehr zusammenbringt. Da habe ich es noch einmal gelesen und mich zusammengenommen und genau auf den Inhalt geachtet. Das war gar nicht leicht; wie wenn man im Rhein gegen den Strom schwimmt, und er will einen immer abdrängen und mitreißen; aber ich brachte es hin, und es stand ganz anderes da, als ich vorher gelesen oder wenigstens behalten hatte.“

„Nun, hast du nicht weiter gelesen?“

„Nein. Ich habe auch allerlei nicht verstanden. Geschämt habe ich mich.“

„Nun —“ sagte sie zögernd, „du hast ja noch Zeit; aber zu schämen hättest du dich nur, wenn du nichts gefühlt und dich etwa gelangweilt hättest.“

Ich horchte auf und blickte sie an; sie lächelte und nickte mir auf-

munternd zu. Ich spitzte und dachte: also gibt es auch Menschen, die es einem nicht übel nehmen, wenn man ein rechtes Buch liest. Und das tat mir sehr gut. Ich sagte aber nichts weiter und fädelte emsig ein.

Als ich das Kissen in einen Igel mit gesträubten Silberstacheln und phantastisch stürzender Mähne verwandelt hatte, setzte ich mich zurück und sah auf. Ich deutete auf ein Gemälde über dem Fußende des Bettes und sagte:

„Schönes Bild!"

Ein Bachwinkel, ein heiß besonnter Waldwinkel, der bis in die Mitte des Bildes reichte, dann höhere Bäume, Pappeln oder Erlen, dann in die Tiefe ziehend reife, flimmernde Wiesen, und hinten herüberblauend ein Hügelzug. Wie das Echo einer Schalmei schlug es aus dem brütenden Waldwinkel kühl heraus, und Grillenschwirren zitterte durch die sonnenbleichen Gräser.

„Ein schönes Bild! Hast du es früher im andern Zimmer gehabt?!"

„Nein, warum?!"

„Ich kenne es doch! und war noch nie in diesem Zimmer, ich hab nur einmal zur offnen Tür hereingeschaut, und dabei kann man es ja nicht sehen."

„Es hängt immer über dem Fußende meines Bettes."

„Komisch! Ich würde Gift darauf nehmen, daß ich es schon öfter gesehen habe; so bekannt ist es mir."

„Nun —" erwiderte sie, indem sie vom Bilde zu mir schaute, „weißt du, das wird dir noch manchmal so vorkommen; das Schöne ist uns vertraut."

Ich schüttelte den Kopf und fragte:

„Kann ich es denn nicht anderswo gesehen haben? Hast du es schon lange?"

„Das habe ich schon länger, als ich dich kenne, mein Lieber. Im Grund —" fügte sie lächelnd hinzu und sah zu dem Bilde auf, „ging es mir wie dir; als ich es zum ersten Male sah, war es mir so vertraut, daß ich es kaufte. Das heißt — ich darf nicht so sagen; denn ich habe es geschenkt bekommen."

„Geschenkt?"

„Ach, da hatte einmal vor Jahren ein junger Maler eine Ausstellung, und die Kritiker schimpften über seine Bilder, und alle Leute schimpften, es war eine allgemeine Entrüstung, als hätte er es darauf abgesehen, die ganze Residenz zu beleidigen. Da ging ich schließlich eines Morgens auch noch hin; es war fast leer. Da hingen solche und ähnliche Landschaften und Bauernbilder, manche gefielen mir mehr, manche weniger, ich sah nichts Beleidigendes, und der junge Künstler, der gar nichts verkauft

hatte, tat mir leid. Da dachte ich: bezahlen kann ich es ja gewiß nicht, aber fragen kostet nichts; ich weiß dann, wieviel mir fehlt, um so ein Bild zu besitzen! und fragte den Kassierer, was denn dieses Bild da koste. Er rief einem kleinen, dunkelhaarigen Herrn, der in der Nähe stand, zu:

„Sie, die Dame will ein Bild von Ihnen kaufen; so was!"

Der Maler kam langsam, schräg und verlegen her und fragte ungläubig:

„Sie wollen —?"

„Verzeihen Sie vielmal," unterbrach ich ihn, „ich würde gern; aber das Bild kostet gewiß viel, viel mehr, als ich habe."

„Gefällt es Ihnen, wirklich?!" fragte er.

„Ja, es ist schön!" erwiderte ich.

„Nehmen Sie es!" sprach er, hob es vom Nagel und streckte mir's her. „Es freut mich, wenn Sie es mitnehmen; es kostet nichts."

„Nein!" sagte ich, „ich gebe Ihnen, was ich habe, ich weiß nicht, wieviel es ist — viel nicht!" Ich zog den Beutel und zählte und fand gegen elf Gulden; da gab ich ihm zehn Gulden und sagte, er müsse überzeugt sein, daß ich ihm das Zehn- oder Zwanzigfache noch lieber gäbe. Ich wollte dann das Bild mitnehmen; aber er ließ es nicht zu und trug es mir. Nun, das war mir ja sehr angenehm. Zu Hause hätte ich ihn dann doch gern ein wenig bewirtet; hatte aber weder Bier noch Wein; nur ein Rest Mandelmilch war noch da. Ich fragte ihn, ob er mir's nicht übel nähme, wenn ich ihm in Ermanglung anderer Getränke ein Glas Mandelmilch anböte; da lachte er still und fein und sagte in seiner kehligen Oberländer Mundart, ich sollte ihm nur meine Mandelmilch geben. Während er trank, sprangen seine klugen Augen im ganzen Zimmer herum, und als er getrunken hatte, blieb er unentschlossen drucksend stehen. Ich fragte, ob ich ihm sonst noch dienen könnte, da fuhr er heraus:

„Ich glaube, Sie haben mir all Ihr Geld gegeben."

„Nein!" erwiderte ich.

„Wieviel haben Sie noch?"

„Mehr als einen halben Gulden!"

„Aber Sie müssen doch auch leben."

„Natürlich! sonst hätt' ich mir ja nicht ein Bild gekauft!"

„Ja — das kann ich aber nicht annehmen!" rief er und zog das Geld wieder aus der Tasche.

Da nahm ich es ihm aus der Hand, legte es neben das an die Wand gelehnte Bild aufs Klavier und fragte:

„Was gefällt Ihnen besser, was macht Ihnen mehr Freude, das Bild oder das Dreckchen Geld?"

„Ja, wenn Sie es so meinen —!" sagte er lachend; „aber nein! mir gefällt das Geld besser, dieses Geld!" damit griff er rasch zu und stopfte es in die Tasche, während ich erwiderte:

„Da haben wir ja einen guten Tausch gemacht!"

Dann wurde er ganz ernst, drückte mir heftig die Hand und sprach:

„Ich glaube, nie ist ein Maler besser für sein Bild bezahlt worden! ich nehme das als ein gutes Zeichen und danke Ihnen." So bin ich zu dieser Landschaft gekommen. — —

Jetzt aber kannst du mir ein wenig beistehen. Ich liege schlecht. Wenn du mir an den Schultern nachhilfst, so kann ich mich aufrichten, du ziehst das Kissen hinter mir weg, schüttelst es auf und legst es zurecht."

Ich sprang auf, legte den Arm um ihren Rücken und hob sie, helfend, auf. Wie sie sich vorneigte, bauschte sich der grauwollene Seelenwärmer, den sie trug, und klaffte und ließ mich die Schultern und die Brust bis zum Saume des ausgeschnittenen oder abgeglittenen Hemdes sehen. Ich war noch ganz ohne Neugier, ich betrachtete die unbekannten Hügelformen nur ein wenig überrascht, nur etwas betroffen von der neuen Erscheinung; was mich aber erstaunte und als unwahrscheinlich fesselte, das war die zarte, milchweiße Fülle von Schultern und Brust und der Gegensatz dieser jugendlichen Frische zu dem welken Gesicht darüber. Die Tante merkte den Unschick, machte eine Hand frei und schob gelassen die Hülle zurecht.

Zu meinem nächsten Besuch brauchte ich nicht mehr nach ihrer fernen Wohnung zu gehen. Das Wesen ihres Schadens war noch nicht ergründet, und der Arzt hatte für gut befunden, sie in das Krankenhaus überführen zu lassen. So lag sie nun im St. Vincentiushause; denn während ihre beträchtlich jüngeren Geschwister sich der katholischen Kirche entfremdet und ihre Kinder hatten protestantisch taufen lassen, war für sie in ihrer freien Stille der Streit um Dogmen und Zwang wohl ganz wesenlos. Sie war gewiß eine ungewöhnlich innige Christin; aber außer einem schwachen Weihrauchduft, den sie Sonntag vormittags manchmal noch mit ins Haus brachte, blieb ihr kirchliches Leben uns völlig verborgen. Sie sang noch als alte Frau im Kirchenchor mit und hatte gewiß an jeder Anbetung, Verehrung und Entzückung ihr volles Teil; aber es war ein Geheimdienst, auch wenn er in der vollen Stadtkirche geschah.

Heimlich belustigt über mein Eindringen in katholischen Bezirk und neugierig genug schritt ich neben der stämmigen Gestalt der führenden Schwester über Treppen und durch leere, enge Gänge. Endlich blieb sie stehen und

deutete auf eine nahe Tür. Ich trat hin, erhielt aber auf mein Klopfen keine Antwort; da rief die Schwester:

„Sie liest vielleicht." Ich machte die Tür auf und sah die Tante weiß gekleidet vor der weißen Wand im Bett sitzen und mit bekümmertem Blick in die Helle des Fensters starren. Langsam wandte sie sich herüber und starrte nun mich an und umfing mich mit der Trostlosigkeit ihrer Augen, so daß ich mitten im Zimmer stehen blieb. Da fand sie sich zurecht und rief, mir die Hand zustreckend:

„Du bist es –? Grüß Gott!" und ihre kalte Trostlosigkeit verging in der Hast eines Händedrückens und ermunternden Zunickens. Aber schon während ich meinen Gruß und Auftrag ausrichtete, vergaß sie meine Anwesenheit wieder, ihre Hände suchten einander und legten sich ineinander, fast wie wenn zwei Menschen einander die Hand geben, und doch so hilflos, ihre Augen suchten wieder die Öffnung und Helle des Fensters, füllten sich mit der Unendlichkeit der blassen Himmelsbläue oder ergossen die eigene Uferlosigkeit in die andere – wohl ganz wie vor meinem Kommen. Als ich mein Teil gesagt hatte, schwieg ich, und mit der Zeit schämte ich mich, dazusitzen, und als sie einmal wie von einem unterdrückten Seufzer tief aufatmete, fragte ich, so zudringlich und grob es mir auch erschien, laut und näherrückend:

„Hast du Schmerzen, Tante?"

Ihr Blick wich nicht vom Fenster, er sank nur am Fenster herunter, während sie antwortete:

„Schmerzen – ? – ja, wenn auch diesmal nicht in der Hüfte!" Dann streckte sie mir noch einmal die Hand her und hielt die meine zärtlich fest, schaute mich mit gelösten Augen vertraut an und sprach:

„Ich dachte schon an dich, du mußt mir helfen, und da will ich dir auch sagen, was für Schmerzen ich habe."

Sie nahm ein Buch, das unter ihren Händen lag, und warf es mit leichtem Schwung außer Reichweite auf die Bettdecke:

„Ich bat heute die Schwester um Lektüre, da brachte sie mir die Legende. Das war mir recht, ich freute mich darauf; ich kannte nur wenige schöne Legenden – hatte wenigstens nur sie in Erinnerung, wie sie mir meine Großmutter, also deine Urgroßmutter, erzählt hat, wie sie mir manchmal im Ohr klangen, und wie ich sie manchmal den Kindern weiter erzählte –, wie lobsingende Kinderstimmen und Silberglocken an Weihnachten, wie ein seliges Gedränge um die Krippe, um einen Blick des erlösenden Kindes. Nun schlug ich das Buch auf, eine Art Heiligenkalender, und las, und als ich eine Legende gelesen hatte" – sie schüttelte bei diesen Worten langsam den Kopf – „las ich hastig eine zweite und danach suchte ich ängstlich weiter hinten eine dritte, und danach ohne

Ruhe hin und her, aber ich hatte kein Glück; bis ich es vor Enttäuschung und Trauer nicht mehr konnte.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sagt der Heiland, und das ist auf der Grundlage der natürlichen und unentbehrlichen Selbstliebe ein wunderbares Gebot. Es ist oft nicht leicht, sich selbst zu lieben, aber unumgänglich; erst wenn du dein Wesen erkannt hast und liebst, kannst du werden, was du sollst; es ist schwer, die anderen Menschen zu lieben, sie zu lieben wie uns selbst, ist übermenschlich. Aber nachdem dieses Gebot einmal ausgesprochen und uns vorgelebt ist, werden wir es nicht mehr los, es klingt in unsere besten und schlechtesten Stunden hinein, und schon der Gedanke an die Möglichkeit seiner Erfüllung beseligt uns. Und Christus gab uns das Beispiel und zog rastlos durchs Land, um den Mitmenschen am Leib und der Seele zu helfen. Diese Heiligen hier aber lieben sich nicht und lieben den Nächsten nicht, sondern ziehen von ihm weg in die Wüste, waschen sich sieben Jahre nicht und leben als Schweinpelze – zur Ehre Gottes, dessen Ebenbild sie sein wollen. Christus heilte und vertilgte den Aussatz, diese sind heilig dafür, daß sie den Aussatz küssen, sich zu ihm ins Bett legen und ihn verbreiten. Ehefrauen betrügen um des Glaubens willen ihre Männer, und Gott kann sie im Falle der Not nur dadurch retten, daß er auch einen Betrug begeht. Dergleichen fiel mir schwer aufs Herz, und ich wagte nicht mehr zu lesen; mein Gedächtnis aber suchte weiter, und ich verlor allen Trost, als ich überall Zerrbilder und Kranke fand. Einer der höchsten Heiligen ist Franz von Assisi. Daß er den Vögeln predigte, ist gewiß fratzenhaft genug; ich hörte auch, daß er Mist aß, weil der ja auch eine Gabe Gottes sei und nicht verachtet werden dürfte; aber am abscheulichsten ist, daß er jedesmal, wenn er Christi Namen aussprach, kräftig schmatzte und schlürfte und die Lippen leckte, um ja nichts von der Süßigkeit des göttlichen Namens ungenossen zu lassen, gerade als sei es Sirup oder Bratenbrühe. Wer würde sich solches in die Nähe Christi denken?! Ist es nicht herrlich, um ihn herum diese einfachen, zum Teil beschränkten, guten, schwachen, zornmütigen Jünger zu sehen! Ist nicht Judas, der ihn verriet, seiner würdiger, als so ein Lippenlecker!

Nun bin ich bald siebzig und habe jeweils an die Legenden gedacht, wie man in einem Dom auch an den Domschatz unten im Gewölbe denkt, ohne hinunterzusteigen und ihn anzusehen; man ist ja oben ergriffen genug; man freut sich nur darüber, daß in die Andacht und Bewunderung auch noch vom Gewölbe herauf ein Schimmer sagenhafter Kleinodien kommt. So war's. Nun ist's nicht mehr so."

Ich stand da und hatte nichts zu sagen. Von all diesem wußte ich gar nichts; schon die paar Heiligen, denen wir Schulfeiertage verdankten,

schätzte ich nur aus diesem Grunde. Meine Heiligen waren Aristides und Epaminondas, Horatius Cocles und Decius Mus, und die Heiligsten neuerdings Hagen und Siegfried, Dietrich und Hildebrand, und seit ich gelesen hatte, daß die zwangsweise getauften Sachsen zu Widukinds Zeiten immer, wenn sie das Kreuzeszeichen machen sollten, heimlich das Hammerzeichen des Thor machten, seitdem bedauerte ich, daß wir Protestanten uns nicht auch bekreuzten und ich nicht mit Thors Hammerzeichen protestieren konnte – obschon ich nicht wußte, wie man dieses Zeichen machte. Endlich fragte ich, ob ich denn nicht etwas anderes zum Lesen bringen sollte.

„Eben deshalb dachte ich schon an dich und wünschte dich her," erwiderte sie. „Wenn du wieder in die Nähe kommst, so geh in meine Wohnung und suche unter den Büchern auf dem Sekretär den ‚Atala' heraus, den bringe mir!"

„Der heißt aber Attila, Tante!" warf ich bescheiden, doch belehrend ein.

„Attila –? Du hast es gut mit mir vor, wenn du mir diesen bluttriefenden Schlitzäugigen zur Gesellschaft bringen willst! Bring mir doch lieber den Atala; es ist ein französisches Buch, ungefähr so alt wie ich. Wenn etwa das Titelblatt fehlt, so erkennst du es am ersten Satze: La France possédait autrefois dans l'Amérique du Nord un vaste empire ..., leider kann ich es nicht ganz auswendig, sonst brauchte ich dich nicht zu bemühen."

„Ich will es jetzt gleich holen," sagte ich aufstehend, „ich habe heute nichts mehr zu lernen," und ich wiederholte, um ihn mir einzuprägen, den französischen Satz.

„Bleib erst noch ein wenig bei mir sitzen!" erwiderte sie und fuhr dann fort: „Versäume doch nicht, möglichst viel auswendig zu lernen! Ein Gedicht, das dich freut, eine Musik, die nach deinem Herzen ist, mußt du auswendig können; du hast nicht immer Bücher und Noten zur Hand. Wenn du in schwacher, trüber Stimmung bist, gegen widrige Eindrücke und Gedanken zu kämpfen hast und du kannst anfangen:

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
wo Achill mit den unnahbarn Händen
dem Patroklos schrecklich Opfer bringt

dann bist du schon gerettet und in einer andern Welt. Auch Bilder mußt du auswendig lernen. In meinem Elternhause hing über dem Sofa im Wohnzimmer ein Bild – du wirst es bei deiner seligen Großmutter auch noch gesehen haben – das Sposalizio von Raffael in einem lichten Stiche. Es machte einen ungemein feierlich heiteren Eindruck. Von meinen frühesten Jahren an, sooft ich, am Tische sitzend, aufsah, erblickte ich

den seltsam zierlichen, vieleckigen Tempel auf seinen Stufen im Hintergrunde und ganz vorn den Hohenpriester, wie er Marias und Josefs Hände vermählend zusammenfügt, und im Geleite rechts den schönen schlanken Jüngling, wie er auf einem Beine stehend sich herabbeugt und am andern Knie einen Stab zerbricht; und die schönen Brautjungfern schauten mich mit ernsten Augen an, als wollten sie sagen: aufgepaßt! es geht um das Leben! Großmutter, deine Urgroßmutter, hat es mir, als ich noch Kind war, erklärt, und weil es mir später immer wieder in den Sinn kam und mich mit all seinen Einzelheiten erfreute, so bemühte ich mich, alle Bilder, die mir wert wurden, so genau kennen zu lernen, daß ich sie hätte zeichnen können. Drum kann ich nun ruhig im Bette liegen und doch, wie früher Sonntags nach dem Hochamt, in der Galerie herumwandeln und ansehen, was mich freut. — Aber, dabei fällt mir ein: ich habe etwas für dich." Sie zog aus der neben ihr liegenden Arbeitstasche ihren Geldbeutel, einen beträchtlichen Ledersack mit dem handfesten, dreifachen Stahlbügel, den sie seit ihrem Fall immer am Hüftknochen spürte, und gab mir einen Taler.

Ich war bestürzt. Ich war nicht mehr imstande, meine Freude über ein Geschenk zu meiner Genüge zu äußern. Kam mir darum oft undankbar vor und ließ mich nicht mehr gern, gar mit Geld, beschenken. Ich sträubte mich, wie es mir gerade einfiel, und sagte schließlich:

„Überhaupt ist das viel zu viel! was soll ich mit so viel Geld anfangen! Du bist doch krank und hast dein Geld nötig. ‚Sparen muß man, hausen muß man!'"

Da lachte sie hell hinaus, erhaschte meinen Kopf mit beiden Händen und rief:

„Wo hast du denn diese Weisheit aufgegabelt! Wie — willst du heißen?" Sie zog mein Gesicht ganz nahe an das ihrige, während mir das Blut heiß in den Kopf schoß, und sah mir in die Augen. Beklommen, feierlich und trotzig hielt ich ihrem Blicke stand und ich fühlte die blauen Kristalle ihrer Augen in mich eindringen und einsinken und Hirn und Herz durchstrahlen, wie Blitzkugeln durch den ganzen Körper hindurchrollen, Arme, Beine, Zehen, Finger, das unbekannteste Innere durchsuchen und ausleuchten.

Endlich ließ sie mein heißes Gesicht aus ihren weichen, glatten Händen fahren und sagte nickend:

„Es stimmt wohl doch. Aber komme mir nicht mehr mit solchen Sprüchen. Es wird mir ganz eng und bang, wenn du derlei Zeug nachsprichst. Du bist ja noch ein Kind, und es ist dir selbstverständlich, daß alles um dich herum so schön und für dich da ist; aber schau nur einmal hinaus —" und sie hob sich, um durch ihr Mansardenfenster blicken

zu können — „da drunten liegt der Berkholzische Garten, wir sehen von hier aus nur die Wipfel, aber du hast ihn schon oft bestaunt, und am Sonntag geht die halbe Stadt drum herum. Herr von Berkholz ist nie drin zu sehen, er sitzt über der Straße drüben an seinem Fenster und freut sich über die Freude der Leute. — Und da rechtshin liegt das Schlößchen hinter den Bäumen, und im Frühjahr, wenn es unter den Büschen und im Gras blau ist von Veilchen, daß es auf die Straße herausduftet, da macht ihr Schulbuben einen Umweg dran vorbei und schlitzt zum Tor hinein, wenn kein Parkwärter in der Nähe ist, oder klettert durch den Graben und über das Parkmäuerchen und füllt euch die Kappe mit Veilchen. Die Wärter wissen es wohl, aber solange ihr es nicht wüst treibt, bleiben sie weg und lassen euch eure Wonne. Und dann die ganze Stadt, die heiteren Straßen, die behaglichen Häuser, die heimeligen Gärten dazwischen, die blinkenden Türme mit den Tauben und Dohlen, das Schloß mit der wehenden gelbroten Fahne auf dem Turm, dahinter weithin die Eichen des Wildparks und darüber die Bläue des Himmels, durchorgelt vom Wind und voller Vogellaut — kannst du das hinnehmen, wenn du sparsamen Herzens bist? Geld ist nichts, es gilt bloß, und das beste, was es gelten kann, ist Freude." Sie sann vor sich hin. „Ich werde dir einmal die Geschichte von Großvater und Großmutter erzählen, also deinen Urgroßeltern."

„Urgroßeltern —?" wiederholte ich erwartungsvoll.

„Ein andermal! ich muß es mir erst wieder zurechtsuchen und zurechtlegen. Es sind mehr als fünfzig Jahre vergangen, seit Großmutter mir erzählt hat. Die Geschwister wissen wohl nichts davon, sie sind so viel jünger, dein Vater war eben geboren, als Großmutter starb — —"

Sie sann eine Weile vor sich hin, dann fragte sie:

„Sage, was willst denn du einmal werden?"

„Ich weiß noch nicht: Arzt oder Seemann."

Sie blickte verwundert her und prüfte mich von der Seite, als sähe sie mich ganz neu:

„Arzt — sagst du? — Wie kommst du dazu?!"

„Es gibt so viel Kranke, man möchte ihnen helfen."

„Das möchten die Ärzte allerdings —!" sprach sie, kaum lächelnd und langsam nickend; dann fuhr sie kopfschüttelnd fort: „Das ist ein trostloser Beruf! — werde Seemann! — aber — — möchtest du denn nicht Künstler werden?"

„Künstler —?!" wiederholte ich verwirrt; denn obschon ich am Rande verschiedener Künste herumposselte, war mir der Gedanke ganz fremd.

„Musiker! wie dein Großvater und dein Onkel — oder Maler!"

„Ja —" sagte ich lachend vor Beschämung, „das kann man doch nicht so werden!"

„Warum solltest du nicht Musiker werden können?"

„Ich kann ja nichts."

„Du arbeitest tüchtig, dann kannst du eines Tages etwas!"

„Ich denke mir: da muß man schon ganz anders anfangen!"

„Nicht auf den Anfang kommt es an. Du hast Freude daran, sonst würdest du nicht zu Hause hinsitzen und musizieren und zeichnen und malen: wenn du die Freude pflegst und deinen Willen einsetzest, wird eines Tages eine Leidenschaft daraus, und dann ist's gut."

Ich antwortete nichts, ich sann verwundert und beglückt ihren Worten nach, ohne sie gerade auf mich und meine Möglichkeiten zu beziehen, und gar das Wort Leidenschaft, mit Ehren genannt, war mir ein solches Geschenk, daß ich tief atmen mußte. Denn im Religionsunterricht wie in moralischen Belehrungen war uns Leidenschaft immer als etwas Verwerfliches und Verderbliches, eben als das Böse, hingestellt worden, und da ich weichherzig und allen Eindrücken und Einflüssen zugänglich war, so hatte ich mich durch Moralpredigten manchmal tief erschüttern und beinahe entwurzeln lassen. Ich wußte nicht umsonst von Jesus, Sokrates, Aristides, und daß die erste Notwendigkeit sei, gut zu werden, stand mir fest; aber jeden Fehler, jeden Frevel, jedes Verbrechen, von dem sie predigten, fand ich in mir. War ich nicht schon ein Verbrecher? gab es eine Lumperei, zu der ich mich nicht verführte oder verführen ließ, wenn sie nur gewagt und abenteuerlich war? Wo war fremdes Eigentum sicher, wenn es zu einer Lust oder einem Hohn herhalten konnte! Und wäre ich nicht fast ein Wilddieb geworden! Hätte ich etwa den Hasen, der aus dem Dunkel heraus auf mein heimliches Kartoffelfeuer zustürzte, so daß ich ihn bei den Löffeln fangen konnte — hätte ich den wieder laufen lassen, wenn nicht bald darauf der Feldschütz gekommen wäre und mich verjagt und durch seine Verfolgung schließlich gezwungen hätte, das schwerzappelnde Tier loszulassen, damit ich nur selbst entkäme? Dieses Herumstrolchen bis in die Nacht mit jedem, der mir in den Weg lief! Dieser plötzliche, nicht zu brechende Trotz, der wie ein zweites Wesen in mir rumorte und suchte und lauerte! Nahm ich nicht unversehens eine Kränkung, statt sie wie sonst zu vergessen, todübel, käute sie Tag und Nacht wieder, wurde krank vor Rachsucht, verfolgte den andern wochenlang und wurde eine Plage für alle? Manchmal übermannte mich der Jähzorn, ehe ich mich's versah, gewiß! — aber gab ich mich ihm nicht auch manchmal völlig und wonnig hin, löschte mich in ihm aus, wie man einen erlösenden Trunk tut? — Und war ich nicht, als meine Mutter mich während der Todeskrankheit der Großmutter weniger beaufsichtigen konnte, in Kürze gänzlich verwildert, ein tier- und menschenquälender Taugenichts geworden, jede freie Minute auf der Gasse und in Genossenschaft und

Kampf mit der Hefe der Gasse?! Hatte ich nicht manchmal selbst das Gefühl gehabt, daß ich in größter Gefahr treibe, und doch noch dazu jubeln müssen wie bei steiler Schlittenfahrt! All das und vieles mehr quoll in mir auf und preßte, wenn sie von Leidenschaften predigten; und da es nur Predigt, aber nie eine teilnehmende behutsame Aussprache gab, so verzweifelte ich manchmal in solchen Augenblicken gänzlich an meiner Zukunft, und zur Ruhe kam ich nur durch die Ermüdung meiner Gedanken und dadurch, daß ich mich wie zum Unfug auch zur Arbeit, zum Bästeln, Zeichnen, Tierehalten, Lesen verführte oder verführen ließ und alles andere darüber vergaß. Nun hatte die Tante mir Leidenschaft für förderlich, ja, nötig zum Guten erklärt: das beglückte mich und blendete mich; ich verstand es keineswegs, ich wußte ja gar nicht, was Leidenschaft eigentlich sei; aber ich fühlte eine drückende Stauung abfließen, einen Krampf sich glätten und hätte gern weiter gefragt; doch von Grund aus mißtrauisch, wie wir damals gegen die Weisheit und Teilnahme der Erwachsenen sein mußten, wagte ich nicht einmal, die gute Tante bei ihrem Ausspruch festzuhalten, aus Angst, sie könnte ihn wieder zurücknehmen. Diesen Fund wollte ich nicht aufs Spiel setzen, ich nahm mir vor, über ihn nachzudenken.

„Weißt du," fuhr sie fort, „wenn du wirklich Arzt wirst, was ich dir nicht wünsche, und du sezierst einmal eines von uns, mich oder deinen Vater, und du öffnest unversehens das Allerinnerste, die Krypte, dann wird dir Musik entgegenklingen – mag das Fremdeste außen herum sein."

„Meinst du, wie man Musik träumt?"

„Ja, gewiß!" erwiderte sie und nickte mir mit einem raschen Blicke zu; „das gehört auch dazu!" Gleich aber ließ sie ihr Auge wieder versinken und sagte mit tiefem Tone: „Ich habe einmal etwas Wunderbares erlebt!"

Und nach einer Stille fuhr sie fort:

„Als meine Schwestern Mathilde und Josefine schon ein Jahr oder mehr in der Heil- und Pflegeanstalt waren –"

„In – unserer – Heil- und Pflegeanstalt –?!" fragte ich erschüttert mit klangloser Stimme; denn ich sah das alte, weiße, langgestreckte Gebäude des ehemaligen Dominikanerinnenklosters zwischen den Wassern in meiner Geburtsstadt, sah blasse Gesichter hinter den Fenstergittern und hörte irres Geschrei im Innern und sah mich selbst auf der Straße davor herumgaukeln.

„Ja – in euerer Anstalt. Hast du es nicht gewußt?"

„Nein."

„Nun – das war ja wohl auch nicht so nötig!"

„Ja – aber –" ich hatte ein schweres Herz, konnte kaum atmen und starrte sie vernichtet an.

„Sprich! – was ist dir?“

„Wir sind doch immer auf dem Weg zum Schwimmbad an der Anstalt vorbeigegangen und haben mit den Kranken an den Fenstern unsern Jokus gehabt. – Wenn ich das gewußt hätte –!“

„Das muß man immer wissen!“ sagte sie leise. Und dann: „Was habt ihr denn gemacht?“

„Ich weiß nicht mehr. Viel! – Am Haus lief unser Weg, dann kam rechter Hand der Mühlbach, über dem Bach drüben stand das Lagerhaus eines Eisenjuden mit großen, kleinscheibigen Fenstern, voll Alteisen. Wenn nun im Narrenhaus – so sagten wir – niemand am Fenster war, holten wir uns Steine aus dem Bach, zählten und auf „drei“ warfen wir alle zusammen, jeder auf ein anderes Fenster des Lagerhauses: wenn dann plötzlich die Scheiben klirrten und niederprasselten, und die Steine innen im alten Eisen rasselten und wetterten und dröhnten, da ging ein Geschrei und Geheul im Irrenhaus los, und alle stürzten zu den Fenstern, und wir Buben hatten unsern Spaß.

Mit einem Manne namens Enderle trieben wir es besonders oft. Er hielt sich für den König Wilhelm von Württemberg, hatte den Bart zu einem W ausrasiert, das von der Nase an den Mundwinkeln herab zur Kinnlade und wieder hinauf zu den Schläfen ging, und trug manchmal eine goldpapierne Krone und eine rote Bettdecke oder so etwas als Mantel: dann machten wir ihm tiefe Verbeugungen, er nickte langsam und feierlich nach rechts und links und hielt stotternd lange Reden. Wenn er aber ohne Ornat erschien, dann blieben wir stehen und glotzten ihn an, bis er zornig rief: ‚Ihr Sempel, ihr Sempel, kennet ihr eiren Keenig net?!‘ – Nun sangen wir, indem wir ihm die württembergische Aussprache nachmachten:

„Enderle,
arms Senderle,
was machet deine Kenderle?“

Frauen aber hab ich dabei nie gesehen, die waren vielleicht im andern Flügel, gegen die Enz hinaus.“

„Ja –“ antwortete die Tante versonnen; sie hatte mir wohl nicht ganz zugehört; „– ja – es war ein schöner Blick über das breite Wasser hinüber – in die Bäume – – und es war ein schöner Vormittag, als ich sie besuchte. Das Fenster stand offen, die Sonne schien herein und zeichnete das Gitter schräg nach rechts hin brennend auf den Fußboden; draußen rauschte der Fluß und spiegelte seine ewige Unruhe mit wimmelnden Lichtflecken an der Zimmerdecke ab. Meinen Gruß beachteten die Schwestern nicht. Ihrer Namen, bei denen ich sie rief, schienen sie sich nicht zu entsinnen. Nur wie ein Hund an einen Neuangekommenen

hingeht, ihn beschnuppert und wieder verläßt, so kam Josefine langsam mit heimlichen, auf den Zehen wiegenden Schritten, doch wie spazierengehend auf dem weitesten Wege her, blickte mich im Vorübergehen, nur kurz mit dem Kopfe rückend, an und ging, ohne meine hingestreckte Hand und meine Worte zu beachten, weiter und in ihren Winkel. Mathilde hockte, ohne sich zu rühren, in der andern Ecke neben dem Fenster, hatte ihr langes, früher so herrliches, rötlichblondes Haar strähnig und wirr übers Gesicht hängen, und zwischen diesem Netzwerk hindurch belauerten mich hart wie Türkise ihre Augen, sahen mir aber nie ins Gesicht, sondern starrten immer auf meine Knie. Ich trat zu ihr hin, begrüßte sie noch einmal, grüßte sie von den Eltern, Geschwistern, Freunden, ich vermied sogar einen Namen nicht, der ihr sehr teuer gewesen war und ihr Schmerz gebracht hatte – sie spielte mit der blassen Hand in dem verwahrlosten Haar, starrte mit leeren Blicken an mir vorbei und schien mein Dasein überhaupt nicht mehr wahrzunehmen.

Ich war so unglücklich und trostlos, als wäre ich durch Zauber in eine leerlaufende, klappernde Windmühle verwandelt. Ich ging am Fenster vorbei nach der anderen Ecke, um es mit Josefinen zu versuchen; aber als sie mich näherkommen sah, glitt sie aus der Ecke und ein paar heimliche Schritte an der Wand hin. Wie eine Katze wich sie, sobald ich mich näherte, drei Schritte weiter, blieb stehen und blickte mir gespannt in die Augen, während ihr schlanker Körper sich anmutig reckte und bog und wand und nicht ruhte. Dabei gewahrte ich auch, daß alles an ihr in Ordnung, daß ihr Haar tadellos gescheitelt, geflochten und aufgesteckt und daß ihr Kleid sauber und wohlgehalten war. Um das halbe Zimmer folgte ich ihr oder trieb ich sie herum, dann gab ich's auf und blieb stehen, wo ich schon nach meinem Eintritt gestanden; sie ging mit ihren elastisch wiegenden Schritten auf den Zehen langsam in ihre Ecke. Dort drehte sie sich um zu mir, stützte den Ellenbogen gegen die Wand und den Kopf leicht gegen den Finger und fing an, mir ohne Zorn oder Erregung, in geschäftsmäßigem Ton, wie wenn einer die eingelaufenen Waren mit der Liste vergleicht und die Namen herunterliest, eine Fülle der erstaunlichsten Schimpfwörter ins Gesicht zu sagen; Ausdrücke, die ich nie gehört oder, wenn schon gehört, nicht verstanden und wieder vergessen hatte, die sie selbst früher am wenigsten in den Mund genommen hätte, aber auch absonderliche Namen wie Hinkeldey und Itzenplitz, die kamen nun gleichmäßig, eines nach dem andern, zwischen dem stillen Rauschen des Wassers wie widerliche Zaubervögel durch die sonnige Stube auf mich zugeflogen und schlüpften schmutzig in mich hinein, und ich konnte nichts dagegen tun. Ich sah die Schwester entsetzt an und flehte manchmal: „Josefine! bitte, liebe Josefine, ich bitte dich!" – Sie machte gleichmäßig weiter,

wie die Wanduhr tickt, und nur wenn ein Wort schöne Vokale zusammenstellte, verweilte sie, in dem Wohllaute schwelgend wie französische Tragödinnen, und wenn ein i drin vorkam, so sprach sie das Wort, zum Beispiel Itzenplitz! Bimini!, mit Abscheu und wiederholte es mit Nachdruck und zog dabei die Brauen in die Höhe. In meinem Entsetzen über die Häßlichkeit der meisten Wörter mußte ich doch auch an die Zeit denken, wo die Ärmste sich mit begeistertem Fleiß im Gesang ausgebildet, für die Bühne vorbereitet und zu Hause Sprechübungen gemacht hatte. – Endlich war ihr Wörtervorrat zu Ende, sie schwieg, es war still in der Zelle, ich hörte das Wasser außen rauschen, ein Schwälbchen schoß gegen das Fenster her, hing einen Augenblick schwarzweiß im Gitter, äugelte hin und her, zwitscherte und warf sich rückwärts wieder in die freie Luft – Josefine stand immer noch zierlich still, den Ellbogen leicht gegen die Wand, den Kopf gegen den Finger gestützt, als wüßte sie, wie eigen sie so aussah.

Ich konnte mich kaum mehr auf den Beinen halten, blickte endlich nach Hilfe um, holte mir einen an der Wand stehenden Hocker herbei und ließ mich darauf nieder. Ich fing an, allerhand erdichtete Aufträge und Botschaften auszurichten, bald an die eine, bald an die andere, erzählte von Verwandten und Freundinnen, von Schicksal, Heirat und Tod – die beiden gaben keine Antwort auf Frage und Anrede, kein Zeichen des Verständnisses, hielten sich wie verscheuchte Tiere in ihren Ecken und belauerten mich. Ein Abgrund klaffte zwischen uns, über den ich nicht hinüber konnte, eine Glaswand stand zwischen uns, durch die sie mich sahen, aber keinen Laut vernahmen, durch die mein verzweifeltster Herzschlag ihnen nicht spürbar blieb. Selber halb irrsinnig vor Ohnmacht suchte ich in meinem Gedächtnisse nach Dingen und Vorkommnissen, um ihre Aufmerksamkeit zu wecken – sie blieben wie Stein. Aber so kam ich auf das Theater zu sprechen, auf Vaters Dirigententätigkeit, auf die Oper und fragte: „Wißt ihr nicht mehr –?" und hob mit der Arie der Königin der Nacht an:

„O zittre nicht, mein lieber Sohn –"

und Mathilde fing an, mitzusummen – sang vor sich hin – faltete die Beine unter dem Leibe hervor und streckte sie aus, richtete den Oberkörper auf, warf das Haar aus dem Gesicht, lehnte die Schulter an die Wand und sang ins Zimmer hinauf. Da schlug ein gewaltiger Ton, ein Schrei von Musik in den Raum, daß wir beide zusammenfuhren und verstummten: Josefine hatte sich mit einem jubelnden Ausbruch auf die Melodie gestürzt, sie an sich gerissen, und sang nun mit derselben quellenden, unfehlbar spielenden Stimme wie früher die Arie; sie hatte sich von der Wand gelöst und erst die Hände ineinander gefügt, nun

schritt sie langsam, als wäre sie auf der Bühne, in die Mitte der Zelle und begleitete ihren Gesang mit entsprechenden Bewegungen.

Ich war so aufgewühlt, durchzuckt und durchzittert von der Freude, den Punkt gefunden zu haben, wo unsere Seelen einander vernehmbar und verständlich wurden, daß ich, als sie endigte, ohne mich weiter zu bedenken, ausrief:

„Wie herrlich, Josefine!" und ihr um den Hals fiel.

Brach ich dadurch den Zauber, oder hatte er schon mit dem letzten Tone zu wirken aufgehört – sie wand sich und entglitt mir und eilte mit ihrem geheimnisvollen Schritt in ihre Ecke zurück. Ich ließ aber den Faden nicht aus der Hand und war ja nicht in Verlegenheit, da wir fast alle Opern auswendig konnten und zu Hause unzählige Male studierend oder zur Unterhaltung neben der Arbeit her durchgesungen hatten; ich fing also das Duett Paminas und Papagenos an:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen —"

und als sie sofort einfiel wie auf ihr Stichwort, schwieg ich und hielt mich abseits. Mathilde saß immer noch in ihrer Ecke, die Füße vor sich hingestreckt, die Schulter an die Wand gelehnt, das Bild trostloser Trauer; aber kaum fiel der letzte Laut Paminas, so übernahm sie Papagenos Part und sang ihn, ohne sich doch zu rühren. Und so ging es weiter: bald in der rechten, bald in der linken Ecke sprang dieser Springbrunnen von Stimme, Musik, Seele, Freiheit und Schönheit in die Höhe, riß aus meinem umgewühlten, flatternden Gedächtnis eine Welt von Tagen, Menschen und Geschehnissen mit in die Höhe, Starkes und Schwaches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, eine Unwelt von Vergänglichem, glühte und schmolz sie ein, daß ich sie nur noch als weither kämpfende Elemente dieser Stunde empfand, als flüssige Figuren in diesem Tonwandel, als formbestimmende Vorzeichen ohne eigene Geltung — ich saß da und weinte und lachte und schluchzte und, wenn ein Terzett oder Mehrstimmiges kam, sang ich mit, ich kannte mich nicht mehr, eine inbrünstige Gewalt schleuderte die Töne aus mir heraus, als sei ich eine große Sängerin und müßte die Wände dieser Zelle sprengen.

Auf einmal wurde meine Schulter berührt, der Anstaltsarzt stand hinter mir, nickte und sprach:

„Genug für heute, man weiß nicht, wie es wirkt."

Ich war nicht imstande, zu antworten. Ich hatte noch nicht gedacht, daß das enden könnte. Ich blickte die beiden an, sie sangen ungestört weiter, die eine aufrecht wie eine Statue, die Hände ineinander gelegt, die andere immer in derselben Weise dasitzend, an die Wand gelehnt, in die Ferne hinauftrauernd. Endlich sagte ich zu dem Arzt:

„Sie leben, solange sie singen; soll ich sie totschlagen?!"

„Aber heute nachmittag?" fragte er warnend.

„Aber jetzt —?" entgegnete ich; „übrigens, wie soll ich sie zum Schweigen bringen? ich muß sie schon aussingen lassen."

„Mehr wünsche ich auch nicht," sagte er, „nur nicht zum Weitersingen veranlassen." Er ging wieder.

Wir sangen weiter und

„wandelten durch des Tones Macht
froh durch des Todes düstre Nacht,"

bis der letzte Chor der Priester gesungen war und es plötzlich still wurde.

Das war wie ein Schrecken, und ich saß bebend da und wartete, was nun geschähe. Aber es geschah nichts, als daß sie nicht mehr sangen, als daß ich die eben noch klingenden und brennenden Seelen versinken sah, wie eine schöne lebensvolle Barke ins Meer versänke, und nicht die Hand ausstrecken durfte zu retten und wieder an die Oberfläche zu ziehen, versinken lassen mußte, was für das gewöhnliche Element des Tages zu schwer war. Ich ging zu ihnen hin; aber obwohl sie von der verflossenen Stunde noch belebt waren und zu horchen und zu warten schienen, und Josefine immer wie ein Vogel langsam, ruckweise den Kopf hin und her drehte und lauerte, so wurden sie doch von meinen Worten nicht berührt, und ich verließ sie wieder bekümmert.

Vor der Tür fand ich den Arzt und ein Häuflein Kranker, die gelauscht hatten, wie bei einem Konzert. Der Arzt fragte mich aus und sprach über den Fall; ich war aber zu erregt und wußte, schon als ich weiterging, nicht mehr, was er mir auseinandergesetzt hatte.

Ich war ja hoffnungslos gekommen. Ich wußte, daß man nur selten das Glück hatte, ein paar kindliche, nichtssagende Worte mit ihnen wechseln zu können, und wäre gerührt und hocherfreut gewesen, wenn mich eine der beiden nur erkannt und mit Namen genannt hätte; nun war ich wie im Märchen von einem guten Geist geführt an allen Abwegen vorbei, durch die öden Säle hindurch, bis zu dem Raume gedrungen, wo die Flamme ihres Lebens noch unverkümmert und rein lodern und singen und wo meine Flamme, tiefer heraus und höher schlagend als sonst, sich mit den ihrigen verschwistern und ununterscheidbar vereinigen konnte. Ich habe kein Glück gehabt in meinem Leben; aber ich bin oft glücklich gewesen, vielleicht öfter als Leute, die Glück haben; aber diesmal war ich besonders glücklich, ich hatte einen Zauber gefunden und erprobt, ich hatte das Märchen von Orpheus erlebt, ich war der Lebens- und Zaubergewalt, die Bach und Gluck und Mozart und Beethoven heißt, so nahe gekommen, daß sie mich durchschlug, fast als wäre ich ein Stückchen von ihr. Ich war aber so glücklich und froh und trat so sicher wie noch nie den Boden meines Weges, weil dies Wunder mich im Grunde gar nicht

wunderte, weil es meinem Gefühl und meiner Anschauung dieser Dinge nur entsprach, Bestätigung war und geblieben wäre, auch wenn es sich nie wiederholt hätte. Es wiederholte sich aber an den beiden folgenden Tagen, und ich mochte anstimmen, was ich wollte, den ‚Barbier', den ‚Messias' oder den ‚Lohengrin', es fehlte ihnen kein Ton, kein Wort, kein Ausdruck. Und so blieb es; aber nicht nur auf Anregung des Arztes oder Verwandter, auch ganz von selbst fing nun eine zu singen an, und es kam nur selten vor, daß die Schwester nicht einfiel und den andern Part sang. Die Stimmen verfielen dann im Laufe der Jahre, das musikalische Gedächtnis und Leben hielt bis zuletzt, während eine andere Aufhellung des Dunkels in ihnen oder um sie nur selten, flüchtig und belanglos war."

Sie schwieg.

Nach einer Pause fragte ich: „Wie kommt es oder was ist schuld, daß man geisteskrank wird?"

„Das weiß ich nicht. In einer andern Zeit würde ich dir vielleicht mit der Gegenfrage geantwortet haben: wie ist es möglich, daß man nicht geisteskrank wird! Die Erkrankung der Geschwister fing bei der einen mit Schwermut an, bei der anderen mit Verfolgungswahn und hinterließ mir schließlich den Eindruck, daß sie zartere, empfindlichere Seelen waren, der schonungslosen Berührung der Welt auf die Dauer nicht standhalten konnten und nun in der Angst und im Entsetzen ein undurchdringliches Chaos um sich her schafften, um im Schutze desselben den Rest oder das Innerste ihres Lebens weiterspielen zu lassen. Wenn du wirklich einmal Arzt bist, dann wirst du gewiß eine ganz andere Erklärung haben und über die meinige lächeln; aber ich glaube, du würdest sie mir nicht ausreden können." (Fortsetzung folgt)

Der Roman des neunzehnten Jahrhunderts

Eine Rede von Franz Ferdinand Baumgarten

Der Roman ist die typische und die repräsentative Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Das Mittelalter verewigt sich in den Wundern der gotischen Dome, die Renaissance zeigt ihr Gesicht in Bildern, mit deren überquellender Fülle sie jede mögliche und jede unmögliche Oberfläche bedeckt, die Zeit des Barocks stellt sich auf die Bühne in den Dramen Shakespeares, Calderons und Racines. Der Spiegel des neunzehnten Jahrhunderts ist der Roman: hier erkennt und bekennt sich die Zeit.

Erlebnis-Art und Kunst-Form einer Zeit laufen parallel. Die Weltschau der Kunst vollendet und rundet die Form, die im Lebens-Rhythmus als Tendenz und in der Erlebnis-Art als Ahnung vorhanden ist. Die repräsentative Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist der Roman. Das bedeutet ein doppeltes: die Erlebnisse der Zeit sind romanhaft und der Roman ist die bis zu den letzten Folgen und Verpflichtungen leidenschaftlich-konsequente Steigerung des typischen Zeiterlebens.

Das neunzehnte Jahrhundert sucht nach den zerbrochenen Tafeln des alten Glaubens das neue Gesetz. Nach der vorrevolutionären Gedanken-Revolution der Aufklärung und nach dem sozialen Umsturz der Taten-Revolution sucht das neunzehnte Jahrhundert die neuen Formen, die neuen Werte, den neuen Gott. Es sucht und es glaubt und verwirft und sucht wieder. Dies ruhelose Suchen und dies Finden ohne Rast, dies hastende Ergreifen und dies müde Fahrenlassen ist die Geste des Jahrhunderts. Dem dogmatischen Rationalismus der Philosophen und dem kritisch-revolutionären Rationalismus der Moralisten (Voltaire usw.) folgte die Entthronung des Rationalismus in der kritischen Philosophie Kants. Die daseinsfreudigen, von berauscht-berauschendem Glauben an Menschheit, Seele und Geist hinaufgetriebenen Weltgedichte Fichtes, Schellings und Hegels, die Sinn und Stolz einer Welt gewesen, erbleichen entzaubert unter dem Ansturm des enttäuschten Welt- und Menschenhasses der pessimistischen Philosophie Schopenhauers, der von der tödlichen Einsicht in die Machtlosigkeit des Geistes und von den Peitschenhieben des sinnlos unentrinnbaren Willens Rettung suchte in dem wunschlos stumpfen Verzichten des Nichts. Aber noch tiefer sollte der Glaube an den Geist sinken, dessen morgenhafte Verheißungen den Aufgang des Jahrhunderts umspielt hatten. Nietzsche verriet die Gesinnung des Brahmanen an die Bewunderung des Kriegers. Schopenhauer hatte der Dummheit der Menschen und dem grausam sinnlosen und verführerischen Betrug der Natur die

Maske vom Gesicht gerissen und ihr ins Gesicht gespien die Verachtung des erlösten Weisen, der nicht mehr mittut, der den Schleier der Maja zerrissen und den Willen überwunden hat. Der Wille ist das Böse, verkündet Schopenhauer. Der Wille, der Wille zur Macht ist der Sinn des Lebens, antwortet Nietzsche. Die Welt verachten, das Leben verneinen, ist Schopenhauers letzte Weisheit. Das Leben ist des Lebens höchster Preis, jubelt Nietzsche-Dionysos. Der entsagende Asket, der Heilige ist der erlöste, selige Überwinder der Welt, bekennt die grimmige Inbrunst Schopenhauers. Der Heilige und der Priester — das sind die Feinde des Menschengeschlechtes, die Verleumder der Welt! Der von dem Willen besessene Herrscher, der Übermensch ist die Krone der Schöpfung! antwortet Nietzsche. Schopenhauers Lehre: das ist der Fluch des Geistes gegen die Wirklichkeit. Nietzsches Prophetie: das ist die Verherrlichung der Wirklichkeit mit allen Mitteln des Geistes aber in selbstzerstörender Vernichtung des Geistes.

Die Wirklichkeit kann dem Geist unterworfen werden, die Herrschaft des Geistes bringt das Glück — das ist die selige Verheißung, die die Menschen am Anfang des Jahrhunderts aufrief. Der Geist ist die ohnmächtige Rache der Schwachen gegen die einzige Wirklichkeit und Wahrheit, gegen die Macht des Daseins — so zerbricht Nietzsche das Primat des Geistes, der Jahrhunderte lang als Führer und Trost der Menschheit geleuchtet hatte. Was der Philosoph in tragischer Zuspitzung, in dem Rausch der Selbstzerstörung geschaut, verwirklichte die Masse in plumper Vergröberung und Verfälschung. Das gott- und geistlose, daher sinnlose Leben opferte alle Menschlichkeit und alle Menschenwerte einer zwecklosen Expansion und einer ziellosen Bewegtheit, verriet die Ziele an die Mittel, den Menschen an die Maschine. Bis dann der Mechanismus und die Maschine selbstherrlich wurden und auf die Menschheit losgelassen sie zerstampfen in dem anonymen, unbegreiflichen Weltkrieg, der rast wie eine aus dem Geleise gesprungene Maschine.

So hat das Jahrhundert begonnen: mit dem Rousseauschen Glauben an den Menschen, mit der Einsetzung der Gesetze des Menschen-Geistes zu den Gesetzen der Welt durch Kant. Und dahin ging sein Weg zu dem grotesk-schauerlichen Weltuntergang auf des Geistes und der Menschlichkeit Grabe.

Von dem Völkerfrühling der Revolution zu dem Völkertod des Weltkrieges, das ist der Weg des neunzehnten Jahrhunderts. Es hat tausend Götzen angebetet — die Freiheit, die Nationalität, die Rasse, den wirtschaftlichen Imperialismus — und hat sich ihnen geopfert, aber es hat keinen Erlöser gefunden. Es hat gesucht mit einer Inbrunst wie keine andere Zeit und es hat über tausend Katastrophen, über die sozialen und

nationalen Revolutionen, über nationale und Rasse- und wirtschaftliche Kriege hinweg nur seinen Untergang gefunden, einen Untergang, so grauenvoll wie keine andere Zeit.

Das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert der Desillusion. Seine Kunst, der Roman, ist die Weltanschauungsdichtung der Desillusion. Alle großen Romane dieses Jahrhunderts – man denke an Goethe und Flaubert, an Jacobsen und Keller, an Zola und Pontoppidan – sind die Geschichte einer Enttäuschung, die Geschichte einer unerfüllten Sehnsucht, einer hoffnungslosen Liebe, eines gescheiterten Lebens. Und so hoffnungslos-unentrinnbar, so selbstverständlich-notwendig ist das Scheitern all dieser Lebensschicksale, daß nicht einmal eine Empörung herausschreit aus den Romanen. Sie sind eine Klage und keine Anklage, und wenn sie Anklage sind, so richten sie sich nicht gegen den dumpfen Widerstand der Welt, an dem der Mensch gescheitert, sondern gegen die törichte Hoffnung, die den Menschen zum Kampf verlockt hat. Und so spricht die Lebensweisheit des Romans: Daß Du gehofft hast – das ist die Schuld, die Du büßest. Daß Du gehofft hast – das ist doch noch das Einzige, was Dir bleibt. Du warst herausgefordert – durch ein Werk, das Du gebären solltest, durch eine Schönheit, die Du umfangen wolltest, durch ein Menschenleid, durch der Menschheit Leid, das Du erlösen mußtest. So zogst Du aus in den hoffnungslosen Kampf gegen die Wirklichkeit. Weil Du ein Sehnender, ein Hoffender, ein Liebender warst – mußtest Du leiden. Deinen Traum hast Du gesucht – und Deine Wunden hast Du heimgebracht. Du bist besiegt, aber Du hattest keinen Gegner, Du zerschellst an etwas Namenlosem, Unfaßbarem, an einem kleinlichen, trägen, zwecklosen Widerstand, an der vollkommen sinnlosen, zusammenhanglosen Dumpfheit der Welt – kein Mensch, kein Dämon, kein Gott ist Dein Besieger. Es ist eine Niederlage ohne Sieg! Was Dich in den Kampf führte, war Dein Traum, was Dich noch heute mit seinem Glanz verführt, sind die Blutstropfen, die hängen blieben, als Du Dir die Welt aus dem Herzen rissest. Hoffnung und Erinnerung beide ein Wahn, der Wahn vor der Ausfahrt und der Wahn nach der Heimkehr. Du klagst über die Enttäuschung? Nur für Enttäuschungen lohnt es sich zu leben. Du bist ein Auserwählter. Du hast das Höchste erfahren, was die Welt zu geben hat: die Poesie der Hoffnung und die Poesie der Erinnerung.

I

An das Tor des Jahrhunderts stellt Goethe seinen Faust. Die Welterkenntnis ist ein Wahn und der Weltbesitz eine Enttäuschung, Niederlage auf Niederlage! Der Geist ist ohnmächtig und die Welt, an die

er sich in gelehriger Herrschsucht hingeben möchte, ist ohne Sinn. Das hoffende Streben – ohne Zweck, ohne Ziel – das ist die einzige Erlösung. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

In dem Faust, dem in dramatischer Form aufgebauten Roman, ist Goethe den Weg vorausgegangen, den das Schicksal den Menschen im neunzehnten Jahrhundert führen wollte. Der ganze Weg des Verzichts auf abstrakten Idealismus und utopische Romantik ist durchlaufen, der ganze Weg bis zur fin de siècle, nachkam nur folgend dem Verfall der Idee der Zerfall des Lebens, das Krankwerden der Kräfte und Instinkte, der Absturz des Jahrhunderts.

Im Studierzimmer hat Faust die Ohnmacht des Geistes erfahren – von der Niederlage des Geistes rettet er sich zur Macht. Er verschreibt sich dem Teufel, das heißt der Welt. Alles hat er ausgekostet, vom Vergnügen stürmt er zur Lust und von der Lust zur Macht, von dort zu der Schönheit. Mit der Magie hat er an den Pforten der Natur geklopft, mit dem Teufel hat er paktiert und zu dem Urgrund der Dinge, zu den Müttern ist er hinabgestiegen, Tote hat er zum Leben in seinen Armen erweckt, mit Geistern hat er verkehrt, – und das Ziel dieser Fahrten, die Erfüllung nach dieser Fülle, der höchste Augenblick, der mit dem Preis des Lebens nicht zu teuer bezahlt wird, ist das kolonisatorische Wirken für Menschen. Den Boden hat er fruchtbar und das Meer seinen Schiffen untertänig gemacht. Seines Ernteglückes froh schaut der alte Faust aus von seinem Schloß am Meer. Erdenfeste Tüchtigkeit, rastlose Tätigkeit, das Leben für die Menschen, das Leben mit den Menschen ohne Wunsch und ohne Wahn – das ist das Ziel und die Heimkehr und die Weihe des Faust. Und wie der Faust spricht auch der Wilhelm Meister, das Bruderwerk, das den Faust auf seinem Werden durch das ganze Leben des Dichters begleitet und auf prosaischer Ebene die gleichen Lebensbahnen zieht, die der Faust überfliegt. Den Lehrjahren folgen die Wanderjahre, die Entsagenden mit dem Verzicht auf abstrakten Idealismus und utopische Romantik, mit der Warnung vor Traum und Sehnsucht, mit dem Preis der Tüchtigkeit des bürgerlichen Berufs. „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm" steht am Ende des Faust und gar oft in den Wanderjahren. Arbeit ohne Wahn und ohne Wunsch und ohne Traum – das ist des Faust und des Wilhelm Meister letzter Schluß. „Allons dans le jardin et travaillons!" Mit dieser Einsicht läßt Voltaire seinen Candide die Summe des Lebens ziehen. La morale de Candide „il faut cultiver votre jardin" doit être celle des gens comme nous, de ceux, qui n'ont pas trouvé – spricht Flaubert. Faust und Wilhelm – c'est la morale de ceux, qui n'ont pas trouvé.

So schaute der sonnige Goethe schon am Anfang des Jahrhunderts

die Erdenlaufbahn des Menschen als ein Suchen-Müssen und ein Nicht-Finden-Können, als eine Heimatlosigkeit der Idee.

Viel folgerichtiger und darum viel trostloser ist der Meisterroman des neunzehnten Jahrhunderts, Flauberts Education sentimentale, vielleicht das größte, gewiß das charakteristischste Kunstwerk des Jahrhunderts. Voll Ideen und Idealen sind sie ausgezogen, die die Liebe suchten und die Macht heischten, die sich dem Geist weihten und die für die Menschheit starben. Aber die Ideale zerrinnen, und die Menschen zermürben. Was man ersehnt – man findet es nicht! Und wenn – so ist es anders, als man dachte. Man hat Revolution gemacht: voll Begeisterung für Recht und Gerechtigkeit die Gewalt gestürzt und ist gleich wieder einer neuen Macht, einem neuen Unrecht in die Arme getaumelt. Das Ideal hatte Macht und Zauber – solange es nur ein Ideal war: Die inbrünstigsten Verkünder sind die frühsten Verräter. An einer Ecke des Boulevard ruft der einfältige, begeisterte Kommis: Vive la république! – Ein Polizist schlägt ihn nieder, einer, der Führer der Revolution gewesen, der den Kommis der Sache der Freiheit geworben hatte. Als Diener der neuen Macht tötet der enttäuschte, abtrünnige Freiheitskämpfer den eigenen Jünger, den letzten Getreuen der Revolution. Die Lippen eines Sterbenden, das Herz eines Einfältigen – das ist das Asyl der Ideale!

Und Frédéric, der die Liebe suchte, der er willig seinen Geist und seinen Ehrgeiz opfert, findet statt Liebe – Frauen, Frauen der Halbwelt und die der großen Welt. Aber die Liebe kennt er nur durch die Fülle, die in ihrer Sehnsucht wohnt. Madame Arnoux kommt zu Frédéric Moreau – das erstemal. Er ist ein Alternder, sie eine alte Frau, als, nach eines ganzen Lebens unterdrückten Gluten, die beiden sich alles sagen können. Er meint, sie kam, um sich ihm anzubieten. Sie legt den Hut ab: ihr Haar ist weiß. Sein Herz krampft zusammen. Aus dem Abgrund zweier verlorener Leben tasten sich halbe Worte herauf. Sie sagen sich ihre Liebe, die sie stumm in Pein und Seligkeit im Herzen getragen haben. Wie ich dich liebte – wußtest du es? Wie ich mich sehnte – fühlst du es jetzt! Ein Stündchen sprechen sie von der entsagenden Qual ihrer Liebe. Scheidend küßt sie seine Stirne mütterlich, schneidet sich vom Haupt eine Strähne – silberweiß. Er blickt ihr durchs Fenster nach, bis sie verschwindet. Et ce fût tout! Und das war alles! Diese von der Wärme einer wehmutsvollen Entsagung überglänzte Stunde ist das, was Frédéric Moreau vom Leben besessen hat. Das ist, was bleibt von allem: das Ideal im Herzen der sterbenden Einfalt und die Sehnsucht nach einer Frau, die wir nicht besessen. Hoffnung und Erinnerung! Der Jugendglanz der Hoffnung im Abendschein der wehmütigen Ent-

sagung — das ist, was bleibt, das ist, was tröstet, dafür haben wir gelebt. Der Schmelz der ungelebten Dinge ist der silberne Nebelschleier, der die Welt verklärend überbreitet, wenn alle Irrlichter verloschen sind. Der Schmelz der ungelebten Dinge! — Die letzten Worte der Education sentimentale sagen es: „C'est là ce que nous avons eu de meilleur.“

Die Reihe der Desillusionsromane geht ununterbrochen weiter, von den morgendlichen Geistern zu den schon im Schatten der Jahrhundertsneige Stehenden, von den königlichen Genies zu den großen Talenten, nur daß der Roman noch trostloser wird, teils, weil an die Stelle eines symbolischen oder doch typisch-repräsentativen Lebens ein Privatschicksal tritt, also das Scheitern, schon an einer kleineren Umwelt, beschämender und belangloser wird, teils weil das Scheitern nicht mehr das Zurückbleiben hinter ideellen Anforderungen ist, sondern geradezu ein Sinken unter das physiologische Lebensniveau.

Die Education ist nach Victor Hugos großem und großmütigem Worte „l'histoire de la vie“. Gottfried Kellers Desillusionsroman „Der grüne Heinrich“ ist doch nur l'histoire d'une vie. Und durch die scheinbare Marmorkälte der Education, durch die eintönige Melodie des langsamen Verblutens schreit doch der Protest des gekreuzigten, seiner eigenen Majestät bewußten Ideals, wenn nicht anders, so in der grausamen Verhöhnung der Welt, mit der sich Idee und Geist an ihrem Gegenspieler rächen. Die Schicksalsstimmung des „Grünen Heinrich“ hingegen ist das protestlose, verstehende, bejahende Erleben der Seelenlosigkeit der Welt und des Unterliegens der Innerlichkeit, die gegen beide Seiten gekehrte und zweifach gerechte Entlarvung der Welt und der Weltfremdheit. Das Streben des Grünen Heinrichs scheitert, er ist dem ersehnten Beruf nicht gewachsen. Frauen treten an ihn heran und gehen vorbei, ohne ihm das volle Glück gegeben zu haben. Die Frühgeliebte stirbt ganz jung und das Mädchen, das seine scheue Liebe mutig erwidert, wird eines Andern Weib, nur weil der Grüne Heinrich schüchtern ist, zu nehmen, was ihm gehört. Unterdes ist die Mutter, verlassen vom Sohne, verzweifelt am Sohne, einsam gestorben. Nach aller Hoffnungen Schiffbruch kommt er heim und reicht die Hand der Judith, als Freund und guter Kamerad. Eine tote Liebe steht zwischen ihnen, das wehmütige Gedenken an das versäumte Glück, das sie sich hatten schenken können, das jetzt vorbei ist, unwiederbringlich. Und sie reichen sich die Hände mit dem Bewußtsein, daß das Leben abgeschlossen sei für sie beide und ihr Teil eine Reihe stiller, entsagender Tage.

Mit dem unerbittlich grausamen Gewissen eines in ihm zur Einsicht erwachten Volkes gräbt Zola als docteur-ès-sciences sociales nach den Ursachen der Débâcle des zweiten Kaiserreichs. Mit dem Spürsinn des

Hasses, mit der Grausamkeit der Liebe, mit der pflichtbewußten Härte des Propheten steigt er in die Tiefen, geht er bis zu Ende: furchtlos, furchtbar bis zum Verwesungsgestank, bis zum Verfaulen der Dirne Nana, bis zum schmachvollen Zusammenbruch des Kaisers und seines Volks. Die Dirne Nana, der Glanz von Paris, die Verführung des Landes, liegt im Sterben: ihre Fenster erzittern von dem Kriegsgebrüll des Pöbels „à Berlin, à Berlin“, und statt nach Berlin zieht der Kaiser, stumpfe Verzweiflung im Herzen, Schminke auf den Wangen, sein Volk mit sich in die Débâcle von Sedan. Das ist nicht mehr der Verfall der Ideen und Ideale. Das ist die Auflösung der Gesellschaft, der Untergang eines Volkes, das Versinken in Laster und Krankheit.

Fausts Streben ist übermenschlich, Wilhelm Meisters übergesellschaftlich, das der Education-Menschen gesellschaftlich differenziert, des Grünen Heinrichs rein individuell, aber künstlerisch ideal. Zolas Figuren zerfallen-verfallen, streben überhaupt nicht mehr. Faust endet in einer gesellschaftlichen Herrscherstellung, Wilhelm Meister im Beruf, Frédéric Moreau in einer verzweifelten, der Grüne Heinrich in einer resignierten Einsamkeit, Zolas Typen in der Verwesung. Goethes Helden sind vergesellschaftlichte Titanen, Flauberts Gestalten ermüdete Menschen, Zolas Figuren Degenerierte. Von der Enttitanisierung über die Desillusion zur Degeneration sinkt die Kurve der Romangestalten im neunzehnten Jahrhundert.*

2

Beispiele beweisen nichts, weil sich mit Beispielen alles beweisen läßt. Bewußt oder unbewußt ist im Prinzip, das die Auswahl der Beispiele bestimmt, schon das Prinzip enthalten, das die Beispiele beweisen

* Der Vortrag, der die Weltanschauung des Romans kennzeichnen möchte, aber nicht alle Dichter umfassen will, die sich des Romans als unverpflichtender Form bedienten, übergeht die großen Menschengestalter Balzac und Dickens, die den Roman nicht zur Weltanschauungs-Dichtung vertieften. Die Atmosphäre der Romane Balzacs, der als leichtzugängliche Lektüre der gelesenste Romancier und infolge seiner unerschöpflichen Menschenschau Dichtern eine Fundgrube ist, sind die optimistischen Illusionen der literarisch-konventionellen Romantik. Er zwängt seine echtgeborenen Menschen etwas bequem und gewaltsam ein in die schicksalslosen Gesellschafts-Abenteuer des Unterhaltungs-Romans. Bei Dickens läßt die humoristische Verherrlichung der bürgerlichen Wohlanständigkeit, deren verengerte Seele keine Sehnsucht und keine Enttäuschung kennt, die ungelösten und unlösbaren Fragen eines geistigeren und sinnlicheren Lebens nicht aufkommen. Der geschichtsphilosophischen Tragik und Problematik einer Zeit und einer Form entwindet sich die literarische Romantik durch Scheinlösungen, der Humorist durch einseitige Stoffwahl, durch Verengerung der Seele und durch Beschränkung auf eine Menschenart. Flauberts Romane sind die grausamste Entlarvung der romantischen Gesellschafts-Illusionen Balzacs und des optimistischen Bürger-Eigendünkels bei Dickens.

sollten. Diese Beweisführung ist nicht nur unredlich, sie ist auch unmöglich. Eine noch so oft wiederholte Beobachtung an Beispielen kann niemals zur Feststellung einer prinzipiellen Einsicht berechtigen. Soll die Einsicht beweiskräftig sein, so muß die Notwendigkeit des Zusammenhanges, statt nur die Wiederholung des Gleichen, nachgewiesen werden.

Auch die großen Beispiele der Romane Goethes, Flauberts, Kellers und Zolas würden nicht gestatten, den Roman als die Weltanschauungsdichtung der Desillusion anzusprechen, wenn anders nicht die notwendige Verknüpftheit dieser Kunstform und dieser Welt-Schau nachgewiesen wird.

Alle Romanhelden stammen ebenso wie ihre Väter, die Romandichter, aus der großen Revolution der Geister, die das ancien régime stürzte durch die Gedanken-Revolution wie in Deutschland oder auch durch eine Tatenrevolution wie in Frankreich.

Die Wirklichkeit der vorrevolutionären Zeit, sowohl Gesellschaft als Kosmos, ist nicht wesen- und sinnlos, sie ist eine mehr oder minder gelungene, in letzter Instanz allerdings prinzipiell hoffnungslose Annäherung an die Wahrheit, an den Sinn, an die Idee, an das Göttliche. Den revolutionären und nachrevolutionären Geistern aber, den zukunftbauenden Aktivisten sowohl als vergangenheitstrunkenen Romantikern ist die Wirklichkeit eine Summe von heterogenen, sinnlosen, rein-tatsächlichen, toten Gebilden, die dem wahren Sinn und der belebenden Idee feindlich gegenüberstehen. Alle Geister des neunzehnten Jahrhunderts sind Kinder Rousseaus und Kants, möge der Einfluß noch so unbewußt und auf noch so rätselhafte Weise hinübergestrahlt sein, möge er sich auch als Opposition, als polarisierte Abzweigung der Lichtquelle äußern. Sie sind Kinder Rousseaus, das heißt die Gebilde der Gesellschaft, die geglaubten Wahrheiten erscheinen ihnen sinnesfremd und ideenfeindlich. Rousseau ist der Protest und die Revolution und der Machtanspruch der erlebten Wahrheiten des Individuums gegen die herrschenden sinnlosen Konventionen: Rousseau ist die Kriegserklärung des Geistes an die Macht. Und sie sind Kinder Kants. Die Archimedes-Tat Kants, mit der er die Welt aus den Angeln hebt, ist die Lehre, unsere Wirklichkeit sei ohne Substanz und die bestimmenden Wahrheiten des Menschenlebens, also die Gesetze der Wissenschaft, der Moral und der Religion, seien nicht die aufbauenden Formen der Welt, sondern nur Kategorien des menschlichen Geistes. Die Wirklichkeit ist nur eine Erscheinung und die Wahrheit ist unwirklich. Wirklichkeit und Wahrheit sind wahr und wirklich nur insofern, wie sie sind die Identität der eingeborenen Schau-Art des Menschengeistes mit den Formen, in die er die Inhalte geschaut. Wahrheit und Wirklichkeit sind zwar metasubjektiv, aber nicht metaphysisch, wie man bis Kant glaubte, bewies und lehrte. Die Welt ist ohne Idee

und ohne Substanz, und die Ideen sind nicht konstitutive Kategorien der Welt und regulative Prinzipien des Geistes. Die Sinnesfremdheit der Wirklichkeit und die transzendentale Heimatlosigkeit der Idee sind die revolutionären Einsichten Kants. Die Gestirne sind aus ihrer Bahn gestoßen, Gott aus dem Himmel verbannt um erst durch das Majestätsrecht des Geistes wieder eingesetzt zu werden. Von dem einzig festen Punkt, von der Innerlichkeit aus ist die Welt aus den Fugen gehoben und alles ist auf die Innerlichkeit gestellt. Der Sturz der Konventionen im Zeichen des Geistes — das ist Rousseau. Die Heimatlosigkeit der Idee und die Selbsterkenntnis der Innerlichkeit als einzige Realität — das ist Kant.

Und alle Helden des Romans im neunzehnten Jahrhundert sind Söhne Rousseaus und sind Söhne Kants, und ihr Leben ist ein Beispiel und eine Probe dieser Weltanschauung. Aufgerufen von ihrer Innerlichkeit ziehen sie hinaus in den Kampf gegen die konventionelle Wirklichkeit und Wahrheit um ihren Traum, um ihrer Liebe, um ihrer Idee einen Körper zu schaffen. Doch die Menschen sind taub und die Wirklichkeit unbildsam. Sie erkämpfen nicht die Verwirklichung ihres Ideals — sie erleben nur ihr Ideal und seine Heimatlosigkeit. Ihr Weg führt sie nicht in die Welt, zum Sinn der Welt, zur Herrschaft der Welt — ihr Weg führt sie nur zu sich selbst. Sie ziehen sich zurück aus ihren Abenteuern — sie verwirklichen sich nicht in ihren Abenteuern. Ihr Leben ist nicht der Weg in die Welt und nicht der Weg der Welt — ihr Leben ist ein Umweg zu sich selbst. Ihr Leben ist, wie es eine tiefe Novelle Heinrich Manns versinnbildet, ein Gang vor das Tor.

Der Held des Epos endet bei der Herrschaft der Welt, der Held des Romans bei der einsamen Selbsterkenntnis und bei dem Erkennen der Einsamkeit. Das Gesetz des epischen Helden ist der Sinn der Welt, die Erfahrung des Romanhelden ist die Sinnlosigkeit der Welt und die Hoffnungslosigkeit seines Ideals. Der epische Held zieht in eine Welt, die die Kraft und der Sinn und die Idee geschaffen hat, für die auch er, die auch in ihm lebt: sein Leben ist die Verwirklichung des Sinns. Sein Leben ist das Siegen. Der Romanheld zieht in eine sinnlose Welt, sein Leben ist die Zurückdrängung des Ideals in die Innerlichkeit. Sein Leben ist die Desillusion.

Es ist nicht so oder es nicht nur so, daß das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Enttäuschung ist, vielmehr mußte das Jahrhundert die Zeit der Enttäuschung werden. Die Enttäuschung ist nicht nur eine empirische, durch den historischen Verlauf beweisbare Tatsache, sie ist eine notwendige Folge der geistigen Voraussetzungen des Jahrhunderts, die zeitliche Verwirklichung eines ideellen Apriori, sie ist die Folge des von

allen Erwartungen erfüllten, ohnmächtigen Ansturms der Idee gegen die sinnlose Macht des Gegebenen.

Es ist nicht so oder es ist nicht nur so, daß der Roman das zentrale Erlebnis des Jahrhunderts wiederholt, spiegelt, nachbildet, vielmehr muß jeder Dichter und jede Gestalt, in der er seine Erfahrung versinnbildet, notgedrungen von sich aus Erlebnisse haben, die jenes Zentralerlebnis steigern oder abbauen, verengen oder ausweiten, aber in aller Umbildung als Kern enthalten. Denn die Dichter sind ja Kinder, die erstgeborenen Kinder ihrer Zeit. Ihre Erschütterungen empfinden sie früh und tief. Sie erleben am stärksten und sie verkünden am klarsten Not und Gebot des Jahrhunderts. Ihre Werke sind die Zeiger auf der Schicksalsuhr der Zeit; in ihren Werken ist der Strahl und der Schatten der Gestirne, die das Jahrhundert lenken.

Das Desillusionserlebnis der Dichter schafft sich als Form den Roman.

Der Weg des Menschen, der geleitet von seiner Innerlichkeit in die Welt zieht, die nicht in bezug auf seine Ideen angelegt ist, ist ein Weg zu sich selbst: eine Selbsterkenntnis. So ist der Roman etwas Werdendes: ein Prozeß. (Mit Dankbarkeit erwähne ich hier die Anregungen von Georg von Lukacs: Die Theorie des Romans. Zeitschrift f. Ästhetik XI, 3/4.) Nicht die Inhalte sind das Sichtbarwerden des Sinns, sondern das Vorübergehen über die Lebensinhalte ist sein Sinn. Der Sinn des Romans ist ein Werden, nicht ein Sein. Darum hat der Roman keine Handlung wie das Drama oder die Novelle und keine Geschichte wie das Epos, denn in keiner äußern Geschichte kann das innere Geschick sichtbar werden. Romanschicksal ist es eben, für das innere Geschick gäbe es keine Verwirklichung, für die Idee keine Heimat in der Welt. Das Unzusammenhängende, das Sinnlose der äußeren Begebenheiten, das gerade ist der Ausdruck, die Form der Weltanschauung des Romans. Der einzige Sinn der Welt ist das Ideal, das im Individuum lebt, der einzige Wert des Individuums, daß er der Träger eines Ideals ist. So wird die Form des Romans die Biographie. Nur wenn die Welt sinnlos und zusammenhanglos ist, kann man sie schauen als Substrat von dem Erleben eines Einzelnen. Die Desillusion des neunzehnten Jahrhunderts, die Weltanschauung des Romans, sieht die Welt als ein Konglomerat von vereinzelten Menschen, von sinnlosen Gebilden und zwecklosem Geschehen. Das Einzige, was diese sinnlosen, heterogenen Elemente zusammenfaßt, die einzige Form, in der diese Inhalte darstellbar sind, ist das Erleben eines einzelnen: Sein Lebenssinn ist der einzige Sinn der Welt. Die Sinnlosigkeit und die Unsinnlichkeit der Welt wird überwunden, indem sie geschaut wird durch die Seele

eines Individuums, das die Welt nach seinen Ideen ordnet und durch seine Sinne erfaßt: an der Welt sich selbst erlebt. So wird die Sehart der Romane die Psychologie und seine Form die Biographie. Die Form des Romans ist die psychologische Biographie. Die neuentdeckte große Kunstform der Dichtung im neunzehnten Jahrhundert ist der psychologisch-biographische Roman.

Die Menschenseele, auf die das ganze Schicksal des neunzehnten Jahrhunderts gestellt ist, wird tief und weit unter der Belastung und der Verantwortung. In dem Schmerz der Hoffnungslosigkeit ihrer Erlösung in der Welt und der Aussichtslosigkeit ihrer Welterlöserrolle, in der sich immer vertiefenden Desillusion hat die Seele in ihren Höhen und in ihren Tiefen, in ihrer Macht und in ihrer Ohnmacht sich erkannt und bekannt wie nie zuvor. Das Jahrhundert der Desillusion ist das Jahrhundert des Romans, das Jahrhundert des Romans ist das Jahrhundert der Psychologie.

Die Psychologie ist eine neue Form der Welt- und Menschenkenntnis. Mit Entdeckerfreude künden die Dichter die neu entschleierten Geheimnisse, in denen der Menschengeist sich wieder näher an den Urgrund der Dinge herangelauscht hat.

Der Roman ist der Träger und Künder der neuen Weltentdeckung. Wie das ausgehende Mittelalter die Körperdarstellung, so hat das neunzehnte Jahrhundert die Seelenkunst entdeckt. Wie jenes gleißt mit seinen Bildwerken, prunkt dieses mit seinem Roman.

Ein großes Bilderbuch ist die Welt zur Zeit der Renaissance. Über ganz Europa ist es aufgeschlagen; die Sistina und Santa Maria Novella, Saint Bavon in Gent und das Johannis-Kloster in Brügge, das verbrannte Rathaus in Basel und Dürers und Holbeins über Deutschland hinfliegende Blätter sind die Seiten.

Die Barockzeit ist ein großes Theater: auf herbeigerollten Bierfässern in London, auf den Blumeninseln von Buen Retiro, zwischen Jahrmarktsbuden in Nürnberg, in dem golden-roten Saal des Versailler Königschlosses ist die Bühne aufgeschlagen.

Das Gleichnis des neunzehnten Jahrhunderts ist der Roman. Wir kennen es wie kein anderes! Nicht weil es uns nahe, das Nächste ist immer das Unbekannteste. Wir kennen es, weil es Romane schrieb! Alles, was wir von Menschen früherer Zeit wissen, scheint uns leer und unverständlich nur darum, weil wir verlangen, in Seelen so hineinzuschauen, wie der Roman uns gelehrt. Sie kennen das neunzehnte Jahrhundert, denn Sie kennen seinen Roman. Sie kennen es, denn Sie selbst sind Kinder seines Romans. Der Roman hat nicht nur Gestalten geschaut, er hat Menschen geschaffen nach seinem Bilde. Führer oder

Verführer? Jedenfalls ein Menschenbildner. Julien Sorel oder der Grüne Heinrich sind Brüder unserer Seele und Gefährten unseres Weges, mehr als die Brüder unseres Blutes. Wie oft sind wir Frédéric Moreau und Frau Marie Grubbe begegnet, denn ihre Urbilder verleiben sich immer von neuem in Fleisch und Blut.

Eine zarte und kriegerische Rasse hat die trunkensten Ausweitungen der Seele und die zerrüttendsten Fieberschauer der weltlichen Passion durchstürmt — ihr Schicksal lesen Sie in Stendhal und Balzac, in Flaubert und Zola.

Ein sandiges armes Land, in dem seit Fehrbellin der Lorbeer nie aufgehört hat, zu grünen, Sie wissen, wie sie sind die Poggenpuhls und die Stechlins, denn in Fontanes Romanen lebt die Mark Brandenburg. Am Nordsaum Europas träumt das kleine Dänemark. Ferne im Süden hören Sie plötzlich „Tage" und „Ellinor" nennen. Sie kennen Kongens Nytorv, als wären Sie über den Platz hingeschritten wie Niels Lyhne. Dänischer Lindenduft webt irgendwo in Ihnen, — denn Jacobsen hat Dänemark über die Welt ausgebreitet.

Nur einige Stunden von Ihnen liegt das unbekannteste Land Europas. Was wüßten Sie von dem vielgeschmähten, von „unserem, eurem lieben Österreich," wenn Ihnen nicht die Ebner-Eschenbach und Schnitzler von Österreichs Leichtsinn und Grazie, von seiner Lebenslust und seiner Lebenskraft erzählt hätten?

Und kannte man die Schweiz, obwohl Tausende ihre Firste bestiegen und in ihre Quellen tauchten? Hatten die Tausende etwas anderes mitgebracht als die eigene Sehnsucht und etwas andres erfahren als das Echo der eigenen Stimme? Der britische Lord hat Grindelwalds Bergesschauer und des Lac Lemans Wellenhauch in die Welt hinausgesungen, aber die Schweiz war ihm nur eine Kulisse. Die Tellensage, was war sie für Schiller andres als ein Beispiel, in dem diese glühende Seele ihren Freiheitsdrang ausatmen konnte. Was erfuhr die Welt aus dem Tell über die Schweiz? Aber lesen Sie die lieben Bücher und immer wieder fühlen Sie: wo Gottfried Keller ist, da ist die Schweiz. In winklige Gäßchen und gerade Herzen hat sein sonniger Geist hineingeleuchtet. Ulkige Verschrobenheiten hat der kluge Schalk mit seinem Lächeln überglänzt, prunklose Tugenden hat dies große Herz der Welt hingezeigt. Von seines Wesens Strahlung angeglüht, steht Helvetiens Bild in Europas Geist.

In dem Roman hat sich das Jahrhundert abgebildet wie noch nie eine Zeit in ihrer Kunst. Der Roman ist die Selbstdarstellung und Verewigung des neunzehnten Jahrhunderts.

Jetzt fühle ich, daß der Einwand, der mir schon die ganze Zeit über entgegenströmt, Antwort heischt. Ich fühle, Sie beschuldigen mich der doppelten Fälschung: ich hätte das Bild des Jahrhunderts und die Entwicklung des Romans gefälscht. Zwei Namen, die Sie mir entgegenhalten, sind allein Beweis: der große Name Tolstois und der heilige Name Dostojewskis. Ich spreche vom Roman und sprach immer von Desillusion, von der Sinnlosigkeit der Welt, von der Heimatlosigkeit der Idee, von dem Verzicht der Innerlichkeit. Hier aber sind ewige Wunder des Romans, die aus Liebe und Glaube und Hoffnung hinaufgeboren wurden, hier ist der heilige Zorn Tolstois und die hellseherische Liebe Dostojewskis.

Doch hören Sie, bitte, mich. Wir beginnen die Jahre nicht da, wo man einsetzen könnte, mit dem Aufsteigen der Säfte im Frühjahr oder mit ihrem süßen Überströmen in dem fruchtenden Spätjahr, sondern mit der Wintermitte, mit einer jener Sinnlosigkeiten, auf die man nur nach reiflicher Überlegung verfällt. Und so setzt auch unsre Jahrhundertrechnung mechanisch und sinnlos ein, folgend der mathematischen Schablone, aber vergewaltigend den Geist der Zeit. Wie jeder, der historische Zusammenhänge überblickt, mußte auch ich wählen, ob ich gegen den Geist oder gegen die Schablone verstoßen wollte. Fasse ich zusammen unter dem Gesichtspunkt der Schablone, so gehört Goethe nur sehr zum Teil, Dostojewski und Tolstoi ganz zum neunzehnten Jahrhundert. Sinn und Geist aber verlangen gerade die entgegengesetzte Einteilung. Gleichzeitigkeit ist etwas Geistiges, nicht etwas Chronologisches, also Formales. Gleichzeitig sind Menschen und Gebilde, die unter denselben Sternen gehen, nicht die, die ein Kalenderjahr oder eine Jahrhundertweite zusammenfaßt. Gleichzeitig sind Werke und Werker, in denen die gleichen unterirdischen Kräfte und überirdischen Mächte, die gleichen geschichtsphilosophischen Voraussetzungen, bildend und Gebild werden.

Der chronologisch im neunzehnten Jahrhundert erblühte, äußerlich dem europäischen Roman gleichende russische Roman ist nicht mehr neunzehntes Jahrhundert, ist ganz uneuropäisch und ist wahrscheinlich überhaupt kein Roman, sondern etwas ganz Neues. Sie kennen das wundervolle Wort Rilkes, die anderen Länder alle stießen an Berge und Flüsse, Rußland aber grenzte an Gott. Dies Nachbarland Gottes, das heilige Rußland spiegelt sich im russischen Roman. So mußte er so ganz anders werden wie die geklärt-verklärte, wehmütige Entsagung des nachrevolutionären Europas, ähnlich nur der vegetativ überströmenden, brünstig warmen, schicksalsschwangeren, zukunftsvertrauenden russischen Erde.

In Rußland ist man nahe zu Gott oder nahe zu dem Teufel — was

ja das Gleiche ist. Dort hat die Gewissen noch nicht übertäubt der schmähliche Selbstbetrug Europas, das die Schicksalsfragen gelöst zu haben meint, wenn es sie leugnet, das die Mittel zu Zwecken eingesetzt hat, das in altklugem Aberwitz sich überlegen dünkt, wo es unterlegen ist, das sich am Scheine beglückt hält, weil es nicht wagt, Rechenschaft abzulegen, das vor lauter Innerlichkeit ganz äußerlich geworden ist, weil der Geist nur eine reservatio mentalis und das Bestehende die einzige Wahrheit ist.

Sie kennen Rußland, denn Sie kennen Dostojewski. Halten Sie gegen ihn das Höchste, was Ihnen Europas Dichtung teuer macht, und Sie werden fühlen, wie alles erbleicht unter dem Glanz dieses unfaßbar Neuen. Denken Sie an die größten Seiten Flauberts, aus denen die ganze Polyphonie seines Genies tönt, dort wo Atem und Rundung des Lebens ist und doch auch die Zerrissenheit der Welt und der Schmerz der gekreuzigten Seele. Diese glorreiche Vermählung von Leben und Schicksal und Kunst wird Ihnen erscheinen wie mit mühsamem Raffinement zusammengekünstelte Szenen, wenn Sie von Dostojewski kommen. Der Schmerz von Shakespeares greisem König, der irrend in der wüsten Heide mit den Nordseestürmen um die Wette heult, wird Theater, wenn sich Ihr Herz zusammenkrampft über das Pferdchen, das man irgendwo bei Dostojewski zu Tode prügelt.

Hier rechten und klagen nicht boshafte, altkluge, kindische Menschen um Weib und Gut, um Kunst und Tand, um Macht und Schein wie drüben in Europa. Hier steht der Kampf immer zwischen Gott und Teufel und immer wird um eine Menschenseele gestritten. Hier ist wieder alles vereint, was in Europa auseinanderbrach, die Welt und der Gott, das Sein und der Sinn, der Weg und die Weihe, vereint wie in den Mythen des Altertums und in den Mysterien des Mittelalters. Hier ist die Liebe, die nicht mehr scheidet zwischen Gerechten und Ungerechten, die Liebe des Staretz Sossima, der niederfällt und den Boden küßt vor Iwan Karamasow, der Vatermord bebrütet. Hier ist der Glaube der Sonja, die ihren Liebsten zum Geständnis und zum Armen-Sünder-Tod treibt um seiner Seele Seligkeit willen. Hier ist die Hoffnung, nein die Sicherheit der Erlösung, die im Wissen um ihr Menschenlos alle zusammenfaßt, den Heiligen und die Hure, den Fürsten Myschkin und Nastasja Philipowna, Aljoscha und die Gruschenka.

Hier ist die Zukunft. Der russische Roman, die größte geistige Macht, die uns lebt, schafft Menschen nach seinem Bild: die Menschen der Zukunft. Hier leben die Menschen noch Illusionen und ihr Leben ist das Sterben für die Illusionen.

Menschlichkeit ist hier eine glühende, alle Bedenken zerschmelzende alles

Getrennte verschmelzende Atmosphäre. Die fürstliche Jungfrau Aglaja kommt zur stadtbekannten Kurtisane Nastaschja, Hinterhaus und Vorderhaus finden sich zusammen, um den religiös-philosophischen Aufsatz eines Gymnasiasten zu hören, und der Mörder Ragoschin und der Lump Lebedjeff klammern sich mit fast erotischer Leidenschaft an den Heiligen.

Der europäische Roman des neunzehnten Jahrhunderts ist die Geschichte der Desillusion. Der russische Roman ist ein Mythos der Zukunft, die Bekennerkunst der ewigen Illusionen.

Nicht der größte Dichter ist Dostojewski, wohl aber der tiefste Mensch unter den größten Dichtern. Seine Weihe und sein Sieg ist seine Menschlichkeit. Was ihn zu dem Einzigen macht, ist sein Leid und seine Liebe. Er hat gelitten und geliebt wie keiner, darum hat er die Welt erschaut wie keiner.

Sein Schmerz ist nicht die wollüstig nach innen grabende schöne Traurigkeit des Einsam-Enttäuschten. Ruhig und gefaßt und heiter weiß er, der Schmerz ist das Grundgesetz der Welt.

Seine Güte ist nicht die selbstgerechte Erfüllung von Pflichten, nicht die Erschleichung einer traurigen Überlegenheit. Seine Güte ist allem Leben durch die Nabelschnur verwachsen, ein strömendes Muttergefühl.

Seine große Liebe ist nicht der verlogene Fluchtversuch jüngster Literaten, die gegen das Können die Gesinnung setzen und sich dann noch der Tatverpflichtung entziehen durch die gefahr- und mühelose Verherrlichung der Tat. Seine Liebe ist nicht die am Hasse der eigenen Natur genährte Fernsten-Liebe des an Nächsten-Liebe so armen Nietzsche; nicht die späte herzzerreißende Abdankung des Geistes vor der Liebe des gealterten Flaubert, der als seine letzte Weisheit die Verherrlichung des einfältigen Herzens schrieb. Seine Liebe ist nicht die intellektuelle Erhitzung Gemeinschaft suchender Schriftsteller wie das fanatische aber theoretisch-programmatische soziale Mitleid Zolas und seiner Folger.

Dostojewskis Liebe ist Leben — Dostojewskis Liebe ist Blut. Er kennt die Unbelohntheit der Liebe, weiß um das tiefste Verhängnis der Liebe, die Blut bringt über sich und andere. Seine Liebe ist ein Trotzdem. Ein Unterliegen und im Unterliegen der Sieg.

Vielleicht sind über sein Werk nicht die Lockungen hingestreut, die ihren Lieblingen die Grazien verleihen, aber aus dem weltumfassenden Wissen sind sie heraufgeboren, das die drei Gottheiten der Seele spenden: der Schmerz, die Güte, die Liebe.

An ihm gemessen sind die Umfassendsten eng, die Unlyrischsten subjektiv. Er aber hat alles und hat alles ganz, die Toren des Geistes und die Weisen des einfältigen Herzens, den Heiligen und den Sünder, den

Engel und den Teufel, und er hat sie mit dem Geruch der Erde, mit dem Rausch des Blutes, mit dem Zauber des Atmens. Er ist der größte Psychologe, weil er für sich die psychologischen Beziehungen vergessen hat. Er besitzt die Welt wie die, die sich ganz aufgegeben. Sein Werk ist keine Selbstbespiegelung, kein Bekenntnis, keine Rache, kein Gericht: nur eine ganze große Hingabe. Er sieht das Ganze, nicht nur Teile: nicht einzelne menschliche Eigenschaften, sondern ganze Menschen, und als Erster die wirkende Zauberatmosphäre, die die Menschen umspült und alles Geschehen gebiert; die Menschheit – nicht die Menschen, die Welt – nicht die Menschheit.

An der vorrevolutionären Wegbeuge Europas hielt der schicksalhafte Geist Voltaires Abrechnung mit dem Leben.

„Du bist hart," sagte Candide. „Ja, man hat eben gelebt," antwortete Martin. Und so war das neunzehnte Jahrhundert. Die Erfahrung hat es arm und das Leben hat es hart gemacht. Nur das Ungelebte und das Abgelebte bestand, zitternd über die Erde als tröstendes Leuchten: Hoffnung und Erinnerung.

An der Schicksalswende der imperialistischen Weltpolitik verkündete der zukunftbauende Dostojewski sein Evangelium des Leidens und des Liebens, und segnete die Welt und segnete das Leben.

„Wie ein Einsiedler wirst Du aus diesen Mauern hinausgehen in die Welt, viele Gegner wirst Du haben, aber selbst Deine Feinde werden Dich lieben. Viel Leid wird Dir das Leben bringen, doch nur durch Leid wirst Du glücklich werden. Und nur um des Leides willen wirst Du das Leben segnen, und Du wirst auch andere zum Segnen zwingen. Und das ist alles."

Auf asiatischen Gewässern

von Marie von Bunsen

Kambodscha

Im alten Königreich der Kmerr

28. November

Schon über einen Tag glitt der Dampfer auf dem gewaltigen Mekongfluß dahin. Jetzt senkte sich die Sonne hinter Palmen und Bananen, hinter dem Tiefdunkel einiger gigantischen Banianbäume, ihre Luftwurzeln hingen in pythonengleichen Verschlingungen über dem glänzenden Wasser. Wie Parkgefilde wirkten weitausgedehnte, leuchtend grüne Reisfelder, schwerbelaubte Bäume begrenzten sie, erhoben sich in ihrer Mitte. Kähne schwebten grau-umrissen vorbei, wurden von zwei Reihen stehender Ruderer bewegt, es kamen lange, schmale Segelboote, Bug und Heck hoben sich weit aus dem Wasser. In ihnen saßen dunkle Fischer mit großen, spitz zulaufenden Hüten, die Segel waren schwefelgelb oder rostbraun, oft bestanden sie nach alter Sitte aus Bastgeflecht. In der Ferne lagen blaßblaue Bergkuppen vor dem Abendgold.

Wir Dampfergäste hatten uns von den Deckstühlen erhoben, verfolgten das Versinken der Sonne. Dann wurde zu Tisch geläutet. Mein Kreis hatte sich von der ersten Stunde gebildet. Er bestand aus einem vielgereisten, feingebildeten englischen Oberst, wie aus dem englischen Konsul, der Verwandte von mir kannte und jahrelang in Siam und Kochinchina gelebt hatte, Interessantes über diese Länder erzählte. Dann waren noch zwei Amerikanerinnen ihm anempfohlen worden; liebenswürdige, begeisterte, naiv unvorbereitete Damen. Auf einen illustrierten Aufsatz einer Wochenschrift hin, hatten sie die immerhin etwas umständliche und zeitraubende Reise nach Kambodscha unternommen. Wir alle waren guter Dinge und faßten die kleinen Sonderbarkeiten dieses Mekong-Dampferlebens humoristisch auf. Einer so mannigfaltigen Fauna waren wir noch nie an Bord begegnet; große dunkle Kakerlaken krochen an unseren Kajütenwänden empor, grasgrüne Spinnen fielen von der Decke herab, Yekko-Eidechsen huschten vorüber, Grillen zirpten, Ohrwürmer ergingen sich friedlich in den Betten, unwahrscheinlich phantastische Libellen flogen verzweifelt umher. In unübersehbaren Schwärmen umgaben uns durchsichtige Eintagsfliegen bei Tisch, klebten haufenweise an den Lampen, lagerten sich in den Gemüseschüsseln, wollten sich in den Weingläsern ertränken. Außerdem noch die üblichen Fliegen und Mücken.

Pnom Penh, 29. November

Ein besonders hübscher Tag. Als wir hier in der Hauptstadt des von den Franzosen „beschützten“ Kambodscha landeten, kamen Beamte zur Begrüßung der Reisenden an Bord. Wir hatten offizielle Empfehlungen; der französische Resident nahm sich auf das Liebenswürdigste unser an.

Das neue, strebsame, „zivilisierte“ Pnom Penh ist eine wohlfeile Nachahmung von Saigon, der Hauptstadt des französischen Hinterindiens. Das alte Pnom Penh, vor allem der königliche Hof mit seiner einheimischen Kultur, zeigt eine wohlfeile Nachahmung des siamesischen, älteren, vornehmeren Vetters. Doch gehen beide Länder, sowohl Bangkok wie Pnom Penh, auf das großartige, langverschollene Kmerr-Reich zurück, und deshalb gab dieser Besuch den Ankorpilgern einen hochwillkommenen Auftakt. Sah man hier näher zu, fanden sich auch reizvolle Einzelheiten, interessante Varianten.

Im Wagen des Residenten fuhren wir umher, mir gegenüber ein uns zuerteilter junger Mandarin, Kammerherr des Königs. Er sprach fließend Französisch, hatte die gewandte, vorsichtige Ausdrucksweise des Orientalen. Erst besahen wir uns die hochgelegene, mit neuen Anlagen und alten Skulpturen verzierte Pagode Pnom. Vor etwa neunhundert Jahren soll eine Prinzessin als Buße für ihre sündig-süßen Verirrungen sie errichtet haben. Dann mußten wir durch die neuen, schattigen Boulevards fahren, die in Gärten liegenden europäischen Häuser der Franzosen wie der einheimischen Honoratioren in Augenschein nehmen; denn natürlich ist dies der Stolz von Kambodscha. Darauf kam das Chinesenviertel, unverfälschtes Ostasien, dann das farblose Christendorf, dann ärmliche, einheimische Straßen; die auf Pfählen errichteten Holzhäuser auch der besseren Kreise wirkten unordentlich und schmucklos. Nun näherten wir uns den hohen orientalischen Dächern des Palastbezirkes, kamen an den Ställen der sakrosankten weißen Elefanten vorbei. Der eine Elefant befand sich augenblicklich auf der Sommerfrische im Dschungel, der andere war vor kurzem nach langem Suchen in fernen Gebirgen aufgefunden worden, nächstens würde er mit großartigen Feierlichkeiten in Pnom Penh eingeholt und im Palaststall aufgenommen werden. Der junge Kammerherr seufzte befriedigt: um ein Haar sollte er dieser Expedition zuerteilt werden. Das wäre eine langwierige, angreifende Sache im Fieberdistrikt gewesen, auch sei es überaus schwer, einen tadellosen weißen Elefanten zu bekommen. Von den seit Jahren danach fahndenden Beamten würde ein tadelloser gelegentlich angemeldet, nachher fehle eines der notwendigen heiligen Zeichen, und die Suche sei vergeblich. Wir meinten, eine solche Reise würde aber doch gewiß die ergiebigste Groß-

jagd gewähren. Er sah uns mit tugendgerechten Augen an: „Ich bin ja Buddhist, die Jagd ist uns verboten."

Nun fuhren wir an der bezinnten Palastmauer vorbei in den weitausgedehnten Bezirk. Unübersichtlich, stillos. Hier einfache, wohlfeile, aber ganz ansprechende einheimische Gebäude, daneben schlimme europäische (kleine französische Provinzvillen aus den siebziger Jahren), dann, als letzte Phase, stattliche Steingebäude im Alt-Kambodscha-Stil. Französische Architekten hatten sie entworfen, einheimische Arbeiter führten sie aus. Natürlich archaistisch, daher ohne innerliche Bedeutung, ohne wahren Wert, immerhin weit, weit besser, als die betrübenden Renaissancebauten des siamesischen Hofes, ja, doch wohl besser als die neuorientalischen Bauten auf dem britisch-indischen Festland.

Den großen Hof beherrschte die Schloßpagode, außerdem erhoben sich fürchterliche europäische Reiterstandbilder und erträgliche Grabdenkmäler in hinterindischer Tradition. Die Pagode und die schmalen Hallen, welche den Hof umschlossen, waren mit Fresken der Ramayana-Heldensage ausgemalt. Denen in Siam verwandt, wie jene merkwürdig an unsere naiv erzählenden Quattrocento-Fresken erinnernd. Mehrere der Gemälde entstammten den letzten Jahrzehnten, unbekümmert waren interessante Neuerungen, wie europäische Dampfer, Wagen und Soldaten, in die von altgesunder Überlieferung zeugenden Legendenszenen eingefügt. Eine heute noch lebendige Kunst; auf wie lange? Die maßgebenden einheimischen Kreise finden sie veraltet, barbarisch; Europäer werden auch hier sich ihrer erst nach dem Tode annehmen, dann den sorgsam katalogisierten Leichenresten in Museen eine ehrenhafte Bestattung zuteil werden lassen. Honiggelb gewandete buddhistische Priester durchschritten den weißbesonnten Hof, besahen sich die Fresken, ließen sich vom Führer die Legenden erzählen.

Um den gewaltigen Aufbau um den smaragdenen Buddha in der Tempelpagode waren uns zahllose goldene Votiv-Buddhas, in die Könige und Königinnen Edelsteine hatten einfügen lassen, gezeigt worden. Naiv und verschwenderisch angebrachter Schmuck, europäische Diamantorden, Halsketten aus Brillanten schlangen sich um die strengen Formen des Gautama, Diamantaugen waren eingefügt, Diamanten in seine betenden Hände gedrückt. Eines dieser königlichen Geschenke hatte einen Wert von über zwei Millionen Franken. (Dazwischen Votivgeschenke wie aus der guten Stube eines Handwerkers; Blumenvasen aus blauem Milchglas, Mineralwasserständer, Petroleumlampen.) Nun wurde uns der Kronschatz gezeigt. Alle Beamten waren zur Stelle, der ganze Bezirk wimmelte von Dienern; wie das fast überall im Orient gebräuchlich, ohne Livree, in gewöhnlicher, meistens vernachlässigter Tracht. Die Kronschatzbeamten

hatten feine Züge, trugen um die Hüften malerische, farbige Seidentücher, dazu helle, meistenteils europäisch zugeschnittene Jacken. Es war ein langer, mit Gold- und Silberwertgegenständen angefüllter Raum; neben den langweiligsten europäischen Toilettenservicen, künstlichen Gebissen, mit Brillanten geschmückten Uhren, gab es herrliche Sachen in bester hinterindischer Überlieferung. Oft ist diese wundervoll edel und einfach. Die Schalen und Becher und Gefäße haben jenen schwingenden, lebendigen Reiz des mit einfachsten Mitteln gehämmerten Metalls, und den zurückhaltendsten Geschmack zeigen die engen floralen Friese, die schlichten Ornamente. Manchmal überwiegen indische Motive, manchmal wirken die kleinen Perlenreihen, die feinen geometrischen Borten geradezu klassisch-antik. Noch heute wird diese zu wenig beachtete erlesene Kunst ausgeübt. Wie es ehemals in allen Ländern vorkam, leben im Palastbezirk Handwerker, Maler, Bildhauer; durch ihre Arbeit wird der Hofbedarf gedeckt, außerdem dürfen sie an Außenstehende verkaufen. Im nahen Schuppen hockten einfache Männer über kleinen Kohlenbecken, hämmerten mit dem ursprünglichsten Gerät; es waren die Gold- und Silberschmiede des Palastes. Der eine arbeitete an einem monumentalen Votivgeschenk des Königs Sisowat für den allen Buddhisten hochheiligen Kanditempel in Ceylon. Es wird ein fünf Fuß hoher Aufsatz aus Gold und Schmelz und aus fein geschmückten Schalen bestehen, in der inneren Lotusblume soll die Buddhareliquie ruhen. Ein königliches Geschenk.

Nebenan waren die Erzeugnisse dieser Hofkünstler ausgestellt: herrliche Brokate, Schmelzsachen, Kostbarkeiten aller Art. Ich kaufte einige Silberschalen und ein Deckfarbenbild des Hofmalers. Dieser zeigte mir ein von ihm ausgemaltes Manuskriptbuch, es war eine den Wandgemälden engverwandte Kunst, Hinterindien, weder Ostindien noch Indien. Ein anregender Sonderton. Fein und klug war sein Gesicht, vermutlich haben seine Vorfahren seit ungezählten Generationen diese selben schmiegsamen Pinsel, diese nämlichen wenigen, manchmal überaus verfeinerten Farbentöne benutzt. Wir kamen nun in die Nähe des Frauenbezirks. In jenen unscheinbaren hölzernen Galeriehäusern leben die zahlreichen Gattinnen des Königs. Wenn Delaporte zuverlässig ist, sind es vielfach vornehme junge Mädchen, welche von ihren Vätern dem Herrscher zugeführt werden. Wünscht eine später sich zu verheiraten, wird ihr meistenteils vom König die Erlaubnis erteilt. Früher wurde ein ehebrecherisches Paar lebendig begraben, jetzt werden sie nur erschossen und ihre Köpfe an die Palastmauern genagelt. Es wimmelte von Dienerinnen und Kindern; die vielen Rassen zuzuzählenden Menschen sind klein, aber gut gewachsen, oft ist der Ausdruck sympathisch, nach unseren Begriffen sind ihre Züge jedoch meistens unschön mongolisch. In einem Raume waren die hohen

kostbaren juwelengeschmückten Kopfaufsätze der Hoftänzerinnen ausgestellt. Der König Sisowat, Nachkomme der Sonne wie des Gottes Indra, befand sich augenblicklich auf dem Lande. So gab es zum namenlosen, etwas fassungslos getragenen Schmerz der Amerikanerinnen keine Audienz, auch keine Gelegenheit, die Hoftänzerinnen zu sehen. Da ich die besten siamesischen Hoftänzerinnen auf einem prinzlichen Bankett in Bangkok gesehen hatte und dort mit atemlosem Interesse diese verfeinerte archaische Kunst genießen durfte, tröstete ich mich leichter. Kennt man Parsifal von Bayreuth her, liegt einem weniger daran, ihn in Paris oder Amsterdam zu hören. Die hiesigen Tänzerinnen werden aus Bangkok verschrieben. König Sisowat unterhält sich mit ihnen auf siamesisch, wie diese Sprache überhaupt bei Hofe als Zeichen vornehmer Bildung beliebt ist. Jetzt gingen wir an einer Gruppe einfach angezogener Männer vorbei, einer war weißhaarig, durchfurcht, gebückt, und die dem ganzen Orient eigene Achtung vor dem Alter fiel mir wieder auf — mit einer tiefen Verbeugung wurde der Greis von unserm eleganten jungen Kammerherrn begrüßt. In einem kleinen verfallenen Tempel (ein neues Gebäude ist geplant) wurde uns die Steigerung des Tages zuteil, wurde uns das „Heilige Schwert von Kambodscha" enthüllt. Im dunklen Hintergrund leuchteten verwitterte goldene brahmanische Gottheiten (denn auch hier durchtränkt alter Götzendienst den Buddhismus). Naive kleine Votivgestalten, Menschen und Tiere waren aufgebaut, verblichene Brokattücher gaben satte Töne. Ein Hofbrahmane, denn solche werden für die verwickelten Riten von allen hinterindischen Herrschern gehalten, stand da in heller loser Jacke in ein rotpurpurnes Sampottuch gehüllt. Er verneigte sich vor uns, dann kniete er andächtig nieder, brachte kniend aus dem Hintergrund ein schweres, kostbares Futteral, öffnete es, löste langsam die goldbrokatenen Hüllen. Unverwandt, ehrfurchtsvoll war das vergeistigte durchfurchte Gesicht auf das Reichssymbol gerichtet, jetzt fiel die letzte Hülle, er entblößte das Heilige Schwert, hob die Scheide, zog die zweischneidige Klinge hervor. Wir durften uns nahen. Ein wunderbares Schwert, der nicht unwahrscheinlichen Überlieferung gemäß von dem gewaltigen Kmerr-Reich überkommen, also etwa tausend Jahre alt. Beste Kmerr-Ornamentik, auf das feinste und edelste waren Göttergestalten von flammend-floralen Motiven umschlungen, verliefen in leichtem Geranke. Der Griff reich, aber ohne Überladung, im sichersten Geschmack mit Schmelz und Juwelen verziert. Es ist das Staatsheiligtum von Kambodscha, bildet den Mittelpunkt der Krönungsfeier.

Als wir zurückkehrten, fanden wir Einladungen zu einem heute stattfindenden Fest der „Société Philharmonique de Pnom Penh". Auf das entgegenkommendste wurden wir vom Festvorstand, dem auch Deutsche

angehörten, in Empfang genommen, auf die Ehrenplätze geleitet. Die ganze europäische Kolonie war zugegen, erst kam ein gelungenes Konzert, dann wurde getanzt. Die Einladung hatte einen liebenswürdigen Anstrich des achtzehnten Jahrhunderts ... Reisende rollen in ihren Kutschen über den Marktplatz am ersten Gasthof der Kleinstadt vor, die Honoratioren warten ihnen auf, bitten sie, ihr Fest zu beehren.

30. November

Wir haben den Hauptarm des Mekongflusses verlassen, fahren auf dem Tonlesap-Nebenarm nach dem Großen See, welcher in das Kmerr-Reich führt. In jedem Jahr versammeln sich im Fluß Scharen einer bestimmten Fischart in der Nähe von Pnom Penh. Wie das Volk erzählt, wollen sie sich nach dem Ankortempel begeben und Buddha bitten, ihnen ihr ehemaliges Unrecht zu vergeben. Buddha lebte in einer seiner Fleischwerdungen als junger Prinz an diesen Gewässern. Der alte König wollte ihm jedoch nicht seine Lieblingstochter geben, stellte ihm die unmögliche Aufgabe, alle Körner eines in das Wasser geworfenen Reiskorbes aufzulesen. Buddha bat diese Fische, ihm zu helfen, ein Fisch war jedoch schlecht und verschlang ein Reiskorn! Die heutigen Menschen sind aber noch viel schlechter; sie lauern den pilgernden Fischen auf und fangen sie alle ab. Trotzdem versuchen in jedem Jahre die Fische aufs neue ihr frommes Vorhaben auszuführen.

Die Ufer wurden belebter; kleine und größere Ortschaften mit hellblinkenden Tempeln und Grabmalen auf bewaldeten Bergen erinnerten an die ehemals dort gelegenen Hauptstädte des Reichs. Viele folgten sich, teils wurden sie in Kriegen vernichtet, teils wegen einer Herrscherlaune verlassen. Oft lagen Hausboote vor diesen Ortschaften und Städten, Kinder wimmelten auf dem Verdeck zwischen hübschen Blumenkästen und den zum Verkauf aufgestapelten Waren.

Wir hatten bereits das ehemalige Gebiet des gewaltigen Kmerrstaates erreicht, überall, in jeder Richtung, liegen noch teilweise vom Dschungel überwucherte Tempelruinen. Überall kommt man auf die großzügige Arbeit ihrer Befestigungstürme, ihrer Heerstraßen, ihrer Steinbrücken; selbst denen der Römer stehen sie nicht nach.

Gewaltig dehnte sich der See. Die Segelboote der Fischerbevölkerung glitten wie Riesenvögel vorbei.

Ankor, 1. Dezember

Sehr früh begann dieser unvergeßliche Tag; um zwei Uhr wurden wir geweckt, packten rasch, um gleich ausgebootet zu werden. Nüchtern! Der allseitig verlangte Kaffee wurde uns versagt, pathetisch jammerten die englisch Sprechenden, mit lodernder Beredsamkeit entrüsteten sich die Franzosen. Alles umsonst; flau und hungernd kletterten wir in der kühlen

Sternennacht den Fallreep hinunter, suchten uns in den langen, einheimischen Sampangbooten einen Platz, ruderten zwischen halb im Wasser stehenden Bäumen den nach Ankor führenden Siem Reap hinauf. Ehemals ein mächtiger Strom, jetzt so geringfügig, daß nach einer Stunde auch diese flachen Sampangs nicht weiter konnten, wir in ursprüngliche vorgeschichtliche Kähne — in ausgehöhlte Baumstämme — verladen wurden. Ein dunkler Eingeborener stand am Bug dieses langen, schmalen Kahnes, ruderte und staakte mit dem größten Geschick durch den schalen, gewundenen Fluß. Allmählich wurden die baumbestandenen Ufer erkennbar, ein feucht-sumpfiger und doch reiner Duft entstieg dem Wasser, dem Schilf, den Büschen, erinnerte mich an Morgendämmerungen, die ich auf meiner „Formosa" in der Havel erlebt hatte. Auch hier begann plötzlich das Vogelgezwitscher in den Büschen, vertraut leuchtete der Orion auf mich herunter. Dann aber fiel mein Blick auf den dunklen Kambodschaner Schiffer.

Das Morgenlicht durchbrach das letzte Gewölk, wir kamen an einzelnen Gehöften vorbei. Fischer warfen ihre Netze, mehrere ihrer Hausboote lagen am Ufer. An einem saß vorne zwischen Blumentöpfen eine junge Frau mit entblößtem Oberkörper, so wie ehemals alle Welt in ganz Indien und Hinterindien ging. Sie hatte ihr Jüngstes an der Brust, vier andere Kinder umspielten sie. Braun und schlank, das rotgelbe Sampottuch um die Lenden, stand hochaufgerichtet der Vater am Bug, sah schweigend zu. Am kleinen Uferpfad schritten Landleute zur Arbeit, wateten durch die häufigen Bäche; mit möglichst langen Schritten stapften befriedigtstolz zwei kleine Knaben vor ihnen her. Dann sahen wir zwei uns erwartende Autos. Fielen sie auch schlimm aus dem Ton, gern erhoben wir uns von den schmalen Holzsitzen der ausgehöhlten Stämme und schwirrten nun durch Dörfer und Ortschaften weiter.

Hier gab es gute, einheimische Häuser, wahrscheinlich ähnelten sie genau denen unter den Kmerrs. Ein spitzes hohes hinterindisches aus Palmblättern geflochtenes Dach, sauber und zierlich geflochtene, auf erhobenen Pfählen ruhende Wände. Aus den durch Innenläden verschließbaren Fenstern drängten sich dunkle Frauen- und Kinderköpfe. Anspruchsvollere Häuser hatten Ziegeldächer, waren gezimmert, zeigten gefällige Kassettenmuster. So ähnlich, in kunstvoll vollendeter Einfachheit darf man sich wohl die Häuser der reichen Kmerrs, ja ihre Paläste, denken. Diese waren ebenso wenig massiv monumental, als die kostbar verfeinerten, aber durchaus anspruchslosen Gebäude der Japaner.

Eine gedeihlich-üppige Gegend. Unter den schattigen Bäumen gingen in der sonnigen Morgenfrühe die gelbgewandeten, glattgeschorenen Buddha-Bonzen, sammelten, der Vorschrift gemäß, Almosen in ihren Bettler-

schüsseln. Wie aus uralten Legenden mutete das Bild einen an. Herrlich wirken stets ihre Farben, die Skala dehnt sich vom Zitronengelb und Orangegelb bis zum glutgoldenen Rot.

Oft führte der Weg am Fluß vorbei, er wurde von Bananen und Palmen beschattet, im dunkel-durchsichtigen Wasser badeten und fischten schlanke, spärlich bekleidete Gestalten. Und dann hielten wir vor dem langgestreckten Regierungsrasthaus; unter großen Bäumen weideten Elefanten und Büffel. Jenseits des Wassers aber erhob sich eine gewaltige, langausgedehnte graue Steinmasse, der Ankortempel!

Das Frühstück wartete, die einfach-netten Zimmer standen bereit. Ich bin ja fix, und in weniger als einer halben Stunde betrat ich als weitaus erste aller Reisenden den nur von Landleuten, Mönchen und Pilgern begangenen Riesendamm. Er ist etwas ausgebessert, aber es ist der alte Steindamm, es sind die alten Quadern mit tief eingegrabenen Furchen. Heute wie damals vor etwa neunhundert Jahren schmücken merkwürdige Nagasymbole, mystische Schlangengottheiten das vornehm-einfache Steingeländer. Sechshundert Fuß breit zieht sich der Wassergraben um diesen vielleicht mächtigsten Tempel der Erde. Büffel wateten im Schilf und zwischen lotusartigen Blättern, weiße Reisreiher umflatterten ihre stumpfen, ungegliederten Formen.

Nun durch das gewaltige Tor, unter einem der über der Außenwand aufragenden Türme. Alles aus tiefgrau, grünweißlichem, oft braunschwarz verwittertem Gestein. Dann wieder ein Damm mit dem Schlangensymbol, und wieder durch ein gewaltiges Tor in das Heiligtum. Wir wissen nicht viel von babylonisch-assyrischen Tempeln, aber genug, um in dieser späten Kmerr-Kunst (900—1200 n. Chr.) ihre grandiosen Anlagen zu erkennen. Gewaltige Hallen, durch lange Flure verbunden, zogen sich um Innenhöfe. Das in der Mitte gelegene Heiligtum erhob sich als pyramidal aufsteigende Turmmasse empor, steile Stufen führten zur Zelle der Gottheit. Das ist in kurzen Worten der Tempel in Babylonien-Assyrien wie in Ankor. Dieser hier, Ankor-Wat, außerhalb der Stadt Ankor Tom gelegen, ist der späteste, größte und reichste. Der Dschungel hatte ihn umringt, fast verschlungen, wegen seiner Heiligkeit sind jedoch zu allen Zeiten buddhistische Pilger hergekommen, ein kleines Kloster nistet im Schatten der Ruinen. Während all der Jahrhunderte knieten, wie auch heute, Pilger vor den Altären, qualmte in der Dunkelheit der Hallen nebliger Weihrauch.

Fast den ganzen Tag über wanderte ich, in der Hand das vorzügliche Buch des Konservators Comaille, umher; von keinem Führer, keinem Aufseher, keinem Händler belästigt. Allmählich entwirrte sich mir der Riesenbau, erkannte ich, sah ich das, was heute noch war, wie das, was

einst gewesen. Am überraschendsten ist neben der imposanten Großzügigkeit die vornehme Zurückhaltung dieser Hinduarchitektur. Denn um diese handelt es sich hier; wohl stammt der Grundplan aus Babylonien-Assyrien, die Bauherren, die Künstler waren Nachkommen von Hindus aus dem mittleren und südlichen Indien. Vermutlich haben brahmanische Dravidier, durch vordringende arische Stämme beeinträchtigt, sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, etwa von Madras aus, nach Hinterindien begeben. Schwerlich eine Völkerwanderung, wohl aber Scharen von Abenteuerern, Verbannten, Priestern und Kaufleuten. Allmählich, etwa im fünften Jahrhundert, hatten sie die einheimische Bevölkerung unterjocht, errangen sich dauernden Besitz. Chinesische Chroniken erzählen von dem blühenden Reich der Kambudscha oder Kmerr, von seinen dreißig bedeutenden, mit herrlichen Gebäuden geschmückten Städten. Aus den Inschriften erfährt man von unruhigen Zeiten des Verfalls, in das neunte Jahrhundert fällt die lange Regierung des Königs Yayawarman, dessen Hauptstadt in unmittelbarer Nähe des späteren Ankor lag. Die Nachbarschaft der gewaltigen fischreichen Seen, damals durch große Wasserarme gut erreichbar, erklärt die Wahl dieser Gegend. Bald darauf kam wieder ein kräftiger Regent, Indrawarman, ein Emporkömmling, anscheinend Sohn eines Hofbeamten, und in seiner Regierung wie in der seiner Nachkommen wird Ankor, die großartige Kapitale, erbaut. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts nahm der Buddhismus einen starken Aufschwung, ohne jedoch jemals, auch nicht bis zum heutigen Tag, die brahmanischen Götter, vor allem den göttermächtigen Gott Schiva zu verdrängen. An diesem Riesentempel, Ankor-Wat, wurde etwa vom elften bis dreizehnten Jahrhundert gearbeitet; als die Katastrophe eintrat, war er noch nicht ganz vollendet. Denn es kam eine Götterdämmerung; neben den sich oft befehdenden, aber verwandten Stämmen, den Tschams und den Kmerrs, werden die ebenfalls blutsverwandten feindlichen Siamesen öfters genannt. Wie chinesische Quellen melden, überfielen diese um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Reich der Kmerr, vernichteten und verwüsteten das ganze Land.

Die Kmerr-Kunst ist aber weit mehr als eine provinzielle, vom Festland herübergekommene Hindukunst. Allerdings ist ja, mit Ausnahme der Felsentempel, erstaunlich wenig Indisches im Mutterland erhalten geblieben. Aber diese Felsentempel ermöglichen den Vergleich, und dieser fällt unbedingt zugunsten der Kmerr-Kunst aus. Keine gleichzeitigen Hinduarchitekturen und nur verschwindend wenige vereinzelte Bildwerke lassen sich den hiesigen an die Seite stellen. Die späte Hindukunst hat hier wie in Java (ungefähr 750—950) ihr Bestes im Ausland geleistet. Haben die hier vorgefundenen südchinesischen Einflüsse so wohl-

tätig gewirkt? Denn von einer autochthonen Kunst wird man wohl absehen müssen. Wie läßt sich die erstaunlich zurückhaltende Vornehmheit, wegen welcher man die Kmerrs die Athener des Ostens genannt hat, erklären?

Dabei ein einzigartiger Reichtum klassischen Steinschmucks. Der Amerikaner, auf dessen illustrierten Monatsschrift-Aufsatz hin seine Landsmänninnen hergereist waren, nennt die Ankortempel wahrheitsgemäß und geschmacklos „die reichstdekorierten Gebäude der Welt". (Als wäre das ein Vorzug!) Das Bezeichnendste ist die edeleinfache Gliederung der Gebäude mit ihrem vorsichtig angebrachten, flachgehaltenen, reizvollen Schmuck. So etwa die gewaltigen schlichten Pilaster, unten die üppige Reliefgestalt einer Apsara, einer göttlichen Tänzerin, und diese Gestalt wird umflossen von spitzenartigem floralem Geranke, in erlesenster Linienführung, in breiter und doch zartester Wirkung.

Ich erklomm die steilen Stufen des Haupttempels, betrat die abgenutzte Schwelle zum Heiligtum. Große goldene Gottheiten leuchteten in der Dämmerung. Seit tausend Jahren hat sich wenig hier geändert. Vor den Altarstufen knieten Andächtige, ihre Rosenkränze abbetend, vom Qualm ungezählter Weihrauchkerzen waren die mit herrlichen flachen Fliesen geschmückten Steinbalken und Steintüren gebräunt. Dann durchwanderte ich lange Gänge, sah durch die anmutigen durchbrochenen Steinfenster auf den Dschungel; der Vogelgesang, das Waldtaubengegirre drang empor, dazwischen Affengekreisch. In einer jener langen Galerien stehen endlos viele Buddhastatuen und Statuen anderer Gottheiten. In Hinterindien wurden solche Votivstatuen von Fürsten und Großen des Landes in den Heiligtümern aufgestellt; so gut es anging, waren es Bildnisse, deshalb die erstaunliche Verschiedenheit der Typen. Phantastisch war diese dunkle Galerie; einige der Statuen waren aus Bronze, andere aus Holz, andere aus Stein, aus bemaltem, mit Perlmutter eingelegtem Lack. Während einige vernachlässigte in Moder zerfielen, waren andere noch hochverehrt. Goldblätter waren diesen angeklebt, so daß sie ganz und gar in neuem Glanz erstrahlten, bunte Fähnchen und Bittschriften hingen umher, Weihrauch umduftete diese Bildnisse längstverschollener, jetzt als Fetische oder Gottheiten verehrter Fürsten. Da gab es strenge, schmale, semitisch-hettitische Züge mit langgebogenen Nasen, andere waren negerhaft plump, andere zeigten einen verzerrt mongolischen Typus, die meisten ähnelten den heutigen Hinterindiern. Aus anscheinend zufälligen Gründen ersieht man in einigen dieser Gestalten wunderwirkende mächtige Dämonen. Dieser gibt Kindersegen, jener heilt das Reißen, wenn man ihm Ehrfurcht erweist. Überaus malerisch war die eine Eckgalerie. Ein dunkelbronzener Buddha mit den ihn umgebenden Schlangenköpfen, dahinter

der endlose Wald, über seinem Haupte noch einige der wenigen erhaltenen, überaus geschmackvoll mit floralen und geometrischen Motiven geschmückten hölzernen Balken. In einer anderen Kapelle thronte eine vielarmige Kultstatue des Schiva. Nach uraltem Gebrauch werden die Knaben der ganzen Umgegend, ehe sie auf eine Zeitlang in das buddhistische Kloster geschickt werden, hier vor diesem Altar geschoren. Schwarze Locken lagen auf den Stufen verstreut. Von einer der Terrassen sah ich die umherziehenden gelbgewandeten Mönche, dann verstummte ihr leise betendes Geplärre, und die Klosterglocken klangen durch die Räume, ihre vollen Erztöne vergingen in den verödeten, nur von Fledermäusen durchschwirrten Steingalerien. Zwischen den Palmenstämmen schimmerte der jetzt schmale und schale Wasserarm von Ankor, dort wo sich die Mönche im Wasser baden, findet man morgens oft kleine Häufchen aus nassem Sand. Eine uralte Überlieferung erzählt, daß aus solchen Sandhäufchen die Riesengebäude von Ankor durch einen Boddhisatwa errichtet worden seien. Dies Wunder werde sich wiederholen, man müsse nur glauben und abwarten, dann würde auf das Geheiß eines neuen Boddhisatwa ein neues herrlicheres Ankor entstehen. Gut ließen sich von dieser Terrasse die Steindächer der gewaltig den ganzen Bezirk umziehenden Galerien übersehen. Sie zeigten eine besondere edle, eigenartige Architektur; leichtgewölbt, maßvoll gegliedert, auf dem Gesims kleine Zinnengestalten, leichte Friese als Übergang zur Wand. Keine Dutzendarbeit, immer eine individuelle Gestaltung und doch ruhige, gleichmäßig durchgeführte Linien. Die Türme an den Ecken und den Übergängen haben gelitten; denkt man sich das Fehlende hinzu, kommt ein guter Umriß heraus; die oberste Turmspitze wurde vom Dreizack des Schiva gekrönt.

Langsam durchwanderte ich dann die untere Galerie, die der plastischen Bilder. Sechshundert Fuß im Geviert ist sie lang, etwa zwanzig Fuß hoch umziehen sie unzählige Reliefs! Die Bildergalerie des Campo Santo von Pisa ins Maßlose vergrößert. Auch hier ist die naive, aber dekorativ richtige Technik alter Zeiten, sowohl der Ägypter wie des europäischen Mittelalters, ja der Renaissance, zu sehen. Viele veranschaulichen Episoden der Heldengedichte, der Mahabharata und der Ramayana; damals schon uralte Gedichte, wie sie heute noch den Bengali, den Madrassi, den Birmanen wie den Siamesen und Kambodschianern vertraut sind. Mit Vorliebe wählte man Schlachtenbilder, deutlich erkennt man die Waffen, die bemerkenswert guten leichten Streitwagen, welche Fergusson technisch weit über jene der Römer stellt. Manchmal sind mit virtuosenhafter Technik Gestalten hinter dem Räderwerk, halbverdeckt angebracht. Besonders reizvoll sind Palastszenen des Herrschers; von Frauen und Kindern umgeben, fährt er auf einer Barke, sitzt auf einer Terrasse; Musi-

fanten und Tänzerinnen zerstreuen ihn, ein Hahnenkampf geht vor sich. Häufig kam ich auf absichtlich vernichtete weibliche Gestalten, so in der rührenden Episode, in der die zu Unrecht bezichtigte Sita durch eine Feuerprobe ihre Reinheit bekundet. Gewiß haben die Eroberer vieles absichtlich zertrümmert, bei diesen Frauengestalten mag vielleicht der Zelotismus fanatischer Mönche vorliegen. Es kamen lange Reihenfolgen mit Darstellungen des Himmels und der Hölle. Gerichtsszenen, grausliche Folterungen wurden mit eindringlicher Deutlichkeit vorgeführt, erinnerten an mittelalterliche Fresken. Inschriften nannten die Verbrechen und Vergehen, die auf so furchtbare Weise gesühnt wurden. Einige Vergehen waren eigenartig. Wer die Gattin eines Gelehrten verführt, wird erst gegeißelt, dann in einem Blutmeer ertränkt. Wer Schirme entwendet, wird auf glühende Scheiterhaufen geworfen. (Wir alle haben gestohlene Schirme betrauert, aber diese Bestrafung geht weit.) Eigenartig, wie einzelne Gestalten dieser unübersehbaren Bildergalerie von Besuchern ausgezeichnet werden, Pilger und Mönche haben durch das Betasten ihrer andächtigen Hände, durch Salben diesen Steingestalten einen tiefsatten Glanz verliehen. Noch immer geschieht das, gern wüßte man, was sie sich dabei denken; hier ist es der auf seinem Schild sterbende Fürst, hier ein herrliches Schlachtpferd, hier sind es die üppigen Brüste von tanzenden Apsaras, von den Tewadas, Freudenmädchen des Himmels. Was versprechen sich diese Besucher von ihrer fromm-hoffenden oder lüsternen Berührung?

Wie in der gesamten indischen Kunst, sind die Elefanten musterhaft gelungen, zeigen die Affengestalten ein uns Europäern abgehendes Gefühl für den Adel, den Ernst dieser Tiere. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, das Ergreifendste all dieser Reliefbilder bringt den Tod des Hanumans, des Königs der Affen. Den Arm um das starre Haupt geschlungen, neigt sich seine Königin über ihn, rings umher stehen die Gefährten, von tiefem aber würdigem Schmerz durchwühlt, Helden, die den gefallenen Anführer betrauern.

Nachmittags kehrte ich zum Rasthaus zurück. So erfüllt von allem Gesehenen, daß ich nichts weiteres plante. Aber der „Gérant" fand das schade. Er merkte sofort, woran den verschiedenen Gästen lag; die Amerikanerinnen wollten alles, und sei es nur im Fluge, sehen, andere wünschten die Hauptsache gut in aller Ruhe in sich aufzunehmen, den Bequemen genügte es, „dagewesen zu sein", außerdem knipsten diese wahllos und befriedigt. „Madame, ich lasse Ihnen sofort einen Büffelkarren anspannen, dann sehen Sie doch Bayon zur Sonnenuntergangsstunde." Der „Gérant" des Ankor-Rasthauses ist eine Perle! Allerdings waren die französisch sprechenden Führer durch die anderen Gäste in Beschlag

genommen, ich traute mir jedoch zu, dem Eingeborenen, der fast unbekleidet vor mir hockend die Büffel gelegentlich anspornte, das Notwendigste klarzumachen. So fuhr ich auf dem zweiräderigen Karren, denen der Reliefs gleichend, durch den Dschungel auf die alte Königsstadt zu. So sehr ich mich auf den Augenblick des Stadtportals, des Bayontempels freute, an dieser Blumenpracht gleichgültig vorbeizufahren, war doch unmöglich. Unter den gewaltigen ausgemergelten Stämmen schlang sich im Dickicht jene herrlichste unserer Treibhausblumen, die rotgelbe, kühngezackte Gloriosa, auch eine entzückende oleanderrosa Kelchblume, deren Namen ich nicht ermitteln konnte.

Dann reckte es sich zwischen den Baumwipfeln empor, es war der Eingang zur Stadt. Auch hier ehemals ein gewaltiger Wassergraben, ein großartiger Straßendamm, hoch aufragende Mauern. Noch ziemlich gut erhalten, das Stadtportal, es ist eindrucksvoll und eigenartig wie wenig andere der Welt, durch den Vergleich mit den anderen Toren läßt sich der Plan deutlich erkennen. Am unteren Torhaus waren glänzend stilisierte Riesenelefanten, über dem Bogen krümmte sich die symbolische Schlange, schwer stieg der Turm empor und sein oberster Aufsatz verlief in vier gewaltigen, nach allen Seiten ernst blickenden gekrönten Brahmanenköpfen. Ich konnte die Angelhöhlung der ehemaligen Torflügel erkennen, im Innern des Torhauses führten Stufen zu den Wachtkammern hinauf. Ein geniales Stadttor, konstruktiv richtig, klar und verständlich, dabei von eindrucksvoller mystischer Wirkung.

Teilweise auf den alten Quadern, immer in der alten Straßenflucht, gelangte ich zum Bayontempel. Dies war der Mittelpunkt; hier erkennt man am klarsten die meisterhafte Anlage der gewaltigen Stadt — Ankor war größer als Rom unter dem Kaiser Nero. Das gewaltige Rechteck der Umfassungsmauer wurde vom Wassergraben umgrenzt, in der Mitte der Mauerseite erhoben sich die Torhäuser mit dem strengmonumentalen Elefantenmotiv, den Brahmanenköpfen. Die Tore wurden durch breite Straßen verbunden, in ihrer Kreuzung ragte, überall sichtbar, der Bayontempel empor. Ein Terrassenbau, an allen vier Ecken Türme mit eingebauten gekrönten Brahmanenköpfen, ein gleiches größeres in der Mitte die ganze Königstadt beherrschend. An der einen Hauptstraße lag ein Forumplatz für Aufzüge, Kampfspiele und Paraden; dort lag eine herrliche Steinterrasse mit dem berühmten Elefanten-Relieffries, mit den Darstellungen der reichgeschmückten, fast unbekleideten Herrscherfamilie, des Königs, der Königin, der Prinzen und Prinzessinnen. Auf der Terrasse saßen bei großen Feierlichkeiten die Herrschaften mit ihrem Gefolge, mit dem Adel des Landes. Von hier betrachteten sie die Schauspiele, nahmen die Huldigungen entgegen.

Nur einen Überblick konnte mir dieser erste Besuch bieten. Aber alles, was die begeisterten Erforscher dieser Ruinenwelt verkündet hatten, war mir glaubhaft geworden. In ihrer planvollen Monumentalität übertrifft Ankor vielleicht jede andere Stadt der Welt!

Als ich zurückkehrte, hielt ich im Tropenwald unweit des Tores, bestieg die alten, überaus steilen Stufen eines Hügels. Es ist eine ehemalige Tempelanlage, einige der Altäre mit dem in allen indischen Reichen verbreiteten Lingam-(Zeugungs-)Symbol waren noch von der Kmerr-Herrlichkeit übriggeblieben. Jetzt leben dort oben anamitische Buddhistenmönche in unscheinbaren Gebäuden. Auf der obersten Terrasse stand ein kleiner Buddha-Altar; Fläschchen mit Wohlgerüchen und Blumen waren dem Gautama dargebracht. Auf dem unübersehbaren Dschungel lag abendliches Purpurgold, blau zogen sich Höhenzüge jenseits der Wipfelmassen. Es waren die Steinbrüche, von denen aus auf guten Straßen Büffelkarren die Quadern zu jenen gigantischen Bauten herbrachten. In der Ferne brannten und glänzten die großen Seen und mitten im Wald leuchtete eines jener vielen künstlichen Wasserbecken, die noch heute bestehen. Nicht weit von mir, eindrucksvoll ruhig, lagen die grandiosen Steinmassen von Ankor Wat, sie loderten, brannten in der hinter der Waldwelt untergehenden Sonne. Hier gibt es keinen Wechsel der Monde, seit fast tausend Jahren spiegeln sich zu genau derselben Zeit ihre Torhäuser, ihre Türme im Wasser, gleich laut jubelnder Musik erstrahlend im Goldgelb und Purpur, um dann leise und sanft zu verlöschen.

Rasch kam die Dämmerung, ich bestieg den Karren, die Büffel zogen an, aber ich wußte nicht, wie mir war, rings umher erklang ein harter, klingender Ton, wie der einer erzenen Klapper, wie Schellengeläut. Nichts war zu sehen, aber von überall her umströmte mich das rätselhafte zunehmende Geräusch. (Nachher sagte man mir, es wären große Schwärme einer bestimmten Zikadenart gewesen.) Schier unerklärlich, dieses Getön, und wie verhext, verzaubert fuhr ich auf dem uraltertümlichen Büffelkarren mit dem stummen Eingeborenen durch den dunklen, laut läutenden, unheimlichen Wald.

Am nächsten Morgen besuchte ich mit den Reisebekannten die abgelegenen, tief im Dschungel verborgenen Tempel. Die schweren Räder der Büffelkarren sprangen ächzend über Felsen und Wurzeln, versenkten sich ruckweise in die Pfützen, hielten jedoch dem allen stand. In der Nacht hatte es geregnet, jetzt brannte die Sonne, es dampfte, bald moderig, bald duftend im Tropendickicht. Natürlich ist die Gegend noch immer etwas fieberbehaftet, wer, wie ich, es nicht vergaß, nahm morgens eine kleine Dosis Chinin. Plötzlich erschien zwischen den ausgemergelten, mit Lianen behangenen Riesenstämmen hohes Gemäuer. Wir kletterten über grün-

feuchte, glitschrige Blöcke, befanden uns unter grünem Wipfelschatten in einer Märchenwelt. Überall hatten Baumstämme die gewaltigen Mauern zersprengt, schlangenartiges Wurzelwerk umklammerte die Quadern, umschlang steinerne Reliefs von Tänzerinnen und Kriegern, üppiges Geranke umkränzte regungslos thronende Götter. Das Gestein war mit gelbgrünen Flechten bedeckt, mit weißlichem Schimmer, mit tiefschwarzen Feuchtigkeitsflecken getönt.

Dann kamen wir an einen Tempelsee. Ringsum wurde er von schwerschattigen Bäumen umgeben, seine symmetrische Form wurde von aufsteigenden Stufenreihen eingefaßt. In der Mitte des Sees lag ein verfallenes Heiligtum, dort hielten Fischerleute mit ihren Kähnen, fischten wie in uralten Zeiten mit abgerichteten Kormoranvögeln.

In einem weltversunkenen Tempel war eine Schenkungsstele; die verschiedensten Gaben wurden aufgezählt: Krankenhäuser, Moskitonetze, ein goldener Opferkessel, chinesische Schleier für die Priester. Überall der gleiche Reichtum an plastischem Schmuck. Etwas eintönig die häufigen Darstellungen der Gottheiten, der tanzenden Apsaras, aber in jedem Bau gab es auch eigenartige, naturalistisch-anmutige Szenen. So ein von seinen Sklaven kunstgerecht gekneteter Herrscher, blumenpflückende Frauen, ein Arzt, der sorgsam den Kranken berührt, die Zerstörung einer Statue, vornehm sich haltende, gütig lächelnde Fürstinnen in ihren Sänften, Schachspieler, leidenschaftliche Wettkämpfer. Überall, wie in jeder lebendigen, wertvollen Architektur, ein einheitlicher, sich nur im Laufe der Jahrhunderte logisch und allmählich verfeinernder Stil (so hat die Gotik des dreizehnten Jahrhunderts sich, nicht zu ihrem Vorteil, zu der des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts weiterentwickelt). Dabei jedoch immer jene anregende Abweichung, die niemals ein ertötendes Schema aufkommen läßt.

Der Blick übte sich an den Stilunterscheidungen; hier in der früheren Epoche (neuntes bis zehntes Jahrhundert) ein großartiger schlichter Schwung, dort (im elften bis dreizehnten Jahrhundert) das späte, hauchgleiche Rankengewinde, die Zierlichkeit der Ornamente. Vielleicht unberechtigt, denn Vergleiche hinken, suchte ich mir die Ruinenwelt von Ankor einzuschalten, ihr die zukommende Stellung anzuweisen. Als großzügige Stadtanlage ist sie möglicherweise nie und nirgends übertroffen worden, denn die Reiche von Babylon und Ninive bauten nicht gleich dieser Kmerr-Könige in Stein, und die großen ägyptischen und griechisch-römischen Städte waren nicht so fest, so einheitlich komponiert. Dabei merkwürdigerweise — der immer sachlich und gemessen urteilende Konservator Comaille weist darauf hin — ohne technisches Geschick. Lägen hier nicht in naivem Unverstand die Fugen der Mauersteine übereinander statt jeweilig über der

Mitte des unteren Steines, hätten die Tropenwurzeln diese Mauern nicht so häufig auseinandergesprengt, so wären diese in der nie von Erdbeben erschütterten Gegend ungleich besser erhalten. Was architektonische Schönheit anbetrifft, stehen die Kmerr-Gebäude überaus hoch. Natürlich unter der griechischen, auch unter der allerbesten ägyptischen, der allerbesten romanisch-frühgotischen Kunst. Auch ihre angewandte Plastik läßt sich mit jenen Höhen unmöglich vergleichen. Bei ihr wie bei der gesamten asiatischen Kunst tritt auch noch die Fremdartigkeit des Menschentypus trennend dazwischen. Man mag diese Kunst, vor allem die ostasiatische, heiß bewundern, über die Gesichter kommt man nicht restlos hinweg. Doch werden viele die Bauwerke der Kmerr über jene der Renaissance, des Barock oder der späteren Kunst stellen. Ihr fehlt die schematische Verwendung der klassischen Versetzstücke, ihr fehlt die ewige Säule, das unumgängliche Architrav, die fabrikmäßig hergestellte Balustrade. Hier ist alles lebendig, echt, und das Gefühl für Gliederung, der Geschmack der Ornamentik darf den erlesensten Beispielen der Renaissance und späterer Zeit angereiht werden.

Abschiednehmend stand ich frühmorgens vor dem Riesentempel; an dem gebäumten Schlangenkönig der Steindammbrüstung. Hinter den graukalten Türmen und Portalen lag das Strahlengold des anbrechenden Tages, der unübersehbare Tropenwald atmete feucht und warm.

Java
Der Nephrit-See

Ich frug den Gasthofdirektor von Garoet, ob das Wetter morgen schön sein würde, ob ich den Wagen bestellen könne. Er lächelte. „Vormittags regnet es hier nie, höchstens mal nachmittags ein paar Stunden." So fuhr ich denn auch unter wolkenlosem Himmel in der Morgenfrühe auf der beschatteten Landstraße dahin. Ein reger Verkehr, die Javaner in ihrem die Hüften und Beine glatt umschlingenden Sarongtuch, ihrer hellen Jacke, dem bunten Kopftuch, kamen und gingen, die bemalten Karren wurden von behendhübschen Pferdchen gezogen, sie waren mit rosa Büscheln am Kopf geschmückt, weiß und rote Fliegenwedel hingen an ihnen hinunter. Chinesische Hausierer gingen hinter ihren schwerbeladenen einheimischen Kulis, Hökerfrauen packten ihre Waren, vor allem Betel und Zutaten, am Wegrain aus. Auf nettbemalten Tragtischchen standen Speisen und Getränke, es brodelte in den Pfannen der wandernden Garköche.

Eine üppige wohlhabende Gegend; es kamen ansprechende unter Palmen und Bananen liegende Besitzungen der einheimischen Grundbesitzer und Honoratioren. Oft hatten diese Besitzungen weiß oder blau bemalte Sta-

kete, auch wohl kunstvoll geflochtene Portale aus Bambusrohr. Von den Spathodienbäumen rieselten die großen feuergelben Tulpenblumen hernieder, der herrliche rotgelbe „Flammenbaum" (Caesalpina) leuchtete von ferne, und als Hecken zogen sich neben graugrünen Kakteen Hybiskusbüsche mit ihren märchenhaften roten Kelchen. In der Mitte solcher Ansiedlung stand das Amtshaus des Wedana (Bürgermeister oder Schulze), das Gerichtsgebäude, die Schule; alles in guter einheimischer Bauart, holländisch nur etwa die Aufschriften, die Lampen, die Nettigkeit und Ordnung. Jedes größere Dorf hatte seine Moschee mit dem üblichen Säulenumgang, meistens mit einem höheren Dachauffsatz, immer mit dem rituell benötigten Wasserbecken. Daneben lag die Wohnung des Priesters, er wird Hadschi, Mekkapilger, genannt.

In solch einer stattlichen Ortschaft hielt ich beim Wedana an, bat mit meinem beschränkten malaiischen Wortschatz (es ist eine verhältnismäßig leichte Sprache) um Reitpferd und Führer nach dem See, dem Telaga Bodas. Sie verstanden mich, aus dem offenen Stallschuppen kam ein kleines Rassepferd angesaust, kaum konnte der atemlos laufende Junge es anhalten. Ein wunderbares Tier, beste einheimische Zucht, das verkörperte Feuer; die Nüstern sprühten, mit wehender Mähne raste es umher, bäumte sich, stieg. Im Herrensattel (ich trug meinen geteilten Reitrock) sollte ich darauf? Nie. Ich hänge am Leben. Durch Zeichen, denn es versagte mein Malaiisch, machte ich der lebhaft anteilnehmenden Menge klar, wie ich vom Sattel dieses Rosses hinunterfliegen würde. Da nickten sie mit dem Kopf und holten ein anderes. Es war weit weniger edel, aber bedeutend ruhiger; befriedigt ritt ich drauf los.

Immer ansteigend, durch Reisfelder, durch Kaffee-, Tee- und Tabakpflanzungen, oft Bäume am Weg und fast immer, wildwuchernd, Hecken bildend, die Lantana. In Sizilien hatte ich diese Blume kennen und lieben gelernt; sie hat einen etwas herben, mir besonders angenehmen aromatischen Duft, und ihre in der Form etwas an unsere Gartenverbena erinnernde Blüte hat einen seltenen Reichtum der subtilsten Töne. Meistens rotorange mit gelber Mitte, aber auch orange und blaßgelb, auch ein milchiges Rosa mit einem orangenen Herzen. Gar nicht aufzuzählen sind ihre Farbenakkorde! In der lauen, wohltuenden Luft ritt ich durch das Gefieder der hoch über mir zusammenschlagenden Bambushaine, kam durch reizvolle Dörfer. Hier gab es exotische vorgeschichtlich wirkende „polynesische" Häuser, wie sie in der übrigen benachbarten Inselwelt vorherrschen, in Java jedoch sich nur hin und wieder erhalten haben. Pfahlbauten, mit hohen, unregelmäßigen, spitzgeschweiften Zeltdächern aus Palmblättern, mit bemerkenswert geschmackvoll geflochtenen Mattenwänden. Der Menschenschlag wirkte roher, derber als der bisher gesehene, schien

mit dem üppigen Tropenbergland verwachsen. Abgesehen vom langen bunten Sarongschurz, vom Stoff zum spärlichen, oft auch fehlenden Jäckchen, auch vom Kalk zu den Betelnüssen werden sie sich wenig kaufen, alles übrige wächst ihnen zu, es erhält sie die feuchtwarme Scholle.

Unaufhörlich ansteigend, näherte ich mich den dichtbewaldeten Bergen, drang dann in den Urwald ein. Es war eine wundervolle Stunde. Der schmale Pfad führte an Abgründen und Schluchten vorbei, zusammengefügte Baumstämme überbrückten die Bäche. Über mir, unter mir in der treibhausduftenden Wärme ein Gewirr riesenhafter Bäume, die sich krampfhaft aus dem verschlungenen Gedränge der Palmen und Farren, der Büsche und des Bambusgefieders an das Licht hinaufreckten, kaum sich der umschlingenden Lianen zu wehren vermochten. Ein strotzender Überschuß der Naturkraft, wo das Auge hinfiel, eine überquellende Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen. Sowohl gewaltige Blätter und Riesenscheiden, als auch zartestes, mimosenhaftes Laub, als hauchgleiche Farrenkräuter und zierlich verästelte Moose. Sattes Tiefgrün und wiederum grelles, sonnendurchleuchtetes Hellgrün, silbergraues Laub, dunkle Nadelhölzer; weiße Windenblüten, zweiblättrige blaue Commelinablüten am Rain. Unheimlich, undurchdringlich ist so ein Tropenwald, man könnte nicht, man möchte nicht den Pfad verlassen, sich hineinbegeben, sich in ihm ergehen. Doch eigenartig fesselnd, ein fremder, voller Ton. Vögel sangen über mir, gaben merkwürdige Laute von sich, graue Affen schwangen sich von Wipfel zu Wipfel, leise knackten unter ihnen die Zweige. Lautlos trat gelegentlich eine dunkle halbnackte Gestalt, mit Reisig oder Wurzelwerk beladen, aus dem feuchtgrünen Dickicht der Farren und Palmen, besah mich mit scheuem Blick.

Immer weiter, dann plötzlich ein mir entgegenschwellender seltsamer Geruch, und im Einschnitt des sich senkenden Waldweges lag etwas Helles. Ich sprang vom Pferd, übergab es dem Führer, stand am Ufer von einem baumumgebenen See. Milchgrün erstreckte sich die Fläche, wie aus flüssigem, blassem Nephrit. Zu diesem hellen merkwürdigen Ton gesellte sich das Tiefgrün der gewaltigen Lorbeerbäume; üppige Gruppen türmten sich auf Felsenvorsprüngen, umsäumten die Buchten. In geschlossenen Linien zogen sich die Waldberge umher, weiße Dunstwolken schwebten vom zartumflorten, leise durchsonnten Himmel, die Baumwipfel verschleiernd, im Baumgrün verschwindend. Ein schmales, fahles Sandufer umgab den See, kleine lange Rillen brachen sich auf dem silbergrauen, glatten Sand, an den Steinblöcken und verblaßten, toten, entwurzelt daliegenden Stämmen. In der Mitte des Sees stiegen anscheinend die Schwefelalaun-Quellen des erloschenen Kraters empor, verbreiteten

stillverlaufende Kreise, perlmutterhaft schillerte der ferne See im Schatten der Haine.

Grauverwittert lag am Ufer ein ausgehöhlter Einbaum, an einen Pfahl gebunden, in ihm ein grobschwerer Paddel. Hier oben im einsamen Tropengebirge ruderte ich langsam über den lorbeerumgebenen See aus milchgrünem Nephrit.

Der Mangrovehain

Nicht Ausflüge (vor allem nicht die im Auto) bieten, meinem Gefühl nach, immer das Wertvollste auf Reisen, oft hingegen einfaches Umherstreifen, planlos, ohne bestimmtes Ziel unternommen. Am nächsten Morgen wollte ich nach dem 6000 Fuß hoch im Kratergebirge gelegenen Tosari; mit dem Nachmittagszug angekommen, hatte ich vor der früh anbrechenden Nacht noch einige Stunden, nutzte sie aus.

Bald lag das Holländer Viertel mit seinen hellen, säulenumgebenen Häusern, den gewaltigen rotgelben, leuchtenden Flammenbäumen hinter mir. Dann auch die enggedrängte fleißige Chinesengegend. Ich ging feldeinwärts auf die Küste zu, vorhin im Zug hatte ich einen tiefblauen Meeresstreifen mit gelben Fischerbooten erblickt. Es war eine öde Gegend, dann aber kam ein kleiner Flußarm, der sich durch Mangrovebäume wand, sumpfig im unfernen Meer verlief. Modrig ist so ein Mangrovehain, er kann aus den verschiedensten Bäumen bestehen, mit seinem schlammigen, halbentblößten Netzwerk von Stelzenwurzeln, dem herabhängenden Gewirr der Äste und Luftwurzeln, dem stumpfen Laub. Ein Hain, doch ein dumpffieberiger Hain. Er hätte mich nicht gelockt, aber der träge Wasserlauf war von seltsamen, buntbemalten Schiffen gefüllt.

Ich betrat die schlichtgezimmerte Brücke, stellte mich zu den an das Geländer sich lehnenden Javanern und besah mir diese Fischerflotte. Sie war verblüffend, erinnerte mich an die naiven Bilder in alten orientalischen oder byzantinischen oder romanischen Manuskripten. Schwere, geschweifte, ausladende Schiffe, hoch aufragend Heck und Bug, ein jedes verschieden geschnitzt und bemalt. Die Rahen und Riemen lagen auf kunstvoll gearbeiteten Stützen, zeigten die abenteuerlichsten Formen; besonders beliebt das Motiv eines Vogels mit ausgespreizten Federn. Erstaunlich die Mannigfaltigkeit der Linien; hier war die schräge Abplattung vom Bug in vorzüglicher Gliederung mit flachen, geschmackvollen Holzschnitzereien versehen. Da gab es verschlungene Ranken, Blumen, Tiere, einfache geometrische Muster, kunstvolle netzartige Linien. Besonders phantastisch wirkte der Abschluß: ein hochaufgerichtetes, tiefeingeborenes Rohr endete mit einem langflatternden, bunten Troddelgehänge. Einen praktischen Zweck wüßte ich nicht, warscheinlich war es ein Fetisch, ein geweihtes Symbol. Auf diesen uralten, vorweltlichen Fahrzeugen bewegten

sich dunkelbraune Männer, spärlich in sattfarbene Tücher gehüllt; sie flickten Netze, machten sich mit Fischreusen und Körben zu tun. Am Ufer war eine Werft; eines dieser phantastischen Schiffe lag auf dem Strand, wurde mit sicherer Hand von einem fast nackten, schlank und schön gewachsenen Jüngling mit geometrischen Formen gelb und grün und orangerot bemalt.

Ich bot den Umherstehenden Zigaretten an, wir wechselten einige malaiische Worte. Länger durfte ich nicht weilen, die Sonne senkte sich hinter dem fernen Palmensaum, und auf dem Mangrovehain lag bereits tiefgoldene Glut.

Siam

Auf dem Mekongfluß

Leise glitten wir über das Wasser eines Seitenarmes der „Mutter aller Ströme"; grün beschattetes Wasser, denn üppig wurden die Ufer vom hohen Gefieder der Bambusdickichte, der Palmen umsäumt. Hier gab es sogar die edelgeformteste aller Palmen, die Kokosnußpalme. (Ein Käfer hat sie im übrigen Siam teilweise ausgerottet.) Mögen die berühmten Botanischen Gärten der Tropen uns auch zu Hunderten Palmenseltenheiten bieten, keine erreicht die wohlabgewogene Umrißvollendung der menschenfreundlichen Kokosnußpalme.

Im strotzenden Grün lagen halbverdeckte Pfahlbauten, davor verankerte Bootshäuser und Kähne. Wo man hinsah, bewegten sich kleine und große Kanus, die ganze Bevölkerung schien auf dem Wasser zu leben, selbst kleine Kinder paddelten sicher, auch wohl stehend, im rasch fließenden Strom.. Überaus lustig und anziehend war diese Flußdorfwelt. In den grauen Holzhäusern mit den Dächern aus getrockneten Palmenblättern war der offene Mittelraum meistens mit Vorräten und Waren aller Art gefüllt. Da gab es aufgestapelte Panungs, jene langen, kunstvoll um Hüften und Oberschenkel gewundenen Tücher, die in Java Sarong heißen. In Siam bevorzugt man freudigere Töne; die javanische Musterung, die Batikkunst fehlt, die einfach gefärbten Tücher wiegen vor. Wohlhabende besitzen einen großen Vorrat, und die elegante Welt trägt an jedem Wochentag Panungs in einer bestimmten Farbe. Während gestern in den Straßen Lila herrschte, hatte ich heute vielfach ein leuchtendes Apfelgrün gesehen. Landleute kamen angerudert, mit harmloser Heiterkeit wurden die Tücher ausgebreitet, die Preise erörtert. Im anderen Ladenschiff waren klassischgeformte Tonkrüge zu sehen, es gab die vielen getrockneten und gepökelten Zutaten zum Reis, es gab Gemüse und Obst. Goldgelbe Mangos und Papayas überschwemmten den Markt, wurden in hochgetürmten Kähnen von lautredenden, lautlachenden Frauen angeboten. Manchmal war der Klong (Flußarm) von all den Fahrzeugen, den Hausbooten, den Kanus, den Hökerkähnen so dicht angefüllt, daß

wir kaum weiterkamen. „Wir" bedeutete vor allem unsere deutsche Gesandtschaft; auf das Liebenswürdigste war ich von dieser zur Klongfahrt aufgefordert worden. Herr und Frau von Buri sind noch nicht lange hier, erfreuen sich an der Buntheit des siamesischen Volkes; die müde Gleichgültigkeit heimwehbehafteter Europäer des fernen Ostens hat sie noch lange nicht befallen.

Es kamen verkrümelnde Mauern, verschnörkelte Portale, hinter diesen erhoben sich Tempel, halb von dem Astwerk, dem Laubgewirr der alten Haine verdeckt. Wir hielten an diesem und manchem folgenden Tempelbezirk, betraten grünschimmelige, auseinanderklaffende Stufen, gingen umher, besahen uns die Denkmäler und Gebäude. Jeder der Tempelhaine hatte seinen eigenen Ton, seine reizvolle Abart. Die siamesische Tempelarchitektur erschien mir in einem überraschenden, ungeahnten Licht, anscheinend haben die Gewährsmänner asiatischer Baukunst sich mit der Kenntnisnahme der Hofpagoden von Bangkok begnügt. Einstimmig und schaudernd beschreiben sie die barbarische Überladung, den wohlfeilen Prunk, die unruhige Anhäufung der Ornamente. Mit vollem Recht – warum haben sie jedoch nicht den einfachen älteren Tempel, wie er im ganzen Lande verbreitet ist, beachtet? Vielleicht gehören die besten dieser Tempel zu den besten Beispielen asiatischer Kunst, können den namhaften gleichzeitigen Bauwerken aus Britisch-Indien, Hinterindien, ja auch denen von China und Japan an die Seite gestellt werden! Es ist eine hohe Einschätzung, läge Siam nicht abseits vom Reiseweg, wäre das Nämliche gewiß schon oftmals ausgesprochen worden.

Der interessanteste Typus ist der eines hochaufragenden weißen Tempels, mit mächtig geschwungenem einfachem Dach aus farbigen Kacheln, mit gewaltigen pylonenförmigen Säulen. Schlicht, vornehm, monumental, mit starker Verjüngung, wie auch die Fenster und Türen aus Schwarzgoldlack sich immer merklich verjüngen. Es ist geradezu unfaßbar, daß der Adel dieser siamesischen Schwarzlack-Kunstwerke den Europäern erst in den letzten Jahren aufzugehen beginnt. Etwas Erleseneres läßt sich nicht denken, als diese goldenen, zarten Rankenverschlingungen mit ihren Genien und Tieren, mit Vögeln oder menschlichen Gestalten. Die Ornamentik ist lebendig, verschieden, es herrscht eine sichere Abwägung der Akzente, eine feinfühlige Verteilung des Raumes. Mit der gediegenen Pracht dieser goldschwarzen Türen und Fensterläden vermählte sich die Farbenkraft rotlackierter Balken, strenghieratischer Göttergestalten aus goldener Bronze im weißen, mattverschimmelnden Raum. Waren die Tempelräume aber auch noch so verfallen, Blumen und Votivgestalten wurden noch immer den Bronzegottheiten gebracht, Weihrauchdüfte und Gebete umgaben sie noch immer mit frommem Hauch. Oft standen in den Nebengebäuden Reihen starrer goldpatinierter Statuen. Einer dieser Götter-

bilderschuppen war ganz und gar verwahrlost, das Dach hing in Fetzen herunter. Um den Sockel mehrerer Bronzestatuen standen zahllose kleine Votivgestalten, Dutzendware, aber wohl ältere Sachen, in gutem Stil. Der Vertreter des Deutschen Reiches besah sich eben einen besonders hohen Kasuariabaum; ich nahm die Gelegenheit wahr, und in der Tiefe meiner Handtasche ruhte ein kleiner bronzener Buddha. Der längst entschlafene Stifter hatte seinen Lohn erhalten, dem von mir hochverehrten Gautama werden solche Opfer millionenweise, milliardenweise dargebracht; so genau kann er es nicht nehmen. (Der Tempelraub brachte mir jedoch keinen Segen. Zugleich mit meinen gesamten, ehrlich bezahlten Silberschätzen, denen aus Java und Birma, wie jenen der Palastgoldschmiede des Königs Sisowath in Pnom Penh, wurde mir der kleine Bronzegötze aus diesem verlassenen Tempel in Kalkutta gestohlen.)

Immer erhoben sich unter den Bäumen Pratshedis und Propangs, siamesische Umformungen der indischen Stupas, jener großen spitzzulaufenden Reliquiendenkmäler, deren Form ursprünglich auf einen niederfallenden Wassertropfen zurückgehen soll. Solche Pratshedis zu errichten, ist der Traum jedes hinterindischen Staatsbürgers; meistens wird wohlfeiles Material benutzt, meistens fallen sie recht schematisch aus. Doch hatten diese älteren einen reizvoll ausklingenden Umriß, alle lagen überaus malerisch in den Hainen. Verschimmelt, verblaßt, mit gelbgrünen Flechten und schwarzbraunen Feuchtigkeitsflecken. Vor einigen blühten freudigbunte Balsaminen und Zinnien, hier und da leuchteten zitronengelbe Allamandakelche und große rosenrote Hibiskusblumen aus dem tiefgrünen Dickicht. In ihren gelborangenen Gewändern begrüßten uns glattgeschorene Bonzen, zeigten ihre auf lange Palmblattstreifen mit vollendetem Stilgefühl geschriebenen Manuskripte.

Dann kam wieder das bunte, heitere Gewühl der Hausboote, der umherrudernden Bevölkerung des Klong.

Im Schatten der Tempelbäume war gefrühstückt worden, jetzt kehrten wir nach Bangkok zurück. Als der erste Diener des Gesandten, ein schmaler, blaugewandeter Chinese, uns Rheinwein und Sodawasser einschenkte, bemerkten wir seine Blässe. Frau von Buri riet ihm, sich vorn am Heck hinzulegen, sich zu erholen, er tat es nicht, stand unbeweglich an seinem Posten. Als wir in Bangkok landeten, war er gespensterhaft, grün, er konnte nicht mehr sprechen, kaum die Augen erheben, aber bewegungslos, korrekt stand er da, ein mir unvergeßliches Bild selbstverständlicher Diensterfüllung. Rasch wurde ihm Branntwein geholt, ein Auto brachte ihn in ein Krankenhaus, er war an der Cholera erkrankt. (Nach einigen Wochen stand er jedoch mit seinem unbeweglichen Ausdruck, seinen leisen Bewegungen wieder hinter dem Stuhl seiner Herrin.)

Birma

An der chinesischen Grenze

Sechs Tage verlebe ich bereits auf dem Irawaddidampfer, höre Tag und Nacht in kurzen Abständen den singenden Ruf der peilenden Schiffer. Ununterbrochen wirft bald der zur Rechten, bald der zur Linken das Seil in den Strom, ruft mit lauter Stimme: „Anderthalb Faden — Grund"... „Zwei Faden — keinen Grund"... oder was gerade die Peilung ergab. Die Mollkadenz dieser Rufe geht einem nicht auf die Nerven, wirkt eigenartig, sanft hypnotisierend. Alle zwei Stunden werden die Leute abgelöst, hört man genauer zu, sind kleine Abarten der Gesangsstrophe erkennbar. Einer gibt dem oberen Ton eine kleine Triole der andere schweift nach unten ab.

Sechs Tage lang zogen die Ufer an mir vorüber, manchmal waren es bewaldete Höhen mit sandigem oder felsigem Absturz, manchmal flaches Gelände mit Palmen, Feigenbäumen und Tamarinden. Ergiebige Reisebenen wechselten mit Tabakpflanzungen und Getreidefeldern. Oft lagen freundliche graue Dörfer im Grünen, fast immer waren helle, spitz zulaufende Tempel, Zedis, von den Europäern Pagoden genannt, zu sehen; meistens viele, manchmal erhoben Dutzende ihre weißen oder vergoldeten kunstvollen Spitzen, waren gelegentlich weit und breit auf allen Höhen inmitten aller Haine zu sehen. Der gewaltige Irawaddi floß und schwoll zwischen den Lobpreisungen und Ruhmesverkündigungen des sanften Buddha dahin. In dieser Jahreszeit (Ende Dezember) ist er bedenklich flach, das stete Peilen ist nur zu berechtigt. Flache Sandbänke erhoben sich aus dem blauspiegelnden Wasser, Möwen und braune Fischfalken umkreisten die verwittert-dunklen Wracks gestrandeter Schiffe.

Hier am oberen Lauf ist diese Gefahr vorüber, drohen eher Klippen und Riffe. Gestern kamen wir durch die Stromenge. Zu beiden Seiten aufsteigender Hochwald, Schlingpflanzen, Lianen und Parasiten umwoben, umklammerten Stämme und Äste. Zartgefiedert, überaus reizvoll die Bambusgruppen, zwischen den Laubbäumen reckten sich Baumfarren und Palmen. An einigen Stellen ragten graue Felsen über vierhundert Fuß hoch, schroff und senkrecht aus dem Strom. Eine verwitterte Kapelle wurde oben zwischen dem Lianengewirr sichtbar.

Dann flachten die Ufer sich ab, wir erreichten Bhamo. Hier endet der Dampferverkehr, von hier aus ist China am nächsten zu erreichen, dies ist der Stapelplatz für die aus dem Yünnangebiete kommenden Karawanen. Statt sofort mit demselben Dampfer zurückzukehren, übersiedelte ich auf einen langsameren, einen „Bazardampfer", der, allerorts anhaltend, den Kleinhandel der Irawaddi-Ufer vermittelt.

Nur zu gern verlebte ich mehrere Tage in diesem eigenartigen Grenz-

ort. Wir lagen am Strand, auf dem Dünenufer erstreckten sich die grauhölzernen, von hohen Bäumen beschatteten, fast verdeckten Häuser. Den schrägen Damm hinunter kamen Ochsenkarren, Züge schwerbeladener Maultiere, und am Strand türmten sich die Ballen, wimmelte eine farbige Menge. Blaugekleidete Chinesen, sowie Birmaner und Birmanerinnen in ihren bunten Tüchern überwogen, zwischen ihnen bewegten sich sonderbare Gestalten. Es waren Angehörige verschiedener Bergstämme, sowohl dieser entlegenen Gegenden von Birma wie des benachbarten China. Wilde, struppige, stumpfe Gestalten, malerisch und mannigfaltig gekleidet. Einige trugen dunkle Kittel und Röcke, eine hohe, turbanartige Kopfbedeckung, schwer beladen mit Silberschmuck. Andere hatten blutrote Turbane, um die Schultern hingen buntgestickte Taschen. Frauen hatten gestickte Aufschläge und Schultereinsätze, schwere viereckige Silberstücke waren mit Wollesträhnen in den Ohren befestigt. Am kuriosesten wirkten Reifen aus schwarzem, biegsamem Rohr wie aus Messing und anderen Metallen, die, wohl zwanzigmal um die Hüften wie um die Knie geschlungen, Röcke und Wadenbinden hielten.

Immer war etwas hier auf dem Uferstrand zu sehen. Phantastisch wirkten die Morgenstunden, dann lag weißer, dichter Nebel auf dem Fluß, spukhaft, als graue unzusammenhängende Gestalten ragten Wipfel und Äste der gewaltigen Bäume empor. Es nahten sich schattenhafte Karawanen, hier und da leuchtete ein zitronengelbes Birmanengewand, ein blutroter Turban aus dem silbergrauen Dunst.

Diese Bilder konnten wir, nur zu unbehindert, betrachten. Während die richtigen Dampfer behaglich eingerichtet sind, haben diese, vor allem dem Handel dienenden Bazardampfer keine Fenster; nachts werden Segeltücher heruntergelassen, auch dann dringt der noch ziemlich kalte Flußnebel unbehindert hinein. So frühstückten wir, in unsere Automäntel gehüllt, bei etwa neun Grad Réaumur und froren. Gegen zehn Uhr zerteilten jedoch leuchtend heiße Sonnenstrahlen die Nebel, die vorbeigleitenden Kähne, die farbigen Ufergruppen erglänzten, die fernen blauen Höhen wurden entschleiert. Eifrig wurde gebadet, mit Anstand und Geschick wurde Gewand und Körper gewaschen. Nachher setzte man sich in die Sonne, die auch bei den Männern lang herabfallenden, rabenschwarzen Haare wie die gewaschenen Gewänder trockneten rasch.

Im Sommerkleid mit Sonnenschirm wanderte ich in Bhamo umher. Die Holzhäuser waren häufig bemerkenswert hübsch gezimmert; da gab es geschmackvoll durchbrochene oder gedrechselte Balustraden, gefällige Umränderung der Türen und Fenster. An dem üblichen offenen Vorraum hingen oft Orchideen in Ampeln hinunter. Weitläufige Khans beherbergten Karawanen, in ihnen waren Stöße von zottigen Schaffellen aufgestapelt.

Von Palmen umgeben, erhoben sich die vergoldeten Spitzen des Zedis (Tempels), der Pongyikyong (Klöster); hohe Palmenstangen hatten sonderbare Ornamente und Behänge, weiße Denkmäler wurden von fletschenden Höllenhunden bewacht. An den grauverwitterten Umgängen der Klöster saßen Mönche in ihren goldgelben Gewändern, die letzten Brüder kehrten mit gefüllten Schüsseln von ihrem morgendlichen Bettelgange zurück.

In den Chinesenstraßen gab es einige reichverschnörkelte Schnitzereien, bunte Aufschriften und Schilder, es gab Tempel mit Höfen und Laternen und Altären; provinziell bescheidener Abglanz. Interessanter fand ich jene Katschin- und Karen-Bergstämme, die truppenweise, blöde-erstaunt, umherstanden, sich der Ladenpracht erfreuten, den Fremden mit angsterfüllten Augen auswichen. Lange beobachtete ich über dem Staket, ungesehen, einige im Gartenhof eifrig und artig spielende Chinesenkinder. Aus Matten und Stäben hatten sie sich eine Hütte gebaut, in ihr war ein Ladentisch mit Waren und Vorräten, davor ein Garten. Sauber und zierlich und geschickt formten sie mit den hellgelben Händchen ihre Krüge und Näpfe aus feuchter Erde.

Bald hatte ich das Eingeborenenviertel, das der gartenumgebenen europäischen Bungalos verlassen. Am Wege wuchsen junge Kassiabäume mit den starkduftenden goldgelben Bällchen, unter gewaltigen Banyanbäumen waren hübsch geschnitzte Gestelle mit großen roten, geschmackvoll verzierten Wasserkrügen aus Ton. Fromme Stiftungen, um den Wanderer zu erquicken. (Wenn ein Europäer von dem Wasser zu sich nähme, würde er umgehend an der Cholera sterben, hier sind die Menschen immun, trinken aus dem Fluß, aus dem stehenden Gewässer.) Es kam ein Dorf mit kleinen Läden, dann die Ebene mit niederem Gestrüpp, vereinzelten Bäumen. Immer häufiger wurden dann die Bäume, dichter das Unterholz, bald führte die einsame aber gut gehaltene Landstraße durch einen richtigen Dschungel, bald war ich im Tropenhochwald. Gelegentlich unterbrach ihn eine Sumpfstelle, mit Wasserpflanzen, mit watenden Büffeln.

Langsam nahte sich eine Karawane, auf den Maultieren waren Bündel von braunschwarzen Fellen geschnürt, die Treiber trugen blaue chinesische Kittel und weite Hosen, einen turbanähnlichen Kopfputz. Mitten in der Waldverschwiegenheit fand ich die große lila Kelchblume Brunfelsia, eine unserer Treibhauszierden. Während ich sie bewunderte, kamen mir zwei Karen-Jünglinge entgegen. Sie trugen rote Kopftücher, dunkelblaue Kittel, Silberschmuck um den Hals; zur Seite steckten in Holzscheiden lange Messer, Pfeilköcher hingen vom Rücken herab, in der Hand hielten sie den einfachen Bogen. Sie sangen ein schwermütig-einförmiges Lied, mit langausgedehnten Ruhepunkten, mit Modulationen im klagenden Moll.

Wie aus einer anderen Welt zogen sie an mir vorüber.

***

Das Problem des Porträts

von Georg Simmel

Die allgemeine Meinung wird es für die Aufgabe der Malerei erklären, die Sichtbarkeit der Welt im Bilde, das heißt nach den Gesetzen künstlerischer Formung darzustellen. Aber diese Sichtbarkeit der Welt enthält ein Problem, das diese einfache Formulierung nicht ohne weiteres verrät. Was wir nämlich an einem Menschen (auf ihn als Aufgabe der bildenden Kunst beschränken wir uns) wirklich sehen, das bloß Optische, sinnlich Aufgenommene seiner Erscheinung ist keineswegs dasselbe, was wir in der Gewohnheit des täglichen Lebens als das Sichtbare bezeichnen. Denn dieses angeblich Sichtbare ist ein buntes Gemenge des wirklich Gesehenen mit Ergänzungen äußerer und innerer Art, mit Gefühlsreaktionen, Schätzungen, Verknüpftheiten mit Bewegungen und Umgebungen; dazu kommt der Wechsel in Standpunkt und Anteilnahme des Beobachters, kommen die praktischen Interessen, die sich zwischen Mensch und Mensch knüpfen, — kurz, der Mensch ist dem Menschen ein fluktuierender Komplex von Eindrücken aller Sinne und seelischen Assoziationen, von Sympathien und Antipathien, von Urteilen und Vorurteilen, Erinnerungen und Hoffnungen. Alles dies tritt uns mit der körperlichen Erscheinung des Menschen gegenüber, und aus diesem Knäuel das herauszulösen, was wir wirklich *sehen*, das rein sinnlich Optische daran, jenseits aller Deutungen und Hinzufügungen, uns zu besonderem Bewußtsein zu bringen, haben wir in der Regel weder Interesse noch Möglichkeit. Andererseits sehen wir auch zu wenig, wir bemerken unzähliges Sichtbare nicht, weil unsere Aufmerksamkeit sich nicht darauf richtet, weil kein praktischer Wert sich daran knüpft. Was wir populärerweise das Bild des Menschen nennen und auch eigentlich zu sehen glauben, ist sehr viel mehr und sehr viel weniger als seine wirkliche Sichtbarkeit.

Dieses wirklich Sichtbare am Menschen herauszustellen, ist das erste Amt des Porträts; es zeigt das, was wir an dem Menschen mit dem reinen Sinne sehen, das heißt sehen könnten, wenn dieser Sinn hinreichend selbständig wäre. Das Auge des Malers hebt aus dem unabsehlich vielgliedrigen und zugleich fragmentarischen Geflecht, das uns für die Praxis des Tages den bestimmten Menschen bedeutet, das rein optische Sinnenbild heraus. Es vollzieht die Abstraktion des rein Anschaulichen aus der verworrenen Wirklichkeit des Menschen — keine intellektuelle Abstraktion natürlich, sondern eine sinnliche, und selbstverständlich keine wörtliche Reproduktion dieser Erscheinung wie die Photographie. Jedenfalls aber, da der Maler nur jenes rein augenmäßige, durch Form und Farbe

wiederzugebende Phänomen zur Verfügung hat, so kann auch die künstlerische Umbildung, die er mit dem Naturgegebenen vornimmt, sich ausschließlich an diesem sinnlich Gegebenen vollziehen. Dies ist gar nicht so selbstverständlich, wie es klingt. Immer wieder hört man, der Porträtist offenbare das, was hinter der sinnlichen Erscheinung liegt, er lege das seelische Wesen des Menschen dar, das Bild sei das Symbol für eine Idee oder einen Typus und ähnliches. Wie das Porträt den damit bezeichneten Ansprüchen genügt, wird sich später zeigen. Unmittelbar jedenfalls sind sie ganz irrig. Nicht das jenseits der Sichtbarkeit Gelegene ist der malerische Gegenstand, sondern er selbst, rein als Erscheinung, wird durch Formung und Beleuchtung, durch Betonen und Zurückstellen, durch Verschieben und Weglassen, durch Aufbau und Wahl des Augenpunktes zu höchster Deutlichkeit gebracht, zur Höhe seines Reizes, zum Gefühl seiner Gesetzmäßigkeit. Ganz allein die sichtbare Oberfläche und das Verhältnis ihrer Teile zueinander trägt diesen Reiz und diese Gesetzmäßigkeit. Den natürlichen Zusammenhängen, die diese Oberfläche mit allem Nicht-Sichtbaren dieses Körpers und dieser Seele, dem gesamten Leben und dem Kosmos in realer Unlöslichkeit verknüpfen, entreißt der Maler allein dieses von außen Sichtbare. Rein nach den malerischen Forderungen der Klarheit, der Charakteristik, der optischen Harmonie ist es notwendig, daß dieser Mund so und so gebildet wird, wenn diese Nase dasteht, daß diese Augen gerade nur zwischen dieser Stirn und diesen Wangen stehen können. Die Struktur und Dynamik des ganzen Körpers unter der Haut, des ganzen Weltverhältnisses des Menschen ist freilich in die Oberflächenbeschaffenheit eingegangen — wie es Goethe sagt: „Es ist nichts in der Haut, was nicht im Knochen ist." Ist diese aber erst einmal zustande gekommen, hat der Künstler erst einmal sozusagen den ganzen Menschen auf die Ebene der Sichtbarkeit projiziert, so hat er ausschließlich die Gesetzlichkeit und ästhetische Bedeutung eben dieses Sichtbaren zum Ausdruck zu bringen: sein Werk ist die Vollendung des Sehens in sich selbst, die Herausarbeitung des Sinnes der bloßen Erscheinung als solcher, ihrer Reize, ihrer inneren Notwendigkeit.

Man empfindet indes ohne weiteres, daß die Forderungen an das Porträt hiermit nicht vollständig ausgedrückt sind. Lionardos Satz: die Malerei habe zwei Dinge darzustellen, den Menschen und die Seele — enthält in vielleicht etwas primitiver Form einen Anspruch, den keine artistische Theorie einfach wegdekretieren kann. Es kann nicht ein durchgängiges Mißverständnis sein, wenn man jederzeit von dem Menschenbildnis verlangt hat, es müsse uns ein Seelisches zugängig machen, das über das unmittelbar Sinnliche, das räumlich Optische hinausreiche, und wenn man dies Verlangen auch in größerem oder geringerem Maße erfüllt findet. Unmittel-

bar erscheint dies durch den Eindruck gerechtfertigt, den der lebendige Mensch von der Gegenwart des anderen lebendigen Menschen erhält. Es ist nämlich die naheliegende Meinung gänzlich abzuweisen, daß wir auch hier den anderen nur mit dem Auge sehen, daß er unserer Wahrnehmung zunächst nur ein Stück farbige Materie ist, das sich bewegt und Laute von sich gibt, kurz eine Marionette ist, in die wir erst durch die Erfahrung an uns selbst, durch Assoziation und Konstruktion ein seelisches Leben, seelische Wesensart und Inhalte hineinlegen. Ich bin überzeugt, daß der Körper und die Seele nicht zwei „Teile" des Menschen sind, die ihn erst zusammensetzen und von denen der eine unmittelbar sinnlich gegeben ist, der andere erst erschlossen werden muß. Vielmehr, der Mensch ist eine lebendige Einheit, die erst durch eine nachträgliche Abstraktion in jenes beides zertrennt wird, und als diese Einheit nehmen wir ihn auch wahr. Nicht das Auge in seiner anatomischen Einzelbedeutung als ein isoliertes Instrument, sondern unser einheitliches Sein, der ganze Mensch, wird des anderen ganzen Menschen gewahr, und die einzelnen Sinne sind nur die Kanäle, durch die die Gesamtwahrnehmungskraft unseres Wesens fließt. Wie der Wahrnehmende selbst eine Totalexistenz ist, die in jeder ihrer besonderen Funktionen doch ganz lebt, so ist für ihn auch der Wahrgenommene von vornherein der beseelte Leib als eine Einheit, die nicht erst durch eine nachträgliche komplizierte Synthese zustande kommt. Freilich bewirken die Zufälligkeiten, Zersplitterungen, Unvollkommenheiten unseres empirischen Lebens, daß diese Einheit nicht in ihrer ganzen Rundheit, als restlos geschlossene wirksam wird, sie wird einseitig, fragmentarisch, durch die Schwankungen unserer Kräfte und Interessen abgebogen und zersetzt. Allein sie besteht als Grundmotiv, als zuerst und zuletzt Entscheidendes über all den Teilwahrnehmungen und Differenziertheiten, den Trennungen und Wiederzusammensetzungen, in denen der Mensch sich dem Menschen bietet. Schließlich lebt alle Kunst auf dieser Basis: daß anthropologisch Körper und Seele eine Einheit sei, wie metaphysisch Realität und Idee eine Einheit sind. Alle Bemühungen der Denker, den Zusammenhang von Körper und Seele herzustellen, als Wechselwirkung, Parallelismus oder wodurch immer, wollen nur nachträglich die auseinandergeschnittenen Stücke dessen wieder zusammenflicken, was uns tägliches unmittelbares Erlebnis ist: die Lebenseinheit des Menschen, die wir durch alle Verselbständigungen des Körpers und der Seele hindurchfühlen.

Ist aber diese Zerspaltung des Menschen einmal geschehen, so wird jede der beiden Seiten zum Ausgangspunkt für sein Verständnis; jetzt muß er gedeutet werden, statt in unmittelbarer intuitiver Auffassung ergriffen zu werden. Die Praxis des Lebens und die Kunst versuchen dies auf Wegen, die in eigentümlicher Weise gleichlaufend und entgegenlaufend

sind. Das praktische Interesse knüpft sich, mit einigen auf der Hand liegenden Ausnahmen, an das seelische Verhalten der Menschen; wir werden im Fassen und Ausführen unserer Pläne, in Glück und Leiden, in Schicksal und Arbeit eben schließlich dadurch bestimmt, wie andere Menschen, das heißt, andere Seelen zu uns stehen, ob sie klüger oder törichter sind als wir, ob sie uns lieben oder hassen, ob sie unsere Bestrebungen fördern oder hemmen. Nichts anderes ist gemeint, wenn ein so praktisch realistischer Mensch wie Napoleon sagt, der Krieg wäre eine Sache der Psychologie. Im letzten Grunde ist es nächst der eigenen Seele die Seele der anderen Menschen, was unser Schicksal entscheidet. Darum ist innerhalb des praktischen Handelns der Körper des Individuums, sein Aussehen, seine Bewegungen, seine Äußerungen für die anderen Individuen nur eine Art Buchstabenschrift, die ihren uns angehenden Sinn in seinen Gesinnungen und Stimmungen, seinen Absichten und seelischen Energien hat. Auf die reine Körperlichkeit des Menschen konzentrieren wir uns aus ästhetischen oder sensuellen Gründen, aber in der eigentlich lebenbestimmenden Praxis eilen wir über sie hin zu seinen seelischen Beschaffenheiten und Bewegtheiten, für die uns seine Körperlichkeit nur die Brücke, das Symbol, der Interpret ist.

Diese Richtung des Verhältnisses von Leib und Seele dreht sich, wie wir sehen werden, für die Kunst um, und zwar auf Grund davon, daß sie schon in ihrer Voraussetzung ein besonders schwieriges Problem zeigt. Jene Lebenseinheit, jenseits der Scheidung der beiden Parteien stehend, gilt doch nur für den realen gegenwärtigen Menschen; er freilich, wie er ins Zimmer tritt, ist jene Totalexistenz, die der Beschauer auch als solche im Eindruck physisch-psychischer Ungeschiedenheit aufnimmt. Allein das Bild enthält diese Einheit jedenfalls nicht. Der Beschauer steht nicht einem vollen Leben, sondern einem Nebeneinander von Farbenflecken gegenüber, der bloßen Form und Farbe einer Oberfläche. Und nun erhebt sich eben die Frage: wie kann diese Erscheinung auf der Leinwand, diese Abstraktion, dennoch die Vorstellung eines Innenlebens, einer Seelenhaftigkeit und ihres bestimmten Charakters hervorrufen? Eine bloße Assoziation, aus der Gewohnheit heraus, immer einen menschlichen Körper mit einer Seele verbunden zu sehen, wäre eine völlig unzulängliche Erklärung. Selbst wenn wir auf solche Eigenerfahrung hin die Beseeltheit überhaupt erkennen würden, so doch niemals, welche besondere Beseeltheit. Denn dabei wäre vorausgesetzt, daß ein genau gleicher Körper in seiner Verbindung mit einer ganz bestimmten Seele bekannt wäre — was ebenso unannehmbar und phantastisch wäre, wie wenn man die jetzt geforderte Erfahrung aus einzelnen Stücken von ungefähr ähnlichen Erfahrungen zusammenleimen wollte; denn hiermit wäre das Entscheidende: die Einheit der organischen

Erscheinung, die das bloße Nebeneinander der Stücke übergreift und sich gar nicht mechanisch aus ihnen zusammensetzen läßt, gerade nicht erklärt. Wir müssen also einen andern Weg einschlagen, um die Beseeltheit des Porträts zu verstehen, dessen rein äußerlich optischen Charakter ich ja gerade vorangestellt hatte.

Aus dieser letzteren Tatsache folgt zunächst, daß das seelische Element in der bildenden Kunst eine ganz andere Art von Bedeutung hat als in der Poesie. Für diese ist das seelische Leben der Stoff ihrer künstlerischen Umgestaltung, sie organisiert und stilisiert dieses Leben, bis es über alle Wirklichkeit hinweg als geschlossene, rein künstlerische Vision dasteht. Innerhalb der bildenden Kunst aber ist das Seelische kein eigener Gegenstand der Bearbeitung, sondern es kann nur dem körperlichen Phänomen folgen: nur als Seele dieses bestimmten anschaulichen Körpers ist es dem Porträt von Wert, niemals aber für sich allein wie der Poesie. Dieser Leistungswert seiner besteht nun darin — und das ist das Entscheidende — daß das, was wir die Einheit eines Gesichts nennen: die gleichmäßige Belebtheit der Züge, ihr gefühltes Zusammenwirken, die Bedingtheit eines jedes durch jeden anderen — daß dieses dadurch offenbart oder davon getragen wird, daß sie in ihrer Gemeinsamkeit eine Seele ausdrücken. Wenn mit Mitteln der reinen Anschaulichkeit, über die der Maler allein verfügt, eine gewisse Organisiertheit und gegenseitige Bestimmung der Formelemente erreicht ist, ein rein anschauliches Aufeinander-Hinweisen der Züge, eine Gesetzmäßigkeit in ihren Verhältnissen, so entsteht die Vorstellung der Beseelung dieser Körperlichkeit. Und, in der anderen Richtung gesehen: sobald irgendwie nur die Vorstellung der Beseeltheit von dem Oberflächenbilde ausgeht, bedingt sie in ihm eine außerordentlich verstärkte Einheit, eine Art zusammenhaltenden Lebens, als wäre die unzerlegbare Wurzel jetzt fühlbar, die all die Formen der Oberfläche emporgetrieben hat. Hier liegt in der Tat eine Art Wechselwirkung vor: die körperliche Erscheinung läßt vermöge ihrer künstlerischen Vereinheitlichtheit im Beschauer die Vorstellung einer Seele anklingen und diese wirkt zurück und gibt der Erscheinung gesteigerte Einheit, Halt, gegenseitige Rechtfertigung der Züge. Diese Wechselwirkung ist die künstlerische Form, in die sich die unmittelbare Einheit der Realität von Körper und Seele auseinanderlegt und in der sie sich von neuem beweist. Einheit in genauem Sinne ist Seele, denn alles Körperliche als solches liegt in unüberwindlichem Außereinander. Der Organismus freilich ist schon eine Einheit, aber ganz eng und streng wird sie erst im beseelten Organismus. Erst in der Seele geht eine Verwebung, eine Durchdringung, eine Innigkeit des Ineinander der Dinge vor sich, zu der die Außenwelt überhaupt keine Analogie besitzt und die die Seele eben nur dadurch, daß sie selbst

Einheit ist, hervorbringen kann. Wo die Einheit der Züge auseinanderzufallen droht, wie bei weitem Aufreißen der Augen, Aufsperren des Mundes, schlaffem Herabhängen der Wangenmuskeln haben wir deshalb den entschiedenen Eindruck von herabgesetztem seelischem Leben, ja von „Entgeistertheit". Darum ist im Kunstwerk, das die Lebenseinheit in einem bloßen Oberflächenbild darstellt, jene Einheit der Züge — wir nennen sie hier Notwendigkeit, Harmonie, Gesetzlichkeit — nichts anderes als ihr Getragensein von einer Seele. In der Wirklichkeit haben wir die naive, undifferenzierte, unmittelbar gelebte Einheit; das Kunstwerk, die Elemente auseinanderlegend und einem von ihnen die Führung übertragend, gewinnt damit eine zwar viel gefährdetere, aber auch viel tiefer notwendige, bewußter und energischer wirkende Einheit. Die Seele ist das zusammenhaltende, ordnende Gesetz der Züge, die allein die malerische Realität sind — wie das Naturgesetz weder die Sache selbst ist, noch irgendwo außerhalb der Sache ist, sondern die Ordnung und die verständliche Einheit und das gegenseitige Verhältnis der Sachen ausmacht.

Daß das überhaupt möglich ist, daß eine durch Farbflecke repräsentierte Oberfläche eine Seele in sich zu tragen scheint, daß diese empfundene Seele jene Oberfläche wieder zu einem sinnvollen, in sich einheitlichen Gebilde macht, das geht natürlich auf jenes Grundgefühl des noch nicht in Parteien auseinandergegangenen Lebens zurück. Die Richtung aber, in der die bildende Kunst diese Einheit wiederherstellt, indem sie sich ihrer für ihre Zwecke bedient, ist diese: sie benutzt sozusagen die Beseeltheit des Menschen, um für sein anschaulich künstlerisches Bild, das sie entwirft, jene Einheit, Zusammengefaßtheit, Gesetzlichkeit zu verstärktem, gesichertstem Eindruck zu bringen. Die Praxis des Lebens war umgekehrt gerichtet gewesen: Art und Bewegtheit des Körpers ist ihr ein Mittel, zur Seele zu dringen und sie zu deuten. Dies aber auch als die Absicht der Porträtkunst anzusehen, ist ein völliger Irrtum — gleichviel ob das theoretische Bewußtsein mancher Künstler ihn teilt. Es muß absolut festgehalten werden, daß dem Maler in erster und letzter Linie nur Farbflecken zur Verfügung stehen, daß sein Endzweck nur die künstlerisch vollkommene Gestaltung der optischen Erscheinung, der Oberfläche des Menschen sein kann. Diese kann für ihn unmöglich zum bloßen Mittel werden, um zu etwas zu gelangen, was nicht sichtbar ist. Malerei ist nicht Psychologie, und wenn ihr Zweck wäre, uns die Seele eines Menschen zu offenbaren, so wäre das Porträt eines Menschen ersichtlich gänzlich überflüssig, falls uns seine Seele etwa durch andere Mittel, durch unmittelbare Beobachtung, durch Zeugnisse und Bekenntnisse bekannt würde. Kunst ist, wie Schopenhauer sagt, „überall am Ziele", sie ist kein Durchgangspunkt für

anderes als sie selbst. Nur das, was außerhalb des spezifischen Sinnes des einzelnen Kunstwerks liegt, kann ihm zum Mittel werden, wie hier die Seele. Will man überhaupt von dem Begriff von Zweck und Mittel innerhalb der Kunst Gebrauch machen, was immer etwas Bedenkliches hat — so kann alles, was jenseits der künstlerischen Vollendung der Erscheinung, rein als geformter und farbiger Erscheinung steht, nur als Mittel für eben diese Vollendung gelten. Sonst stünde das Porträt nicht über jeder Tendenzkunst, die die künstlerischen Werte zu Zwecken benutzt, die außerhalb dieser künstlerischen Werte selbst liegen.

Wenn das eigentliche Problem des Porträts: welche Bedeutung denn der Ausdruck des Seelischen für die Wiedergabe der rein körperlichen Oberfläche habe, diese Antwort findet, so ist sie natürlich eine nur prinzipielle, die in der tatsächlichen Porträtkunst in einer Unzahl von Modifikationen und Abbiegungen auftritt. Die künstlerische Umbildung fordert, daß gegenüber der empirischen Erscheinung der Eindruck der Einheit der Gesichtszüge außerordentlich verstärkt und vertieft werde. Denn von dem realen Menschen haben wir ohne weiteres, aus dem vorhin angeführten Grunde, an seinen Bewegungen und Äußerungen das Wissen um seine einheitliche Wesenheit. Das Porträt aber muß dieses Wissen durch den bloßen Anblick von stabilen Formen und Farben, insbesondere der Gesichtszüge erst erzeugen, muß jenes Gefühl des vollen Ganzen durch diesen eigentlich abstrakten Teileindruck ersetzen. Man könnte nun daran denken, statt des Eindrucks von der Seele, die diese Aufgabe löste, andere Mittel zu gebrauchen. Es ließe sich der Zusammenhalt, die Einheit, durch eine formale Gestaltung erreichen, die sich in genauerem Sinne an die bloße Oberfläche hielte. Wir nennen doch eine Arabeske auf ihre genaue Symmetrie, auf eine gewisse Harmonie und Gleichmäßigkeit ihrer Kurven und Winkel hin einheitlich, während andere mit wirren, zufälligen, voneinander unabhängigen Elementen als uneinheitlich empfunden werden. Die artistische Aufgabe der Vereinheitlichung auch der menschlichen Erscheinung wäre vielleicht auf diese ornamentale Weise und ohne die Einheitsleistung der Seele herbeizurufen lösbar. Dies Experiment ist tatsächlich in gewissem Umfang gemacht. Die Geschichte des Menschenbildnisses zeigt, daß die Erscheinung um so strenger stilisiert, um so formalsymmetrischer, bis zum Geometrischen hin, um so mehr im ornamentalen Sinne ausgeglichen und geschlossen ist, je weniger der Ausdruck der Seele gesucht wird oder gelingt. In einem großen Teil der primitiven wie der hieratisch ägyptischen Kunst wird die Erscheinung in eine Form eingestellt, die an und für sich, auch jenseits der menschlichen Gestalt, einen in sich geschlossenen Sinn hat und dadurch die Einheit des in sie Hineingestalteten von vornherein anschaulich garantiert: der Kreis, das Dreieck oder

Viereck, die genaue Symmetrie der Hälften um die Mittelachse herum. Die Einheit kommt hier nicht aus dem Gegenstand selbst, wächst nicht organisch in und aus ihm, sondern es besteht ein für sich allein schon sinnvolles rationales Schema, in das die Erscheinung eingestellt wird und das ihr seine eigene Einheitlichkeit mitteilt. In der klassischen Kunst der Griechen und der Renaissance ist diese Gestaltungsart noch keineswegs ganz verschwunden, sie ist nur sehr viel biegsamer, lebendiger, komplizierter geworden und zum großen Teil schon durch die andere Form oder Kraft der Einheit ersetzt: durch den Ausdruck der Beseeltheit. Man kann genau verfolgen, daß das eine Prinzip gerade in dem Maße dominiert, in dem das andere zurücktritt. Zu vollkommener Herrschaft aber kommt die Seelenhaftigkeit als zusammenhaltende Funktion der Erscheinung erst bei Rembrandt. Wir verstehen daraus vor allem den unendlichen Reichtum an Elementen und Nüancen, mit dem Rembrandt die frühere Kunst übertrifft. Denn soweit es noch an der Seele als allein zusammenhaltender Kraft fehlt, soweit noch ein geometrisierendes Schema sie vertritt, müssen die Elemente reduziert, vereinfacht werden, um in diesem unterzukommen. Die Seele ist ein soviel weiter ausgreifendes, tiefer erfassendes, bewegter schwingendes Gestaltungsprinzip, daß sie ihre Macht über ganz frei spielende, unendlich differenzierte, mit der Berechnung gar nicht festzulegende Elemente üben kann. Den äußersten Pol dieser Reihe stellen gewisse Porträtbüsten von Rodin dar, die mit offenbarer Absichtlichkeit noch die letzte Schematik: die Symmetrie der beiden Gesichtshälften zerstören, deren Ungleichheit fast übertreibend betonen; die Seele zeigt vielleicht erst hier das Unbegrenzte ihrer Möglichkeiten. Natürlich kann auch jene frühere Kunst des Elementes der Seele für den Zusammenhalt der menschlichen Erscheinung nicht ganz entbehren, ebensowenig wie Rembrandt dasjenige, was ich das ornamentale Prinzip nannte, gänzlich ausschaltet: das rein formale Aufeinander-Angewiesensein der Oberflächenteile, den Zusammenhalt durch ihr dekoratives Verhältnis. Es kommt nur darauf an, welches der beiden diametral entgegengesetzten Prinzipien den entscheidenden und gewollten Dienst für die Vereinheitlichung der menschlichen Erscheinung leistet. —

Das Verhältnis aller Kunst zum Leben wird man so bezeichnen können, daß gegenüber der bunten, unruhig flutenden, aus unzähligen heterogenen Elementen durcheinandergemischten Ganzheit des realen Lebens jede Kunst ein Element, die Welt eines Sinnes, eine Möglichkeit des Fühlens und Formens heraushebt und damit einen umfriedeten Bezirk schafft, der vielerlei Inhalte der Welt aufnimmt und nach seinen besonderen Gesetzen gestaltet. Aber immerhin ist jede etwas Einseitiges, auf einen Ton Abgestimmtes, während die Wirklichkeit all ihre Inhalte ineinander webt

und sie für jedes Individuum in die große Einheit seines Lebens einstellt. Innerhalb aber dieser Einheit zeigt das Leben Zerreißungen, Fremdheiten, unversöhnliche Gegensätze seiner Elemente und Richtungen, von denen die Selbstbeschränkung der Kunst nichts weiß. Die Kunst als ganze ist viel einseitiger, die Summe ihrer Leistungen untereinander viel unberührsamer, fremdsprachiger als das Leben ist, dagegen aber die einzelne Kunst in sich unendlich einheitlicher und in ihren Inhalten inniger verwandt. In der erlebten Welt ist zugleich mehr Nähe und mehr Ferne der Elemente, als in der künstlerisch gestalteten. In dieses Bild von der Weltstellung der Kunst ordnet sich die Auslegung der Porträtkunst ein. Deren Bedeutung mußte erst, in genauer Beschränkung, auf den Gesichtssinn eingestellt werden, auf den der Maler allein angewiesen ist. Erst wenn dies gesichert ist, darf die Theorie fragen: wo aber bleibt die Seele, das unanschaulich innerliche Moment, das doch das Porträt in seiner Wirklichkeit unzweifelhaft darbietet? Nun erst konnte diesem die enge, künstlerisch klare Beziehung zu dem körperlichen Phänomen zugewiesen werden. Gewiß, in der Lebenswirklichkeit ist prinzipiell Körperliches und Seelisches unmittelbarer als Eines empfunden, als Eines wirksam. Allein dennoch, in der einzelnen Erfahrung bricht beides oft auseinander, ist beides gegeneinander zufällig, oft fremd, gegensätzlich, ohne feste Beziehung. In dem Begriffe der Kunst scheint sich beides weiter gegeneinander zu spannen, um sich dadurch, daß die Beseeltheit als das vereinheitlichende Moment der Anschauung selbst erkannt wird, um so wirkungskräftiger, sinnvoller, als zusammengehörig zu erweisen. So hat zwar die Lebenswirklichkeit eine innere Kraft, ein mächtiges Ineinanderwachsen ihrer Elemente, vor dem die Kunst als dürftig einseitige Spiegelung erscheinen könnte. Aber das Leben muß dies mit dem Chaos, mit tausend Brüchen und unbegreiflichen Zufälligkeiten und Feindseligkeiten seiner Elemente bezahlen. In der Umschränktheit des Kunstbezirkes dagegen sind die Elemente zu einem festen durchsichtigen Sinne, einer überzufälligen Harmonie verbunden. Und dies ist das Erlösende, Beglückende, das die Kunst uns gibt. Denn da schließlich doch auch sie aus dem Leben kommt, aus seinem Pulsschlag die Kräfte ihrer Entwicklung zieht, so ist die Harmonie, die die Dinge in ihrem Spiegel finden, so partiell sie sein mag, uns eine Ahnung und ein Pfand dafür, daß die Elemente des Lebens im allertiefsten Grunde auch ihrer Wirklichkeit doch vielleicht nicht so hoffnungslos gleichgültig und gegensätzlich auseinanderliegen, wie das Leben selbst uns so oft glauben machen will.

Sonette
von Walter Rheiner

Im Einschlafen

Verhängt mit Schatten alle meine Sonnen ...
Der Raum bricht hämmernd in mein Zimmer ein.
Jetzt ist das Sein
Mit schwerem Schlag auf mich herab geronnen!

Und lange dämmernd, träufend, nachtversonnen,
Dringt alles Außen prall zu mir herein
Und wird ganz Ich; wird Arm, wird Bein: –
Von Aufgeschrecktem bin ich eingesponnen.

Und ich will schreien, doch mein Schrei versinkt
Im greisenhaften Heer, das um mich drängt.
Das Fenster schwindet. Aus dem Dunkel winkt

Auf neuen Feldern unermeßne Schar:
In tausend mir bestimmten Fratzen hängt
Der Hunger und gestorbnes hartes Haar.

Im Aufwachen

Mein roter Schlaf ist nun verdröhnt.
Was werden meine Augen finden,
Wenn sie sich öffnen? Wird aus den Gewinden
Am Fenster neu der Tag herstürzen, unversöhnt,

Wie ein Erschlagner, der mein Schreien höhnt
Mit wächsernem Gesicht und blutgen Grinden?
Werd wieder ich am Leben wie an Rinden
Mit morschen Zähnen nagen, hingestöhnt

Wie das Geständnis einer Übeltat? –
Ich weiß, daß irgendwo in fernen Meeren
Verlorne Inseln heiß wie Bräute harren,

Voll schwarzer Wälder und voll runder Beeren.
Dort will ich hausen als ein dunkler Schrat
Und meckernd lieben und mit Hufen scharren .....

Rundschau

Parlament und Regierung

von Samuel Saenger

I

Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland nennt Max Weber eine Schrift, deren Grundgedanken im Sommer 1917 in der „Frankfurter Zeitung" erschienen sind. Sie ist gleich hinterher erweitert, vertieft, dialektisch verzahnt worden und hat durch Beschränkung auf das Hauptstück unseres Leidens, die angeblich die deutsche Freiheit begründende Trennung von Regierung und Volksvertretung, unmittelbaren Gebrauchswert erhalten (bei Duncker und Humblot, 1918). In der kritischen Schwüle jener Tage horchte man auf diesen Klang; auf diesen Feuerstrom reifer, ausgetragener, erlebter Gedanken; auf dieses rücksichtslos mutvolle Bekenntnis zu einer politischen Überzeugung, die allerhand Autoritäten und Parteien unbequem sein mußte — als ob es auf diese erbärmlichen Unbequemlichkeiten in dieser Zeit ankäme —; auf dieses leidenschaftliche Manifest eines wahrhaft geistigen Menschen, das den Blick für eine seit Jahrzehnten verlogene Ideologie schärfte, ohne in den Lüsten neinsagender Kritik zu schwelgen.

Eine Gruppe junger Schriftsteller, die wissenschaftlich, literarisch, politisch und allgemein menschlich sich erst noch zu beweisen haben wird, aber durch eine unbezähmbare Sehnsucht nach einer menschenwürdigen Neuordnung der aus den Fugen geratenen Welt sich alle Sympathien erwirbt, hat das Wort vom „tätigen Geist" geprägt: von dem Geist, der nicht abseits steht und durch literarische und dialektische Spielereien den Schein einer nützlichen und aufbauenden Mission erweckt. Nun, hier ist tätiger Geist in hoher Ausprägung, hier drängt sich die lange Erfahrung eines denkenden und forschenden Menschen und ein innerlichstes politisches Erlebnis zu der siegreichen Bekundung einer Idee, eines Willens, einer politischen Gesamtanschauung zusammen, wie sie in dieser sachlichen und persönlichen Zuspitzung in der Literatur des letzten Jahrzehntes unbekannt war und gar die der Kriegszeit nicht aufzuweisen hat. Man möchte, wenn man

von der Tat dieses Bekenntnisses spricht, das schielende Wort Literatur am liebsten meiden; denn die Schrift ist nicht geschrieben, um in dem Wust gedruckter Meinungen weiter gewälzt zu werden. Wir haben übergenug davon, wir ersticken daran.

2

Weber geht von der Überzeugung aus, daß die bisherige Art der staatlichen Willensbildung und des politischen Betriebes bei uns jede deutsche Politik, gleichviel welches ihre Ziele seien, zum Scheitern verurteilen müsse; daß dies bei gleichbleibenden Verhältnissen künftig immer wieder genau so sein werde. Damit ist die drängendste, unmittelbarste, unaufschiebbare Lebensaufgabe der deutschen Nation ein für allemal scharf und bestimmt umschrieben. Ohne Kritik des Gewesenen, insbesondere der bismärckischen Erbschaft, ist die fördersame Erörterung dieser Dinge aber nicht möglich; darum ist ihr ein Kapitelchen gewidmet. Das ist Nebenwerk und soll nur bis an die Brücke zum Neuen, Unvermeidbaren führen helfen. Dieses tritt in fünf weiteren Kapiteln aus dem Jahrzehnte lang für höchste politische Weisheit ausgegebenen Zwielicht und wird unter folgenden Rubriken behandelt: Beamtenherrschaft und politisches Führertum; Verwaltungsöffentlichkeit und Auslese der politischen Führer; die Beamtenherrschaft in der auswärtigen Politik; Parlamentarisierung und Demokratisierung; Parlamentarisierung und Föderalismus.

Die bisherigen Formen der staatlichen Willensbildung gipfelten in dem, was man den Scheinkonstitutionalismus genannt hat. Worin bestand er? In der Herrschaft des Beamtentums, dem Einfluß der konservativen Elemente des Landes, einer einzigen Partei also, deren Anhang die entscheidenden Verwaltungsstellen besetzt hielt und mit schädlicher Anmaßung ihre Staatsidee zur allgemein gültigen stempelte. In der illegitimen Verwertung der monarchischen Verfassung als Deckmantel für die Interessen und die Ideologie dieser Parteigängerschaft. In dem System der kleinen Trinkgelder und Pfründenpatronage für die Mitglieder der anderen Parteien, die aus bekannten Gründen für hoffähig und gesinnungstüchtig gehalten wurden. In der Verhinderung einer rationalen Entwicklung der Parlamentskontrolle über die Beamtenschaft (durch Enqueten mit dem Recht des Zwanges zum Kreuzverhör, unter Hinzuziehung von Sachverständigen). In der grundsätzlichen Trennung von Reichstag und Bundesrat (der berüchtigte § 9 Satz 2), damit zwischen Regierung und Regierten keine Blutmischung stattfinde und um die Autoritätsverwalter jene eiskalte Atmosphäre der Volksferne erhalten bleibe, die man staatserhaltendem Kitt gleich erachtete. In der Beschränkung des Parlamentes auf Rednerei, Nörgelei, unorganische Kompromißlerei, Schacherei hinter den Kulissen und Kuhhändel.

Endlich, um zusammenzufassen, darin, daß man die Entwicklung des Parlamentes zum Ausleseapparat für politische Führer verhütete. Man hat diese Zweiheit aus Krypto-Absolutismus und Krypto-Parlamentarismus als die besondere deutsche Form der staatlichen Willensbildung hingestellt und angepriesen. Man hat sie als organische Staatsform und unter anderen bewußt unklaren Benennungen den demokratischen Formen der Willensbildung im Westen gegenübergestellt, und diese — das tut auch der in anderem Betracht so erfrischend radikale Alfred Weber in dem geistvollen Aufsatz dieses Heftes, obwohl er diese Formen doch zugleich für unentbehrliche Durchgangsstufen der Entwicklung zu halten scheint — als ‚technisch-rationale Verkleidungen' des Staatswillens herabzusetzen gesucht; als politischen Ausdruck einer Denkweise, die im Mechanischen ihre Erlösung sucht und findet. Man hat diesen ganzen Zwiespalt auf letzte völkische Differenziertheit zurückgeführt. Man hat die Demokratien des Westens mit ihrem politisch-technischen Zweckverbandsapparat als Entwicklung zur rational bestimmten Zivilisation bezeichnet und gezeichnet; und man hat den deutschen Zustand der Autoritätsbildung und Autoritätsübung, als ob politisch und wirtschaftlich analogielose Entwicklungen vorlägen, als Kristallisationen eines Wesens und eines Wollens charakterisiert, das auch in politischen Bildungen über das Rationale und Zweckverbandliche hinaus den Trieb zum Wesenhaften, zu dem allem Wechsel und aller materiellen Veränderung Entrückten, zum seelisch Bildhaften, zum dauernd Gültigen, mit einem Wort: zum Kulturellen spiegelt. Unter furchtbaren Geburtswehen wurden und werden diese Umschreibungen des deutschen Andersseins hervorgepreßt, man gerät in ein Labyrinth dunkler Gänge und jenes Halbdunkels, das entsteht, wenn man absichtlich das Licht aussperrt, in jene Bewußtseinszelle, in der man den deutschen Tiefsinn beheimatet wähnt; und man hat so seit Jahrzehnten, in der Bismarckzeit und ganz besonders nach ihr, mit dieser politischen Mystagogie zu einer verhängnisvollen Trübung und Verwirrung der Geister beigetragen. Zugleich aber wurde der einfachste historische Tatbestand verschwiegen: daß gerade in dem klassischen Lande der parlamentarischen Willensbildung und der parlamentarischen Auslese, in England, die tiefe und wahrheitsmutige und goldklar formulierte Kritik des Parlamentarismus zu Hause ist. Gerade ihren großen Publizisten, den Burke, Carlyle, John Stuart Mill, Ruskin, ist zweierlei stets gegenwärtig gewesen: einmal, daß die politisch-rechtlichen Einrichtungen zur Bildung des Staatswillens nicht Endzweck sondern Mittel seien, um den Menschen für seine innerlichsten kulturellen Bestrebungen und Betätigungen freizumachen, für seine ewige Bestimmung, die sich aus religiösen, moralischen, ästhetischen und wissenschaftlich gerichteten Wurzeln nährt; und ferner: daß die Art der Führerauslese den kulturellen Ansprüchen der Nation nicht

mehr genüge. Verschwiegen wurde, vor allem, daß zwei Jahrhunderte währende Kämpfe, die mit Explosionen und heftigsten Entladungen durchsetzt waren, zunächst einmal die Frage nach der freien Menschen erträglichen und ersprießlichen Bildung des Staatswillens und der Führerauslese zur Entscheidung zu bringen suchten, ohne daß der historische Aufbau über den Haufen geworfen und die fließende Entfaltung der bürgerlichen Ordnungen unterbunden gewesen wäre. Das ist der springende Punkt. Darum durften jene großen Publizisten in tausend Zungen das Selbstverständliche lehren, was Max Weber gegen seine Widersacher aus der akademischen Literatenkaste immer wieder geltend machen muß: daß staatstechnische Änderungen an sich eine Nation weder tüchtig noch glücklich noch wertvoll machen. Aber: wenn die Bildung des Staatswillens, des Herrschafts- und des Vertrauensverhältnisses zwischen Regierung und Regierten, im Bewußtsein der Nation als veraltet, als entwicklungshemmend, als daseinserschwerend, als nicht mehr rational und zweckdienlich lebt: dann hat eben der tätige Geist der Nation keine dringlichere, keine lebenswichtigere Aufgabe als diese: jene staatstechnischen Veränderungen und Reformen vorzunehmen und die kulturellen Ausstrahlungen seines Wesens in Wissenschaft und Kunst und Philosophie und Religion eine Zeitlang einmal den paar wirklich zu schöpferischen Leistungen Berufenen zu überlassen. Die Brüchigkeit des Kulturrahmens hat sämtliche Kulturwerte der Gefahr der Vernichtung preisgegeben, und da können wir mit dem dialektischen Mittelchen der akademisch wattierten Leisetreterei die Grundfragen unseres politischen Lebens nicht erörtern wollen, gleich als ob es einen Philologenzank um eine verderbte Plutarchstelle gelte. Wer in dieser Katastrophe, die mit trauriger Deutlichkeit gezeigt hat, wie tot überall der alte Autoritätsbegriff ist, sich vor der Mitarbeit an den staatstechnischen Änderungen drückt, ohne die unsere weltpolitische Stellung gefährdet ist und unser Gewicht in der Welt weit hinter der geistigen und moralischen Bedeutung der Nation zurückbleibt, der ist in toter Ideologie befangen, mag er tausendmal recht haben mit der Behauptung (die nur nicht als Entdeckung und deutsches Erbgut zu buchen ist), daß Zivilisation und Kultur nicht identisch und die Probleme vom Leben und Sterben denen einer Demokratisierung des Staatswillens nicht gleichzusetzen seien.

3

Wer so denkt, muß auf den blödsinnigen Vorwurf der Englandfreundlichkeit, und Schlimmeres, gefaßt sein, er mag hundertmal bewiesen haben, daß er die geschichtlich faustdick belegte englische Ausgabe des Raub- und Machttriebes kenne, jene puritanisch verhängte Art, das mir Nützliche ins Gott- und Menschengefällige umzulügen, für die die

Tragödie Irlands so typisch ist. Sie ist in der Tat ein Unikum; in jeder Wendung dieses fürchterlichen Kampfes tritt auch sie nackt heraus, eine moraltriefende Bestie... Genug. Hier aber beschäftigt uns das Problem, wie der deutsche Staatswille am zweckmäßigsten zu gestalten, wie der verhängnisvolle Dualismus zwischen Staatswillen und Volkswillen zu überwinden sei, nachdem diese spezifische Leistung der deutschen Staatsidee, als welche sie... Professor Hans Delbrück noch 1911 anpries, wohl auch vor seinen heutigen Augen einfach bankrott gemacht hat. Max Weber behauptet mit vollkommenem Recht, daß es für einen modernen Massenstaat nur eine begrenzte Zahl von Formen gebe, und daß aus ihrer Wahl eine Frage der nationalen Eitelkeit zu machen, keine sachliche sondern Literatenpolitik sei, — ich würde vorziehen zu sagen: Professorenpolitik.

Der Unterschied ist sehr groß, er darf um Gottes willen nicht verwischt werden. Unsere akademische Intelligenz — und ihre Spitzen, die professorale Priesterschaft — war obrigkeitlich, entwicklungsfremd, volksfremd, oft, in ihrer objektiven Wirkung, volksfeindlich. Und zwar aus einem falschen Begriff der Staatsergebenheit. Sie bildete den Gegenpol zur russischen Intelligenz, die, grundsätzlich und aus abstraktem Radikalismus um seiner selbst willen, staatsfeindlich war. Und sie ahnte weder, wie staatsfreundlich das deutsche Volk, ja dessen als Masse be- und gezeichneter Teil war, noch worauf die als demokratisch verlästerte Unruhe im deutschen Volk zurückzuführen war: sie rührte daher, daß das ganze System der Führer- und Verwalterauslese der modernen Bewußtseinslage als veraltet widerstrebte und die internationale Stellung Deutschlands und des Deutschtums gefährdete. Man hatte sich, gegen alle geschichtliche Analogie und Erfahrung, einen Krüppelbegriff von Demokratie gebildet und spielte damit Blindekuh, in der eitlen Hoffnung, die Wasser werden einmal bergan fließen. Die Literatenpolitik aber bestand meist darin, durch Aufgebot glitzernder Feuilletonismen Bildung und Kultur von der Politik zu trennen; oder diese durch saloppe Unsachlichkeit und frechen Unernst salonfähig zu machen; oder das politische Interesse der Gebildeten im Sumpf des Personalklatsches zu ersticken. Da war nie eine Spur sachlicher Leidenschaft zu spüren, am Rande des Abgrunds. Seit Ausbruch des Krieges stören manche dieser Literaten, besser: ‚Intellektuellen', durch hysterisches Geschrei mehr, als daß sie heilen und helfen.

Jene Professorenpolitik bestand nun darin, den Reichstag, nachdem er durch Bismarcks Cäsarismus um jedes Eigenleben, um seine Idee, um seine Entfaltungsmöglichkeit gebracht worden war, in Grund und Boden zu kritisieren, aber alle anderen Staatsorgane untertänigst und mit entzückten Gebärden zu umloben und zu umschmeicheln und dadurch den deutschen Geist politisch zu sterilisiren. Dabei müssen wir verweilen.

Als Bismarck entamtet wurde, hinterließ er seiner Nation die Erinnerung an lange Jahre eines fabelhaft erfolgreichen Cäsarismus. Das war ein Verhängnis; und es hat sich gerade weltpolitisch furchtbar gerächt, daß dieser Cäsarismus Bismarcks und weniger die unerschütterliche, in der Richtung der nationalen Idee liegende Leistung seines Genius auf Schule und Universität als Heiligtum verehrt wurde. Das war Blindheit und entartete in würdelosen Götzendienst. Es war der Cäsarismus des Genies, gewiß; und vor der geistigen Energie dieses Mannes erbebten auch seine Gegner in Neid und Bewunderung; aber Cäsarismus, auch der wohltätigste, ist für die politische Erziehung eines Volkes das untauglichste Mittel. Das Parlament hatte Bismarck, wie Weber bemerkt und oft gesagt wurde, tief unter dem Niveau zurückgelassen, auf dem es zwanzig Jahre vorher gestanden hatte. Jede Regung zur tatsächlichen Mitentscheidung der höchsten und letzten Fragen des nationalen und politischen Lebens hat der gewalttätige Mann unterdrückt; und die elende negative Politik, die zu machen der Reichstag nunmehr herabgewürdigt war, hat seinen Auslesecharakter zerstört. Der Eisenmann hat die Neigung zu sachlicher Politik, wo sie möglich war, wie bei militärischen Fragen, durch Verquirlen mit innerpolitischen Herrschaftsmotiven aus despotischer Eifersüchtelei ertötet; (typisch war der unredliche Kampf um das Septennat); er hat die etwaigen Führertalente, Männer, die dem Geschlecht der Bennigsen, Stauffenberg, Völk, Richter, Rickert, Lasker, Windhorst ähnelten, ihm ferngehalten und die gebenedeite Ära der Parteisekretäre, Parteibeamten und blanken Interessenvertreter eröffnet. Sein Haß gegen die eingebildete und damals ferne ‚Gefahr' einer Parlamentsherrschaft, die sich wie ein riesenhafter Atavismus auf das Gemüt dieses Mannes legte, während er mit seiner nationalliberalen Mehrheit ein Jahrzehnt ersprießlichster und aufbauender Arbeit hinter sich hatte, — dieser Haß hat die natürlichen und organischen Funktionen des Parlaments so eingeengt, daß es in der öffentlichen Achtung sank, das öffentliche Interesse nur noch bei sensationellen Vorgängen erregte und sich zu dem Ort blecherner Rhetorik und allerhand minderwertiger Strebsamkeiten entwickelte, als der es seither von der herrschenden Burokratie und . . den Literaten verunglimpft wurde. (Heute übertaumeln sich diese Literaten in Radikalismus, meist wieder ohne klare Einsicht in die sachlichen Mittel zur Rettung und Erlösung; denn dazu muß man den Mechanismus der politischen Kräfte und Gegenkräfte genau kennen. Ich fürchte ihren politischen Impressionismus und dessen schöpferische Ohnmacht. Immerhin, sie seien willkommen. Leider haben sie uns früher allein gelassen, als der Kampf gegen den belastenden und hemmenden Teil der Bismärckischen Erbschaft noch

Aussichten bot. Sie hatten Besseres zu tun, nämlich Ewigkeitswerte für den Salongebrauch zu präparieren und christümelnde Puderquästchen zu verfertigen . .). Bismarck hat es so gewollt. Er hat so dem politischen Willen der Nation das Rückgrat gebrochen. Er hat sie daran gewöhnt, in Fatalismus über sich ergehen zu lassen, was man über sie beschloß; erst als er selbst sich in den Maschen seines Systems verfing, erwachte er. Es war zu spät . . Die Nation war in ihren gebildetsten und besitzenden Schichten so weit entpolitisiert, daß sie die Achtung großer Teile des Volkes als Reichsfeinde und Bürger zweiter und dritter Gilde fast ohne Murren und sichtbare Erregung hinnahm. Sie hat das üble Spiel, das ein interessierter Klüngel mit dem Zollstock seines monarchischen Gefühls trieb und welches in der Abstempelung der politischen Salonfähigkeit jedes Deutschen gipfelte, seither gewähren lassen. Sie hat schließlich mit einer Geduld, die in der Geschichte großer, geistig regsamer und kulturell hochstehender Völker ihresgleichen sucht, — den unglaublich inkompetenten Nachfolgern des zäsarischen Mannes Gefolgschaft geleistet.

Einer Analyse dieses großen politischen Genies und seiner Leistung ist der Augenblick nicht günstig. Sie ist, trotz allem — wem braucht man es zu sagen — riesenhaft; aber da wir unter dem Regiment seiner letzten zehn Jahre, unter den Schlacken seines Wesens, unter den Atavismen seiner Natur, die die einer herrschenden Schicht sind, heute noch leiden, so gehört zu den elementarsten Taten der Befreiung das resolute Abschütteln dieses Teiles seiner Erbschaft. Nur so viel möchte ich in dieser Angelegenheit sagen.

Aus der Führung der auswärtigen Geschäfte unseres Landes schlossen und schließen heute Millionen Deutscher, gleichgültig welcher Partei sie angehören — und es sind unzählige darunter, die in einem handfesten und dogmatisch verhärteten Bismarckkultus groß ‚und reif' geworden sind —: sie schlossen und schließen, daß sowohl die Führung der politischen Geschäfte, wie die nebenher laufende Kritik des Reichstags, gründlich versagt habe. Mit einer beschämenden Heftigkeit versagen sich die Professoren-Politiker und ihr literarischer Anhang in der Presse, die dem Industrie- und Finanzkapital untertan ist, der Erkenntnis, daß die Schuld des Reichstages in der grundsätzlichen Entmannung seiner Mitbestimmungsrechte durch Bismarck die letzte Wurzel hat, und daß alle Krisen in der Führerschaft der Nation, deren Schrecken wir seit eineinhalb Jahren erdulden, ursächlich mit dieser Entmannung des Reichstags zusammenhängen, als dem entscheidenden Orte, wo in Massenstaaten mit einer Volksrepräsentation die Auslese der politischen Führer geschehen kann . . . es sei denn, man mache den Sprung ins Dunkle und gehe zu dem rein demokratischen Verfahren des Referendums für wichtige Gesetze und der

direkten Volkswahl der höchsten politischen Beamten über (wie in Amerika). Alles spricht dafür, daß bei unserer Entwicklung das Parlament die großen Probleme unseres politischen Lebens nicht nur bereden, sondern maßgeblich entscheiden muß. Der bisherige Modus, daß die herrschende Bürokratie die höchsten und letzten Aufgaben der Nation in allem Wesentlichen allein entscheidet, das Parlament aber wie eine Postkutsche neben der Lokomotive nörgelnd und kuhhandelnd nebenherrattert, die verlangten Gelder bewilligt und die ihm vorgesetzte Beamtenschaft als die geborenen Führer der Nation verehrt, hat Bankrott erlitten. Man mag diese Ansicht, die zum Beispiel von Weber an einzelnen Punkten mit großer Ausführlichkeit belegt wird, für radikal halten. Das ist Glaubenssache; und im Gegensatz zu gewissen hysterischen Schreiern von heute haben wir uns seit Jahren, ohne von dem furchtbaren Stimulus der europäischen Katastrophe gepeitscht zu sein, zu diesem Glauben bekannt. Wenn dieser Glaube Radikalismus enthält, so ist es einer, der die Nation einigen, unsere innere Reihen schließen, unsere Stellung unter den Weltvölkern befestigen, unsere Wirtschaft von neuem beleben und die Abwehr der von den feindlichen Imperialismen uns angedrohten frechen Demütigungen siegreich machen kann. Er mutet uns keinen Bruch zu, keine Kapitulation vor dunklen Gewalten, im Gegenteil: er ist aus den überlieferten, nur nicht zeitgemäß ausgebauten Ordnungen entwickelbar.

5

Wie liegen also in Wahrheit die Dinge? Offizielle Geschichtsschreibung und schönfärberische Publizistik sind jahrelang mit Vorbedacht über den Entmündigungsprozeß, den Bismarck gegen den deutschen Reichstag geführt hat, hinweggeglitten. Sie kehren den Sachverhalt um; sie verkünden, er sei zu schöpferischer politischer Arbeit unfähig gewesen, er habe dem großen Staatsmann sein Werk unendlich erschwert, in der Mehrzahl seiner Mitglieder hätten Parteigeist und Parteiegoismus den Sinn für das öffentliche Wohl verkrüppelt; und ähnliches. Nie ist das Verhältnis von Ursache und Wirkung so ... keck verdreht worden. Im Gegenteil: die Heftigkeit, mit der die Reste mannhafter Gesinnung gegen den Cäsarismus des Gewaltigen sich gewehrt haben, obwohl ihnen auch von unten her eine drohende Gegnerschaft – die rote – erwuchs, ist immerhin beachtenswert. Erst nach Bismarcks Entamtung, als das Geschlecht abgestorben war, dem parlamentarischer Machtwille und parlamentarisches Verantwortungsgefühl von den Vätern vererbt waren, erst dann wurde, zusammen mit anderen Quellen materialisierender Einwirkungen, die gewaltsame Erziehung zu negativer Politik und ‚obrigkeitlichem' Denken deutlich sichtbar. Die Epigonen Caprivi, Hohenlohe,

Bülow hatten im Parlament viel leichteres Spiel als der Meister. Im Reichstag begann der Geist der Parteisekretäre und der von den mächtigen Verbänden abgeordneten Vertreter zu herrschen; die Parteien verbüro=kratisierten sich, verbeamteten sich; der Ort, wo die „Behörde" saß, die dem Parlamentarier die Weisungen gab, war für ihn ein anderer als für den ‚eigentlichen' Beamten: in der Sache war es dasselbe. Politische Führernaturen konnten in dieser niederziehenden Umgebung nicht gedeihen, und gegen die auch hier zur Geltung gelangten Beamtennaturen nicht aufkommen. Bismarck hat, luchsäugiger Menschenverächter der er war, das Wort vom Kleber in Kurs gesetzt: man weiß, für wen; aber diese Klebernaturen saßen auch rudelweise in den Parteiämtern und wollten sich, so wenig wie die um ihre Unkontrollierbarkeit bangende politische Beamtenschaft an den Machtspitzen, aus dem Pfründengenuß verdrängen lassen. Bis der Zustand eintrat, von dem Voltaire sagt: La scène reste vide. Die Angst vor der Verantwortung im Großen, der legitime Ehr=geiz, die politische Führung an sich zu reißen, wird von nun an für das deutsche Parlament charakteristisch, — wir haben es diese schicksalsschweren (und durch lauernde Krisenstimmung jede erfolgreiche Außenpolitik läh=menden) Jahre hindurch erlebt, wie die Scheu vor dem Kampf um die Macht, dem Lebenselement des Politikers wie des Unternehmers, unsere Parlamentarier kennzeichnet, bis in die Reihen der sogenannten Linken hinein. Schon kann man es von den Fingern der Hand herunterrechnen, was die Impotenz, die Ohnmacht, das blasse Mißtrauen des Reichsparla=mentes gegen die eigene Kraft und die eigene Mission die Nation gekostet hat. Das Gefühl für die höchsten nationalen Gemeinsamkeiten war nur im subalternen Schülersinne vorhanden, nach den Rezepten unsrer Erziehung zu negativer Politik. Frohlockend wiesen die Verfechter der analogielosen deutschen Staatsidee — analogielos ist nie das Mechanische, ist immer nur das Seelische des Lebens — auf diese Impotenz des Reichstags, als ob sie nicht das Natürlichste von der Welt wäre. Auf der anderen Seite konnte die Gegenseite mit mehr Recht betonen, daß in der gegenwärtigen Krisis unseres Staatsrechts (und unseres nationalen Schicksals) kein Bis=marck des Entwicklungswidrigen dieses Scheinkonstitutionalismus und Scheinparlamentarismus Herr zu werden vermöchte: das System ist überlebt. Wie fühlbar die Not ist, offenbart die Entwicklung der beiden letzten Jahre. Aller anerzogenen und ‚immanent' gewordenen Impotenz zum Trotz hat sich dennoch eine Art Mehrheit im Reichsparlament bilden können, eine schüchterne Form von Wohlfahrtsausschuß für äußerste Fälle. Eine Zeitlang, aus mißverständlicher Deutung militärischer Vorgänge und der weltpolitischen Gesamtlage, hat er zwar nicht leben nicht sterben können; und immer wieder gelang es den Pfründnergehirnen und den unsichtbaren

Verbandsschiebern die Entwicklung aufzuhalten, sie holten die elenden trennenden Schibboleths der Parteien hervor, um den Mehrheitskern zu zerbrechen und dessen aufs Wesentliche gerichteten Einheitswillen zu lähmen; aber... der Prozeß der Parlamentarisierung der Monarchie, die Bildung des Staatswillens von innen und von unten heraus schreitet unaufhaltsam vorwärts. Widerwillig ergeben sich die heutigen Parlamentarier ihrem Schicksal, das sie, die zur Impotenz erzogenen, zur Macht beruft, — ein paradoxer Vorgang. Aber die Paradoxie verschwindet mit den nächsten allgemeinen Wahlen; die werden ein anderes, im Fegefeuer geprüftes, zum Eigenwillen gehärtetes Geschlecht an die Urnen rufen und auf neue Männer die aktiven Rechte des Volkstribunats übertragen, vor denen die heutigen zittern.

6

Weitere Bemerkungen knüpft Max Weber an Erörterungen, die der Monarchie, der modernen Parteibildung, der Bürokratie gewidmet sind. Die Monarchie hält er, parlamentarisiert und zum Volksganzen in endgültige Beziehung gebracht, in Deutschland und inmitten des Stromes nationaler Neubildungen für unentbehrlich. Er zeigt, worin die unersetzliche Kraft der fachgebildeten, technisch dem Laienelement unendlich überlegenen Bürokratie liegt, und wie literatenhaft dumm und verwirrend das bequeme Geschimpf über sie ist. Das Leben in Massengebilden, welcher Art immer, vollzieht sich äußerlich in der Rationalisierung, das heißt in der Bürokratisierung: und tatsächlich bürokratisieren sich die städtischen und provinzialen Verbände, die Berufsgenossenschaften, die Industrien, der Handel, die geistige und die Körperarbeit, die politischen Parteien, kurz: alles. Die Herrschaft der Bürokratie im modernen Massenleben ist unentrinnbar. In England, dem gelobten Lande der ehrenamtlichen Selbstverwaltung und des Individualismus, gewinnt der civil service, das fachgebildete Fachbeamtentum, täglich an Macht, Einfluß, Umfang. Ähnlich in Amerika, wo es gegen die Korruption einen festen Wall bildet. Diese Entwicklungstendenz ist erträglich, auch wenn sie immer weiter in das Wirtschaftsleben übergreift, — sofern es gelingt, die letzten und höchsten Aufgaben des Gemeinschaftslebens dem Herrschaftsdrang und dem Zugriff der Bürokratie zu entziehen. Darum, meint Weber, ist die Angst, es möchte die politische und soziale Entwicklung uns künftig zu viel ‚Individualismus‘ oder ‚Demokratie‘ oder dergleichen bescheren, so töricht, ist die Vorstellung, es möchte die jetzige ‚Anarchie‘ unserer wirtschaftlichen Produktion und das ‚Parteileben zugunsten sozialer Ordnung und ‚organischer Gliederung‘ beseitigt werden, so verwirrend. Wäre sie siegreich, so müßte der Pazifismus der sozialen Ohnmacht unter den Fittichen der einzigen ganz sicher unentfliehbaren Macht, der Bürokratie in Staat und Wirt-

schaft', das Endergebnis sein. Hier sind Bücher einzuschieben: ich beschränke mich auf eine Bemerkung. Unsere wirtschaftliche Produktion war nur eingebildetermaßen ganz die ‚unsre'; sie war in unauflösbarer Verflechtung nationalwirtschaftlich und weltwirtschaftlich bestimmt. Und da, infolge unausgeglichener kapitalistischer Interessen, zwischen ihren beiden Seiten Gegensätze bestanden, die zu blutigen Konflikten zwischen den Gliedern der Weltwirtschaft führen mußten, so herrschte eben Anarchie. Weiter. Ich halte die Tendenz zum Gemeinwirtschaftlichen in der Tat für unentfliehbar; der Armenhauszustand, in den wir durch den Krieg versetzt worden, und die Entfesselung des erbittertsten sozialen Ressentiments, das sich der europäischen Völker infolge der Weltrevolution bemächtigt hat und noch immer mehr bemächtigen wird, werden ihr Tempo, weiß Gott wie schnell, beschleunigen. In jeder Tätigkeitsrichtung wird sich also die Bürokratisierung, die das Stichwort der Zeit Sozialisierung nennt, steigern. Ich beklage und bezetere sie nicht: sie ist nun einmal die Wirklichkeit, in die man hineingeboren ist, wenn nun auch auf Schritt und Tritt eine sehr bestimmte Stickluft in alle Poren dringt; aber sie erträglich zu machen, gibt es tatsächlich kein Mittel als dieses: „die Reste einer in irgendeinem Sinn individualistischen Bewegungsfreiheit zu retten!" Diese Reste sind die Errungenschaften aus der Zeit der „Menschenrechte," die zu verkleinern die Modenarrheit oder Gedankenlosigkeit unserer Lehrer war (von oft schlimmeren Motiven zu schweigen); ohne sie können und wollen wir nicht leben. Aus jener Zeit stammen die politischen Einrichtungen, die geschaffen oder zur Reife gebracht wurden, um sie vor bürokratischer Vergewaltigung zu schützen, vor allem die Parlamentarisierung des Regierungswillens. Man bilde sich nicht ein, man könne diese Entwicklungsstufe ungestraft überspringen, weil sie der abgelaufenen bourgeoisen Epoche angehöre oder der deutschen Staatsidee wesensfremd sei, — so fremd etwa wie die Einführung der Verfassung, der kapitalistischen Wirtschaftsformen, des imperialistischen Ausdehnungsdranges . .

John Morleys Erinnerungen

von Carl Brinkmann

Mitten in die höher und höher gehenden Wellen des Völkerhasses hat John Morley, der Achtzigjährige, mit derselben stillen und beredten Gebärde, mit der er seit der englischen Kriegserklärung von den Staatsgeschäften zurücktrat, das Denkmal seiner Lebenserinne-

rungen hineingestellt. (Recollections by John Viscount Morley. 2 Bde. London, Macmillan, 1918.) Das Buch ist für ganz Europa eine Mahnung an bessere Vergangenheiten. Aber der Deutsche liest es noch mit einer besonderen Ergriffenheit: Aus ihm spricht zu uns vielleicht das letzte Mal das alte England, das wir liebten und das uns liebte. Gewiß ist zwischen jenem Verhältnis und dem umgekehrten nicht eine bloße Zeitgrenze: auch wenn wir nicht wissen, was von dem alten England heute unter der Maske des Kriegsrauschs fortleben mag, ist doch das neue England bekanntlich lange vor dem Krieg geboren worden. Aber wie viel Erziehliches liegt gerade in der Einsicht, daß selbst im Krieg die Völker nicht die einheitlichen Charakterpuppen der alten Historie oder der neuen kriegerischen Hetzpropaganda sind.

Es ist merkwürdig, daß trotz des Symbolischen von Morleys Erscheinung der Chauvinismus aller Länder seiner unmittelbaren Bekämpfung oder gar Beschimpfung bisher stets ausgewichen ist. Beim Lesen der Memoiren begreift man etwas von den Gründen dafür. Der Sohn des kleinen Provinzdoktors und langjährige Zeitschriftenredakteur hat die schweigsame und verbindliche Unnahbarkeit der ganz großen englischen Staatsmänner, die trotz aller radikalen Angriffe auf das Oberhaus dem Kern der englischen Peerage noch immer ein senatorisches Ansehen und Gewicht geben. Die klassische Bildung durch den (noch in aller utilitarischen Modernisierung) halb mittelalterlichen englischen Humanismus und die diplomatische Weltgewandtheit des Prokonsuls geben diesen Unnahbaren auch sachlich etwas schwer zu Fassendes: Die große Form des ständigen Verkehrs mit gefährlichen Entscheidungen und mehrdeutigen Wirklichkeiten ist nur der Ausdruck für einen letzten, halb gewissenhaften halb ästhetischen Relativismus, der sie von den Agitatoren und Bekennern jeder Richtung weit entfernt (ohne sie freilich darum den „Taktikern" der Parteipolitik zu nähern). So würden ein Humboldt, ein Ranke große Politik gemacht haben (es ist kein Zufall, daß Morleys Romanes-Vorlesung über Machiavelli in dem geschichtlichen Verständnis des „heilsamen Gifts" fast genau die berühmte Rankesche Beurteilung trifft). Gegen den Imperialisten Chamberlain, der (das ist wie eine Offenbarung der Denkformen englischer Politik) das Naturrecht für seinen Neuliberalismus in Anspruch nimmt, äußert Morley einmal, kein Recht sei ohne das Gute, das es stifte, einen Strohhalm wert. Und obwohl das kaum der krasse Nützlichkeitsstandpunkt ist, der es scheinen könnte (sondern nur ein menschlicher Vorbehalt des Rechtsinhalts gegen die Rechtsform), klingt es doch lange nach wie ein Oberton des Zweifels und der Enttäuschung nach allem Dienst an „Idealen". Man denkt, daß Morley auch über den Krieg nur geschwiegen, nicht gesprochen hat.

Alles Wesentliche dieser Anlagen wies Morley auf das politisch handelnde Leben an. Unter seinen parlamentarischen und ministeriellen Genossen in England der philosophisch und literarisch verwöhnte Intellektuelle, erscheint er erst in der Entfernung des festländischen Beobachters als der reine Typus des englischen politischen Menschen, den alle Abbiegungen des theoretischen Lebens nur um so stärker beleuchten. Seine traditionelle und tief naturnotwendige Verwandtschaft mit den großen Utilitariern zeigt diese geistige Richtung, die uns die Kriegsliteratur schon fast ausschließlich als Karikatur sehen gelehrt hat, von der Seite einer praktischen Fortsetzung des europäischen Klassizismus. Die Verehrung für die Freunde seiner Jugend John Stuart Mill und Spencer, die doch ein scharfes Auge für ihre Schwächen und Einseitigkeiten hat (namentlich Spencers, wie er Henry Sidgwick nachschreibt, „geckenhaftes Selbstvertrauen"), zeigt ihm untrüglich den für ihn wichtigen Gehalt ihrer Lehren: daß (nach einem Ausspruch Mills) die großen Fragen des staatlichen Daseins nicht im Kampf zwischen ungeistiger Neuerung und ebenso ungeistiger Beharrung ersticken sollen. Der zynische Ausruf des älteren Churchill, den Morley nicht ohne Befriedigung anführt: „Ach ja, Balfour und Sie glauben an die Lösbarkeit politischer Probleme" ist nur die Ahnung des Alltagsmenschen von dem, sei es noch so aussichtslosen, Ehrgeiz des Idealismus, auch in der Politik den Geist über die Materie, das Sollen über das Sein zu erheben. Und wenn das allerdings zunächst das Bekenntnis des englischen Radikalismus (vor seiner manchesterlichen Erstarrung) ist, so beweist schon die Gesellung mit Balfour, daß eben dieser Gedanke seit den Zeiten von Burkes „organischer" Staatstheorie dem ganzen politischen Leben Englands neue Antriebe erteilt hat.

John Morleys staatsmännische Laufbahn ist ein treues Abbild dieser Grundlagen. Unter drei Ministerpräsidenten, dem Lehrer Gladstone, dem Freunde Campbell-Bannerman und (man kann sagen) dem Schüler Asquith ist er nichts andres und glänzenderes gewesen als Staatssekretär meist für Irland, dann für Indien, also neben repräsentativen „Vizekönigen" das bescheidene Gehirn der Verwaltung, und zwar der beiden dornigsten und wenigst ehrenvollen Verwaltungen des britischen Imperiums. Er selbst beruft sich scherzend auf das alte Sprichwort, die irische Frage werde kurz vor dem jüngsten Tage gelöst werden, und auch in Indien sind die Reformen, die der Zwang der Ereignisse der englischen Bürokratie abgerungen hat, stets so unendlich geringfügig gewesen wie Kiplingsche Menschen auf dem unendlichen Hintergrund der indischen Landschaft: Im Sinn des politischen Erfolgs noch dazu in einem parlamentarischen Staatswesen war Morley immer auf verlorene Posten gestellt, etwas wie der Prügelknabe unversöhnter und unversöhnlicher Gegensätze.

Eine Menschlichkeit wie die seine machte aus solcher Stellung einen Ruhm seiner Partei und seines Landes, weil sie ihm das Recht gab, für beide zu einer Innerlichkeit, zu etwas wie einem Gewissen zu werden.

„Lassen Sie mich Ihnen sagen," schreibt er einmal seinem indischen Vizekönig Lord Minto, „daß eine von meinen Lebensgewohnheiten darin besteht, vor zwei Worten nicht zu erschrecken: das eine heißt „Philanthrop", das andre „Agitator". Das meiste von dem, was in dieser seltsamen Welt gut ist, ist von diesen vielgeschmähten Menschengattungen vollbracht worden." Mit dieser Gesinnung übernahm er das irische Staatssekretariat unmittelbar nach der furchtbaren Zeit der Balfourschen „Coercion", das indische am Morgen des berühmten Konflikts zwischen Curzon und Kitchener über die Anforderungen der Militärgrenze gegen Vorderasien. Die Briefe und Tagebücher ergeben, daß er in diese peinlichen Situationen immer wieder nicht nur ohne Zaghaftigkeit, sondern geradezu mit einer freudigen Neugier auf das menschliche Verhältnis aller jenen dunklen Kräfte zu der seinen hineinging. Seine Charakterschilderung, oft nicht ganz frei von der kalten Stereotypie englischer Staatsberedsamkeit, wird zur Geschichtsschreibung größten und doch schlichtesten Stils an den Mächten, mit denen seine vermittelnde amtliche Arbeit nach entgegengesetzten Seiten zu kämpfen hatte: Die wilde Entschlossenheit Parnells, die aus den Debatten und Gesprächen hervorblickt wie mit schönen und scheuen Tieraugen, steht gegen die ganz andre Wildheit des ersten liberalen „Unionisten" Chamberlain, dessen nicht minder primitive Ergriffenheit von der Aufgabe des englischen Weltreichs am Ende zur gewissenlosesten „Realpolitik" sich gestaltet; ähnlich geben die Briefe an Minto mit ihrer unerhört feinen Kunst der Menschenbehandlung und Menschenbeeinflussung ein glänzendes mittelbares Bild von dem Widerstreit zwischen dem Verantwortungsgefühl des Erziehers und dem andern jenes unnachahmlich englischen, imperialistischen Militarismus mit seiner echt militaristischen Angst vor allen andern als gewaltsamen Regierungsmethoden. Die Art, wie Morley zwischen diesen Extremen schaltet, erinnert in ihren alltäglichen Wendungen nicht selten an den seigneurialen Gelegenheitspolitiker: Wo die Mittel zu Selbstzwecken werden, ist der Schritt zur bloßen taktischen Fassadenpolitik mitunter klein. Die unfehlbare Strategie ist da die Gewinnung der gemäßigten Flügel entgegengesetzter Richtungen durch ihr Ausspielen gegeneinander, die gegenseitige Einschüchterung mit ihrer möglichen Radikalisierung. Wenn dieser Eindruck sich bei den (kleinen) indischen Reformen häufiger und stärker einstellt als in dem fruchtlosen Kampf um Home Rule, so ist sicher neben dem „Treue"-Verhältnis Morleys zu Irland (und wohl auch als sein vornehmster Grund) die parlamentarische Macht der kleinen Insel dafür maßgebend.

Die Welt Indiens hat ja dieser Staatssekretär noch wie die meisten seiner Vorgänger ohne die geringste Reisebekanntschaft mit ihr ganz aus einer Entfernung regiert, deren rein äußerlich lähmende Wirkungen er selbst wiederholt beklagt, und halb geheime Empfänge einzelner besonders legitimierter und gemäßigter Vertreter des indischen Volkstums, wie des Aga Khan und Gokhales, waren seine einzige Gelegenheit, über das anglo-indische Beamtentum hinweg einen Hauch vom Geist und Willen der Regierten zu verspüren. Dennoch empfindet man hier wie in Irland über den Kleinlichkeiten der Geschäftspolitik die Sehnsucht des einzelnen Mannes nach dem wirklichen aufrichtigen Ausgleich. Gegen Minto ist er ehrlich genug, die Bestrebungen der indischen Nationalpartei mit Rußlands Gegenwehr gegen den Zarismus zu vergleichen (die Kehrseite zu Campbell-Bannermans gefeiertem Wort von der toten und neu lebendigen Duma). Nirgends wird man offenere Schilderungen des irischen Elends und seines moralischen Widerstandsrechts finden als bei Morley, der diesen Widerstand nach dem gesetzten Recht bekämpfen mußte. Dem Militarismus seiner Beamten sucht er immer wieder den umgekehrten Grundsatz entgegenzustellen: Habt Mut zur Milde und zur Verständigung, auf die Gefahr zunächst als schwach zu gelten, über den streitenden Ansprüchen muß es wenigstens das Ideal eines Rechts für alle geben.

Morleys geistige Prägung ist (im Unterschied etwa von Haldane) keineswegs deutsch. Seine Jugendwerke über die Enzyklopädisten, Voltaire, Rousseau, seine Altersarbeiten über Cavour und Guicciardini, seine Beziehungen zu Renan, Taine und den Comtisten, sein selbst für einen Engländer ungewöhnlicher Rationalismus mit der unenglischen Zuspitzung ins Religiös-Freigeistige verbinden ihn viel eher mit dem andern, dem romanischen Gegenpol englischen Wesens. Fast kalt mutet die nüchterne Feststellung an, wie schon das Ende der ersten großen radikalen Epoche um 1830 den Beginn der insularen Unwissenheit von festländischen und namentlich deutschen Dingen bezeichnet habe und Carlyles und anderer Bemühungen um ihre Vermittlung die öffentliche Meinung nur untief ergriffen hätten. Wärmere Töne über deutsche Kunst und Wissenschaft scheinen besonders im Anfang auf den germanophilen Kreis der George Eliot und ihres Mannes George Henry Lewes zurückzugehen. Das Goethische Motto vor dem Abschnitt über ausländische Bildungselemente: „Wonach soll man am Ende trachten" verrät durch seine Zusammenstellung mit einem Wort Matthew Arnolds über den „Bund der zivilisierten Völker" eine Einengung des Goethischen Begriffs „Welt", die nicht etwa nur ein sprachliches Mißverständnis ist: Der Politiker hört selbst aus Goethe nur das Helle, Apollinische und darum Kosmopolitische heraus. Um so froher macht es, festzustellen, daß hier ein englisches Buch

beinahe nach vier Kriegsjahren von Deutschland und den Deutschen nur mit der brüderlichen Achtung redet, die sich für die gute Literatur im Frieden von selbst verstand. Wie schlechthin anständig ist es, den Brief an Minto über den Friedensbesuch des deutschen Kaisers 1907 zu veröffentlichen, wo der Hofklatsch mit den Worten verabschiedet wird: „Einen Eindruck – und der ist in meinen Augen goldeswert – scheint er auf jedermann gemacht zu haben, nämlich daß er wirklich den Frieden wünscht und will." Der Erfolg dieses Muts hat Morleys Idealismus einmal recht gegeben: keine kriegshetzerische Meute hat gewagt, ihn deswegen zu stellen.

Auch sonst wird sein Schweigen über den Krieg selbst hier und da durchsichtig in Urteilen über die Vergangenheit. In der romanhaft spannenden Geschichte, wie sich die Gladstonier in die ungeduldig erwartete Erbschaft des „Großen Alten" teilen, verschwindet fast ein kleiner Zug: Der Schatzkanzler Harcourt, der stumm mit dem Imperialisten Rosebery um das Ministerpräsidium kämpft, will wenigstens dessen Vereinigung mit dem Auswärtigen Portefeuille in Roseberys Hand verhindern und stellt deshalb an ihn die Forderung, alle Telegramme und Berichte des Foreign Office dem „Führer des Unterhauses", Harcourt selbst, vorzulegen; erst als Morley in Sorge um Roseberys Rücktritt die Unterstützung des Verlangens verweigert, wird es aufgegeben. Morley sagt dazu nur: „Es kann seltsam scheinen, daß keiner von uns voraussah, wie tief verhängnisvoll selbst für das Prinzip einer gesunden und ausführbaren Geschäftsverteilung der Gegensatz zwischen den beiden Schulen der Reichspolitik war." Zwanzig Jahre vor dem großen Krieg war hier das dunkle Problem der Geheimdiplomatie der Gegenstand einer echt englischen parteipolitischen Entscheidung, deren technisch umgekehrter Ausfall der Außenpolitik der geheimen Bindungen den schwersten Hemmschuh angelegt hätte.

Eine Entscheidung des Parlamentarismus gegen den Parlamentarismus – man denkt an die eigne Mischung aus Liebe und Entsagung, mit der Morley von der demokratischen Verfassungsform zu sprechen pflegt. Sie sei, sagt er im Gespräch mit Taine, für die westeuropäische Gesellschaft (eine ganz Morleysche Einschränkung) besser als die beste Despotie, und ein anderes Mal gibt er ihr den Vorzug auch vor der „preußischen Bürokratie" (das offenbart ihn als Mann des Viktorianischen Zeitalters gegenüber dem Staatssozialismus etwa der Fabier oder des Haldanekreises). Und doch hat er natürlich die Leere der parlamentarischen Beratungstechnik und Rhetorik tief durchschaut. Die Schilderung seiner Lehrzeit im Unterhaus ist voll davon. Aber wie er ohne falschen Brustton von dem Abstraktum der zivilisatorischen Mission Englands in Indien zu reden weiß (und sehr bezeichnend geschieht das gerade mit Be=

zug auf die Einmischung der parlamentarischen Reformpartei in die indische Beamtenregierung), so bekennt er sich mit Burke allgemein dazu, „herzlich mit allem Besten der Zeit mitzuwirken." Das letzte öffentliche Ereignis der Erinnerungen ist sein denkwürdiges Auftreten bei der Einbringung des „Verzichtgesetzes", der Parliament Bill in dem Oberhaus, das dadurch der entscheidenden gesetzgeberischen Mitwirkung beraubt wurde. Und wie er Gladstones härteres Greisentum kurz vor dem Ende in einem unvergeßlichen Auftritt einmal nichts als weich und menschlich entblößt atemschöpfend zeigt, steht im „Epilog" Morleys eigene Gestalt, „entbehrend, entsagend" (Goethes Worte kommen hier aus der Lage ganz voll und ungelehrt), einsam in der Dämmerung seines Abendspaziergangs, vor dem Sonnenuntergang auch seiner Viktorianischen Ideale.

Zwei jüdische Bücher

von Max Brod

Kleine Literaturen haben einen kleinen Himmel über sich. An diesem gibt es dieselben atmosphärischen und Lichterscheinungen wie an einem großen Firmament, Sonnenaufgänge und Regenwolken; doch immerhin von geringerer Intensität. Jede Literatur hat ihren Lord Byron, aber die anderen sind schwächer als der englische, — und nicht nur weil sie Nachahmer sind, auch als Gestirne eines engeren Gewölbes, di minorum gentium. Sie haben nur innerhalb ihrer Nationalliteratur den fast gesetzmäßigen Wechsel von Klassik, Romantik und so fort zu repräsentieren, eine Aufgabe, die sich auch mit kleinen Mitteln ganz anständig erfüllen läßt.

So ist es und so muß es sein, physikalisch betrachtet. Glücklicherweise ist es doch nicht so!!! Das Geistige sprengt alle Proportionen der Physik und stellt hie und da an den Himmel eines kleinen Volkes Sonnen, die merkwürdigerweise diesem Volk selbst in seine literarische Entwicklung, in die Lichtverteilung seines Sternenraums organisch hineinzupassen scheinen, — für den Außenstehenden aber aus allen Maßen der betreffenden Nationalgeistigkeit herausspringen, einen Rang für sich einnahmen. So springt Smetana aus der tschechischen Musik hervor und stellt sich neben Dostojewski, als der größte Slawe des vergangenen Jahrhunderts.

Man kann also Literaturen eines kleinen Volkes unter zweierlei Kategorien sehen: Entweder unter der Kategorie des kleinen Himmels (was war für dieses Volk wichtig, welche Bedeutung hatte der Autor in seiner Nation?)

oder im Aspekt des Menschlichen, in der Kategorie der großen Kunst, des Unendlichen. –

Die moderne ostjüdische Kunst hat man bisher fast nur unter der Kategorie des Kleinen, National-Begrenzten, Interessanten angeschaut. Als Kuriositätswert gleichsam. In manchen Kreisen gar nur als Kriegsspezialität, als eine Art Feldpostbrief aus dem Osten. Wohl zum unbewußten Ausgleich dafür, daß man die antike biblische Kunst, die altjüdische Literatur (zu der natürlich auch die Evangelien, Paulusbriefe und so fort gehören) immer nur unter dem allgemeinen Menschheitsaspekt gesehen, gleichsam im Namen der Menschheit den Juden weganneftiert hat.

Beide Gesichtspunkte sind falsch, zumindest in ihrem Einseitigen falsch. Die altjüdische Literatur muß auch national gesehen werden können, und die junge Literatur des jüdischen Ostens (jüdisch und neuhebräisch) kann man nicht damit abtun, daß sie etwa die russische Skizzenform eines Gogol oder Tschechoff für den jüdischen Hausgebrauch zurechtgemacht, daß sie also nur innerhalb ihres eigenen Kreises oder höchstens stofflich neue Werte geschaffen habe. – Ich gestehe, daß ich selbst es war, der (innerlich) dieses „Abtun" zu praktizieren pflegte. Ich las ostjüdische Bücher, weil sie ostjüdisch waren, weil mich alles Ostjüdische irgendwie anging. Aber Gorelik und selbst Perez (in mancher Prosastrecke), selbst Scholem Alechem und Onojchi waren gewissermaßen russische Kunst, ins Jüdische transponiert, mit originalen Motiven im Einzelnen, in der Struktur abhängig vom fremden Vorbild. Der ethische Geist dieser Autoren, als Ethos kraftvoll und frei, hatte doch keine eigene Kunstform geschaffen. Nur unter dem kleinen Himmel des ostjüdischen Volkes blieb diesen Dichtern Bedeutung. Man mußte unter ihn schlüpfen, sich an seine Beleuchtungsverhältnisse gewöhnen, um sie richtig zu sehen. Schlug ich etwa neben Schalom Asch einen Band Wedekind auf, so war ich (ehrlich gesprochen, allem jüdischen Nationalismus zum Trotz) aus irgendeiner vergessenen Literaturperiode der Kleinmalerei usw. in Weite und Intensität der Gegenwart aufgetaucht. Ich liebte Asch, aber ich lebte mit Wedekind.

Zwei Büchern danke ich die Überwindung dieses schmerzlichen Konfliktes. Büchern von Agnon und Perez. Diese zwei Bücher liebe ich, und ich kann auch mit ihnen leben. Sie haben nicht nur den bedingten Wert für Liebhaber ostjüdischer Kultur. Sie sind erfüllt von dem Zauber ihrer erlebten Sphäre und sind doch mehr als Erlebniskunst, als Heimatkunst: sind Gestalt, Kunst schlechthin. Weil sie Bücher des großen Firmaments sind, will ich hier von ihnen sprechen.

Über Perez nur ein paar Worte. Das Werk, das ich meine, ist ein Drama und gehört auf die Bühne. Dann erst wird richtig davon

zu reden sein. Unbegreiflich, daß in den zwei Jahren, seit dieses Stück erschienen ist, kein Theater sich dazu gedrängt hat, es aufzuführen. Wäre die „expressionistische Strömung" mehr als ein bloßes Schlagwort in den Köpfen talentierter, allzu talentierter Jungdramaturgen, — sie ergriffen mit Hingabe dieses in den Umrissen so präzise, an innerer Schlagkraft überreiche, wesenhaft gläubige Werk: „Die goldene Kette" (Verlag R. Löwit Wien — die Übersetzung leider stellenweise klischeehaft). Nicht einmal in Äußerlichkeiten ist die expressionistische Art hier verkennbar: freier Vers, Monolog, Symbol, knappe Figuration, hinströmender Ausbruch. Drei Generationen einer chassidischen Familie in drei Akten. Der Alte mit seinem Glauben, der Berge versetzt, will nicht „Hawdalah" machen, das heißt er will den Sabbath nicht beenden. Niemals soll der Sabbath aufhören. Da er, der Rabbi, die Schlußzeremonie nicht macht, kann auf der ganzen Erde, ja selbst im Himmel der Werktag nicht beginnen, nie mehr. Das Volk tobt, eine Schwangere kann nicht gebären, Kaufleute können ihre Geschäfte nicht besorgen. Der Greis tanzt ewigkeitsselig mit der jungen Mirjam, der einzigen, die ihn versteht, er singt sich in den Worten des „Hohen Liedes" zu Gott empor. „Küsse mich mit den Küssen deines Mundes, denn süßer als Wein ist deine Liebe!" Eine Szene von erhabenem Rausch, von überirdischer Erotik. Da tritt der „dunkle Sohn" aus dem Nebenzimmer, er hat dort mit einer Gegenpartei das Gebet des Sabbathendes gesprochen. Das Reich des Lichtes stürzt, die Vision der Welterlösung durch den „ewigen Ruhetag" ist wieder einmal zusammengebrochen. Ein Akt von wenig mehr als fünfzehn Seiten, durch alle Höhen, alle Tiefen der Seele gejagt. — Und so auch in den nächsten zwei Aufzügen. Der dunkle Sohn ist das nächste Glied der „goldenen Kette," der Priester-Ahnenfolge. Er regiert mit Schrecken, auch er gläubig, doch nicht mehr in Freude und Liebe. Seine Tochter flieht zu dem „aufgeklärten" Arzt. Dieser Aufgeklärte spricht in dem ganzen Drama nur einen einzigen Satz, aber in diesem Satz stoßen zwei Welten aufeinander. Wie sein Haus in Brand gerät und der Rabbi schon Gottes Finger gegen den Verführer heranschweben sieht, wendet sich Der kaltblütig gegen das Volk und meint: „Ich bin versichert" . . . Der letzte Akt gehört dem sanft kraftlosen Enkel, dem Zweifelnden. Auch hier monumentale Gegensätze, auch hier vor allem der Zusammenhang mit einem echten Glauben, mit einem Dogma, den sehr richtig Hausenstein (Neue Rundschau, Juli 1918) als formgebende Bedingung expressionistischer Kunst erkannt hat. Hausenstein sprach nur von bildender Kunst und vom christlichen Dogma. Das Drama „Die goldene Kette" ist geeignet, den Gesichtskreis europäischer Kunsttheorie zu erweitern, und mehr als das: die Gefühlsweite europäischer Herzen. —

„Und das Krumme wird gerade," eine Erzählung von S. J. Agnon (im Jüdischen Verlag, Berlin, erschienen). Ein Roman? – Ein Epos in Prosa! Das Stilproblem der großen Prosaerzählung, dieses beliebtesten Sammelsuriums für alle möglichen unkünstlerischen Nebengeräusche, in einem glücklichen Einzelfall gelöst. In brechungslosem Zuge stürzt die Handlung ihrem Ziele entgegen. Der reiche Kaufmann wird zum Schnorrer, der Schnorrer zieht planlos durch die galizische Welt, ein Typus von selig-unseliger Torheit, herzensgut und weich und im entscheidenden Augenblick schwach, von bösen Dämonen überwältigt. Menascheh Chajim verkauft in einem solchen schwachen Moment den Empfehlungsbrief, den ihm ein berühmter Rabbi auf den Weg mitgegeben hat und so kommt es, nach allerlei ergötzlich-trübseligen Zwischenfällen, dazu, daß er in seinen Heimatsort gerade an dem Tag zurückkehrt, an dem seine verlassene Frau ihrem zweiten Manne ein Kind gebiert. Und nun der ergreifende Ausgang: Menascheh zieht sich unerkannt zurück, er „verstört nicht das Leben anderer," sondern streicht sich aus, lebt auf den Friedhöfen ein Leben der Sühne und des unverbrüchlichen treuen Schweigens. O zauberhafte Größe dieser einfachen Szene, wie er vor seinem eigenen Grabstein steht, den seine Frau, die ihn immer noch liebt, dem Totgeglaubten gesetzt hat. Hier ist Balzacs „Oberst Chabert" erreicht, wo nicht übertroffen. Das Martyrium des bürgerlichen Todes bei lebendigem Leib und die sittliche Kraft dieses Martyriums! – Das Buch hat mich zu Tränen gebracht. Möglich, daß die vortreffliche Übersetzung von Max Strauß einen großen Anteil an diesem Eindruck hat. Es ist eine ungewöhnlich kühne Übersetzung, endlich einmal eine, die nicht wie Säure mit dem Gewebe des Originals auch seine Struktur angreift und zerstört, nein, gerade die hebräische Struktur der Sätze wird diesmal durch die Säure bloßgelegt, ein etwas undeutsches, aber in seiner Fremdheit schönes, zu neuem Gefühl hinüberdrängendes Gebilde erscheint. Das auffallendste Merkmal: überall wagen sich formelhafte Wendungen der Ursprache hervor, es quillt zwischen den Satzteilen von traditioneller Weisheit und alter Beschwörung. Man lese nur etwa den vollen Titel: „Und das Krumme wird gerade; Geschichte eines Menschen mit Namen Menascheh Chajim, aus der heiligen Gemeinde Buczacz (fest gründe sie der Höchste, Amen), der von seinen Gütern herabsank und die Armut (der Barmherzige bewahre uns) ließ ihn weichen vom Wege seines Herrn, und er warf einen Makel auf Israel und war gescholten und verstoßen und umhergetrieben und verstörte doch nicht das Leben anderer und wurde mit Namen und Andenken begnadet, wie es in diesem Buche des längeren erklärt wird. Und auf ihn und seinesgleichen sagt die Schrift: ‚Und dann tilgen sie ihren Frevel' und es erläutert Raschi (sein Andenken zum Segen) ‚Sie sühnen ihren Frevel durch ihre

Leiden.'" – Mit dieser Ouvertüre ist die Tonart des ganzen Buches angeschlagen. Wage ich den Vergleich? Homer! Feste Überlieferung der Lebenssitte, volkstümliche Religiosität hat sich hier in neuhebräischer Prosa denselben klassischen, unpapierenen, formelhaften und doch so belebten Kanon, den großen Stil der Erzählung geschaffen wie in alter Sagenzeit. Der Alltag hat wieder seine Erhabenheit, seine Laufverse, seine Anklänge an Liturgie und kultische Schriften, seine Mythologie, seine bildhaften Motive, die in ihren Variationen musikalisch gebunden, formenstreng, doch nie erstarrt wiederkehren, wie malerische Motive in Kokoschkas unvergessenen Erstlingsblättern „Die träumenden Knaben," die Flächen teilend, immer die gleichen und doch immer anders. Und diese stilisierende Wirkung ist nichts äußerlich Angeflogenes, sie steigt aus der Tiefe Agnons, aus lebendiger Tiefe. Der Vergleich mit Borchardts „Das Buch Joram" drängt sich auf (zufällig auch stofflich, – beidemal das „Enoch-Arden"-Thema). Borchardt erzielt seine mächtigen Stileffekte durch lutherisches Bibeldeutsch, also archaisierend, daher feierlich auch dort, wo diese Feierlichkeit nicht mehr inhaltlich-notwendig erscheint. Er muß feierlich sein, sein Kleid schlägt nur diesen einen Faltenwurf. Borchardts Methode konnte bei einem kleinen Versuch glücken, an ihrer Lebensfähigkeit zweifle ich. Auch Agnon lehnt sich eng an die Bibelsprache an. Aber wie lebt ihm die Bibel samt Talmud und Kabbala, samt allen Kommentaren, wie anders, wie ernsthaft und doch, wenn es so fällt, auch heiter, auch ironisch, selbst derbkomisch! Hier ist Atmung, Stoffwechsel, Gegenwart, glücklichstes Heute einer alten Kulturgebundenheit. Und wie hier Agnon äußerlich in der Formgebung über Borchardt steht, so übertrifft er auch innerlich, im Anschluß an die Geheimnisse der jüdischen Mystik einen Außenseiter wie Meyrink. Meyrink verwendet kabbalistische Motive als dekorativ exotische Attrappen, seelisch fast unbeteiligt (im „Grünen Gesicht" ist es so, im „Golem" gelang stellenweise die Auflösung ins Stimmungshafte viel besser). Bei Agnon ist ein Zauber, ein Spruch des Sohar gefühltestes Strukturelement, steigt lebendig aus der Tiefe der Erzählung auf.. – Ein Buch aus einem Guß, von heroischer Farbengebung, mag es tiefsten Schmerz verkünden oder einfach den Jahrmarkt von Laschkowitz (wie meisterhaft) abmalen. Etwa so: „Unter dem Stampfen der mächtigen Pferde und des vielen Viehs und den Tritten der unzähligen Menschen zerbröckelte die trockene und sonnenverbrannte Erde und schwarzer Staub ließ Flügel wie Adler aufsteigen und deckte die Stadt zu und hüllte jeden Vorübergehenden in einen dunklen Mantel. Eine Fülle von vielen Völkern bewegt sich in den Straßen, und ihre bunten Gewänder streifen die Farbe ab und nehmen alle die eine an, und sie wurden ein Volk, und das jauchzende Geräusch der Münzen verschlang die Erde" ....

Nun habe ich noch gar nichts von den wundervollen Seelenschilderungen

gesagt. Aber das ist eben die Eigentümlichkeit des großen Stils, daß er die Psychologie in sich schließt und verschließt: — zwar nicht so, wie es heute etliche Modetheoretiker wollen, daß Psychologie überhaupt aufhöre, Kunstelement zu sein, daß etwa alle Gesichter (wie bei einer gewissen Monumentalplastik, zum Beispiel Metzner) seelenlos erscheinen, — nein, die feine Gliederung der Seelen ist erhalten, doch drückt sie sich gleichsam unter der Oberfläche, im großen Zug der Linienführung aus, schmiegt sich ins Organische des Stils, bleibt nirgends als verfilztes Garn hängen. Agnon versteht es zum Beispiel die Neugierde seines weltunkundigen Helden zu schildern, der den Markt nicht verlassen will, ohne die Raritäten, den Mohren und den Zwerg, gesehen zu haben. Doch dieses naturalistisch charakterisierende Detail hängt nicht in der Luft, — selbst solch eine Kleinigkeit ist an die transzendente Welt gebunden, die durch das ganze Buch geht, und der Hausierer sieht sich die Raritäten angeblich nur an, — um den Segensspruch über seltsame Erscheinungen zu sprechen, „wie es die Weisen geboten haben: ‚Gelobt sei der Ewige, der seltsame Wesen schafft.'" So vollzieht sich in der wahren Dichtung die rätselhafte Synthesis von Andacht und Ausdruck! — Oder diese Stelle: Der Laden ist von Dieben ausgeplündert, die Frau macht dem unachtsamen Manne Vorwürfe. „In dieser Stunde ward Menascheh Chajim stumm und sein Antlitz dunkel wie die Ränder eines Topfes, und es war ihm nicht gegenwärtig ein ausdrücklicher Satz der Mischnah: ‚Das Werk der Hände eines Weibes gehört ihrem Mann', und er antwortete ihr kein Wort . . ." Es war ihm nicht gegenwärtig . . . deshalb antwortete er ihr kein Wort . . . Man versteht die Stelle im ersten Augenblick gar nicht und dann, wenn man sie begriffen hat, fühlt man zwischen Lachen und Weinen . . . was fühlt man eigentlich, den Dichter oder seinen Helden, Stilisierung oder Natur? — Ich weiß es nicht. Jenseits impressionistischer Abmalerei hat sich Agnon hier aus der Fülle und Lust seiner Tradition einen Stil von eigenartiger Primitivität, einen Schönheits-Kanon geschaffen, in dem er sich selbst ausdrückt, aber in sich selbst zugleich das Leben seiner Heimatssphäre, das er bindet, ohne sich von ihm binden zu lassen.

Perez und Agnon haben die ostjüdische Kunst unter den großen Himmel der hebräischen Antike, der Menschheit zurückgeführt. Eigensinnig jüdisch wirken sie und kosmisch zugleich, ohne jede Relativität auf beschränkte „Heimatkunst", ohne Beschränkung auf innervolkliche Evolution. Sie müssen in die allgemeine Bewegung der heutigen Geistigkeit eingegliedert werden, sie haben kraft ihrer erlebten, nicht bloß theoretisierenden Gläubigkeit das Problem der „Weltwendung aus dem Ich", das Problem der „überempirischen Wirklichkeit" für ihren Kreis gelöst, — dieses Problem, um das sich der ungläubige Westen bizarr genug abmüht.

***

Endlich scheint man auch bei uns begriffen zu haben, daß in diesem Kampf die moralischen Mittel an Wert, Gewicht und Herrschgewalt über die Gemüter den materiellen mindestens gleichkommen. Das trockene Wort von dem Verteidigungskriege, ohne jeden beflügelnden und beschwingenden Zusatz, konnte in der ersten Zeit der Katastrophe Wunder wirken, weil die nackten Tatsachen der Einkreisung ohne Kommentar die Größe der nationalen Existenzgefahr offenbar machten; aber dann gelang unseren Armeen der Vordrang tief in Feindesland, und die Psychologie des Kampfes änderte sich von Grund auf, wenigstens solange der Kriegsgott unsern Fahnen lächelte. Die politische Leitung des Reiches lächelte gedankenlos mit, politisierte von Hand in Mund und glaubte, obwohl erst auf halbem Wege, das Vorrecht einseitiger Gestaltung europäischer Dinge erworben zu haben. Die staunenswerte Unbefangenheit unserer politischen Leitung hatte im Grunde seit der unbekümmerten Amtszeit des Fürsten Bülow nicht viel hinzugelernt, der moralische Ernst Bethmann Hollwegs konnte seinen Mangel an weltpolitischem Augenmaß nicht ersetzen. Nach dem Zusammenbruch Rumäniens war die einzige Gelegenheit einer Liquidierung gegeben; aber das Manifest vom 12. Dezember 1916 war nach Klang und Sprachrhythmus, die beide in eine gewesene Zeit zurückwiesen, kein taugliches Mittel, das zum Ziele führen konnte. Damals war die Zeit, zu sagen, daß man einen Frieden ohne Sieger und Besiegte wünsche, daß man nichts als Gleichberechtigung unter den Weltvölkern erstrebe, daß man bereit sei, die strittigen Balkan- und Ostfragen gemeinschaftlich zu beraten; aber gleichzeitig auch, das Wichtigste von allem, daß man die Absicht habe, einem Weltkongreß die Fragen der Abrüstung, der Schiedsgerichte, der Quotisierung der kolonialen Anteile, des Rechtes der kleinen Nationen und der Freiheit der Meere zur Entscheidung vorzulegen. Es ist nicht geschehen. Es ist dafür, wie man weiß, der Krieg mit Amerika und dem ganzen übrigen Planeten unabwendbar gemacht und der Zusammenbruch Rußlands nach alten Rezepten ausgenutzt worden. Seither haben sich die Dinge militärisch, wie man weiß, zu unsern Ungunsten verschoben, und nachdem man jahrelang die Politiker und Publizisten beargwöhnt und bedrängt hatte, die warnten, Kriegs- und Friedensziele von dem jeweiligen Heeresbericht abhängig zu machen, gilt heute in öffentlicher und privater Meinung diese Auffassung als selbstverständlich. Man vergißt, daß vor kaum drei Monaten ein Minister des Auswärtigen aus dem Amte gejagt wurde, weil er in zahmen Wendungen, und nach bedenklichen Sünden gegen die politische Vernunft während der eigenen Amtsführung, ähnliches behauptet hatte ...

Nun rollt der Gegner ein wahres Vernichtungsprogramm auf. England glaubt seine Stunde gekommen; es will Deutschland machtpolitisch ein für allemal lähmen und wirtschaftspolitisch hörig machen. Über die Entschädigungssumme an Belgien und Serbien ließe sich sprechen; ein einziger Kriegstag genügte, um sie aufzubringen, und ein geläutertes Rechtsgefühl könnte sie freiwillig zu geben uns verpflichten. Aber daß man es wagt, die blanke Herausgabe von Elsaß-Lothringen zu verlangen, die Aufhebung sämtlicher Ostverträge zu fordern, auf der entscheidenden Mitgestaltung des Ostens und des Balkans, bis in die engste österreichische, ungarische und preußische Zone hinein, zu bestehen und unter dem erheuchelten Vorwande verletzten Menschheitsgefühls Deutschland ein für allemal aus dem Bereich der Kolonialmächte zu streichen: das zeigt, in welchen Zustand der Hörigkeit wir hinabgestoßen werden sollen, wenn der Feind das Schlachtfeld siegreich behauptet. Der Begriff des Verteidigungskrieges hat nun einen unendlich drohenderen Inhalt erhalten als zu Anfang des Krieges, vierjährige Opfer und Leiden sondergleichen geben ihm die tragische Farbe. Aber ich fürchte, daß die Reden, die bisher gehalten wurden, um unsere moralischen Widerstandskräfte aufzupeitschen und zum Endkampf zu stählen, der Aufgabe nicht gewachsen sind, weil die Männer, die sie hielten, weil weder Prinz Max von Baden, noch Dr. Solf, noch der Vizekanzler von Payer in unmittelbarem Vertrauensverhältnis zum deutschen Volk stehen. Allerhand Gutes enthielten die Äußerungen des Prinzen und des Dr. Solf; sie waren vornehm in Haltung und Gesinnung, sie mieden Rüpelton so manchen Gegners, ein europäischer Horizont umgrenzte sie und hob den Hörer über die gemeine Tagesansicht der Dinge: aber ins Herz des kämpfenden und leidenden Volkes konnten sie nicht dringen, weil beide nicht durch Kampf und Lebensleistung die Vertrauensmänner des Volkes geworden sind. Die Rede des Herrn von Payer war ganz simpel, der Anlage und dem geistig-politischen Horizonte nach, und sie bewegte sich, sowohl was Belgien als ganz besonders, was die leidigen Ostfragen betrifft, in peinlichen Dunkelheiten. Auch so spricht ein Vertrauensmann des Volkes nicht, wenn es gilt, den furchtbaren und teuflisch geschickten Gegner mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Der Moment kommt, wo aus der Repräsentation des Volkes heraus die Rufer im Streit treten müssen, die Männer, die dem deutschen Volke die Fahne vorantragen und die Worte sprechen, die ein millionenfaches Echo finden sollen. Solange das nicht geschieht, kämpfen wir mit halben Kräften.

Heinrich Friedjung, der Historiker des Kampfes um die deutsche Vorherrschaft, fühlt sich bemüßigt, uns die Haltung vorzuwerfen, die wir

in der Südslawenfrage einnehmen. Seinen besonderen Ingrimm hat der Aufsatz erregt, den Hermann Wendel im Augustheft der ‚Neuen Rundschau‘ über den ‚Südslawischen Aufstieg‘ veröffentlicht hat. Herr Wendel ist serbenfreundlich, gewiß; er ist nicht gerade magyarenfreundlich, wenigstens was die ungarischen Methoden der Balkanpolitik und der Serbenbehandlung betrifft. Er leitet aus diesen Methoden schwere Verantwortungen ab und Folgen, die sich für die zentraleuropäischen Mächte vielleicht schon morgen offenbaren werden. Denjenigen Lesern der ‚Neuen Rundschau‘, die gewohnt sind, die politische Chronik aufmerksam zu lesen, sagte er mit dieser Prognose nichts Neues. Vor dem Kriege wurde hier mehr als einmal der scheinbar unausgleichbare Gegensatz zwischen den Interessen Mitteleuropas, einschließlich Österreich, und der Balkanpolitik Ungarns zum Ausdruck gebracht. Es wurde mehr als einmal betont, daß das Schwergewicht der südslawischen Frage innerhalb der Donaumonarchie lag, und daß eine schöpferische Politik am Balkan es in der Hand habe, die Serbenirredenta aus der Welt zu schaffen; dazu gehörte nichts weiter als der gute Wille, auf das blöde Ausspielen der katholischen Kroaten und der orthodoxen Serben zu verzichten, ihre Rassenidentität anzuerkennen, wie es die gemeinsame Intelligenz beider Stämme verlangte, und die staatsrechtliche Vereinigung beider, mit Agram als Hauptstadt, allmählich vorzubereiten. Für die österreichische Seite der Monarchie wäre das eine unerhörte Erleichterung der europäischen Lage und ein entscheidender Schritt vorwärts zur Lösung des Nationalitätenproblems gewesen. In dieser Richtung lagen die Wege, die zur föderalistischen Umwandlung Österreichs in einen Bundesstaat führen konnten und mußten. Herr Wendel hat in dem politischen Teil seiner Ausführungen, mehr andeutend als politisch argumentierend, aus den gleichen Prämissen die gleiche Folgerung gezogen; seine Haltung ist nicht eigentlich kämpferisch, er will ja hauptsächlich kulturelle Aufklärungen und Belehrungen über Rassenzusammenhänge geben. Herrn Friedjungs Einspruch gegen die ‚Neue Rundschau‘ liegt also sehr nahe.

Aber freilich: wir stehen im Weltkrieg, und da konnte der geistreiche Einfall nicht ausbleiben, daß Triest für das Deutschtum, und besonders für das des Reiches, die gleiche Bedeutung habe wie etwa Gibraltar für die Engländer. Welchem Engländer würde es einfallen, fragt er, in dem hin- und herwogendem Machtkampf eine Bastion, einen Schutzwall, einen eisernen Turm preiszugeben. Der Vergleich hinkt auf beiden Füßen, — und mehr stehen bekanntlich zum Hinken nicht zur Verfügung. Versteht denn Herr Friedjung noch immer nicht, worum es geht? Halte ich den Ausgleich von 67 für endgültig und den österreichischen Dualismus für eine lebensnotwendige Staatsform, die den siebzehn Nationen Österreichs

und den nicht viel weniger Nationen Ungarns zum Segen erfunden worden sind, nun, dann ist freilich jeder Gedanke einer südslawischen Autonomie, neben einer polnischen, einer tschechischen, einer deutschen, vielleicht auch einer italienischen oder rumänischen Autonomie, ein Wahnsinn. Aber sieht es so aus, als ob die vielen Nationen und Natiönchen sich friedfertig und versöhnlich, und zu einträchtiger Kulturarbeit bereit, um die dualistische Fahne und den bürokratischen Wiener Zentralismus versammeln wollten? Diese Staatsidee liegt zerfetzt am Boden, eine Gärung ohnegleichen, eine Verhetzung aller gegen alle, die täglich schlimmer wird, sind die elementaren Tatsachen, die dem Historiker des Gewesenen zwar unbequem sein müssen, dem Politiker aber, der sich berufen fühlt, das Chaos zu ordnen, als Ausgangspunkt seiner Maßnahmen dienen müssen. Kommt der Bundesstaat in der angedeuteten Form nicht zustande, versucht man durch Kompromisse, durch bürokratische Spielereien, wie die böhmischen Kreiseinteilungen und ähnliche Scherze, die Zeit zu vertändeln, und durch den Schein von Aktivität die erregten Gemüter zu besänftigen: so weiß ich nicht, welchen Genuß das Deutschtum des Reiches und ‚die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder' von Triest haben sollen. Damit sie ihn haben, muß eben der demokratische Förderalismus — ein Wort, das ich seit Jahren hier brauche, und in dessen innerstem Gehäuse die staatsrechtliche Gleichberechtigung aller Königreiche und Länder schlummert — wirklich werden. Dann wird naturgemäß Triest der Hafen des groß-österreichischen Bundesstaates sein, und die Adriainteressen Deutschlands werden ohne Vergewaltigung gewahrt sein.

Die kümmerlichen Reste der ehemals Fortschrittlichen Partei sorgen in dieser Welttragödie für komische Zwischenspiele. Das große Ideal ihrer lebendigsten Zeit war die Parlamentarisierung der Regierung; war die Forderung einer Blutmischung zwischen dem den Staatswillen verwaltenden Ausschuß und den Vertretern des Volkes, war die Verpflanzung der liberal-bürgerlichen Methoden der Führerauslese nach Deutschland, wie sie im Westen sich nach langen und heftigen Kämpfen herausgebildet hatten. Die Geschichte der Partei weist die Namen mannhafter Männer auf. In der Konfliktszeit haben sie sich ziemlich tapfer gehalten; ihre Vorstellung von der Führerauslese in kapitalistischen Staaten ist nicht widerlegt — denn die kapitalistische Wirtschaft war für den Fortschritt der sechziger bis siebziger Jahre das letzte Wort der Entwicklung, weil er die private Initiative und den schöpferischen Liberalismus entbunden hatte —: nur zeitweilig verschüttet wurde sie, sie verlor sich im Strome jener Ereignisse, die durch die Waffensiege von 64, 66 und 70 symbolisiert werden. Ihre politische Position war seitdem die eines immer mehr in die Defensive gedrängten

Grüppchens, dessen Vormundschaft die Intelligenz (die freie wie die beamtete), die Industrieherren, die Grundherren, die Bauern, die Handwerkerschaft und sämtliche Schattierungen des Proletariats entlaufen waren. Selbst ein Teil der Bankokraten suchte im Schoße der gunstbeschienenen Nationalliberalen Unterschlupf. Es war ein Jammer, daß diesem Häuflein die Pflege der alten ideellen Forderungen des Liberalismus anvertraut war, die doch unendlich wichtiger und folgenschwerer waren als der Freihandel. Mit der Nähe zum Volke und zum fortschrittlich fühlenden Bürgertum war die Autorität dahin. Es gab vielleicht nur ein Mittel, das Fähnlein der Aufrechten einer großen Sache voranzutragen, und dieses Mittel wäre die geistige und politische Überlegenheit der Fahnenträger gewesen.

Nun ist Herr Johannes Kaempf gestorben; und man weiß, daß seine Bedeutung sich in seiner Geschicklichkeit in der Behandlung freisinniger Lokalangelegenheiten erschöpfte, und daß er nur einer grotesken Verwirrung der deutschen Parteiverhältnisse die Ehre verdankte, als Präsident des Reichstages zu amtieren. Sein Mandat war nun erloschen, und Klugheit riet, einen Mann von sichtbarer Leistung, um dessen Wesen etwas Persönliches mitspielte, ihm zum Nachfolger zu geben. Bernhard Dernburg, Staatssekretär a. D., wurde genannt. In der geschichtlichen Chronik laufen drei, vier Meinungen über diesen Mann um; aber selbst die ungünstigste räumt ihm das Verdienst ungewöhnlich persönlicher Regsamkeit, großer Welt- und Geschäftserfahrung und vorwärtstreibender Initiative ein. Mein Privaturteil über ihn ist in diesem Augenblick völlig gleichgültig. Mir scheint aber, daß er, gegen Johannes Kaempf gehalten und mit dem Durchschnitt der freisinnigen Abgeordneten verglichen, fast Geniemaß erreicht. Sollte gerade deswegen der freisinnige Parteiausschuß, der Kandidaten für die Wahl nominiert, den Rechtsanwalt Kempner gewählt haben? Der ist, politisch, völlig unbeschrieben, und seine Werbekraft über den Kreis der Berliner Wahlinteressenten hinaus ist sicher gleich Null. Die ungemeine Geschäftstüchtigkeit des in Bank- und Börsenkreisen hochgeschätzten Mannes ist kein Ersatz für die politischen Eigenschaften und Erfahrungen, die Bernhard Dernburg besitzt. Man möchte verzweifeln, wenn man, inmitten der trüben Stimmung dieser Tage, das unernste und von geschwächtem Verantwortungsgefühl geleitete Spiel der liberalen Gralshüter erlebt. . . .

Anmerkungen

Menschliche Betrachtungen zur Politik

In dieser Gegenwart, die mit ihrem Schlagwort vom „politischen Dichter" und mit der Prätention des „tätigen Geistes" den Geistigen in die praktische Tagespolitik stoßen will, um ihn dort als potentielle Intelligenz wirksam zu sehen, ist an das Buch des Franz Blei zu erinnern, das mit seinem Titel: Menschliche Betrachtungen zur Politik (Georg Müller, München) schon die Distanzierung des neuen menschlichen Ich vom realen politischen Getriebe als die richtige Attitüde betont. Der Wert dieses Buches besteht darin, daß es ein psychisches Fundament bestimmen will, auf dem als vitaler organischer Trieb politisches Empfinden, Gefühl und Wollen sich erheben kann. Genetisch, nicht teleologisch ist Bleis Bestimmung der Politik orientiert. Ein Blick auf die großen westlichen Demokratien und auf die romanischen Nationen zeigt, daß es eine unmittelbare politische Vitalität gibt, die mit der Urkraft des Egoismus, mit der Elastizität des sich grundsätzlich zwischen Subjekt und Objekt eingespannt fühlenden Ichbewußtseins in die Welt der Erscheinungen durchschlägt und sich dort als lebendiger Antagonismus von Individuell und Absolut betätigt. Demgegenüber steht jenes politische Sein, das sich jeweils vom Objekt und seinen Kombinationen her bestimmen läßt, das Beweglichkeit und Spannkraft erst gewinnt aus dem Oszillieren zwischen politisch-ökonomischen Gegebenheiten, das sich — synthetisch erst aus einer Erfahrungssumme resultierend, nicht primär a priori — als letztlich passives „Verhalten" darstellt. Bezeichnet man diese Politik als männliche, weil sich die Fülle der Gestaltungsversuche des objektiv Gegebenen, der Formulierungen des Es, im Begriff des tätigen Mannes symbolisiert, so sucht Blei über alle Zufälligkeiten des Tatsächlichen hinaus: die menschliche Politik, bestimmt allein durch ihr Agens.

Es ist die Überzeugung des Franz Blei, daß heute diese menschliche Politik niedergehalten wird dadurch, daß zwischen unsere naive Subjektivität und die zu erfassenden Objekte eine kompakte Masse des Indirekten eingeschoben ist — Presse, Parteien, Programme, Wissenschaftlichkeit —, in deren weiten Verfaserungen die Vitalität zur kasuistischen Intellektualität resignieren muß. Der Wegräumung dieser Hindernisse widmet er einen großen Teil seiner Ausführungen. Und in dieser Negation, nicht in der dann mit dem befreiten Blick umfaßten neuen Situation steckt der Hauptwert dieses Buches. In dem Begriff des Menschlichen also mehr als in dem der Betrachtung. Das Zerren an den politischen Tagesbegriffen, die Skepsis gegen ihre Arbeitsmethoden, das nervöse Herumgleiten und Suchen nach Nahtstellen, an denen man diese Enveloppen aufreißen kann, kennzeichnen Bleis Bestrebungen als einen Teil des großen heiligen Kampfes um die Wiedergewinnung des Unmittelbaren, Substantiellen, Direkten, des Lebens schlechthin.

In zwiefachem Sinne ist Franz Bleis politisches Buch ein Buch der Entscheidungen. Das jüngste Ich, bewußt seiner Souveränität, hingegeben zunächst ganz seinem eigenen Reichtum, tendierend auf seine psychische Verabsolutierung, stellt sich nach außen hin als Gegebenheit des Objektiven, nicht-Ich, dar, als konsequente Verneinung alles historisch Verhärteten, wirtschaftlich Gebundenen, psychologisch Sterilisierten. Soll es in diese Welt der Begriffe mit aller seiner Spannkraft hineinspringen? Sie an sich zu reißen, ihr Funken zu entschlagen, sie zu formen, umzukneten, zu vergewaltigen versuchen, um daraus Lebenssäfte zu retten? Oder soll es mit der großen Geste des Verächters daran vorübergehen, seine Kräfte dem eigenen Demiourgon ab ovo aufsparen? Soll das absolute Ich — dies die zweite Frage — nach seiner Apotheose einer Gemeinschaft sich wieder verwurzeln oder seine Tangenten mit dem Neben-Ich zu einer Hyperbel in die Unendlichkeit des absoluten Solipsismus ausziehen? Bleis Buch ist keine Entscheidung hierüber. Der Quietist und der Liebhaber der modernen Kultur, der Priester und der Prediger halten sich hier noch das Gleichgewicht. Eben darin, daß die Szene des jüngsten Ich hier zum Tribunal wird, darin, daß Prinzipien zur Reife der Entscheidung aufgetrieben werden, liegt das fruchtbare Moment.

Wenn man die Fülle der Bemerkungen Bleis zu den sogenannten politischen Ereignissen der letzten Zeit liest, sie hier klug findet, dort töricht, dann hat man nur das Zufällige dieses Buches erfaßt. Entscheidend ist vielmehr die Einstellung des Sprechers. Er geht an die Erscheinungen, wie sie der Tag ihm zuträgt, heran mit der tiefsten Ehrfurcht vor dem Lebendigen und mit dem sicheren Instinkt für seine Inkarnationen in politisch-praktische Begriffe. Nur darum handelt es sich ihm: das Leben, wie es sich in Akzidentien des staatlichen Getriebes verzettelt, wieder zur vitalen existenziellen Substanz zu erwecken. Das ergibt ein unlogisches, nicht geschlossenes Gesamtbild, dem dort einzelne Linien zu weit ausgezogen erscheinen — die lebenskräftigen, praktisch gehemmten —, hier Hauptträger verkürzt und zerschnitten — die praktisch gewucherten Phtynoiden. Die Verlebendigung des Wirklichkeitsbildes bedingt seine Deformierung. Hier hat nicht ein ausgehungertes Ich die Welt überfallen und sich an ihren Bestandteilen vollgefressen — oder die Zähne ausgebissen —, nicht ein allmächtiges Ich sie zu neuen Formen zusammengeschlagen, nicht ein souveräner Techniker das verworrene Getriebe in Ordnung gebracht. Hier hat ein brüderlicher Mensch Sachliches getötet, um Menschliches darunter zu retten.

Die unbegrenzte Sehnsucht des jüngsten Ich nach Erlebnissen lodert bei Franz Blei nicht zu einer Ekstase ins Kosmische, überbrennt nicht die Weite der Erscheinungen, sondern resigniert zur Menschheitsliebe. Noch einmal wendet sich hier die Erregtheit des durch die versteinte Tradition in die Freiheit durchbrechenden Ich zurück zur Retrospektion Rousseaus und der Mönche: der reine Sinn der Idee Mensch muß wiedergefunden werden. Der furchtbare Antagonismus des Ich mit dem Es, des Individuums mit dem Absoluten, des Subjekts mit dem Objekt, des Menschen mit der Kultur rundet sich hier in seiner metaphysischen Überhöhung zu dem Kreislaufe zwischen Mensch und Mitmensch. Nur als Schattenspiel ist damit noch die Auseinandersetzung Mensch — Welt — Kultur gegeben. Nicht mit der Wucht und Wut des Eroberers stürzt Blei sich in die Welt, nur der Intellekt streift noch über sie hin, dort liebevoll ordnend, hier gallig zerstörend. Kampf wird zur Betrachtung, Freiheit des Blickfeldes zu schaffen ist die höchste Aufgabe des politischen Nihilisten.

Man freut sich ästhetisch — denn das kommt ja vom „Blick" — an den ge-

wandten Hieben, mit denen Franz Blei die politische Gegenwart blank und rein fegt. Aber über diesen Ästhetizismus hinaus drängt sich die Frage nach den egoistischen Werten dieser Vorgänge. Was ist die Menschheit dieses Mannes, der dem Menschlichen zuliebe schnell und leicht aus Weltlichem zurückkehrte? Das subjektive Gefühl, das den Einzelnen auf die Liebe zur Menschlichkeit zurücktreibt, ist die Selbstverständlichkeit des nach einem gewissen Stadium höchster Erregtheit sich zur stillen Sicherheit beruhigenden Ichbewußtseins. Die Gemeinschaft des Menschlichen, aller Menschen aber? „Die Frage ist immer nur diese: Was muß sein, damit wir im Sinne des Lebens leben und ihn erfüllen? Was tut not? Was verlangt unsere menschliche Brüderschaft? Dieser Frage Antwort müssen wir aus uns selber geben, aus unserer tiefsten Besinnung." Hier zeigt sich tiefste Tragik modernen Seins. Das Ich, zurücksteigend aus seiner kalten Absolutheit in die Bereiche des Mit-Ich, kann es zum Mitleben anrufen nur mit der Forderung, sich selbst zu erkennen. Und diese Selbsterkenntnis wieder wäre ein neuer Aufstieg — des Anderen nun — zur Absolutheit. Mit der Vertiefung des Seins verflüchtigt sich seine Existenzialität zum Werden, in dem es nicht beharren kann. Um Fließendes zu begrenzen, Irdisches zu vergotten und Göttliches an die Erde zu ketten, fixiert Franz Blei seine Idee auf die Realität der katholischen Kirche. Auf die katholische Kirche der Zukunft. Und in dieser Postulierung erst eines neuen Kirchenbegriffes ruht die Möglichkeit einer Bewegung in aeternum, die diese Kirchenfrömmigkeit des Fluches der endlichen Resignation enthebt, sie zu einer Station des Kreuzweges unserer ins Ewige weiterschreitenden Psyche macht.

A. H. Kober

Der Bau des Wohnhauses*

Im vergangenen Winter hat Karl Scheffler in Zürich einen Vortrag über den „Beruf des Architekten" (Verlag Rascher und Cie., Zürich) gehalten, in dem er dessen schöpferische Leistung als die Vereinigung von fünf gesonderten Fähigkeiten begreift: „Der Architekt ist ein Künstler, weil er kraft seiner Phantasie die ausdrucksvolle Form erfindet, er ist ein Gelehrter, weil seine Arbeit wissenschaftliche Berechnung nicht entbehren kann, er ist ein Handwerker, weil er das, was er ersinnt, praktisch ausführen muß, und er ist ein Unternehmer, weil er sozialen Bedürfnissen dient und der Nachfrage entgegen kommt. Schließlich ist er Organisator, weil er tausend Hände seinem Plan dienstbar macht und die mannigfaltigsten Tätigkeiten nach diesem Plane lenkt." Scheffler erklärt den allbekannten Niedergang der Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts wesentlich daraus, daß es jener Zeit vor allem an Persönlichkeiten gefehlt hat, die diese sämtlichen Fähigkeiten in individueller Einheit in sich zu vereinigen wußten — man denke im Gegensatz hierzu an die fürstlichen Baumeister-Naturen des achtzehnten Jahrhunderts, an die phantasiereichen Großorganisatoren vom Schlage der Andreas Schlüter und Johann Balthasar Neumann. Scheffler erklärt den modernen architektonischen Niedergang aus dem typischen Spezialistentum, welches die Sondergattungen des formalistischen Zeichners, des gelehrten Archäologen oder des berechnenden Ingenieurs, des ungebildeten, über seine Fachschranken nie hinausblickenden Einzelhandwerkers und des weder um ein sozialwürdiges Menschentum, noch um die ästhetische Form sich kümmernden Bauunternehmers, der als reiner Spekulant den Häuserbau

* Paul Schultze-Naumburg. Der Bau des Wohnhauses. München 1917.

wie jede andere Ware betrachtet, großgezüchtet hat.

Aus dem vorstehenden Lehrbuch von Paul Schultze-Naumburg spricht entschieden ein Architekt, der alle diese von Scheffler geforderten Eigenschaften in sich vereinigt und — was das Wichtigste ist — in reichster Erfahrung auch betätigt hat, ein technisch und sozial viel erfahrener Organisator voll künstlerisch feinem Sinn. Der Verfasser ist als Erbauer vieler vornehmer Landsitze und Schlösser, unter anderen neuerdings auch für den deutschen Kronprinzen, berühmt, er ist als jahrelanger architektonischer Mitarbeiter des „Kunstwarts" bekannt, und wenn auch seine in Abbildungen hier durchgeführte Methode von altem „Beispiel" und modernem „Gegenbeispiel" auf die Dauer fast trivial wurde, so hat er doch tatsächlich damit eine Menge wertvoller Kulturarbeit für weiteste Kreise geleistet. — „Der Bau des Wohnhauses" bespricht in einer den gebildeten Laien wie auch den lernbegierigen Fachmann interessierenden Weise alle technischen und architektonischen Einzelfragen des großbürgerlichen Sonderheims, — freilich noch durchgängig die reichen Verhältnisse des Friedens für Raumanlage und Materialbeschaffung annehmend, obwohl gerade die Kriegszeit uns zu der größten Sparsamkeit in den Raumverhältnissen wie auch den Baustoffen zwingen wird, so daß das Arbeiterkleinhaus als wesentlichster Bautyp und das bodenständige Ersatzmaterial von billigster Herstellung als der alleinige Baustoff die kommende Architekturtätigkeit völlig beherrschen werden. — Praktische Beispiele aus der Erfahrung und mancherlei Abbildungen in Photographie und Zeichnung unterstützen jene Erläuterungen des herrschaftlichen ländlichen Wohnhauses, die also im Prinzip (man vergleiche die Dispositionspunkte: Materialien, Installation, Organismus und Situierung des Hauses) auf ein Gleiches hinauslaufen, was Hermann Muthesius seinerzeit in seinem Buch über das „englische Wohnhaus" angestrebt hat: ein Vorbild zu geben, wie man heute eine moderne Villa von reicherem Zuschnitt künstlerisch und praktisch anzulegen hat.

Ein häufiger Vorwurf, der gegen Schultze-Naumburg erhoben wird, bezieht sich auf seine Formengebung, welche sich durchaus im Traditionellen hält, auf das achtzehnte Jahrhundert zurückgreift oder auf das Biedermeier. In der Einleitung seines Buches begründet der Architekt diesen seinen Formenkonservativismus damit, daß wohl in den riesigen technischen Werken unserer Zeit, den Fabriken, Bahnhöfen und Warenhäusern, ein Inhalt sich gebildet habe, der auch zu einem eigenen Architekturausdruck dränge, daß dagegen im Wohnbau sich im ganzen die gleichen Lebensformen erhalten hätten wie vor hundert Jahren, — abgesehen von den sozialen und hygienischen Neuerungen: dieser technisch-hygienische Komfort, der aber formal indifferent bleibt, wird denn auch ausführlich behandelt, während die soziale Seite des Wohnhausbaus, die Kleinwohnung und die Gartenstadt-Siedelung, noch unbeachtet zurücksteht. — Auch Scheffler verteidigt in seinem bereits genannten Vortrag diese Art Traditionalisten mit dem Satz, sie würden nicht bauen wie die Baumeister vor hundert Jahren, sondern wie jene Baumeister gebaut hätten, wenn sie heute schüfen: also eine verständnisvolle Anwendung der alt überlieferten Form auf unsere neuzeitigen Zwecke. Und ich glaube, mit solch lebensklugem Konservativismus darf man sich zufrieden geben.

Fritz Hoeber

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das deutsche Volk und die Demokratie

von Egon Bergson

Gleich den meisten großen Kriegen der Vergangenheit, ist auch der gegenwärtige Weltkrieg von Kampfrufen der kriegführenden Teile, Ideen und Schlagworten begleitet. Idee und Schlagwort sind ja nah miteinander verwandt, jene steht hinter diesem. Die Zentralmächte haben sich auf die Parole beschränkt, für die Selbstbehauptung zu kämpfen. Lediglich die Losung der „Freiheit der Meere" geht über diesen nüchternen Rahmen hinaus. Die Entente hat mit der gleichen Parole der Selbstverteidigung eine ganze Reihe allgemeiner Menschheitsziele zu verknüpfen gesucht — beiläufig bemerkt, ein sehr charakteristischer Gegensatz! Solch allgemeine Ziele tragen naturgemäß einen aggressiven Charakter und müssen ihn tragen. Wer sich in Wahrheit nur verteidigen will, der wünscht nicht, eine Idee durchzusetzen, denn deren Durchsetzung widerspricht ja an sich dem status quo ante. Doch können solche mehr oder weniger juristische Erwägungen nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade Ideen oder Schlagworte und gerade wegen ihres aggressiven, Zukunft verheißenden Charakters etwas Berauschendes in sich tragen. Was interessiert den Neutralen eigentlich die Machtstellung oder auch die Existenz des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie? Ganz anders wirken Formeln, wie „Heiligkeit der Verträge", „Freiheit der kleinen Nationen", „Vereinigung aller Slawen". Vielleicht ist neben vielen anderen Gründen auch hier eine Ursache, die von Anfang an die Sympathien der Neutralen den Gegnern der Zentralmächte zuwandte.

Von allen Schlagworten, die im Kriege auftauchten, ist höchstens das der Vereinigung aller Slawen unter der Wucht der Ereignisse verstummt. Die übrigen leben und wirken noch heute. Allein seit der russischen Revolution und seit dem Eintritt Amerikas in den Krieg sind sie alle vor einer Antithese in den Hintergrund getreten: „Hie Demokratie, hie antidemokratische Staaten". Diese Antithese hat — wozu es leugnen? — auch in unseren eigenen Reihen große Wirkungen ausgelöst. Wirkungslos waren ja auch die anderen Losungen nicht geblieben. Aber bedeutungsvoll

für unsere innere Stärke und Geschlossenheit ist erst die Formulierung geworden, wie sie am lautesten Wilson verkündet. Zweifellos hält die ungeheure Mehrzahl der deutschen Demokratie treu zu ihrer Nation und erhofft gerade deren Erstarkung vom Fortschreiten ihrer Idee. Ebenso zweifellos gibt es aber viele, und ich fürchte immer mehr, die laut und leise dem amerikanischen Präsidenten auch darin nicht unrecht geben, daß der Sieg unserer Feinde gleichbedeutend sei mit dem des demokratischen Gedankens.

Wer als Deutscher zu Deutschen spricht, soll versuchen, rein sachlich zu sein, nicht anzuklagen, noch zu verurteilen. Er soll begreifen und die Tatsachen so wahr und ungeschminkt, wie es ihm möglich ist, sehen wollen. Zwei Richtungen begegnen sich nun in dieser Tendenz der inneren Sympathie mit dem feindlichen Siege. Ein Teil der deutschen Demokratie glaubt, die bis zu Kriegsbeginn in Deutschland herrschenden Klassen könnten nach siegreichem Ausgang des Krieges überhaupt nicht mehr aus ihrer Machtstellung verdrängt werden. Andere — und zwar oft besonders scharfsinnige und feine Köpfe, wie zum Beispiel der Chefredakteur der Wiener Arbeiter-Zeitung, Friedrich Austerlitz, oder Professor Förster — scheinen die reale Machtposition der preußischen Konservativen nicht eben so hoch einzuschätzen. Sie behaupten aber, daß die Psychologie oder, wie man heute lieber sagt, die Mentalität des deutschen Volkes sich von Grund auf ändern müsse, damit der demokratische Geist in Deutschland zur Herrschaft gelangen könne. Die erste Richtung — wahrlich nicht die, der die feinen Köpfe angehören — vertritt Wilson, der scharf zwischen dem deutschen Volk und der deutschen Regierung unterscheidet oder wenigstens sich so anstellt. Der mächtigste Wortführer der zweiten Richtung ist der englische Premierminister Lloyd George. Seinem Gedankengang ist jener der deutschen Konservativen verwandt, nicht seinem Ziele, aber seiner Art, die deutschen Dinge vom Gesichtswinkel der Demokratie zu beurteilen. Der Konservative fürchtet deren Sieg als Erzeugnis fremden Geistes, der dem deutschen Volke nur aufgezwungen werden könne und dessen inneren und äußeren Ruin mit sich bringen müsse.

Die Hoffnungen der Demokraten und die Befürchtungen ihrer Gegner sind aber nur Ausfluß einer absoluten unumstößlichen Tatsache: daß die Demokratie in ihrem Siegesmarsche nicht mehr aufzuhalten ist. Dies ist das erste Faktum, von dem jede politische Betrachtung ausgehen muß. Würde das Beispiel der russischen Revolution nicht wirken — und es muß wirken trotz der abschreckenden Anarchie, die in Rußland herrscht, und auch wenn diese wieder in schärfste Reaktion umschlagen sollte — hätten wir nichts von alledem erlebt, was sich seit der Verkündigung der preußischen Wahlreform in der kaiserlichen Osterbotschaft im Deutschen

Reiche ereignet hat, am Erfolge des demokratischen Gedankens wäre doch nicht mehr zu zweifeln. Die gesamte Kriegswirtschaft wirkt als gewaltigster Motor der Demokratie.

Man denke über den Kriegssozialismus wie man will und verurteile ihn in Grund und Boden, er bedeutet immer das Übergreifen des Gesamtwillens auf unzählige Gebiete, die ihm bisher verschlossen waren, sein erklärter Zweck ist die Sicherstellung der Bedürfnisse der breiten Massen gegenüber den Privilegien einzelner Menschen und Klassen. Er versagt oft, viele behaupten, immer. Aber er propagiert die Idee des Sturzes der Privilegien mit bisher unerhörter Kraft. Eben dies tut die Aufrüttelung jeder einzelnen Seele im Volke, die in den letzten Kriegsjahren vor sich gegangen ist – diese Seelenaufrüttelung ist soziologisch eines der gewaltigsten Kriegsergebnisse, und zwar eines, das heute schon absolut feststeht. Die Todesgefahr und die unmenschlichen Leiden der Frontkämpfer, die nackte Notdurft des Lebens im Hinterland haben Millionen und aber Millionen kämpfen gelehrt. Frontdienst und Not der Heimat erzeugen Verbitterung, ja Verzweiflung ebensowohl wie Selbstgefühl. Der letzte Mann hat politisch denken gelernt, der letzte Mann will zur Geltung kommen. Disziplin verlangt und lehrt der Krieg und predigt zugleich die schärfste Kritik des Bestehenden. Niemand geht verschwenderischer mit Menschenleben und Eigentum um als er, niemand bringt aber die Überlebenden, die noch vorhandene Kraft von Arbeit und produktivem Kapital so zur Geltung als ein Krieg, der mit beiden so gewüstet hat, wie dieser. Der Mensch und sein Produktionsgut haben einen bislang beispiellosen Seltenheitswert erreicht.

All dies gilt für alle Kriegführenden, einigermaßen sogar für die Neutralen. Es gilt jedoch in ungleich gesteigertem Grade für die Zentralmächte und in ihnen am meisten für das deutsche Volk. Deutschland und die Deutschen in Österreich haben vermöge des äußeren Druckes, der auf ihnen lastete, und vermöge der inneren Entwicklung, die bei ihnen erreicht war, an den Kriegslasten in jeder Richtung, nicht nur an Blutopfern, um ein Vielfaches schwerer zu tragen gehabt als ihre Gegner. Bei allen, aber bei ihnen zumal, ist es mit dem ruhigen Staatsbürger, der sich willig und gedankenlos leiten läßt, für absehbare Zeit vorbei. Und bei allen Kriegführenden steht dieser Aufrüttelung der bisher geleiteten Kräfte eine schwere Erschöpfung der leitenden Kräfte gegenüber. In der Politik heißt dieses Ergebnis dieses Kräftespiels Demokratisierung. Und ernstlich Politik treiben heißt das Notwendige wollen. „Aus der Weltgeschichte austreten" kann niemand, was aber jeder einzelne versuchen kann und soll, ist, die Notwendigkeit klar ins Auge fassen, um nach schwacher eigener Kraft daran mit-

zuhelfen, daß der unaufhaltsame Strom befruchte und nicht verwüste. Der Strom fragt nicht darnach, ob sein Lauf den Menschen lieb oder leid sei. Furcht und Hoffnung sind als politische Motive im Kampfe des Tages unausrottbar, sie sind aber schlechte politische Ratgeber; sie trüben den Blick. Von der Hoffnung ist nicht weiter zu reden. Sie schafft Illusionen, aber sie gibt Kraft. Gefährlicher ist die Furcht, in unserem Falle die Furcht vor der Demokratie, die, gleich jeder Furcht, lähmt, eine Furcht, die in vielen Herzen aus den reinsten Motiven entspringt, aus der innigsten Liebe für das deutsche Volk. Aber ich glaube, diese Furcht tut dem Geist der echten Demokratie unrecht.

Dieser Geist hat noch nirgends sein Ziel erreicht, eine ebenso unbestreitbare Tatsache wie das siegreiche Fortschreiten seiner Ideen. Demokratie ist auf der ganzen Welt Forderung. Sie ist ihrem Wesen nach ein Begriff aus dem Reiche des Sollens und nicht aus dem Reiche des Seins. Der Staatswille ist der Gesamtwille. Postuliert man die Identität dieses Gesamtwillens mit dem Willen eines einzelnen, wie der Absolutismus, oder dem Willen einiger weniger, wie die Oligarchie, so läßt sich eine solche Identität wenigstens denken, wenngleich bis zum letzten Rest nicht praktisch verwirklichen. Die Demokratie macht aber mit dem Gedanken des Gesamtwillens in einem ganz anderen Sinne ernst. Sie will in ihm wirklich die Volksgesamtheit vertreten sehen, die ewig wechselnde Volksgemeinschaft mit ewig wechselnden Strebungen. Nun läßt sich nicht einmal ein Gedankensystem auch nur theoretisch aufrichten, das dieser Forderung wahrhaft Genüge täte. Irgendwie tritt immer eine Anzahl einzelner an Stelle der Gesamtheit. Der Vater der modernen Theorie der Demokratie, Rousseau, liefert das schlagende Exempel. Es hat übrigens keinen Zweck, bei einer Betrachtung wie der vorliegenden sich allzuweit in die soziologischen und philosophischen Perspektiven des Problems der Demokratie zu vertiefen. Wer als Politiker zu Politikern spricht, dem wird es genügen, kurz in Umrissen das Gebiet abzustecken, das er bearbeiten will, und auf die Unzulänglichkeit hinzuweisen, die jeder Theorie der Demokratie dem Wesen nach anhaftet. Im übrigen handelt es sich nicht so sehr um die Herausarbeitung der Begriffe und die Verfolgung ihrer vielfachen Abtönungen und Verästelungen, als um konkrete, allen sichtbare Erscheinungen und Forderungen der Politik. Da werden dann freilich naturnotwendig Probleme mehr aufgeworfen als beantwortet. Es gilt nämlich nicht, eine Definition zu finden, ja nicht einmal von einer solchen auszugehen. Man muß zufrieden sein, den lebendigen politischen Willen und die zahllosen mächtigen Tendenzen, die sich in der Idee der Demokratie zusammenfinden, in ihren wichtigsten Bestandteilen zu charakterisieren. Mit logischer Schärfe allein und mit dem Wunsche, eine politische Idee

begrifflich präzis zu umschreiben, ist am allerwenigsten dort auszukommen, wo diese Idee in Millionen Köpfen lebt und naturgemäß nur in wenigen Grundlinien bei der Masse ihrer Anhänger übereinstimmt. Massenpsychologie ist noch weit unmöglicher als die Psychologie des einzelnen auf der Begrifftafel abzuzeichnen.

Das erste und augenfälligste Problem der Demokratie im Verhältnis zum deutschen Volk scheint nun heute dieses:

Sind wir Deutschen wirklich, vom Standpunkt der Demokratie gesehen, so ganz anders als alle anderen Westvölker? Amerikaner, Engländer, Franzosen und Italiener, in neuester Zeit übrigens auch Russen, behaupten oft genug, sie zu besitzen. Das ist gewiß nicht richtig. Es ist schon begrifflich unmöglich. Möglich wäre aber, daß diese Völker dem Wesen der Demokratie erheblich näher stehen als die Deutschen. Dann erhebt sich erst die Frage, welche Elemente ihrer Staats- und Wirtschaftsverfassung diesem Wesen verwandt sind und welche in unserer fehlen oder gar ihm entgegenwirken. Denn daß die soziale Entwicklung der Deutschen anders ist als jene der übrigen Völker, ist zwar zweifellos und unbestreitbar, aber eine Banalität, denn jedes Volk hat eben seine besondere Entwicklung. Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob die besondere Entwicklung der Deutschen wirklich eine undemokratische Entwicklung ist. Man wird daher im politischen Sinne die Elemente der Demokratie, aus denen sie sich aufbaut, untersuchen müssen.

Bei solchen Vergleichen darf man billigerweise nur von großen Staaten reden. In ihnen auf riesigen Flächen und unter einer unübersehbaren Volkszahl entfalten alle Probleme der Demokratie erst ihre ganze Schwierigkeit und Schärfe. Deshalb darf zum Beispiel die Schweiz nicht zum Vergleich herangezogen werden. Es ist ziemlich allgemein anerkannt, daß sie die vollkommenste Verkörperung der Demokratie in der gegenwärtigen Welt vorstellt. Allein sie dankt dies gewiß zum guten Teile ihrer Kleinheit. Freilich ist ihre Existenz andererseits ein schlagender Beleg dafür, daß Demokratie dem Geiste des deutschen Volkes wenigstens nicht grundsätzlich widerspricht. Liegen bei ihr jedoch die Verhältnisse zu einfach, so sind die in Österreich-Ungarn, insbesondere die der Deutschen in Österreich, viel zu kompliziert, um als Objekt der Betrachtung zu dienen. Demokratie als Herrschaft des Gesamtwillens setzt doch mindestens die Möglichkeit gemeinsamer Willensbildung voraus, also geistigen Kontakt, starke und vielfache Wechselwirkung der Glieder des Volkes, vor allem eine Art inneren Friedenszustandes, während Österreich in dem Zeitalter des Vordringens der Demokratie das Bild permanenten inneren Krieges bietet, das heißt ständig abnormer Verhältnisse. Im wesentlichen wird man sich daher auf das deutsche Volk im Deutschen Reiche beschränken müssen.

Demokratie bedeutet wörtlich: Volksherrschaft. Noch jeder, der sich zu ihr bekannt, der sie gefördert hat, hat sich an den Wortsinn gehalten. Mir erscheint als zunächst hervortretendes Element desselben sowie der politischen Forderung, die er verkörpert, das Element der Herrschaft. Das Volk soll herrschen und die Herrschaft für das Volk ausüben. In der Praxis bedeutet das, die Herrschaft im Staate gestützt auf den Willen der breiten Massen und im Interesse derselben zu führen. In jedem Falle liegt dem demokratischen Gedanken nichts ferner, als eine Eindämmung des politischen Herrschaftsgedankens an sich. Gegensatz des Gedankens der Volksherrschaft ist Autokratie und Oligarchie in allen Formen, insbesondere auch in der Form der Bürokratie nur insoweit, als es die Frage des Trägers der Herrschaft gilt. Gilt es jedoch, die Ausdehnung des Herrschaftsgedankens einzuschränken, dann ist der Widerpart der demokratischen Idee zunächst der Liberalismus und in weiterer Folge der Anarchismus. Die Demokratie ist eine kollektive Staatsauffassung, gleich den aristokratischen Systemen. Der Herrschaftsgedanke wird durch die atomistischen Staats- und Gesellschaftsauffassungen bekämpft. Denn Demokratie fordert gerade die Herrschaft des Gesamtwillens über jeden Einzelwillen. Damit ergibt sich das grundlegende Verhältnis der Demokratie zur Freiheit. Sie mag die politische Freiheit fördern und im gewissen Sinne auch mit sich bringen, weil sie der Idee nach jeden einzelnen zum Mitträger der Herrschaft macht. Was aber der Mann des täglichen Lebens unter Freiheit versteht, ist weit von diesem sehr komplizierten und undurchsichtigen Begriff entfernt. Er meint nichts weiter darunter als die Möglichkeit, sein eigenes Leben soweit als denkbar nach eigenem Gefallen einzurichten. Gerade das laissez-faire, laissez-aller ist aber antidemokratisch und zwar schon in der Idee, noch weit mehr in der Praxis. „Freiheit vom Staate" hat Hugo Preuß diese herrschende Tendenz des Durchschnittsmenschen benannt. Sie findet in keiner Staatsform der Welt weniger Boden als eben in der Demokratie, in keiner, nicht einmal in der Theokratie, und es ist höchst interessant und lehrreich, gerade das Verhältnis dieser Staatsauffassung, die ihren Schwerpunkt offener als alle anderen Staatsformen außerhalb der Erfahrung legt, zur Demokratie und zur Freiheit zu beobachten. Ich glaube, die Geschichte zeigt, daß die Theokratie die Freiheit des einzelnen, das eigenmächtige Sichausleben des Privaten, sofort mit allen Waffen bekämpft, soweit sie demokratische Tendenzen in sich aufnimmt. Es scheint mir zum Beispiel außer Zweifel zu stehen, daß die Organisation der protestantischen Kirchen wenigstens im sechzehnten Jahrhundert demokratischer war als die des Katholizismus; und wiederum, daß der Kalvinische Kirchenaufbau, der die Gemeinde in den Vordergrund stellt, unvergleichlich demokratischer war als die Struktur der lutherischen Landeskirchen. Genau das umgekehrte Ver-

hältnis gilt jedoch für die Freiheit des einzelnen, sein Privatleben nach Willkür einzurichten. Am lockersten waren in allen nicht spezifisch kirchlichen Angelegenheiten diese Schranken in den Territorien des Katholizismus, weit enger und stärker dort, wo das Luthertum herrschte. Der Grad der Beengung jedoch, den der Gottesstaat Kalvins in Genf oder das puritanische Kirchenregiment in Schottland dem einzelnen auferlegte, übersteigt für moderne Anschauungen jedes Maß des Erträglichen.

Nun ist es gerade diese Ausdehnung des staatlichen Herrschaftsgedankens in Deutschland, die dem Ausländer, dem Globetrotter wie dem Journalisten, dem fremden Botschafter wie dem Teilnehmer irgendeines wissenschaftlichen Kongresses im Deutschen Reiche, zunächst auffällt, das ewige Eingreifen von Gesetz und Behörde ins tägliche Leben, das System von Verbot und Befehl. In der viel verlästerten Reglementiererei erblickt der oberflächliche Beurteiler Deutschlands Unfreiheit, den Charakter der Autokratie. Ich fürchte, daß zahlreichen Urteilen, die den Anspruch erheben, alles eher als oberflächlich zu sein, nichts anderes als das gleiche Gefühl zugrunde liegt.

Die Wurzel dieser Kritik ist nicht Demokratie, sondern Liberalismus. Mit jener hat das System von Verbot und Befehl nicht das mindeste zu tun. Es ist nicht nur möglich, es ist sicher, daß die fortschreitende Demokratie viel mehr mit diesen Mitteln arbeiten wird als der deutsche Obrigkeitsstaat es bis heute wagen kann. Die neueste Entwicklung von England und Amerika ist hiefür ein ebenso gewichtiger Beweis wie die Geschichte. Die Konventsherrschaft in Frankreich, seit 1792 ein unbestreitbarer Versuch die Volksherrschaft zu verwirklichen, hat den Glauben und den Kalender, die Kleidung und die Anrede, selbstverständlich auch die Preiserstellung ihrem Befehl zu unterwerfen versucht. Ist etwa das Verbot des Alkoholgenusses in Finnland und einigen Staaten der Union undemokratisch? Und schließlich ist es mehr als ein Unterschied der leeren Form, ob die Sonntagsarbeit verboten ist — sie ist es übrigens in Deutschland gar nicht — oder ob ihr Verbot durch gesellschaftliche Achtung dem Individuum aufgezwungen wird? Es bleibt doch allemal ein Ausfluß des Herrschaftswillens der Gesamtheit, der die Willkür und somit in gewissem Sinne die Freiheit des einzelnen beschränkt, — an sich nichts Undemokratisches.

Es geht also in der Demokratie lediglich erstens darum, wer Träger der Herrschaft ist, und zweitens in welcher Richtung die Herrschaft ausgeübt wird, somit um Herrschaftssubjekt und Herrschaftstendenz. Man kann darüber streiten, welches Element für die Demokratie wesentlicher sei. Alle Systeme der Welt stützen sich auf die Gewalt. Auf die Richtung kommt es an, in welcher die Gewalt ausgeübt wird. So ungefähr sprach Trotzki

in Brest-Litowsk, ein gewichtiger Zeuge bei einem gewichtigen Anlaß. Oft genug wird ja geleugnet, daß dieses sozusagen materielle Moment ein Bestandteil des demokratischen Gedankens sei. Ich gestehe nicht genug Jurist zu sein, um hierüber überhaupt diskutieren zu können. Kein demokratischer Politiker der Welt begründet seine Forderung mit etwas anderem als zuvörderst mit den materiellen Interessen der Masse des Volkes, denen der Sieg seiner Parteitendenz Erfüllung verspricht. Es hört sich sehr schön an, in akademischer Diskussion den Inhalt demokratischer Gesetze weit von sich zu weisen und nur die Art, wie Gesetze und Führung der Herrschaft zustande kommen, behandeln zu wollen, aber damit wird, rund herausgesagt, kein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt. Und schließlich kann doch der demokratische Gedanke nicht ganz ohne Rücksicht auf alle Hoffnungen, auf alle Sehnsucht und oft utopischen Wünsche vertreten werden, die der künftige Herrschaftsträger, also das Volk, an ihn knüpft und durch die der Gedanke zum Siege geführt werden soll.

Es ist übrigens nicht einmal in der Idee möglich, den Geist der Demokratie von dem, was er bezweckt, zu scheiden. Man versuche sich vorzustellen — ein oft gebrauchtes Beispiel — daß auf dem Boden der privatrechtlichen Gesellschaftsordnung eine Aktiengesellschaft demokratisiert werden soll. Ihre Elemente sind Aktionäre, also Kapital, Vorstand, das ist die leitende kleine Schicht, Beamtenschaft und Arbeiter, das heißt Bürokratie und Proletariat, das beherrschte Volk. Aktionär und Verwaltungsrat fallen ohnedies oft zusammen. Jedenfalls hat das Kapital fast immer maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung des Vorstandes. Demokratisierung der Aktiengesellschaft würde also bedeuten, daß das Kapital möglichst gleichmäßig Eigentum der Angestellten, der Beamten und Arbeiter sei, wie es ja öfter im Genossenschaftswesen vorkommt. Das ist natürlich noch kein Sozialismus, denn die Aktiengesellschaft bliebe noch immer ein auf Profit berechnetes Unternehmen. An seiner Organisation hätte sich zunächst überhaupt nichts geändert. Die Scheidung zwischen Direktion und Angestellten bliebe ebenso aufrecht, wie jene zwischen geistiger und manueller Hilfsarbeit in allen Abstufungen, Außendienst und Büroarbeit, technischen und kommerziellen Pflichten, usw. Die Arbeitskraft wäre noch immer verschieden entlohnt, nur die Dividendeneinkommen, also die Rentenbezüge gleich verteilt. Was also hätte sich geändert? Gar nichts, antworten manche, etwa Max Weber. Vieles, ja alles, könnte ihm erwidert werden, nämlich der Geist, in dem das Unternehmen geführt wird. Dieser Geist könnte sich aber überhaupt nur in materiellen Maßnahmen betätigen. Es stünde die Entlohnung im Vordergrund, nicht mehr die Dividende, und würde bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit des Unternehmens erweitert werden. Es gäbe weit mehr Fürsorge für Alter,

Krankheit, Unterricht, Betriebssicherheit, Reinlichkeit, und endlich, die Rechte der Angestellten wären vielleicht fest umschrieben, das heißt, es stünde Recht gegen Recht und nicht Notdurft gegen Willkür. Die Formel wäre: „Alles für das Volk."

Der materielle Gesichtspunkt der Fürsorge für das Volk ist von der Demokratie nicht zu trennen. Nach ihm zunächst müssen die Großstaaten der Gegenwart miteinander verglichen werden, wenn ihre Durchdringung mit demokratischem Geiste zur Prüfung steht. Dieser soll den Einfluß des Kapitals beschränken. Der war in Deutschland groß, vielleicht übergroß. Aber ich frage, war die politische Potenz des Reichtums, die nackte Bedeutung des Kapitalismus nicht lange vor dem Kriege in jedem Großstaat der Welt bedeutender als im Deutschen Reiche? Läßt sie sich mit jener in England vergleichen? Hat je die deutsche Regierung oder das deutsche politische Leben in Parlament und Presse, hat je Beamtenschaft und Vereinswesen, ja selbst die öffentliche Organisation der Wissenschaft in Deutschland eine derartige Abhängigkeit von Finanz- und Handelskapital erfahren, wie in Frankreich oder gar in Amerika? Kein Zweifel, daß es nicht die Demokratie, sondern Einflüsse historischer Mächte gewesen sind, die unter den Deutschen der Allmacht des Kapitals entgegenwirkten. Aber gerade da in diesem Belange wirkten solche Einflüsse eben nicht undemokratisch. Für Preußen hat das schon Lassalle bezeugt. Wo entsprach und entspricht das Steuersystem mehr den Forderungen der Demokratie, in Frankreich und Amerika oder in Deutschland? Im großen System staatlicher Sozialpolitik, im Gedanken der Zwangsversicherung, ist Deutschland unbestrittenermaßen der Lehrmeister der Welt. Es soll nicht geleugnet werden, daß Großbritannien seit dem Jahre 1908 beziehungsweise 1910 in manchen Richtungen der Besteuerung wie der Sozialpolitik weitergegangen ist als das Deutsche Reich. Aber es fehlt viel daran, daß irgend jemand auf Erden behaupten würde, Deutschland sei bis vor ungefähr zehn Jahren in demokratischerem Geiste regiert worden als England und durch die Wirksamkeit des Finanzministers Lloyd George habe sich erst dieses Verhältnis umgekehrt. Auch pflegt man nicht Deutschland in Hinsicht der Demokratie neben oder gleich nach England zu setzen, sondern weit hinter alle anderen Staaten der Westentente zu stellen; und dann ist es wahrlich noch sehr die Frage, ob nicht alles in allem, selbst noch heute mitten im Kriege, das Deutsche Reich weit mehr die Bedürfnisse der breiten Massen berücksichtigt als sogar England, das sicherlich auch in dieser Richtung weitaus an der Spitze aller unserer Feinde marschiert. Wenigstens hat zum Beispiel die Wiener Arbeiterzeitung, der gewiß keine besondere Vorliebe für das deutsche Regierungssystem nachzusagen ist, noch am 14. Dezember 1917 behauptet, „daß von allen kriegführenden Staaten die

Profitgier der Bourgeoisie nur in Deutschland und auch hier nur in Massenartikeln eingeschränkt worden sei.“ Jeder Blick auf die vergleichenden Warentabellen bestätigt dieses Urteil, sofern man nur sich auf solche Artikel beschränkt, deren in Deutschland vorhandene Quantitäten überhaupt für die breite Masse in Betracht fallen. Wo immer die Ursache für diese Erscheinung liegt, sei es auch in der Macht feudaler Gewalten, die im Deutschen Reiche der Herrschaft des Kapitalismus entgegenwirkt und in anderen Ländern fehlt, — die Resultante des Kräfteparallelogramms neigt darum nicht minder zu den Tendenzen der Demokratie. Wenn die Schweiz zum Beispiel im Wege des Referendums im Jahre 1898 das Gesetz über Kranken- und Unfallversicherung verworfen hat, so bleibt dies Ergebnis undemokratisch, so demokratisch der Weg auch scheint, auf dem es zustande gekommen ist.

Und die Fürsorge für die breiten Massen ist in Deutschland nicht nur auf Steuer- und Sozialpolitik beschränkt. Die allgemeine Schulpflicht besteht auch in anderen Ländern, aber Analphabeten gibt es in keinem großen Staate weniger, kein Großstaat besitzt verhältnismäßig mehr Hochschulen als das Deutsche Reich. Dieses ist, abgesehen vom Versuch der Französischen Revolution, mit der allgemeinen Wehrpflicht vorangegangen. Da darf man doch fragen: Sind das alles Erfordernisse der Demokratie oder nicht? Wo wurden sie zuerst, wo am energischesten verwirklicht, das heißt, wo war das System des Wohlfahrtsstaates mehr ausgebildet als eben in Deutschland? Auf das System kommt es an und nicht auf die einzelnen Maßnahmen, die da und dort weiter ausgedehnt worden sind, wie zum Beispiel die allgemeine Wehrpflicht in dem durch und durch bourgeoisen Frankreich weit schärfer bis zu dem Kriege verwirklicht erscheint als im Nachbarstaate.

Dieses System beweist nicht alles. Der Wohlfahrtsstaat — ich gebrauche absichtlich den etwas veralteten Ausdruck der gleichfalls veralteten Staats- und Polizeiwissenschaft — ist sicher nicht das letzte Wort des deutschen Volkes und der Demokratie. Aber er beweist doch einiges vom Geiste der deutschen Staats- und Gesellschaftsverfassung, der sich doch auch in ihm ausprägt. Und was er beweist, ist wahrlich nicht undemokratisch. Charakteristisch ist hierbei der Zwang, die staatliche Regelung, in der Deutschland voranschreitet. Das ist antiliberal. Der Zwang ist das letzte, was die anderen Großmächte liberaler Färbung von Deutschland übernehmen. Sie tun es langsam und zögernd, aber sie übernehmen es unter dem Drucke vordringender ausgesprochen antiliberaler Demokratie, wie die Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht gerade in England am besten beweist.

Wohlfahrtspolitik und die Aufrichtung des Wohlfahrtsstaates darf

übrigens nicht nur nach dem Stande der Gesetzgebung beurteilt werden. Die gesamte Verwaltung, insbesondere aber dieser Zweig derselben hat eine Voraussetzung, deren Bedeutung weit über jene der Steuer- und Sozialpolitik hinausgeht: Das ist der Begriff der Gesetzlichkeit. Von der Seite des einzelnen gesehen, wird er zum Begriff des subjektiven Rechtes, in Richtung seiner Ausdehnung bewährt er sich als Gleichheit vor dem Gesetz, in Richtung seiner Intensität als Strenge in der Durchführung der Gesetze, er findet seine Zusammenfassung in der Idee des Rechtsstaates. Man kann diesen Begriff, glaube ich, auch den Geist der Ordnung nennen. Dieser ist ein Pivot der Demokratie, keine materielle Maßnahme mehr, aber die Grundlage, die sozial psychische Grundlage jeder demokratischen Staatsverwaltung. Denn ein einzelner kann sich schnell entschließen und den Entschluß sofort in Tat umsetzen. Wenige können sich leicht verständigen und, soweit es auf sie ankommt, bald das Vereinbarte ausführen. Ein ganzes Volk, eine breite Schicht kann das nicht. Die Masse soll aber in der Demokratie der letzte Träger der Herrschaft sein. Schon ihren Willen, oder was dafür angesehen wird, festzustellen, braucht es einen umfangreichen Apparat. Daher kann die Willensermittlung nur in längeren Abständen stattfinden. Es muß daher der Willensinhalt auf längere Perioden hinaus formuliert und präzisiert werden. Mit anderen Worten: die Demokratie kann ihrem innersten Wesen nach nicht anders als planmäßig, also nach bestimmtem Programm, sie kann überhaupt nicht anders als durch das Medium des Gesetzes herrschen. Höchstens andauernde und ihrem Inhalt nach fest umschriebene Gewohnheiten, die dem allgemeinen Willen und in einem gewissen Sinne dem sittlichen Bewußtsein entsprechen, vermögen das formulierte Gesetz zu vertreten, weil sie faktisch bindende Normen vorstellen. Diese Vertretung beschränkt sich aber naturgemäß auf sehr eng umgrenzte Gebiete. Die demokratische Staatsform scheidet sich einerseits von den atomistischen Richtungen, also Liberalismus und Anarchismus, andererseits von den Herrschaftsformen des Privilegiums, also der Autokratie und der Oligarchie. Diese beiden Gruppen von Gegensätzen der Demokratie haben eines gemeinsam: sie begünstigen individuelle Willkür an Stelle der Herrschaft des Gesetzes. Individuelle Willkür heißt aber im modernen Staate Unordnung. In diesem Sinne darf man behaupten: Der Geist der Demokratie ist der Geist der Ordnung! Allerdings gilt noch nicht das Umgekehrte, und allerdings strebt jede Staatsform schließlich Ordnung an. Allein die Demokratie hebt sich selbst auf und verleugnet ihr innerstes Wesen, sobald sie nicht nach Ordnung strebt und insoweit sie nicht Ordnung verwirklicht.

Liegt hier eine wesentliche Voraussetzung jeder Demokratie — und sie

liegt hier ganz zweifellos, das beweist Theorie und tägliche Praxis — dann messe man nach diesem Maßstab das deutsche Volk und die übrigen Völker. Nicht auf die Zahl der Gesetze wird man hierbei achten, die ja überall unübersehbar geworden ist, sondern auf ihre faktische Geltung, auf ihre Durchführung. In welchem Großstaate der Welt ist dies strenger als im Deutschen Reiche? Schließlich ist jede Gesetzesübertretung unbewußt, also Nachlässigkeit, oder bewußt, also Bevorzugung und Benachteiligung. Wo spielt die Protektion eine geringere Rolle, wo fachliche Tüchtigkeit eine größere als in Deutschland? In welchem Lande der ganzen Welt gibt es weniger Korruption als gerade hier? Ideal liegen diese Dinge naturgemäß auch im Deutschen Reiche nicht. Wie wäre das bei einer Volkszahl von nahezu 70 Millionen denkbar! Allein an den Zuständen in Rußland und Amerika, an denen in Frankreich und selbst in England gemessen, kann kein Zweifel aufkommen, daß Deutschland geradezu ein Muster an Planmäßigkeit, Gesetzlichkeit und Sinn für Ordnung vorstellt. Das ist ja so vielen Ausländern, die deutsche Zustände kennenlernen, ein Objekt der Bewunderung, aber auch der Antipathie. Denn sicherlich muß sich der einzelne, der Fremde, in einer derartigen ihm ungewohnten Luft beengt fühlen. Ihm scheint Härte, Kälte, gefühlloser Rationalismus, was dem Deutschen natürlich und selbstverständlich ist, weil es seine Empfindung billigt und begleitet. Der Fremde reagiert darauf wie auf Unnatur. Ich sage nicht, daß Deutschland durch die Ausbildung dieses Systems des Rechtsstaates eine Demokratie sei, aber ich sage, daß dieses System die erste und grundlegende Vorbedingung jeder Demokratie bildet und daß diese Vorbedingung in Deutschland ungleich energischer verwirklicht ist als anderswo. Dieser Vorsprung des deutschen Volkes ist wahrscheinlich erst in Generationen einzuholen. Der Sinn für Gesetzlichkeit kann nicht durch Gesetze, sozusagen über Nacht, eingeführt werden. Er gründet sich gewiß auf Geschichte und Aufbau des Deutschen Reiches in neuerer Zeit. Aber er liegt überdies tief begründet im Wesen des deutschen Volkes. Denn auch in der vielsprachigen österreichisch-ungarischen Monarchie und in der Schweiz ist er weitaus am stärksten unter den Deutschen ausgebildet, wenn schon lange nicht so, wie in dem Bundesstaate, der sich um Preußen zusammengeschlossen hat.

Charakteristisch für diesen Geist des Deutschen Reiches ist insbesondere die Art, in welcher dort privilegia odiosa, also Unterdrückungen zustande kommen. Wird derartiges gegenüber Gedankenrichtungen und Nationalitäten ausgeübt, so liegt darin wahrlich kein demokratischer Zug. Was Deutschland aber in solchen Richtungen tut, das tut es im Wege von Gesetzen. Das Ding wird beim wahren Namen genannt und die öffent-

liche Meinung wenigstens nicht betrogen. Aufrichtigkeit und Offenheit ist aber naturgemäß der Demokratie unentbehrlich. So entstand das Sozialistengesetz, so entstanden die Kulturkampfgesetze — bei denen freilich ein großer Teil der Kritik aus besonderen Gründen den antidemokratischen Charakter nicht hervorhebt. So entstand endlich die berüchtigte Polengesetzgebung und speziell das viel verschriene Enteignungsgesetz, das in der ganzen Welt einen Sturm aufwühlte und, irre ich nicht, volle dreimal zur Anwendung kam. Die Engländer haben gegen die Iren in der modernen Zeit kein Enteignungsgesetz gemacht. Aber sie haben enteignet — in ungeheurem Maße enteignet. Jahrzehnte lang enteignet! Das mag politisch tausendmal klüger sein, demokratisch ist es nicht. Deutschlands Methode ist offen und brutal, das heißt nicht eben liebenswürdig. So undemokratisch der Zweck dieses Vorgehens sein mag, formell hält es sich in den Schranken der Demokratie. Übrigens erfordert die Gerechtigkeit, daß eine große Ausnahme im deutschen öffentlichen Leben erwähnt werde. Das ist die Behandlung der Sozialisten in jener Zeit, in der kein Gesetz dieselbe rechtfertigte, also seit dem Sturz des Sozialistengesetzes bis zum Beginn des Krieges. Die anerkannter- und eingestandenermaßen feindliche Haltung, sowohl der Gesellschaft wie der öffentlichen Verwaltung, gegenüber den Sozialisten fällt aus dem System des Rechtsstaates heraus und ist daher nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach antidemokratisch gewesen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Kanzler Michaelis gerade darüber und zwar sofort zu Fall kam, daß er, vielleicht nicht ganz ohne Grund und gewiß subjektiv im besten Glauben, gegenüber den unabhängigen Sozialisten auf die alte Methode zurückzugreifen Miene machte. Die Demokratie darf zur Not Spezialgesetze schaffen; sie darf aber niemand außerhalb des Gesetzes stellen — auch nicht die ihr oder dem ganzen Staate feindlichen Elemente, wie der Konvent in Frankreich tat, und wie es Rußland abermals versucht.

Wie steht es nun um das Subjekt der Herrschaft in Deutschland, den Träger jenes Willens, der als staatlicher Gesamtwille sich geltend macht? Das ist die Frage der Anteilnahme des Volkes an der Herrschaft, und diese soll nach der herrschenden Meinung in Deutschland geringer sein als irgendwo anders in den modernen Großstaaten. Aber auch diese Meinung scheint mir irrig. Denn soviel hierin in Deutschland fehlt — und es fehlt viel, ob man dieses Minus nun begrüßt oder bedauert — es steht anderswo nicht besser darum. Das bietet deutschen Demokraten allerdings nur mageren Trost. Aber wie gesagt, ein politisches Urteil kann sich ja doch nur auf Vergleiche stützen, denn um eine mehr als relative Entwicklung handelt es sich bei der Demokratie notwendigerweise nirgends.

Soll das Volk Träger der Herrschaft sein, so muß es zunächst als

Einheit, als unteilbares Ganze auftreten. Sonst verliert das Wort „Volk" jeden politischen Sinn. Daraus ergibt sich die sehr wichtige praktische Forderung, es dürfe sich nicht etwa jeder Teil aus eigenem Willen vom Ganzen ablösen und selbst als Volk und Staat konstituieren; das Verbot solcher eigenmächtigen Trennung ist ein demokratisches Postulat, das Gegenteil eine liberale Forderung. Trotzki, der sicher einer der typischesten Demokratenfiguren der Gegenwart ist, hat zum Beispiel in Brest-Litowsk gegenüber den Vertretern des Vierbundes die Einheit der Litauer, Esten, Polen usw. betont und für jene Glieder dieser Nationen, die nicht unter der Herrschaft der Zentralmächte stünden, das Recht gefordert, an der Bestimmung der Geschicke des Volksganzen mitzuwirken, durchaus konsequent von seinem Standpunkte aus. Allerdings hat er das Prinzip für das russische Reich selbst nicht in gleicher Schärfe vertreten. Allein faktisch ist die freie Teilbarkeit des Ganzen der gerade Weg zur Anarchie. Er führt über Landschaften zu Städten und Dörfern und in weiterer Folge zum Individuum. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum nicht eine reiche Stadt in einem armen Staate ihren Vorteil darin finden sollte, sich unabhängig zu erklären. Mit eiserner Logik folgt auf die Bolschewiki der Anarchosozialismus. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem die Frage von Elsaß-Lothringen zu beurteilen ist, wie jene von Schleswig-Holstein zu beurteilen war und beurteilt wurde. Denn der Streit zwischen beiden Prinzipien ist alten Datums.

Zweifelhafter bleibt schon der Grundgedanke, der die Volkseinheit bildet. Die literarische und öffentliche Meinung der Gegenwart hat sich im allgemeinen auf das Prinzip der Nationalität geeinigt. Allerdings fehlt viel, daß sie sich auch darüber geeinigt hätte, was eine Nation sei. Die Wissenschaft erklärte noch jüngsthin den Begriff derselben für undefinierbar. Die Praxis macht ihn sich je nach dem Bedürfnis und dem Parteistandpunkt zurecht. Hält man sich an das gewiß ungenügende, aber halbwegs greifbare Merkmal der Umgangs- und Muttersprache und sieht darnach die Nation als Volkseinheit schlechthin an, dann zählt Deutschland unter rund achtundsechzig Millionen Einwohnern allerdings gegen dreiundeinhalb Millionen Staatsbürger fremder Zunge, die dem Reichsganzen eingegliedert oder auch eingezwungen sind. In diesem Sinne ist die „Freiheit der kleinen Nationen" in der Tat eine demokratische Forderung der Feinde Deutschlands, nur daß es in den eigenen Ländern dieser Apostel der Nationsselbständigkeit durchaus nicht besser steht. Sieht man von den Kolonien ab, was freilich auch nicht allgemein und in gleichem Maße wird geschehen können — denn es handelt sich im wesentlichen um den Entwicklungsgrad der beherrschten Völker —, so ist die Einheit der Nation und daher des Volkes allerdings in Frankreich und Italien

weit vorgeschrittener als im Deutschen Reiche. Erst die Verwirklichung der Kriegsziele dieser beiden Staaten würde dieses Verhältnis umkehren. Dann darf man aber nicht eben diese Kriegsziele im Namen der Demokratie fordern, dann darf man insbesondere überhaupt nicht von einer belgischen Nation reden. Das heißt an die Stelle der Nation mit einem plötzlichen qui pro quo die Gesamtheit der Staatsbürger setzen und zwar der Bürger eines historischen Staates. Es gilt also dann gerade die Verteidigung des konservativen überkommenen Zustandes und nicht die Durchsetzung der demokratischen Forderung. Dieses Spiel mit den Begriffen wird dort zur nicht nur konservativen, sondern zur reaktionärsten Groteske, wo sich die Franzosen mit der Frage der Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen beschäftigen. Entweder sind sie Gegner dieser Abstimmung überhaupt und berufen sich dennoch auf den Willen der Bewohner dieses Landes, denen sie das Optionsrecht verweigern wollen, oder sie gestehen ihnen dieses Recht zu, das heißt nicht den Landesbewohnern, sondern jenen, die vor fünfzig Jahren das Land bewohnt haben, und den Abkömmlingen dieser Wähler. Oder endlich sie verweisen auf die Kundgebung der öffentlichen Meinung in Elsaß und Lothringen vor mehr als vier Generationen, nämlich beim revolutionären Verbrüderungsfest im Jahre 1790. Das ist alles undemokratisch. Das ist im besten Falle liberal, kernliberal oder erzreaktionäre Romantik, manchmal auch beides. Auch die Amerikaner können von einer Nation nur im Sinne einer Staatsnation reden, ebenso wie die Schweizer. Der Name Irland braucht in diesem Zusammenhange nur genannt zu werden.

Gegenüber diesem wahren Tohuwabohu von Gedanken und Wünschen liegen in Wahrheit die Dinge so: kein vernünftiger Mensch kann heute daran denken, die Einheit zwischen Staat und Nation überall vollkommen herzustellen. Ist doch niemals seit dem Zeitalter der Völkerwanderung die geschlossene Siedelung der Nationen stärker durchbrochen gewesen als gerade heute. Und noch für geraume Zeit wird Territorium und Staatshoheit untrennbar erscheinen müssen. Das demokratische Ideal der Volkseinheit nach Nationen ist also für uns so unerreichbar, wie Ideale gemeinhin sind, und zwar auch dort, ja dort ganz besonders, wo Staaten im Entstehen begriffen erscheinen. Das Verhältnis und die Siedelung von Polen, Litauern, von deutschen Juden und Polen in Polen selbst, von Polen und Ukrainern, von Ukrainern, Juden und Rumänen, von Bulgaren, Griechen und Serben, von Serben und Albanern, Albanern und Griechen, ja sogar das von Bulgaren und Rumänen nimmt es an Kompliziertheit und Unlösbarkeit mit jedem Verhältnis der Mischgebiete in Westeuropa auf. Die Annäherung aber an das demokratische Ideal, die Deutschland vorstellt, kann sich neben den meisten seiner Gegner reich-

lich sehen lassen. Allerdings jedoch wird die Demokratie in Deutschland gewiß eine mildere Politik gegenüber den nichtdeutschen Nationssplittern fordern und hoffentlich wohl auch herbeiführen, die dem Reiche angehören. Man denkt sehr verschieden darüber, ob diese mildere Politik im Interesse Deutschlands gelegen sein wird. Aber kommen wird sie und zwar unabwendbar. Wie hart übrigens das Deutsche Reich gegenüber seinen Franzosen und Polen vorgegangen sein mag, die gälische Sprache hat unter Englands Herrschaft mehr gelitten und mehr verloren. Und das moderne Frankreich hat eben noch keine Probe auf eine etwaige Nationalitätenpolitik abgelegt. Ich glaube, man darf billig zweifeln, ob etwa die deutsche Sprache in einem zurückeroberten Elsaß sehr glimpflich behandelt werden würde.

Vorläufig kann demnach die Demokratie nur innerhalb jener Staatsgrenzen, die der Friede bestimmen wird, in Frage kommen. Jedes Staatsvolk bedarf nun, um als Einheit auftreten und Träger der Herrschaft im Staate sein zu können, der Organisation. Denn ohne Organisation ist die Masse leblos und handlungsunfähig. Organisation des Volkes bedeutet den zweiten Eckpfeiler der Demokratie, die Gesetzlichkeit den ersten. Wo einer von beiden fehlt oder nicht tragfähig ist, da gibt es nichts als eine Karikatur der Demokratie. Da kann die demokratische Phrase herrschen, ein höchst bescheidener Ersatz der fehlenden Volksherrschaft. Bei weitem genügt es nicht, die volljährigen Männer oder auch Frauen alle paar Jahre zur Wahlurne oder zum Referendum zusammenzutrommeln, daran hat schon Rousseau nicht gezweifelt.

Das innerste Wesen der Organisationsfähigkeit im sozialen Leben ist nun meines Wissens bis heute absolutes Geheimnis. Der Name ist aus der Naturwissenschaft entlehnt und man spricht von der ganzen Erscheinung meist in Bildern, die aus demselben Gebiete stammen. Man beschreibt auch die einzelnen freien oder staatlichen faktisch bestehenden Organisationen. Worauf es ankäme, wäre jedoch, das Prinzip zu finden, demzufolge derselbe Aufbau in einem Land und Volke sich bewährt und anderswo versagt. Es fehlt also sozusagen eine abstrakte Organisationslehre. Rein auf dem Gebiete der Erfahrung scheint es mir jedoch sicher zu sein, daß die Organisation eines Volkes und des öffentlichen Lebens gewisse psychische Voraussetzungen hat und zwar ein Zusammenstimmen retardierender und vorwärtstreibender Kräfte. Ich halte für die hervorstechendsten Eigenschaften der ersten Art Gemeingefühl, also Liebe zum Ganzen, dem der einzelne angehört, Disziplin und zwar vor allem in der Form des Pflichtbewußtseins, daher die Fähigkeit, sich einzugliedern und allenfalls sich unterzuordnen, im ganzen eine starke Vorsicht im Handeln, einen gewissen konservativen Sinn, der das Überkommene nur

im Notfall und nur soweit es unbedingt erforderlich ist, ändert, nicht aber jeden Tag an den Umsturz des Ganzen denkt. Individuell scheint mir dieser konservative Sinn nahe verwandt mit der Fähigkeit und Neigung, Autoritäten anzuerkennen. Jeder Verein, jede Arbeitergenossenschaft weiß von der Wichtigkeit dieser retardierenden Eigenschaften zu erzählen. Die wesentlichsten Grundlagen der vorwärtstreibenden Kräfte scheinen mir starkes und weit verbreitetes Wissen, eifriger Lern- und Forschungstrieb und endlich der Mut zu kraftvoller Initiative. Treten diese Qualitäten mit jenen früher gestreiften in Verbindung, dann gibt es ein Produkt, das nicht nur Gärungsstoff enthält, sondern auch haltbar ist. Dann liegt die Möglichkeit vor, daß die Gesellschaft aus ihrem Schoße selbst immer neue Organe hervortreibt und die alten Organe immer wieder umbildet, und zugleich die Vorbedingung dafür, daß diese Organe selbst das Gefühl der Eigenverantwortlichkeit, das Organbewußtsein haben und darnach handeln. Das ist nämlich das alte Erbübel aller Gesellschaftsorgane, der Verantwortlichkeit feige auszuweichen und diese Mutlosigkeit für die Pflichterfüllung zu halten. Dann tritt der bürokratische Schlendrian, der Vorakt, in seine altbekannte Rolle, der Amtsschimmel erscheint, der wahrlich nicht nur in öffentlichen Ämtern geritten wird. Ich spreche zunächst von der Bürokratie. Man nennt wohl auch Deutschland ihr Vaterland. Will man jedoch die denkfaule und geistlose Routine treffen, welche Regel und Instruktion für allmächtig hält, dann sollte man besser auf Frankreich und Italien oder auf die nationslose österreichische Bürokratie exemplifizieren. Denn Fachkunde und gewissenhafte Instruktionserfüllung finden und fanden sich überall, selbst im Rußland des Zaren und in weit höherem Grade, als es die landläufige Meinung wahrhaben wollte. Mut zur Verantwortung, selbständige Entschlußkraft finden sich aber nicht überall. Eben sie unterscheiden den Geist der Organisation von der Geistlosigkeit der Dressur. Das eine wird nicht selten mit dem anderen verwechselt, ist aber so ziemlich sein strikter Gegensatz.

Was hier als psychische Voraussetzung der Organisation und damit der Demokratie angeführt erscheint, ist sicher äußerst lückenhaft, nicht viel mehr als eine Aufzählung von Namen. Vielleicht ist es auch falsch. Gewiß richtig ist aber eines: nicht jedes Kulturvolk ist heute gleich organisiert, wahrscheinlich auch nicht jedes Kulturvolk im gleichen Grade organisierbar. Offenkundig ist weiters, daß die Fähigkeit zur Organisation unter den germanischen Völkern und Staaten sehr viel größer ist als unter Romanen und Slawen, und offenkundig steht in dieser Fähigkeit und ihrer Auswirkung Deutschland an der Spitze aller Nationen und Staaten. Am nächsten kommt ihm unter den Großmächten England. Das wird allgemein zugegeben. Nicht anerkannt wird aber, daß wir hier auf eines

der allerwichtigsten, auf ein vitales Element der Demokratie gestoßen sind. Und doch gibt es ein sehr naheliegendes Exempel. Es ist die Bildung der großen, politischen, nicht staatlichen Organisationen im Volke und zwar in der Politik zunächst der politischen Parteien. Es kann kein Zufall sein, daß überall und so auch in Deutschland unter allen freien Organisationen des öffentlichen Lebens, gerade die demokratische Partei, in erster Linie die Sozialdemokratie, die weitaus beste Organisation besitzt. Ich habe vorhin die sozial-psychischen Grundlagen der Organisationsfähigkeit vom Bilde des deutschen Heeres und der deutschen Beamtenschaft abgeleitet. Ich hätte sie ebensogut von der deutschen Sozialistenpartei ableiten können, einem durch und durch deutschen Erzeugnis. Und zwar gilt das insbesondere auch gerade von jenem Teile der Partei, der sich von der Mehrheit abgespaltet hat und am stürmischesten und mit der gehässigsten Kritik, zum Teil auch mit starken Sympathien für Deutschlands Gegner die deutsche Staatsform bekämpft. Damit der Humor der Sache nicht fehle, darf man wohl auch anmerken, daß die deutschen Sozialisten auch schon vor dem Kriege in der sozialistischen Internationale kaum weniger unbeliebt und kaum weniger bewundert waren, als die deutsche Nation in der Gesellschaft der Nationen. Alle Vorwürfe gegen diese, wie Pedanterie, Besserwissen, Lehrhaftigkeit, Unfreundlichkeit, Philistrosität usw. wurden auch gegen die deutschen Sozialisten laut und leise erhoben.

Diese höchst ausgebildete Organisationsfähigkeit der Deutschen ist überhaupt den anderen Völkern fremd und unheimlich. Zum Teil scheint mir das gewiß darauf zurückzuführen, daß die größten und umfassendsten Organisationen in Deutschland staatliche Institutionen sind, nämlich Heer- und Beamtenschaft, und daß diese Organisationen in gewissem Sinne wirklich Schöpfer und Bildner des deutschen Volkes wurden. Ist doch in der Neuzeit der Wiederaufbau Deutschlands von Preußen ausgegangen, dessen ganze Existenz seinem Heer und seiner Beamtenschaft entspringt, die wieder von den drei großen Organisatoren auf dem Throne von Brandenburg-Preußen, nämlich dem Großen Kurfürsten, dem König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. geschaffen wurde. Hier liegt einer der gewaltigsten Unterschiede zwischen der Geschichte der Deutschen und der Engländer, weil nämlich diese letzteren, gleichfalls ein Volk von den höchsten organisatorischen Fähigkeiten, beim Aufbau ihrer modernen Gesellschaft, nicht von staatlichen Institutionen, sondern von freien Vereinigungen ausgegangen sind, im wesentlichen von kirchlichen Bildungen. Man kann das englische System rein theoretisch vorziehen. Die größere Zukunft scheint mir das deutsche zu haben, das ja gerade im Kriege in so weitem Umfange von England übernommen wurde. Das eine wie

das andere wurzelt in der Lage und der Geschichte der Nation und trägt die Spuren seines Ursprungs. Keines war von Anbeginn demokratisch, das englische oligarchisch, das deutsche autokratisch. Einflüsse der neueren Zeit haben die überkommenen Tendenzen auf beiden Seiten stark zurückgedrängt. In Deutschland waren diese Einflüsse Not des Ganzen und Massenbewegungen, die zu den Stein-Hardenbergschen Reformen und zur Gründung und Ausgestaltung des Reiches führten. In England handelte es sich im wesentlichen um liberal-plutokratische Kräfte. Die Gegentendenzen in Deutschland lassen sich dagegen bis zu einem gewissen Grade als feudal und in weitem Maße als demokratisch bezeichnen. Bekanntlich hat dieser Gegensatz zwischen der deutschen und englischen Organisationsmethode zu jenem Schlagwort geführt, das von Großbritannien ausging und heute die Welt erfüllt, insbesondere auch unter den Bundesgenossen Deutschlands starken Widerhall gefunden hat, zum Schlagworte vom deutschen Militarismus.

Wieviel wurde darüber geschrieben und gestritten, was darunter zu verstehen sei. Die ungeheuere Mehrzahl der Deutschen hat es zunächst gar nicht begriffen. Denn die allgemeine Wehrpflicht und die Größe des Heeres kann damit nicht gemeint sein. Derlei fand sich anderwärts aller Welt offensichtlich viel stärker ausgeprägt. Die gesetzliche und verfassungsmäßige Bedeutung der obersten Heeresleitung, der führenden Militärs, ist es gewiß auch nicht. Denn die oberste Heeresleitung fällt in Amerika ebenso dem Staatsoberhaupt anheim wie in Deutschland. Hier läuft sie im Grunde darauf hinaus, daß der Chef des Generalstabs und die hohen Militärfunktionäre dem Kaiser direkt Vortrag erstatten können. Ohne Grund ist aber dieses Schlagwort darum noch lange nicht. Max Scheler, der bekannte Philosoph, ein Mann voll inniger Liebe zum deutschen Volk, hat die Formel aufgestellt, daß Deutschland keinen Zweckmilitarismus, wie die anderen, sondern einen Gesinnungsmilitarismus besitze. Ihm sei Heer und Heeresdienst eine Sache der Sittlichkeit, ein Ethos. Lloyd George, ein grimmiger Feind Deutschlands, aber wahrlich kein Schwätzer, hegt offenbar eine ähnliche Auffassung. Denn er predigt fort und fort, daß das Selbstvertrauen des deutschen Volkes und seiner Armee gebrochen, somit deren Gesinnung geändert werden müsse. Verlorenes Terrain und Kriegsgerät lassen sich wieder einbringen, verlorene Gesinnung aber nicht. Er hat ganz recht. Und schließlich ein neutraler Beobachter, der Däne Carl Larsen, ein Mann, dessen Vater im Kriege gegen Preußen gefallen ist und der Deutschland durchaus nicht besonders liebt, aber gut kennt, hat dargelegt, daß der deutsche Armeemilitarismus nichts als ein Ausschnitt des deutschen Nationalmilitarismus sei.

Wir dürfen, glaube ich, diesen übereinstimmenden Zeugnissen von drei

verschiedenen Seiten, die alle drei tiefer zu schürfen trachten, trauen. Wir können noch weiter gehen: es gibt überhaupt keine starke Organisation ohne starkes Ethos, das die Mitglieder durchdringt und das beim Individuum rationalistisch nicht mehr zu begründen ist. Keine politische Partei, ja im Grunde kein Studentenverein zweifelt daran. Ist nun eine Organisation groß und das in ihr vertretene Ethos stark, hat diese Organisation, wie das deutsche Heer, die ruhmvollsten und weittragendsten Erinnerungen der Nation mit ihrem Bestande verknüpft, dann gewinnt sie selbst jene gewaltige Bedeutung, die das deutsche Soldatentum im öffentlichen Leben Deutschlands errungen hat. Dann wird sie Muster und Vorbild für alle anderen Vereinigungen, die sich im Volke bilden. Nicht verfassungsmäßig und nicht in der Zahl ihrer Mitglieder liegt ihre Bedeutung. Rein gesellschaftlich, rein geistig aber um so stärker wirkt sie. Wenn die ausschweifendsten Hoffnungen der Pazifisten der ganzen Welt in Erfüllung gingen, wenn der letzte der Mörser Altmetall geworden wäre und der letzte deutsche Offizier seine Uniform ausgezogen hätte, der deutsche Nationalmilitarismus wäre damit noch nicht verschwunden. In jedem Kontor, in jeder Reederei, in jeder Fabrik, in jeder Arbeitergewerkschaft, würde sein Geist fortleben. Nur mit dem Selbstvertrauen des deutschen Volkes könnte er gebrochen werden. Wie aber stellt man sich vor, daß ein Volk eine gesunde politische Entwicklung oder gar eine Entwicklung zur Demokratie nehmen soll, das den Glauben an sich selbst verloren hätte? Lloyd George kann dies gleichgültig sein, nicht so den deutschen Demokraten. In diesem Sinne — und ich glaube, es ist der richtige Sinn — läßt sich behaupten, daß der deutsche Nationalmilitarismus geradezu alles eher als einen Gegensatz, daß er geradezu eine Voraussetzung der deutschen Demokratie bildet, die auf ihm sich wird aufbauen müssen! Undemokratisch ist eine derartige Geistesverfassung gewiß nicht, aber sicher, sie ist antiliberal.

Ganz anderswo liegen die Elemente, die in Deutschland der Demokratie entgegenwirken. Ich meine nicht etwa Lücken der deutschen Reichsverfassung. Nur Doktrinäre können nach solchen Merkmalen urteilen. Es gibt und gab aristokratische Republiken und demokratische Monarchien. Die Engländer reklamieren ja diese Staatsform für sich. Und ob der Kanzler dem Reichstage gesetzlich verantwortlich sei oder nicht, bedeutet wirklich nichts weiter als einen Fetzen Papier. Ein starkes einiges Parlament kann schon durch das Budget und Steuerrecht jeden Kanzler stürzen und jedem neuen Kanzler seine Politik vorschreiben, ja selbst den Kanzler seiner Wahl erzwingen. Ein schwaches, in sich zerrissenes Parlament weiß mit dem schärfsten Recht der Ministeranklage nichts anzufangen. Ich denke, das bezeugen gerade die Verhältnisse in Österreich am besten. Sogar die Frage

der Wahlsysteme wird überschätzt, so wichtig sie an sich natürlich ist. Den Charakter des Staates bestimmt aber das Wahlsystem durchaus nicht. Dafür ist wieder Österreich mit seinem äußerst demokratischen Wahlrecht seit 1906 einerseits und andererseits Italien mit seinem rückständigen Wahlsystem bis zum Jahre 1913 der lebendige Beweis. Das allgemeine Wahlrecht zum Preußischen Landtag, das ganz gewiß bald Gesetz werden muß und Gesetz werden wird, sichert weder die Herrschaft noch auch nur die Erfassung des Volkswillens. Noch ist das Wahlsystem nicht gefunden, das die Gewähr böte, seine Resultate mit dem Volkswillen zusammenfallen zu machen. Wer sich mit der Literatur über die Wahlsysteme näher beschäftigt hat, ja wer auch nur die grundlegenden Ausführungen von Hans Delbrücks hervorragender Studie „Regierung und Volkswille" kennt, der wird wohl auch daran verzweifeln, daß irgendein denkbares Wahlsystem je dies Ergebnis zeitigen könne. Denn eben nach Delbrücks Wort: der Volkswille ist Geist, reiner Geist, und in den Ziffern und Zufälligkeiten einer Wahl nicht zu fassen. Übrigens haben sich die berühmtesten demokratischen Regierungen der Geschichte wie der französische Konvent um die Wahlergebnisse verflucht wenig gekümmert, sie vielmehr durch den Terror und die Guillotine recht erheblich korrigiert. Der Lordprotektor Cromwell, einer der größten historischen Vertreter der englischen Demokratie, hat es nicht viel anders gehalten. Und schließlich hat bei den russischen Bolschewisten die Methode gewechselt, aber sie arbeitet nicht weniger energisch.

Wahlsystem und Parlament sind höchst bedeutsame Dinge, aber weder erschöpfen sie das Wesen einer Staatsverfassung, noch sind sie allein imstande dieses Wesen zu ändern. Jede Staatsverfassung wurzelt im letzten Grunde in dem Aufbau und Geist der Gesellschaft, für welche sie gilt. Die Forderung ihrer Demokratisierung trifft daher zunächst die Art und Weise des öffentlichen Lebens, den sozialen Geist, der nicht in Paragraphen und Zahlen und nur sehr unzulänglich in Begriffen erfaßt werden kann, der sich jedenfalls nur allmählich und langsam ändert. Wie der österreichische Sozialdemokrat Karl Renner jüngsthin sehr schlagend ausgeführt hat, kann man bis zu einem gewissen Grade den Staat des Liberalismus in einer Nacht, wie in der berühmten des 5. August 1789, errichten, denn er ist im wesentlichen negativ. Die Demokratie jedoch ist weit mehr Aufgabe der Verwaltung als der Verfassung. Ihr Ziel ist durch und durch positiv. Nun gibt es im sozialen Leben Deutschlands tiefgehende Erscheinungen, die dem Vormarsch der Demokratie schwere Hindernisse bereiten. Da ist zunächst der deutsche Kastengeist, die schroffe Abschließung der Stände und Geburtsklassen gegeneinander. In England und in den übrigen Westmächten bedeutet der materielle oder der politische Aufstieg

jedes einzelnen fast immer auch den entsprechenden gesellschaftlichen Aufstieg, in Deutschland nicht, oder doch schwerer und seltener. Das macht, weil die Gesellschaftsverfassung jener Länder weitaus liberaler, weitaus atomisierter ist, als die in Deutschland. Ich persönlich bin der Überzeugung, daß im deutschen Kastengeist, in der Abgeschlossenheit der sozialen Schichten außerordentlich viel Kulturgut, wertvolle Tradition der Vergangenheit und lebendig wirksame Kraft der Gegenwart steckt. Die Auswirkung dieses Geistes ist ganz sicher antiliberal. Da sie aber die Über- und Nebeneinanderlagerung sozialer Schichten akzentuiert und erstarren macht und deren Wirkungen verschärft, ist diese Auswirkung unzweifelhaft auch höchst antidemokratisch. Im einzelnen wird dies vornehmlich dann sichtbar, wenn sie Träger und Vertreter des Willens breiter Massen trifft. Je ausschließlicher sie das Ausleseprinzip leitender Staatsfunktionäre beeinflußt, um so mehr entsteht die Meinung, in Deutschland bestehe eine Kastenherrschaft, die Herrschaft der preußischen Junker.

Nun ist dies für ganz Deutschland, das ja Süd- und Westdeutschland mit umfaßt, in keiner Weise richtig, es ist auch für Preußen nur mittelbar und mit großen Einschränkungen wahr. Sicherlich geht der ganze Kastengeist auf ein Residuum ständischer und feudaler Institutionen zurück, das in Deutschland der Liberalismus nicht beseitigt hat, wie allerdings in den Weststaaten, wo er ganze Arbeit zu verrichten vermochte. Herrschend ist aber in Deutschland keine Kaste, sondern ein Berufsstand, die Bürokratie. Die Allmacht des Beamtentums, des zivilen und des militärischen, hängt mit dem Kastengeist nur insoweit zusammen, als eben dieser die Herkunft der Beamten bestimmt, und das ist bei weitem nicht mehr allgemein der Fall, auch nicht in der Armee. Allein man darf sich nicht verhehlen, daß die Herkunft des Beamtentums keineswegs der hauptsächlichste Einwand ist, den die Demokratie gegen dessen Herrschaft vorbringen muß. Vielmehr erscheint die Leitung eines Volkes nach rein bürokratischen Gesichtspunkten und Ausleseprinzipien an sich undemokratisch. Das Beamtentum selbst ist gewiß von der modernen Wirtschaft und vom modernen Staat, solange beide bestehen, nicht zu trennen. Die Demokratie wird es eher fördern, als zurückdrängen. Denn die Existenz des Beamtentums bildet, wie insbesondere Max Weber einleuchtend gemacht hat, nur eine Seite der großen Trennung von Einzelarbeitskraft und Einzeleigentum an Produktionsmitteln, auf der die heutige Welt beruht, jener Trennung, welche die Demokratie nicht einmal aufgeben will und welcher der Sozialismus nur eine andere Gestalt geben kann. Dieser verschärft sie sogar. Unter seiner Herrschaft müßten ja auch die letzten Eigentümer von Produktionskapital, die selbst arbeiten, also der mitwirkende Unternehmer und der kleine Meister, zu Beamten werden. Undemokratisch ist allerdings einer-

seits die Zusammensetzung des Beamtentums aus beschränkten Gesellschaftsklassen — im ganzen jedoch eine sehr leicht zu beseitigende Sache. Undemokratisch ist ferner, und das ist das für die Demokratie Entscheidende, insbesondere aber der springende Punkt im Deutschen Reiche, daß die oberste politische Leitung des Staates in den Händen der Beamtenschaft liegt. Deren inhärentes Ausleseprinzip ist und bleibt fachliches Können und Anciennität. Die Verwaltung keines Großstaates kann beides missen. Ihre Vorherrschaft von oben bis unten gilt vielen und nicht den Schlechtesten als Deutschlands großer Vorzug. Per Halström hat geistreich gesagt, in Deutschland herrsche noch der Fachmann, der die Sache am besten verstehe, und nicht der Redner, der von ihr nur just genug verstehe, um jene zu überzeugen, die nichts von ihr verstehen. Aber die Demokratie muß neben dem bürokratischen Prinzip der Auslese ein anderes zur Geltung bringen, das des allgemeinen Vertrauens, die Stimme der öffentlichen Meinung. Und nur nach diesem Prinzip des öffentlichen Vertrauens wird unter der Herrschaft der Demokratie die Autorität der obersten Leitung in Staat und Amt, die Führung der Gesellschaft vergeben werden können. Es geht dabei nicht allein um die Parlamentarisierung von Ministerien und Staatssekretariaten. Diese bildet eine Forderung, die auch anders, gewissermaßen rein technisch gerechtfertigt werden kann. Ist doch das Wesentliche in jeder leitenden Stellung die Vertretung der geleiteten Organisation nach außen. Das heißt: Unterhandlungsfähigkeit und Menschenkenntnis, nicht aber Fachwissen. Folglich ist Parlament und Agitation vielfach für die Staatsleitung eine weit bessere Schule als der interne Beamtendienst. Es geht vielmehr im ganzen um den Einfluß des freien, unbeamteten Schrifttums auf Staat und Gesellschaft, um enge Fühlung der politischen Leitung mit den Kräften der Lokal- und Selbstverwaltung, mit den großen wirtschaftlichen Korporationen der Arbeitnehmer, aber auch der Arbeitgeber, also des Gewerkschafts- und Genossenschaftswesens sowie der Unternehmerverbände und natürlich auch des politischen Lebens, das heißt der politischen Parteien. In diesem Sinne gilt es gewiß ebenfalls die Parlamentarisierung der leitenden politischen Ämter. Es gilt kurz gesagt das Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten aller Faktoren, die heute die öffentliche Meinung, das, was man als Volkswillen noch am ehesten bezeichnen kann, machen und repräsentieren.

Gewiß liegt in dieser Art der Selektion unter anderen auch ein liberales Element, das stärkste, das die Demokratie enthält. Dieses ist in den Westmächten, besonders in England und Amerika im höchsten Maße ausgebildet. Gerade bei solch einseitiger Ausbildung wirkt aber die Selektion nach dem Prinzip des öffentlichen Vertrauens viel undemokratischer

als jede Regierung der Bürokratie. Denn jene Art der Selektion ist weit schwerer angreifbar und weit unbeeinflußbarer, sie erzeugt ohne entsprechendes soziales Gegengewicht mit unbeirrbarer Notwendigkeit die Oligarchie der Parteiaristokraten, die wieder von der Parteipresse abhängen. Hinter beidem steht aber als wirklich allbeherrschende Macht das Kapital. So wird der Staat ohne Gnade der Klüngelwirtschaft, der Plutokratie und weiter der Korruption ausgeliefert, wenn eben nicht starke und nach anderen Gesichtspunkten organisierte Widerstände in Staat und Gesellschaft lebendig bleiben. Mir ist als Widerstand solcher Art im modernen Großstaate nur das Berufsbeamtentum denkbar, das den Parteiterrorismen entzogen bleibt. Darum zeigt die Parteiherrschaft überall, insbesondere auch in den letzten zwei Jahrzehnten in Österreich, die natürliche Tendenz, das Berufsbeamtentum zu untergraben. Entweder versucht sie an Stelle der Ernennung bis tief in die unteren Schichten der Beamtenschaft die Wahl zu setzen, womit das innerste Wesen des Beamtentums, die fachliche Qualifikation aufgehoben wird, oder es tritt mit dem Wechsel der politischen Staatsleitung im Kampfe der Parteien auch ein grundstürzender Wechsel der Beamtenschaft ein, die von neuen Machthabern entlassen und durch Anhänger im Wege der Ernennung ersetzt wird. Oder die Partei sucht wenigstens auf die von anderen Stellen ausgehende Ernennung der Beamten gleichfalls bis tief in die unteren Schichten maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Diese Art ist natürlich noch verderblicher als die direkte Wahl, denn sie ist unaufrichtig. Sie wirkt insbesondere, wo an Stelle der direkten Ernennung Einflußnahme steht, unsichtbar. Sie macht die Klüngelwirtschaft vollständig und ruiniert nicht nur den Staat, sondern auch die Partei. Sie setzt Stellenjägerei an den Platz der Überzeugung. Diesem Zustande scheinen die Verhältnisse in Amerika sehr nahe zu sein. Es ist gewiß kein Zufall, daß das Land der reinsten Parteiherrschaft, der absolutesten Selektion nach dem Prinzip der öffentlichen Meinung, zugleich das Land der allmächtigsten Herrschaft des Kapitals und der rückständigsten Sozialpolitik ist. Beides wird eben immer als Maßstab der wahren Wirksamkeit der Demokratie bleiben. Angeblich regiert in der Union die Demokratie. In ihrem Sinne wird Amerika gewiß nicht regiert.

So erscheint mir das Berufsbeamtentum als ein unerläßlicher Bestandteil des Systems der Volksherrschaft, ein Ingrediens der Demokratie. Ist diese begrifflich dem Reiche des Sollens und nicht dem des Seins zugehörig, ihrem Wesen nach ewige Forderung und nie Erfüllung, so stellt sie sich faktisch in der Welt der Tatsachen als ein Gleichgewichtszustand dar, und zwar als der Zustand eines höchst labilen Gleichgewichtes, der jeden Augenblick nach der einen oder der anderen Seite in

Oligarchie oder Diktatur umzuschlagen droht. Diktatur wird sie, wenn ein Einzelner, ein erfolgreicher General oder ein Mann des öffentlichen Vertrauens, die Waffengewalt an sich reißt. Oligarchie wird sie durch Übermacht der Bürokratie oder der Parteiclique. Ist diese Auffassung richtig, dann darf man ruhig behaupten, daß unter allen Völkern gerade das deutsche Volk, unter allen Großstaaten gerade das Deutsche Reich, die stärksten und zukunftsreichsten Elemente echter Demokratie umfaßt. Deutschland ist keine Demokratie, das weiß jedermann, und jedermann weiß, wo der Hebel anzusetzen ist. Der ganze Unterbau des Systems der Volksherrschaft, die wohlfahrtsstaatliche Gesetzgebung, der Rechtsstaat und die Organisation, insbesondere die staatliche Organisation des Berufsbeamtentums ist vorhanden und in reifster Ausbildung fertig. Die Krönung fehlt, die demokratische Leitung des Ganzen. Amerika und England, von Frankreich zu schweigen, sind auch keine Demokratien. Aber das weiß nicht jedermann. Im Gegenteil hat eine abhängige und demagogische Presse zuwege gebracht, daß die Engländer und Amerikaner usw. im Ernste glauben, — abgesehen von der Zahl der gründlicher Gebildeten, — die Demokratie zu besitzen. Die öffentliche Meinung weiß also nicht, wo der Hebel anzusetzen ist. Faktisch besitzen sie nichts als die Herrschaft einer Clique, faktisch fehlen bei ihnen fast alle Unterlagen, auf denen sich die Demokratie aufbauen kann. Am weitesten ist noch England vorgeschritten. Eines ist allerdings in diesen Ländern stärker vorhanden als in Deutschland. Das ist der liberale Einschlag. In diesem Lichte erscheint aber der Haß der Welt gegen Deutschland nicht mehr als der der Demokratie, sondern als der des Liberalismus. Das ist keine Frage der Nomenklatur, keine Begriffsspielerei. Ich übersehe durchaus nicht, daß der Gegensatz zwischen dem Begriff des Liberalismus und der Demokratie gedanklich nicht einmal richtig benannt ist. Ich habe lediglich die herrschende Form des atomistischen Staatsgedankens der allgemein geforderten Form des kollektivistischen Staatsgedankens so gegenübergestellt, wie beide Tendenzen in der Welt der Tatsachen konkret einander gegenübertreten. In der Welt der Tatsachen, und das ist vielleicht für die Zukunft entscheidend, erscheinen als Träger des Deutschenhasses in den Staaten der Entente auch nicht zuvörderst die Massen der Arbeiter und Bauern, sondern der dritte Stand, das Bürgertum, die liberale Intelligenz der liberalen Berufe. Wenn man sich marxistisch ausdrücken will, so kann man sagen, der Haß gegen Deutschland ist ein Stück der Ideologie des mobilen Kapitals. Sicher reicht er weit hinein in die Reihen der Arbeiterparteien und vornehmlich in die Reihen ihrer Führer. Mindestens ebenso weit reicht aber auch der Einfluß liberaler Anschauungen unter den Sozialisten. Wenngleich die Sozialistenparteien offiziell das nicht Wort haben

wollen, in der Wirtschaftstheorie wurde der Liberalismus von den Sozialisten abgeschüttelt, politisch nur in sehr unzureichendem Maße. Führer im Kampfe der Ideen gegen Deutschland ist und bleibt die Bourgeoisie. Sie nennt diesen Kampf den der Freiheit gegen die Autokratie. Sie hat sich seit Jahrhunderten gewöhnt, den Kampf für ihre Interessen als den der Freiheit hinzustellen. Früher war sie offener. Das italienische Bürgertum des sechzehnten Jahrhunderts in Florenz und das französische des siebzehnten in La Rochelle haben beide durch ihre Wortführer mit anerkennenswerter Offenheit erklärt, um was es ihnen ginge: privilège et liberté. (Amos Barbot.) Der Nachdruck wird wohl auf dem „privilège" gewesen sein. Privilège et liberté ist die Freiheit, die in Frankreich und Amerika faktisch herrscht, die sie nach außen gegenüber Deutschland begehren, die Freiheit, „die *sie* meinen, die *ihr* Herz erfüllt!" Die Zukunft gehört aber nicht der Bourgeoisie und darum nicht dem Liberalismus. Sie gehört den gewaltigen Organisationen der Massen, in erster Linie, soweit Westeuropa und Amerika in Frage kommen, der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft und in den Kreisen des Bürgertums dem Berufsbeamtentum, sowohl staatlichen wie privaten Charakters.

Kämpfen also wirklich in diesem Kriege Deutschlands mit der Welt zwei Weltanschauungen gegeneinander – was immer nur sehr bedingt wird behauptet werden können –, so ist es der Kampf der werdenden Demokratie mit dem reifen Liberalismus. Und dabei vertritt Deutschland die Demokratie! Nicht jene, deren Namen tausendfältig mißbraucht und auf allen Gassen ausgeschrien wird, sondern die innerlich wahre und haltbare Herrschaft des Volkes und nach den Bedürfnissen des Volkes. So undemokratisch Deutschland erscheinen mag, es steht heute hart an der Schwelle der Demokratie. Das Gleichgewicht, das sie bildet, existiert noch nicht, aber es ist auf dem Wege. Denn schwerer und schwerer wiegt die Schale der öffentlichen Meinung. Und jeder, der die Demokratie und das deutsche Volk liebt, kann nur wünschen, es mögen in der Zeit der vorgeschrittenen Volksherrschaft, die Bedeutung, die Reinheit, das Pflichtbewußtsein und die Energie des deutschen Berufsbeamtentums in Staat und Stadt, Partei und Wirtschaftsverband, nicht verlorengehen.

Das hier skizzierte Bild kommender Demokratie ist, das soll nicht geleugnet werden, das Bild konservativer Volksherrschaft. Wie lange sich diese Qualität derselben erhalten wird, weiß niemand. Aber eines, glaube ich, darf man vermuten: die Demokratie wird länger als anderswo in Deutschland konservativ sein. Und noch eines wage ich zu prophezeien: sobald die Demokratie aufhören wird, konservativ zu sein, beginnt schnell und unaufhaltsam ihr Untergang.

Der Spiegel

Novelle von Emil Strauß

(Fortsetzung)

Ich saß noch eine Weile stumm und versunken bei ihr, dann ging ich, um nach dem Buche „Atala" zu sehen. Aber schon an der Treppe hatte ich keine Lust mehr zu gehen, trottelte zögernd und ungelenk hinab, legte mich auch ein paarmal über das Geländer und starrte in die Tiefe.

Auf der Straße fiel mir der Berkholzische Garten ins Auge, ich trat hinüber, preßte die Stirn zwischen zwei Gitterstäbe und machte die Augen zu.

Dann ging ich am Park des Schlößchens vorbei, er lockte mich nicht, Veilchen gab es nicht, das sonnige Zweiggewirre der Büsche machte mir die Lider schwer. Ich trat in den Graben hinab und schwang mich auf das Mäuerchen, streckte mich bäuchlings darauf hin, legte den Kopf auf die Arme und schloß die Augen. Erfahren, was in dir ist und bleibt und lebt, wenn die Außenwelt nicht mehr erkennbar ist, nicht mehr in dich eindringt! Ich drückte die Augen zu, sah in mich hinein und lauschte. Ich sah blaue und goldene Flammenwirbel, hörte das Zirpen eines Zaunkönigs, das immer wiederkehrende Sätzchen des Buchfinken und fern eine Amsel, und jetzt klappte der tänzelnde Trab eines Reitpferdes näher, leichte, weiche Schritte mit tieffedernden Fesselgelenken: das könnte der Grauschimmel des Prinzen Reuß sein. Das kommt alles noch von außen, ist mit geschlossenen Augen zu sehen. Das geht durchs Gehör! Ich drückte mir die Ohren zu, hörte nun nichts mehr von außen, vernahm nur noch ein wechselndes Brausen und Dröhnen, und fand nichts anderes in mir als die Frage, wie lange wohl die Hände mir noch die Ohren zuhalten würden; dann eine Ungeduld darüber, daß die Hände nicht losließen, eine schmachtende Bangigkeit. Aber die Hände wollten nicht loslassen, ich bezwang mein Unbehagen, lauschte geduldiger, und nun wogte es wie das Rollen ferner Eisenbahnzüge durch die Nacht, — und nun sah ich einen glühenden Punkt aus dem Dunkel auftauchen und größer werden, sich verdoppeln, donnernd näher kommen und donnernd verschwinden; ein anderer brannte auf, noch andere; rasten aufeinander los, kreuzten sich, tobten, und spien weißen Dampf in die Höhe und zogen ihn wie fliegendes Gelock in der Luft hinter sich nach —, viele, eine Menge, — — das war alles nichts. Um das zu hören und zu sehen, brauchte man nicht Augen und Ohren zuzumachen! Ich tat die Finger von den Ohren und empfand verwundert die beschwichtigende Stille der äußeren Welt, ich hob den Kopf, sah ins Gebüsch und erblickte durchs Gebüsch das

durchsonnte hochgewachsene Gras, die unbegreifliche Ruhe und Versunkenheit der einzelnen Halme. Es war gewiß sehr schwierig, sich so gegen die Außenwelt zu verschließen, daß man sie vergaß und aus sich etwas anderes, Inneres hörte. Dies andere konnte ich mir nicht vorstellen, um so mehr reizte es mich. Ich mußte es in der Dämmerung versuchen — abseits — im Wald — besser im Schloßgarten: ich verstecke mich vor den Wächtern, bis die geschlossen haben und weg sind, dann hab ich's ungestört. Auch wenn ich in der Nacht aufwache, muß ich daran denken. Warum sollte denn nur ein Irrsinniger sich selber hören können! Denn nur um das Hören kann es sich handeln. Alles ist voll Ton. Auf dem Federhalter kann ich die Tonleiter spielen. Warum soll die Musik des Menschen erst durch die Stimme oder die Geige oder das Orchester hörbar werden! Also — was in dir ist, hören, ehe es Orchester wird, ehe du's im Traum als Orchestermusik hörst —!

Die Vorstellung hörte hier so völlig auf, während ich doch die Möglichkeit noch denken konnte — ich sprang, von meiner Unfähigkeit beschämt und gereizt, empor, in den Graben, auf die Straße und ging rasch meines Weges: „Irgendwie ist das! Irgendwie kann man das! Nur Geduld!"

In meiner Ungeduld gab ich einem Kiesel, der mir im Wege lag, mit der Fußspitze einen Stoß, daß er weiterflog; als ich ihn eingeholt hatte, wieder einen und wieder, und bemühte mich nun im Verfolg dieses Spieles, den Stein derart weiter zu schleudern, daß er immer im Bogen durch die Luft flog. So zog mich der Stein sich nach, hin und her über die Straße, bis ich mit Schrecken sah, wie ein lustwandelnder Herr plötzlich stark mit dem Bein zuckte, den in der Hand getragenen Hut achtlos schepp auf den Kopf stülpte, sich auf den Spazierstock stützte und mit der rechten das angezogene Schienbein rieb. Ich blieb in der Entfernung stehen, er unterbrach plötzlich seine Behandlung des Beines, ohne die seltsame Haltung zu ändern, und winkte mir mit dem Finger. Ich lief rasch hin, um meine Strafpredigt entgegenzunehmen.

„Bist erschrocken?" fragte er teilnehmend.

Ich überwand eine kleine Verblüffung und sagte:

„Ja, freilich. Verzeihen Sie, es war nicht meine Absicht."

„Schade! Denn wäre es deine Absicht gewesen, so hättest du mich kaum getroffen! — So, bist recht erschrocken?!"

„Ja, es hätte ja die Schläfe treffen können!"

„Nun, die trägt man ja heutzutage glücklicherweise nicht am Schienbein, sondern anderthalb Meter höher."

„Der Stein hätte ja höher fliegen können!"

„Ach, richtig! richtig, richtig! Der hätte natürlich höher fliegen müssen,

der hätte über die Häuser und die Bahn wegfliegen und ins Gaswerk einschlagen müssen, der Gaskessel wäre explodiert, eine Feuersbrunst hätte die ganze Residenz gefressen, wir hätten nur das nackte Leben gerettet, wir wären ohne alle Ausweispapiere im Leben gestanden: womit hätte der Großherzog beweisen wollen, daß er's ist? und ihr, ihr hättet Ferien gekriegt! Wie schade!"

Er hatte sich wieder auf beide Beine gestellt, faßte mich unterm Kinn, sah mich an und fragte nach meinem Namen. Als ich den angegeben hatte, ließ er mich los, schlug mit dem Zeigefinger Dreivierteltakt und fragte:

„Von denen?"

Ich bejahte.

„So, so? Herrn Großvater habe ich sehr verehrt."

Ich fühlte mich rot werden. Er fragte:

„Wo ist denn der Heinrich, dein Onkel?"

„Der ist wahrscheinlich tot."

„So – wahrscheinlich? Ist dir auch wahrscheinlich, daß ich tot bin?"

Ich lachte hinaus.

„Dein Onkel Heinrich ist nicht älter als ich!"

„Er hat aber zehn Jahre nichts von sich hören lassen."

„Und du meinst, so klug könne man erst im Tode werden? – Hast nicht ganz unrecht; im allgemeinen ist's so." Er nickte ein parmal vor sich hin, sah mich dann wieder an, strich mir über die Backe und fragte:

„Nun – ist der Schrecken verwunden? Na, dann gehe deines Wegs! Nur eins noch –!" fügte er ernsten Blickes und mit dem Zeigefinger drohend hinzu:

„Heirate nicht!"

Während ich sprachlos dastand, schlenderte er weiter. Ich blickte ihm lange nach.

Nun eilte ich aber in Tantes Wohnung, riß die Fenster auf und sah die Bücher auf dem Sekretär durch, einige Bände Goethe und Jean Paul, Lenau, und Heines „Buch der Lieder", mir noch unbekannte Franzosen und Engländer, darunter Chateaubriands „Atala"; er war gut gebunden, ohne Titel auf dem ungefärbten Lederrücken, das Titelblatt, herausgerissen, lag an seiner Stelle. Ich sah hinein: „La France possédait autrefois –," hatte aber keine Lust, zu lesen, gar französisch.

Ich blickte mich von ungefähr im Zimmer um: Die Landschaft über dem Fußende des Bettes fehlte. Wie war sie gewesen? Tante hatte ja vom Auswendiglernen der Bilder gesprochen, da konnte ich gleich erproben, wieviel ich behalten hatte. Ich blieb stehen und suchte mir das dunkle

Viereck in der verblichenen Tapete, mit dem Bache, dem Waldwinkel, dem Lichtschauer der Bäume, den brennenden Wiesen, dem fernen Hügelzug, dem weiß-blauen Himmel auszufüllen. Aber das war nur ganz ungefähr und unsicher, bald wußte ich eine Einzelheit wie ein Stück überhängenden Ufers und die Spiegelung im Wasser, bald nur ganz allgemein Wald oder Wiese.

Ich trat ins Wohnzimmer, klappte im Vorbeigehen das altmodische Klavier auf und fing respektlos an, mit seinen dünnen, klirrenden Tönen den Hackwalzer zu spielen; aber nach drei Takten langweilte es mich, und ich machte wieder zu.

Es war so schön still und zum Genuß verlockend. Ich wollte mich gerade auf eine der Kinderbänke hinstrecken, da streifte mein Blick das Bildchen des Urgroßvaters über dem Lehnstuhl; ich blieb sitzen und blickte hinüber: der Zopf im Nacken, das gepuderte Haar, die Profillinie, die ich vorhin bei der Tante gesehen hatte, auch etwas von ihrem durchs Fenster suchenden, sich verlierenden Blick. Was wollte sie mir von ihm erzählen!? Ich wußte nicht einmal mehr, aus welchem Anlaß sie mir's versprochen hatte. Wie hieß er? Franz oder Josef? Was war er? – auch Musiker wie Großvater und Onkel Heinrich? Tante meint ja, es gehe nicht anders.

Ich ließ mich der Länge nach auf die Bank zurücksinken, sah einen Augenblick die zersprungene, rußige Zimmerdecke an, dann schloß ich die Augen – und sah die Zelle im Irrenhaus, das vergitterte Fenster, das durchgitterte Sonnenlichtviereck schräg am Boden, rechts und links in den Ecken die zwei Tanten, die mich nur verstehen, wenn ich die „Zauberflöte" oder „Matthäuspassion" auswendig singen kann; – sah sie mich aus ihren Ecken belauern wie Katzen auf dem Sprung – fühlte ihre blauen Augen wie Flintenkugeln mich bedrohen – schuldig, tiefbeschämt, trotzig.

Wie abscheulich, so einen Narren wie Enderle zum Narren zu halten! Unsagbar nichtsnutzig! Aber wenn man nicht als Engel geboren ist, kann man doch unmöglich an so einer Gelegenheit vorbeigehen! Es ist doch so verzehrend interessant und unheimlich – gerade wie der Keller, in dem sich der Herr Kramer erschossen hat und jetzt umgeht: man muß halt hinunter, wenn man kein Hasenfuß ist, und zusehen, und wenn der Geist nicht kommt, wird man auch rufen: „Herr Kramer! Herr Kramer! wo sind Sie?" – Man hat es schwer? Das meiste Verlockende ist verboten, und den Rest soll man aus angeborenem Anstand unterlassen! Wenn man folgte, es würde sich gar nicht mehr lohnen.

Aber ist der Unfug eigentlich der Mühe wert? Wie kommt man darauf? Kommt er aus mir heraus? Ich bin doch eigentlich nicht böse – oder

schadenfroh – oder höhnisch! Habe ich eigentlich Freude daran? – Ich habe mir doch wohl noch nie einen Streich in der Stille ausgedacht und mich darauf gefreut?! – er kam plötzlich über mich, ich unterließ ihn bloß nicht! – Was denke ich mir denn aus? Was für Luftschlösser baue ich? – Krieg – Tapferkeit – Heldentum. – Das träumt jeder, davon liest man; aber was für Bilder kommen mir selbst?

Da lag ich wieder und horchte und suchte durch das Dunkel der geschlossenen Augen in mich hineinzusehen. Die Sehkraft zuckte suchend nach allen Seiten, fand aber erst nichts als flüssige dunkle und grelle Felder, wie sie noch vom Licht und Schatten des Zimmers im Auge hängen geblieben waren; plötzlich aber sah ich über die wogenden und murrenden Wipfel eines Waldberges in eine ferne grün und braune Ebene hinunter. Ich blickte schärfer hin, da rückte die Ebene näher, am Rand eines braunscholligen Ackers lief ein Pflug mit Pferd und Kuh bespannt, ein Kind daneben mit der Geißel, hinten ein großer Bauer, den Pflugsterz in den gerüttelten Händen. Während ich neugierig anschaute, verwandelte sich die Ebene und ward rotblond von reifenden Weizenfeldern, und da wurde auch schon geschnitten, Garben wurden gemacht und aufgeladen, und es kränkte mich, daß jedes Bild unter meinen Augen in ein anderes überging; denn es war herrlich, zu schauen, und ich hätte gerne verweilt. Ich tat die Augen auf und sah wieder die rissige Zimmerdecke: ja, durch das Land zu streifen, über Berge, durch Feld und Wald, das war gewiß meine Wonne; nichts tat ich lieber: aber wem gefällt das nicht! Das ist doch nichts Eigenes! Dazu lebt man doch nicht! denn obschon ich noch nichts mit mir anzufangen wußte, vielleicht auch eben deshalb, erwartete ich schon damals schwere Arbeit.

Ratlos und unzufrieden richtete ich mich auf und sah mich um. Das Klavier lockte wie eine Rettung. Ich schloß die Fenster, setzte mich hin und klimperte irgendein aufdringendes Bruchstück; aber es machte mich traurig. Ich klappte wieder zu und beschloß, mich mit dem „Atala" zu trollen. Unter der Tür blickte ich noch einmal zurück, ob ich auch nichts vergessen hätte: da sah ich die Uhr trübselig und tot an der Wand hängen. Ich zog sie auf, stieß sie an, richtete sie aber nicht und freute mich bei dem Gedanken, daß sie nun die Nacht und den folgenden Tag rüstig marschieren, unglaubliche Stunden angeben und durch die ausgestorbenen Stuben Kuckuck rufen werde.

Auf dem Wege in das Buch sehend, fand ich es richtig, dafür zu sorgen, daß das lose Titelblatt nicht verloren gehen könnte, machte daher einen kleinen Umweg nach einer Buchbinderwerkstatt, in der ich unlängst die Vormittage der Ferien handwerkend zugebracht hatte, bat mir

eine Fingerspitze voll Kleister aus, bestrich den Innenrand des Blattes und paßte es an seine Stelle. Der Altgeselle, dessen Anleitung ich ehedem gehabt hatte, drehte sich her, sah über die goldene Brille weg mir zu und sagte:

„Nu – haste das Handwerk noch nicht verschwitzt? Wahrhaftig, er nimmt den kleinen Finger, damit er den Zeichefinger zum Greifen rein behält! Deine Kollechen da an der Heftlad können sich ein Beispiel dran nehmen!"

Die beiden Lehrlinge blickten her, die Heftnadel in der erhobenen Hand; ich lachte ihnen zu und sagte:

„Wenn die später mal herkommen, um sich im Vorbeigehen was zu pappen, dann werden sie auch aufpassen!" Die Lehrlinge freuten sich schon; denn kaum hatte ich ausgesprochen, so drohte mir der Geselle mit dem Messer, das er zum Lederschneiden in der Hand hatte, und rief:

„Wenn du was ‚pappen' willst, bleibst mir aus der Werkstatt! Laß dir von der Mamma einen Mehlpapp machen, dann kannste ‚pappen', du Säuchling!" denn jenes Wort war sein Schrecken.

„O," sagte ich mit gemachtem Bedauern, „nichts für ungut! Ein wenig hab ich demnach doch schon wieder verschwitzt." Ich trat zu ihm, nahm ein auf seinem Brett liegendes Lederschnipsel und führte es an die Nase, um mich an dem herben Duft von der Süßlichkeit des warmen Leims und des Kleistergeruches zu erholen.

„Da schmeckt er wieder am Leder!" brummte der Altgeselle.

Der Meister aber, neben den ich, das Lederchen wie eine Blume an die Nase haltend, getreten war, um ihm beim Vergolden zuzuschauen, stand da, tat keinen Seitenblick von seiner peinlichen Arbeit und sagte:

„Keinen Buchbinder gibst du einmal nicht! Der Kleister schmeckt ihm zu sauer, der Leim zu süß, er muß am Leder riechen, daß ihm nicht schwach wird. ‚Nachbarin, euer Fläschchen!' sprach Gretchen. – Ungeschickt wär er sonst grad nicht." Er legte den Stempel aus der Hand, drehte sich zu mir und fragte: „Laß sehen, was hast da für ein Buch?" Denn er hatte bisher nicht aufgeschaut. Er nahm es mit leichten Fingern, hielt es auf Armlänge vor sich hin, drehte es hin und her, besah Vorder-, Rückseite, Schnitt und Rücken. Dann schlug er's auf und murmelte: „Französisch –? – ist aber deutsche Arbeit." Er prüfte Heftung und Vorsatz, klappte die Deckel ganz zueinander zurück und ließ das Buch daran hängen, blickte zwischen dem Rücken des Buches und dem des Einbandes durch, machte es zu, klatschte heftig mit der Hand drauf, warf es dem Altgesellen hin und rief ärgerlich: „Da! guckt euch so was mal wieder an! Wie sauber so was ist um und um! Wie knapp und glatt der Rücken da drum sitzt ohne Falz, um ein Haar knapper, und es

hätt ihn gesprengt; 's ist Schafleder. Und wie der Rücken und die Ecken unter dem Papier verlaufen, man sieht und fühlt nichts davon. Gerade so innen unterm Vorsatz! Und wo sind die Schnüre? – Einfach nicht zu spüren! – Und wie das geheftet ist! Seht mal den Schnitt an! – Das nennt man Arbeit! – Albert, wenn dein Meisterstück einmal so sauber ausfällt wie so ein Band, der vor fünfzig Jahren drei Batzen gekostet hat, dann kannst dich ‚von' schreiben." Er griff wieder zu dem Buch, an dessen Vergoldung er vorher gearbeitet hatte, und brummte unwirsch: „So geht's! – Mit dem Buch da war ich ganz zufrieden und hab's mit rechtem Vergnügen vergoldet; wenn ich's nun nachher aber aus den Brettern nehme, so kommt's mir gewiß vor wie ein Lazarettgaul – so viel Fehler werd ich dran sehen."

„Ja, Meister," entgegnete der Altgeselle, das Buch den Lehrlingen hinschiebend, „gelernt haben wir's auch so und können tun wir's auch noch so; aber wenn wir's so machen wollten, könnten Sie bald die Bude schließen! Wer zahlt uns das? – Die Leinewand ist schuld! Ich sag's immer, die Dreckleinewand! Die Orichinaleinbände! Kein Mensch will mehr was Solides bezahlen. Sie wissen gar nicht mehr, was ein Einband ist! Da kaufen sie die Orichinalleinwandbände; wenn das durchgelesen ist, so ist alles locker und lose, und das Buch schiebt sich zwischen den Deckeln hin und her wie ein Krüppel zwischen seinen zwei Krücken; aber frisch aus der Fabrik sieht's neu aus und glänzt vor Vergoldung und man kricht's für ein Nasenwasser."

„Weiß Gott!" fuhr der Meister fort, „und dann kommen sie mit dem Gelump zu uns, und wir müssen es wieder zurecht flicken, als wenn wir zu nichts Besserem da wären!"

Ich nahm mein Buch und verabschiedete mich.

„Komm nur wieder, wenn du was hast, ‚Studentle'," sagte der Meister. „Hast mir den Abend verdorben; aber das tut nichts, 's ist alls einmal ganz gesund."

Ich ging ins Krankenhaus und gab der Tante ihren „Atala".

„Das ist schön!" sprach sie strahlend. „Weißt du, in diesem Buch stecken meine schönsten Erinnerungen – wie welke Blumen, die man manchmal in Büchern findet – nur daß sie nicht welken und kein anderes sie sehen kann. Ich aber muß auf jeder Seite an etwas denken, das in jenen Tagen geschah und getan und gesagt wurde, als ich das Buch zum ersten und zweiten Male las." Sie schlug es auf und sah das Titelblatt und faßte es, wie um es herauszunehmen, und erkannte seltsam betroffen, daß es festsaß. Sie blickte nachdenklich drauf hin und fragte endlich, ohne mich anzuschauen: „Hast du es eingeklebt? – So? – Nun –, dann danke ich dir schön." Sie ließ es sinken und die Hände darauf ruhen

und fragte, ob ich in ihrer Wohnung alles in Ordnung getroffen hätte.

„Ja, nur das Bild über dem Bett ist nicht mehr da."

Sie schaute etwas beschämt lächelnd zu mir herüber und antwortete: „Kein Wunder — das hab ich verkauft."

„Verkauft —? Du hast es doch so gern gehabt!"

„Gewiß! Aber ich wußte eine Dame, eine liebe Freundin, die es mir schon lange gern abgekauft hätte; der schrieb ich, nun sei es so weit, nun könnte sie es haben, ich brauche es nicht mehr. Und darum hab ich nun so viel Geld und kann noch ein wenig verschwenden."

„Du brauchst es nicht mehr? Wieso?"

„Nun — weil ich nicht mehr in die Wohnung komme."

Ich fing an, zu verstehen, ich betrachtete sie hilflos, während mir eine Schwäche warm den ganzen Leib durchprickelte.

„Aber Kind!" sagte sie beruhigend, „dieses Leben nimmt doch einmal ein Ende, das ist ja eine unserer ersten Erfahrungen.

Jetzt bin ich an der Reihe; das dauert noch eine Zeit, aber ich weiß es und sträube mich nicht."

„Aber Tante, du bist doch ganz gesund! einen Unfall kann jeder haben und überstehen."

„Seit vielen Jahren bin ich täglich mehrere Male auf den Stuhl gestiegen, um das Oberlicht auf- und zuzumachen, hatte auch wohl einmal einen unsicheren Tag, schwankte oben und mußte abspringen, diesmal aber plumpste ich wie ein Sack, wie etwas Lebloses hin, ohne Widerstand, und der Grund dafür kann nur sein, daß irgendwo in mir das Leben aufgehört und der Tod angefangen hat. Als ich dalag, in Schmerz und Betäubung, war auch mein erster Gedanke: jetzt geht es zu Ende! bleib ruhig liegen, mach keinen Lärm, mach es für dich ab! mögen sie dich morgen finden! Aber als ich mich von dem Schrecken erholt hatte, merkte ich, daß es noch nicht so weit sei, und ich rief. —

Ich bin mein ganzes Leben gesund gewesen, und es geht mir wie meinem Vater, der auch nie krank war und der starb, als seine Kraft sich aufzehrte, und wie meiner Großmutter und dem Großvater und dem Urgroßvater. Wir leben und wir sterben, krank sind wir nicht. Und guck mich jetzt nur nicht so trübselig an! das Sterben ist eine ebenso schöne Sache wie das Leben! Wem vor dem Tode angst wird, dem ist vielleicht niemals vor seinem Leben angst gewesen — eines so schlimm wie das andere. — Hast du mir eben nicht den ‚Atala' gebracht — den Titel festgeklebt, nachdem er fünfzig Jahre als fliegendes Blatt darinlag? Seit ich es, zwar ohne Absicht, aber in einer häßlichen Regung, herausriß — Großmutter schenkte mir daraufhin das Buch, sie pflegte so zu

strafen –, seitdem ließ ich das Blatt absichtlich so, als Hilfsmittel für meine Erziehung – und nun ist es wieder fest! Glaubst du, solch eine Veränderung sei ohne Bedeutung? – Ich brauche es nicht mehr, wie ich das Bild nicht mehr brauche, an dessen Verkauf ich sonst nie gedacht habe –, wie ich auch die Heiligen nicht mehr brauche."

„Tante, wenn nun aber heute statt meiner meine Schwester zu dir gekommen wäre und dir das Buch geholt hätte – die hätte das Blatt nicht eingeklebt!"

„Ja; aber sie ist nicht gekommen, und ich hätte sie nicht geschickt. Übrigens handelt es sich nicht um das Blatt, sondern um die Bedeutung, und die kann sich der verschiedensten Einkleidungen bedienen."

Ich hörte sonst wie die meisten Kinder von nichts lieber als von geheimnisvollen Mächten und Beziehungen, von Schicksal und Vorbedeutung; nun aber wollte ich es nicht gelten lassen, ich blickte sie lächelnd an und schüttelte leise den Kopf, sie lächelte und nickte einige Male. Dann gab sie mir die Hand, dankte mir und bat mich, sie allein zu lassen, damit sie vor der Dämmerung noch ein wenig lesen könnte.

Meine nächsten Besuche waren kurz, zum Teil hatte ich nur Zeit, nach ihr zu sehen, oder ihr etwas zu bringen, zum Teil fand ich anderen Besuch bei ihr und ging darum bald wieder. Einmal auch traf ich sie, wie sie von einer Schwester unterstützt auf glänzend schwarzen Krücken mühsam durch das Zimmer tastete. Ich setzte mich und beklemmt, beelendet und doch neugierig sah ich ihrer Qual zu, dem entformten Körper, den hinaufgezerrten Schultern, dem dazwischen krampfhaft vorwärtsgesenkten Kopf mit dem unsicher stierenden Blick, dem lahmen Vorsetzen der glatten Krücken, dem schwerfälligen, rückenden Nachschieben des Körpers. Sooft ich ihr ins Gesicht sehen konnte, blickte sie mich rasch an, mit einem ganz jungen beschämt lächelnden Blick, als habe sie mir etwas abzubitten, dann bewegte sie sich weiter, und meine Gedanken suchten nach dem unbekannten, unheimlichen Insekt, an das ihre Haltung und Bewegung mich gemahnte.

Nachher wieder auf dem Bett liegend, nachdem auch die Schwester uns verlassen hatte, klagte sie darüber, daß die Ärzte, die ihr nicht helfen könnten, statt zu lindern, sie nur noch plagten. Sie habe manchmal das abscheuliche Gefühl, daß man ihren Angaben über ihr Befinden einfach nicht glaube, weil man keinen Reim darauf wisse. Jetzt habe der Arzt befohlen, daß sie an Krücken gehen lerne, um dem kranken Bein die Beweglichkeit zu erhalten; sie müsse aber, um sich überhaupt bewegen zu können, das kranke Bein anziehen und ganz ausschalten; denn auch beim behutsamsten Auftreten werde sie von einem entkräftenden Schmerze durch-

zuckt. Und wenn sie wie eben eine kleine Übung mit dem gesunden Bein gemacht habe, sei sie erschöpft wie noch nie in ihrem Leben – trotzdem sie doch jetzt bessere Kost und Pflege habe als je. Ihre Bestimmung sei nicht mehr, zu gehen. Mit jedem Schritt, den sie versuche, verschwende sie gänzlich zwecklos, keinem Menschen zu Nutz oder Freude, einen Teil ihres letzten Kraftrestes. Das sei ihr ein Frevel, und doch könne sie sich dem Frevel nicht entziehen, müsse noch mithelfen, wenn sie nicht undankbar, träge und pflichtlos erscheinen wolle. Und so bat sie mich denn auch, künftig öfter, wenigstens auf fünf Minuten zu ihr zu kommen, um ihr beim Gehversuch beizustehen; die Schwester habe manchmal nicht Zeit, vergesse es wohl auch.

Als ich aber ein paar Tage darauf zu diesem Zwecke bei ihr eintrat, da hatte sie die Krücken am Fußende ihres Bettes rechts und links zwischen Holz und Matratze gesteckt, ein Umschlagetuch darüber gehängt und sich mit dieser leichten spanischen Wand gegen den sonnigen Widerschein eines fernen weißen Hauses geschützt, und vom Gehen wollte sie nichts mehr wissen. Sie habe es sich überlegt, sagte sie. Sich zwecklos selbst zu schädigen, im entferntesten Grade Selbstmord zu verüben, sei ihrer Natur fremd. Der Gedanke, daß sie, die immer tätig gewesen sei und sich nie geschont habe, nun in der Stunde des Absterbens, aus Scheu vor törichter Meinung und Nachrede eine frevelhafte Komödie spiele, habe ihr keine Ruhe mehr gelassen, sie habe sich entschieden und dem Arzt erklärt, sie fühle die schädliche Wirkung der Gehübungen so klar, daß sie sich nicht mehr dazu hergeben werde; er solle sie doch ruhig sterben lassen. „Sterben –?" habe er geantwortet, „Herz, Lunge, Magen, alles tadellos! ich wollt', ich wäre so gesund wie sie!", und sie habe ihm darauf geraten, dann sollte er nur rasch sein Testament machen. Nun habe sie den Krücken eine andere Verwendung erfunden zum sichtbaren Zeichen des Protestes.

Und eines Tages, als ich Zeit hatte, sagte sie:

„Setze dich bequem her! Ich will dir heute von meinen Großeltern erzählen. Seit ich es dir versprach, muß ich viel daran denken. Ich habe manches vergessen, bringe aber die Hauptsache noch zusammen. Ich war achtzehn Jahre und sehr unglücklich, weil es mit mir und einem Jugendfreunde nichts werden konnte; ich hielt nun das Leben für verspielt und jeden weiteren Atemzug für unwürdig, und Großmutter, zu der wir mit allem gelaufen kamen – Mutter war zu ungeduldig –, Großmutter hatte ihre Not mit mir. Da erzählte sie mir eines Abends, um mich abzulenken und zu beruhigen, ihre eigene Geschichte, besonders aber, um mir zu zeigen, daß es mit dem Gernhaben nicht getan sei.

Dein Urgroßvater hieß Josef, wie der Kaiser, und war der zweite Sohn eines Oberleutnants der Artillerie in Brünn. Sein Vater hatte in einer der siegreichen Schlachten gegen Friedrich den Großen, ich glaube bei Kolin, das Bein, aber nichts von seiner Lebenskraft und -lust verloren. Er lachte, wenn er erzählte, wie teuer die Preußen sein Bein bezahlt hätten; denn hinter einem Eichenwäldchen lauernd hatte er mitgeholfen, unvermutet die preußische Kavallerie zusammenzukartätschen. Nur daß er so etwas nicht mehr mitmachen konnte, tat ihm leid; er hätte gern auch noch das andere Bein für so eine Affäre gegeben. Er fand trotz seinem Stelzfuß noch eine schöne und begüterte Frau und konnte nun wieder behaglich und freigebig leben; denn sein ererbtes Vermögen war im Laufe seiner Offiziersjahre weggeschmolzen. Er blieb in seiner früheren Garnison wohnen und baute sich ein schönes und geräumiges Haus; er war auch Ingenieur und verstand sich auf alles.

Er hatte zwei Söhne, Franz und Josef. Der ältere war von derselben unbefangenen Lebensfreude wie der Vater und wuchs mit der Zeit ganz von selbst in dessen Führung und Ansichten hinein; Josef war zurückhaltend, wählerisch, nachdenklich, schwer zu lenken und konnte es dem Vater eigentlich nur in der Musik ganz recht machen; der alte Herr war nämlich ein leidenschaftlicher Quartettspieler und fand in dem Sohn schon frühzeitig einen guten Partner. Als die Söhne in die Jahre kamen, traten beide in das Heer ein, in das frühere Regiment des Vaters; aber nur Franz blieb dabei und fiel später im Kampf gegen Napoleon. Josef gab nach einiger Zeit den Militärdienst wieder auf; er war mehr aus Herkommen und aus Verlegenheit um einen Beruf eingetreten als aus innerer Lust dazu.

Nun wußte er freilich auch noch nicht, was weiter. Er blieb geraume Zeit zu Hause und vergrub sich in Bücher und reinigte sich in Musik von der für ihn zwecklosen und darum unentschuldbaren Roheit des Militärwesens. In ihm war die Jugend, die von den Ideen Rousseaus begeistert und beschwert ihren Weg suchte zu einem neuen, der Natur und ihrer Unschuld treuen Menschen und zu einer nicht dem Gelüste, sondern dem Adel der menschlichen Natur entsprechenden Welt. Als tätiger, unternehmungslustiger Jüngling war er eines Tages so weit, daß er der schwärmerischen Sehnsucht nach der Einfachheit und reinen Ursprünglichkeit des Lebens genugtun mußte, er beschloß, aufs Land zu gehen und sich dort ein Dasein zu gründen. Mit den Ideen und Antrieben war der Vater zwar gar nicht einverstanden, doch gefiel ihm die Aussicht auf einen Gutsbesitz nicht übel, und die Mittel dafür waren ja noch vorhanden; er verhalf dem Sohne dazu, daß er als Eleve auf dem Gut eines tüchtigen Landwirtes aufgenommen wurde, eines seiner weiter im Lande wohnenden Logenbrüder.

Als Josef am Morgen nach seiner Ankunft dort in der Frühe nach den Ställen ging, sah er einige Mägde wichtig beieinander stehen und dann heimlich ums Haus in den Garten huschen und erfuhr, daß sie der Tochter des Hauses zum Abschied ins Kloster ein Ständchen singen wollten. Das bewegte ihn seltsam. Er war unzufrieden damit, daß so ein junges Wesen, schön, wie er hörte, und von feiner Art, auf die Welt verzichten wollte, ohne sie kennenzulernen, er bewunderte die einer so großen, unwiderruflichen Entscheidung fähige Ruhe und Sicherheit und schämte sich daneben in seiner suchenden Unentschlossenheit. Er war so ergriffen, daß er nach seiner Geige lief, sich zu den Mägden im Garten gesellte, ihren klagenden slawischen Gesang begleitete und, als sie fertig waren, noch ein Stück spielte, das ihm gerade einfiel.

Als sie nun schwiegen, wurde im oberen Stockwerk ein Fenster geöffnet, durch den Spalt der grünen Läden kam eine kleine, weiße Hand und ein Stückchen weißen Armes heraus, die Hand winkte dreimal wie ein Fächerschlag oder ein weißer Schmetterlingsflügel und zog sich wieder zurück. Der Laden klappte wieder zu, die Mägde brachen in vergnügtes Lachen aus und entfernten sich mit zufriedenem Geschwätz.

Zu Gesichte bekam er die Tochter des Hauses erst bei ihrer Abfahrt. Als alle Hofleute sich um den bereiten Wagen sammelten, stellte auch er sich dazu und sah nun ein mittelgroßes, schlankes Mädchen hell und heiter gekleidet aus dem Hause kommen und von den nacheinander auf sie zutretenden Knechten und Mägden Abschied nehmen. Dann stand sie und blickte suchend über die Leute hin, bis ihre Augen, die graublau waren und in muschelförmigen Höhlen lagen, den Josef faßten. Sie ging durch die anderen zu ihm hin, sprach:

„Sie sind der Geiger von heute früh? – Das war sehr – schön!" und bei „sehr" und „schön" schüttelte und drückte sie ihm die Hand und fühlte sich so rot werden, als könnte die Röte nie mehr erlöschen.

„Ja –" erwiderte er, „wenn man zur Überraschung spielt und niemand was Rechtes erwartet, dann geht's immer glänzend."

„Mein Klavier –" fuhr sie rasch fort, um über ihr ärgerliches Erröten wegzukommen, „mein Klavier möchte ich Ihnen empfehlen, wenn Sie sich darauf verstehen oder es lernen wollen. Es tat mir schon immer leid, wenn ich daran dachte, wie verlassen und kalt es stehen wird."

„Gern," antwortete er, ohne recht gehört zu haben; er überblickte sie von den zarten, hochgestöckelten Schuhen bis zu dem blumen- und bändergeschmückten Hut, unter dem hervor wohlgedrehte nußbraune Locken auf die weißen Schultern fielen, und sprach verwundert:

„Sie sehen aus, als gingen Sie zu einer lebenslustigen Freundin zu Besuch oder auf ein Fest – und nicht –"

„Ja, dürfte ich denn, wenn ich anders aussähe?!“ entgegnete sie und lächelte, etwas überlegen in ihrem beruhigten Entschluß.

„Warum nicht? Wir tun auch, was uns schwer wird, dürfen und müssen es!“

„Wer bestreitet denn, daß es mir schwer geworden sei?“

„Ihre seidenen Schühchen, Ihr rosenüberregnetes Kleid, Ihre schönen Locken — die an keine Trennung denken!“

„All das sagt doch, daß ich es zu schätzen weiß!“ Sie faßte eine Locke zwischen zwei Fingern, zog sie in die Länge, betrachtete sie, schräg den Kopf neigend, ließ sie wieder zurückschnellen und sagte: „Warum soll sie nicht schön sein, solange sie dafür gilt?! Ich weiß, was ich aufgebe; aber — was mir bevorsteht, weiß ich hier so wenig wie dort, hier noch weniger als dort!“ Sie machte eine leichte Handbewegung zum Hoftor hinaus.

„Uns —“ entgegnete er, „uns Buben würde das ‚weniger‘ an Gewißheit und ‚mehr‘ an Möglichkeit verlocken; aber — Gott lasse Sie finden, was Ihnen Genüge tut!“

Sie schüttelte den Kopf und sprach:

„Die Dinge sind immer da, nicht nur zur Genüge, im Überfluß; das Genügetun ist wohl unsere Aufgabe — und Schwäche. Leben Sie wohl und lassen Sie sich's gefallen hier in meiner Heimat!“

Sie ging zum Wagen, in dem ihre Mutter schon saß, ließ sich ein Tuch umlegen und nahm Platz; dann fuhr der Wagen unter Rufen und Winken ab und zum Tor hinaus, und junge Mädchen rannten noch ein gutes Stück wie Hunde nebenher.

War Josef zunächst durch die frühe Entschlossenheit und Entscheidung des Mädchens betroffen und erregt worden, so blieb sein Denken auf die Dauer dadurch in Anspruch genommen und wach, daß sie sich einem religiösen Leben widmete, daß sie kühn und hart sich mit einem Gelübde an den sonst so unsicheren Drang, Christo nachzufolgen, festband und sich so zwang, bei Vermeidung eines zwecklosen Lebensverzichtes, aus der Sehnsucht und dem Aufschwung der besten Stunden das unerbittliche Gesetz des täglichen Lebens zu machen. Zwar hörte er bald, daß sie nicht aus ursprünglichem Triebe Nonne werde, sondern auf Wunsch der Eltern, um durch Verzicht auf ihr Erbteil dem Bruder die Übernahme des Gutes zu ermöglichen, und er verwarf ihre Selbstlosigkeit, als ob er selbst der begünstigte Bruder wäre; aber die religiöse Bedeutung, den Weg und das Ziel ihres Schrittes sah er dadurch nicht beeinträchtigt. Er hatte sich bisher über die Religion wenig Gedanken gemacht, sie vielmehr als eine wunderschöne Sache rücksichtsvoll auf sich beruhen lassen;

nun stand sie plötzlich fragend, verwirrend, fordernd vor ihm, nun zog sie manchmal seinen Geist von allem übrigen weg und in halbbewußte Selbstgespräche und Flutungen hinein und entließ ihn hilflos und traurig.

Er verschaffte sich eine Bibel und las das Evangelium.

Bald ging ihm die Lehre Christi ein wie ein verheißenes Glück, etwas längst Erwartetes und Verwandtes, und beruhigte, durchwärmte und öffnete ihn für alles andere, bald glitt sie kältend und trübselig an ihm ab wie Regen an einer Fensterscheibe, oder setzte sich auf alles in ihm wie Staub auf Blätter und Blüten oder trocknete und vermeuchelte die Luft um ihn, daß kein Atem mehr war und das Leben ein Abscheu wurde. – Bald auch wieder war er so beseligt und beschwingt, seiner Schwere entrissen und enthoben, so neuer und süßer Kräfte mächtig, daß ihn verlangte, sich diesen Kräften zu überlassen und mit ihnen ein neues Gebiet der Seele zu erstürmen – wie uns auf der Schaukel im höchsten Schwunge wohl die Wonne ankommt, den Halt loszulassen und mit diesem Schwunge weiterzufliegen, von der Erde hinweg in eine andere Schicht des Lebens hinaus.

Doch waren davon seine Tage und Betätigungen nicht bestimmt oder gefärbt; er stand und drehte sich in einer großen Wirtschaft, die den ganzen Mann verlangte, und hatte nur selten den Zug und noch seltener Zeit, dem verborgenen Rinnen und Spinnen nachzuspüren und Weg zu machen. Er gab sich eifrig seiner neuen Tätigkeit hin, wurde dem Gutsherrn ein lieber und wertvoller Gehilfe und bei den Leuten gern gesehen, obschon sie ihm die Eigenheit nachsagten, daß er gelegentlich abends ganz brüderlich und vertraut sein konnte und am anderen Morgen wieder ferngerückt war, als wären statt einer Nacht abkühlende Jahre dazwischen gekommen.

Er fühlte sich wohl in der belebten Einsamkeit des Gutes und in der elementaren Gebundenheit des Landlebens, freute sich der eigentümlichen Kenntnisse und Erfahrungen, fand aber für sich nur Beschäftigung und keine Arbeit. Daß er am Anfang bei aller ungeteilten Hingebung das Aufgehen in seiner Pflicht und Tätigkeit vermißte, das wunderte den Neuling nicht sehr; er erwartete es von der genaueren Bekanntschaft, vom Vertrautwerden mit dem neuen Wesen. Aber wie in den ersten Wochen, so hatte er auch späterhin, und je später um so empfindlicher, das Gefühl, er tue, was er tue, nur in freundschaftlicher Vertretung eines andern, gerade Verhinderten, nicht aber als eigene Aufgabe, und auch nach dem beschwerlichsten und erfreulichsten Arbeitstag war ihm, als habe er nichts getan und sich nur die Zeit vertrieben, und war im Herzen weniger mit sich zufrieden als früher, wenn er einen Tag verträumt oder verbummelt hatte. Manchmal machte er sich den Vorwurf, daß er eines

andern Arbeit tue, um seine eigene nicht suchen zu müssen. Dies war der innerste Grund; der unmittelbare Anstoß aber zum Aufgeben dieser Tätigkeit war ein anderer. Er hatte sich auf das Land begeben nicht nur in der Erwartung eines natürlichen Berufes, besonders auch in der Sehnsucht nach unverdorben natürlichen Menschen, urväterlich unschuldigen Verhältnissen unter diesen kindlichen, treuherzigen Wesen und mit der Hoffnung, sich in diese reine Welt irgendwo hineindienen und da einen klaren, gleichmäßigen Lebensfaden mitspinnen zu können. Er fand aber Menschen, wie er sie vorher auch gekannt hatte mit anderer Tätigkeit, anderen Sitten und anderen Kleidern, gut und tückisch, herrisch und knechtisch, selbstlos und undankbar hier wie dort, und wenn er einmal Adam und Eva im Paradiese traf oder Philemon und Baucis, dann mußte er sich gestehen, daß er ihnen da und dort in der Stadt auch schon begegnet sei. Auf dem Lande aber, da es nun doch einmal die Heimat der gefühlsseligen Träume der Zeit und seines Herzens war, mußte ihn alles Unerfreuliche doppelt widrig treffen; die Versäumnis der Möglichkeit erschien ihm fast als Bosheit, der Druck des Herrn auf den gutmütigen Knecht, die Ausnutzung dieses durch jenen erschien ihm als gleich unverzeihliche Schuld beider. Er sah für seine Kräfte nur die Möglichkeit, etwa auf so viel Grund zu leben, als er und eine Familie ohne große Hilfe umtreiben könnte, in diesem einfachen tätigen Leben nach innen und außen die Gestaltung und Ausprägung seines Inbildes zu versuchen und das übrige größeren Kräften anheimzustellen — wenn er im Landbau sein Genüge gefunden hätte. Nach zwei Jahren überraschte er den Gutsherrn, der schon einen tüchtigen Landwirt in ihm heranwachsen sah, durch den Entschluß, das Gut zu verlassen und zu einer neuen Selbstprüfung heimzukehren.

Man hatte ihn liebgewonnen, verlor ihn ungern und bewahrte ihm die Zuneigung.

Dieser erstaunte man zu Hause, als er nun wieder ankam, breiter und stärker, erfahrener, ruhig und sicher und doch wieder auf demselben Punkte wie vordem, ja, wie vor seinem Eintritt in das Regiment.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte:

„Wo soll das hinaus? Träumen und Unentschlossenheit muß doch einmal aufhören?"

„Es soll auf einen Beruf hinaus," erwiderte der Sohn, „es muß einen geben, zu dem ich gemacht bin — oder ich muß ihn erfinden. Ich habe vielleicht noch vierzig oder fünfzig Jahre vor mir und meiner Arbeit: ich möchte ein Ziel haben, das so viel Zeit und Arbeit wert ist, und möchte mit mir einig werden."

„Es gibt mehr Berufe, als du durchprobieren kannst!" entgegnete der Vater. „Wer ein wenig begabt ist, kann in den verschiedensten Fächern tüchtig werden; aber er muß sich für eines entscheiden und bei der Stange bleiben, nicht bei jeder neuen Lockung wieder abschwenken."

„Es liegt mir eben nichts daran, in irgendeinem Fache tüchtig zu werden," sagte Josef; „ich habe jetzt schon gemerkt, daß das nicht allzu schwierig ist; ich möchte in meinem, von der Natur mir zugewiesenen Fache tätig sein!"

„Welches ist denn das?" fragte der Vater.

„Ich weiß es nicht; sonst wäre es ja einfach."

„Wenn wir nun nicht die Mittel hätten, dann könntest du doch auch nicht so herumexperimentieren!"

„Wir haben aber die Mittel!"

„Wenn ich sie dir aber sperre —?"

„Das kann ich mir nicht denken."

„Na, hoffentlich!" rief der Vater lachend, „da sind wir doch glücklich auch in etwas gleicher Meinung. Also — was hast du nun vor?"

„Wenn Sie erlauben, will ich einige Zeit zu Hause bleiben, einige Bücher studieren, mich umsehen und ein wenig Musik machen, denn darin bin ich draußen im Rückstand geblieben. Sehen Sie meine Hände!" Und er zeigte, wie schwer und schwielig sie waren.

„Was meinst du, Deli," fragte der Vater, indem er den Sohn der Mutter hinschob, „wollen wir den Buben behalten, wenn er mit solchen Pratzen ankommt? Lassen die sich noch einmal weichkochen?"

Die Mutter war glücklich, daß endlich das Verhör ein Ende nahm, drückte den Sohn an sich, ergriff seine harte Hand und legte ihre Wange hinein.

Er blieb nun geraume Zeit zu Hause.

Der Vater liebte es, seine Söhne um sich zu haben, mit ihnen zu promenieren, im Kaffee- und Weinhaus zu sitzen, kameradschaftlich mit ihnen zu leben, und sah sich nun sehr enttäuscht, als Josef an diesem äußern Verkehr nur noch selten und gezwungen teilnahm, vielmehr zu Hause hinter den Büchern saß, die Bekanntschaft einiger nachdenklicher Leute und Geistlichen suchte, und ihm eigentlich nur noch vor dem Notenpult stillhielt; manchmal im Ärger nannte er ihn den Feldpfaffen. Die Religion, die den jungen Mann bei seiner Ankunft auf dem Gute zum erstenmal als unmittelbar bestimmende Macht angeblickt und die ganze Zeit hindurch seine Wege und Gedanken, wenn auch in wartender Entfernung begleitet hatte, umringte ihn nun, wo er von Geschäften frei war, vollständig. Alsbald wußte er, daß hier eine Aufgabe sei, vor deren

Bewältigung er an neue Berufswahl nicht werde denken können, und er bemühte sich ohne Zögern um alle erreichbaren Helfer und Hilfsmittel. Tage und Nächte lang saß er und las für und wider, er hörte die Predigten ernster Prediger, er besprach sich und stritt mit Gelehrten und Ungelehrten, mit Geistlichen und Laien: aber alle Bekenntnisschriften und Unterscheidungsstreitigkeiten und Deutungen, Dogmatik, Exegese und Hodegetik brachten ihn nur so viel weiter, als er sie hinter sich brachte. Unberührt von Dogma und Kritik stand für ihn immer wieder die Gestalt Christi da und die Frage: kann — also muß ich ihm nachfolgen?

Er fühlte sich von Christus unablösbar ergriffen; aber als ein unablösbarer Teil der Welt widerstrebte er dem Zuge, sich und die Welt jenem hinzugeben, sich und die Welt, sei es auch zu einem andern Dasein, jenem zu opfern. Gern wollte er, wie die Erde im Schein der Sonne gedeiht und kümmert, im Scheine Christi leben und sterben: aber Christi Gebot: „Gib alles auf und folge mir nach!" war ihm entgegen wie der Gedanke, in dankbarer Hingebung an die Sonne sich unter ein Brennglas zu setzen und sich verzehren zu lassen. Christus bezwang ihn, aber Christi Gebot bezwang ihn nicht; davon auch bezwungen zu werden war aber seine Sehnsucht, dahin ging seine Arbeit. Er liebte die Erde und das Erdenleben und empfand es mit allen Sinnen. Seit er die Natur auf dem Lande mittätig kennengelernt hatte, fühlte er sich heiterer, hilfreicher, selbstloser, besser geworden. Wenn er ein Bild oder Bauwerk sah, ein Buch las, eine Musik hörte oder spielte, so fühlte er sich seiner Schwächen und Fehler ledig, nur noch seine edelsten Kräfte in sich lebendig, nur noch die reinsten Säfte zu seinem Aufbau tätig: war das geringere Wirkung, weniger wert als der Eindruck und das Beispiel einer guten oder frommen Tat? War all das „Reichtum", den man den Armen geben muß, um Christo nachfolgen zu können? Und was werden die Armen mit dem Reichtum machen —? — nicht einmal ein Genüge, nur eine Armutei! Aber — gleichgültig, was sie mit seinem Geschenke machen! Es handelt sich zunächst um ihn, um seine Seele: darum, daß diese Seele nicht im Zufall herumirrt, daß sie ihre eigene Haltung, Wege und Ziele findet! Ist sie ihrer Sache erst gewiß, dann kann sie ja hingehen, muß sie hingehen und den Armen ihren Reichtum zeigen.

Bei dem Gedanken, daß nicht nur Geld und Gut, sondern auch was er für Reichtum hielt, Kunst und Forschung, von Christo verworfen sei, fühlte er sich in seinem ganzen Wuchs bis in die Wurzel hinein erschüttert; denn sein Verlangen, ein vollkommener Christ zu werden und Vollkommenes zu tun, kam nicht tiefer heraus als sein Verlangen, Vollkommenes zu hören, zu sehen und zu denken. Christus war an der Kunst, die ihn umgab, teilnahmslos, also abweisend, vorbeigegangen — wenn Josef, was

von Kunst und Wissen in ihm wuchs und wirkte, wegwerfen oder vernichten wollte – hätte er noch daran denken können, ein vollkommener Mensch zu werden? Wäre er nicht verstümmelt und halbiert, würde er als nur noch frommes Wesen nicht aussehen wie ein Kopf auf armlosem Rumpf auf einem Bein hüpfend?! Würde er Gott so unter die Augen treten können?

Es mußte eine Möglichkeit geben, mit aller Fülle und Kraft der menschlichen Gaben das christliche Ziel wenn nicht leichter, doch um so vollkommener zu erreichen! So kam er auf den Gottesstaat. Die Gemeinschaft der Heiligen hatte sich ja eine Burg gebaut, eine Arche, um für das Erdenleben Heimat, Schutz und Regel zu haben: die Kirche. In der Kirche erwarb keiner etwas für sich, besaß keiner etwas, er arbeitete für die Gesamtheit, baute mit an der Herberge der Zeiten, in ihr konnten alle Gaben eines christwilligen Menschen sich von Selbstsucht und auch der letzten Eitelkeit befreien und zu reinen fördernden Kräften der Bestimmung werden. –

Was er nun auf einmal geraden Weges vor sich sah, das war so verschieden von dem, was ihn zum Austritt aus dem Heer bestimmt, was ihn noch vor kurzem gelockt hatte, daß er bestürzt stille hielt, sich prüfte und den in der Ferne empordrohenden Kirchenburgbau prüfte, ob er nicht durch Herauslockerung eines Steines zum Einsturz zu bringen wäre. Denn das fühlte er im ersten Anblick mit der Schwere einer unbarmherzigen Entscheidung, daß er seinen Gedanken nach handeln, daß er, wenn die Kirche da vorn vor seinen Augen so stehen bliebe, eintreten und die Tür hinter sich zuschlagen müßte.

Wochen-, monatelang dachte er dasselbe. Er blieb nicht bei seinem einseitigen Verkehr, er gab nun all seinen Neigungen und Freuden freien Spielraum, wie man im Frühjahr das Vieh auf die Weide läßt und sich an seinen Sprüngen ergötzt; er setzte sich dem Umgang der verschiedensten Menschenklassen und -arten aus, um seine Gedanken in jedem Feuer und jeder Kälte zu prüfen, und dachte immer dasselbe. Er wurde still, einsam, in jeder Umgebung traurig. Er fühlte seinen Widerstand gegen Christus schwächer werden, konnte aber nicht froh darüber sein. Die Verheißungen, Himmel und Hölle, Verdammnis und ewiges Leben bewegten ihn nicht; was ihn nicht ruhen ließ, war der Ruf, der zu werden, der er sein sollte und konnte. Nach dem höchsten Vorbilde der zu werden, dazu mußte er aufgeben, was er mit Ernst und Freude bisher gewesen war und in sich gesammelt hatte, er mußte das Sterben in sich nicht nur geschehen lassen, erleben, sondern wollen und tun, und der Schmerz machte ihn starr, trieb ihn um, verschloß ihm den Mund.

So fand er sich eines Abends im Glanz erleuchteter Zimmer neben einem Spieltische, daran sein Vater mit anderen Herren saß.

Er stand da wie in der Hitze eines Ofens.

Er starrte auf den Tisch und auf die Hände der Spieler – und starrte einem Lichtschimmer nach über den Tisch weg und auf dem Parkettboden hin, durch das andere Zimmer und das folgende – und hörte den Lärm, Stimmen, Klappern, Klirren und Klingen, Klatschen – und wanderte mit einem unlängst gedachten Gedanken an dem Bach unter den Bäumen hin, wo er ihn bekommen hatte, und prüfte ihn wieder, wieder in das klar durch Schatten und Sonne strömende Wasser blickend – da fühlte er seine Hand von der warmen, leichten Hand seines Vaters gefaßt und hörte:

„Komm, Sepp, hier! Spiele! Gewinne oder verliere und mache dir einmal ein anderes Feuer an!" und sah den Vater in die Tasche greifen und ihm die Hand mit Gold- und Silberstücken füllen. Der Ton des Vaters war so teilnehmend und die Wärme seiner Hände so gesund und herzlich, daß der Sohn Mühe hatte, nicht in lautes Weinen auszubrechen; er hielt das Geld eine Weile in der hohlen Hand vor sich hin und sah benommen dran vorbei, dann beugte er sich hinab, ergriff die Hand des Vaters, küßte sie, schüttete die Münzen auf den Tisch und sprach:

„Verzeihen Sie mir! Das Gewinnen würde mich nicht freuen, das Verlieren nicht kränken. Aber – ich spiele auf meine Weise auch, wie ich da stehe."

„O du Pfaffe!" sagte der Vater, seufzend und kopfschüttelnd, „wenn du nicht so gut geigtest, würde ich sagen: warum gehst du nicht ins Kloster!" und wandte sich wieder den wartenden Mitspielern zu.

Der Sohn horchte und sah betroffen den Vater eine Weile an, dann beugte er sich noch einmal zu ihm hinab und sprach:

„Sie haben recht, Sie haben recht – und wenn ich schon geige!"

Der Vater warf den Kopf auf und sah ihn groß und fragend an. Josef nickte zweimal, schwach und langsam, aber es wirkte um so nachdrücklicher. Da wurde der Blick des Alten traurig und starr in einem hilflosen Kopfschütteln. Noch einmal nickte der Sohn leise, der Vater schüttelte den Kopf, hob ein wenig die Hand und ließ sie wieder zurückfallen, dann drehte er sich mit einem Rucke weg und eifrig dem Spiele zu, dem und dessen Lärm er einen Augenblick vollständig enthoben gewesen war.

Es dauerte kein halbes Jahr, und Josef war wirklich in ein Kloster eingetreten, in einen der Betrachtung und dem erbaulichen Leben gewidmeten Orden.

Nun, die in dem Kloster geübte Betrachtung gemahnte ihn bald an den braven Tiefsinn einer auf fetter Weide liegenden, hingebungsvoll wieder-

käuenden Kuh; und vom erbaulichen Leben gab ihm gleich der zweite Tag eine Probe: ein Bruder hatte einem andern die Innenseite der Sandalen mit Glasscherben verklopft, so daß sie von kleinen, scharfen Spitzen starrten und dem ahnungslos Hineintretenden nach einigen Schritten die Fußsohlen mit unzähligen kleinen Wunden zerschnitten. Der Gefoppte saß, statt in die Frühmesse zu gehen, bei offener Tür in seiner Zelle, suchte sich die Splitter aus den blutenden Sohlen herauszuklauben und fluchte auf die außen zur Messe vorüberziehenden Brüder wie ein Pandur. Und sofort versuchten die einander giftig befehdenden Parteien den Neuling mit Beschlag zu belegen und zu verhetzen.

Zum Glück war sein Pater Lehrmeister ein kluger Mann, erkannte den Ernst und Willen des Novizen, hoffte in ihm eine der Kirche wertvolle Kraft zu erziehen, und ging willig wie ein Echo auf seine Klage und Empörung ein. Alsbald nahm er ihm alles, was etwa noch an ähnlichen Überraschungen bevorstand, durch ausführliche und schicklich übertreibende Schilderung vorweg, riß ihm, nicht ohne Ironie, mit Stumpf und Stiel die Hoffnung aus, im Kloster anderes zu finden als böse und gute, jedenfalls arme, schwache Menschen, Bosheit und Hilflosigkeit, Rachsucht und Güte aufeinander angewiesener, unausweichlich zusammengepferchter Menschen, geistliche Ohnmacht, in den allermeisten Fällen Versagen der geistlichen Kräfte und völliges Verfehlen des religiösen Zieles – aber eben darum für wahrhaft geistliche Naturen ein unüberwindlich abschreckendes Beispiel, steten Befehl und Sporn, anders zu sein, nie versagenden Reiz der göttlichen Kraft, eine beseligende Zurückdrängung in sich und Hindrängung zu Gott. Man flüchte aus der Welt in die Kirche, aus der Kirche zu Gott. So werde auch er den gesuchten Frieden finden und durch Rückstrahlung auf die bedürftige Kirche und durch diese auf die Menschheit wirksam machen können.

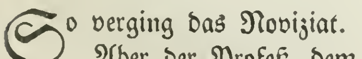
Indem er den Novizen sofort einbezog in ein, wie er versicherte, durch die ganze katholische Christenheit wirkendes geheimes Einverständnis Weniger zur Erneuerung der Kirche, versuchte er, ihm neben das innere Ziel der eigenen Erlösung ein äußeres Ziel zu stellen, seine Kraft und Hingabe an dieses zu binden, dieses von seiner Kraft und Hingabe abhängig zu zeigen. Das gelang, und so war der Wille des jungen Mannes gespalten, der gefährliche Weg der geistigen und seelischen Kämpfe war nicht mehr die einzige Pflicht und Lockung, das Wirken stand neben dem Werden und konnte, mit behutsamem Verstande gefördert, gelenkt und gedeutet, das Werden vielleicht ganz in sich hineinziehen, bestimmen, zur Ruhe bringen. Er füllte den Geist und die Zeit des jungen Mannes mit Aufgaben der verschiedensten Art, reizte ihn durch ihre Schwierigkeit, demütigte ihn durch ihre Notwendigkeit. Er hieß ihn mit widerwärtigen, bös-

artigen, seinen reinen Sinn verletzenden Brüdern verkehren und vertraut werden, jede Abneigung unterdrücken, jede Hingebung erzwingen, keine Handlung, kein Wort, ja, endlich keine Regung durch das Verhalten jener andern, sondern in jedem Augenblicke nur durch das Gebot der Nächstenliebe und den unverlierbaren Gleichmut des Guten bestimmen lassen. Er verbot ihm dagegen den begehrten und wertvollen Umgang mit dem oder jenem sympathischen Bruder, gebot ihm dem gegenüber in Werken, Worten und Gedanken empfindungslose Gleichgültigkeit nicht nur zu zeigen, sondern in sich zu erzeugen. Er gab ihm geistliche Übungen von tödlich einförmiger Wiederholung und verlangte auch die letzte Bewegung und den nebensächlichsten Satz ausgefüllt und erwärmt mit der im Herzen ratlos brennenden Glut des Glaubens. Er belud ihn mit wissenschaftlichen Studien in noch nie betretenen Gebieten, zum Beispiel in der englischen Volkswirtschaft, und wenn der Novize den Kopf schüttelte und wissen wollte, wozu das alles, dann lächelte der hagere Herr mit dem länglichen knochigen Gesicht und den graublonden Lockenbuckeln an den Schläfen, lächelte mit unzugänglichen grauen Blicken und sagte:

„Kinderschule."

Als aber Josef bescheiden fragte, ob er ab und zu Geige spielen dürfe, wurde er an den Chor gewiesen und bekam den Befehl, zu üben, soviel er nur könne, und seine Gottesgabe aufs höchste auszubilden.

Nun hatte er genug zu tun. Sein Weg war besäet mit Pflichten und kleinen Zielen. Wie Kinder beim Himmel- und Höllespiel nur darauf zu achten haben, daß jeder Schritt und Sprung das richtige Feld trifft, daß kein Feld überhüpft, daß keine Grenzlinie betreten und kein Sprung nach der falschen Seite oder auf dem falschen Fuß ausgeführt werde, und sich nicht um den ferneren Verlauf der Straße kümmern können, so lag ihm nun ob, jeden Schritt mit Bewußtsein zu tun, sich in Reden und Schweigen nie mehr dem Drange zu überlassen, in jedem Augenblick etwas Bestimmtes zu sollen; und da er ja den Gewinn dieser Erziehung in täglichen Fortschritten bar einstrich und zum großen Teil auch seinem eigenen selbstgewachsenen Trieb nach Ausbildung zugute kommen fühlte, so tröstete er sich darüber, daß ihm sein eigentliches Ziel einstweilen nicht näher, sondern ferner oder fast aus den Augen rückte, und baute darauf, daß er eines Tages, in allen Regungen und Strebungen, allem Können und Wollen umgeordnet und zweckmäßig aufgebaut, das Ziel dicht vor sich wiederfinden werde wie ein erschließbares oder erstürmbares Tor in eine neue Zeit.



So verging das Noviziat.

Aber der Profeß, dem er in Glut und wunderwilliger Erwartung

entgegengesehen hatte, brachte ihm nichts; das Herz fühlte seine Inbrunst, seinen Werderausch in gleichgültigen, tausendmal verbrauchten oder mißbrauchten Zeremonien verflackern, hingenommen werden, wie der edelste Becher Wein in einem Bach verschwindet.

Auch weiterhin vergingen die Tage, Wochen, Monate nur wieder als eine von Fallen umstellte, mit Stacheln getriebene, mit Strafen gepeitschte Vorbereitung – zu welchem Ziele? Er sah die andern (und begriff es aus ihrer Natur) grob dahinleben, gerade das Unumgängliche erfüllen, alle lästigen Gebote umgehen, die Strafen unschädlich machen, wie man die Dornen vom Stiel der Rose wegdrückt; er selbst, der nicht Strafe vermeiden, der unsträflich leben wollte, weil das andere keinen Sinn hatte, er fiel aus einer Strafe in die andere und fand das auch ganz natürlich. Daß aber er nichts anderes vor sich sehen konnte, als was er um sich sah, daß, wie dieser Bruder von vierzig und jener von sechzig Jahren es mit gleicher Lässigkeit weitertrieben bis zu ihrem Tode, so eben schließlich auch er mit Ernst und Hingabe so und immer nur so die Regel weiterleben werde bis zum Tode, dieser Gedanke bohrte an ihm, höhlte ihn aus.

Der Beichtvater verwies ihm seine Ungeduld, verschärfte die Disziplin und verlor allmählich seinen Einfluß. Josef konnte sich nicht auf das Himmelreich vertrösten, noch konnte er sich die Augen verbinden und auf ein unbekanntes Ziel zuführen lassen, er wollte hier auf Erden seinen christlichen besonderen, persönlichen Weg wissen und mit allen wachen Gedanken und Kräften verfolgen. Und eines Tages war ihm eben bewußt, daß er, der dem Vater gegenüber das Suchen des eigenen Weges mit so großen Worten verfochten hatte, sich hier mit beliebigen anderen eine willkürlich abgesteckte Bahn hintreiben ließ wie eine Schafherde durch einen Hohlweg.

In dieser Zeit starb seine Mutter. Er hatte ihr dadurch, daß er, ihr Liebling, sie für immer verließ, einen großen Schmerz bereiten müssen. Nun hatte er sie nicht mehr gesehen, hätte sie nicht mehr sehen dürfen, auch wenn noch Zeit gewesen wäre, und er mußte sich fragen, ob sein geistlicher Gewinn diesen Verzicht des Herzens aufwöge, jemals aufwiegen könnte.

Ein Klosterbruder zu werden, hatte ihm nie im Sinne gelegen; aus allen Kräften – also auch als Mönch – ein Helfer Christi, ein Miterbauer des Gottesstaates zu werden, das war damals sein Wille gewesen und war's heute noch. Von der Betätigung und Bewährung seines Willens fühlte er sich heute so fern wir vordem, ferner sogar; denn damals hatte er sich ohne weiteres in den Strom gestürzt, um hinüberzuschwimmen, jetzt aber trieb er sich ratlos auf dem Trockenen hin und her, machte Schwimmübungen in der Luft und lernte Wassertreten auf dem Sande.

War er denn noch im Besitze der Kräfte, die er mitgebracht hatte?

Gewiß. Und manche Kraft hatte er geübt und verfeinert. Aber welche war wert, daß er sie zu seinem Amte machte?

Prediger, Seelsorger, Theolog — das war er nicht!

Er hätte sich können der Wirtschaft und Verwaltung des Klosters zuwenden, hätte damit etwas leisten und nützen können; aber als Gottesdienst würde er das nicht empfinden.

So blieb die Musik. Er hatte sein Geigenspiel entwickelt, sich mit den andern Instrumenten des Orchesters vertraut gemacht — es waren nur Streicher und Holzbläser im Chor — und hatte die Orgel spielen gelernt. Nun in dieser Zeit des Ungenügens und der Prüfung ward er inne, daß sein bisher der Liebhaberei und Pflicht entsprechendes Musizieren ein brennender Begehr, eine zehrende Hingabe geworden war, und, suchend und bereit, konnte er nicht anders als eine Fügung darin erkennen, eine Berufung. Sofort wandten sich nicht nur alle freien Gedanken und unbefriedigt schweifenden Kräfte in diese Richtung, auch der Wille warf sich mit der ganzen Wucht der Entfesselung auf dieses Ziel. Lehrmeister und Prior waren es zufrieden, ihn auf ungefährlichem Gebiet vor Anker gehen zu sehen und nicht mehr mit Fragen, Zweifeln, Selbstquälereien von ihm belästigt zu werden. Und nun kam eine glückliche Zeit. Das Leben schien ihm nun erst zu beginnen und des pochenden Herzens wert zu werden. Sein Eifer befeuerte auch die andern Brüder des Chors, und oft war ihm, als ob die Freude und Inbrunst ihres Musizierens nun erst diese Pfeiler in die Höhe emporrisse, mit seinem Drang die Gewölbe höbe, mit seiner Glut die Fenster entzündete.

Doch auch das währte nicht ewig. Eines Nachmittags las Josef, wie gewöhnlich bei gutem Wetter, sein Brevier im Garten und ging immer denselben Weg hin und her von einer Mauer zur andern. Im nächsten parallelen Weg, durch Büsche meist verdeckt, lief ein anderer Bruder und konnte sich nicht enthalten, aus dem Brevierlesen heraus ab und zu einem dritten Bruder in einem dritten Parallelweg irgendeinen Stoßseufzer zuzurufen:

„Gelberüben — pfui deixl!" worauf der andere antwortete:

„Was willst machen?" und dergleichen.

Josef lachte in sich hinein, ließ sich in der Andacht stören und hörte zu. Als er unten beim Umkehren den an der Gartenmauer hinlaufenden Verbindungsweg entlang sah, erblickte er den Bruder, wie er sich eben bückte, aus einem Busch ein Krügchen langte, sich aufrichtete und zurückbog und, mit blauen Äuglein in den blendenden Sonnenhimmel blinzelnd, den Wein in sich hineingoß, wie er dann in den Krug hineinäugte, ihn prüfend

schüttelte und wieder in den Busch stellte. Obwohl an Schweigen gewöhnt, hätte Josef beinahe Prosit gerufen. Er beobachtete weiter, wie die beiden jedesmal, wenn sie hin und her aneinander vorbeigingen, einander Klage und Trost zuteil werden ließen, und wie der Krug auch beim nächsten Zug noch nicht leer wurde. Seine Heiterkeit hielt auf die Dauer nicht an, er setzte sich in Gedanken mit dem Gutschick ernstlich auseinander; als er aber gerade recht erbaulich auf ihn einzureden begann, wurde ihm sein eigenes unchristliches Verhalten bewußt, sein Horchen, sein Lauern, sein Behagen, das Quentchen Schadenfreude im Behagen, und er fiel nun gegen sich selbst aus und über sich selbst her, und predigte sich, hin- und hertrabend, in eine Hitze und Begeisterung hinein, daß er Zeit und Pflichten vergaß und schließlich, von den eigenen Kraftworten erschüttert und zerknirscht, in die Kirche wankte.

Und tagelang brannte er in diesem überraschenden Feuer, blieb er in dieser Predigt befangen. Er wiederholte immer wieder, was ihm gut und wirksam schien, verbesserte oder ersetzte, was ihm mißfiel, suchte nach triftigeren Gründen und Beispielen, nach glühenderen Worten und bewegenderem Tone, er war so besessen, so ungeduldig, daß er sich über jeden neu auftauchenden Gedanken und Stoff, statt ihn zurückzustellen, sofort mit ganzem Eifer herwarf, ihn an sein Thema heranzog, anschmolz, oder anflickte. Es war ihm, als hätte er nichts gesagt, wenn er in der einen Predigt nicht alles sagte, und so trug er bald ein unabsehbares, unübersehbar vielverzweigtes Ding von Buß-, Liebes- und Erlösungspredigt in sich herum und ließ sich von ihm verzehren wie von einem Bandwurm. Er empfand natürlich die Ungeheuerlichkeit auch und suchte sich bei Predigern und in Predigtbüchern Anleitung und besseres Vorbild, fand aber in den Regeln, Handgriffen und Beispielen wenig Förderung; denn sie liefen der in ihm drängenden, ihn umtreibenden und erhebenden Möglichkeit gerade zuwider. Er wollte nicht jetzt über das Fasten sprechen, und wenn das vergessen war, über das Beten und, wenn das vergessen war, über das Opfer: er träumte davon, mit einem Sturm von glühenden, auch das entlegenste Gefühl heransaugenden und entzündenden Worten die Menschen zu fassen, aus ihrer angsthaften Verwurzelung zu lösen, aus ihrer kümmerlichen Zufälligkeit emporzureißen wie aus mürbgewordenen Kleidern und abfallender Rinde, sie zu pressen, zu kneten, durchzuschaffen, bis auch der letzte Winkel und Ausläufer ihres Wesens durchtränkt und durchdrungen war von unerträglichem Verlangen nach Gottes Willen, von Gottes Willen selbst.

Erst war er selig im Schwung und in der Glut seiner neuen Arbeit. Wenn er sich ausgedacht und ausgeredet hatte, so griff er zur Geige oder stieg zur Orgel hinauf und hob sich von dem einen Rausch in den andern.

Er fühlte nach der Umwühlung durch die Predigt sein Wesen so gelockert und aufgeschlossen, von aller Schwäche und Sprödigkeit befreit, so einzig in Hinnehmen und Hingeben geordnet, daß er die Musik tiefer als je, bis in die letzten bebenden Fasern empfand und leichter und höher aus sich hinausschleuderte, sich mit der Musik höher aus sich hinaushob, als er früher geahnt hatte. Nun sah er seinen Weg, er fühlte sich erlöst und wiedergeboren, er war sich schon einer in der lobsingenden Schar der Seligen, die man auf den Bildern des Fra Fiesole sieht. Nun noch eine kurze Zeit der Vorbereitung – und nun verging ja auch die längste Frist im Fluge! – dann zog er von Kloster zu Kloster, von Kirche zu Kirche, rüttelte und brach mit seinem Wort die harten Herzen auf, ging von der Kanzel zur Orgel und aus derselben einenden Glut heraus verführte, band und zwang er die verwirrten, kämpfenden, zerknirschten Herzen mit den überirdischen Stimmen der großen Meister, preßte aus den widerstandslosen Trümmern der Herzen den verschütteten Strom der Seele hervor, bis unter seiner ätherklaren Flut das zerbröckelte vorige Wesen unwiederbringlich versank – –

Aber da ward er mit einem Male inne, daß auch bei ihm selbst das Musizieren nicht ein Nachschwingen und Abklingen, ein Nachspiel der Klärung und Befreiung war, sondern die letzte Steigerung und die Auflösung selbst; – daß er, wenn der Gedanke nicht weiter durchbrechen konnte, wenn das Wort irrte und fröstelte und stammelte, daß er sich dann der Schwäche entzog, den Zauberwagen bestieg und mit Traumeskräften das geahnte Paradies erflog –

Das aber genügte ihm nicht. Und sofort verbot er sich diesen musikalischen Behelf. Der Ruf auf den einen Weg zum eindeutigen Willen Gottes mußte eindeutig sein!

Wieder wandte er sich mit ungeteilter Kraft seiner Predigtarbeit zu, und bald wunderte er sich nicht mehr darüber, daß ihm an entscheidenden Stellen das Wort versagte; denn es fehlte dort eben auch die Klarheit des Gedankens, die Sicherheit seines Inhaltes, der unangreifbare Glaube.

Der Weg, den er selbst gehen und den andern weisen mußte, den er im Feuer der vergangenen Tage schnurgerade unter seinem Flug hatte liegen sehen, der war zu seinem tiefen Schrecken noch keineswegs bestimmt, nur der Anfangspunkt, der Mensch, war bestimmt und das Ziel, Gott. Wie nun aber die Entfernung zu einem Wege machen? und wie den Weg durch die Welt, Berg und Tal, Wasser und Wüste dermaßen zu „Mensch" machen, daß der Mensch am Ende in Gott eingehen kann, Gott wird? Denn, wer Christo nachfolgen kann, wer vollkommen werden kann wie der Vater im Himmel, der muß doch Gott werden und sein wie die Dreieinigen! Denn das war's! nicht eines andern Fußtapfen

nachtreten, nicht eines andern Willen tun – vollkommen sein, das war's, was Kräfte gab, befeuerte, hinriß; vollkommen in die Vollkommenheit eingehen, wie ein Ton, ein Part in die Symphonie eingeht, die Symphonie schafft, vollendet und ist!

In einem Taumel flatterte er hin und her, wie ein Ton der Orgel aufschwillt und schweift, in den Gewölben hin- und herirrt und sich totsucht. Und dann befiel ihn eine tiefe Verzagtheit.

Hielt er nicht wieder vor derselben Tür wie vor seinem Entschluß, ins Kloster zu gehen?! Er hatte seitdem neue, weitere und engere Kreise gezogen, nun stand er an demselben Fleck, nur um so viel dem Ziele näher, als er heißer und unnachgiebiger war, es zu erreichen, zum Äußersten entschlossener. Wie eine Biene einen blühenden Busch mit ihrem Willen und unablässigen Eifer umspinnt, in jeder Blüte, darin sie Nektar wittert, einfällt und verschwindet, so umwebte er die Worte Christi aufs neue mit seiner suchenden Mühe, neue Erleuchtung zu finden und endliche Gewißheit. Liebe Gott über alles! Liebe den Nächsten wie dich selbst! Gib alles auf und folge mir nach! – Das erste war außer Frage: Gott nicht lieben, wäre gewesen, wie nicht leben. – Liebte er den Nächsten wie sich selbst? – Das war schwer zu sagen. Er hatte gelernt, jeden Ruf, den er von andern fühlte, dem eigenen Trieb und Verlangen vorgehen zu lassen, jedem jederzeit mit aller Güte und Wahrheit sich hinzugeben, wie er's in der letzten Stunde tun müßte. – Was hatte er aufgegeben der Nachfolge zuliebe? Die Familie von Vater und Mutter, Geschwistern und Verwandten, die künftige Familie von Frau und Kindern; die Welt mit all ihren bekannten und unbekannten Freuden und Schrecken, mit ihrem Ehrgeiz und Kampf; die Freiheit, Gott – und sich selbst – in der Welt zu suchen, so weit die Erde rund ist. – War ihm das schwer geworden? Hatte er viel damit aufgegeben? – Mehr, als wenn er nach Amerika ausgewandert wäre? War nicht jeder Genuß zugleich ein Verzicht auf tausend andere? Und was brauchte er die Erde, um Gott zu suchen, wenn er ihn doch nur in sich suchte! Was war mit alldem Großes getan für die Nachfolge Christi? Warum nahm Christus diesen Verzicht so wichtig? – Mußte der Verzicht mehr enthalten? Was besaß er noch, genoß er noch, konnte er noch von sich abtun?

Die Mühe, zu besitzen, hatte ihm die Kirche abgenommen; aber besaß und genoß er diese neue Heimat darum weniger als vordem sein Vaterhaus? Gehörte das Kloster nicht ihm, wie es über den weit hinauf- und hinabgedehnten Bachwiesen und Feldern, zwischen seinen Weinbergen, überhöht vom dunklen Wall des Waldes, auf der Talwange lag? Betrachtete er die fruchtbaren Gelände und wohlgehaltenen Gebäude mit weniger Wohlgefallen und Stolz, als wenn er der Eigentümer gewesen

wäre? — Nur mit weniger Sorge. Er freute sich mit dem irdischsten Behagen an dem fleißigen Wirtschaftsbetrieb, er war stolz und glücklich über die Jahrhunderte her gesammelten Kostbarkeiten der Bibliothek, der Kunstkammer und Schatzkammer und versäumte keine Gelegenheit, die alten Monstranzen, Kelche und Schreine in den Händen zu drehen, die Gemälde, Stiche und Altertümer zu bewundern und zu studieren. Er schritt mit dem Brevier oder in Betrachtung durch den Kreuzgang, da wuchsen neben ihm schlanke, zartgebündelte Pfeiler aus dem Boden, und wie sie aufstiegen, lösten sich straffe Rippen los, zogen wie sich entfaltende Fächer oder Fledermausflügel sanfte Flächen mit aus dem Pfeiler heraus, neigten sich im Aufschwung gegeneinander wie helfende Seelen und trafen sich zu einem tragenden Spitzbogen von reinstem Maß und Schwung und ewiger Dauer. Und die Sonne schien durch und zeichnete verkürzt und verschoben den Bogen auf die Steinfliesen, so adlige Schatten, daß der Fuß erschrak, darauf zu treten. Und andere Rippen stiegen flügelspreitend kreuzweise gegeneinander auf, stützten und festigten sich zu dem weiterwogenden Triumph eines Gewölbehimmels, und der vielfältige Widerhall des Schrittes gab dem einsamen Beter auch hier das tröstliche Gefühl der heiligen Gemeinschaft. Jede Form und jede Linie sagte dem Auge: du sollst vollkommen sein wie Gott! — Wenn er in der Kirche kniete und den Blick erhob, so traf er wohl auf eines der hohen Fenster des Chors, blieb daran haften und baute das Fenster nach, die hohe spitzbogige Lichtpforte, das wie Baumgewölk, wie ein Traum oben schwebende Maßwerk: mit stählerner Heftigkeit, raketengleich fühlte er die drei Stäbe emporschießen, sich untadelig hinaufbohren durch die Lichttafel, bis sie unweit des Spitzbogenrandes in Ahnung des todbringenden Anpralles sich spalteten und zersplissen, in straffen Bögen nach den Seiten auswichen, einander kreuzten, einander beugten, einander entgleisten, herabsanken, im Anprall wieder aufstiegen, hin und her im träumerischen Spiel einer zaubernden Regel, starben, erstarrten, ewig stehenblieben, das Blau des Himmels, das Rot und Gold und Violett des Himmels in ihrem Wundernetz festhielten für die graueste Stunde des Suchers. Stärkte, ermutigte, heiligte ihn das weniger als Christi Wort: Selig sind, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden?

Und die Musik und ihre wachsende Macht? — in die er durch den Anklang jeden Rufes, einer Glockenstimme, eines Werkgeräusches hineingestoßen werden konnte wie in ein erlösendes Feuer!? — in der die enge Fassung seines Herzens und seines Geistes schmolz, so daß die ungeheure Welt in ihn einging und Himmel und Hölle sich verschwisterten!

Doch war dabei nicht eine Gefahr? Denn der Zustand der Freiheit und Gewißheit schwand im Abklingen der Musik auch wieder dahin,

blieb nur Gefühlserinnerung, konnte nicht in Gedanken übersetzt als geistige Gewißheit erhalten und als Lehre weitergegeben werden! Und darum handelte es sich jetzt doch! War der Gewinn der Musik nicht wie der eines Traumes nur ein Erlebnis, das dem Erwachen nicht standhält? Oder war es etwa möglich, daß die Erhöhung in der Musik ihm eines Tages den überschauenden Blick der Erkenntnis und die letzte Klarheit brächte?

Wer weiß! Immerhin war er nicht zum Musizieren ins Kloster gekommen, sondern zur Nachfolge Christi. Die aber kann nicht beschauliche Ruhe sein, sondern Wirken. Was ging ihn die Musik und alles andere an! Ist es nicht so, daß der Mensch die vielfachen herrlichen Gaben nur bekommen hat, um mit ihrer Hilfe aus der unendlichen Ferne allmählich Gott von allen Seiten ahnen, sehen und erkennen zu lernen, in einem ungeheuren Ring der Erkenntnis auf ihn, den Mittelpunkt, sich hinzuarbeiten? Begreiflich, daß dabei alle andern Kräfte des Lebens, Wissenschaft und Kunst keinen eigenen Wert behalten, nur als Wegzehrung dienen und, je näher dem Mittelpunkt, um so bedeutungsloser werden! Wie andere Kunst und Wissen verstummt auch die Musik in Gottes Nähe, aber sie hört nicht auf, zu sein, sie führt mit dem feinsten Schauer in den göttlichen Mittelpunkt hinein; da ist alle Musik zu Hause, nicht als äußere Schwingung dem Ohre vernehmbar, aber als Verhältnis durch die gereinigten Geister wirkend.

Nein, der Weg zu Gott ließ nichts in Verlust geraten!

Aber mit dieser Einsicht war der Weg und das Daraufwandeln wieder schwieriger. Wer weiß, ob er auf dem Wege ist? – wie weit er ist? – ob er nicht abbiegt? – statt seinen Weg zu gehen, tausend andere Wege kreuzt und stört und den Mittelpunkt ewig fehlt? Wie ist die seelische Bereitschaft zu erreichen, in der du immer Christus vor dir siehst und zugleich erkennen kannst, ob du ihn in der Richtung auf den Mittelpunkt Gott zu siehst und nicht quer? Ob du richtig visierst?!

Dem galt es zunächst. Ehe er wagen konnte, andern zu predigen, auf andere wirken zu wollen, mußte er eigene Gewißheit haben, und wäre es nur ein gereinigtes, unstörbares Gefühl der Notwendigkeit, eine Sicherheit des eigenen seelischen Ortssinns. Und so gab er außer seinen klösterlichen Pflichten alle Betätigung auf, betrachtete Christus und Christi Leben, löste es aus seiner zeitlichen Bedingtheit heraus, suchte es in Unbedingtheit als Gleichnis seiner Lehre zu erkennen und daraus für sich, für jeden Menschen das bindende Vorbild zu gewinnen; aber immer wieder schien ihm mehr von der Welt verworfen werden, fallen zu müssen, als für die Schulung, Verinnerlichung, Vergeistigung des Christen entbehrlich war. Christus hat ja nicht gesagt: „so ihr nicht bleibet wie die

Kindlein —" sondern: „so ihr nicht werdet wie die Kindlein —!" er meint also nicht eine blinde, sondern eine wissende, neuerworbene Unschuld.

Er kam nicht weiter, aber er ließ nicht ab.

Er saß in seiner Zelle und bedachte, was er in all den Büchern gelesen hatte, und was im Evangelium steht, und was ihn selbst dünkte. Ging hin und her und redete mit Beweisen und Befehlen und Mahnungen auf sich selber ein und konnte sich nicht überzeugen. Und sprach zu Christus und flehte um Hilfe und fand sie nicht.

Er fastete und lag über dem Betschemel und rief den Herrn an.

Er fastete und beschloß, keinen Bissen über die Lippen zu lassen, ehe er Antwort hätte.

Er schlief wenig, und dann war der Schlaf voll quälender, wirrer Träume. Ein einziger hellerer Traum nur blieb ihm klar sein Leben lang:

Er war Petrus und saß in sommerlicher Mittagsschwüle neben dem Spitzbogentor des Himmels auf der weißen Marmorbank, an die Mauer zurückgelehnt, und erwehrte sich des Schlafes kaum, und immer, sobald er einnickte, glitt seine rechte Hand vom Schenkel herunter auf die glühendheiße Marmorbank, und er ward vom Schmerz geweckt und fuhr auf. Er mühte sich, wach zu bleiben und auf sein Tor zu achten; aber ein Blick in den blauglühenden, wie von Goldstaub sprühenden Himmel benahm ihn so, daß er wieder nickend sich seinen Halbträumen überließ und einnickte und die Hand auf den sonnenglühenden Stein hinabgleiten ließ und vor Schmerz wieder aufschrak. Je öfter das geschah, um so geringer wurde sein Wille und seine Obacht, und als er wieder auffuhr und die Augen aufriß, da war er gar nicht mehr verwundert, einen großen, martialischen Herrn vor sich zu sehen und aus schalkhaft lächelndem Munde eine wohltuende Stimme zu hören:

„Nun, Petrus, hast du das Schlafen immer noch nicht verlernt? Mach mir auf, Alter!"

Er schämte sich brennend wie damals in Gethsemane, sprang auf, und ohne „Woher" zu fragen, lief er an dem ein wenig hinkenden Herrn vorbei, dachte, der sei wohl ein Kriegskamerad seines Vaters, öffnete das Tor und ließ ihn hinein. Er hörte noch mit Freude, wie die zu Herzen gehende Stimme ihm dankte, und erkannte dann, unter dem offenen Tor nachschauend, daß der Herr, der in dem weißen Faltenmantel groß und herrisch unter den Palmen dahinhinkte, ja kein anderer sei als der Teufel. Entsetzt wollte er rufen, brachte aber keinen Laut hervor — wollte dem Verruchten nachrennen, konnte aber keinen Fuß von der Schwelle rühren: so blieb er im offenen Tor stehen und starrte hinein, der ungeheuersten Empörung gewärtig. Aber der Teufel ging stolz und heiter seines Weges, als wär's auf der Promenade zu Baden oder Teplitz, winkte manchmal

einer schönen seligen Jungfrau vertraulich zu, wie große Herren sich's erlauben, und besichtigte freundlich alles, was ihm vorkam. So viele Himmelsbewohner, durchsichtig klar und schattenlos wandelnd, ihn erblickten, die gingen ihm ruhig aus der Bahn und schauten betrübt auf den tinteschwarzen Schatten, der widerwillig sich sperrend und faltenwerfend wie ein Bodenlumpen hinter dem Schleppfüßigen dreinschleifte. So ging es bis zu einem großen baumbestandenen Platze: da erhob sich in der Mitte über drei weißen Stufen auf schlanken Säulen ein offener Hallenbau, zu so gewichtlos schwebendem Schwunge aufsteigend, als könnte ihn jeder Lufthauch wie einen Ton über die träumenden Wipfel entführen. Darunter stand eine dreiseitige Bank aus Amethyst, wenig mehr als ein niedriger Dreikant, der Thron Gottes. In entferntem Ring blieben die Himmlischen stehen, der Teufel hinkte ohne weiteres gierig darauf zu, um sich zu setzen und den Blick in alles Geschehen der Welt und der Zeit zu tun. Die Himmlischen und Petrus mit ihnen überkam untröstliche Bangigkeit, als nahe der letzte Augenblick, als werde nun das straffe Blau des Himmels schrill zerspringen und wie Glas zersplittern, und Nacht, darüberhereinstürzend, alles verschlingen — und der Satan, Petrus, der plötzlich Satan war, erstieg fußschleppend die Stufen. Indem er sich stolz und strahlend vor dem Thron umdrehte, sich niederzulassen, schwang er gewohnheitsmäßig den Schweif unter dem Mantel hervor und streifte abwischend damit über den Sitz — aber er setzte sich nicht; er richtete sich, einen entsetzlichen Schmerz verbeißend, hoch, hoch auf, und der Schweif hing schwarzgebrannt haarlos und haltlos hinter ihm nieder. Er stand eine Weile leblos, unbeweglich vor dem Throne. Dann warf er einen erwachenden Blick in die Runde. Dann winkte er der versammelten Menge, wie für eine Huldigung dankend, leichthin zu und schritt seinen Weg zurück. Und er schien nicht zu wissen, daß ihm sein Schweif schwarz und traurig wie der Strick eines Kaminfegers hinten unter dem weißen Burnus hervorbaumelte und mit dem nachschleifenden Schatten ein trübseliges Possenspiel trieb.

Langsam begleiteten ihn in schicklicher Entfernung die Seligen und sangen Gott zu Dank und Lob einen einfachen Kanon, der wie das Windesrauschen in den Wipfeln bald nah, bald fern anschwoll und klang und wehte.

Erst behagten dem Teufel diese kindlichen Tonfolgen. Als sie sich aber wieder und immer wieder wiederholten in unendlicher Litanei, daß ihm die Tiefen der Ewigkeit nichts anderes zu enthalten und zu ergießen schienen als diese paar sicheren und zufriedenen Tonschritte auf und ab, da fing er an, ungeduldig zu werden: am ganzen Körper kitzelte und prickelte es vor Langen und Bangen und Schmachten, er vergaß es, den

guten Bekannten von vordem höhnisch zuzuwinken, wie von einer geigenden Wolke Schnaken verfolgt eilte er, kaum noch seine Haltung wahrend, auf das Tor zu. Petrus stand wieder da unter dem elfenbeingelben Marmorspitzbogen und wartete, trat rasch beiseite und gab dem heftig Schreitenden den Durchgang frei, riß aber auch zugleich das Tor zu, schloß und zog den Schlüssel ab. Dann wandte er sich außen zu der Bank, wo der Teufel hastig Platz genommen hatte, und brummte aufatmend, befriedigt und strafend:

„So!"

„Ja," spottete der Teufel. „So! – So geht's! Siehste, wie de biste?!" Er faßte und betrachtete seinen Schweif, nickte mehrmals mit dem Kopf: „Belle warste, triste biste!" Dann schüttelte er, und das Schwanzende rappelte wie eine Kinderklapper. „Der liebe Gott –!" fuhr er fort – „die Musik, die er machen läßt, ist ja strafbar, längst überholt, vorsintflutlich – Ohren hat er keine; aber sonst ist er doch eine edle Seele, mit der einen Hand nimmt er, mit der andern gibt er auch schon wieder: meinen Wedel hat er mir demoliert, aber so feinsinnig, daß ich ihn nun meinen Kleinen als Klapper vom Jahrmarkt mitbringen kann. Jesus, der Kinderfreund!" Er klapperte.

Petrus wurde durch das leichtfertige Gerede an militärische Zeiten seiner Jugend erinnert, fand keine Freude daran und rückte ab nach der Bank auf der andern Seite des Tores.

Der Teufel achtete es nicht, er untersuchte seinen Schaden: das Haar war abgesengt, die Haut war trocken und hart wie Horn, wo vordem die Schwanzwirbel fühlbar waren, ließen kleine runde Löcher in das hohlgebrannte Innere sehen, die Spitze klaffte, und durch das scherzende Klappern hatte sich ein übriggebliebener Wirbelknochen darin festgeklemmt. Der Teufel wollte das Knöchelchen wieder entfernen und blies, da der Finger zu dick war, kräftig in das offene Schwanzende hinein; aber das Knöchelchen wich nicht, sondern ein süßabschmelzender Ton löste sich und schien noch wie eine Duftwolke in der Stille zu halten, als der Teufel beglückt lauschend schon zu blasen aufgehört hatte.

Auch Petrus war aufgefahren und blickte sich überrascht um, woher doch diese Wonne sei. Aber der andere prüfte schon ganz versunken, ob der Ton wieder- und wiederkäme, und hatte bald gefunden, daß er nur die andern Brandlöcher mit den Fingern zu schließen und zu öffnen brauche, um Töne genug zu haben.

Er sprang auf. Das Schweifende in der Linken haltend, trat er mit schwungvollen Schritten vor das Himmelstor und machte ihm voll stillen Jubels eine tiefe Verbeugung. Und leicht wie eine Eidechse lief er an der glatten Marmormauer und dem steilen Torbogen hinauf, setzte sich

nach außen schauend auf den Schlußstein und fing alsbald an, lange, weiche, wirr durcheinandergezogene Töne zu blasen, fast wie ein Kind, das eine Schalmei versucht. Und die langen, uneinigen, süßen, friedlosen Töne klangen in die fernsten Gründe des Himmels hinein und drangen in die längstgestillten Gründe der Herzen und erweckten ein süßes Zehren und Wehren und Begehren, bis das ganze himmlische Volk den Tönen zuströmte. Auch Petrus wußte sich nicht dagegen zu helfen, er blickte nach dem Bläser hinauf, sah ihn droben im Blauen kauern wie eine wasserspeiende Teufelsfigur auf seiner Klosterkirche, bekreuzigte sich und überließ sich, die Augen schließend, wieder den irreführenden Klängen. Und indem aus der unlieben, hilflosen und hilfeheischenden, querfühligen Folge von Tönen ab und zu immer wieder dieselbe Gruppe von streitenden, leidenden, unerlösten Klängen aufstieg, stillten die Herzen und Ohren ihr zehrendes Verlangen nach Auflösung ein wenig doch in der Wiederkehr derselben Enttäuschung, derselben Erneuerung zerwühlender Sehnsucht und schmachteten, auf der ziehenden Länge der Töne ausruhend, begierig weiter.

Als der Teufel die himmlische Menge dicht unter sich fühlte und manchmal ein zitterndes Wimmern halb unterdrückt drüber hinflattern hörte, da brach er so plötzlich ab und sprang von seinem hohen Sitze, daß die Himmlischen wie besessen zur Mauer drängten und, so viele konnten, sich hinaufschwangen und hinaufhalfen, um ihm nachzuschauen.

Er aber stand vor Petrus, der, den bekreuzenden Finger gegen die Magengrube gerichtet, wieder nickte, und lächelnd weckte er ihn mit den Worten:

„Petrus! schläfst du? Kannst du nicht eine Stunde mit mir wachen?!"

Petrus schrie auf unter diesem Hieb, sank in sich zusammen und starrte kraftlos jenem nach, wie er sich umdrehte, einen hurtigen Marsch anstimmte und den Hangweg hinabhinkte, — und wie die Frischabgeschiedenen, die erst auf dem Wege zum Himmel empor waren, sich vom nahen Tor ihrer Hoffnung abwandten und dem Verführer wieder abwärts folgten. Aber auch den Himmlischen schoß die frische, befehlende Melodie wie Feuer durch die Herzen und die Glieder, und sinnlos drängten sie gegen das Tor, so daß Petrus aufsprang und entsetzt mit ausgebreiteten Armen davor hintrat. Sie zerrten einander an den Beinen von der Mauer und arbeiteten sich übereinander hinauf, um nur zu sehen, wie der Musikant mit seinem Gefolge im nahen Walde verschwand. Dort schien er zu verweilen; denn aus dem Walde tönten wie aus einem Zauberinstrument unerschöpflich die süßesten Wonnen und Schmerzen herauf und ließen in den Herzen der Seligen langversunkene Tage aufklingen, deren verzweifelte Glut sie seliger füllte als alle Seligkeit der Erlösung.

Diese Melodien waren so lösend und glühend, daß dem Träumer, als er erwachte, die Tränen flossen — daß er wieder die Augen schloß und nachhorchte und sich stundenlang vergebens bemühte, diese beschwingten Weisen, den Reiz jener ungeschlichteten Tonfolgen sich zurückzurufen und festzuhalten.

Dann fragte er sich, was der Traum bedeute, und war betrübt.

Im übrigen quälten ihn die Träume mit Ohnmacht in Gefahren, mit Schrecken und Schande, wie ihn das Warten mit Ohnmacht in Gedanken und Wollen quälte. Er kam nicht weiter: er konnte als Soldat, als Bauer, als Musiker, als Hoch und Niedrig Christ sein und Christo nachtrachten; aber wie Christ sein und weiter nichts? Christus war Helfer, Arzt, Prediger, Lehrer gewesen, die Apostel waren Missionare gewesen, immer mitten im Strome des Lebens — was heißt also: „gib alles auf und folge mir nach"? — Man kann als Mönch noch Christ sein, aber als Einsiedler doch nicht! Was heißt „alles"?

Er ging zur Messe; er brachte alles in sich zur Ruhe; still wie ein leeres Gemach harrte er auf die Hilfe Christi.

Wieder ruhelos kehrte er in seine Zelle zurück und warf sich ruhebedürftig auf sein Lager. Aber immer wieder sprang er auf und wankte von einer Ecke zur andern und sprach zu Christus:

„Jetzt mußt du helfen! ich lasse dir keine Ruhe, ich weiche nicht. Ich will Antwort haben. Laß mich einen Weg sehen, den ich nicht entdecken kann! laß mir eine Deutung aufgehen, deren ich nicht fähig bin, sage mir ein Wort, das ich nicht sagen kann! Sei die Aufgabe noch so schwer, gib sie mir! Sei das Wort noch so hart, sprich es aus! Hilf! Du mußt helfen; denn ich will geholfen haben!"

In dieser Art drang er auf Christus ein, und es war, als triebe er, mit seinen geschwächten und manchmal einknickenden Schritten hastig folgend, ihn aus der einen in die andere Ecke der Zelle, immer hin und her schräg durch den Raum, und wo er umkehrend jedesmal streifte, da wurde die geweißte Wand dunkler, denn erst seinen Leib hielt die Mauer auf, seinen Blick nicht.

Endlich aber beim Umkehren wurde sein Auge aus der Entrücktheit in die Kammer zurückgerissen und festgebannt und sah auf dem Stuhl am Tisch einen Mann sitzen mit vollem Haar und Bart, und einzelne Haare flimmerten in der Sonne wie Goldfäden.

Der Ruhelose stand still und dachte: wer sitzt denn an meinem Tisch?

Da wandte sich der auf dem Stuhle zu ihm um und war Christus und saß da in gelblich weißem Gewande mit bräunlichem Bart und Haar und starken, kristallhellen Augen. Und sein Blick ward freundlich wie zu einem Kinde und drang in den Dastehenden hinein, daß er sich schämte. Und langsam sprach Christus:

„So viel will ich nicht!"
und schüttelte dabei langsam den Kopf, und es glitt wie Flammen in seinem Haare hin und her.

Der Mönch dachte nicht daran, auf die Knie zu fallen; in verzücktem Krampfe hoch aufgerichtet, hörte er die Worte „so viel will ich nicht" als erfüllende Klarheit und erlösende Wahrheit, er bemühte sich, dem Drucke der Augen standzuhalten, und fühlte einen klingenden Brand in seinem Herzen, hielt aus, als hinge von seinem Aushalten die Erlösung ab.

Christus aber sagte nichts mehr, er war plötzlich nicht mehr da, und Stuhl und Tisch waren leer.

Der Mönch erschrak und war nun voll von der Schwäche seines Leibes und alles Leibes überhaupt, fand nichts Festes mehr in seinem Körper und sank gelöst zusammen, wo er stand. Er ward nicht ohnmächtig, er hörte sein Herz toben wie Flucht und Verfolgung, er riß seinen Kopf auf, warf verwegen in einem Blick noch alle Inbrunst und Begehrung über die Stelle, wo der Gottgleiche erschienen und verschwunden war, und erhaschte nichts als den neuen Schrecken, daß ein geringer Tisch und Stuhl Gott tragen und danach wieder geringer Tisch und Stuhl sein kann. Da zuckte er in sich zurück, neigte den Kopf auf den Boden, betete und versenkte sich in sein Gesicht.

Als er die Worte des Erschienenen vernahm: „so viel will ich nicht!", waren sie ihm Offenbarung gewesen, wie ein plötzlich aufflammender Leuchtturm, und Gewißheit der Einfahrt, „alles Menschliche war vergangen." Als er aus seinem Wirbel von Beseligung, Jubel und Dank wieder auftauchte, um sich sah und seinen Zustand prüfte, da war es nun die Erscheinung, die ihn beglückte; die Worte aber enttäuschten ihn durch ihre orakelhafte Unbestimmtheit. „Nicht so viel," das ungefähr hatte er sich ja selbst oft genug gesagt; — wieviel aber, darum handelte es sich! Konnte ihm Christus das nicht sagen? Christus, der immer so deutlich sprach: „eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr," „wer mich sieht, sieht den Vater"!?

Er war versucht, das empfangene Wort als ein wertloses Geschenk zu verschmähen: unmutig, um einen sicher geglaubten Gewinn getäuscht zu sein, trabte er wieder schräg durch die Zelle hin und her und mit einem raschen Blick nach Stuhl und Tisch fragte er sich, ob nicht, wie die erlösende Antwort ein Gedankentrug war, ob so nicht auch die Erscheinung ein Augentrug gewesen sein könnte. In einer bangen Verwegenheit lief er hin und her, fühlte die ungläubige Anwandlung in sich hin- und herschwanken wie den Tropfen in der Wasserwage und warf schon zwinkernde Blicke nach dem Stuhle — da ward ihm eben bei einem solchen Blicke bewußt, daß er gleichzeitig dem Stuhl in ehrfürchtigem Bogen auswich und daß er ihm jedesmal ausgewichen war.

Er blieb stehen, empfand die Scheu, dem Stuhle näher zu treten, als noch unüberwindlich und sagte zu sich:

„Nein, ich will nicht über mein Gefühl hinwegdenken und schwatzen! Solange ich glaube, daß der Heiland hier saß, will ich auch die Worte für Heilandsworte halten und als solche zu erkennen suchen!"

Er ließ sich auf die Knie nieder, schloß die Augen und gab sich ganz der Anschauung hin: da auf der dunklen Innenseite seiner Augenlider leuchtete, was vorhin seine Zelle gefüllt hatte, da war wieder jede Falte des rahmweißen Mantels, der wehrende beruhigende Ausdruck der magern Hand, das kristallhelle und kristallscharfe Licht der Augen, darunter einen menschlichen Mund, Lippen und Zähne zu finden, ihn befremdet hatte; er sah wieder die ernsten Augen warm und herzlich werden, fast lächeln wie zu einem Kinde, hörte die Worte und fühlte in sich wieder eine warme, lösende Helle aufquellen und wachsen, aus ihm hinausdrängen und wachsend weithin den Raum füllen und selig erhellen, so daß er selbst nur noch wie eine kleine Mücke darin schwebte; er sah das Auge wieder ernst, unerschütterlich, fordernd blicken, so daß er sich schämte und straffte, — und da sagte er sich, daß dieser Heiland gewiß nicht gekommen sein könne, die Last abzunehmen oder anders zu erleichtern als durch sein Beispiel, — daß die Hilfe Christi nicht im Erlassen einer Forderung, sondern nur in neuer Forderung, anderer Aufgabe bestehen könne. „So viel will ich nicht" kann nicht heißen: „ich bin mit weniger zufrieden," sondern war zu verstehen wie das Wort an Martha: „Du machst dir viel unnötige Mühe. Eins ist not!" Er verlangte nicht weniger, sondern mehr, nämlich alles. Er machte sich gar nichts daraus, daß sich ihm der Mensch stückweise opferte, seine Kunst oder seinen Frohsinn oder seinen Wissenstrieb ihm zu Ehren verbrannte oder verkrüppelte — er wollte den ganzen Menschen mitsamt allen seinen Kräften und Gaben!

Damit war für den Weg, für den einzelnen Schritt nur gesagt, daß er aus dem ganzen Christen-Menschen heraus und auf sein einziges Ziel zugehen muß, aber damit war auch alles gesagt.

Als er sich so weit sah, dankte er Gott, erhob sich und fühlte seine körperliche Schwäche. So schwer er an sich trug, so schien ihm doch, daß er nicht fest auf festen Grund trete, die Erde schien ihm unter seinen vorwärtstastenden Schritten zu wanken — er fiel auf den Stuhl und sank über den Tisch hin und schlief ein.

Er schlief.

Er pflegte und erholte sich und sah die Welt neu und reich und friedlich lockend um sich her; doch wie auf einer Reise fühlte er sich frei ihr gegenüber, an nichts gebunden, zu nichts verpflichtet.

Er drehte sich um nach dem Sporn und Ziel seiner Arbeit der letzten

Wochen und fand in jenem Predigteifer eine so fremde Regung, daß er sie als Zudringlichkeit empfand und sich schämte; aber er lächelte, indem er bedachte, daß er ja nur selbst sein Opfer gewesen sei.

Ohne weiteres überließ er seine freigewordene Kraft der Musik. In ihr fühlte er sein stärkstes Leben geformt und formbar, in ihr fühlte er sich unzersplitterbar ganz, in ihr wollte er seine Einheit wahren und zu einer christlichen Vollendung bringen.

Er studierte fortan mit dem bestimmten Ziele, Organist oder Domkapellmeister zu werden, erklärte diese Absicht auch seinen Oberen und wurde von ihnen nach Vermögen gefördert. Man versetzte ihn nach einiger Zeit zur letzten Ausbildung in ein Wiener Kloster seines Ordens und gab ihm Gelegenheit, die besten Musiker zu hören und bei den ersten Lehrern Unterricht zu nehmen.

Die Vision, die seelische Beruhigung und Sicherung hatte ihn vom klösterlichen Leben und Trachten ohne weitere Kämpfe und Schmerzen gelöst; wenn er seine künftige Tätigkeit nicht — wie am nächsten lag — in der Kirche gesehen hätte, so würde er stärker hinausverlangt haben; so aber hoffte er, ohne das, ihm ja schon nicht mehr gültige, Ordensgelübde durch Flucht zu brechen, eine seinen Kräften entsprechende Wirkung außerhalb des Klosters zu finden und wie die Weltgeistlichen sich wagen und bewähren zu können. In dem weniger gebundenen Ordensleben zu Wien fand er sich frei und zufrieden, mit seinem Berufe eins und auf dem rechten Wege; nach den verbissenen, selbstquälerischen Kämpfen ruhte er in dieser angespannten Arbeit aus, fühlte sich freudig wachsen in der Aufnahme und Erkenntnis neuen, fremden, den Äther wie die Abgründe kündenden Inhaltes, ergab sich mit Wonne, aber mit Bewußtsein dem Wechselspiel der Wirbel, die ihn bald in sich selbst hineinbohrten, bald aus sich heraussogen und als nur noch widerklingende Seele in die ewige Wandlung des Einklanges hinaustrugen.

Er erlebte die Zeit, wo die deutsche Musik, schon fast ein Jahrhundert her die größte der Welt, nun durch Gluck und Mozart auch das ihr gebührende Ansehen erkämpfte, er gab sich ganz diesem wie in den engsten musikalischen Kreisen auch in den Klosterchören brennenden Kampfe hin und holte in seiner Enge beglückt Atem aus der Ahnung einer künftigen mitsiegenden, mitbestimmenden Tätigkeit.

Auch ohne die klosterübliche Aufsicht und Belauerung mußte seine Haltung den Vorgesetzten bekannt werden. Diese waren Anhänger des Hergebrachten und statt mit Beförderung in einen weiteren Wirkungskreis überraschten sie ihn nach Ablauf seiner Studienzeit durch Zurückversetzung in sein ländliches Kloster. Er ahnte den Grund, erfuhr ihn auch bald und hielt den Gegensatz aufrecht. Dadurch verschärfte er ihn und mußte

alsbald merken, daß er von vornherein der Schwächere sei: als wären es ketzerische, kirchenfeindliche Bücher, nahm man ihm die mitgebrachten, zum großen Teil mühselig abgeschriebenen Noten als regelwidriges Privateigentum ab, verbot ihm, dergleichen zu spielen, oder hinderte ihn böswillig daran. Das Peinlichste aber war ihm, daß sich die persönliche Gegnerschaft, indem man ihn auf das Alte festnageln wollte, unversehens auf dieses übertrug. Er hatte die überlieferte italienische und italienisch bestimmte Musik geliebt und dankbar verehrt, wie er dankbar des gestrigen Tages, der vergangenen schönen und fördernden Jahre gedachte; aber leben wollte er heute, schaffen und hoffen für morgen. Nun band man ihn gewaltsam an das Hergebrachte, machte es ihm ärgerlich und verdächtigt, zerstörte es ihm, und er fühlte das langsame Verarmen. Statt daß er durch sein Wiener Studium aufs freie Meer hinausgekommen wäre, war er nun an einem öden Strande festgeschmiedet wie ein Gefangener, den kaum ein Schaumspritzer der Brandung trifft, er durfte sich nicht in den Wogenschlag stürzen, sich nicht im Auf und Ab bewähren und in der äußeren Unruhe die innere Ruhe finden.

Nun wurde ihm das Kloster, seine einstige Zuflucht, die unvergeßliche Stätte seiner schweren Kämpfe, ein unwürdiger und unverzeihlicher Aufenthalt, und trotzdem er seine Heimat für immer hätte aufgeben und etwa nach Preußen, Rußland oder England hätte fliehen müssen, um sich vor der Verfolgung der Kirche zu sichern, würde er jetzt aus dem Kloster entwichen sein, wenn er nicht von den neuen Zeitumständen hätte Hilfe erwarten dürfen. Die Reform Josefs des Zweiten hatte nämlich schon eine Anzahl Klöster auch seines Ordens aufgelöst, und es war fast sicher, daß dem seinigen die Stunde schlagen werde. Es wäre töricht gewesen, bei solcher Aussicht die Geduld zu verlieren und Wien zu verscherzen, während alle Talente gerade dahin drängten, um ihre Ausbildung oder ihr Glück zu suchen. Josef war von Natur wie durch Klosterzucht beherrscht genug, um zu warten, und die Zeit verging, indem er bald gehorsam spielte, was er durfte, bald auch allen Strafen zum Trotze seinem Herzen Luft machte. (Schluß folgt)

Das Lebensgefühl

von Adolf Koelsch

Das unmittelbar Gewisseste, was jedem eignet, das Innigste, Vertrauteste und Seelischste, was er besitzt, ist das Lebensgefühl, das Gefühl: „Ich lebe, ich lebe!“ Es ist ein Rauschen im Seelengrund, das ohne Anfang ist und ohne Ende, nicht zu beschreiben und mitzuteilen, weil es schon im Wort, worin es die Sprache zu einem Ding für alle zu machen versucht, sich dem entfremdet, als welches es der einzelne fühlt. Bald ist es ein Jubel, bald eine Qual, in der Regel aber dringt es während der wachen Lebenszeit ins Oberbewußtsein so wenig mehr ein wie das Geräusch eines Wasserfalls, der ununterbrochen vor unsern Fenstern herabstürzt. Es ist das allgegenwärtigste, gleichmäßigste, gewohnteste und daher unbemerkteste von allen Gefühlen, ein Besitz, von dem man nicht spricht, weil man nicht an ihn denkt, und an den man nicht denkt, weil man langsam, stetig und unauffällig schon im Mutterschoße mit ihm verwachsen ist wie mit seinem Herzschlag.

Aber im Augenblick, wo ein Bruch in das Rauschen kommt – und es gibt solche Augenblicke im Anschluß an gewisse „körperliche Zufälligkeiten“ in jedem reiferen Leben, – wo etwas wie eine Ohnmacht uns überfällt oder nur die leiseste Dissonanz sich in jenem Rauschen erhebt, wird es uns schwarz vor den Augen. Man fährt mit den Armen jäh in die Luft, keucht, blickt hinter sich, um sich: – es ist entsetzlich; – aber noch bevor man hätte bemerken können, was das gewesen ist, was einem da widerfahren wollte, ist die Bruchstelle wieder zusammengeflossen, schon gehört die Dissonanz der Vergangenheit an, man fühlt sich wieder, man atmet, sieht Licht, man ist sich seiner sicher als Leben, als Dasein, als Körper, als Ich. Doch ob es auch nichts scheint gewesen zu sein, was da vorüberzog und nach etwas Unbestimmtem in uns gegriffen hat, so weiß man doch, es war der Tod.

Von Stund an gibt's keine Ruhe mehr. Das Rauschen im Seelengrund ist eine wichtige Sache geworden, die einem bis in die Grübeleien der Träume verfolgt, man beginnt zu denken und zu forschen, was es wohl seinem Wesen nach sei, womit Bekanntem es sich vergleichen lasse und wie es zustande kommt. Man tut das, obgleich man weiß, daß der Wunsch, ihm auf diese Weise ganz nahe zu kommen, so unmöglich erfüllbar ist wie der Flug in die Sonne. Denn als Gefühl ist es nur im Erlebtwerden wirklich, und alles Erlebnisgeschehen ist abhold dem Verstand. Aber ist schließlich nicht auch das Hungergefühl nur im Erlebtwerden wirklich? und gibt es nicht trotzdem eine verstandesmäßige Weise des

Schauens, die sich tief in seine Verfassung, seine Physiologie und Entstehungsgeschichte einzubohren vermag?

Es gibt sie in der Tat.

Das Gefühl von Hunger, bei dem ich für einen Augenblick zu verweilen bitte, kommt dadurch zustand, daß unser Magen und Darm, entleert und arbeitslos wie sie sind — man gestatte einstweilen diesen summarischen Ausdruck — mit andersartigen Stoffwechselprodukten an das Nervensystem anklopfen, als ein Magen und Darm, die mit Nahrungsstoffen vollgestopft sind. Das ist nicht bloß ein umschreibendes Bild, sondern ein Tatbestand. Die innere Darmschleimhaut, an der die Speisen vorübergleiten, ist dicht mit Organen eines chemischen Sinnes besetzt, die ungefähr die gleichen Leistungen wie die Geschmacksorgane des Zungenrückens vollbringen. Sie bestehen aus protoplasmareichen stattlichen Zellen, welche nach rückwärts mit einem feinen Nervenfasergeflecht in Verbindung stehen, das seinen Sitz in der Darmschleimhaut hat. Von diesem Darmnervennetz nimmt der Sympathikus (oder Baucheingeweidenerv) die Erregungen ab und leitet sie durchs Rückenmark ins Gehirn, wo sie als Hinweis darauf erscheinen, daß sich im chemischen Zustand des Darms eine Änderung gegenüber dem Zustand von vorher vollzogen hat. Indem nun das Geschöpf als Ganzes zu diesen materiellen Veränderungen seines Stoffwechselgefüges sich in Beziehung setzt und entscheidet, was ihm der eine Zustand des Darmes — nämlich der Zustand der Leere — wert ist im Vergleich mit dem Zustand der Sättigung; indem es also seine eigenen Veränderungen nicht nur an sich geschehen läßt, sondern auch empfindet, das heißt sich zum Gegenüber macht, sich zum Gegenstand macht und sie erlebt, findet es auch den Weg, dem Hungerzustand abzuhelfen und der Umwelt gegenüber ein Verhalten anzunehmen, das es im Zustand der Sättigung nicht für geboten hielt. Dieses neue Verhalten ist so, als bestünde das Geschöpf nur noch aus einem Darmapparat, der befriedigt das heißt in einen anderen Reizzustand versetzt werden will. Der Eingeweideschlauch tritt gleichsam in die Einflußsphäre jener Instanz, die die Richtung der Toten bestimmt, und das Geschöpf begibt sich auf Nahrungssuche.

Es war nötig, dieses Beispiel vom Hunger hier anzuführen, weil Sie nur in der gleichen Richtung zu denken brauchen, damit Ihnen klarer wird, was es auch mit dem Lebensgefühl auf sich habe. Wie nämlich der Hunger seinen Ausgang nimmt von einer Änderung des physiologischen Zustands im Darm, so wäre es vielleicht möglich, daß das Lebensgefühl seinen Ausgang nähme von den physiologischen Zuständen, in denen sich sämtliche Organsysteme des Körpers in jedem betrachteten

Augenblick des Daseins befinden. Und wie der Hunger nichts anderes ist als der Ausdruck der Bewertung, die jenen physiologischen Veränderungen des Darmapparates zuteil wird von seiten des ganzen Geschöpfes, so könnte auch das Lebensgefühl nichts anderes sein, als die Form, in der ein Organismus des gegenwärtigen stofflichen Gesamtzustandes oder Gesamtgeschehniszustandes aller seiner Organe und Zellen gewahr wird.

Voraussetzung für die Berechtigung dieser Ansicht wäre, daß tatsächlich von allen Organen und Organsystemen fortwährend Reize ausgehen, die sich in Form von Erregungsströmen in einem gehirnartigen Zentralorgan sammeln können. Der in jedem Augenblick auffindbare Gesamtknäuel dieser Erregungen wäre der Same, aus welchem im Schoß des Bewußtseins das Lebensgefühl wie eine Wunderblume aufkeimt.

In der Tat hat die moderne Biologie, ohne daß ihr die Bedeutung dieser Tatsache bisher zum Bewußtsein gekommen wäre, alle praktischen Voraussetzungen für die Möglichkeit dieser Ansicht geliefert. Wir wissen heute, daß unser Körper (und der der Tiere) nicht nur auf seiner Außenfläche mit Sinnesorganen besetzt ist: also mit Augen, Gehörorganen, Tast-, Wärme-, Geruchs- und Geschmacksorganen, durch welche uns Kunde wird von den Vorgängen außerhalb unseres Körpers. Sondern eine noch viel größere Anzahl von Sinnesorganen gibt es im Innern des Leibes, und jedes ist ebenfalls eingestellt auf einen spezifischen, nur zu ihm allein sprechenden Reiz. Jeder Muskel, jedes Gelenk, jede Sehne, die Drüsen, die Blutgefäßwände, die Blasenwände usw. sind Träger von Sinneszellen, und wenn man auch über ihren Bau infolge der Kleinheit der Objekte einstweilen nur schlecht unterrichtet ist, so machen uns doch die Erscheinungen des Verhaltens auf Schritt und Tritt mit ihrem Dasein vertraut. Alle diese inneren Sinnesorgane arbeiten wie die äußeren. Sie fangen die Reize, die im zugehörigen Organ hervorgebracht werden, auf: stellen also fest, ob ein Muskel gespannt ist oder erschlafft, ob ein Gelenk belastet oder entlastet, ein Blutgefäß prall angefüllt oder nur schwachem Blutdruck ausgesetzt ist. Jeden dieser Zustandsreize verwandeln diese inneren Sinnesorgane in Erregung, und Nerven leiten die Erregungsströme über die Rückenmarksbahn zum Gehirn, so daß hier aus allen Körperzentralen fortwährend die genauesten und verschiedenartigsten Berichte zusammenfließen. Bewegen Sie zum Beispiel Ihre Hand, nur unmerklich, so werden Erregungen geboren in den Wurzelgelenken der Finger, den Sehnen, den Muskeln und Blutgefäßwänden des Handgebiets. Und halten Sie die Hand ruhig auf einer Unterlage, so sind ebenfalls Erregungen da, denn es sind Veränderungen gegenüber dem vorhergehenden Beugungszustand vorhanden, ja es kommen zu den vor-

hin genannten Erregungen noch einige neue hinzu; denn die Hand liegt jetzt fest auf einem Tisch, der kühl, glatt und hart ist.

Aber damit nicht genug, daß alle diese Erregungen, die aus der Bewegung oder dem Stilleliegen der Hand entspringen, zum Gehirn hinauftelegraphiert und dort entgegengenommen werden. Sie werden ihrerseits noch außerdem begleitet sein von der riesigen Welle aller jener ungezählten Erregungsimpulse, die im Augenblick, wo die Handbewegung vollzogen wird, aus allen übrigen Körperteilen abgesandt werden. Unser ganzer restlicher Körper lebt ja doch ebenfalls, im Darm, in den Speicheldrüsen, den Schilddrüsenkörpern, im Herzen, der Lunge, den Nieren herrscht Tätigkeit in dem Augenblick, wo die Handkrümmung erfolgt, und da jeder dieser Tätigkeitspunkte ebenfalls Sinnesorgane besitzt und Reize erzeugt, die von diesen Sinnesorganen aufgefaßt werden, auch Nerven besitzt, die diese Zustandsreize weiterleiten zum Hirn, so bleibt die Handbewegung kein Einzelgeschehen, sondern ist gleichzeitig mit vielen andern Geschehnissen da. Die Folge ist, daß auch die Handströme gleichzeitig da sind mit Erregungsströmen aus allen übrigen Körperregionen und daß alle diese Erregungsströme zusammen sich in dem großen Sammelbecken begegnen, das als Gehirn die Rückenmarksbahnen krönt.

Was wird dort aus ihnen?

Eines ist jedenfalls klar: daß nämlich von den unerhört vielen Einzelgeschehnissen in meinem Leib, die in jedem Augenblick vor sich gehen, kein einziger für sich allein und abgesondert von den andern zum Bewußtsein kommt, obgleich jedes sich einzeln und abgesondert anmeldet. Bei der Handbewegung zum Beispiel müssen eine sehr große Anzahl von Muskeln, Sehnen, Gelenken und Blutgefäßen ihren Zustand verändern. Trotzdem werden Sie niemals in der Lage sein, auf Grund dieser Empfindungen zu sagen, welche Muskeln infolge der Handbeugung aus dem Zustand der Spannung in den der Erschlaffung übergegangen sind und welche die umgekehrte Zustandsänderung durchgemacht haben. Ebensowenig werden Sie empfinden, was sich an den Sehnen und Blutgefäßen geändert hat. Sondern es wird Ihnen — wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit auf den Vorgang richten — immer nur eine allgemeine Bewegung merklich geworden sein. Und wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit nicht darauf richten, werden Sie nicht einmal spüren, daß die Handbewegung vor sich gegangen ist.

Das heißt: die vielen einzelnen Erregungsströme, welche die Handbewegung ins Leben ruft, bilden ein Riesengewebe, in dem sich Faden durch Faden schlingt. Aber so wenig Ihr Auge, wenn es auf einen Rockärmel schaut, die einzelnen Fäden bemerkt, die hineinverwirkt sind, so wenig bemerkt Ihr Bewußtsein die einzelnen Vorgänge in den Organen der Hand. Sondern es nimmt nur von jener Gesamtwirkung Notiz,

in der sich das Kräftespiel aller einzelnen Teile zusammenfaßt zu einer Beugung. Erst in dem Augenblick, wo ich die Hand zu überdehnen versuche und dabei die Spannung einer Sehne weiter treibe, als es gewöhnlich geschieht, überspringt der Reiz, den die Sehne produziert, jene Schwelle, unterhalb welcher er zur Eindruckslosigkeit verurteilt gewesen ist. Wie eine plötzlich zu ungewöhnlicher Höhe emporgetriebene Welle in einem gleichmäßig bewegten Meer hebt er sich heraus aus dem Gesamtgewebe aller einzelnen durch die Handbewegung gestifteten Ströme, und die Sehne tritt damit aus den nichtempfundenen Körperteilen ein ins Bereich der empfundenen; sie wird einerleiartig mit einem Gebilde, von dem ich daran, daß es mich schmerzt, unmittelbar merke, daß es in meinem Körper vorhanden ist, so gewiß wie der kleine Finger da, den ich sehe.

Genau dieselbe Stellung nimmt unser Bewußtsein den übrigen maschinellen Vorgängen gegenüber ein, die sich gleichzeitig mit der Handbewegung und fortwährend in unserm Körper abspielen. Wir wissen aus Beobachtungen... an andern... gut, daß beim Vorgang des Essens im Augenblick, wo ein Stückchen Fleisch nur angeblickt, noch nicht einmal in den Mund gelegt wird, der Magen sich bereits zur Abscheidung jener Verdauungssäfte anschickt, die das Fleisch nachher auflösen werden; wir wissen auch, daß die abgeschiedene Magensaftmenge genau die Zusammensetzung hat, die sich für die Verdauung von Fleisch am besten eignet, und daß die Drüsen einen Magensaft von ganz anderer Beschaffenheit von sich geben, wenn statt des Fleisches ein Stückchen Brot oder Käse vor den Augen erscheint. Wir wissen ... ebenfalls durch Beobachtungen an andern..., ebenso zuversichtlich, daß diese regelmäßige und geordnete Magendrüsentätigkeit selbst wieder bloß Ausdruck und Folge des regelmäßigen Ablaufs und ungestörten Ineinanderwirkens einer Unzahl von Nebenverrichtungen ist, die in Magennerven, Darmblutgefäßen an einem dritten, vierten, x ten Ort unserer Körpermaschine in Form vorbereitender Auf- und Abbauprozesse von Stoff vor sich gehen. Und ist nicht jede dieser nur vorbereitenden Verrichtungen, wie etwa der Transport von Blut zu den Magendrüsen selbst wieder ein Vorgang sehr verwickelter Art? Ist nicht jede dieser Vorverrichtungen selbst wieder getragen von Zustandsänderungen in andern Teilen des Körpers? Liegt nicht jedem Stockwerk ein anderes unter, reicht nicht ein Geschehen einem andern die Hand und beruht nicht jedes Folgende so unabänderlich auf dem genauen Eintritt des Voraufgegangenen, daß das Leben am winzigsten Mißgeschehen zerschellen kann?... Aber obgleich dieselben lebenswichtigen und verantwortlichen Veränderungen auch an jedem von uns in ganz der nämlichen Weise vor sich gehen, sobald ein Fleisch- oder Käsebissen angeblickt oder gerochen wird, so haben wir selbst doch keinen Ein-

druck von ihnen. Wir empfinden nicht, ob die Verdauungsdrüsen in Tätigkeit sind oder ruhen. Ja wir können nicht einmal den Augenblick erleben, wo der Magendrüsenapparat mit seiner Tätigkeit einsetzt. Weder entsteht in unserm Bewußtsein eine Empfindung des Ortes, an dem sich das Verdauungsgeschehen abspielt, noch eine Empfindung der Art des Geschehens.

Ist schon alles dieses ungewöhnlich verwunderlich, so steigt die Verwunderung, wenn wir daran denken, daß sogar Vorgänge, die wegen ihres Ausnahmecharakters physiologisch noch viel einschneidender sind, in unserm Körper stattfinden können, ohne daß wir von ihrem Dasein unmittelbar etwas erfahren: ich meine alle jene Geschehnisse, wo unser Leib eine Störung, die sich eingestellt hat, stillschweigend wieder in Ordnung bringt und wo weder die Störung, noch die Regulation von uns als bestehend empfunden werden. Denken wir beispielsweise, daß unser Körper einem Überfall von Tuberkelbazillen ausgesetzt ist. So können sie an den verschiedensten Orten sich niederlassen, sei's in der Lunge, sei es im Darm oder im Nierengewebe: solange der Herd nur sehr bescheiden bleibt, wird der Befallene irgendwelche Anzeichen ihres Vorhandenseins nicht besitzen. Und ebenso wie sie gekommen sind, können sie wieder verschwinden, weil der Körper inzwischen Abwehrmaßregeln getroffen und ihre Vertilgung durchgeführt hat.

Also Ausgleiche, Regulationen, eigentümliche Tätigkeiten und Umtriebe höchst verwickelter Art, ein unerhörtes Kreisen von Atomen und Elektronen, ein Vergehen ganzer Welten von Kraft und Stoff und ein beständiges Neuentstehen von solchen. Aber alle diese Begebenheiten werden eingeleitet und zu einem guten Ende geführt, ohne daß unser Bewußtsein in der Lage wäre, an ihnen teilzunehmen und ihren Ort zu bestimmen. Alles geschieht wie in unendlicher Ferne, scheinbar abgrundtief von uns getrennt, die Vorgänge können nicht bezogen werden auf meinen Leib und als zu mir gehörig ermittelt werden, obgleich sie doch unmittelbar an meinem Leibe vonstatten gehn und nachweisbar jeder von ihnen Reize erzeugt, die das Gehirn überschwemmen. Selbst nicht, wenn wir uns konzentrieren und uns bemühen, sie einzeln zu empfinden, treten sie in unsere Wahrnehmung ein, sondern wir vernehmen von ihnen höchstens ein allgemeines und zusammengefaßtes Wirken.

Es bleibt somit bei dem, was ich vorhin gesagt: so wenig wie das Auge die einzelnen Fäden in einem Rockärmelgewebe bemerkt, sondern nur das Ganze erschaut, so wenig heben sich aus dem Gesamtwasserfall von Organströmen ... in jedem betrachteten Augenblick des Lebens ... die einzelnen Tropfen und Erregungsrinnsale von dem Bewußtsein ab. Aus diesem Grund kann auch eine anatomisch genaue Anschauung des eigenen Leibes, eine Gewißheit über seinen inneren Bau, aus dem eigenen Empfindungsleben gar nicht entstehen. Niemand weiß aus eigenem Er-

leben, daß er eine Milz besitzt oder eine Bauchspeicheldrüse, oder ein da und da liegendes Nebennierensystem. Niemand könnte allein auf Grund seiner Innenempfindungen den genauen Verlauf, die Grenzen und die Bauart seines Eingeweideschlauches beschreiben. Die Reize, die von diesen Organen ausgehen, werden eben nicht isoliert zum Bewußtsein gebracht. Dagegen setzt sich das Bewußtsein, genau wie das Auge, zum Gesamtgefüge aller Organströme, die in jedem betrachteten Augenblick aus allen Körperregionen ins Gehirnbassin poltern, unmittelbar in Beziehung, und bewertet sie in ihrer Totalität; sagt, wie es von ihnen angemutet wird, sagt, was ihm ihr Rauschen bedeutet.

Das Ergebnis dieser Bewertung ist nun nichts anderes als das Lebensgefühl. Es ist das allgegenwärtige Gefühl des allgegenwärtigen physiologischen Geschehens in meinem Körper, das Gefühl vom Vorhandensein einer beständigen Elektronenbewegung in jener von der Haut umschlossenen Stoffmasse, die meine ist. Es ist das Gefühl, daß da, in diesem Zellengefüge, ein Mechanismus unausgesetzt im Gange ist, daß hier in diesem System von Protoplasmatröpfchen und Strukturteilen, das nach Höhe, Breite und Tiefe formvoll in den Raum hinausgebaut und in sich geschlossen ist, unabläßig etwas gewirkt wird, daß von einem Zustand fortgegangen wird zu einem andern. Das Lebensgefühl ist, kurz gesagt, das Gefühl: ich bin Geschehnis, ich bin Bewegnis, bin es immer und überall. Indem es das ist, ist es zugleich die ursprünglichste und einfachste Art, wie jeder sich selber gegeben erscheint, es gibt keine vertrautere und gewissere Art der Selbstinnewerdung als diese.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Lebensgefühl die Bestrebung hat, aus dem Zustand, in dem es bemerkt wird, jederzeit in etwas anderes, Bestimmteres, Konkreteres umzuschlagen, sobald man sich darauf verlegt, es aus der unvorstellbaren, nur jedem Einzigen zugänglichen Form des Gefühls, in der es gegeben ist, herauszuheben und so aufzustellen, daß man, wenigstens für seine Person, eine Art Anschauung davon bekommen kann. Dieses Bestimmtere und Konkretere, wohinein das Lebensgefühl sich der Reihe nach umsetzt, sind das Körpergefühl, das Daseinsgefühl und das Ichgefühl. Obwohl nämlich das Lebensgefühl die tiefste und gewisseste Art ist, in der ich ein Wissen von meinem Leben besitzen kann, kann ich mich doch bei diesem einzigen und einzigartigen Besitz nicht beruhigen. Als intelligentes Wesen habe ich vielmehr das Bedürfnis, etwas, was in mir zunächst nur da ist, ohne daß ich über die Weise seines Seins mehr aussagen könnte, als eben: es sei in Form eines unvorstellbaren und unlokalisierbaren Gefühls gegeben — als intelligentes Wesen, sage ich, habe ich das Bedürfnis, das Unbestimmte dieser

seiner Unvorstellbarkeit, Unbestimmtheit und Unlokalisierbarkeit um jeden Preis zu entreißen und es mir durch Beziehung auf Anderes, Bestimmteres so anschaulich zu machen, als es irgend geht, weil die Einbildung in mir lebt, daß es mir dann näher, zugeneigter, deutlicher und begreiflicher, überhaupt wesenhafter und wirklicher wäre. Dieser Gewaltforderung meines Hungers nach Anschaubarkeit, diesem zehrenden und unerbittlichen Bedürfnis, Wesenloses zu gestalten, ist auch das Lebensgefühl unterworfen, und so macht es in der Folge einen Prozeß von Verdinglichung und Substanzialisierung durch, den unser Verstand mit allen Mitteln befördert. Durch diesen Verdinglichungsprozeß – das wollen wir nicht übersehen – gewinnt das Unvorstellbare und Unmittelbare nun allerdings, je nach der Umfänglichkeit und Leidenschaft, mit welcher der Prozeß der Verdinglichung betrieben wird, an Vorstellbarkeit und bildlicher Klarheit. Aber das Lebensgefühl wird durch diesen Prozeß gleichzeitig dem entfremdet, was es im Augenblick seines Entstehens gewesen ist. Die neuartigen Zustände, in welche hinein es sich erweitert, werden denn auch, der deutlich gefühlten Unterschiedsnuance des persönlichen Eindrucks entsprechend, in der sie gegeben sind, mit ganz neuen Wörtern benannt. Eines dieser Wörter ist „das Körpergefühl".

Die Art des Zusammenhangs des Körpergefühls mit dem Lebensgefühl ist ziemlich leicht zu ermitteln. Sehe ich nämlich in dem Augenblick, wo jenes innere Gewoge der Organströme, jene Gesamtnachricht vom Vorhandensein einer beständigen Elektronenbewegung mir als dumpfes Rauschen des Lebensgefühles bemerkbar wird, noch obendrein von außen an jenem Körper herab, der die Erregungen erzeugt und umschließt, so rückt das Gefühl, daß ich Geschehnis bin, in einen ganz bestimmten (gesehenen) Körper hinein, einen Körper, der als Gegenstand da ist im Raum. Indem das Lebensgefühl auf diese Weise verknüpft wird mit etwas, was eine hochgradige Anschaulichkeit für mich besitzt, wird es aus der Tiefe der Unanschaulichkeit gleichsam heraufgezogen und angebunden an ein Ding, das etwas Ruhendes, etwas Stetiges, auch für meine Wahrnehmung Wirkliches ist. Dadurch gewinnt es nun allerdings einen Schein von größerer Bestimmtheit, es wird konkreter, gegenstandsartiger, indem der Leib sich sozusagen mit ihm identifiziert. Aber es nimmt doch auch gleichzeitig etwas Erstarrtes an. Aus der Schnellbewegung des Lebens, aus dem Gefühl: ich bin Geschehnis, ist schon ein Verweilendes, ein Verräumlichtes und Festgemachtes, gleichsam ein Petrefakt geworden, etwas, das sich nicht mehr schlagwetterartig von innen nach außen ausdehnt wie eine Explosion, sondern das bereits von außen an sich herunterblickt, eine Form, einen Körper an sich bemerkt und einen Ort im Raum entdeckt, an welchem es „ruht". Das Gefühl des Geschehnisseins ist

damit umgeschlagen in ein Gefühl des Gegenstandseins, aus dem Lebensgefühl ist das Körpergefühl herausgesproßt oder herausmutiert und damit ist etwas entstanden, was dem ursprünglichen Lebensgefühl nur noch in entfernter Weise entspricht.

Erweitere ich die Anschauung über den eigenen Körper hinaus noch mehr auf die äußere Welt, indem ich, außer auf mich, auf Dinge blicke, die um mich sind, so nimmt auch das Lebensgefühl abermals eine Erweiterung vor. Es fließt gleichsam zu den Dingen hin, schmiegt sich an sie an und wird zu jenem Daseinsgefühl, das mir sagt: ich bin da, bin ein Gebilde unter andern ruhenden oder bewegten körperhaften Gebilden im Raum. Wohingegen, wenn ich das Daseinsgefühl rein kraftmäßig (dynamisch) fasse, es wieder zurückschlägt aus der Welt, in der es Beziehung gesucht und gefunden hat, und im Ichgefühl, das nun auftaucht, jene Abart des Lebensgefühls zum Vorschein kommt, in welcher das Bewußtsein allgegenwärtiges Geschehnis und Bewegnis zu sein in ursprünglichster Kraft von neuem auflebt, aber mit der Nebenbedeutung, daß dieses Geschehnis ein einzigartiges sei, unter allen andern Geschehnissen und Dingen, die als daseiend möglich sind in der weiten unermeßlichen Welt.

Wir sehen also, daß eine tiefe Verwandtschaft zwischen Lebensgefühl, Körpergefühl, Daseinsgefühl und Ichgefühl tatsächlich besteht. Je nach dem Grad, in dem das Lebensgefühl sich verdinglicht oder entdinglicht, je nach dem Bezugssystem, das es aufsucht oder verläßt, gehen alle andern durch einen einfachen Verwandlungsprozeß aus ihm hervor.

Auf dem Umweg über die Körperbetrachtung sind wir also doch dazu gekommen, das Wesen und den Inhalt des Lebensgefühls zu ermitteln und zu sagen, wie es zustande kommt. Ja es wurde sogar eine Bestimmungsweise des Ich gefunden, die nicht ganz ohne Wert ist. Denn das Ich, diese geheimnisvolle schillernde Größe, erscheint einfach als der Platzhalter des Lebensgefühls, als derjenige Ort im Raum und derjenige Vorgang in der Zeit, an dem jenes Gefühl von Geschehnis, jenes Gefühl von Bewegnis, stattfindet.

Damit ist auch der Weg zum Verständnis des Erlebnisvorganges freigemacht.

Lassen Sie mich, um möglichst rasch zu Ende zu kommen, wieder eine einfache Frage stellen: ist es Ihnen noch nie geschehen, daß Sie, mit andern um einen Tisch herumsitzend, zufällig einmal dahinunter schauten, und daß Sie, die vielen Füße bemerkend, die da unten nebeneinander zu sehen waren, im ersten Augenblick gar nicht wußten, welcher von den vielen Füßen der Ihrige ist? Sogar im Traum kann einem das einmal passieren. Woran erkannten Sie nun mit Sicherheit, welcher Fuß un-

fehlbar zu Ihnen gehörte? Damen kommen vielleicht auf den Einfall, zu sagen: Ich wußte, daß ich grünseidene Strümpfe trug oder die Lackschuhe mit der Türkenschnalle, und an den grünen Strümpfen oder der besonderen Schnallenform bemerkte ich sofort, welcher Fuß der meinige war. Ebenso möchten von den Herren einige vielleicht auf das besondere Hosenmuster abstellen, das ihnen vertraut war. Aber diese Zeichen sind nicht untrüglich. Es könnte von den Nachbarn einer ja dieselben Hosen oder dieselben grünen Strümpfe und Schnallenschuhe getragen haben.

Es mußte also ein zuverlässigeres Erkennungszeichen da sein. Offenbar gibt es ein solches. Wenn Sie zum Beispiel den Vorsatz faßten, Ihren Fuß zurückzuziehen, so begannen Sie in dem Augenblick, wo die Bewegung einsetzte, Ihren Fuß zu fühlen und nun wußten Sie sofort, welcher von den vielen gesehenen Füßen ganz unbestreitbar der Ihrige war.

Zur Gesichtswahrnehmung eines Gegenstandes, der da mit vielen anderen Gegenständen von Ihrem Auge unter dem Tisch vorgefunden war, war also noch etwas hinzugekommen, was die Identifizierung dieses Gegenstandes ermöglicht hatte, nämlich die Empfindung einer Bewegung, — sagen wir einer Bewegung im Fußgelenk.

Mit dieser Bewegungsempfindung aber hat es etwas ganz Besonderes auf sich: Sie empfinden sie als eine Bewegung an Ihrem Leib. Das heißt: die Bewegung im Fußgelenk war nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß Knochen, Muskeln, Sehnen und Blutgefäße ihre gegenseitige Lage veränderten; diese Merkmale hat der Bewegungsvorgang offenbar auch für einen Beschauer, also für einen Physiologen, der die Mechanik der Fußbewegung untersucht. Diese Merkmale sind Merkmale für jedermann. Sondern zu einer Bewegung an Ihrem eigenen Leib konnte jene Beugung des Fußes erst durch den Hinzutritt eines neuen Merkmals werden, von dessen Vorhandensein der Physiologe nichts weiß und nichts durch seine Meßapparate erfährt und das er daher in die Beschreibung des Bewegungsvorganges auch nicht aufnimmt, obgleich es ihn erst vollständig macht. Dieses neue, aber entscheidende, vom Physiologen weggestrichene Merkmal ist darin gegeben, daß die Veränderung im Fußgelenk gleichzeitig da ist mit jenem Gesamtgefüge von Organströmen, die in jedem betrachteten Augenblick aus allen Ihren Körperregionen ins Gehirnbassin schießen und im Bewußtsein erscheinen als Lebensgefühl. Die Fußbeugung war also kein beliebiger maschineller Vorgang, sondern ein ganz bestimmter: sie war ein Vorgang, der verwoben war mit einem Lebensgefühl, mit Ihrem Lebensgefühl, das heißt mit dem allgegenwärtigen Gefühl des allgegenwärtigen physiologischen Geschehens an Ihrem Körper. Dadurch wurde die Fußbewegung zu einer Bewegung an Ihrem Leibe gemacht. Dadurch erhielt sie Bestimmtheit und Eindeutigkeit, Be-

zogenheit auf etwas Bekanntes. Aus einem Fuß wurde, kurz gesagt, durch Einführung oder Einpflanzung des Bewegungsvorganges ins Lebensgefühl mein Fuß, Ihr Fuß.

Dasselbe geht vor, wenn man Zahnschmerzen oder Bauchschmerzen hat oder Frühlingsgefühle empfindet. Es ist dann zunächst nichts als ein aus der Alltagslinie fallendes chemisches Geschehen im Körper da. Im Zahn sitzt ein Fäulnisherd, was natürlich ein anderes Stoffwechselgeschehen an den Nervenendstellen zur Folge hat, als wenn der Zahn gesund und ruhig wäre; weiterhin ist ein verändertes Reizgeschehen in den Ganglienzellen jenes Gehirngebietes da, in welchem der Zahnnerv endigt. Mechanistische Biologen sagen nun, dieses anormale molekulare Geschehen, das im Bezirk gewisser Gehirnganglienzellen vorhanden ist, „bilde sich" im Bewußtsein „als Zahnschmerz ab". Es ist aber die reine Hirnverbranntheit, so etwas zu behaupten. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß die chemisch physikalischen Vorgänge im Zahn und im zugehörigen Hirngebiet in der Form gegeben sind, in welcher sie ein beobachtender Physiologe zu beschreiben pflegt, nämlich als Geschehnisse in einem Körper, welche die zwischen Zahn und Gehirn liegende Nervenstrecke betreffen, und außerdem nichts betreffen. Der Organismus, von dem in dieser Weise gesprochen wird, ist eine reine Erfindung der Physiologen, er existiert gar nicht in Wirklichkeit, und die Vorgänge im Zahn und im Gehirngebiet sind in der Form, in der sie der Physiologe als wirklich annimmt, ebenfalls die reine Erfindung. Sondern wenn jene Vorgänge im Zahn überhaupt gegeben sind, sind sie stets in bestimmter, eindeutiger und einmaliger Weise gegeben. Sie sind nämlich so gegeben, daß sie stets gleichzeitig mit dem Vorhandensein bestimmter physiologischer Zustände in allen übrigen Organen des Leibes gegeben sind, von welchem der Zahn ein Glied ist. Die Ereignisse im Zahn, heißt das, sind, wenn sie überhaupt vorkommen, stets in Verknüpfung mit physiologischen Ereignissen in allen anderen Organen des Körpers vorhanden; sie sind gleichzeitig da mit jenem allgegenwärtigen physiologischen Geschehen, das in seiner Gesamtheit vom Bewußtsein als Lebensgefühl aufgefaßt wird. In dieses Lebensgefühl wird das physiologische Zahngeschehen hineingesenkt wie ein Pfropfreis in einen Baumast, zu ihm wird es in Beziehung gebracht; dadurch wird es aus seiner Vereinzelung befreit, wird angeschlossen an den ganzen übrigen Körper, wird zu einer Angelegenheit des ganzen Geschöpfes, der ganzen Lebensmasse gemacht. Jetzt erst ist es da, jetzt erst ist es aus einer chemischen eine biologische Erscheinung, Erscheinung für ein Leben geworden. Jetzt erst kann entschieden werden, was das Geschehen im faulen Zahn bedeutet im Verhältnis zum Geschehen im gesunden Zahn, das vorher gewesen war. Jetzt erst können durch Mobilisation der weißen

Blutkörperchen in entfernten Gebieten des Zellenstaates Gegenmaßregeln gegen das anormale Geschehen ergriffen werden. Jetzt erst ist der Zahn — mit einem Wort — zum Erlebnis für uns geworden, und dieses besondere Erlebnis heißt Schmerz. In anderen Fällen heißt es Bauchweh, Frühlingsgefühle.

Das aus den Organen des eigenen Körpers zusammenfließende Lebensgefühl bildet nun aber offenbar auch den Untergrund, auf dem die Außenwelt anwächst, und damit kommen wir zu etwas Neuem. Hier ist eine Blume, sie ist blau. Das heißt: Strahlen von bestimmter Wellenlänge gehen von ihr aus, treffen mein Auge, und in gewissen Hirnganglien entsteht davon ein Elektronenwirbel. Wer sagt nun blau? Der Mechanist antwortet: "Das Bewußtsein" sagt blau; es „bildet" den Elektronenwirbel der Gehirnganglien „ab", und die Sprache nennt dieses Bild blau.

Das ist abermals fehlgeschossen. Sondern die ganze Lebensmasse sagt blau, meine kleine Zehe ist an der Aussage „blau" genau so beteiligt wie mein Bewußtsein, meine Haut, mein Muskelapparat und meine Bauchspeicheldrüsen. Milder ausgedrückt: der molekular-physiologische Vorgang hier in meinem Sehapparat wird im Gehirn in Beziehung gebracht zu allen übrigen molekularen physiologischen Vorgängen in meinem Körper, die gleichzeitig sind; er wird eingepflanzt ins Lebensgefühl, wird dadurch angeknüpft an Mich als körperliches und seelisches, konkretes Ganzes, und zu dem, was der Lichtstrahl mir, wie ich in diesem Augenblick beschaffen bin, bedeutet, mir in meiner Totalität: zu der Art, wie er mich betrifft, zu dem sage ich blau. Daß wirklich der ganze Körper an dieser Antwort beteiligt ist, daß alle physiologischen Vorgänge in der Bewertung als widertönender Boden mitsprechen, merken Sie am besten daran, daß ein und derselbe Außenreiz von dem gleichen Individuum zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden bewertet wird. Die Wissenschaft vom kranken Menschen liefert entsprechende Erfahrungen haufenweise. Augenblicklich mag nur daran erinnert werden, daß bei vielen Frauen während der Monatsblutung und noch regelmäßiger während der Schwangerschaft der Geschmackssinn oft die merkwürdigsten Veränderungen erfährt, obgleich weder an der Beschaffenheit der Geschmacksorgane, noch an der Beschaffenheit der zugeordneten Gehirnzentren sich Veränderungen des Baues vollzogen haben, und daß diese Alterationen des Geschmacks sich keineswegs allein nur darin äußern, daß Verabscheutes heftig begehrt oder eine bekannte, vorher leidenschaftlich gern genommene Speise nun mit Gefühlen größten Ekels abgelehnt wird. Vielmehr wird das Geschmacksvermögen selbst in Mitleidenschaft gezogen, sei es, daß die Empfindlichkeit für Geschmäcke erhöht und die Skala der stiftenden Reize erweitert, sei es daß sie eingeschränkt und abgestumpft wird . . . Die Keimdrüsengeschehnisse mischen sich also entscheidend in jene Vorgänge ein, die entstehen, wenn eine Speise

die Geschmacksorgane des Zungenrückens berührt. Sie bewirken nämlich ein verändertes Lebensgefühl, besorgen dem Individuum, das jene Keimdrüsenzustände erleidet, eine andere „Stimmung," und auf dem Boden dieser veränderten Lebensstimmung muten gewisse Speisen anders als früher an. Dieselbe Erscheinung ist an Tieren beobachtet worden. Sie werden in der Zeit der Brunst oder der Trächtigkeit Feinschmecker und Leckermäuler, ebenso ändern Krankheit und Alter die Beziehungen, die in Geschmacksangelegenheiten zur Umwelt bestehen.

Aber wenn nun der Strom der Sinneseindrücke, welche die Außenwelt ununterbrochen stiftet, versiegt? Wenn wir von allem, was als Licht, Farbe, Schall, Geruch, Geschmack, Wärme- und Tastempfindung, Berührungsempfindung usw. unausgesetzt auf uns wirkt, abgeschnitten sind und zwar vollkommen abgeschnitten, weil alle diese Sinnesorgane für immer getötet sind, während der übrige Körper lebt und Herz, Lunge, Nieren, Darm, Gehirn usw. ihre gewöhnlichen Leistungen in normaler und geordneter Weise erfüllen? Was wird dann aus dem Lebensgefühl, dem Daseinsgefühl, dem Körpergefühl, dem Ichgefühl, dem Gefühl: ich bin Geschehnis, ich bin Bewegnis?

Man wird einwerfen, daß es einen derartigen Fall praktisch nicht gäbe und daß die Frage deswegen müßig sei. Das ist ein Irrtum. Es haben wiederholt Menschen gelebt, die in dieser furchtbaren, ja in noch schlimmerer Lage gewesen sind, weil — außer den äußeren Sinnestätigkeiten — auch die inneren Sinnes teilweise versagten. Am berühmtesten ist der Fall eines Arbeiters, über den der Kliniker Strümpell von 1877 an mehrere Arbeiten veröffentlicht hat. Eine schwere Krankheit hatte für diesen bedauernswerten Menschen damit abgeschlossen, daß nahezu alle seine Sinne gestorben waren. Die Empfindlichkeit der Haut für Kälte, Wärme, Berührung und Schmerz war am ganzen Körper geschwunden, auch alle Schleimhäute waren empfindungslos. Er besaß weder Geruch, noch Geschmack, merkte nicht, wenn ihm ein Bissen in den Mund gelegt wurde, es bestanden weder ein Gefühl für Hunger, noch ein solches für Durst, weder Stuhldrang, noch Harndrang, selbst nach sechsunddreißigstündigem Fasten war kein Verlangen nach fester oder flüssiger Nahrung vorhanden. Außerdem waren die Muskel-, Gelenk- und Anstrengungsempfindungen aufgehoben, ein Arm, ausgestreckt, sank nach einer gewissen Zeit, physiologisch vollkommen erschöpft, auf die Bettdecke herunter, aber der Patient spürte weder das Heben, noch das Ausstrecken, noch den Fall, noch etwas von Ermüdung. Nur auf einem Ohr hörte er noch und auf einem Auge sah er, und dank dieser Umstände war ein guter Verkehr mit ihm möglich, denn sein Gehirn war gesund und die Sprache erhalten. Was aber, glauben Sie wohl, ereignete sich, wenn man ihn durch Verstopfen des hörenden Ohres und Verbinden des sehenden Auges vollends von der

Außenwelt abschnitt? Ja, dann gab es für ihn keine Möglichkeit mehr, sich wachzuhalten. Er versank, mitten im Wachen, nach wenigen Minuten in Schlaf, aus dem er von anderen — man beachte das — nur durch einen Ruf in sein hörendes Ohr oder durch Belichtung seines sehenden Auges wieder geweckt werden konnte.

Man hat hieraus den Schluß gezogen (und dies als das bemerkenswerteste Ergebnis der klinischen Beobachtungen hingestellt), daß der „wache Zustand des Gehirns ohne die von außen kommenden Erregungen, die die Sinnesorgane aufnehmen, nicht zu erhalten ist." So lese ich in einer Abhandlung Pütters (1914), aber auch andere Physiologen äußern sich so. Es gäbe also ohne Tätigkeit der äußeren Sinnesorgane kein Lebensgefühl und kein Daseinsgefühl, kein Körpergefühl und kein Ichgefühl. Meinem Dafürhalten nach — und ich sehe zu meiner Freude nachträglich, daß auch der Budapester Physiologe Julius Pikler in seinem kürzlich erschienenen großen Werke „Sinnesphysiologische Untersuchungen" (Leipzig 1917) dieser Meinung ist — liegt aber das Schwergewicht der Tatsachen in einer andern Beobachtung Strümpells. Er bemerkte nämlich, daß der Kranke auch selbsttätig wieder aus dem Schlaf erwachen konnte, in den er durch Verstopfen der Sinnestore versenkt worden war. Dem Einschlafen konnte er nicht widerstehen, hingegen wachte er, wenn er sich selbst überlassen blieb, nach mehrstündigem Schlaf — ich zitiere Strümpell — „von selbst wieder auf, sei es durch innere Reize, sei es bei der zunehmenden Erregbarkeit seines Gehirns durch geringe, nicht zu vermeidende äußere Reize, welche seine noch funktionierenden Sinne trafen." Wenn Pikler hieraus den Schluß zieht, daß es einen inneren Trieb, eine „Begierde nach Wachsein" gäbe in demselben Sinn, wie es eine Begierde nach Speise und Trank und nach geschlechtlichem Verkehr gibt; daß eine vom Vorhandensein äußerer wirksamer Umstände unabhängige Aktivität in uns ist, welche „auf Wachsein zielt," so drückt er mit anderen Worten ungefähr dasselbe aus wie ich, wenn ich sage, daß die Existenz und Möglichkeit des Lebensgefühls nicht an die Gegenwart äußerer Sinnesbeziehungen gebunden ist und daß in dieser Tatsache der bemerkenswerteste und wichtigste Ertrag der klinischen Erfahrungen an diesem und ähnlichen, von Raymond und Laforgue beschriebenen Kranken liege. Mögen alle äußeren Sinne erloschen sein, weil ihre Endapparate oder ihre gehirnaufwärts führenden Nervenbahnen zerstört sind; mögen die Außenweltlichkeiten für das Geschöpf daher in keiner Form mehr existieren; mag obendrein sogar ein großer Teil der inneren Organe des Körpers infolge eines schrecklichen Schicksals, das ihre Sinnesapparate getroffen hat, jeder beziehungsreichen Verbindung mit dem Gehirn dauernd entbehren, so daß kein Reiz von ihnen her zum Gehirn gelangt: sobald nur das Gehirn

selbst unbeschädigt ist und wenigstens ein Teil der lebendigen Glieder des Leibes noch die Möglichkeit hat, von den molekularphysiologischen Zuständen, die in ihnen durchlaufen werden, dem Gehirn fortwährend Kunde zu geben; sobald dies der Fall ist, kommt es notwendigerweise und rein aus dem innersten physiologischen Leben des Organismus heraus im Gehirn (als dem Sammelbecken der Organströme) zeitweilig zu gewissen Stauungen von Erregungsenergie, welche dem Bewußtsein zusetzen und in ihrer Gesamtheit das Lebensgefühl und damit auch die Wachheit erzeugen. Hingegen wird vom Zustandekommen eines Körpergefühls, eines Daseinsgefühls und eines Ichgefühls (bei gänzlicher Abgestorbenheit der äußeren Sinneswerkzeuge) nicht mehr die Rede sein können, weil Dasein, Körper und Ich als erlebbare Wirklichkeiten nur möglich sind in der Beziehung des Lebens zu einem Raum, von dem es sich unterschieden fühlt und in dem es sich als verschieden von andern Gebilden empfindet. So unterstützt auch die Lehre vom kranken Menschen die Anschauung vom Zustandekommen des Lebensgefühls, die hier entwickelt wurde.

Sie sehen also, daß sich mit dem anscheinend so nebelhaften Wort „Erlebnis" doch ein ganz bestimmter naturwissenschaftlicher Sinn und ganz bestimmte körperhafte Vorgänge verbinden lassen, die bis zu einem gewissen Grade wissenschaftlich beschreibbar sind. Erlebtwerden heißt einfach in Beziehung gebracht werden zum Lebensgefühl und dadurch hereingezogen werden in das, was einem Teilnehmenden einer Totalität, einer abgeschlossenen Einheit und für sich seienden Welt, einer Person, einem Individuum angehört. Erlebtwerden heißt aufgenommen werden in einem Lebenszusammenhang, der in dieser besonderen Form nur ein einziges Mal im ganzen Universum vorhanden ist; es heißt aufgenommen werden in *meinen* Lebenszusammenhang, und zwar nicht nur in den physiologischen Geschehniszusammenhang meines Körpers, sondern auch in den psychologischen meines Bewußtseins. Denn das Lebensgefühl ist ja eine Größe, in der die Tätigkeit des Bewußtseins schon enthalten ist. Erleben: das ist, wie wenn ein Schoß sich öffnet, in den ein Same hineingelegt wird. Wie die Frucht, die sich im Schoß aus dem Samen entwickelt, nichts anderes ist als der Ausdruck der Weise, wie die Aufnahme des Samens im Schoße erfolgt ist, so ist auch das subjektive Erlebnis Ausdruck der Weise des Empfangs, die jenem hineingelegten (physiologischen) Reizgeschehen in der Tiefe des Lebensgefühls bereitet wurde. Es ist also durchaus ein *Produktionsvorgang*, ein *Schöpfungsakt*, der im Erlebnisprozeß sich vollzieht. Der physiologische Reiz wird vernichtet, wie der Same, und an seiner Stelle tritt etwas Neues auf: das Erlebnis, das einer hat.

Vom Geist der Ferne und der Äcker

von Friedrich Stieve

Wer das Wesen eines Volkes begreifen will, darf nicht versuchen, es nach alter Weise mosaikartig aus einzelnen Eigenschaften zusammenzusetzen. Die realistische Anschauungsart, die sich an die Äußerungen geistiger Subjekte hält und aus ihnen die Darstellung eines Innerlichen aufbauen will, vermag niemals zum Kerne lebendiger Erscheinungen vorzudringen.

Um begreiflich zu machen, was gemeint ist, sei an die Charakterisierungskunst früherer Historiker erinnert. Wenn sie eine führende Gestalt der Weltgeschichte lebendig machen wollten, gingen sie etwa wie ein Porträtmaler zu Werke, der Farbfleck neben Farbfleck setzt. Sie reihten einzelne Züge aneinander und glaubten, durch Addition käme das Seelische zustande. Man braucht, um dies bestätigt zu finden, nur seinen Treitschke oder Mommsen aufzuschlagen und dort die Schilderung eines bedeutenden Mannes nachzulesen. Das Eigenschaftswort spielt die beherrschende Rolle. Verschiedene als besonders kennzeichnend empfundene Anekdoten und Äußerungen des Beschriebenen werden angeführt, Äußerungen, die man für wesenhaft hält, werden zueinander gefügt und so ein buntes Ganzes entworfen, das dann noch vor einen zeitlichen Hintergrund gestellt wird, um es besonders anschaulich zu machen. Dabei entstehen oft Gemälde von großer Lebendigkeit, die wir deutlich vor uns sehen und auch bis zu einem gewissen Grade empfindungsgemäß erfassen können. Aber ich habe vor diesen blendenden Gemälden immer das deutliche Gefühl gehabt: wenn ich doch nur das flimmernde äußere Gewebe zerreißen könnte, um in den Mittelpunkt vorzudringen, dem letzten Endes alle Farbenspiele und Lichtausstrahlungen entspringen. Oder ohne Bild gesprochen: wo ist der innere Impuls der Erscheinungsformen und Äußerungen des geschilderten Wesens? Wo ist das Eigenste aller Eigenschaften? Wo ist der zeitlose Grund aller zeitlich eingestellten Wirkungen?

Diese frühere, wenn ich so sagen darf, malerische Charakterisierungskunst in der Geschichte (wie übrigens auch in der schönen Literatur) ist in jüngster Zeit hier und dort durch eine andere Art der Betrachtung abgelöst worden, die zweifellos einen Fortschritt bedeutet. Man ging nämlich daran, wenn man versuchte, uns die Eigenart eines Menschen näher zu bringen, ihn nicht zu beschreiben, sondern ihn handelnd darzustellen. Das Adjektivum, wie der Lateiner so wunderbar anschaulich das Eigenschaftswort nennt, wurde durch das Verbum ersetzt. Die Dichter sind hier, wie so oft, vorausgegangen. Meister des modernen Romans ver-

zichten darauf, ihre Gestalten mit einer Beschreibung der Charaktere nach alter Methode einzuführen; sie beschreiben wenig und urteilen überhaupt nicht. Diese neue Technik der Charakterisierung verrät zugleich eine neue Erkenntnis. Sie geht von der Tatsache aus, daß sich das Bild eines Menschen nicht in Eigenschaften festhalten läßt, nicht im (scheinbar) Ruhenden und Dauernden, sondern daß die Bewegung, die unmittelbarste und unabgeleitetste Kundgebung des seelischen „Dinges an sich", für alles Lebendige entscheidend ist und darum tiefere Schlüsse auf das Bewegte, eben das Lebendige, gestattet. Fast ist man versucht zu sagen: man ist von der Photographie der Alten zum Film übergegangen. Jedenfalls ist das Starre, rein Bildhafte der historischen Charakterschilderung überwunden. Mehr soll der Vergleich nicht ausdrücken.

Tiefer gefaßt spiegelt die junge Betrachtungsweise die Einsicht, daß sich das Wesen eines Menschen nur aus seinem Leben erkennen läßt. Auf dem Gebiete der historischen Darstellung würde das heißen: wenn ich erkenntnismäßig die Eigenart eines großen Mannes der Vergangenheit erfassen will, so entdecke ich die geheimen, alles bestimmenden Gesetze seiner Wesensart nicht in bestimmten Eigenschaften, die bei dieser und jener Gelegenheit hervortraten, nicht auch im Entwicklungsgang, der von der Zeit so ungeheuer bestimmt ist, sondern in dem großen, immer wiederkehrenden Grundtakt seines Lebens, in dem Rhythmus seiner Handlungen. So kommen wir über das bloß Empirische hinaus; das Zufällige und Sinnlich-Zeitliche wird ausgeschieden oder als bloßer Rahmen gezeichnet und wir verstehen aus Richtung und Rhythmus der Handlungen das Grundelement eines Menschen, das seinen geschichtlichen Werdegang bestimmt.

Was von der Erkenntnis des Einzelnen gilt, gilt auch von der ganzer Völker. Damit nähere ich mich meinem eigentlichen Thema. Vom deutschen Wesen ist in den letzten Jahren, da der Krieg eine Art Überwucherung der Selbstbetrachtung ganz notwendig gemacht hat, ungeheuer fleißig geredet und geschrieben worden. Von Hymnen der Selbstverherrlichung bis zu Strafpredigten der Selbstanklage sind auf diesem Gebiete alle möglichen Abstufungen durchgemacht worden, und dabei hat überall der Kult der Einzeleigenschaften wieder seine besonderen Orgien gefeiert. Was dabei an wirklicher Einsicht in unser Ich erreicht wurde, scheint nicht sonderlich viel; und es handelte sich ja auch eigentlich nicht so sehr um Einsicht, als um die Ausflüsse einer durch den Krieg geschaffenen Stimmung, der es natürlicherweise weniger um Erkenntnis als um Selbsterhaltung zu tun war. Wir gleichen einem Menschen, der in äußerster Gefahr sich plötzlich all seiner Kräfte und Schwächen besinnt,

um sich besser verteidigen zu können. Es ist lehrreich, ein paar Beispiele herauszugreifen, sie sollen zeigen, wie sehr man sich bei der ganzen Diskussion an der Oberfläche hielt. Ich wähle zwei Urteile, ein lobendes und ein tadelndes, die Gemeingut aller geworden zu sein scheinen.

„Wir Deutsche sind das Volk der Organisation.“ Das ist die eine billige Behauptung, die Hinz und Kunz bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit im In- und Ausland mit der Sicherheit einer Diagnose über uns aufstellt. Organisation – schon das Wort zerbricht mir, wenn ich es gebrauchen muß, beinahe jedesmal die Zunge –, das soll also das Hauptmerkmal unserer Eigenart sein. Organisation, dieses Prokrustesbett jedes Einzelwillens, ist eine Schöpfung, die so recht unseren innersten Fähigkeiten entsprungen sein soll. Und das sagt man von einem Volk, das in Kunst und Leben, in Phantasie und Tat immer die von anderen streng beobachteten Grenzen und Formen triebhaft und ganz aus sich heraus übersprungen hat. Von einem Volke, das sich von allen übrigen gerade dadurch unterschied, daß es „der Regeln Zwang spottete“. Ich rufe die altgermanischen Herzöge und Grafen zu Zeugen auf, die, um ihre Freiheit zu dokumentieren, zu gemeinsamen Tagen absichtlich möglichst zu spät kamen. Ich erinnere an die deutschen Stämme, die Sachsen und Thüringer und Bayern, die Jahrhunderte hindurch auseinanderstrebten und sich befehdeten, bis das Reich in Zerfall geriet. Ich gemahne an die deutsche Baukunst aller Zeiten, die gerade darin ihr Besonderes aufweist, daß sie überall die strengen Linien des Stiles durch Extravaganzen unterbrach und mit phantasievollen Zutaten umgab. Und diese selbe Nation, die in der Schar der anderen so recht die ungebundene, überströmende, ordnungswidrige ist, sie soll auf einmal wider ihren Geist die Organisation als ihr Ureigentum geschaffen haben? Eine plattere Unwahrheit ist niemals auf aller Welt hausieren gegangen. Begreift man denn nicht, daß dieser gewaltige Apparat, in den wir uns jetzt alle hineinpressen lassen, uns von außen aufgezwungen ist, daß er nur eine, wenn auch noch so imponierende Form der Notwehr bedeutet und keine selbstgewollte Wesensäußerung von innen heraus? Fühlt denn nicht jeder, wie er aufatmen wird, wenn diese stählerne Kuppel der Organisation einmal wieder von ihm genommen wird und er seine Glieder wieder frei in der Sonne strecken darf, ganz gleich, ob sie für das Prokrustesbett, Organisation, zu groß oder zu klein sind? Und trotzdem klingt es die Straßen hinauf und hinab, gleich jenen Gassenhauern, die auf jedermanns Lippen leben: Wir Deutschen sind das Volk der Organisation.

Ein zweites Beispiel. „Der Deutsche ist in alles Fremde verliebt.“ Er hat also keine Selbstachtung und bewundert kritiklos, was vom Ausland kommt. Dieser Vorwurf hallt uns schon seit Jahrhunderten entgegen.

So sagte zum Beispiel Georg Christoph Lichtenberg im Jahre 1800: „Keine Nation fühlt es so sehr als die deutsche, den Wert von anderen Nationen, und wird leider! von den meisten wenig geachtet, eben wegen dieser Biegsamkeit. Mich dünkt, die anderen Nationen haben recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu sein!" Warum das so ist, und wie tief diese sogenannte „Schwäche" in unserem Wesen begründet ist und unzertrennlich zu ihm gehört, darum haben sich nur wenige bekümmert. Ich werde im Laufe meiner Untersuchung diese Frage gelegentlich wieder streifen und möchte jetzt nur, um zu beweisen, wie sehr man sich mit seinem ärgerlichen oder entrüsteten Tadel an der Oberfläche bewegt, folgendes Wort von Wilhelm von Humboldt zitieren, das allerdings die Ursachenfrage auch nicht stellt, aber doch gerade durch seinen Widerspruch zu der landläufigen Ansicht zeigt, wie wenig sie in der großen Zeit unserer Geistesgeschichte Geltung besaß: „Der Deutsche, tadelt man gemeinhin, ahmt, mit Verleugnung seiner inneren Originalität, anderen Nationen zu sklavisch nach und gibt ihnen selbst, indem er den Kampf mutwillig auf ein ihm fremdes Gebiet versetzt, einen leichten Sieg in die Hände. Für den gegenwärtigen Augenblick ist nichts gegen diesen Vorwurf zu sagen... Aber bei einem weiter aussehenden Blick zeigt sich diese Nachahmung als eine vorübergehende Erscheinung und als ein Extrem einer sonst Bewunderung und Nacheiferung verdienenden Eigenschaft, und erscheint vielmehr, da sie nicht aus Mangel an Kraft, sondern nur aus Mangel an einer entschiedenen Naturbestimmung entsteht, welcher der Beurteilung des Verstandes und der Stärke des Willens ein wohltätiges Übergewicht erlaubt, als ein edles Streben nach idealischer Vielseitigkeit."

Doch genug des Streitens um die Einzelzüge. Es wird niemals mehr als ein Streicheln oder Reiben der Oberfläche sein. Allein der Anblick des Lebens unserer Nation, wie es sich die Jahrhunderte hindurch abgespielt hat, ist imstande, uns tiefere Aufschlüsse zu geben. Uns ist es dabei nicht um Feststellung von Entwicklungen zu tun, nicht um Wandlungen und Wandelbares, sondern um das Bleibende, um das, was unberührt durch den Zug der Jahrhunderte, seine Gesetze nur aus sich selbst empfängt. Was ich suche, sind im wechselnden Gewande der Zeiten die ewigen Atemzüge unseres deutschen Seins.

In dem Augenblicke, da unsere Urväter, die Germanen, in das Licht der Geschichte hinaustreten, überschreiten sie die Grenzen des eigenen Landes. Zimbern und Teutonen rennen gegen die geübten Heere der Römer an und zerreiben sich nach wütenden Kämpfen wie tosende Wellen an deren fester Mauer. Aber mit ihrem Ansturm beginnt ein neues Zeit-

alter. Die alte Welt wird allmählich nach jahrhundertelangem schmerzvollem Zersetzungsprozeß von einer jugendlichen durchdrungen. Sie wehrt sich dagegen mit dem reifen Feldherrngenie eines Cäsar und dem sichtbaren Wall des Limes romanus — doch auf die Dauer vergebens. Germanien leert den Riesenpokal seiner dunklen Gaue in die Kulturländer um das Mittelmeer aus. Die Epoche der Völkerwanderung, eine der größten Umwälzungen in der Weltgeschichte, offenbart zum erstenmal einfach und derb, aber zugleich gewaltig und erschütternd das deutsche Wesen.

Nicht die Sitten der blonden Krieger, die so vielfach Nomaden und Hirten überall gemeinsam sind, nicht die Schilderungen ihrer geistig weit überlegenen Feinde, aus denen die Sehnsucht der Überkultur nach Natur und Vereinfachung spricht, nicht sie sind das Entscheidende und weisen uns den Weg zum Kern. Wohl aber das hinreißende Bild jener die Ferne suchenden Stämme, die über Rhein und Alpen nach Gallien, Spanien, Nordafrika und Italien fluten, sich auf fremder Erde ansiedeln und schließlich auf fremder Erde untergehen. Während die Urbevölkerung Galliens daheim verweilt und früh zu einer konsequenten Ansässigkeit gedeiht, sind die Germanen ins Unbekannte hinausgetrieben, Äcker begehrend, die es in der kargen Heimat nicht mehr für sie gibt. Das Wichtige vom Standpunkte unserer Untersuchung aus ist auch nicht, daß aus der verspritzten Frische der blonden „Barbaren" ein verjüngtes Europa ersteht — gerade das Europa, das hernach in zweitausendjähriger Entwicklung zur heutigen Kulturwelt geworden ist —, diese Tatsache ist viel eher eine Angelegenheit der Menschheit und keine eigentlich deutsche. Nein, es kommt auf den Inhalt an, den der gesamte Vorgang für unsere Vorahnen selber hatte. Was bedeutet diese Völkerwanderung für die Wandernden, wie stellen sie selbst sich in dem großen Erlebnis dar?

Ich habe soeben die Worte „Äcker begehrend" und „Ferne suchend" gebraucht und damit das Geheimnis flüchtig gestreift. Man könnte auch zwei andere Worte statt dessen einsetzen: nämlich Heimat und Welt. Diese Flut von Stämmen quillt hinein ins Ungewisse, um die Sicherheit eines fernen Hafens zu erlangen. Sie zersprengt und überspringt ihre Grenzen und Wälle, um irgendwo im Niegekannten ein festumrissenes neues Bett zu finden. Das Volk der Germanen stürmt die Welt, um Heimat zu erlangen. Der ungestüme Drang nach dem einen fließt mit der Sehnsucht nach dem anderen zusammen. Welt und Heimat werden seinem Herzen eins. Aber das Überströmende, kindlich Schrankenbefreite seines Wesens, das große Heimweh nach dem All, dem Ganzen, wird zum erstenmal tragisches Geschick. Die Vandalen, Ostgoten, Langobarden und alle die übrigen, die sich selbst an die Fremde verschwendet haben,

gehen langsam an ihr zugrunde. Aus den Eroberern werden Opfer, aus den Stürmern wird eine blutige Saat für andere. Und als Geistesfrucht dieses Zeitalters des Sichverlierens an die Welt reift irgendwo im hohen Norden der erschütternde Glaube an Gott Odin, der ein Auge für die Wahrheit opfert. Das ist deutsch.

Gehen wir weiter. Auf die Periode der Flut folgt die der Ebbe. Ruckweise und zögernd vollzieht sie sich durch die nächsten Jahrhunderte hindurch. Erst versucht der Stamm der Franken, seinen Wurzeln nah, ein mitteleuropäisches Reich zu gründen, das in Karl dem Großen seinen gewaltigen Vollstrecker erlebt. Aber es zerfällt am eigenen inneren Zwiespalt zwischen Galliern und Germanen, und die Germanen weichen langsam auf sich selbst und das ursprüngliche Deutschland zurück. Doch aus dem früheren Abenteuer nehmen sie eine Idee mit nach Hause, die sie abermals der Fremde abgerungen haben und die zugleich so recht ihrem innersten Sein entspricht: die Idee des Kaisers, des Weltbeherrschers und Weltüberwinders. Sie wird der Leitstern der kommenden Zeit.

Wenn wir diese Idee auf ihren Gehalt hin untersuchen, so werden wir in ihr abermals einen Spiegel unseres Wesens erkennen. Der deutsche Kaisergedanke ist nicht einfach Weltmachtswille im Sinne des römischen oder englischen Imperialismus. Er trägt einen religiösen Glanz. Sein Ziel ist nicht Herrschaft schlechtweg, sondern in ihm schwingen Imponderabilien mit, Träume von der Beglückung und sittlichen Erlösung aller Völker. Daran erinnert uns das Spiel vom Antichrist, das im Jahre 1160 im Kloster zu Tegernsee entstanden ist und den deutschen Kaiser zuletzt als Sieger über den Fürsten der Sünde darstellt. Davon künden die Verse eines Walter von der Vogelweide oder Heinrich Hesler.

Die Sehnsucht nach der Welt ist geblieben, das Überströmende in Hoffnung und Wünschen. Wieder stellt unser Volk in seiner höchsten politischen Idee sein Leben ein auf das Ringen mit dem Ganzen, aber wieder fehlt der kalte reale Blick, der die Welt mit beiden Augen erfaßt und bannt, anstatt wie Odin das eine für die Erkenntnis zu opfern. Und von dieser Wesensart werden die Erlebnisse weiterer Jahrhunderte bestimmt. Zwei große Kaisergeschlechter, das der Ottonen und das der Hohenstaufen, setzen die ganze Kraft ihrer Kühnheit und ihres geistigen Schwunges ein, um den Traum der Nation zu verwirklichen. Doch schon die verschiedenen Generationen der beiden Herrscherhäuser zeigen fortschreitend die Verflüchtigung der Idee ins Uferlose, Grenzenentbundene. Von Otto I. bis zu Otto III. führt derselbe Weg wie von Friedrich I. bis zu den Söhnen Friedrichs II.: dieselbe Loslösung von der nahen harten Wirklichkeit; dasselbe Hinausgreifen nach weithin lockenden Zielen, bei allem Drang nach Macht der verhängnisvolle Hang nach dem All, der

das schon Erworbene, Seiende hemmungslos überflügelt. „Acker begehrend" und „Ferne suchend", gleich den alten germanischen Stämmen. Ein seltsamer Glanz von Verträumtheit bei allem gewalttätigen Vorstürmen, eine unheilvolle Weltfremdheit bei aller unersättlichen Begierde nach Welt. Unter diesem Zeichen steht die ganze Wanderung des deutschen Volkes im Mittelalter über die Alpen hinab nach Italien und über Italien nach dem heiligen Grab und der arabischen Wunderwelt. Stolze Reiche werden rasch über fremden Grund ausgesponnen, in dem sie niemals richtig Wurzel schlagen und auf dem sie bald wieder zerrinnen. Gewaltige Krieger sind am Werk; kluge, berechnende Staatsmänner fast nie. Und das Ende dieser Periode eines gigantischen Kampfes um ein letztes Ziel, bei dem sich der Angreifer selbst zuletzt an seiner eigenen tragischen Veranlagung müde ringt, ist die wehmütige Sage von dem Kaiser Barbarossa, der im Dunkel des Kyffhäuser eingesperrt sitzt und seine Raben befrägt, ob die Zeit für ihn noch nicht wiedergekommen sei.

Abermals folgt auf die Flut die Ebbe. Eine Ebbe, die einem schmerzhaften auf sich selbst Zurückfallen gleicht. Die unseligsten Jahrhunderte unseres Werdens brechen herein. Die Jahrhunderte, in denen der Drang zur Welt nur mehr seine Schwäche betätigt, seine Unfähigkeit, das Gegenwärtige, Nahe, Beschränkte zu ergreifen und zu bemeistern; und eben diese Schwäche führt zum Zerstören der gegebenen Grenzen im Innern, zur langsamen Selbstzersetzung, die den politischen Verfall mit sich bringt. Und nun kommt der dritte Akt des gewaltigen Dramas, der Dreißigjährige Krieg; auch er aus dem eigensten Wesen des Helden geboren, ganz ihm entsprungen und letzten Endes allein durch ihn selbst bedingt. Nicht mehr Deutschland erhebt sich wider die Welt, sondern die Welt erhebt sich rings um Deutschland und dringt unaufhaltsam herein über die Dämme, die unser Volk selbst ausgehöhlt und vernichtet hat. Das Geheimnis der langen deutschen Uneinigkeit, ach, es wurzelt so nah bei dem Geheimnis des deutschen Kaisertraums. Wer sie beide richtig begreift, dem gehören sie zusammen wie Licht und Schatten, dem sind sie Eigenschaften jenes gleichen Wesens, das in Verlangen und Bescheidung keine Grenzen kennt. Wann haben wir jemals Maß gehalten im Glück oder im Leid? Andere Völker kämpften mit *einem* Feind: Frankreich mit England, Rußland mit der Türkei. Wir riefen alle gegen uns heran, auch hier dem Gebot unseres Wesens, dem Wunsch nach dem Ganzen, getreu. Und die Folge war der schrecklichste Kampf, den je eine Nation zu bestehen hatte. Er ist im Vergleich zu dem, was vorher war, das umgekehrte Erlebnis. Nur wir konnten ihn überstehen, weil er den Gesetzen unseres innersten Wesens entsprach. Denn: wer den Kampf mit der Welt aufnimmt, muß auch bereit sein, der Welt zu erliegen.

Wie immer vorher löst auch jetzt ein Zeitalter der Zurückgezogenheit das des Aufgeschlossenseins ab. Diese Abschnitte gleichen einem langen tiefen Atemholen von innen heraus. Beachtenswert genug dauerten sie nie so lange wie diesmal, wo wir eine scheinbare Ruheperiode von nahezu zweihundert Jahren feststellen können. Nach aller Zerstörung und Verwüstung wird fast von Anfang wieder aufgebaut. Das Haus wird neu errichtet, der Bauer und Bürger mühen sich um kärglichen Wohlstand. In diesen Jahrzehnten entwickelt sich, der Not gehorchend, jener Typ, der so lange als besonders deutsche Wesensart den anderen halb zurückgeblieben, halb lächerlich erschien: bieder, rauh, tüchtig, sparsam und linkisch: das dumme Hänschen, der Michel mit der Zipfelhaube. Der Kleinbauer unter den Großherrschaften der übrigen Nationen, der sich keine großen Sprünge leisten kann und die Augen staunend vor allem Fremden aufreißt. Damals glichen wir einem Menschen, der rastlos arbeitet, um sich später einmal ein Haus zu bauen, von dessen Zinnen aus er weit über Hügel und Täler blicken kann. Etwas davon hängt uns noch heute nach in dem stark an den Emporkömmling erinnernden Zug in unserem ganzen Auftreten. Noch immer ist der Deutsche auf Reisen gerne entweder der schüchterne Mann mit dem Hute in der Hand, der sich vor allem Andersartigen ehrfürchtig beugt, oder der breitspurige Heimprotz, der ständig das Wort auf den Lippen führt: Bei uns in Berlin ist alles besser. Die eine Schwäche ist mehr dem weicheren Süden, die andere mehr dem robusteren Norden eigen. Aber das sind Entwicklungskrankheiten, die vorübergehen. Für die Gesamtseele des Volkes war die Periode, die ich soeben angedeutet habe, doch nichts anderes als ein langsames Gesunden, ein stilles mühseliges Neuerblühen.

Und wir verdanken ihr als Endergebnis die größte geistige Glanzzeit unserer Geschichte: Wir betreten auf unserer hastigen Wanderung jenen unvergleichlichen Frühlingsgarten, aus dem wir Deutsche der Gegenwart alle unsere heimlichen Kräfte geschöpft haben. Wenn wir die Erzeugnisse unserer sogenannten klassischen Periode in Gedanken mit einem raschen Blick überfliegen, so leuchtet uns besonders ein Grundzug entgegen, in dem der Pulsschlag des deutschen Werdens wieder neu belebt erscheint: der Zug nach dem Allumfassenden. Ein Hauch von geistigem Welteroberdrang weht durch diese Literatur, wie er sonst keiner anderen eigen ist. Mit stürmischen Schritten eilen alle diese Denker und Dichter auf die Ergreifung des Ganzen zu. Leibniz vereinigt in seinem Gehirn das größte Gesamtwissen seiner Zeit. Winckelmann und Lessing greifen zurück zu den ewigen Schönheitsidealen der Griechen, die die unveränderlichen Gebote der Kunst erschließen. Der junge Schiller wirft in seinen „Räubern" die Fesseln der Gesellschaft ab und verlangt in „Don Karlos" mit dem

ganzen Schwung seiner Imperatorennatur Gedankenfreiheit. Seine Gedichte durchfliegen mit einer Kühnheit sondergleichen die vergangenen Jahrhunderte und pochen überall an die Endrätsel der Menschennatur; ja selbst wo er resigniert, spricht er von der „Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört . . .“ In seiner lyrischen Schöpfung „Die Größe der Welt“ wagt er den Versuch, die Unendlichkeit des Alls zu veranschaulichen. Seine Dramen sind ein rastloses Fragen und Antworten über die innersten Probleme unseres Seins, Höhen und Tiefen des Seelenlebens werden unerschrocken durchmessen bis zum Äußersten. Und kurz vor seinem Tode findet er in einer Skizze über das deutsche Wesen jene Worte, in denen etwas wie der Schauer letzter Erkenntnis weht: „Der Deutsche verkehrt mit dem Geist der Welten. Ihm ist das Höchste bestimmt und so, wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ew'gen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“

Dann denkt man an Kant und den Makro- und Mikrokosmos, den er entfaltet. Ein nirgends verleugneter Hang zum Internationalen geht durch alles Forschen und Fühlen und reift in Wilhelm von Humboldt in bewußter Selbsterziehung zur reinen Menschlichkeit. Der Chor der Romantiker errafft durch Übersetzungen die Literatur entfernter Völker. Und um ihn endlich zu erwähnen — Goethe schafft die Verkörperung nicht nur des Jahrhunderts, sondern des Deutschtums überhaupt: den Faust. Wer von unserer Eigenart in dem Buche der vergangenen Jahrhunderte gelesen, der wird begreifen, daß diese Dichtung die deutsche Nationaldichtung schlechtweg ist. Hier ist in Wahrheit das deutsche Wesen in seinem geheimsten Drängen und Kämpfen dargestellt. Hier ist die innerste Kraft, ist der Herzschlag Gestalt geworden. Faust ist das deutsche Volk selbst in seinem der Ferne und den Äckern zugekehrten Sehnen. Der sterbende Faust läßt den dem Meer abgerungenen Acker mit einem schützenden Graben umziehen.

„Ferne suchend,“ „Acker begehrend.“ Ist das nicht ein geheimnisvoller Einklang von Jahrtausend zu Jahrtausend? Die unklare Sehnsucht der Urväter wird hier zur klaren Erkenntnis des Urenkels befreit. Das Über-

strömende rinnt aus selbsterrungener Einsicht zurück in die Bescheidung. Das deutsche Problem ist durch den Dichter gelöst. Schließlich bedeutet Goethes ganzes Leben nichts anderes als den gleichen faustischen Kampf. Ihm ist gelungen, die bittere Enttäuschung, die zwischen den Fernen und den Äckern immer lag, die Tragik unseres Volkes, zu überwinden, indem er sich durch die Fernen kommend zu den Äckern entschloß, um von da aus den sicheren Grund, den Pol, den Brennpunkt für das All zu gewinnen. Bei ihm wird Sehnsucht und Wirklichkeit eins und die unselige Spannung zwischen Wunsch und Erfüllung ist aufgehoben.

So steht Goethe als Symbol des vollendeten Deutschtums an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts. Wir wissen es alle: er ist uns weit vorausgeeilt. Denn vor der Nation lag und liegt noch ein langer, leidvoller Weg. Was zunächst geschah, sah aus wie eine neue Rückkehr zum Unglück des Dreißigjährigen Krieges. Und doch war das napoleonische Erlebnis mit seinem völligen Zusammenbruch des alten zerklüfteten Deutschland letzten Endes eine Stufe nach aufwärts; denn es mündete dank der heimlichen inneren Genesung, die die Zeit nach 1648 vollbracht hatte, in den Freiheitskrieg aus, dessen eigentlicher Gehalt darin besteht, daß die Besinnung auf sich selbst vom menschlichen Gebiet auf das politische, von der Welt des Einzelnen auf die der Gesamtheit des Volkes übertragen wurde. 1813 bedeutet die letzte Krise, die zur Überwindung der lebensgefährlichen Krankheit des Dreißigjährigen Krieges geführt hat. Das Hereinbrechen der Welt verursacht zwar auch diesmal eine Katastrophe, aber nur um rasch und durchgreifend den Rückschlag ganz von innen heraus zu erzeugen. Von nun an geht der Weg langsam aber sicher aufwärts.

Wenn man die Epoche, die nun unmittelbar folgt, unter dem Gesichtswinkel der großen Zusammenhänge betrachtet, so wird man zu dem Ergebnis gelangen, daß sie trotz aller Schwächen und Hemmungen im Grunde einem Frühling gleicht, der zwar zögert zu kommen, aber doch schließlich unwiderstehlich hervorbricht. Wir haben diese Zeit der Reaktionen und Revolutionen mit scheelen Augen anzusehen gelernt. Wir stehen ihr noch zu nah, um sie gerecht beurteilen zu können. Für das Leben des Volkes bedeutete sie eine Fortsetzung jenes verborgenen Keimens unter der Decke, das uns schon im achtzehnten Jahrhundert unbemerkt für das Blütejahr 1813 reifen ließ. Die beste Bestätigung hierfür ist die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von einem ganz besonderen Interesse scheint mir das starke Neuerwachen der Kaiseridee zu sein. Die Belege hierfür sind zahlreich. Man kann sie bei Schenkendorf, Görres, Jean Paul, Rückert, Hoffmann von Fallersleben, Geibel und Eichendorff holen. Je mehr die Zeit fortschreitet, desto voller steigt der Chor jener Stimmen empor, der von der alten

Hoffnung der Nation in neuen Liedern singt. Gleich einem Traume von reifenden Früchten liegt die Sehnsucht über dem reifenden Ackerfeld. Im Frankfurter Parlament streckt sie, wenn auch verfrüht, zum ersten Male ihre Hand nach der Verwirklichung aus, als dem König von Preußen die Kaiserkrone angetragen wird. Der stolze Klang aus mittelalterlichen Tagen wird zur Stimme des Gewissens für das ganze Volk.

Der Wind der Höhen auf unserem langen Entwicklungsgang durch die Jahrhunderte beginnt wieder zu wehen, jener Geisteswind des deutschen Geniums, von dem das Wort geschrieben steht: niemand weiß von wannen er kommt und wohin er geht: der Zug in die Weite, der Trieb zur Welt. Und da gebiert der frühe, aber heiße Drang jenen Mann, der es vermag, ihn zur ersten Erfüllung zu führen: Otto von Bismarck. Sein Werk ist uns bewußt. Wir tragen es alle in uns und an uns: das neue Deutsche Reich. Dieser preußische Landadlige, der gerade jenem Teile Deutschlands entwuchs, dem es kraft seiner jahrzentelangen, kargen Zucht gegeben war, nach allem Auseinanderfallen und Sichzersetzen die schwere Arbeit des Zusammenraffens zu vollbringen, dieser „Realpolitiker" von Gottes Gnaden mit dem Bekenntnis zur Kunst des Möglichen, er hat den Kampf mit dem eigenen Kaiser und dem eigenen Volk, der aufreibender für ihn war als der mit den Feinden, gerade darum siegreich zu Ende geführt, weil er das vermochte, was vor ihm keiner über sich gewann. Er blieb den Äckern treu. Das ist das Geheimnis seiner Erfolge, die Seele seiner Gewalt. Er hat als Politiker Faustens Endideal in Wirklichkeit umgesetzt. Die schwersten Stunden seines Lebens waren die, wo er der Versuchung des deutschen Wesens: der Sucht in die Ferne, entgegentreten mußte. Sein Ringen mit dieser Versuchung, das ihn oftmals bis an den Rand der Verzweiflung brachte und den scheinbar unerschütterlichen Riesen bis in die Tiefen erbeben ließ, dieses Ringen ist seine größte Tat. Ich brauche hier nur ein landläufiges Beispiel herauszugreifen, brauche nur an 1866 und die Kämpfe um den Frieden mit Österreich zu erinnern, um von jedermann verstanden zu werden. Hat Goethe das deutsche Problem geistig gelöst, so löste Bismarck es in der Tat. Wenn wir ihm dankbar sein müssen, so ist es darum, daß er uns selbst bezwang.

Nur mit ein paar Strichen möchte ich noch eine grundlegende Tatsache umreißen, die für die Zukunft ungemein wichtig ist. Die neue Begeisterung für die Kaiseridee, von der ich oben sprach, dehnt sich nach 1870 immer stärker zu einer deutlichen Neigung für die Ferne aus. Getragen von allseitigem Aufschwung auf dem Gebiete der Wirtschaft und des Handels, wächst der Hang zum Weltbürgertum, der unseren seelischen Führern am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahr-

hunderts auf geistigem Gebiete zu eigen war, mehr und mehr ins Leben hinein. Zur Sehnsucht von gestern gesellt sich jetzt das deutliche Verlangen. Das deutsche Volk fängt wieder an, sich in seinem Dasein auf die Frage an die Welt, an das Ganze einzustellen. Die Ausbreitung der Bedürfnisse und Begierden, die durch eine große, hart erkämpfte Arbeitsblüte im Innern bedingt ist, treibt zur Erwerbung von Kolonien und zur Erweiterung des Einflusses nach fernen Erdteilen hin. Der Geist der Völkerwanderung und der Italienzüge erlebt, auf wirtschaftlichem Gebiete wenigstens, seine Auferstehung. Hand in Hand mit diesem Aufstieg zur deutschen Höhe kündet sich aber auch die deutsche Tragik an. Der politische Sinn hält mit dem Geschick des Kaufmanns nicht gleichen Schritt. Während der Einzelne in der Ferne seine Triumphe feiert, bleibt die Gesamtheit der Nation in ihrem Wissen von der Außenwelt zurück. Ein Volk mit dem Entwicklungsdrang der Großmacht gebärdet sich gegenüber den übrigen bewußten Großmächten als Kleinstaat; die Erkenntnis hinkt hinter den Trieben her. Der Geist der Acker, dessen Meister Bismarck zuletzt von seinem Throne herabgestoßen wurde, fängt an, in Vergessenheit zu geraten. Ein stolzer Schwung, ein rascher hochwogender Atem trübt durch seinen hastigen Takt den klaren Blick. Der kühne Renner übersieht die Gefahr, die ihn allseitig umlauert. Denn schon hat sich heimlich die Welt, die Deutschland gegenüber an die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges und der napoleonischen Tage gewöhnt war, ringsum gerüstet, um dem verwegenen Frager die niederschmetternde Antwort zu geben.

Der Weltkrieg von heute scheint mir eine Synthese der früheren Erlebnisse des deutschen Volkes zu sein, eine Synthese von Dreißigjährigem Krieg und Völkerwanderung. Nicht wir sind der Angreifer, sondern die Welt, aber wir sind nicht die Überfallenen im Stile von 1618, sondern wir standen zum Sprung bereit, um unser Wesen mit dem Ganzen zu messen. Schon auf dem Wege zur positiven Entfaltung unserer Eigenart wurden wir von dessen negativem Schicksal überrascht. Das Erlebnis an und für sich ist nach den bisherigen Ausführungen eminent deutsch. Daß der gesamte Erdball wider uns steht, kann den Kenner der Vergangenheit nicht überraschen. In der Geschichte der Nationen gibt es, genau wie im einzelnen Menschenleben, keine andere Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, als die der eigenen Anlagen und seelisch bestimmenden Kräfte. Ein Preußen konnte sich als Teilstaat mit Rußland oder Österreich oder auch mit mehreren zusammen, aber immerhin mit einzelnen fremden Völkern messen, für ein Deutschland gibt es nur den Kampf mit der gesamten Welt. Man kann das geographisch oder psychologisch erklären, je nachdem man naturwissenschaftlich oder philosophisch orientiert ist, das eine bleibt bestehen: es ist so und gehört zum deutschen Wesen.

Alle unsere großen poltischen Erlebnisse waren im Grunde der gleichen Art. Der Weltkrieg als solcher ist also unter diesem weiteren Gesichtspunkte nichts, was über unser seelisches Dasein neu entscheidet; er bestätigt es nur aufs neue. Selbst wenn wir alle ausgerottet würden, wäre er nichts anderes als der letzte Beweis für die Persönlichkeit unserer Nation. Denn um unsretwillen wird er geführt.

Eine andere Frage und zugleich für unsere Zukunft die maßgebende ist die, was wir aus diesem gigantischen Erlebnis machen. Hier kommt alles darauf an, wie wir den Zwiespalt in der eigenen Brust zu lösen vermögen. Während der Kampf der Waffen im Osten, Westen und Süden entbrannt ist, wird im Innern des deutschen Wesens eine Schlacht geschlagen, von deren Ausgang die Entscheidung vielleicht in noch höherem Maße abhängt als von dem blutigen Werk der Fronten. Der Geist der Acker und der Geist der Ferne liegen in stetem Ringen miteinander. Ich möchte die Ansicht von dem großen Problem unseres Volkscharakters, die ich hier klarzulegen versuchte, nicht durch Vermischung mit dem Streit des Tages und der Parteien trüben; wer Ohren hat zu hören, wird von selbst begreifen, was ich meine. Historisch betrachtet, handelt es sich nicht um rechts oder links, auch nicht um Überzeugungen und Wünsche von Gruppen und Einzelnen, sondern lediglich um jenes uralte Problem, das unseren Gang durch die Jahrhunderte im Kerne bestimmt hat und das innerste Geheimnis deutschen Werdens von Anfang bis zum Ende ausmacht.

Die Versuchung zur Ferne ist unendlich groß, da die Welt uns durch gewaltigen Druck zu ebenso gewaltigem Gegendruck zwang und uns gewissermaßen auffordert, gegen sie und in sie hinein Sturm zu laufen. Dazu kommt noch ein zweites: die Acker im Sinne Bismarcks, das heißt die Beschränkung Deutschlands auf sich ganz allein, auf sein enges Gebiet inmitten Europas, genügen nicht mehr. Auch das innere Wachstum treibt zum Hinausgreifen ins Weite. Wo aber sind die Grenzen der neuen Acker und wo verlieren sie sich in die Ferne?

Der Krüppel

Skizze von Ludwig Beil

Es war mir unbehaglich, daß so viele Blicke sich auf das Buch neben mir richteten. Ich war sicher, der Titel war allen Mitfahrenden unbekannt; niemand hätte also, selbst wenn es ein Werk meines Lieblingsautors gewesen wäre, auf meinen Geschmack, mein Kulturbedürfnis, ja auf meine äußerlichsten Lebensansichten schließen können. Dennoch war es mir, als habe der neue, mir noch völlig gleichgültige Band eines mir gänzlich unbekannten Schriftstellers ein Teil meines Ichs auf dem Titelblatt und schriee es aller Welt entgegen. Hinwegnehmen mochte ich es nicht, aus Scheu, man könnte mich mit dem neidischen „Scharfblick" der Glücklichen, denen alles Lesen überflüssig und entbehrlich scheint, aristokratischer Verschlossenheit oder geistiger Vorenthaltsamkeit gekränkt beschuldigen. Der Arbeiter haßt unsre schwielenlosen Hände — warum sollte er unsre Bücher nicht hassen? —

Jede Haltestelle nahm das Interesse an meinem Buch einen Augenblick weg. Die Einsteigenden wurden wie unverschämte Wesen von unverschämten Wesen gemustert und rubriziert — von den Frauen wohl nach dem äußeren „Schick" beäugt, von den Männern vielleicht nach Beruf, materieller Güte der Kleidung und der größeren oder geringeren Energie des Auftretens und der Gesichtszüge willkürlich eingeschätzt, in den meisten Fällen von beiden Geschlechtern jedoch nur gedankenleer und sorgenvoll angestarrt.

Einmal hielt der Wagen ungewöhnlich lange. Der Schaffner hatte Mühe, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen hinaufzuheben, das mit zwei älteren Personen, offenbar seinen Eltern, einstieg. Armseligeres an Häßlichkeit habe ich nie gesehen: nicht nur, daß der unverhältnismäßig große Kopf in den Schultern saß, als zöge ihn eine Faust von innen in den Körper; nicht nur, daß die spitzen Schultern außerdem schief und Arme und Beine von grotesker Länge waren — der Ausdruck dieses Gesichts war von solch heimtückischer, boshafter Verzerrtheit, daß ein fast schmerzhaftes Grauen über die Gesichter der Wageninsassen lief und jedes dabei die Grimasse der Ärmsten für eine Sekunde trug.

Ich empfand, so sehr ich mich innerlich darüber schelten mußte, auch nicht das geringste Mitleid. Wie ich den Teufel nicht bedauern könnte um seine aus Mythe und eigner Vorstellung geahnte Fratzenhaftigkeit, ebensowenig konnte ich ein anderes Gefühl in mir entdecken als das Erschrecken vor der Erhabenheit des Häßlichen, Abnormen. Ich wollte mir Erbarmen einreden — es blieb eine Anklage gegen den Krüppel: sie schleppt

eine furchtbare Ungesühntheit, wenn nicht die eigene, so doch die ihrer Eltern, vielleicht gar einer ganzen Generation mit sich. Mir kam der grausame Gedanke, dieses Mädchen müsse diese Gestalt haben, damit keiner sie lieben, und diese absolute Tücke des Gesichtsausdrucks, damit keiner auch nur Erbarmen für sie fühlen dürfe. Die Grenze aller seelischen Qual für ein Mädchen, nur Abscheu, noch nicht einmal Haß zu erwecken, schien mir für sie das Gegebene. Ihre Augen schienen gar nichts anders zu wollen, sie waren ohne Dulderbitte, ohne Glauben an irgend etwas, sie waren das Abstößige selbst.

Der Wagen war besetzt bis auf zwei Plätze neben mir. Die beiden Menschen, in denen ich die Eltern des Mädchens vermutete, setzten sich und ließen es zu meiner Verwunderung stehen. Es suchte die Handriemen zum Festhalten zu erlangen, doch blieb es bei der kläglichen Bemühung. In einer Kurve schwankte es und stützte sich auf des Vaters Schulter, wurde aber mit schlecht verhehlter Brutalität zurückgedrängt. Da stand ich auf und bot der Hilflosen meinen Sitz an. Ohne ein Wort, ja nur ein Kopfnicken höflicher Dankbarkeit setzte sie sich neben ihren Vater und betrachtete verbissen die Schuhe der Gegenübersitzenden.

Die Farbe ihrer Augen war im elektrischen Licht schwer zu entscheiden. Eben, beim Niederschauen, lag ein metallisch-grüner Glanz darin, blickte sie, was mit einer stumpfen Interesselosigkeit selten geschah, zu einem auf, so waren sie matt und wasserblau; die verbohrte, katzenhafte Tücke darin ließ trotzdem so intensiv an G r ü n denken, daß der Verstand mehr an die konstruierte als die Augen an die wahre Farbe glaubten.

Die glänzenden Ladenscheiben draußen hörten auf, nur einzelne Gaslaternen huschten noch vorbei: wir fuhren außerhalb der Stadt. Die Fenster bildeten durch die draußen zunehmende Dunkelheit einen Spiegel gegen das Wageninnere, hinter dem Bäume und Felder schwarz, schattenhaft kamen und schwanden. In dem Gemisch der sich stark spiegelnden Messingstangen, der matteren Innenräume und dunkel vorbeifliegenden Natur blieb das Bild der drei Menschen und vibrierte unmerklich, wenn über einer Schienenverbindung oder einer Weiche die Scheiben leise mitklirrten. Durch die verschwommene Wiedergabe des Fensterglases war jede Schärfe aus den Zügen des Krüppels genommen, und ich erschrak beschämt vor dem Ausdruck edelsten Leides, der da aus dem Wagenfenster mich anflehte — und plötzlich verblüffte mich die Ähnlichkeit aller drei zueinander! Ich hatte etwas wie Angst mich umzudrehen und mich von der stärkeren Wirklichkeit überzeugen zu lassen, dennoch tat ich's. Des Mädchens Gesicht war magerer, trug jedoch Zug für Zug der Eltern, wenn auch in abstoßender Karikatur. Sie schienen zu merken, daß ich ihre Gesichter vergleiche, und schielten zu mir empor, als fühlten sie ein Entsetzen wie vor kommendem Verrat . . .

Der Schaffner rief mein Ziel in den Wagen.

Ein dürrer Arm streckte sich mir nach und eine dünnfingrige, vergrämte Hand gab etwas weiter: „Hier, Ihr Buch — — Mutter, dem Herrn da, der eben aussteigt!"

Die Eltern lächelten über meine Zerstreutheit, und dieses Lächeln gab ihren Gesichtern ein erneut Gleichartiges, das mich den Weg bis zu meiner Wohnung mit erschütternden Ahnungen und Kombinationen beschäftigte. Der geklärte Gedanke tastete zunächst an lauter Zweifel, bis ich ihn, müde des Grübelns, verwarf. Die Dunkelheit indessen, und daß mich seit Tagen, ja Wochen, nichts so gefesselt hatte, ließ eine düstere Idee immer stärker in mir werden. Ich ertappte mich dabei, daß ich zu Hause in den Spiegel blickte, ohne mich vor lauter Nachdenken überhaupt zu sehen, ich schlug das Buch auf und las, ohne daß mir der Sinn des Gelesenen bewußt wurde. Endlich, als ich die Lampe ausgedreht hatte, kurz vorm Einschlafen, glaubte ich es sicher zu wissen, doch versuchte ich an nichts mehr zu denken und schlief ein.

Ich wachte noch einmal auf.

Ich erstarrte jäh, wie plötzlich sich an das Ahnen das unabwendbare Wissen schloß, das doch nur gefühlte Wissen ohne Beweis, diese Vision der Wahrhaftigkeit. Wie ein starkes Licht betäubte mich sekundenlang die Erkenntnis, ich begriff geradezu, daß die Eltern jener Mißgestalt Geschwister waren, Geschwister sein mußten.

Rundschau

Aus Karl Marx' englischer Lehrzeit
von Paul Lensch

Sie müssen damals einen merkwürdigen Eindruck auf die Leser gemacht haben, jene Artikel, die in der niedergedrücktesten Zeit der preußischen Reaktion in der demokratischen „Neuen Oder-Zeitung" zu Breslau erschienen und die das allen preußischen Demokraten so teure England mit einer direkten unerhörten Respektlosigkeit behandelten, die den auf dem Kontinent vergötterten Leiter der auswärtigen Politik Englands, Lord Palmerston, als einen zynischen Betrüger und Lügner darstellten, der so wenig eine freiheitliche und antirussische Politik trieb, wie man sich in den Kreisen der preußischen Demokraten einbildete, daß man direkt auf ihn das Wort prägen konnte: wenn der Kaiser von Rußland einen eigenen Agenten im englischen Kabinett besäße, so könnte der sein Interesse nicht besser vertreten, als es der edle Lord tue. Als dann mit dem Ende des Jahres 1855 die „Neue Oder-Zeitung" als das letzte demokratische Organ Preußens den Verfolgungen der Polizei erlag, teilte die Redaktion in einem Abschiedsartikel ihren Lesern den Namen ihres englischen Korrespondenten mit. Es war – Karl Marx.

Die Artikel, die Marx im Jahre 1855 für „ein deutsches Winkelblatt" schrieb, bilden einen Teil der gesammelten Aufsätze, die der bekannte Verlag J. H. W. Dietz in Stuttgart unter dem Titel: Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1852–1862, herausgegeben von Rjasanoff, in zwei Bänden hat erscheinen lassen. Den Hauptinhalt bilden die Artikel, die die beiden sozialistischen Politiker in der englischen und der anglo-amerikanischen Presse, besonders der „New York Tribune", hatten erscheinen lassen. Der Gegenstand, den sie behandeln, bildet England und die englische Politik, besonders der Krim-Krieg; aber auch die spanische Revolution, der Panslawismus und andere Themen finden ihre Darstellung. In dieses Schattenreich hinabzusteigen, bietet gerade jetzt ein ungewöhnliches Interesse; denn wiederum tobt der Krieg, nur daß diesmal die drei Mächte, die damals gegeneinander wüteten,

England und Frankreich gegen Rußland, brüderlich vereint gegen eine Macht kämpfen, die damals eine höchst klägliche, weil ohnmächtige Rolle spielte: Zentraleuropa. Es ist bekannt, welches Doppelspiel damals Österreich zu spielen sich gezwungen sah, und auch die Lage Preußens war alles andere, nur nicht glänzend. England stand damals im Zenit seiner Weltstellung und vom englischen Blickpunkt aus nahmen sich Preußen und Österreich nicht viel anders aus, wie sich in diesem Kriege die Balkanmächte Serbien oder Rumänien ausgemacht haben. Sie galten nur als Objekte der Weltpolitik, gerade gut genug, um als Kanonenfutter der englischen Weltmacht zu dienen, und daß sie sich nicht dazu hergaben, war eigentlich schon Rebellion. Am 19. Mai 1854 schreibt die „New York Tribune": „Die Politik, die Preußen in den noch schwebenden Wirren Europas verfolgte, hat in den englischen und französischen Zeitungen viele unfreundliche und heftige Kommentare hervorgerufen. Die Zeitungen sind in diesem Falle einig mit der westlichen Diplomatie, deren Hauptzweck jetzt ist, Preußen aktiv in den Kreuzzug gegen Rußland zu verwickeln, wobei sie kein Mittel unversucht läßt: Überredung, Drohungen mit Krieg, Revolution und was sonst noch eine ängstliche Regierung einzuschüchtern oder zu schrecken vermag." — Wer denkt dabei nicht an Rumänien? Oder eine andere Szene. Als im September 1854 die „Tatarennachricht" vom Falle Sebastopols einlief — bekanntlich fiel die Festung erst ein Jahr später — beeilte sich das neutrale Österreich, den angeblichen Siegern zu gratulieren. Anläßlich dieses sonderbaren Aktes einer neutralen Regierung erinnerte die Kreuzzeitung an den Ausspruch: „Autriche ira au secours du vainqueur." Wiederum denkt man an Rumänien oder an das gesinnungsverwandte Italien. Auf der anderen Seite war man in Petersburg nicht müßig und ließ fleißig den Rubel rollen. Der Prinz von Preußen, der überzeugt davon war, daß das russische Gold „bis in die Vorkammer des Königs rolle", legte alle seine Stellen nieder. Von Pourtales, der ein Russenfeind war, hieß es wiederum, er habe Abgeordnete der Preußischen Kammer mit englischem Gelde bestochen. Daneben trieben die beiden Parteien am Berliner Hofe, die russische und die westliche, eine ausgedehnte Spionage gegeneinander. Der Generaladjutant des Königs, Leopold von Gerlach, nahm den ehemaligen Zuchthäusler Lindenberg in seinen Dienst und hetzte ihn auf die Spuren des Prinzen von Preußen, während der preußische Ministerpräsident von Manteuffel den ehemaligen Zuchthäusler Techen gegen das feste Monatshonorar von fünfundzwanzig Talern preußisch Kurant in seine Dienste nahm und ihn zu regelmäßigen Briefdiebstählen bei Gerlach und Niebuhr veranlaßte. Da dem Techen das Monatsfixum auf die Dauer zu gering war, so verkaufte er die russische Korrespondenz Ger=

lachs an den französischen Botschaftssekretär, wodurch die Sache zum internationalen Skandal wurde. Auch diese Zustände, die wir vor dem Kriege wahrscheinlich mit „balkanhaft" bezeichnet hätten, muß man sich klar machen, wenn man sich die damalige Position Preußens wie Österreichs in der Welt veranschaulichen will. Erst dann gewinnt man das richtige Augenmaß für die ungeheure Verschiebung, die sich inzwischen in der Stellung der beiden mitteleuropäischen Mächte vollzogen hat. Die Unterschätzung dieser neudeutschen Stellung, die England sich zuschulden kommen ließ, als es 1914 gegen uns in den Krieg trat, rührt ohne Frage zum Teil noch aus der Geringwertung der Zeit vor sechzig Jahren her. England war zu sehr gewohnt, Deutschland zu verachten.

Wenn es damals den Engländern doch nicht gelungen war, Preußen und Österreich vor den britischen Wagen zu spannen, so deshalb, weil in beiden Staaten, die schließlich anerkannte Großmächte waren, das Schwergewicht der eigenen Interessen sich von selber durchsetzte. Besonders von Friedrich Wilhelm IV. verlangten seine „fleißigen Rheinländer" absolute Neutralität, um die günstige Konjunktur des Krieges voll ausnützen zu können. In der Tat bedeutete der Krimkrieg für die junge preußische Industrie eine treffliche Gelegenheit, die es voll auszunützen galt. Der ganze russische Handel ging durch preußische Kanäle, und ohne die preußische Einfuhr wäre es für Rußland wahrscheinlich unmöglich gewesen, den Krieg so lange auszuhalten. Alle Schwierigkeiten und Zollschikanen, über die sich bis dahin die preußischen Importeure mit Recht beklagt hatten, wurden von Rußland aufgehoben.

Je bescheidener damals noch die wirtschaftliche und politische Stellung Mitteleuropas war, desto bewundernder erhoben die deutschen Politiker, wenigstens soweit sie liberal und demokratisch oder gar revolutionär waren, ihre Augen zu den Höhen, auf denen Großbritannien als Herrin der Welt thronte. England galt als Hort der Freiheit und des Fortschritts, englische Staatsmänner waren die Wächter der Weisheit, der Tugend, der Gerechtigkeit, englische Verfassungsgrundsätze galten als die sichersten Schutzwälle vor Despotismus und Polizeiwirtschaft. Englands Küsten näherte man sich mit dem Gefühl ergriffener Dankbarkeit und Lernbegierde. Es waren die Zeiten, in denen Rudolf Gneist die Grundlinien seiner späteren Schriften zog, die in der englischen „Selbstverwaltung" das Geheimnis der sogenannten englischen Freiheit enthüllten, wo die englischen Freihändler vom Schlage der Cobden und Bright die ganze Welt in eine englandfreundliche Wolke des Pazifizismus und der allgemeinen Brüderlichkeit hüllten, wo die Schriften von Bucle und Macaulay, die der würdevollen Respektabilität der deutschen Bildungsschichten so sehr zusagten, ihren Siegeszug über die Welt vollendeten. Gegen Frankreich

bestand von den Napoleonischen Zeiten her in weiten Kreisen Preußens noch Verdacht und Abneigung, auch hatte Frankreich soeben erst wieder eine Revolution hinter sich, in denen die sozialen Gegensätze mit einer direkt brutalen Härte aufeinandergestoßen waren. Wie nobel, wie vornehm, wie klug war dagegen die Haltung der englischen Gesellschaft gewesen! Seit dem siebzehnten Jahrhundert ein ruhiger Entwicklungsprozeß ohne die gewaltsamen Katastrophen, die die französische Geschichte seit 1789 so furchtbar kennzeichneten. Das lag, so dozierte man, an der berühmten englischen „Erbweisheit", die es verstanden hatte, immer wieder im geeigneten Augenblick die richtigen Maßregeln zu ergreifen. In keinem Lande der Welt trat man so energisch für die Unterdrückten ein, wie in England, die ganze englische Politik, war sie im Grunde etwas anderes als ein fortgesetzter Kampf für die Unabhängigkeit und das Recht der kleinen Völker? Karl Hillebrand, einer der feinsinnigsten unter den liberalen deutschen Schriftstellern dieser Periode, schrieb von dem bereits eingangs erwähnten Palmerston, er habe es stets mit der Sache der Unterdrückten gehalten, habe nie einen Schritt zweifelhafter Art getan, und niemand sei sicherer als er dem obersten Prinzip der Ehrlichkeit und Wahrheit gefolgt. Und damit sprach er nur aus, was „öffentliche Meinung" war in Deutschland wie teilweise auch in Frankreich, das eine Zeitlang seine zweite Heimat geworden war.

Und in diese Anschauungswelt platzte Marx mit seinen Briefen über englische Politik. Ein „Glück" noch, daß sie nur in einem „Winkelblatt" erschienen! Zwar hatte um die gleiche Zeit schon Lothar Bucher begonnen, den englischen Parlamentarismus darzustellen, wie er ist, und sein Satz: „Das richtigste Urteil ist auf den beiden äußersten Stufen der gesellschaftlichen Leiter zu finden, unter den Gentlemen, die nur ihrer Bildung leben, und unter den Arbeitern, die der Sprachgebrauch als Hände bezeichnet" klang beinah wie eine Kriegserklärung an die aufsteigende deutsche Bourgeoisie. Aber unter den deutschen Liberalen blieb Bucher ein weißer Sperling. Seine kleine Schrift machte zwar Sensation, aber keine Wirkung. Das hatte schließlich seinen guten Grund. Bis in die vierziger Jahre hinein hatte sich der deutsche Liberalismus seine politischen Ideale aus Paris bezogen. Als aber der Zusammenbruch der französischen wie der deutschen Revolution Tatsache geworden war, da bedeutete das für die Entwicklung des deutschen Bürgertums mehr als eine politische Niederlage: es bedeutete den Beginn einer politischen Neuorientierung, wie man heute sagen würde. Man wollte von der Revolution nichts mehr wissen, mit der man so schlechte Erfahrungen gemacht. Die Belebung der wirtschaftlichen Konjunktur, die schon im Jahre 1849 einsetzte, durch die Entdeckung der kalifornischen Goldgruben noch verstärkt wurde und die

besonders für Preußen durch den Krimkrieg noch eine außerordentliche Förderung erfuhr, lenkte die Geister auf das „Praktische". Nicht mehr politische Rechte erobern, sondern gute Geschäfte machen, wurde das Ideal, und so wandte man sich ganz von selber von Paris nach London, von den „revolutionären" Franzosen zu den „praktischen" Engländern und ging bei ihnen eifrig in die Schule. Das war, politisch gesehen, sicherlich eine reaktionäre Entwicklung, wie es denn entwicklungsgeschichtlich eine trefflichere Selbstkritik der reaktionärsten Zeitepoche Preußens war, daß in ihr das Bürgertum seine politischen Ideale aus England zu holen begann. Aber die damalige Generation empfand nicht so. Das Ergebnis der Revolution war allenthalben die Reaktion gewesen, und auch die französische Freiheit war einem abenteuernden Schnapphahn zur Beute geworden. In England dagegen sah man einen Staat vor sich, an dessen Gestaden sich die Wogen der Revolution ohnmächtig gebrochen hatten, dessen wirtschaftlicher Aufstieg ungehemmt vor sich ging und wo die Volksvertretung die maßgebende Rolle in der Staatsverwaltung spielte. Hier hatte man ohne Frage das richtige Muster vor sich. Es galt, die englischen Methoden nachzuahmen, den englischen Parlamentarismus zu studieren und ihn, wenn möglich, nach Deutschland zu verpflanzen, dann konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Was Wunder, daß man sich das englische Ideal idealisierte. Was sollte einem da ein Buch, das den Parlamentarismus schilderte, „wie er ist"? Das war nicht das Bedürfnis der Stunde. Was man nach 1848 brauchte, das war Parlamentsromantik, wie man vor 1848 Revolutionsromantik gebraucht hatte. Und so fiel denn jeder, der diesem historischen Bedürfnis des deutschen Bürgertums nicht entsprach, glatt ab. Bucher blieb ein Eingänger, und die Zeitung, für die Marx seine englischen Berichte schrieb, ging nach einem Jahre ein.

Und so erhob sich denn üppig in der deutschen Literatur etwas, was man die englische Legende nennen könnte. Daß sie auch starke und freie Geister in ihren Bann zog, das bewies unter anderen Lassalle, der beispielsweise Palmerston lange Zeit „für wirklich antirussisch" hielt, bis ihm die Schriften von Marx und Engels bewiesen, daß davon keine Rede sein konnte. Aber auch Liebknecht, der doch mit Marx in London lebte, wurde ein merkwürdiges Opfer dieser Legende. Er wurde nach seiner Rückkehr in das werdende deutsche Reich ihr feurigster Prophet und hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß die englische Legende noch bis vor kurzer Zeit in der deutschen Sozialdemokratie ihre gläubigsten Vertreter gefunden hat. Doch das ist ein Kapitel, über das überhaupt noch viel zu sagen wäre. Auch die beiden neuen Bände des Dietzschen Verlages ergeben den neuen Beweis, wie fern eigentlich der alte

Liebknecht der Marxistischen Anschauungswelt stand, oder, wie der Herausgeber Rjasanoff sich ausdrückt, wie wenig „marxistisch" und stark „idealistisch" auch die späteren Ansichten von Liebknecht waren. Er war mehr Poet als Politiker, und in der Entwicklungsgeschichte des sozialistischen Gedankens gehört Wilhelm Liebknecht bereits vollkommen zu den Epigonen, von den Späteren, den Kautskys und Bernsteins, natürlich ganz zu schweigen. Es gehört aber zum Kennzeichen des Epigonentums, die Gedankenwelt des Meisters zu verwässern und zu vulgarisieren, jedenfalls mehr oder weniger zu entstellen, und hierin hat das Marxistische Epigonentum in der Tat Erhebliches geleistet. Auf dem Boden der deutschen Heimat, wo es sich in erster Linie darum handelte, eine Massenpartei praktisch aufzubauen, wurde der Marxismus ins Agitatorische umgebogen und büßte gerade dadurch manche für ihn wesentliche Eigenschaften ein. Zu diesen Umbiegungen gehörte in erster Linie das kritiklose, aber gerade deshalb um so stärker „marxistisch" verbrämte Verhimmeln des Auslandes. Hatte beim deutschen Bürgertum dieses Idealisieren französischer und später englischer Verhältnisse wenigstens entwicklungsgeschichtlich einen gewissen Sinn, insofern, als diese Ideologie dem aufstrebenden deutschen Kapitalismus und seiner Bourgeoisie eine brauchbare Waffe bot im Kampfe um die Staatsmacht, so war die gleiche Ideologie im Munde sozialistischer Revolutionäre aus relativer Vernunft in absoluten Unsinn umgeschlagen. Wenn im Jahre 1862 ein gewisser Eduard Fischel dem Herzog von Sachsen-Koburg ein Buch über die Verfassung Englands widmete mit den Geleitworten: Darstellung des öffentlichen Rechtes eines freien Volkes, so war der zugrunde liegende Gedanke klar; wenn aber noch vierzig und fünfzig Jahre später deutsche Sozialdemokraten das alte Liedchen vom „freien" England sangen, so bewies das lediglich, wie zähe die liberale Anschauungswelt in der – Sozialdemokratie fortlebte und wie liebevoll man noch in ihr alte Ladenhüter pflegte und sorgsam immer wieder abstaubte, die der Liberalismus schon lange zum alten Eisen geworfen hatte. Es ist gar keine Frage, daß dieses absolute Mißkennen englischer Verhältnisse der deutschen Sozialdemokratie die Orientierung im heutigen Kriege so außerordentlich erschwert hat, so daß es darüber zum Zusammenbruch der Parteieinheit gekommen ist. Dieses Klischieren der „liberalen" Westmächte gegen das absolutistische Rußland mußte hoffnungslos in die Irre führen, als sich nunmehr die „liberalen" Westmächte und das absolutistische Rußland brüderlich die Hand zur Vernichtung des „autokratischen" Mitteleuropas reichten. Dadurch war es der deutschen Sozialdemokratie unmöglich gemacht, die geschichtlich reaktionäre Rolle zu erkennen, die die „liberalen" Westmächte in diesem Kriege spielen, und im Gegensatz dazu die im echten Sinne des Wortes wahrhaft revolutio-

näre Aufgabe, die die Mittelmächte in der Weltumwälzung von heute zu erfüllen haben. Wie könnte wohl das „liberale" England reaktionär und das „autokratische" Deutschland revolutionär auftreten! – Inzwischen freilich hat der Ablauf der geschichtlichen Ereignisse bewiesen, daß die russische Revolution ein Kind nicht der „westlichen Demokratie", sondern des „deutschen Militarismus" ist und daß der Donnerschlag der russischen Freiheit nicht die Machthaber an der Spree, sondern an der Themse und der Seine zittern macht.

Die Versklavung Europas durch Rußland und England! Diese durch den Krieg uns zur furchtbarsten Anschaulichkeit gebrachte Tatsache war der sozialistischen Gedankenwelt vor dem Krieg so fremd geworden, daß man in der Tat glaubt, ein Palimpsest vor sich zu haben, wenn man in den Aufsätzen von Marx und Engels die Erkenntnis dieser Tatsache so klar und als selbstverständlich ausgesprochen findet. In der Tat wird in den Briefen über englische Politik ein Bild von den englischen Einrichtungen entworfen, das wirklich nicht geeignet war, in England das Land des liberalen Ideals zu erblicken. Gleich die ersten Artikel über die Wahlen in England und die englische Verfassung, Tories und Whigs usw. bringen eine die Augen beißende Kritik britischer Verhältnisse. Um sie richtig auf sich wirken zu lassen, muß man sich den Schauer von Hochachtung anwehen lassen, mit dem damals der kontinentale „Gebildete" die Namen der beiden großen Parteien Englands und ihre berühmte „Erbweisheit" umgab. Über die Tories schrieb damals Marx: „Die Tories galten bis 1846 als die Hüter der Traditionen Altenglands. Man hatte sie im Verdacht, in der englischen Verfassung das achte Weltwunder zu sehen, laudatores temporis acti zu sein und sich für den Thron, die Staatskirche, die Privilegien und Freiheiten der britischen Untertanen zu begeistern. Das verhängnisvolle Jahr 1846, das die Abschaffung der Kornzölle brachte, bewies, daß die Tories, denen diese Abschaffung ein wahres Jammergeheul erpreßte, sich für sonst nichts als für die Grundrente begeisterten, und enthüllte gleichzeitig das Geheimnis ihrer Anhänglichkeit an die politischen und religiösen Einrichtungen Altenglands. Diese Einrichtungen sind nämlich die besten für den Großgrundbesitz; durch sie hat er bis jetzt England beherrscht, und gestützt auf sie versucht er auch heute noch, seine Herrschaft zu behaupten. Das Jahr 1846 enthüllte in seiner ganzen Nacktheit das wirkliche materielle Klasseninteresse, das die reale Basis der Torypartei bildet." Sehr erheblich schärfer noch lautet Marx' Urteil über die Whigs: „Die englischen Whigs bilden eine Spezies der politischen Naturgeschichte, die gleich allen Amphibien sehr leicht zu existieren wissen, aber sehr schwer zu beschreiben sind. Sollen wir sie nach dem Beispiel ihrer Gegner Tories außer Dienst nennen? Oder in ihnen, wie es die

Schriftsteller auf dem Kontinent gern tun, die Repräsentanten gewisser populärer Prinzipien sehen? Wir kämen im letzteren Falle ebenso in Verlegenheit wie der Historiker der Whigs, Herr Coke, der in seiner „History of Parties" mit großer Naivität gesteht, daß die Partei der Whigs wohl auf der Basis einer Anzahl liberaler, moralischer und aufgeklärter Grundsätze begründet sei, daß aber leider seit den mehr als anderthalb Jahrhunderten ihres Bestehens sie stets dann an der Ausübung ihrer Prinzipien gehindert waren, wenn sie eben an der Macht waren." Die angeblichen Verdienste der Whigs an den Reformgesetzen, von denen „die Schriftsteller auf dem Kontinent" gern ein so großes Wesen machen, kennzeichnet Marx folgendermaßen: „Die Whigs setzten ebensowenig die Reformbill von 1831 als die Freihandelsbill von 1846 durch. Beide Reformbewegungen, die politische wie die kommerzielle, waren Anregungen der Bourgeoisie. Sobald eine von ihnen so stark geworden, daß sie unwiderstehlich war, sobald sie gleichzeitig zum sichersten Mittel geworden war, die Tories aus ihren Ämtern zu drängen, traten die Whigs hervor und beuteten ihren Sieg aus, indem sie sich der Regierung bemächtigten. 1831 dehnten sie die politische Seite der Reform gerade so weit aus, als notwendig war, um die Mittelklasse nicht ganz unbefriedigt zu lassen; nach 1846 beschränkten sie die freihändlerischen Maßnahmen so weit, als notwendig war, um für den grundbesitzenden Adel möglichst viele Privilegien zu retten. Jedesmal hatten sie die Bewegung nur zu dem Zwecke in die Hand genommen, um deren Vorwärtsschreiten zu hindern und gleichzeitig ihre eigenen Posten wieder zu erlangen." Das klang so ganz anders, als was „die Schriftsteller auf dem Kontinent" ihren Lesern über den englischen Liberalismus zu erzählen wußten. Marx faßt dann sein Urteil über die Whigs in folgenden Worten zusammen: „Es ist klar, daß sich der Charakter der britischen Whigs schließlich als ein widerliches heterogenes Gemisch herausstellen mußte: Feudalisten, die gleichzeitig Malthusianer sind, Geldmenschen mit feudalen Vorurteilen, Aristokraten ohne Ehrgefühl, Bourgeois ohne industriellen Ehrgeiz, bornierte Bremser (finality men) mit fortschrittlichen Phrasen im Munde, Fortschrittler, die fanatische Konservative sind, Reformer, die den Fortschritt in homöopathischen Dosen verzapfen, Förderer aller Arten von Nepotismus, Großmeister der Korruption, Heuchler in der Religion, Tartüffe in der Politik. Die Masse des englischen Volkes hat einen gesunden ästhetischen Sinn und daher eine instinktive Abneigung gegen alles Zwiespältige und Zweideutige, gegen Fledermäuse und Russeliten. Und mit den Tories gemein hat die Masse des englischen Volkes, das städtische und ländliche Proletariat den Haß gegen die „Geldmacher". Mit der Bourgeoisie wieder teilt es den Haß gegen die Aristokratie. In den Whigs haßt es nun

beides, den Aristokraten und den Bourgeois, den Grundbesitzer, der es bedrückt, und den Geldmann, der es ausbeutet. Es haßt in ihnen die Oligarchie, die über England seit mehr als einem Jahrhundert herrscht und die das Volk davon ausschließt, seine Geschäfte selbst in die Hand zu nehmen."

Nun gehörten freilich Tories und Whigs schon damals ein wenig der Vergangenheit an. Die Partei, die das neue England, das England, das den Weltmarkt zu beherrschen im Begriffe war, offiziell repräsentierte, waren die Freihändler, die Manchestermänner, die Parlaments- und Finanzreformer. Von ihnen ging ein eigentümlicher Glanz aus, der die Köpfe und Sinne der kontinentalen Politiker noch in ganz anderer Art gefangen nahm, wie der traditionelle Respekt vor der „Erbweisheit" der Whigs und Tories. Mit dem Manchestertum schien nunmehr endgültig Vernunft und edle Menschlichkeit die Zügel der Weltherrschaft ergriffen zu haben. Nicht mehr Kriege sollten die gequälte Menschheit zerfleischen, sondern ewiger Friede sollte herrschen, ein dichtes Netz wirtschaftlicher Beziehungen würde die getrennten Völker verbinden und immer fester aneinanderfesseln, das freie Spiel der Kräfte würde die natürliche Harmonie der Interessen auslösen, und indem jeder seinen Vorteil sucht und die Kräfte braucht, die Gott ihm gegeben, würde nicht nur das alte System der Bevormundung, der Polizeiwirtschaft und Staatsallmacht für alle Völker dahinschwinden, sondern ein wahres Gottesreich auf Erden würde entstehen, in dem ein Mensch im andern nur noch den Bruder begrüßt, mit dem er Geschäfte machen und Waren austauschen könne, ganz nach Belieben, um so alle nur denkbaren Bedürfnisse auf dem billigsten Wege und zu den geringsten Unkosten zu befriedigen. Es ist klar, wie sehr ein derartiges Programm den aufstrebenden Klassen des Kontinents zustatten kam, die in ihm eine reiche Waffensammlung gegen die Rückständigkeit des eigenen Staates fanden. Aber auch die agrarischen Schichten, die an der zollfreien Einfuhr ihres Getreides nach England ein lebhaftes Interesse hatten, konnten dem Freihandelsprogramm der englischen Manchestermänner vieles ihnen Nützliche entnehmen. So hat vielleicht niemals die „Popularität" Englands einen höheren Stand erreicht, als zur Zeit der ersten Freihandelsillusionen und ihrer Propheten Cobden und Bright. Man kann sagen, niemals war England beliebter in der Welt, als damals, wo es diese Welt am schrankenlosesten seinem Despotismus unterwarf.

Denn daß in Wahrheit hinter den liberalen, friedens- und menschenfreundlichen Reden der Freihändler nichts anderes steckte, als das wohlverstandene Interesse der englischen Weltherrschaft, das hatten Marx und Engels sofort erkannt und ausgesprochen. Alle andern Länder sollten für

England werden, was Irland schon war: Märkte für seine Industrieprodukte, Bezugsquellen seiner Rohstoffe und Nahrungsmittel: England der große industrielle Mittelpunkt einer ackerbauenden Welt mit einer stets wachsenden Zahl Korn und Baumwolle produzierender Trabanten, die sich um die industrielle Sonne drehen. So kennzeichnete Friedrich Engels den Kerngedanken des englischen Freihandels, und Marx traf mit einem einzigen Satze das Wesen des englischen Pazifizismus: nationale Kriege — faux frais! England kann fremde Nationen billiger ausbeuten, wenn es im Frieden mit ihnen lebt.

So sahen die beiden großen Sozialisten der englischen Gesellschaft schon zu einer Zeit in Herz und Nieren, als die Überlegenheit Englands über die sozialen Entwicklungsformen des Kontinents eine schlechthin unbestrittene Sache war und wo man in englischen Verhältnissen lediglich das zu erstrebende Ideal erblickte. Die Schilderungen englischer Wahlen mit ihrer sprichwörtlichen Korruption, bei denen es sich um „Saturnalien im altrömischen Sinne" handelte, oder die Darstellung englischer Heeresverhältnisse mit ihren Auspeitschungen der Mannschaften und absichtlich verhinderten Reformen sind auch heute noch interessant und lesenswert. Aber nicht in ihnen liegt die Eigenart der Artikel. Derartige Schilderungen haben auch andere Zeitgenossen gegeben und mit ihrem Tadel nicht gespart. Das Kriterium der Stellung von Marx zu England und das direkt Einzigartige seines Blickpunktes liegt darin, daß Marx im schroffsten Gegensatz zu den landläufigen liberalen und demokratischen Bewunderern Britaniens in England das Bollwerk internationaler Reaktion erblickt.

Zu dieser Erkenntnis gehörte zu der Zeit, wo Marx sie aussprach, eine besonders große Freiheit von Vorurteilen und ein historisch geschulter Blick von größter Schärfe. Für die heutige Sozialdemokratie ist nichts so bezeichnend, als daß diese Marxistische Erkenntnis bis zum Kriege vollkommen verloren gegangen war, im Kriege erst wieder neu hergestellt werden mußte und heute noch um ihre Anerkennung ringt. So sehr hatten die äußeren Formen des öffentlichen Lebens in England der Parlamentarismus, die Koalitionsfreiheit und andere Dinge den Blick getrübt. Man konnte 1914 nicht begreifen, wie sein so offenkundig „liberaler" Staat mit dem zaristischen Rußland zusammen an einem Strange ziehen konnte, während Marx in dem englisch-russischen Doppeljoch Europas schon vor zwei Menschenaltern eine normale Erscheinung der politischen Entwicklung erblickt hatte. Schon im Jahre 1848 meißelte Marx den entwicklungsgeschichtlich reaktionär gewordenen Charakter Englands in die klassischen Worte: „Das Land, das ganze Nationen in seine Proletarier verwandelt, das mit seinen Riesenarmen die ganze Welt umspannt hält, das mit seinem

Gelde schon einmal die Kosten der europäischen Restauration bestritten hat, in dessen eigenem Schoße die Klassengegensätze sich zur ausgeprägtesten, schamlosesten Form fortgetrieben haben — England scheint der Fels, an dem die Revolutionswogen scheitern, das die neue Gesellschaft schon im Mutterschoße aushungert ... Das alte England wird nur gestürzt durch einen Weltkrieg ... England wird wie zu Napoleons Zeit an der Spitze der kontrerevolutionären Armeen stehen, aber durch den Krieg selbst an die Spitze der revolutionären Bewegung geworfen werden und seine Schuld gegen die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts einlösen." Als dann später Marx nach London übersiedelte, gab er die Hoffnung auf die Wiederbelebung der Revolution durch den Sieg der französischen Arbeiter und auf den Sieg der Chartistenbewegung in England bald auf. Um so fester hielt er an der kontrerevolutionären Rolle Englands fest. In dieser Erkenntnis ließ er sich auch nicht durch den Krimkrieg beirren, der die beiden Hauptmächte der Reaktion, England und Rußland, einander feindlich gegenüberstellte.

Die Briefe über den Krimkrieg bilden den Hauptinhalt der beiden neuen Bände des Dietzschen Verlages. Marx und auch Engels haben den Krimkrieg gern als eine Komödie der Irrungen, als ein Spiel mit verteilten Rollen hingestellt, als einen bloßen Scheinkrieg, bei dem keine Partei die andere ernsthaft treffen wollte. In seinen Aufsätzen über Palmerston kam Marx zu dem Schlusse, daß dieser englische Minister und langjährige Leiter des Auswärtigen Amtes ein — russischer Agent sei: „Kurios wie es Dir erscheinen mag," schrieb er am zweiten November 1853 an Engels, „ich bin durch das genaue Nachgehen in die Fußtapfen des edlen Viscount seit zwanzig Jahren auf denselben Schluß gekommen, wie Monomane Urquhart, daß Palmerston seit mehreren Dezennien an Rußland verkauft ist." Seit dem April 1854 kam er auf diese Behauptung nie wieder zurück. In der Tat war die Darstellung der Palmerstonschen Politik durch Marx nirgends durch die Hypothese beeinflußt, daß Palmerston ein verkaufter russischer Agent sei. Was Marx bezweckte und was er auch vollkommen erreicht hat, das war die Zerstörung der liberalen Legende, die aus Palmerston einen liberalen englischen Staatsmann machte, der seine Lebensaufgabe in der Bekämpfung des russischen Despotismus erblickte und dem nichts so sehr am Herzen lag als das Wohl des englischen Volkes. Liest man die Artikel über Palmerston, so begreift man allerdings, daß im Parlament jener Satz gesprochen werden konnte: wenn der Kaiser von Rußland im englischen Kabinett einen eigenen Agenten besäße, so könnte der sein Interesse nicht besser vertreten, als es der edle Lord tue. Der Fehler der Marxschen Darstellung war nur, daß er Palmerston zu einem p r i n z i p i e l l e n Russenfreund machte. Er war es schon deshalb nicht, weil er überhaupt keine Prinzipien hatte.

Hiermit aber kommen wir auf einen Punkt, der in seinen weiteren Konsequenzen bis heute im geistigen Leben der deutschen Sozialdemokratie nachgewirkt hat: die grundsätzliche Russenfeindschaft von Marx. Sie gehört nicht zu den starken Seiten des großen Mannes und es ist bezeichnend, daß bei den Epigonen des Marxismus grade die Schwäche zur Stärke wurde. Im Gegensatz zu seiner sonstigen gesamten Geschichtsauffassung betrachtete Marx den russischen Absolutismus als etwas Unwandelbares, dem gegenüber die russische Gesellschaft nicht in Betracht komme. Es handelt sich hier um eine merkwürdige Verblendung, der aber Marx mit der größten Zähigkeit anhing. Selbst der Zusammenbruch, den der Zarismus im Krimkriege erlebte und der dann zur Aufhebung der Leibeigenschaft führte, öffnete Marx nicht die Augen. „Die Leibeigenenemanzipation," so schrieb er noch 1860 im „Herr Vagt", „bezweckt einfach die Vollendung der Autokratie durch Niederreißung der Schranken, die der große Autokrat bisher an den vielen auf die Leibeigenschaft gestützten kleinen Autokraten des russischen Adels fand, sowie an den sich selbst verwaltenden bäuerlichen Gemeinwesen, deren materielle Grundlage, das Gemeineigentum, durch die sogenannte Emanzipation vernichtet werden soll." Und nun gar: „Die Leibeigenenemanzipation im Sinne der russischen Regierung würde übrigens die Aggressivkraft Rußlands ums Hundertfache steigern." Heute, wo wir den Zusammenbruch des russischen Zarismus und seine Wirkungen auf die Aggressivkraft Rußlands vor uns sehen, tritt uns das Unhaltbare der Marxschen Auffassung besonders deutlich vor Augen. Immerhin aber hatte Engels im Gegensatz zu Marx schon früh auf die innere politische und wirtschaftliche Entwicklung Rußlands hingewiesen, die die tragenden Säulen des Zarismus früher oder später untergraben müßte.

Diese grundsätzliche und direkt blinde Russenfeindschaft von Marx hatte in der deutschen Sozialdemokratie bis eigentlich in die allerletzten Zeiten hinein fortgewirkt. Man sah in Rußland lediglich den brutalen Zarismus und bemerkte sehr wenig von den aufbauenden Riesenkräften, die sich im Wirtschaftsleben des Reiches regten. Auch das hat wesentlich dazu beigetragen, die politische Orientierung der Sozialdemokratie im Weltkriege zu erschweren. Alles stand auf dem Kopf. England galt für den Hort der Freiheit, und Rußland für das unerschütterliche Bollwerk der Reaktion. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß die russische Freiheit keinen gefährlicheren Gegner hat, als England, das sich nunmehr in der Weltrevolution des Krieges offen als Bollwerk der Kontrerevolution enthüllt hat.

Der Geist der Utopie

von Friedrich Burschell

Auch der Philosoph gehört zu uns.

Vor allen er, wir brauchen ihn als unsern Führer. Ehrfurchtsvoll, wie es sich ziemt, sprechen wir von ihm. Alte, hoffnungsreiche Schauer vor den Orakeln einer eingegebenen Weisheit erwachen wieder, vor dem durchdringenden Licht der aus Dampf und Zuckung herrisch und unwiderlegbar gehobenen Erkenntnis, vor dem kühnen, starken, sonderbaren Menschengeist, der bis hinauf zu Gott und zum Ende die Wege führt, die Ziele steckt, mit der trotzigen Faust, männlich, geniehaft evident und aus der breitesten Fülle redend.

Es war für eine Zeitlang vergessen worden, was Philosophie im Grunde ist. Es war trotz Nietzsche vergessen worden, daß sie nichts anderes als die Sehnsucht und Liebe zur Weisheit, zur tiefen Schau, zum Begreifen und damit auch zum Bessermachen der Welt bedeuten darf. Philosophie war eine Sonderdisziplin geworden, eine neben vielen, sie, die alle Wissenschaften königlich zusammenfassen sollte. Sie war zur matten, trübseligen Lehranstalt für die wenigen Beflissenen herabgesunken, die mit Akribie, mit höchst unlebendigem Bemühen, mit weiß Gott was für ausspintisierten Spezialproblemen die Bibliotheken füllten, die niemand las als wer wieder einen neuen, keiner Welt dienstbaren Beitrag liefern wollte, ein Meer von Papier ohne das geringste Rauschen der Unendlichkeit.

Wir wissen wieder, was ein Philosoph ist; auch er gehört zu uns. Wo er sich unter uns mischt, ist er mit allen Zeichen des Bruders wie einer von uns; aber was das Werk angeht, die an alle ergehende Forderung des Werkes, ist er wie ein königlich Führender, einsam, mit einem großen, freien Platz vor sich. Wo wir Künstler und Anfeuernde jeder Art viele sind oder wenigstens viele sein wollen, Namenlose im Dienst des unendlichen Lebens, ist er der Einzelne, der Bekannte, der Auserwählte und Berufene. Und wo wir andern stammeln, noch unfertig und nicht ganz gelöst und selbst im Besten nur wie Fragmente eines verschollenen und erst wieder aufzufindenden Genies, hat er in einem Zug alles zu leisten, mit seinem Leben alles abzuschließen; wir, die ganze Welt muß durch ihn hindurch. Seit langem zum erstenmal weiß man wieder, was ein Genie ist, ob man es erkenne oder nicht, seine Zeit wird schon kommen.

Ernst Bloch — mit Liebe und Verehrung schreibe ich diesen Namen nieder — hat mit seinem ersten Buch, dem „Geist der Utopie", (erschienen bei Duncker und Humblot) souverän und selbstverständlich den Platz eingenommen, der für ihn freistand. Noch ist es erst die Klaue des Löwen, das nur skizzenhaft angedeutete System, mit essayistischen Vorwänden,

hinter denen aber die tieferen Gegenstände, der Schaden an der Welt und der Gewinn der Seele und darüber hinaus die zu ersehnende, nicht anders als wahr zu denkende utopische Idee, die Wiedererweckung, die Ernennung Gottes mit dem Stichwort des Geistes, das erfüllte Überhaupt der Seelen aus der herrlichen Überzeugungskraft des wachsten Traumgesichtes auch an unserm unendlich und neu gewölbten Himmel schon aufgetaucht sind.

Fichtes Wort, daß es bei der philosophischen Entscheidung davon abhänge, was für ein Mensch man sei, findet hier eine anders erfüllte, tiefere Auferstehung. Es kann sich nicht mehr um so etwas wie die Alternative zwischen dem Dogmatismus oder dem Idealismus handeln, überhaupt nicht mehr um Ismen irgendwelcher Art; all diese jetzt noch bloß gelehrten, nichts leistenden Einstellungen haben vor der nächsten, unmittelbarsten Bedrohung unseres Bestandes jeden Sinn verloren. Vermutlich dachte Nietzsche daran, als er von der hereinbrechenden Anarchie sprach; aber sie hat sich anders, schrecklicher und, wenn man es nur sehen möchte, dennoch trostreicher schon ereignet. Das Denken, das reine Denken um des Denkens willen, das bloße wie immer feinsinnige Spiel des Geistes, ist völlig anarchisch und rechtlos geworden; hier kann man, wie es auch geschieht, alles zu sagen sich leisten. Aber die Erde rollt, die Himmel sind leer, es spielen keine Lichter mit. Das Denken ist abgelöst und ganz in einem leeren Raum für sich, und auch wo es sich subjektiv wendet, von einer Theorie des Bewußtseins aus die Welt über sich und unter sich drehen möchte, trifft es auf keine Tatsachen mehr; vom herrenlosen, niemand vertretenden Subjekt ist endgültig gar nichts mehr einzurichten oder auch nur klar zu machen.

Bloch sagt mit Grund: „Die neue philosophische Stunde katexochen ist da.“

Er sagt es mit prophetischem, weit hinaus weisendem Ernst, und weil es keine Alternative mehr gibt zwischen Ismen, sondern nur noch zwischen Leben oder Tod, Hoffnung oder Verzweiflung, Gott oder Satan, und weil freilich alles von der Forderung abhängt, was für ein Mensch man sein müsse.

Zwar wie die Menschen sind, das weiß er, bohrender, russischer, aufschlagender als wir alle. Aber es kann ihm nicht verloren und verlassen genug zugehen; trübe, grau und zugeschlossen ist um und in uns Tag und Nacht. Nur es zu fühlen brennt manchmal unsere Seele. Darin allein, in Gottes schlimmstem Verlust und der Verlassenheit und Armut unserer Seele, glüht der noch übrig gebliebene Funken, der Zeuge des echten Feuers, die mit uns wandernde, heimatlose, heimwollende Gottesglorie, schwankend und unsicher im Dunkel des gelebten Augenblicks, nur manchmal in einer tiefen grundlosen Heiterkeit wird sie angezündet, von der seltsamen, un-

konstruierbaren Frage, der immer verborgen lebendigen, nie in deutliche Worte zu bringenden Frage nach uns und unserm Ziel getroffen und in den wundervollen Nächten der Selbstbegegnungen und dem Auftreffen der Musik an unserm innersten Ort strahlend gewiß.

Alles andere ist planlos, unselig verworren und völlig leer. Nur das Ende ist sicher; und wie es kommen muß und daß es uns nicht unvorbereitet findet, dazu kann allein der Geist der Utopie verhelfen, der ins Blaue baut, phantastisch kühn, über das tote, abgelaufene Tatsächliche hinweg rufend, betend und beschwörend.

Der tiefe Mensch ist es, der gefordert wird, die warme, gotische Stube seines Innern, in der Gott sich sammelt und vorbereitet. Wir stehen am Beginn. Es ist die philosophische Stunde katexochen; es ist die Stunde, wo es sich entscheidet, ob die Menschen würdig sind in die Zeit des kommenden Reiches einzutreten.

Der Philosoph erhebt jetzt seine Stimme. Denn die andern Zeiten sind abgerollt. Aus der Natur sind wir herausgetreten, in der auch Gott längst nicht mehr darin ist, die ihm einst aus der Hand fiel und nun im Irrsinn ihres Unwertes dem leise schon spürbaren Untergang entgegengleitet. Jesus war der große Befreier, er hat die astralen Zusammenhänge gelöst und mit dem Licht der innigen, menschlichen, gottverklärenden Seele die festen Kristallgewölbe durchgebrannt. Er hat Gott als Geschichte, als geschehend in uns, mit der klaren Richtung auf die Apokalypse wieder einbezogen. Aber Jesus ist in seiner Tiefe noch nicht gehört worden, noch wandert er und leidet und hofft auf die Wiedergeburten. Noch blieb die geschehene Geschichte — mit Ausnahme der auf uns weisenden Einsenkungen in Ägypten, Byzanz, der Gotik und dem freilich nicht so reinen Barock — das Reich der Kultur, das hoffärtig abgeschlossene, sich gegen das Ende sperrende, aufhaltende Reich der schlecht genügsamen Werke. Wir fühlen uns auch da entwachsen; die Werke sinken, die Gott verstellten und einen nie zu beziehenden, alles schluckenden Himmel über uns wölbten. Im Taumel des Selbstmords einer an den bös zugespitzten, eitel gewordenen Werken vergehenden Welt fallen auch die letzten, einst so blendenden Hüllen. Wir haben nur uns selbst und freilich alles wiedergewonnen.

Zwar schlägt satanisch vieles noch zurück. Es ist nur der Funken, der glüht. Unsern verweslichen Leib hält die Natur, fragt nicht nach der Reife des Kerns und wirft uns, wann es ihr beliebt, vor die Würmer. Und auch im Staat, der Werk und Leben fordert, werden wir nicht zu uns geführt und die Herzen bleiben verhärtet. Aber fürs erste steht zu erhoffen, da zum mindesten keine Beweise dagegen sprechen, daß es mit dem einen Leben nicht genug ist und wir wiederkehren, bis die Zahl erfüllt ist. Und fürs zweite gilt die Aussicht auf den reibungslosen, wohl

verteilenden Sozialismus, der die irdischen Sorgen regelt und zum Freigelassenwerden für die wirklichen Sorgen führt, die unberührt von den in keiner Idee mehr befangenen Ordnungen tiefer der eigenen Seele sich widmen können.

Denn das allein ist wichtig und wirklich. Die neue philosophische Stunde hat geschlagen; es will Morgen um uns werden. Es tut kaum etwas zur Sache, was die den Namen sich anmaßenden, abgestempelten Philosophen, denen übrigens Bloch selber mit einem prachtvoll zornigen, lange verschollen gewesenen Humor bös heimleuchtet, dazu sagen werden; sie können es gerne als nicht zum Fach gehörig übergehen, es wird ihnen schon noch zum Ärgernis werden. Aber alles, was gut war und der Erkenntnis des noch unfertigen Lebens diente, ist aufgenommen. Vor allen der tiefe Kant, bei dem schmal zwar, uninhaltlich und unerfüllt, alles schon enthalten ist. Denn das Denken ist entgöttert, aber das Gute ist trotzdem zu tun, es ist das einzig Unbedingte, das absolut zu Fordernde, es ist das Licht im ringsum dunklen Leben, es führt hinaus, es läßt zur Freiheit springen, und was sonst nicht gewußt wird, die wahren großen Gegenstände, Gott und die Unsterblichkeit, entschleiern sich hier. So ruft Bloch den tiefen Kant zu sich, allerdings nicht mit dem leeren Apriori eines inhaltlich noch trockenen Sittengesetzes, leidenschaftlicher, besser fundiert, aus dem angezündeten Funken der echten, gottbeschwörenden Seele, und wenn er Hegel meint, nicht den wirklichen, mit der Welt fertig gewordenen, sich um die Not herumschlagenden Hegel, sondern das Hindurchgehen durch alle Sphären, den großen Aufbau aus dem Geist der Utopie, der Gottesernennung, das Durchdenken und Beschleunigen der zögernden Welt zur Befreiung in der Gesellschaft und der Erziehung in der Kirche, bis die Seele, die total sich erkennende Seele, das erfüllte Wir, in der Apokalypse sich selbst begegnet, so dämmern die Konturen eines wohl erst zu bestaunenden, aber im ersten Wurf schon uns völlig begreifenden, mitreißenden Systems der unfertigen, durch uns fertig zu machenden Welt.

Inzwischen werden vom reichsten Tisch hier alle Hungrigen gespeist. Die Musiker zuhöchst, denen zum erstenmal die Bedeutung des Tons, des Rätsels der Sinnlichkeit, und seine drängende, in den andern Künsten so nicht vorkommende innere Verwandtschaft mit der mystischen Materie Gottes an Hand einer bedeutend und glücklich unternommenen Geschichte und Theorie der Musik aufgehellt wird. Und die Maler, die Dichter, die Politiker und die Theosophen finden genug, um zum mindesten angeregt zu sein. Nur die Philosophen nicht, sie kommen schlecht weg; denn hier ist der wahre über die falschen Propheten geraten und hat ihnen schon alles aus der Hand genommen. Aber im komischen Helden, in

der liebevoll vorgeführten Gestalt Don Quijotes, lächelt oder weint, wie es einem zumute ist, jeder über sich selbst. Denn freilich lebt in uns allen die große Sehnsucht, das strahlende Traumbild einer utopisch vollendeten Welt oder wir lassen uns zum mindesten gerne von ihr erzählen, wenn wir auch nicht wie der todesmutige Ritter auf allen Straßen das Wunschgold finden und die Monomanie des Besserhabenwollens um jeden Preis und die leere, lächerlich verpuffende Reinheit in einer Zeit, die keine Erinnerung an den Gral mehr hat, so gesteigert nicht zu wiederholen ist. Aber innen sind wir viel noch dem Ritter ähnlich, wenn wir nur fordern und es anders haben wollen und wie immer rein sein mögen, aber draußen die Welt sein lassen, wie sie ist, und sie nur mit der wünschenden Hoffnung vergolden; wenn wir nicht demütig genug sind, uns an die wirklichen Dinge zu wagen, den vorgefundenen Funken auch an ihnen leuchten zu lassen, anzutreiben, aufzurufen, überhaupt Licht zu machen, bis wir bereichert an seelenhafter Wirklichkeit nicht so vergeblich zu uns selbst wiederkehren.

Dann tritt der Philosoph, so rauschhaft stolz er war, als er den begriffenen Gang des Geistes durch die unfertige Welt entwarf, die wandernde Gottesglorie im Zug der Seelen, daß Gott sich selber am Ende die Krone aufs Haupt setze, schließlich und im Entscheidenden mitten unter uns. Der große, freie Platz vor ihm wird mit den Gestalten der Liebe und den gefundenen Seelen bevölkert.

Der Prophet im Werk allerdings, und das ist Ernst Bloch, ein großer, zorniger, gotterfüllter Prophet aus dem herrlichen, erwartungsschweren jüdischen Blut, nah verwandt der russischen Tiefe und der deutschen Inbrunst, muß noch schreien und donnern und immer auf den Abstand deuten; anders läßt sich der Messias nicht vorbereiten.

Aber das bleibt ja nur ein Werk, und die Werke sollen nicht Bestand haben. Die Wahrheit ist in den Werken noch nicht ganz darin, sie gilt nur als eine Anweisung und wie ein Gebet. Endlich ist auch die Philosophie ein Gebet, heilkräftig und die Seele erfüllend. Und in allem unsere Führerin, an der mit gelehrtem Fleiß nichts mehr zu studieren ist, die nur durcherfahren und mitgebetet sein sollte.

Denn der Grund in der Liebe ist schon gelegt; alles ist in den Wind geredet, wenn es dahin nicht geht. Auch der Philosoph wirft da den faltenreichen Mantel ab und spricht die einfachen Worte: „Es ist so wenig, was wir tun müßten: gut sein, endlich einander zu lieben suchen, helfen, Licht machen mit dem herrlichen, rätselhaften menschlichen Verstand.“

Aber vielleicht ist es gar nicht sehr wenig, sondern sehr schwer und viel und genug für dieses und das andere Leben und vielleicht auch, wenn es nur in dem hier zum Ereignis gewordenen Geist geschieht, genug für Gott und die Herrlichkeit.

***

Gedenken an Max Dauthendey

von Oskar Loerke

Max Dauthendey wird von den fernen östlichen Inseln nie wiederkehren. Als wir, noch im August, über dem Gedanken traurig wurden, wie er, mit seinem Leibe in ein Paradies geschlossen, nach dem verlorenen Paradiese der Seele bangte, hatte man schon den Grabhügel über ihn geschüttet. Auf Java. Keine Mühe seiner Arbeitskameraden, selbst nicht die verzweifelte Liebe seiner Lebenskameradin war mächtig genug, ihn durch die Feuerhecke des Krieges in sein brennendes Haus zu holen.

So habe denn ich unter den manchen Gefährten, die verehrungsvoll seiner Meisterschaft ergeben waren, ihn am weitesten auf seiner letzten Fahrt hinausbegleitet.

Seliges frühes Frühjahr 1914! Wir trafen uns damals, ohne es verabredet zu haben, in Bremerhaven auf dem Lloyddampfer „Goeben". Rotterdam, Antwerpen, Southampton, Gibraltar, Algier waren unsere gemeinsamen Stationen. Dann, auf dem Hafenkai in Algier, reichten wir uns die Hände, und abends, schon im Morgenland, in der weißen, engen, schiefen Treppenburg der alten Seeräuberstadt, wo Dauthendey wohlig und wie gesegnet auf den nasalen chromatischen Singsang der Araber, den ersten Gruß der Orientseele, horchte, schüttelten wir sie uns herzlicher noch einmal: Neu-Guinea sein Ziel nun, die Sahara das meine.

Seliger April 1914! — Doch vielleicht würde der Verstummte, wenn wir unsere Ausfahrt in die Erinnerung eines Gespräches rufen könnten, wie vorgenommen, — vielleicht würde er mit der höflichen, gesellschaftlichen Freundlichkeit, die oft eine Maske seiner Güte und seines tiefen Lebens war, den Kopf schütteln und sagen: schon damals brannte mich eine verzehrende Sehnsucht nach Liebe und Heimat. — Aber unsere an Mären und Ulk überreichen Grogabende im Kinderzimmer des Schiffes, wohin wir uns mit kleiner Gesellschaft aus dem Rauchsalon aufgemacht hatten? Das lustige Einverständnis mit unsrem Tischkellner, der die „geflügelte Erde" und „Lingam" kannte und uns allen dafür doppelte Portionen Ananas und Langusten verschaffte? Die drolligen Kunstgespräche mit dem gutmütigen kurzen Berliner Bankbeamten? Die lebensübermütigen Scherze über das Dauthendey Bevorstehende: schwarzen Tod, gelbes Fieber und Pfeile der Eingeborenen? Seine nächtlichen Gänge mit mir um das Deck, auf schlafendem Schiff, über großen klingenden Meerwellen, in warmem Sturm, fast durch die Beeren der tiefgeneigten Sternentraube, in glücklichen, — ja glücklichen Gesprächen über letzte Dinge?

Auch in jenen Wochen war Dauthendey schon immer beschattet. Er las aufmerksam die Funkentelegramme, die im Treppenhause vor dem Speisesaal täglich angeschlagen werden, und kaufte sich in jedem Hafen, kaum daß der Dampfer lag, Zeitungen. Auf die Frage, ob er denn nicht einmal für kurze Zeit den Weltlauf vergessen möge, antwortete er: „Es kann doch Krieg werden." Das Heraufsteigen des ungeheuren Blutgespenstes, das nun auch ihn gefällt hat, ahnte er gewiß nicht; ihn hatte bei einer früheren Weltreise ein Aufstand in irgendeinem Winkel aufzuhalten gedroht, und das Rationale in ihm suchte etwaigen Gefahren vorzubeugen, die seinem schicksalhaft notwendigen Drange, über den Planeten zu ziehen, entgegen sein konnten. Aber das Tier in ihm, einfach seinen Gesetzen vertrauend und doch von äußerst geschärfter intuitiver Wachsamkeit, witterte es etwas Endgültiges von ferne drohen und war es darum schwermütig?

In diesem Wittern, das ein unfehlbar klares Wissen ist, liegt jedenfalls eine Hauptwurzel der Kunst Dauthendeys. Nicht die Richtigkeit des Prophezeiens, sondern die Richtigkeit der Feststellung verborgenen Daseins ist gemeint. Aus dem unablässigen Zustrom von Vorstellungen, Bildern und Assoziationen, die an sich nicht freudvoll und nicht schmerzlich, nicht warm und nicht kalt sind, schießt ihm eine Reihe zu einem Liede zusammen und dann wieder eine Reihe zu einem anderen, — und sie bewahrt nun einen alles durchdringenden ganz bestimmten Grad von Bitterkeit oder Süße. Das Wissen des Blutes schuf und entschied nach dem Geiste seiner Blutsnatur, während die Verknüpfungen, die aus der konventionelleren Sprache der Seele hinzugefügt werden, oft nicht bis in den magisch notwendigen Bilder-Zauberkreis eindringen können. Der Klang „Dauthendey" ist uns zuerst der geographische Name für einen erdumspannenden Urwald von Gleichnissen, und an diesem Reichtum läßt sich besonders deutlich erkennen, daß der echte gleichnisbildende Trieb nicht aus der kindlich primitiven Freude steigt, überall Ähnlichkeiten zu bemerken und zu benennen: die verglichenen Dinge vielmehr verstummen Paar um Paar, aber zwischen ihnen springt und irrt ein Ton weiter, in dem Blitzzickzack, der für die Seele das Geradeaus ist, er steigt und fällt in seinem Laufe, bis er die Melodie gebildet hat. Dauthendeys Melodie. Eine endlose Melodie. Solange der Vorrat an Gleichnissen nicht erschöpft ist, findet die Melodie keine Schlußkadenz. Sie deutet in ein ewiges Leben. Die tausend Lieder haben nur Halbschlüsse, ihr wahrer Schluß liegt weit hinter ihnen, wie ihr wahrer Beginn weit vor ihnen liegt. Wenn sie enden, ruhen sie nur aus, wenn sie beginnen, heben sie nur wieder an.

Liebe als Sehnsucht und Erfüllung war Dauthendeys Leben, Wanderschaft sein Dichten. Wäre er daheim geblieben, er wäre verdorrt vor

Sehnsucht, und konnte er nicht heimkehren, so mußte er auch verderben vor Sehnsucht. Zu reisen war die Bewegungsform seines Geistes mehr als die seines Körpers. Seine Ziele — Indien, Japan, Mexiko — waren nur Durchgänge, das wesentliche Ziel blieb vom ersten Schritt an sein Ausgang: das Herz der Geliebten. Der Weltball lag wie ein Gespenst vor diesem Herzen: das Gespenst mußte erst gesehen, gestellt, bewundert, bekämpft werden. Nicht in dem Dichter drängte sich der farbige Spuk der Welt, und nicht draußen war die Wirklichkeit, sondern in ihm war die einzige Wirklichkeit, die es für ihn gab, und ihre Abbilder draußen mußte er nur darum aufsuchen, damit sie ihn an diese Wirklichkeit erinnerten, ihn anstießen, weckten. Er häufte scheinbar nichts als Stoff um eine Liebe, die nichts mit ihm begann. Der Stoff jedoch war nirgends sonst vorhanden als in ihm. Er wurde in Wahrheit die in ihm vorgebildete und über die Erde ausgestreute Form. So besingen fast alle seine Bücher die „geflügelte Erde", alle sind sie der „brennende Kalender", die „ewige Hochzeit", alle „Weltspuk", alle „in sich versunkene Lieder." Und es macht die Größe seines Hauptwerkes, jenes Liedes „der Liebe und der Wunder um sieben Meere" aus und schafft ihm den bleibenden Wert, daß der Dichter nicht irre wurde an der Wahrheit seines Blutes: daß er die ganze Erde nur einem Herzen darbrachte. Das war nicht Opfer irgendwessen, nicht Gewalt an fremdem Leben, sondern einfaches Dasein. Heidnische Ohren, die nach keinem Bekenntnis hingehört hatten, vernahmen diesen spielenden, nachsichtigen, nur märchenerzählerisch ernsten Fabel-Rhythmus, diese warmen, unbesorgt tapferen und unbesorgt bequemen Reime, heidnische und daher poetische Augen drängten die Verse voll mit soviel zweck- und absichtsloser, vor der Anschauung durch Gnadenwahl erwählter und daher nicht mehr wählerischer sinnlicher Fülle. Es kommt uns nicht mehr auf die Frage an, ob alles Material haltbar sei und nachprüfbar — es ist ja Spiegelbild, und alle Farben an dem Spiegelbilde sind voll und echt. In seinen Geschichten läßt Dauthendey abenteuerliche und grausame Ereignisse vorüberziehen, aber wir fassen auch sie nur gleichnisweise als Gaben seines Reichtums, nicht abgelöst von ihm in ihrer eigenen Tragik oder Furchtbarkeit. Gehen wir durch den Wald, so genießen wir ihn und uns, obwohl wir um die täglichen Ungeheuerlichkeiten seiner Spinnen und Käfer wissen. Wir genießen unsere Qualen und Beglückungen, nicht ihre. So ging Dauthendey durch die Welt. So ging die Welt durch ihn. Das Herz war das Bewegte, „das im Weltraum, wie ein großer Vogel ausgespannt, im Fliegen ruht." Es ruht im Fliegen, es berührt die Dinge nicht zur Rast. In einem seiner Bücher schreibt der Dichter: „Wir selbst, unser Körper, unsere gewohnte Art zu empfinden, unsere Art zu denken, nichts von uns kommt jemals in einem fremden

Lande an. Wohl kommen mit unseren Kleidern unsere Knochen, unsere Muskeln . . . in fremden Ländern an, aber nicht . . . unsere Herzwelt, nicht die Jahrtausende von heimatlichem Vorleben, die wir im Blute haben!"

So, mit der Legitimierung als Seher, griff er, umweht vom Winde des Bangens und Freuens, die ganze Erde als Heimat. Sie gehörte ihm als Bodenfläche für seinen Bilderurwald. Er mischte sich in nichts ein, er wollte nichts halten als die geliebte Frau, und nichts sollte ihn halten. Ein Anarchist, von edlen, weisen Göttern eingesetzt, von freundlichen. Er besuchte fremde Länder, nicht fremde Staaten, die über den sichtbaren Wundern dieser Länder unsichtbare Systeme und Netze ausgespannt halten, er besuchte nicht einmal fremde Völker, sondern brüderlich nahe und brüderlich andere Menschen, er sah sich nicht umrungen von fremder Fauna und Flora, sondern sah fremde Pflanzen atmen und hörte fremde Tiere brüllen, und wenn er davon sprach, entfernte er es, indem er es mit Worten näherte, schon auf Gleichnisweise.

Auf dem Meere zu scheitern, einem Giftpfeile zu erliegen, von der Lava des Stromboli überrascht und gestürzt zu werden – es wäre für ihn ein Tod auf der geflügelten Erde gewesen. Jetzt aber war sein Sterben entsetzlich: „ein brennendes Recht floß durch sein Herz", das Recht auf Vogelfreiheit, und dieses wurde verletzt.

Politische Chronik: Der Liquidation entgegen / von Junius

Vielleicht haben diejenigen doch recht, die seit Jahren auf das deutsche Anderssein wiesen und daraus den Zwang ableiteten, den Geboten unserer andern Wesenhaftigkeit nachzuleben.

Ja, wir machen auch unsere deutschen Revolutionen anders als die Welt da draußen und ringsherum, die keulenschwingend gegen das nun völlig isolierte deutsche Volk losstürmt; nur überlassen wir die Hochgefühle und den Stolz des Auserwähltseins jenen ruhmredigen Patrioten und philosophischen Mischköpfen, die mit dem Wort des deutschen Anders und Besserseins die Welt zu betäuben suchten und auch die Gutgläubigen unter uns umnebelten. Die paar Tropfen Blut, die 1848 geflossen sind haben wenig Früchte getragen; sie konnten nicht ungeschehen machen, daß der deutsche Befreiungskrieg nur deutsche Fürsten und Länder aber nicht den deutschen Menschen befreit hat; sie konnten nicht verhindern, daß die deutsche Bourgeoisie sich ängstlich vor militaristischen Drohgebärden ver-

kroch; sie vermochten nicht einen mannhaften deutschen Bürgersinn aufzurichten und gegen den Cäsarismus Bismarcks parlamentarische und verfassungsmäßige Kautelen zu schaffen.

Wir haben seitdem große Zeiten erlebt, Zeiten, die nicht nur in materiellem Betracht groß waren, wie zu behaupten Mode geworden ist. Eine ungemeine Rührigkeit hat im letzten halben Jahrhundert das deutsche Leben erfüllt. Die Wissenschaften, die Forschung, die Technik, die sozialen Organisationen, die Künste und Literaturen haben über das Äußere eines bloß mechanischen Betriebes hinaus Werte geschaffen; aber sie haben das einzige Gebiet unbefruchtet gelassen, das ein großes und selbstbewußtes Volk niemals Kasten, Cliquen und Interessentengruppen als Tummelplatz einräumen darf: die Politik. So nur ist der jähe, aber seit Bismarcks tragikomischer Entfernung aus dem Amt vorauszusehende Zusammenbruch des politischen Systems zu begreifen, den wir eben erleben. Unfähig, wie die Monopolisten der deutschen Macht waren, den Kriegsausbruch zu verhindern und die ihm zugrunde liegenden Problemenbündel zu entwirren, haben sie auch mit gesteigertem Unvermögen und desto selbstbewußterer Anmaßung die Mittel nicht zu finden gewußt, die im Verlauf der letzten Blutjahre sich für die Liquidation in Ehren fast von selbst darboten.

So gleitet unser ancien régime durch die Schuld der heute gar nicht zu qualifizierenden Bismarckepigonen unrühmlich in die Unendlichkeit des Gewesenen. Es geschieht fast lautlos; denn das Gekrächz der alldeutschen und konservativen Raben findet kaum ein Echo. Aber es ist für immer festzuhalten, daß die deutsche Revolution sich auf den Schlachtfeldern gegen einen übermächtigen äußeren Feind vollzogen hat, in dessen Lager, nachdem der russische Koloß sich als lebensunfähig erwiesen hatte, unter Führung der angelsächsischen Mächte eine Welttendenz gegen uns kämpft, — eine Welttendenz.

Viel zu spät ist das organische, auf Wechselwirkung eingestellte Verhältnis zwischen innerer und äußerer Politik begriffen worden, und so blieb unserer ersten, nach demokratischen Grundsätzen gebildeten Regierung nichts übrig, als durch das Angebot eines Waffenstillstandes die Liquidation des Krieges einzuleiten. Nie ist so plötzlich, ohne alle Übergänge und ohne das psychologische Mittel langsamer Vorbereitung auf Unvermeidliches, ein großes, zu grenzenlosen Opfern bereites Volk aus weltpolitischen Träumen in eine harte, enge, zu Verzicht und herber Entsagung zwingende Realität gezwungen worden. Zusammengebrochen ist die deutsche Orientpolitik; zusammengebrochen sind die mitteleuropäischen Pläne, wenigstens soweit sie über die Donau hinaus in den Balkan und die asiatische Türkei übergriffen; und was von Mitteleuropa noch politische,

wirtschaftliche und geschichtliche Wirklichkeit sein mag, ist durch das Fegefeuer in Frage gestellt, durch das die Länder der habsburgischen Krone eben umloht werden. Zusammengebrochen ist ferner die Flotten- und Wasserpolitik, wodurch von vornherein unsere kontinentalen Kräfte überspannt und mit fremden Zielen überlastet worden waren. Zusammengebrochen ist schließlich der Aufbau eines deutschen Imperiums, eines Größer-Deutschlands nach dem verkehrten englischen Muster. Wir können in diesem schwersten Augenblick unserer Prüfung nicht ehrlich genug sein. Durchstrichen sind alle Zielstrebigkeiten unserer politischen Bemühungen, die von Wilhelm II. ihre Impulse empfangen und durch dessen Kanzlergehilfen eine zweckwidrige und schädliche Auslegung und Verwertung gefunden haben. Der Historiker dieser ganzen Zeit wird, wenn er sie durchforscht, das Gefühl haben, in kahlen, nackten Steinbrüchen herumzuwandern; aber er wird, wenn sein Auge scharf genug ist, die Tatsachen richtig zu deuten, in dem elenden Mißbrauch der monarchischen Initiativgewalt durch Interessengruppen und Kasten die Grundquelle der entsetzlichen außenpolitischen Vielgeschäftigkeit entdecken, die das deutsche Volk nun in bar zu zahlen hat.

Wir haben all die Jahre hindurch auf diese Zusammenhänge hingewiesen und als erstes Erfordernis, um aus den mit Konflikten überladenen Verwirrungen herauszukommen, auf die parlamentarische Ministerauslese und die Notwendigkeit einer Blutmischung zwischen Reichstag und Bundesrat hingewiesen. Nun ist der Weg beschritten. Wir dürfen zum erstenmal von einer Regierung sprechen, die das Vertrauen des Volkes besitzt, — nicht weil sie aus den überlegensten Männern und Intelligenzen des Volkes besteht, sondern weil sie sich an dem einzigen Ort unseres Verfassungsbaues gebildet hat, der sich nach bisheriger Erfahrung als Ausleseapparat für politische Führer eignet: im Parlament. Die Masse des Volkes wird sich leicht an die neue Form, den Regierungswillen herzustellen und zusammenzusetzen, gewöhnen; wohl aber ist zu befürchten, daß die sogenannten Bildungsschichten mit ihrem Mißtrauen und ihrem Zweifel und ihren besserwisserischen Geschichtsabstraktionen verdrossen und mißmutig beiseite stehen und nun die Erziehung des neuen Geschlechts in negativer Weise betreiben werden.

Auf diese Quelle neuer Hemmungen kann man nicht früh genug achten. Schule und Universität haben bisher eine verderblich falsche Geschichtsunterweisung geboten. Sie haben den Staat Friedrichs des Großen und Bismarcks als den ewig unveränderlichen Rahmen des deutschen Volkes gepriesen; sie haben seinen ewigen Sinn in der Aufrechterhaltung der Spannung zwischen Herrschern und Beherrschten erblickt; sie haben an dem einen Pol Krone, Heer, Beamtentum und . . . jenseits der tiefen Schlucht das Volk schlecht-

hin gestellt; sie haben einen durch die Entwicklung ins unerträglich Fratzenhafte verzerrten Autoritätsbegriff gelehrt; sie haben es für unmöglich erklärt, daß eine Synthese von Ordnung und Freiheit auf andere Weise je hergestellt werden könne; sie haben ein Geschlecht erzogen, das nur den beamteten Geist als Geist und nur die von obrigkeitlichen Menschen anerkannten Werte als Werte betrachtet. In dieser Umdrehung der natürlichen Welt sind sie groß geworden; und wenn auch in diesem, wie man zu sagen pflegt, verpreußten Deutschland Schätze an guter, treuer Arbeitsgesinnung, an einer Loyalität ohnegleichen, an Sachergebenheit und uneitlem Arbeitswillen gehäuft wurden, Tugenden und Eigenheiten ganz besonderer Art, auf die der Stolz der Nation durchaus berechtigt ist: so hat doch der falsche Schulhistorismus Wesentliches dazu beigetragen, die politische Urteilsbildung in falsche Bahnen zu drängen und gegen die Gefahren der imperialistischen Zeitepoche blind zu machen. Das muß gründlich anders werden, und dafür zu sorgen, wird die erste Pflicht unserer Politiker und Publizisten sein müssen, nachdem einmal die Tore des Friedenstempels durchschritten sein werden.

Vor zwei Jahren wagte ich hier die Behauptung: vielleicht kommt noch einmal der Augenblick, wo wir Deutschen werden zufrieden sein dürfen, daß zur Zeit der Liquidation des Weltkrieges Woodrow Wilson Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sei. Bekannt war damals die Ideologie, die wissenschaftliche Arbeit, die publizistische Tätigkeit (großen Stiles) und die praktisch-politische Arbeit des Mannes; und leicht war der Generalnenner seines öffentlichen Charakters und seiner privaten Gesinnung zu bestimmen. Doch wehe dem, der damals die Behauptung wagte, Wilson habe zwar keine intime Kenntnis europäischer und insbesondere mitteleuropäischer Geschichte und Gegenwart, ihm fehle der intime Umgang mit den Problemen, die unser politisches und öffentliches Leben belasten, aber ihm sei trotzdem das Bild der planetarischen Zusammenhänge, wie sie sind und wie sie sein sollen, stets gegenwärtig und der Drang, die unselige Spannung zwischen Moral und Politik aufzuheben, ein tief inneres Bedürfnis.

Die Vereinigten Staaten sind seither in den Krieg gegen uns getreten, und der Präsident wurde der Chorführer der feindlichen Stimmen. Die Melodie, die er seither sang, klang uns zuweilen garstig in die Ohren, und mehr als ein Urteil über uns, das einer gnadenlosen Verurteilung gleichkam, mußten wir aus Selbstachtung energisch zurückweisen. Nichtsdestoweniger kann niemand behaupten, daß Wilson die Grundtendenz der Mission umgebogen habe, die er sich als Friedensbringer der Welt zuerkannt und mit deren Lasten er sich beladen hatte. Immer klarer trat seine Völker-

bundsidee in die Erscheinung; vage Bestimmungen erhielten konkretere Inhalte; die geschichtsbildende Idee von der Selbstbestimmung der Völker, die nicht mehr wie Figuren auf dem Schachbrett hin und her geschoben werden dürften, trat immer siegreicher aus dem Nebel, wenn auch deutlich zu spüren war, daß von ihm bei einem etwaigen militärischen Siege des von Amerika politisch geführten Gegenbundes der staatsrechtliche Bestand des bisherigen österreich-ungarischen Dualismus in Frage gestellt, ja selbst die territoriale Unversehrtheit des Deutschen Reiches im Osten (Polen) und im Westen (Elsaß-Lothringen) gefährdet werden würde. Denn es war kaum anzunehmen, daß selbst Wilsons ideologischer Eigensinn der Logik des Sieges würde den Kopf abschlagen können. Die Dämonen rasten also weiter; und die angedeuteten Gefahren eines radikalen Umbaues der politischen Karte Europas haben sich nunmehr verwirklicht.

Das ist die Lage des Augenblicks, — der Dauer zu werden verspricht. Wir müssen uns, ohne zu flennen, auf sie einstellen. Wir sind, unter ungeheueren Schwierigkeiten, in unsere kontinentale Bestimmung zurückgedrängt, und es ist tragisch, daß wir von dem Sprecher des neuen Weltvolkes da drüben, dem wir seit hundert Jahren überreichlichen menschlichen Kulturdünger geliefert haben, Verständnis für die elementaren Schwierigkeiten unseres nationalen und wirtschaftlichen Lebens fordern, nachdem unsere öffentliche und insbesondere unsere offizielle Meinung vier Jahre hindurch sein Programm einer Neuordnung der zwischenstaatlichen Beziehungen als utopisch oder als machiavellistisch: — als zu unserer Vergewaltigung und Entmündigung in bösem Geiste ersonnen und von scheinheiligen Lippen verkündet, in Verruf gebracht haben. Von dieser üblen Praxis hielten wir uns fern; und heute gibt es tatsächlich keine andere Hoffnung auf eine Verjüngung Europas, als das Vertrauen in die Heilkraft der Völkerbundsidee, vorausgesetzt, daß Wilson des Imperialismus und Jingoismus seiner Mitspieler Herr bleibt.

Das Habsburger Reich, wie wir es kannten, zerfällt; darüber ist kein Zweifel. In den besten Köpfen der Völkerfamilie, die es zusammensetzt, war seit zwei Jahrzehnten die Idee des demokratischen Föderalismus als der Weg zur Rettung und Erlösung aus unmöglicher Gegenwart lebendig. In hundert Varianten wurde sie von politischen Köpfen vorgetragen. Was allein Bauer und Renner getan haben, um die Regierungsleute zur Erneuerung der österreichischen Staatsidee zu bewegen, hätte Blinde sehend machen können; aber die Klerikalen und sonstigen Stützen des Wiener Zentralismus, die sich in unsühnbar tiefe Schuld verstrickt haben, suchten durch pfuscherische Symptombehandlung ihre Völker zu betäuben und über den Ernst ihrer Lage zu täuschen. Vor dem Kriege

war der Hochverräter Krammarcz Großösterreicher, vor dem Kriege war das südslawische Problem ohne allzu große Beschwernisse innerhalb der Monarchie zu lösen, vor dem Kriege ließ sich zwischen den Deutschböhmen und den Tschechen auch staatsrechtlich ein Modus vivendi schaffen, kurz: vor dem Krieg gab es nur einen Gedanken, der in diesem Wirrwarr Heilkraft zu haben versprach: den der Vereinigten Staaten von Österreich. In dem Augenblick aber, wo ich diese Zeilen schreibe, liegt es wohl jenseits des Vermögens, selbst eines großen Staatsmannes, für die auf Tod und Leben sich befehdenden Völker der Monarchie eine Bundesverfassung auszuarbeiten, die sie alle bejahen. Die Monarchie als solche hat sich um jeden Kredit gebracht, und die Dynastie als Klammer für die auseinanderstrebenden Glieder des Reiches hat, scheint es, ihre Rolle ausgespielt.

Der Dualismus der beiden Reichshälften hat schon in Friedenszeiten starke Belastungsproben schwer und schlecht gelaunt ertragen. Der magyarische Nationalismus, einer der härtest geschmiedeten in Europa, hat die wirtschaftlichen Vorteile, die ihm durch die Verbindung mit den österreichischen Kronländern geschenkt wurden, selbstgefällig und hochmütig hingenommen und ohne rechten Anteil an dem Gesamtgeschick der Monarchie nur sein eigenes Wesen auszubauen und seine eigenen Vorteile wahrzunehmen gesucht. Er hat die habsburgische Außenpolitik vom Balkan aus beherrscht und bis zuletzt, durch bewußte und mitleidlose Einschnürung der serbischen Entfaltungsmöglichkeiten, die Politik des Reiches gelenkt; aber die Schuld für deren Irrtümer, Entgleisungen und Mißerfolge hat er auf die Schultern des schwächeren Bruders gewälzt. Dieser schwächere Bruder war – man ahnt es – kein anderer als der Donaudeutsche, der sich durch gedankenloses und zweckwidriges Anklammern an dem längst überlebten bürokratischen Zentralismus immer mehr in Ohnmacht hinein regierte. Jetzt nimmt auch er, bei Gefahr des Versinkens in die Flut der Fremdvölker, die Selbstbestimmungsrechte für sich in Anspruch. Für uns Reichsdeutsche, die wir diesen Moment mit Bangen kommen sahen, waren darum die österreichischen Sorgen so gut wie eigene Sorgen, ja schlimmer als diese, denn wir schienen von der beamteten Vorsehung, die unsere Geschicke leitete, dazu bestimmt, in geduldiger Passivität nur die üblen Folgen dieses Verhältnisses zu tragen, ohne die Freiheit, über den Gebrauch der schwarzgelben Souveränität mitzuberaten.

Nun taucht mit einemmal unter den Doktoren der Wiener Hofburg Professor Heinrich Lammasch, der Völkerrechtslehrer, auf. Die Rolle, die er als Pazifist gespielt hat, ist allgemein bekannt. Sein neues Völkerrecht, das er in großen und kleinen Publikationen darbietet, deckt sich in den Wesenszügen mit den Grundgedanken, die allerorten am Werke sind, um einen Völkerbund herzustellen, in den die einzelnen Glieder aus Freiwilligkeit und

ohne Furcht vor Vergewaltigung durch die Weltmächte eintreten. Eine Verständigung mit Wilson auf dieser Basis seiner Anschauungen wäre leicht möglich, – wenn in Österreich (um nur von diesem zu reden) noch eine Regierung vorhanden wäre, die für ihre Völkerfamilie zu sprechen das moralische und politische Recht hätte. Darüber wage ich heute kein endgültiges Urteil zu fällen. Ob Lammasch (oder sonstwer) imstande sein wird, die Gärung, die das Band der staatsrechtlichen Gemeinschaft in Zisleithanien auseinanderreißt, zu beschwören und die Tschechen und die Südslawen in einen neugebildeten Zweckverband mit den Deutschösterreichern zu überreden, ist mehr als zweifelhaft. Die Italiener des Trentino gebe ich verloren. Es ist lächerlich, diesen Pfahl im Fleisch als Besitz zu buchen, nachdem er ein gräßlicher Infektionsherd geworden ist. Auch von den Rumänen der Gesamtmonarchie will ich hier nicht sprechen. Wenn man einmal die Nationalität als staatenbildendes Konstruktionsprinzip zuläßt – worüber in dieser Stunde nicht mehr zu diskutieren ist –, so ist auch der Weg klar, der zur Beseitigung der rumänischen Irredenta gangbar geblieben ist. Es wäre aber denkbar, daß nach Befriedigung des nationalen Selbständigkeitsdranges die Südslawen, die Tschechen und die Deutschen den unendlichen wirtschaftlichen Vorteil eines neuen Zweckverbandes einsähen und die geographischen Lehren ihrer wechselseitigen Lage berücksichtigten. Es ist leicht möglich, daß Wilson die tschechischen Ultras, die zunächst den heutigen Rahmen von Österreich und Ungarn sprengen wollen, enttäuschte und seinen Einfluß dafür einsetzte, daß weder aus Ungarn das slowakische Gebiet herausgeschnitten würde, noch daß die Deutschböhmen sich unter das Staatsrecht der legendären Wenzelskrone zu stellen brauchten. Früher wenigstens hat er, ebenso wie das Kabinett von St. James, andeuten lassen, daß er den Gesamtrahmen der Donaumonarchie in der überlieferten Form nicht allzu sehr zu erschüttern gedenke. Nun haben sich seitdem die Dinge radikal verbösert, und von Professor Th. K. Masaryk, dessen Rat in London und im Weißen Hause eingeholt wurde, wissen wir, daß er nach seinen persönlichen und sehr suggestiven Erfahrungen keinen Pakt mit den Habsburgern zu schließen und alle Formen der bisherigen Gemeinschaft zu brechen entschlossen ist.

Als ersten Kanzler hat sich die neugebildete deutsche Reichsregierung den Prinzen Max von Baden gewählt. So arm ist die politische Arena bei uns, daß just ein Prinz, daß sogar der Thronfolger eines der größeren Bundesstaaten zum Fahnenträger der jungen deutschen Demokratie ausersehen werden mußte. Doch wir wollen nicht rückwärts blicken und an den übelsten Teil von Bismarcks Wirken zurückdenken, an seinen unbändigen Haß gegen Selbständigkeitsregungen der Parlamentarier – man

muß es sich heute zum Trost und zur Ermunterung sagen –, die doch in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts teilweise von starkem Wuchs und suggestivem Eigenwert gewesen sind. In seinem Ländchen genießt der Prinz, der als Präsident der ersten Kammer Gelegenheit gehabt hat, öffentlich zu werden und sich in der politischen Praxis umzuschauen, große Sympathien. Seine Redeweise ist die eines gebildeten Mannes; seine Bekundungen lenken deutlich und nachdrücklich in die große Zeit des deutschen Neuhumanismus zurück. Ab und zu darf man sich eines schönen Bildes freuen, das aus Bergpredigt-Gesinnungen an die Oberfläche steigt. Aber kaum im Sattel, beginnt der Mann zu straucheln. Der Brief, den der Prinz an seinen Vetter Alexander von Hohenlohe geschrieben hat, schwitzt politischen Dilettantismus aus allen Poren, das muß gesagt werden. Es zeigt sich da wieder, wie ästhetisierende und von guten Gesinnungen überfließende Menschen aus hoher und höchster Gesellschaftsschicht meist zu ihren politischen „Überzeugungen" geraten: wo diese nicht auf der Einsicht in die politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Zusammenhänge beruhen, wo sie sich nicht auf im Kampf erworbene und erprobte Grundsätze stützen, wird nie die Zwergenhöhe liberalistischer Salonansicht überschritten. Es ist ein Glück, daß den Prinzen Männer aus dem Volke umgeben, die ihn stützen, halten, beraten und leiten werden. Als Übergang in dieser mit Lasten und Sorgen überladenen Zeit wird der Prinz hoffentlich seine Mission erfüllen, die er, wie man annehmen muß, nicht aus Ehrsucht, sondern aus tiefem, menschlich warmem Pflichtgefühl auf sich genommen hat.

Der erste Schritt der neuen Regierung war also die direkte, an Wilson gerichtete Aufforderung, er möchte einen Waffenstillstand zwischen den Kämpfenden vermitteln. Deutschland sei bereit, sämtliche Punkte der Friedensbedingungen anzunehmen, die er in seiner Botschaft an den Kongreß vom 8. Januar und in späteren Bekundungen formuliert habe. Unsere Lage war eindeutig geworden, nachdem Bulgarien abgefallen und über die Haltung der Türkei und Österreich-Ungarns selbst beim Mann in der Straße keine Illusionen mehr bestanden. Und doch wirkte die Nachricht von diesem Friedensgesuch, über dessen militärische und politische Ursachen und Voraussetzungen das deutsche Publikum bis in die letzten Tage hinein nicht unterrichtet worden war, auf das Publikum in der Mitte, auf die Millionen kritikloser oder kritikunsicherer Zeitungsleser wie ein Donnerschlag. Ach, also sieht dein Deutschland aus! Die Schuld der bisher unumschränkt Herrschenden und die Öffentlichkeit in ihrem Sinn politisch unterweisenden Schichten ist durch diese Tatsache allein, durch dieses Echo des Grauens und der Scham für alle Ewigkeit dokumentiert.

Diese Feststellung soll zum Nutzen für spätere Zeiten und Geschlechter in keiner deutschen Chronik fehlen. Der regierende Ausschuß des Parlamentes, den wir nach englischem Muster hier ja nun auch haben, hat durch seinen Mut und sein nationales und menschliches Gewissen, durch die Energie, mit der er aus einer unhaltbaren und daseinsgefährdenden Lage die Schlüsse zog, sich um das deutsche Volk und Europa verdient gemacht. In welchem Geist Woodrow Wilson wohl antworten wird? Wir erinnern uns, daß der neue Geist auf drei Voraussetzungen beruht: auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, auf dem Friedensverband, den man Völkerbund nennt, und auf der Abrüstung. Das politische Denken, das durch das große Erlebnis der letzten fünf Jahre verjüngt und inhaltlich unendlich bereichert wurde, klammert sich mit Inbrunst an die drei Erlösungen, die in diesen Grundsätzen in Aussicht gestellt werden. Wehe, wenn die große Passionszeit den Weg zu ihnen noch immer nicht freigemacht haben sollte.

15. Oktober 1918. Wilson hat geantwortet, schneller, als man erwarten durfte; zugleich auch in schrillem, sachlich nicht ganz überzeugenden Ton, der das Vertrauen des deutschen Volkes an seine übernationale Gesinnung erschüttern und den Glauben an sein parteiloses Menschtum ins Schwanken bringen mußte. Ich sagte oben: „Heute gibt es tatsächlich keine andere Hoffnung auf eine Verjüngung Europas, als das Vertrauen in die Heilkraft der Völkerbundsidee, vorausgesetzt, daß Wilson des Imperialismus und Jingoismus seiner Mitspieler Herr bleibt." Die militärischen Sicherheiten und Garantien, die er verlangt, damit die alliierten Heere bei Eintritt des Waffenstillstandes im Besitz ihres Vorsprungs bleiben, werden noch nicht näher präzisiert; aber sie scheinen den Bedingungen zum Verwechseln ähnlich zu sein, die man an einen Besiegten stellt, der zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen ist. Nicht die Militärkaste hat die Räumung der okkupierten Gebiete vorgeschlagen, nicht die Kreise, die sich in annexionistischen Kriegszielen guttaten, nicht eine Regierung, die dem Volke fremd und obrigkeitlich gegenüberstand, sondern dessen Vertreter und Repräsentanten erboten sich, zu territorialen Opfern und Verständigungen schwerer Art bereit, die deutschen Heere zur Räumung des besetzten Gebietes zu veranlassen. Nur betrachtete man sich noch als verhandlungsfähig. Aber diese Verhandlungsfähigkeit wird in Wilsons Note ihnen so gut wie abgesprochen, wenn der Meister der Humanität, der vier Jahre hindurch den reinen Rechtsgedanken auf sein Panier geschrieben und das schöne Wort eines „Friedens ohne Sieger und Besiegte" geprägt hatte, sich hinter die militärischen Sachverständigen stellt und diesen die Aufstellung der Räumungsbedingungen überlassen

will, die einem etwaigen Waffenstillstand voranzugehen hätten. Es ist nicht zu vergessen: wir haben es mit einer siegreichen und im Bewußtsein ihres baldigen Enderfolges trunkenen Übermacht zu tun. Nach einer langen Kette von schweren Niederlagen, nach großen Opfern an Gut und Blut, will sich die feindliche Militärkaste nicht in den Arm fallen lassen; und so hat es den Anschein, als ob aus der Vergewaltigung und der Erdrosselung eines großen und kulturell unentbehrlichen Volkes der neue Völkerfrühling sprießen solle. Wir verstehen die Schwierigkeiten, mit denen auch der größte Idealist bei dieser Sachlage zu kämpfen hat; und wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß das Wesenhafte an Wilsons Idealismus im Kampfe mit diesem grausamen Ungedanken siegreich bleibe. Wir übergehen, daß er in seiner Antwort den Schimpf bewußter, sadistisch-wollüstiger Wert- und Menschenzerstörung gegen das zum Rückzug gezwungene deutsche Heer schleudert, und wir übersehen ferner die Forderung, daß mit der U-Boot-Pest, wie die Angloamerikaner zu sagen pflegen, aufgeräumt werden müsse, ehe von Waffenstillstand und Verhandlungen die Rede sein könne. Es ist der gereizte, ins Unsachliche gleitende Ton der Wilsonschen Antwort, der das deutsche Volk tief verletzen muß. Es hatte geglaubt, daß dieser Mann ihm helfen werde, seine berechtigten Ansprüche auf nationales und wirtschaftliches Dasein durchzusetzen, nachdem es sein Verfassungsrecht so schnell und gründlich der demokratischen Praxis der Weststaaten angenähert hatte. Es hatte den Beweis seines demokratischen Willens dadurch erbracht, daß es den Paragraphen der Verfassung zu ändern sich beeilte, durch den das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, dem Kaiser und dem Bundesrat allein vorbehalten war. Es hatte gehofft, daß Wilson der jungen deutschen Demokratie in ihren ersten und schweren Schritten ein Helfer und eine Stütze sein werde. Sollen alle diese Hoffnungen und Erwartungen sich getäuscht sehen? Wenn Wilson, worauf der letzte Absatz seiner Antwortnote zu zielen scheint, meint, daß alle bisherigen Beweise für die Mündigkeit und Selbstregierung des deutschen Volkes nicht ausreichen, wenn er noch mehr und tiefergreifende Beweise des Gesinnungswechsels verlangt, ehe er in Friedensverhandlungen mit uns eintritt, so soll er offen und deutlich erklären, was er will. Dann wird das deutsche Volk zu befinden haben, welche Antwort zu geben ihm sein Gewissen, seine Ehre, seine Interessen und seine wohlverstandene Würde anraten.

16. Oktober 1918. Wir sollen mehr tun, als bisher geschehen ist. Man soll durch radikale Schritte, die sich in den Gesinnungen des deutschen Volkes in den letzten Jahren zuerst langsam dann aber immer stürmischer vollzogen haben, die bittere äußere Lage erleichtern. Unter allen Nicht-

deutschen war die deutsche Autokratie mit dem Fluche aller Gewalttätigkeiten, die sich irgendwo auf den Planeten regten, mit dem Makel aller willkürlichen Herrschsucht und Eroberungsgier beladen. Es war gelungen, sie bei den Gemütern da draußen als Dämon der Friedensstörung in Verruf zu bringen; und wo immer sich internationale Verwicklungen ergaben, wies die ganze außerdeutsche Welt automatisch auf ihre Spitzen, die Junker, die Kaiseristen, die Führer der goldenen Militärkaste. Wir haben stets versucht, mit einer Objektivität, die schmerzt, Wahrheit und Lüge, Gesinnung und Tendenz an diesen Vorwürfen zu unterscheiden: denn auch jetzt, wo die Katastrophe über uns hereingebrochen ist und die Regungen der Einkehr sich oft bis zu hemmungsloser Selbstanklage steigern, können wir uns nicht bezwingen, soweit zu gehen, der Gegenseite nur reine Triebe, nur edle Gesinnung, nur ... uneigennützige Liebe zur Gerechtigkeit zuzuerkennen. O Gott, nein! Trotzdem ist, von uns aus, bis zu diesem Augenblick nicht genug geschehen, um unserm Haß gegen die unselige Militärpolitik verfassungsrechtlichen Ausdruck zu geben. Sie war und ist unser aller Übel größtes. Zu diesem Zweck müssen Militär- und Marinekabinette verschwinden, müssen der Krone sämtliche Möglichkeiten genommen werden, durch objektiv falschen und schädlichen Gebrauch der Initiativrechte das deutsche Volk in Gefahr zu bringen, — müssen diese Initiativrechte selber ein für allemal beseitigt werden. Das deutsche Kaisertum darf nichts, aber auch gar nichts anderes als reine Repräsentanz und bloßes Symbol sein. Heer und Marine dürfen nichts anderes als Instrumente einer Volksregierung sein, wie das in England seit Jahrhunderten der Brauch ist. Natürlich hatten und haben wir ein Volksheer; aber es wurde bislang in autokratischer Manier Zwecken dienstbar gemacht, die nicht von der Vertretung des Volkes sondern von einer kleinen regierenden Oberschicht als nationale bezeichnet wurden. In diesem Zusammenhange braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die bisherigen höchsten Träger des persönlichen Regimentes nicht geeignet scheinen, die Kaiseridee nach den heutigen Bedürfnissen des deutschen Volkes zu symbolisieren.

Anmerkungen

Metaphysik

Dreimal bei dem Rundgang durch die Ausstellung hatte er das Wort von Anwesenden vernommen. Ob sie nun Kritiker, Künstler oder Zuschauer sein mochten, sie waren sich einig darüber, daß diese neuen Bilder im Gegensatz zu denen des vorangehenden Impressionismus „Brücken zum Metaphysischen" bedeuteten.

Er schritt zu den Anlagen hinüber und setzte sich auf eine Bank, entschlossen, nicht aufzustehn, bis er sich klar gemacht hatte, was er von diesem Begriff hielt, gegen den er in sich eine Auflehnung feststellte.

Naturalismus suchte die zeitlichen Bedingungen und Merkmale einer Erscheinung so getreu und methodisch herauszuschälen, daß sie als irgendein Moment im Fluß der Dinge fixiert werden konnte, Naturalismus war eine Analyse des Gegebenen oder Gewordenen. Der Wille und die Energie des naturalistischen Künstlers waren der denkbar stärkste Versuch zur Objektivität, ein Verzicht auf den Schwindel der subjektiven Auslegung. Aber die Schwäche dieser Betrachtungsweise bestand darin, daß alle Eindrücke und alle Feststellungen dessen, was außerhalb des Auges des Künstlers existiert, durch sein Auge und Hirn gehen müssen. Also war auch die Objektivität Schwindel.

Impressionismus stellte die Hirnkamera schon wieder, nachgebend, subjektiv ein, hatte einen Sinn dafür, daß vor ihr nur ein Band von Erscheinungen abrollte, und gab einen eleganten, duftigen, arrangierten Eindruck davon. Da lag schon eine philosophische Stimmung vor, wenn auch nur im Keime: der massive Glaube des Naturalisten, daß man eine einzelne Erscheinung aus ihrem Zusammenhang lösen und für sich hinstellen könne, war verlassen, schon meldete sich eine Ahnung von der Zeitlichkeit der Dinge. Das Abrollen der Zeitlichkeit gab den Rhythmus, das Tempo, den Akzent. Es lauerten Skeptik, Melancholie, Pessimismus, Müdigkeit im Impressionisten — Zustände, die ohne Zweifel philosophischer Natur waren. Sie bedeuteten auf ihre Art, wenn auch negativ, eine religiöse Stimmung: alles ist Moment in einer Summe, alles unaufhaltsam auf dem Weg zur neuen Geburt, die Tod heißt. Philosophie ohne Gottbejahung.

Da die neue Richtung nun gegen den Impressionismus und Naturalismus, die man als Illussionismus zusammenfassen konnte, so voll Auflehnung war, lag es nahe anzunehmen, daß sie ihrerseits positiv religiös, gottbejahend sei. In der Tat begegnete man diesem Gedanken in den Manifesten überall. Er hatte drinnen bei flüchtigem Umblick nicht weniger als zehn Darstellungen des Martyriums des heiligen Sebastian gezählt. Das hieß: da man wieder metaphysisch sein wollte, versuchte man es mit den Themen, die in der großen Zeit der metaphysischen Kunst erfunden worden waren, mit der überirdischen Welt, mit dem Hofstaat des christlichen Gottes. Er stand unmittelbar vor dem Problem.

Diese neue Malerei kokettierte mit dem Religiösen in Erwartung, daß es ihr ge=

lingen werde, wirklich gläubig zu sein. Der Satz war nicht zu scharf formuliert, denn keiner der Künstler hätte ehrlicherweise behaupten dürfen, daß er so ungebrochen, restlos an die christliche Mythologie glaube, wie Thomas von Aquin oder Suso glaubten. Sie hatten gewiß selbst ihre Bedenken darüber, daß sie auf vergangene Anschauungsformeln zurückgriffen, aber sie suchten anzuknüpfen. Diejenigen, die Sebastians malten, waren übrigens schon die Älteren, die Jüngeren hoben die Deutlichkeit der Umrisse der Dinge, diese Grenze der zeitlichen Erscheinungen, schon auf, suchten die Gleichzeitigkeit zu gestalten, was nichts hieß, als daß sie das Prinzip der Impressionisten, wonach alles Geschehen und sein Abrollen in der Zeitlichkeit war, vertieften und aus dem Fluß einen Sturz machten — einen Sturz in den Abgrund des Todes oder der Ewigkeit. Denn Ewigkeit ist das philosophische Wort für Zeitlichkeit.

War darin Gott? Nur, insofern man die Vernichtung oder was auf dasselbe herauskam, die Schaffung des Zeitlichen mit einem neuen Namen benannte.

Metaphysik war also das Grauen des betrachtenden Künstlers vor der Phantasmagorie des Ablaufs. Nun konnte sich folgendes vollziehen. Ging man dem Grauen energisch genug zu Leibe, gab man sich ihm stark genug hin, so daß man sich mit ihm identifizierte, so schlug es in sein Extrem um, in Erkenntnis, daß die Kraft des Ablaufs das eigentliche Prinzip des Daseins war. Man konnte es Sinnlichkeit, Wille, Energie, Vitalität oder sonstwie nennen. Und man konnte es, wie die Technik mit den „Pferdekräften", die einem Wasserfall innewohnen, tut, zum positiven Aufbau benutzen. Man konnte „Gott" nachahmen und noch einmal den Schöpfer spielen, eine innere Welt gestalten, nach den Launen und Bedürfnissen seines Temperaments. Diese Souveränität war die neue Kunst von morgen.

Sie war religiös, insofern sie die Ohnmacht erkannte, irgendeine Erscheinung zu isolieren, sie war metaphysisch, insofern sie um ein Grundprinzip des Schöpferischen wußte, und sie war schwächlich, solange sie nach alter Manier dualistisch blieb; Gott auf der einen, die Welt auf der anderen Seite. Denn solange kam sie von der Abbildung und vom Indirekten nicht frei. Sie durfte nicht mehr abbilden, sondern mußte abstrakt — unsinnlich den gesetzmäßigen Aufbau des Sinnlichen veranschaulichen. Sie mußte direkt in dies Grundprinzip des Ablaufs hineinstürzen und Anschaulichkeit verwandeln in Anschauung.

Aber die Metaphysik lag nicht jenseits des Lebens etwa in einem unendlichen Raum, sondern — hinter der Stirn. Im Hirn. Metaphysik entsteht, sobald die Eindrücke der Außenwelt in ein Gehirn stürzen und dort das Grauen und den Impuls erzeugen. Das Jenseits liegt in den Straßen des Hirns, in der Dämmerung der gereizten Nervenbahnen, in den Nebeln des Blutes, das eine Sendung erhält von andren Existenzen, die den gleichen Ablauf in sich trugen. Metaphysik ist eine biologische Erscheinung.

Er war zufrieden, er stand auf und hatte seine tiefste Stunde gehabt.

Otto Flake

Eduard v. Keyserling

Fern von allem armseligen Gezeter der Welt ist dieser Dichter gestorben, der häßlichste und kränkste Mensch, innen aber eitel Sonne und Heiterkeit. Fern von dieser Welt lebte er innen, und dichtete Träume von weißen Schlössern und sehnsüchtigen Paaren, die mit ihrer Zartheit und Anmut ganz außerhalb der gefeierten Probleme standen. Als sein „Frühlingsopfer" 1899 auf der Freien Bühne erschien, war es ein liebenswürdiger Irrtum, zu meinen, hier sei von irgendeiner Erobe-

rung oder Neuerung nur eine Spur. Es war der Klang eines Endes. Keyserling war der Ausklang der baltisch-preußischen konservativen Kultur, die ihre Todesstunde ahnte und in einer letzten, müden Schönheit strahlte. Wir liebten ihn aus Bestürzung über den zeitgemäßen Kampf der Rationalisten und Gläubigen; wir liebten ihn, weil er noch einmal mit altem, treuen Auge uns ansah und von vergangenen Herrlichkeiten mit leiser Grazie erzählte. Als Novellist stärker noch als in seinen Romanen und viel stärker als in seinen Dramen erzählte er immer so ziemlich dasselbe schöne Schicksal von Liebe und Skepsis, Bauerntum und Landschaft seiner östlichen Heimat, und er setzte es in dem entzückenden Plauderton hin, der etwa von Fontane stammt und den jetzt noch Irene Forbes-Mosse bisweilen findet, ein Ton, den die empfindsamen Beobachter alter Familien und eingesessener Geschlechter anstimmen, wenn menschliche Weisheit den engen Raum erleuchtet. Die Weisheit Keyserlings ist nicht nur das Wissen um alle Regungen und Wünsche der gequälten Kreatur, sondern vor allem die Sicherheit des gut erzogenen Mannes, der schließlich alle Schuld mit Überlegenheit ansieht und zu einer Sentenz des Lebens verklärt. Die Form dieses Dichters ist darum meisterlich, sie ist von einer wahrhaft musikalischen Abgestimmtheit und lyrischen Potenz. Sein Werk ist das letzte Lied eines ancien régime, ist das süße Lächeln eines Daseins, das zur Ruhe gekommen ist.

O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die deutsche Revolution

Sie ist da, die große deutsche Umwälzung, und sie hält ihren Einzug im Gefolge eines verlorenen Krieges. Unser Verfassungsbau ist auseinander geborsten. Die Kaiseridee, die so lange für die unzerstörbar feste Klammer des Reiches gegolten hatte, liegt entseelt am Boden, ihr Träger ist landesflüchtig, die Zunft unsrer großen und kleinen Dynastien ist gewesen. Das deutsche Volk, das Bismarck in den Sattel gesetzt, konnte nicht reiten.

Schwarze Ahnungen in der Vorkriegszeit, von denen sogar nur halb verstanden, die sie hegten und die mit zaghaften Händen die Schleier hoben, haben sich erfüllt, aber unendlich radikaler, als die Ahnenden und die Erkennenden sie sich vorgestellt hatten.

Meuternde Matrosen in Kiel und Hamburg haben das Rad der Bewegung in Schwung gesetzt. In wenigen Tagen hatte sie alle Glieder und Gaue des Landes durchflutet. Sonnabend, den 9. November 1918, wurde die letzte auf verfassungsmäßigem Wege gebildete Regierung weggefegt und eine provisorische Regierung, die nach russischen Vorbildern aus Mitgliedern einer Partei, einer Klasse zusammengesetzt ist und sich auf das Mandat und die Zustimmung des Großberliner Arbeiter- und Soldatenrates stützt, schafft einen in jedem Betracht vorläufigen Abschluß.

Sollen wir Tränen weinen, weil der Geist Jean Jacques Rousseaus, weil die Forderung von der Suveränität des Volkes und seiner Selbstbestimmungsrechte, zeitgemäß umgestaltet und aus den Verhältnissen der kapitalistischen Gesellschaft neu geboren, als Triumphator auch in Deutschland eingezogen ist? Wir sind in den Krieg gegangen, das arbeitstechnisch am modernsten organisierte Volk Europas, um eine sterbende Staatsidee mit den Leibern unsrer Männerschaft zu stützen; und dieser Widersinn, diese entwicklungswidrige Verkoppelung von Jugend und Alter, von Zukunft und Vergangenheit hat fünfzig Monate hindurch mit donquichottehaftem Heroismus gegen das Fatum angekämpft. Vergebens. Nun ist die Befreiung da, aber noch nicht die Freiheit. Ein herrlich starkes Gefühl ungelöster und künstlich zurückgestauter Kräfte schwellt das Hoffen, der Blick eilt in grüne Gefilde neuer Schöpfungen und höheren Menschtums voraus, doch der Schutt liegt zu Bergen gehäuft auf allen Wegen und Stegen. Nicht so sehr die grausige Not und das Elend machen uns bange, diese gestern noch unverstellbare Verkrüppelung und Verkürzung der bisherigen Grundlagen und Voraussetzungen unsres materiellen Daseins, — ein viel schwereres Gewicht hat der doppelte Anspruch, den die Umwälzung an den Deutschen als Revolutionär stellt. Denn sie will Demokratie, also politische Freiheit, und Sozialismus, also Gleichheit, wurzelnd in der Verfügung über die gesellschaftlichen Produktionsmittel und die klassenlose Gesellschaft begründend. Und sie will beides zugleich und mit einem Male. Darin liegt die Größe und liegt die Gefahr. Der revolutionäre Geist ist schöpferisch, ihn fürchten wir nicht, solange er revolutionäre Exzesse meidet. Aber sollen wir nicht hoffen dürfen, daß die deutsche Revolution auch im guten Sinne eine deutsche sein wird? S. S.

Die soziale Forderung der Stunde*
von Franz Oppenheimer

Kein Zweifel, daß alle unsere Nöte aus einer zentralen Wurzel stammen: aus dem Mehrwert — dem arbeitslosen Einkommen: Profit und Grundrente. Dieses eine und einzige Problem schließt alle übrigen Fragen unserer Gegenwart ein: die der Wirtschaftspolitik und der Staatspolitik, der inneren und der äußeren. Denn mit dem Mehrwert verschwinden die Klassen, und mit dem Klassenverhältnis all die Reibungsflächen, an denen sich der Kampf der Klassen im Inneren der Staaten und zwischen den leitenden Klassen der verschiedenen Staaten immer wieder aufs neue entzündet hat, bis zu der ungeheuren Katastrophe, in der wir jetzt stehen.

Das Ziel des Strebens, die Rettung der Menschheit, kann daher nur sein die vom Mehrwert befreite und daher klassenlose Gesellschaft der Zukunft: der Sozialismus.

Wie entsteht der Mehrwert, und wie ist er zu beseitigen?

Mehrwert entsteht überall, wo „unter einem Monopolverhältnis getauscht wird." Der Monopolist erhält mehr Wert, als in dem Dinge steckt, das er hingibt; sein Kontrahent weniger (das steht ausdrücklich bei Marx, Kapital III, 1, S. 156).

Ein Monopol ist, wie Marx sich ausdrückt, „ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen." Die Sache, die das kapitalistische Monopolverhältnis vermittelt, ist der Grund und Boden. Er gehört überall einer Minderheit. Wer weder Boden noch produzierte Produktionsmittel („Kapital") besitzt, ist „freier Arbeiter": wer Boden besitzt, gleichviel ob als Eigentümer oder als Mieter beziehungsweise Pächter, und außerdem einen Stamm produzierter Produktionsmittel, groß genug, um freie Arbeiter daran zu beschäftigen, ist Kapitalist, das heißt Monopolist und bezieht bei jedem Tausche von Arbeitsleistung gegen die Lohngüter den Mehrwert in Gestalt des Profits; sein Kontrahent, der freie Arbeiter, hat ihn abzutreten, indem er „Mehrarbeit" leistet, das heißt sage zehn Stunden für einen Lohn arbeitet, der, sage nur fünf Stunden Arbeit in Warenform, in seinen Subsistenzmitteln, zurückkauft.

Und zwar beruht das Bodenmonopol nicht etwa auf natürlicher Knappheit, sondern auf Sperrung des vorhandenen übergroßen Vorrats durch Wenige gegen die Vielen in der Rechtsform des großen Grundeigentums.

---

* Aus einem Privatdruck, der „Die soziale Forderung der Stunde" mit höchst beachtenswerten Gedanken und Vorschlägen begleitet, geben wir den die Praxis betreffenden Teil hier wieder; die Theorie seines liberalen Sozialismus stellte der Verfasser in einem Aufsatz des Septemberheftes kurz dar.

In Deutschland zum Beispiel stellt das Großgrundeigentum (über 100 ha) weniger als 1 Prozent aller landwirtschaftlichen Hauptbetriebe dar, belegt aber mehr als 22 Prozent des Nutzlandes; und Großbesitzer samt Großbauern (20—100 ha), 10 Prozent der Hauptbetriebe, eignen 56 Prozent des Nutzlandes.

Die einzige erforderliche Maßnahme, um den Kapitalismus aufzuheben, ist also die Verwandlung Deutschlands in eine „freie Kolonie" durch Enteignung des Groß-Bodenbesitzes. (Vergleiche Marx, „Kapital" I, Kap. 25, S. 732 ff.: „Das Wesen einer freien Kolonie besteht darin, daß die Masse des Bodens noch Volkseigentum ist, und jeder Ansiedler daher einen Teil davon in sein Privateigentum und individuelles Produktionsmittel verwandeln kann, ohne den späteren Ansiedler an derselben Operation zu hindern .... Die absolute Bevölkerung wächst hier viel stärker als im Mutterland ..., und dennoch ist der Arbeitsmarkt stets untervoll. Der Lohnarbeiter von heute wird morgen unabhängiger selbstwirtschaftender Bauer oder Handwerker!" Solange aber der Arbeiter für sich selbst akkumulieren kann, und das kann er, solange er Eigentümer seiner Produktionsmittel bleibt, ist die kapitalistische Akkumulation und die kapitalistische Produktionsweise unmöglich. Karl Kautsky sagt in seinem Kommentar ohne Umschweife: „Damit hören Geld, Lebensmittel, Maschinen und andere Produktionsmittel auf, Kapital zu sein. Sie verwerten sich nicht.")

Mehr zu sagen ist einem Marxisten gegenüber eigentlich überflüssig. Wenn die Theorie vor der Logik und den Tatsachen besteht, ergibt sich daraus die Taktik von selbst. Es ist völlig klar, daß das Bodenmonopol sozusagen die Hülle des Ballons ist, die das Gas des Mehrwerts zusammenhält und dem Ganzen seine Steigkraft verleiht: wenn wir die Hülle aufreißen, muß das Gas ausströmen.

Ich will aber das Programm in knappster Skizze im einzelnen entwickeln, um den kürzesten Weg zu zeigen und gleichzeitig scheinbare Schwierigkeiten zu beseitigen.

I

Nehmen wir an, das deutsche Proletariat erlange die Macht, die Verfassung des Landes nach seinem Willen zu ordnen, dann handelt es sich darum, die Schwierigkeiten zu beseitigen, durch die bisher alle proletarischen Umwälzungen zuletzt doch wieder in den Abgrund gestürzt worden sind. Es sind das namentlich zwei.

Erstens der Widerstand der durch die Expropriation bedrohten Besitzenden, nicht nur der großen Bourgeoisie, sondern auch des Mittelstandes bis in seine tiefsten Schichten herab, vor allem der Bauernschaft in ihrer Masse.

Zweitens die sofort einsetzende Lähmung der volkswirtschaftlichen Ar-

beitsteilung und -vereinigung. Die Fabriken und Werkstätten stehen still, das Transportwesen wird desorganisiert, die Städte werden die Attraktionszentren einer ungeheuren Zuwanderung von Landproletariern, die doppelt leiden und doppelt gefährlich werden, weil sie weder Arbeit noch Brot finden. Denn das Land kann nicht im bisherigen Maße Nahrung senden, weil der Transport und der Handel desorganisiert sind, und will es auch nicht, weil der Bauer in seiner großen Masse der Revolution feindlich ist, die auch ihn mit Enteignung bedroht.

Die Aufgabe ist also, möglichst wenige unmittelbar in ihrem Vermögen, und diese möglichst sanft anzufassen, und die volkswirtschaftliche Kooperation womöglich zu beflügeln, jedenfalls nicht zu hemmen.

Dazu genügen vollkommen die folgenden Maßnahmen. Es werden sofort 2 Millionen Hektar Ackerland aus Großgrundbesitz freigegeben beziehungsweise expropriiert. Und zwar gegen volle Entschädigung, um keine unnützen Widerstände wachzurufen.

Die bisherige Arbeiterschaft der enteigneten Güter und Domänen wird zu Genossenschaften zusammengefaßt, die den Kaufpreis zu verzinsen haben. Eine Amortisation ist unnötig; er amortisiert sich automatisch in kürzester Zeit, wie sofort gezeigt werden wird. Die Genossenschaft wirtschaftet zunächst gemeinsam unter ihrem alten Leiter, wenn sie sich mit ihm über sein Gehalt usw. einigt, sonst unter einem von ihr gewählten und vom Staat beaufsichtigten bewährten Fachmann, den sie anstellt. Es ändert sich also fürs erste nicht das mindeste an der Betriebsweise und Betriebsrichtung, der Wagen läuft ruhig im alten Gleise weiter, die Produktion bleibt die alte, und vor allem werden das vorhandene Inventar und namentlich die Wirtschaftsgebäude nicht entwertet. Der Genossenschaft steht es frei, sich in eine Produzentengenossenschaft selbständiger Bauern zu verwandeln oder eine Mischform auszubilden, indem sie den Großbetrieb mit einem Kranze von Kleinstellen umgibt, deren Besitzer je nach eigenem Wunsch als Häusler mit zwei bis drei oder als Heuerlinge mit 8—10 Morgen Eigenland regelmäßig an den Arbeiten des Zentralbetriebes teilnehmen oder gänzlich als selbständige Bauern mit 20—30 Morgen Land ausscheiden. Die Genossen des Großbetriebes erhalten außer ihrem bisherigen Lohn samt Deputat usw. ihren Anteil am Betriebsgewinn, der pro rata der Arbeitsleistung nach Zeit und Qualifikation voll verteilt wird.

Um den Betrieb zu entwickeln, und die Genossen in anständige Wohnungen zu bringen, stellt der Staat den Genossenschaften gegen solidarische Bürgschaft verzinsliche Darlehen zur Verfügung, aus denen Häuser gebaut, Meliorationen vorgenommen und das Inventar ergänzt wird. Ein Amortisationsaufschlag ist auch hier nicht erforderlich.

Den Leitern wird zur obersten Pflicht gemacht, den Betrieb in den Grenzen der Wirtschaftlichkeit zu intensivieren. Außerdem sorgt der Staat durch Bau von Landstraßen und Kleinbahnen und durch Elektrifizierung dafür, daß diese Güter in eine höhere Thünensche Zone rücken, wo größere Intensität des Anbaus rentiert.

Höhere Intensität des Anbaus verlangt beträchtlich zahlreichere Arbeitskräfte. Sie werden herangezogen und mit gleichen Rechten in die Genossenschaft eingereiht. Außerdem scheiden regelmäßig frühere Arbeiter ganz oder zum Teil aus der Arbeit des Großbetriebes aus, um sich selbständig zu machen; sie müssen ersetzt werden. Auf diese Weise wird sich die agrarische Bevölkerung der Güter schnell verdichten, nach allen Erfahrungen mehr als verdoppeln. (Nach den preußischen Erfahrungen leben auf einem parzellierten Gut durchschnittlich fast dreimal soviel Menschen wie vorher. Ebenso stark nimmt die Zahl des Großviehs, viel stärker noch die der Schweine zu; die Staatssteuern steigen schnell auf das Dreifache.)

Damit ist die Reißleine gezogen, die Hülle des Ballons aufgeschlitzt, und das Gas des Mehrwerts strömt schnell heraus, allerdings und zum Glück nur so schnell, daß die Gondel, die Volkswirtschaft, nicht wie ein Stein niederschlägt, sondern sanft aufsetzt. Nichts weiter ist erforderlich, um binnen wenigen Jahren den letzten Rest des gesellschaftlichen Mehrwerts zu beseitigen. Kein anderer Besitzer, groß oder klein, in Stadt oder Land, braucht beunruhigt zu werden; Handel, Verkehr, Geld-, Bank- und Börsenwesen bleiben durchaus ungeschoren und laufen im Gegenteil nur glatter, schneller und mit größerem volkswirtschaftlichen Ertrage. Das soll jetzt im einzelnen gezeigt werden:

Zunächst steigert die Absaugung der Arbeiter aus den noch nicht vergesellschafteten Betrieben deren „Leutenot" zur wirtschaftlichen Katastrophe. Sie können auf der einen Seite die Wirtschaft mit dem auf weniger als die Hälfte geschrumpften Arbeiterstamm nicht mehr aufrechterhalten, haben also stark verringerte Roheinnahmen, und haben auf der andern Seite enorme Mehrlöhne zu bezahlen, da die leidenschaftliche Nachfrage nach Händen den Lohn gewaltig steigern muß. Unter diesen Umständen hätten sie sogar in der Vorkriegszeit sich nicht halten können; jetzt aber ist die Arbeiterschaft sehr stark gelichtet, und außerdem haben die Besitzer mit ungeheuer gestiegenen Steuern und Hypothekenzinsen zu rechnen und keine Aussicht mehr, slawische Wanderarbeiter in alter Zahl aus Rußland und Österreich zu importieren; denn der Krieg hat in Rußland die Argrarverhältnisse umgewälzt und überall die Arbeiterschaft zum großen Teile verschlungen.

Hier möchte ich einen Augenblick haltmachen dürfen. Ich sagte einleitend, nur ein „wissenschaftlicher Sozialismus" sei der Erörterung wert,

der den Zustand der künftigen Gesellschaft aus den Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Gesellschaft selbst ableitet. Nun, alle Sachkenner haben als Tendenz unserer Entwicklung schon im Frieden den Niederbruch des Großgrundeigentums als Folge der Massenwanderung festgestellt und als einzige mögliche Rettung die innere Kolonisation empfohlen. Die Wanderung war unaufhaltsam am Werke, das Monopol des Groß-Bodeneigentums zu unterminieren.

Um zum Gegenstande zurückzukehren: der Arbeitermangel und die steigenden Ausgaben treiben eine große Anzahl von Großbesitzern an den Rand des Ruins. Sie selbst oder ihre Hypothekengläubiger sind gezwungen, die Güter dem Staate zum Kauf anzubieten, und müssen froh sein, wenn er ihnen jetzt noch die ersten Bedingungen gewährt. Wieder werden dem Reste große Mengen ihrer Arbeiterschaft entzogen, neue Zusammenbrüche, neuer Staatserwerb, bis nach kurzer Zeit alles Land dem Volke repropriiert ist.

2

Nun fragt der Leser schon lange ungeduldig: und was wird aus dem städtischen Kapitalismus?

Vom Augenblick der Repropriation jenes Teiles des Großeigentums an stockt die Abwanderung vom Lande in die Stadt. Im Gegenteil: es fließt städtische Proletarierbevölkerung in zwei Strömen aufs Land zurück. Der eine Strom sind Landkinder, die noch Kraft und Lust zur Landarbeit nicht verloren haben; sie verlassen die Fabriken und fordern ihren Anteil am Volkslande. Der zweite Strom sind gelernte Industriearbeiter, die sich den Genossenschaften anschließen, ein Stück Land für Haus, Werkstatt und Garten nehmen, aus den Staatskrediten bauen und Handwerksmeister werden. Krämer, Lehrer, Medizinalpersonen schließen sich ihnen an. Dadurch ist unserem ersten Postulat genügt, ein System der Reform zu finden, das nicht die Städte zu Zentren einer maßlosen Zuwanderung macht.

Damit bricht zunächst die städtische Terrainspekulation augenblicks zusammen. Sie ruht ausschließlich auf der Voraussetzung einer starken regelmäßigen Zuwanderung. Wenn eine Großstadt aufhört, stark zu wachsen, ist keine spekulative Terrainposition mehr haltbar, da der Selbstkostenpreis schon durch den Zinseszins sehr schnell auf eine Höhe wächst, die kein Verkaufspreis mehr einbringen kann. Außerdem wird ein staatsbeherrschendes Volk nicht zaghaft mit Steuern auf diese im höchsten Maße antisoziale, von allen Richtungen verurteilte Gestalt des Monopols sein; und schließlich braucht der Staat nur ein paar elektrische Schnellbahnen in die weitere Peripherie einer Großstadt zu bauen, um gewaltige Gelände für den Wohnungsbau reif zu machen und allen Mietern einer

Großstadt in den schönsten der Gartenstädte Haus und reichlich Gartenland für einen kleinen Teil der Miete zu schaffen, die sie heute für elende Massenquartiere in Mietskasernen bezahlen müssen. Der Mietsagrarier folgt dem Feldagrarier in die Versenkung der Weltgeschichte, der Arbeiter wird des Monopoltributes der städtischen Grundrente — sie wenigstens ist unbestritten ein Monopoltribut! — los und ledig.

Wie aber steht es mit dem Industriekapitalismus, dem Fabrikfeudalismus?

Das absolute Angebot von Arbeitskraft auf dem Markte der Dienste sinkt durch den Abfluß der beiden Ströme, die wir bezeichnet haben. Im Verhältnis zu den Bedingungen der früheren Friedenszeit sinkt das relative Angebot noch viel stärker: denn es findet kein Zufluß von Landproletariern mehr zu den städtischen Arbeitsmärkten statt; die Lohndrücker bleiben aus, an denen sich der Kapitalismus bisher gemästet hat.

Auf der anderen Seite steigt die Nachfrage nach Arbeit und daher auch nach Arbeitern ganz gewaltig, und zwar durch die Folgen der schnellen und umfassenden inneren Kolonisation. Viele Hunderttausende neuer anständiger Familienwohnungen entstehen auf dem Volkslande; viele von ihnen sind vollausgebaute Bauernstellen mit Scheune und Stall; die Genossenschaften kaufen lebendes und totes Inventar, meliorieren durch Drainage, Entwässerung und Bewässerung, Straßenbau und Elektrifizierung; der Staat verdichtet das Netz der Chausseen und Eisenbahnen. Dazu kommt der Bau und die Einrichtung von Haus und Werkstatt der in die neuen Dörfer übergesiedelten Handwerksmeister, jener ehemaligen Fabrikproletarier. Ziegeleien und Zementfabriken, Schienenwerke, Holzbearbeitungswerke, Glas- und Ofenfabriken, Wagenbau, Kettenschmiederei, Sattlerei und Tischlerei, Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen, Drainageröhren, Eisenbahnwaggons, Lokomotiven wissen sich vor dringlichen Aufträgen nicht zu bergen; die Kohlen- und Eisenbergwerke, die Flußschiffahrt, der Seehandel und der Seeschiffbau, die Eisenbahnen und Spediteure haben Hochkonjunktur, weil heimischer Rohstoff bewegt und fremder massenhaft herangeführt werden muß. Bei den hohen Löhnen und dem dringenden Bedarf wird die Einführung neuer arbeitsparender Maschinerie notwendig und rentabel: alle Maschinenfabriken sind mit Aufträgen überlastet. Überall eine kolossale Nachfrage nach Arbeit — und gesunkenes Angebot! Der Lohn steigt sprungweise, Geld- und Reallohn. Der Arbeiter läßt seine Kinder etwas lernen, da er ihres Beitrages jetzt entraten kann: eine ungeheure Armee von Rekruten der Arbeit kommt vier, fünf Jahre später, und kommt qualifiziert zur Einstellung. Der Arbeiter zieht seine Frau, und viele ziehen ihre Töchter aus der Fabrik zurück; in den Gartenstädten haben sie gesündere und nicht weniger nützliche Arbeit in Haus und Garten genug, und er hat es bei den hohen

Löhnen nicht mehr nötig, „Weib und Kind unter den Dschaggernautwagen des Kapitals zu schleudern". Wieder sinkt die „aktive Arbeiterarmee" um Hunderttausende, vielleicht um Millionen, aber die Nachfrage nach Arbeit wächst mit jedem neuen Bauern und Handwerker, der sich draußen ansetzt, immer stärker. Und geht niemals wieder zurück! Denn wenn alles Land draußen von Genossenschaften und Einzelbauern voll besetzt ist, hat Deutschland einen agrarischen Binnenmarkt, doppelt so stark an Köpfen und vielleicht zehnmal so stark an Kaufkraft wie heute; und wir wollen nicht vergessen, daß auch der Lohn des Industriearbeiters Kaufkraft ist für die Produkte anderer Industriearbeiter, Nachfrage nach ihrer Arbeit.

Dieser Prozeß erreicht nicht eher sein Ende – und er erreicht es bald –, als bis der Lohn den Mehrwert auch in der Industrie verschlungen hat. Hand in Hand mit dem letzten Landarbeiter tritt auch der letzte Industrieproletarier über die Schwelle der mittelständischen Existenz.

Was wird aus den Kapitalisten und dem Kapital?

Im Gewinn des heutigen Kapitalisten mischen sich drei verschiedene Einkommen: der reine Profit oder Mehrwert, den wir als Monopolgewinn erkannt haben, ist das erste; der „Unternehmerlohn", das Entgelt seiner qualifizierten Arbeit als Leiter und Organisator, ist das zweite. Es sind „statische" Einkommen. Dazu kommt als „dynamisch" in guten Zeiten ein „Konjunkturgewinn", der im Durchschnitt der ganzen Klasse durch Verluste schlechter Zeiten kompensiert wird. Er trägt daher auch den Namen „Risikoprämie".

Der „Unternehmerlohn" der wirklichen Leiter wird etwa im Verhältnis der gewöhnlichen Löhne wachsen, bis eine bessere allgemeine Erziehung die Zahl der Qualifizierten gesteigert haben wird. Und der Konjunkturgewinn wird hoch sein und im Durchschnitt durch nur wenige Verluste kompensiert werden. Denn wir werden bei einer dringenden Nachfrage nach Gütern aller Art, der ein entsprechendes Angebot erst nach sehr langer Zeit, nämlich erst dann gegenüberstehen wird, wenn die Gesamtmaschinerie auf ihre volle riesenhafte Höhe und Leistungsfähigkeit gebracht sein wird, dauernde Hochkonjunktur haben. Das heißt: die Marktpreise der Industrieprodukte werden über dem statischen Preise stehen; die Waren werden etwas mehr Arbeitszeit in agrarischen Produkten und industriellen Diensten kaufen, als in ihnen selbst verkörpert ist. Diese beiden Einkommen der Kapitalisten werden also steigen, wahrscheinlich stark steigen. Und das ist ganz ausgezeichnet, weil es den Verlust aus dem unaufhaltsamen Sturz des reinen Profits zum Teil ausgleichen und vielleicht mehr als ausgleichen wird. Denn dadurch bleibt der Gesamtwirtschaft für die Übergangszeit die dreifache Funktion erhalten, die heute der Kapitalist ausübt: als Leiter der Produktion, als Werterhalter und Wertvermehrer des

„Kapitals im volkswirtschaftlichen Sinne": des nationalen Werkgutes, und als Konsument höherwertiger Güter und Dienste, so daß diese Erwerbsgruppen nicht leiden. Bei hohen Preisen der Waren und hohen Löhnen, aber sinkenden Profiten, werden die Kapitalisten alles daran setzen, um nach Möglichkeit zu „entsagen"; sie werden ihre Maschinerie rastlos verbessern, um am Konjunkturgewinn und Unternehmerlohn einzubringen, was sie am Profit verlieren; um ihren Konkurrenten abzujagen, was sie ihren Arbeitern nicht mehr abjagen können. Und so verwandeln sie einen beträchtlichen Teil ihres Einkommens in Volkseigentum: denn das ist es praktisch von dem Augenblick an, wo der Mehrwert völlig verdampft ist.

Damit ist auch unserem zweiten Postulat Genüge getan: die volkswirtschaftliche Arbeitsteilung und -vereinigung wird nicht gelähmt, sondern beflügelt, alle Unternehmer in Industrie, Handel, Bank und Verkehr zu äußerster Tätigkeit angespannt, zu ihrem eigenen Vorteil, weil sie ihre gewohnte Lebenshaltung ungefähr im alten Stile fortsetzen können, und zu dem der Allgemeinheit, da ihr Produktionsapparat schneller und wirksamer ausgestaltet wird, als eine bürokratische Organisation es vermöchte. Der Arbeiter aber kann seinem alten Feinde das alles wohl gönnen, denn er selbst ist unendlich viel reicher mit allen Gütern des Verzehrs und der Kultur ausgestattet als je zuvor. Das agrarische Nationalprodukt hat sich vermehrt und verbessert, seit statt des interesselosen Tagelöhners der freie Bauer den deutschen Boden bestellt, und alle Industrieerzeugnisse haben sich vervielfacht, seit die ungleich gewaltigere Maschinerie dem Menschen dient. Der Kuchen der nationalen Produktion ist viel größer geworden, und der Arbeiter erhält vom viel größeren Kuchen einen viel größeren Teil. Da mag er es den aussterbenden Kapitalisten gönnen, wenn ihr viel kleinerer relativer Anteil absolut noch so groß ist wie zuvor.

Und was wird aus dem „Kapital"? Nun, das Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne blüht und wächst gewaltig: die Maschinerie, des Menschen stählerne, fühllose Sklavenschaft, nimmt riesenmäßig zu. Aber sie macht nicht mehr den Menschen zu ihrem Sklaven. Seit es keinen freien Arbeiter mehr gibt, gibt es kein Kapital „im privatwirtschaftlichen Sinne" mehr, keinen Mehrwert heckenden Wert.

3

Drei Einwände pflegt man mir vor allem zu machen.

Den ersten darf ein Marxist nicht erheben. Er lautet, die Kapitalisten würden die Preise ihrer Produkte mindestens in dem Maße erhöhen, wie die Löhne steigen, so daß der Arbeiter als Konsument verliert, was er als Produzent gewinnt. Es würde sich nur der Geldname seines

Lohnes, aber nicht seine Kaufkraft, nicht sein Reallohn erhöhen. Ich habe nicht nötig, vor gebildeten Marxisten diesen Einwand zu charakterisieren. Nicht der Kapitalist bestimmt den Wert der Ware, sondern die darin verkörperte Arbeitszeit, und die ändert sich nicht, wenn der Mehrwert sinkt!

Zweitens: Das Kapital werde die Reform nicht dulden, werde fremde Arbeiter importieren, die Schollenpflichtigkeit wieder einführen, den Lohn gesetzlich beschränken und dergleichen. Das ist die Geschichte von dem Kapitän des meuternden Schiffes, der in seiner Not „achtzig Mann umzingelt". Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß das Volk die Macht über die Gesetzgebung und Verwaltung erlangt hat. Seine Maßnahmen richten sich gegen vielleicht 1500—2000 Besitzer. Auf wen wollen diese sich stützen, um Widerstand zu leisten? Stadt- und Landarbeiter, Zwerg- und Kleinbauern stehen geschlossen für die Reform, die ihnen nützt; das sind über 90 Prozent der Bevölkerung; die Mittelbauern haben nichts zu fürchten, ebensowenig der städtische Mittelstand. Die Expropriierten stehen allein, ein Häuflein gegen 67 Millionen!

Aber das städtische Kapital? Das allmächtige „Finanzkapital", jener „Oktopus", der ganze Länder mit seinen Polypenarmen umschlingt und aussaugt? Der die Presse, die öffentliche Meinung, die Verwaltung, hier und da auch die Gerichte „kontrolliert"?

Ich antworte, daß ein Untier um so leichter verhungert, je größer es ist. Wenn der freie Arbeiter verschwindet, verhungert das große Finanzkapital am allerersten, weil es keinen Fraß mehr hat. Mögen sich doch die paar Dutzend Bankokraten samt ihren Lakaien und Redakteuren, Syndizi und Deputierten mit den expropriierten Fideikommißherren verbünden: das Kräfteverhältnis wird dadurch nicht verändert. Es bleibt ein Häuflein gegen fast das ganze Volk.

Die klugen Herren werden sich hüten, gegen den Niagara schwimmen zu wollen. Sie wissen, daß es gegen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt ebensowenig Mittel gibt wie auf dem Warenmarkte. Sie werden froh sein, daß man sie nicht auch expropriiert, und werden sich aufs äußerste anstrengen, um an Konjunkturgewinn und Unternehmerlohn möglichst mehr zu gewinnen, als sie am Profit verlieren. Und das ist ein noch größerer Vorteil für die Gesamtheit als für sie selbst. Sie akkumulieren in letzter Linie nur für das Volk. Und wenn ihr Profit absinkt, haben sie keine übrigen Gelder mehr, um Zeitungen zu kaufen, Gelehrte zu mieten und Volksvertreter zu bestechen.

Drittens: Es bleiben doch immer noch die großen Riesenvermögen übrig! Und Reichtum ist Macht, und Macht wird gemißbraucht! Sehen wir zu. Ein großes Vermögen von heute besteht aus ein paar tausend Mark barem Gelde, einem Bankguthaben von ein paar zehntausend Mark, aus

Schlössern, Landsitzen und städtischen Palästen mit Mobiliar und Sammlungen von hohem Wert. Außerdem aus dem „rentierenden Vermögen": Landgütern, Bergwerken, städtischen Mietshäusern, Bauterrains, Dividendenpapieren, Hypotheken, Obligationen, Staatsanleihen. Was ist daraus geworden, wenn der Mehrwert ganz verdampft ist?

Nur diejenigen Landgüter und Bergwerke geben allenfalls noch eine „Differentialgrundrente", die überlegene Produktivität besitzen oder dem Verkehrsmittelpunkt naheliegen. Aber ihr Gesamtertrag ist kolossal gesunken, denn der ganze „Profit" fällt als gesteigerter Lohn an die Arbeiter. Die städtischen Häuser bringen nur noch vereinzelt eine schwache Rente, weil der Grund und Boden, auf dem sie stehen, nur noch in besonders bevorzugter Verkehrslage einen Wert hat und sich verzinst, und der Bauwert der übrigen ist fast auf Null gesunken, weil die Volksmasse bessere Wohnungen mit Garten bezahlen kann. Die Bauterrains draußen sind abgeschrieben, weil völlig unverwertbar. Die Dividendenpapiere geben nur noch vereinzelt eine Rente, insofern sie Patente besitzen oder natürliche Produktionsvorteile haben, zum Beispiel eine Wasserkraft. Die Maschinen und Gebäude, die zur Zeit der Reform vorhanden waren, sind längst „moralisch verschlissen", wie Marx sagt: die Einnahmen der Übergangszeit sind zum größten Teil daraufgegangen, die immer neue, immer mächtigere Maschinerie zu erstellen.

Und die Hypotheken, Obligationen, Staatsanleihen? Ein Teil ist verloren, viele Privathypotheken auf städtische Mietshäuser und ländliche Großbesitze; die Besitzer brachen zusammen, und man schrieb lieber den Verlust ab, als das Tote auf das Lebendige zu werfen. Andere sind durch Staatshilfe in Staatsanleihen verwandelt worden. Und diese? Sind freilich goldsicher, „goldgerändert", denn der Staat ist reich und ein prompter Zinszahler. Leider zahlt er dennoch fast nichts mehr. In dem Maße, wie der Mehrwert sank, hat er selbstverständlich auch seine Anleihen nach unten konvertiert. Jetzt zahlt er noch einen Rekognitionszins, sagen wir 1 pro Mille! Bald wird er nur noch $^1/_{10}$ pro Mille bezahlen! (Wir sagten eben, es sei für die Staatskredite kein Amortisationsaufschlag erforderlich. Das gilt auch für alle privaten Obligationen und Hypotheken. Wenn die Schuldner den anfangs stipulierten Zins weiter bezahlen, während der Zinsfuß gesunken ist, amortisieren sie ihre Schuld mit größter Schnelligkeit.)

Jetzt versteht man, warum ich so leichtherzig über die berühmte Streitfrage fortgeglitten bin, ob die Expropriation mit oder ohne Entschädigung erfolgen soll. Mit Entschädigung, um keine Härten zu begehen, keine „wohlerworbenen Rechte" anzutasten, keine Widerstände wachzurufen. Wer aber von Marx gelernt hat, was „Kapital" ist, für den ist die

Streitfrage müßig. Die Entschädigung amortisiert sich automatisch auf Kosten der Entschädigten!

Und die Schlösser und Sammlungen? Sie sind fressender Besitz und werden täglich teurer: denn sie bedingen große Dienerschaft, und deren Lohn steigt viel stärker noch als der des selbständigen Arbeiters. Denn er muß eine starke soziale Disqualifizierung mit vergüten. Die armen Erben werden froh sein, wenn der Staat diesen Besitz als Geschenk entgegennimmt und die Sammlungen billig ankauft, für die sich keine privaten Liebhaber mit Phantasiepreisen mehr finden, seit es keinen massenhaften Mehrwert mehr gibt.

Ich meine, diese radikale „Expropriation der Expropriateure" sollte auch dem verbissensten Hasser genügen, der nicht auf dem schönen, aber kaum sehr praktischen Standpunkt des „alles muß verungenieret sein" steht. Mancher mag ja bedauern, daß bei dieser Methode der Überführung zum Sozialismus das Gefühl der Rache nicht befriedigt wird: der Wunsch, daß die „Ausbeuter" einmal am eigenen Leibe erfahren möchten, wie harte Arbeit und Elend schmecken; aber er wird zugeben, daß eine allgemeine sofortige Expropriation aller Kapitalisten und Besitzenden überhaupt den Bürgerkrieg, die Zerstörung unzähliger Werte, die Desorganisation der Gesellschaftswirtschaft, allgemeine Not, allgemeines Elend und Entsittlichung bringen muß, und daß es für die Arbeiterschaft viel besser ist, ein sehr großes Stück vom sehr großen Kuchen einer aufs höchste entfalteten Volkswirtschaft zu erhalten, als den ganzen, aber winzig kleinen Kuchen einer verarmten und zerstörten Volkswirtschaft.

4

Zum Schlusse noch zwei sehr wichtige Nutzanwendungen.

Seit Jahrtausenden steht die Menschheit vor der Wahl zwischen den beiden größten Gütern der Gesellschaft: der Freiheit und der Ordnung. Es scheint, als sei mit der Freiheit, vor allem der Wirtschaftsfreiheit, unlöslich die gröblichste Ungleichheit der Einkommens- und Vermögenslage verknüpft — und das bedeutet soziale Zersetzung, Empörung von unten, Druck von oben, Unordnung und Vernichtung. Wenn man aber dieser Charybdis entgehen will, so verfällt man der Skylla des Zwanges, den der freigeborene Mensch nicht verträgt, der die Persönlichkeit verkrüppelt — und dennoch die Ordnung nicht einmal mit Sicherheit gewährleistet. Von Platon bis auf Marx haben die großen Denker um einen Ausweg aus diesem Dilemma gerungen. Hier liegt der Menschheit größt Not.

Sie kann aus dieser Not erlöst werden! Sie hat nicht die Qual der Wahl zwischen zwei Übeln, sondern ihr Weg liegt in blendendem Licht vor ihr, der Weg zur Freiheit, zur vollen Freiheit.

Noch nie hat die Menschheit die volle Wirtschaftsfreiheit am Werke gesehen. Was wir bisher als „freie Konkurrenz" bezeichnet haben, war nicht die freie, sondern die „beschränkte" Konkurrenz innerhalb einer von mächtigen Klassenmonopolen durchsetzten Wirtschaftsgesellschaft. Es war die Konkurrenz zwischen den Monopolisten oben und ihren Opfern, der Volksmasse, unten. Von freier Konkurrenz aber dürfen wir nur dort sprechen, wo keinerlei Monopol besteht; denn Monopol und freie Konkurrenz sind einander ausschließende Wechselbegriffe. Die getäuschte Menschheit hat der freien Konkurrenz ins Schuldbuch geschrieben, was die durch das Klassenmonopol beschränkte Konkurrenz verbrochen hat. Sie braucht nur diesen Irrtum zu erkennen – und der breite, glatte, schattige Weg aus der Hölle zum Himmel erschließt sich ihrem Auge.

Jeder Blick auf irgend einen Markt bestätigt uns die Wahrheit des Satzes, der allem wahrhaften Wirtschaftsliberalismus zugrunde lag, jener Theorie, die noch nicht die Klassenadvokatie war, die sich später mit der edlen Flagge deckte: die Konkurrenz führt zur Ausgleichung aller Einkommen, soweit nicht Qualifikationsunterschiede bestehen oder Monopole einspielen. Der Schluß ist nicht abzuweisen, daß es nur an dem Vorhandensein unerkannter Monopole liegen kann, wenn das Einkommen der Kapitalisten so ungeheuerlich viel größer ist als das der Arbeiter; und daß nichts weiter erforderlich ist, als diese Monopole abzubauen. Dann müssen sich alle Einkommen ausgleichen, und nur die höhere Qualifikation wird ein wenig mehr an Lebensgenuß haben als der Durchschnitt. Das ist für die Gesellschaft vorteilhaft, weil es jeden zur Einsetzung seiner vollen Kräfte anspornt, jeden an die beste Stelle bringt, den belebenden Wettkampf an die Stelle einer schläfrigen Bürokratie setzt. Und das ist vor allem gerecht: denn jeder soll soviel aus dem gemeinsamen Produkt erhalten, wie er dazu geleistet hat; wir wollen alle Ausbeutung abstellen; es soll so wenig der Schwache den Starken ausbeuten dürfen, wie umgekehrt.

Das ist die frohe Botschaft: durch die Freiheit zur Gerechtigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

5

Sie hören die Botschaft – warum fehlt ihnen der Glaube? Warum sind sie so tief ungläubig, daß sie nicht einmal flüchtig hinschauen mögen, ob nicht vielleicht doch etwas daran sei?

Ein Wort steht im Wege. Nichts als ein Wort. Das Wort „Sozialismus".

Unter Sozialismus verstehen die Führer derjenigen, an die ich mich vor allem wende, den Kollektivismus, das heißt das Streben auf die Gesellschaft ohne Markt, Preis und Konkurrenz, die „Produktion für

und durch die Gesellschaft". Sie werden, wenn sie sich einen Augenblick besonnen haben, zugeben, daß auch die Begriffsbestimmung richtig ist, die ich zu Anfang dieser Zeilen gegeben habe: „Sozialismus heißt die von allem Mehrwert erlöste klassenlose Gesellschaft der Freien und Gleichen"; aber sie werden behaupten, das sei der Sache nach das gleiche: denn um diese Gesellschaft aufzurichten, gebe es eben nur das eine Mittel, den Markt mit der Konkurrenz auszuschalten; die Konkurrenz führe mit Notwendigkeit zur Klassenschichtung und zur Unfreiheit.

Worauf beruht die Meinung? Auf einer Ausflucht der bürgerlich-advokatorischen Klassenwissenschaft, die Marx selbst zornig als die „Kinderfibel von der ursprünglichen Akkumulation" bezeichnet hat. Sie leitete damit die Entstehung der Klassenscheidung ab. Marx hat siegreich diese Scheinbeweise zerfetzt, hat ein für allemal gezeigt, daß geschichtlich die „Produktion" des gesellschaftlichen Klassen-, des Kapitalverhältnisses nicht beruht hat auf der ökonomischen Konkurrenz verschieden Begabter, sondern auf „außerökonomischer Gewalt".

Und dennoch fiel Marx dieser gleichen, von ihm selbst zerstörten, haltlosen Klassentheorie des Großbürgertums zum Opfer, denn nur ihrer allgewaltigen Suggestionskraft kann es zugeschrieben werden, daß selbst ein Marx a priori, vor der Untersuchung, wie von einem Axiom, davon überzeugt war, daß der Sozialismus nur als Kollektivismus denkbar sei. Das war ein Vor-Urteil. Einer seiner treuesten Anhänger hat dazu geschrieben, „daß das Werk (das „Kapital") wissenschaftliche Untersuchung sein und doch eine, lange vor seiner Konzipierung fertige These beweisen will... Dieser große wissenschaftliche Geist war doch schließlich Gefangener einer Doktrin". (Eduard Bernstein, „Voraussetzungen des Sozialismus", S. 177/9.)

Nur diese ihrem Ursprung nach antisozialistische Doktrin steht dem im Wege, daß die Führer der Arbeiterschaft zum wenigsten hinhören, wenn die gute Botschaft verkündigt wird. Sie hören bloß, daß jemand die freie Konkurrenz als das Mittel der Rettung empfiehlt, und damit ist er ein für allemal als ein „Bürgerlicher" abgestempelt, des „Liberalismus" überwiesen und als Volksfeind oder Utopist verurteilt.

Hört mich doch. Ich schelte das Urteil als falsch. Ich lege Berufung ein in höchster Not der Welt.

Nicht die „freie" Konkurrenz führt zur Klassenscheidung und zur Ungleichheit und Unfreiheit, sondern die „beschränkte" Konkurrenz ist alles dessen schuldig, die Konkurrenz unter einem gesellschaftlichen Monopolverhältnis.

Und nicht der Liberalismus ist der Gegensatz des Sozialismus, sondern der Pseudoliberalismus des Großbürgertums. Der echte Liberalismus

der Anfänge hat immer die Abschaffung aller Monopole gefordert.

Und darum sage ich: es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, es gebe nur einen Weg zum Sozialismus, der von allem Mehrwert erlösten, klassenlosen Gesellschaft der Gleichen und Freien: den Weg über die Ausschaltung des Marktes und der Konkurrenz. Ich will hier nicht fragen, ob dieser Weg überhaupt zum Ziele führen kann, aber ich behaupte, daß es einen anderen Weg gibt, den der Herstellung der freien, der endlich wirklich freien Konkurrenz durch Beseitigung des klassenbildenden Monopols der Bodensperrung. Und ich behaupte und glaube, bewiesen zu haben, daß dieser Weg schneller, sanfter, leichter, gnädiger zum Ziele führt, zu höherem Reichtum und zu höherem Glück: denn er führt auch zur vollen Freiheit, dem Lebenselement der Persönlichkeit.

Liberalismus und Sozialismus, die Gefäße der beiden großen Kulturgedanken: Freiheit und Gleichheit, sind nicht unvereinbar, wie der Kollektivismus glaubt, weil er die beschränkte Konkurrenz unter dem Monopolverhältnis für die freie Konkurrenz anschaut. Die uralte Antithese, das schwerste Dilemma der Menschheit, ist der Synthese fähig, ist versöhnbar. Wahrer Liberalismus und Sozialismus sind eines und dasselbe, die Freiheit führt zur Gleichheit und hält sie unerschütterlich aufrecht.

Noch nie, so scheint mir, hat sich der Menschheit eine herrlichere Aussicht eröffnet, als die, zugleich Freiheit und Gleichheit besitzen zu können; und noch nie, so scheint mir, kam eine neue Wahrheit so zur Zeit wie jetzt. Sie allein kann es vielleicht verhüten, daß unser armes Europa ganz und gar in Trümmer sinke.

6

Wenn der Vorschlag durchgeführt wird, so werden damit gleichzeitig folgende unendlich wichtige Dinge sofort erreicht, ganz abgesehen von der späteren Entwicklung:

1. Es wird dem deutschen Volke und dem Auslande, dem neutralen wie dem feindlichen, durch eine unzweifelhafte Handlung von größter Tragweite bewiesen, daß das neue Deutsche Reich in der Tat gesonnen ist, die letzten Reste des Feudalismus aus sich auszustoßen.

2. Es wird die äußere Front durch den gewaltigsten Mörtel gefestigt. Wenn die deutsche Regierung respektive die preußische Staatsleitung erklärt, daß sie zunächst zwei Millionen Hektar Ackerland zur Verfügung stelle, um für 400000 Kleinbauern und landwirtschaftliche Arbeiter, sowie für zirka 200000 Handwerker, die aus dem Felde zurückkehren, Bauern-, Gärtner- und Handwerkerstellen einzurichten und daß sie das dazu er-

forderliche Kapital aus Staatskrediten bereitstelle, so werden die Kämpfer an der Front mit neuem Mute ausharren, gewiß, daß das Vaterland sie in eine weit bessere als ihre bisherige Lebensstellung versetzen wird.

3. Wenn die Reichs- und Staatsleitung erklärt, daß sie in der Nähe der Großstädte, eventuell durch den Bau von ohne Aufenthalt in kurzen Zwischenräumen verkehrenden Schnellbahnen, große Gelände für den Bau von Gartenstädten und die zum Aufbau dieser Städte erforderlichen Geldmittel bereitstellt, so wird sie auch dem an die Großstadt gebundenen Industriearbeiter die gleiche stählende Aussicht eröffnen.

Diese Aussicht wird alle Beteiligten davon zurückhalten, sich dem Mißmut hinzugeben.

4. Es wird durch die notwendigen Bauten usw. ein ungeheurer Binnenmarkt geschaffen, der gleichzeitig den zurückkehrenden Arbeitern hoch entlohnte produktive Tätigkeit, und für Handel, Gewerbe und Industrie eine langdauernde Hochkonjunktur bei hohen Preisen garantiert.

5. Auf dieser Grundlage kann die Regierung ohne Bedenken den heimkehrenden Kriegern und der Arbeiterschaft überhaupt das *Recht auf Arbeit* einräumen.

6. Dieser Binnenmarkt wird es Deutschland möglich machen, bis zur Zurückgewinnung des Exportmarktes ohne Schwierigkeit durchzuhalten und schlimmstenfalls den Verlust eines Teiles der Exportmärkte zu verschmerzen.

7. Die Zahl der Selbstversorger wächst, die Zahl der in den Städten zu versorgenden Elemente sinkt, was bei den bestehenden Schwierigkeiten der Ernährung ein sehr wichtiger Umstand ist.

8. Die hochbezahlten, vollbeschäftigten Arbeiter werden keine Neigung zu gewaltsamen Ausbrüchen aufweisen.

9. Frauen und Kinder werden automatisch aus den Fabriken zurückgezogen; damit ist einer der wichtigsten volksbiologischen Forderungen der Gegenwart Genüge getan.

Schon diese sofort eintretenden Vorteile sollten den leitenden Staatsmann bestimmen, die Maßnahme durchzuführen, und die Parteien, sie einhellig zu fordern.

Wenn aber die aus dem Verlaufe in Bälde zu erwartenden weiteren Folgen eintreten, so ist vor allem erreicht, daß die erdrückende Verschuldung zu einem Federgewicht wird. Wenn der Mehrwert absinkt, sinkt, wie dargestellt, auch die Zinslast, die das Reich aufzubringen hat, während auf der anderen Seite seine Steuereinkünfte durch die Verwandlung der Landtagelöhner in Bauern sich nach allen Erfahrungen ungefähr verdreifachen werden. Also auch vom staatsfinanziellen Standpunkt aus eine Maßnahme von äußerster Bedeutung.

Von den zu hoffenden ideellen Folgen ist genügend gesprochen worden.

***

Der Spiegel

Novelle von Emil Strauß

(Schluß)

Und in der Tat währte es nicht allzulange.

An einem herrlichen Frühlingstage, als gerade der Konvent bei Tische saß, und Josef wieder einmal zur Strafe für eine musikalische Ketzerei sein Mahl auf dem Fußboden kauernd einnehmen mußte, da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, der Bruder Pförtner stand im Refektorium, ein bißchen atemlos, verzog sein Gesicht wie ein Buffo, der einen guten Witz vorhat, deutete mit dem Daumen über die Schulter und sagte endlich mit einer Grimasse:

„Kannibal ante portas!"

Schon aber war ihm der Witz vergangen, er warf einen Blick durch die schöngewölbte Höhe des Raumes, schwenkte schmerzhaft die Hand, machte kläglich:

„O — o — o —" und verschwand, indem er die Tür zu schließen vergaß.

Es blieb so still, daß man die Schritte des Davoneilenden klappen und hastiger und schwächer werden und unten am Gang, wo es um die Ecke ging, plötzlich abbrechen hörte. Alle hatten gelauscht, nun blickten sie einander an; sie wußten, was bevorstände, die Kommission liebte es, beim Mittagessen zu überraschen. Der Guardian sagte:

„Also — die hohe Aufhebungskommission! — Nun, wir sind ja längst darauf gefaßt, wir wollen also zunächst fertig essen; wer weiß, wann er wieder was zwischen die Zähne kriegt!"

Er ließ die Tür schließen und winkte dem Josef, sich an den Tisch zu setzen.

Sie aßen schweigsam fertig und hatten noch nicht die Neigen getrunken, als ein Gedränge von Schritten den Gang heraufhallte.

„Jetzt kommt das Dessert!" sagte einer.

„Kaiserschmarrn!" setzte ein anderer hinzu. Niemand lachte, nicht einmal die es sagten.

Josef blickte nach der Tür, hinter der seine Befreier zu zögern schienen. Der Pförtner trat ein, meldete den Regierungsrat Baron Soundso mit einer kaiserlichen Kommission, und ihm auf dem Fuß folgte diese.

Die Herren grüßten obenhin, etwa als kämen sie in ein Wirtshaus, wo schon andere Gäste sitzen, und betrachteten das Refektorium, als ob sich's um einen Bauschaden handle; der Baron aber fragte, ob der ganze Konvent versammelt sei, und befahl, einen Kranken, der in seiner Zelle lag, schleunigst herbeizuschaffen. Dann verkündete er die Aufhebung des Klosters, befahl den Angehörigen, die Kutte auszuziehen und das Kleid

der Weltgeistlichen anzulegen, falls sie nicht vorzögen, von ihrem Bischof Dispens zu nehmen und in weltlichen Stand zurückzutreten; jeder bekomme hundertundfünfzig Gulden, der übrige Besitz des Klosters falle an die Religionskasse.

Die Mehrzahl der Kommission begab sich sofort ans Werk, den Bestand des Klosters aufzunehmen und abzuschätzen, während der Regierungsrat mit ironischer Geduld den Einspruch und die Klage des Abtes anhörte und erwiderte, er könne und wolle ihn nicht hindern, sich mit seiner Verwahrung an den Kaiser zu wenden, verspreche ihm aber, da die Gegengründe ja bekannt und längst erwogen seien, keinen Erfolg und könne darum in der Ausübung seiner Pflicht keinen Aufschub eintreten lassen.

Josef begrüßte seine Befreiung doch nicht so, wie er gedacht hatte. Die leichtfertige Art, mit der die Herren auftraten und über das selbstgewählte Schicksal von ruhigen, tätigen, nicht gerade verbrecherischen Menschen verfügten, widerte ihn so an, daß er seine Absicht nicht kundgab, sondern sich der Berufung des Abtes anschloß und sich in allem zu seinen Klosterbrüdern hielt. So sah er mit an, wie die Kommission, als könnte sie die gegebene Frist versäumen, als müßte sie Gegenbefehlen zuvorkommen, hastig und sinnlos zerstörte, was durch Glaube und Freigebigkeit, Wirtschaftskunst, Fleiß und Treue, wissenschaftlichen und künstlerischen Sinn während sechs Jahrhunderten geschaffen worden war. Sie durchsuchten und durchwühlten, rücksichtslos wie eine Türkenhorde, Speicher, Kammer und Keller, notierten und schätzten ab, und die Besitzer oder Verwalter und Pfleger dieses dem Umtrieb der Jahrhunderte zugedachten Gutes mußten hilflos zusehen, wie die Einrichtungen, Vorräte und Schätze in kurz anberaumten, wenig besuchten Versteigerungen verschleudert wurden. Die Bibliothek mit ihren kostbaren Büchern und Handschriften, die Kunstkammer, die Altertümer- und Münzensammlung, die Gold- und Silbergefäße der Kirche und Sakristei, alles wurde ohne Kenntnis des Kunst- oder Seltenheitswertes und ohne Acht auf die Lehren und Klagen der bekümmerten Mönche meist zum Metallwert an die Juden abgesetzt; denn deren folgte der Kommission ein ganzer Schwarm. Als alles nicht Niet- und Nagelfeste zusammengerafft und veräußert war, kamen die Gebäude und Liegenschaften an die Reihe, wurden nunmehr als nutz- und zweckloser verödeter Komplex auf eine jämmerliche Summe geschätzt und einem ferneren Angehörigen des Klüngels, einem hohen Beamten, verkauft. Und der Erlös von all dem floß als lächerlich kleiner Betrag in die Religionskasse.

Indessen erfolgte auch des Kaisers Antwort auf die Beschwerde und bestätigte die Aufhebung des Klosters, wennschon die Form der Aufhebung den Kaiser gewiß aufs äußerste empört haben würde.

So blieb den Mönchen nichts übrig, als den Staub der Verwüstung von ihren Füßen zu schütteln.

Als Josef einige Jahre später in die Gegend kam und das ehemalige Kloster besuchte, war es nicht mehr im Besitz des Käufers. So wohlfeil er es an sich gebracht hatte, so teuer war ihm nachher der Versuch der Bewirtschaftung zu stehen gekommen. Nun waren verschiedene Gebäude und viele Äcker abgetrennt und einzeln verkauft, das Klostergebäude enthielt eine Weberei, die große Sakristei war ein Stall geworden und die Kirche eine Heuscheuer. Aus den hochaufgetürmten Heuwolken stiegen wie kurze Palmenschäfte die Säulenbündel heraus und entfalteten den schlanken Schwung ihrer Gewölberippen, und Schwalben schwangen sich unter den Wölbungen hin und her wie ehedem. Aber nicht mehr wie ehedem herrschte umsichtiges Streben, Gedeihen, Wohlfahrt, Behagen, Hilfe und Heiterkeit im Tale, sondern kleine, durch den geringen Preis und Zins verführte Bäuerlein hantierten in der herrschaftlichen Anlage wie in zu großen Kleidern; Felder wie Gebäude gingen über ihren Bedarf und Ehrgeiz, und allenthalben zeigten sich unzureichende Kraft, Ratlosigkeit und Vernachlässigung; kümmerliche Fabrikler mit grauen Gesichtern tagwerkten im Öldunst und Geklapper der Fabrik, die althergewachsene Ordnung war zertreten, und der Staat, der vom Kloster Tausende von Gulden an Steuer bezogen hatte, wäre froh gewesen, wenn er nun auch nur ebensoviel Hunderte bekommen hätte.

Nachdem der Konvent aufgelöst war, erbat Josef von der Kurie den Dispens und erhielt ihn, wenn auch nicht leicht, doch unter dem Druck der Regierung, kaufte sich weltliche Kleidung und stand eines Nachmittags vor der Tür seines Vaterhauses.

Gerade wollte er die Klingel ziehen, da hörte er neben auf der Pappel in der Gartenecke die Stare schwatzen. Es fiel ihm ein, daß um diese Zeit sein Vater im Garten zu sein pflegte, er ging am Haus vorbei zur anschließenden Gartenmauer, bog um ihr Eck in die Seitenstraße und kletterte mit Benutzung altvertrauter Fugen und Vorsprünge auf die Mauer, spähte einen Augenblick durch die noch undichten Büsche, richtete sich dann auf und marschierte, solang er war, militärisch auf der Mauer hin, bis er stehenblieb, rechtsum machte und grüßte. Der Vater, der an einem Rosenbäumchen herumschnitt, blickte erstaunt auf, sah die große hellgraue Gestalt durch den blauen Frühlingshimmel marschieren, halten und salutieren, klappte sein Messer zu und hinkte schon eilig über Beete und Rasen weg auf die Mauer zu und rief:

„Machst, daß du runterkommst, du Heidenbenz!" und breitete die Arme aus, als wollte er ihn wie ein Kind auffangen, und ein gelber Kanarien-

vogel flog ihm nach, setzte sich ihm auf den ausgestreckten Arm und fing zu pfeifen an.

Josef schwang sich herab, sie umarmten und küßten sich, und der gelbe Vogel flatterte aufgeregt zwitschernd um die beiden Köpfe herum. Nun wurde dem Sohn bewußt, was er in der Lust des Überraschungsscherzes vergessen hatte, daß seine Mutter fehle, er zuckte auf und sank übermannt zusammen, er hielt sich wie ein Kind an seinem Vater, legte den Kopf auf dessen Schulter und weinte, und die ganze Not und Hilflosigkeit der letzten Jahre erneute sich mit diesem Verluste. Der Vater drückte ihn an sich und sprach:

„Ja, es ist kein Leben ohne sie!" und er weinte mit. „Es ist kein Leben ohne sie," wiederholte er kopfschüttelnd und führte den Sohn langsam in das Gartenhäuschen unten, „sie war die Unruhe im Haus und in meinem Dasein, so still sie war, und seit sie fehlt, ist alles tot und umsonst; — weißt du, wie Gott die ewige Unruhe des Lebens und der Welt ist, und wenn du diese Unruhe nicht fühlst, so ist alles nur ein Dreck."

Sie setzten sich und sahen durch die Türe den langen Weg hin bis zum Hause, der Vater zog eine goldgefaßte Malachitdose aus der Tasche und schnupfte, wollte sie wieder einstecken, reichte sie aber doch noch zögernd dem Sohne hin; dieser nahm dem Vater zuliebe auch eine Prise, behielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger und roch bisweilen daran. Dann holte der Vater ein seidenes Taschentuch hervor, wischte sich die noch schwimmenden Augen aus und blickte nach dem Hause.

„Es hat sich auch anderes geändert," hob er wieder an, „was nicht so wichtig ist, was du aber doch gleich wissen mußt: gerade vorhin, ehe ich an die Rosen ging, vor einer Viertelstunde hab ich mir Haus und Garten genau betrachtet und Abschied davon genommen. Ich werde verkaufen müssen, ich werd es auf die Dauer nicht halten können. Lieber, ehe es zu spät wird! Du weißt, ich bin kein Rechner. Mit Logarithmen kann ich rechnen, aber nicht mit Einnahmen und Ausgaben, ich habe nicht den Sinn dafür und hab's nie gelernt, ich hab immer drauf los gelebt, und seit die Mutter fehlt, ist gar kein Halten mehr. Dabei bin ich im Grunde ganz anspruchslos: wenn man mir meine Geige und ein Buch läßt, so ist mir eine Dachkammer und Haberbrei lang recht. Deine Möncherei — ich glaub, die hast du von mir. Aber solange ich Geld habe, muß ich springen — weiß der Teufel! Und dein Bruder hat es leider gerade so! Mich wird es ja noch aushalten; aber um den tut es mir leid." Er streckte den Arm aus, ließ die Finger schnellen und lockte den unzufrieden vor der Tür hin- und herzeternden Kanarienvogel: „Komm, Hansl! bist ein eifersüchtiges Vieh!"

Der Vogel flog auf den ausgestreckten kleinen Finger, piepte und lugte bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge nach Josef hin.

„Ja, guck dir ihn nur genau an! Das ist der Sepp, an den mußt du dich jetzt gewöhnen, mit dem mußt du dich vertragen," dann fuhr er fort:

„Schade! Als ich mir vorhin das Haus darauf ansah, was ich wohl verlangen könnte, da fühlte ich eigentlich erst, wie fest und zierlich und heiter das dasteht und wie gut ich das seiner Zeit gemacht habe: wär ich ein wenig jünger, ich würde es noch als Baumeister versuchen; aber jetzt ist's zu spät. — Na — so steht's! Und bei euch haben sie also jetzt auch das Nest ausgenommen —? — Und du hast genug, wie ich an deinem Habit sehe — gut! Das ist recht! Jetzt bleibst aber wieder einmal eine Zeit bei mir, ich hab dich ja eine Ewigkeit entbehrt. In Wien — die paar Stunden — das war ja nicht viel. Also — wie freu ich mich, mein Bub!" Er rückte seinen Stuhl näher an den andern, zog den Sohn noch einmal an sich heran, umarmte und küßte ihn, und wieder wurden ihm die Augen feucht.

„Wie glücklich wäre jetzt Delie!"

Nach einer Pause zog er das rotseidene Schnupftuch und wischte sich die schwimmende Bläue aus den Augen, dann riß er die Klingelschnur an der Wand, und vorn am Hause klingelte es. Gleich darauf öffnete sich die Haustüre, ein älterer Mann trat heraus und schritt in dienstlichem Gleichmaße den langen Weg zum Gartenhäuschen her.

„Andree —," rief ihm der alte Herr entgegen, „bring uns die zwei Geigen und Noten dazu!"

Der Diener kehrte um.

Der Vater zitierte einen griechischen Vers von Freude mitten im Leid.

„Was —?" rief verwundert der Sohn und lauschte den griechischen Worten.

„Gelt, da horchst!" sprach lächelnd der Vater. „Aber — man kann doch nicht vor lauter Trauer verkommen! In Gesellschaft ließ mich's nicht, und im Haus fehlte mir halt die Mutter, daß ich ihr hätte den Hof machen können, die Musik war mir auch zu nachgiebig damals, es ging nicht, ich dachte: mußt was anfangen! Da stieß mir im Montaigne ein griechisches Zitat auf, und wie von jeher ärgerte es mich, daß es aussah, als müßte man's lesen können, und man's doch nicht konnte. Da kaufte ich mir ein Lehrbuch und lernte lesen und blieb dabei und treibe seitdem jeden Tag zwei Stunden Griechisch. Bald lese ich den Homer so gut wie Voß!"

„Voß —? Wer ist das?"

„Das ist ein deutscher Dichter, der ihn übersetzt."

Da kam auch schon Andree mit den Noten und Geigen und sagte erstaunt:

„Ich glaube gar, da ist unser Herr Kadett!“ Er nannte Josef immer noch bei seinem einstigen militärischen Rang. Er legte gelassen und behutsam Geigen und Hefte auf den Tisch, trat mit unverwirrbarer Ruhe zu dem jungen Mann, den er seinerzeit laufen und vieles andere gelehrt hatte, begrüßte ihn ehrerbietig in Wort und Haltung, ein glückliches Lachen konnte er aber nicht unterdrücken.

Der Vater hatte schon eine Geige ergriffen und stimmte. Der Kanarienvogel schwang sich auf ein Futtertrögchen am Türpfosten und knisterte im Hanfsamen herum.

Josef blieb nun ein halbes Jahr bei seinem Vater und Bruder, musizierte, studierte und ging unter die Menschen. Einmal ritt er nach Wien, einmal nach Prag und bewarb sich um Geiger- und Organistenstellen.

Als die Hitze des Sommers gebrochen war und die Milde des Nachsommers ins Weite lockte, da borgte er sich wieder ein Pferd und trabte im Land herum zu Verwandten und Freunden, um den langentbehrten Verkehr wieder zu genießen und sich in der Teilnahme der ihm werten Menschen wieder aufzufrischen.

Auch das Gut, wo er Landwirtschaft gelernt hatte, lag ihm am Herzen, und eines Sonntags vormittags ritt er die braune Anhöhe hinauf zu dem breit dasitzenden weißen Hause. Als er näher kam, erblickte er im sonnigen Garten drüben eine dunkelgekleidete Frauengestalt. Sie sah nach dem Hufschlag herüber, Josef grüßte, ohne zu erkennen, sie dankte und setzte, in ein Buch schauend, ihren Weg fort. Er ritt auf den Hof und, da kein Knecht erschien, obschon der Hund anschlug, so sprang er ab und band sein Tier an einen Pfosten. Er schritt über den sonnigen Hof hinüber auf die Haustür zu; da erhob sich auf der Staffel ein großer zottiger Hund, kam brummend, langsam mit vorgestreckter Schnauze auf ihn zu, machte plötzlich einen freudigen Satz und sprang schweifwedelnd, heulend und bellend an ihm empor.

„Marko — kennst du mich noch?“ rief Josef gerührt, klopfte dem alten Tier das Fell und kraute es an allen wohligen Stellen.

Dann stieg er die Stufen hinauf und fand an der verschlossenen Tür den Schlüssel außen stecken; also schien niemand zu Hause zu sein als jene im Garten. Da wandte er sich dorthin; als er aber die Frau immer noch in ihr Buch vertieft wandeln sah, nahm er an, sie halte, während die andern in der Kirche waren, so ihre Sonntagsandacht, und setzte sich in der Entfernung hin, doch so, daß sie beim Verlassen des Gartens ihn sehen mußte.

Er blickte sich um, sah über den blaßgelben Seidenglanz der Stoppelfelder hinab, über den wie eine dunkelgrüne Raupe unten das braune Gelände überkriechenden Wald, in den blaßblauen Dunst des Sonnenhimmels

— all das, woran er in der Zwischenzeit kaum jemals gedacht hatte, war noch so unverändert, als hätte er gestern abend hier die Ernte eingefahren, als hätte er gestern morgen noch die Birkenstämme so erfrischend leuchten sehen wie jetzt. Und in die perlmutterfarbene Ferne schaute er mit denselben Blicken wie damals, verlangend, hingebend, voll Verlangen nach grenzenloser Hingabe. Schon damals — jetzt erst wurde er sich's bewußt —, schon am ersten Tage, als jenes Mädchen nach seinem Kloster abgefahren war, ja, schon am Nachmittag vorher, frisch angekommen, war er hier gestanden, und über Wiese, Feld und Wald seiner künftigen Tätigkeit hatten seine Blicke hinweggesucht in die Ferne, und sein Denken und Begehren sich aufschnellend hinausgestürzt wie aus einer drohenden Schlinge. Jene rasch verwischte oder überwucherte Sehnsucht eines Momentes war wie ein mit unbewußter Kraft abgeschossener Pfeil scheinbar verloren und vergessen gewesen, und jetzt fand er sie wieder in ihrem Ziele; denn unterdessen war ihm ja das Ziel aufgegangen. Wie seltsam war es doch! Er fühlte sich nun gesichert, er hatte den Kreuzweg hinter sich und wußte sich endlich auf dem richtigen Wege; aber keiner glaubte es ihm, keiner wollte es verstehen. Sein Vater war eigentlich der einzige, der es ihm nicht übelnahm, daß er nun Musiker sein und bleiben wollte. Der und jener tadelte ihn dafür, daß er die Kutte ausgezogen hatte; andere, die meisten, lobten ihn dafür, dem Zeitgeist entsprechend, alle aber schienen darin einig zu sein, daß sie seine Berufswahl bedauerten und den Tonkünstler gering schätzten. Wenn er spielte, so bewunderten sie ihn; aber dann fragten sie ihn nach seinen Aussichten und hörten seiner Antwort mit verlegenem oder schonendem Lächeln zu. Einer, im Glauben, die Musiziererei sei nur Notbehelf, eine unglückliche Ausflucht seiner Entgleisung, nahm ihn beiseite, redete ihm zu, er sollte sich doch nicht auf so verzweifelte Wege versteifen, er sollte es doch noch einmal beim Militär versuchen, oder mit einem rechtschaffenen Studium; er sei ja immer ein guter Schüler gewesen und habe die besten Hoffnungen erweckt — — Nach den ersten Erfahrungen dieser Art war er versucht gewesen, die weitere Besuchsreise aufzugeben; aber in der nachwirkenden Erregung dahinreitend, hatte er neue Rechtfertigung und Gründe in sich gefunden, besonders aber den Zwang, keiner Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen —

Er hörte Schritte, sprang auf und sah die Dame rasch und leicht aus dem Garten kommen. Er ging ihr entgegen und erkannte erst, als sie ihn schon mit Namen begrüßte, in ihr die Tochter des Hauses, die Nonne. Sie entschuldigte sich dafür, daß sie ihn so lange habe warten lassen; sie habe ihn aber gleich erkannt und gedacht, er werde ihr schon erlauben, ihr Brevier fertig zu lesen. Sie bat ihn, in den Garten zu kommen, wo sie unter dem Birnbaum Obst und Gebäck zum Imbiß habe. Als sie das

Pferd noch unversorgt sah, schlug sie mit einem alten Bankeisen auf ein am Stall angenageltes altes Sensenblatt, und auf den klirrenden Klang erschien alsbald ein alter Knecht, schlaftrunken und im Laufen noch verschiedene Flocken Heu verlierend. Dann trat sie in das Haus und war gleich darauf mit einem Krügchen Wein, Butter und Schinken wieder im Garten.

Sie saßen einander gegenüber, und er sprach vom Sinn seiner Reise und seines Besuches; wie es ihn befriedige, wieder diesen Boden zu betreten, wie es ihn freue, auch sie wiederzusehen. Während sie dann antwortete, betrachtete er sie und fand, daß ihr Gesicht, das ehemals seinen Ausdruck von dem ruhigen, sicheren Blicke geborgt hatte, ihn nun in seinen Zügen trug: alle jugendliche Unbestimmtheit war verschwunden, Kinn, Mund, Nase, Augenhöhlen und Stirn hatten sich zu so gleichmäßig starkem Bau entwickelt, daß in diesen Formen von Entschiedenheit das Auge eher mild und gütig wirkte und dem Gesicht nun soviel Jugend gab wie ehemals Reife. Sie sagte, sie habe vorhin, als sie ihn beim Einreiten erkannte, gedacht: ei, das ist ja der Geiger! Und sie sei doch ein wenig enttäuscht darüber, daß keine Geige an seinem Sattelknopf hänge.

„Die Geige habe ich zu Hause gelassen, obschon sie jetzt mein Wappenzeichen ist," sagte er und erzählte, daß er sich zur Musik gefunden und in ihr endlich seinen Beruf erkannt habe, wie er ihr auch seine letzte Klärung und Sicherung verdanke.

Charlotte erwiderte mit nachdenklichem Nicken.

„Sie nicken?" rief er. „Sie verstehen, daß ich Musiker werde?"

„Ich glaube; denn ohne mein bißchen Klavier und Gesang käme ich mir doch recht arm und hilflos vor. Und oft, wenn ich auch gar nicht bis zur Musik komme, lassen mich doch die Töne nicht los und ich probiere in ihnen herum und suche mich zurecht wie in eigensinnigen unnachgiebigen Wesen."

Er sagte nichts und schaute sie wartend an, da fuhr sie fort:

„So saß ich letzthin und wollte erst spielen, fand aber keinen Geschmack daran und tippte nur so diesen und jenen Ton. Da kam es mir vor, als ob man einen einzelnen Ton nicht anschlagen könnte. Schlug ich einen an, so verlangte er meistens den Dreiklang, manchmal auch die Oktave, manchmal die Quart und die Oktave, aber die Quart mußte ich zweimal anschlagen, um meine Schuldigkeit ganz getan zu haben. Ließ ich es bei nur einem einzigen Ton, so hatte ich einen Unterschleif begangen. Manchmal aber, wenn ich mich trotzdem auf nur einem Ton versteifte, so war der Ton plötzlich nicht mehr allein, sondern er schwebte in einem Schwarm von Tönen, war umsummt von all den ihm vorenthaltenen Genossen, war wie ein klingender Baum, der von unzähligen kleinen und

kleinsten Bäumchen, seinen Zweigen, umschauert ist. Das war seltsam. Und damit war ich ein ganzes Stück weiter, sowohl in der Musik wie in den Menschen. – Wenn ich mir nun denke, daß man eine Messe oder Symphonie nicht nur durch die Ohren mit dem Herzen, sondern auch durch die Ohren mit dem Verstande und mit der Vernunft begreifen kann, so verstehe ich schon, daß man Musiker wird und sein ganzes Leben dransetzt."

Er nickte und sprach eifrig:

„Die Musik, die ich ursprünglich nur betrieb, indem ich die Fähigkeit betätigte, aus Freude und zur Freude, ist mir mit der Zeit zum Gleichnis des Lebens geworden, zum einzigen, mir verständlichen und deutbaren Gleichnis.

Verstehen Sie, daß es unmusikalische Menschen gibt? Gewiß nicht! Aber verstehen Sie, daß es Musik gibt? – Hier ist die Jupitersymphonie; einst aber wäre keine Musik gewesen –?! Das ist nicht zu vereinen und zu verstehen so wenig wie Leben und Tod.

Haben Sie nicht schon vierhändig gespielt, so frei und sicher, daß Sie kaum mehr auf Noten und Hände achteten, daß Sie nicht mehr Ihren Part spielten, sondern Part waren? aber nicht mehr Ihren Part hörten, sondern die Einung und den Einklang, und nur noch die Wonne fühlten, diese Einung mitzuschaffen und in diesem Einklang aufzugehen –?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sprach:

„Es gab nie einen Einklang, immer hat das eine oder andere gepfuscht. Aber ich kenne doch, was Sie meinen, ich kenne es vom Gesang."

„Ja – man fühlt dieses Wunder, man fühlt es und glüht und bebt darin und versteht es nicht. Wie manches Mal habe ich vor Jahren schon, in den verworrensten Zeiten, wenn ich mit Vater und seinen Freunden Quartett spielte, alles in mir klar und einig werden fühlen und die halbe Nacht vor Glück nicht zur Ruhe kommen können! Ich verstand es nicht. Ich dachte nur an das Ohr, die Nerven, das Herz, an das Schöne. Aber später im Klosterchor, wo ich nicht mit dem Vater und den lieben Freunden spielte, sondern mit manchem, gegen den ich mich zuknöpfte, dem ich aus dem Wege ging, der mir im Tiefsten zuwider war, und nun erlebte, daß ich eines Tages nach dem Spiel bereit war, dem ganzen Orchester um den Hals zu fallen, auch den widerwärtigsten Kerlen, und ohne ihre Widerwärtigkeit zu vergessen – da machte ich mir andere Gedanken und machte mir klar, daß es nicht am bezauberten Ohr und Gefühl, am Rausch des Wohllauts läge, sondern daß meine Seele und Vernunft, alles, was in mir will und nicht will, verjüngt und erweicht, geklärt und gestärkt, von allem Bösen erlöst, daß ich in diesem Moment zu dem Ganzen ergänzt war, dessen Teil ich sonst nur bin. Ich war eine Stimme gewesen unter andern Stimmen, hatte mich rein zu halten, aus=

zuhalten, mich ohne Schwäche, ohne Anmaßung den andern Stimmen gegenüber aufrechtzuerhalten, ich hatte all den andern Stimmen, die mitgingen, mir nachjagten und zuvorkamen, meinen Weg kreuzten, mich bestritten, mich aufhoben, all den andern hatte ich mich mit dem empfindlichsten Verständnis und Mitfühlen hinzugeben, um mich desto entschiedener zu behaupten, ich durfte meines Charakters nicht müde werden; im Vorgefühl, im Zug eines einenden, rechtfertigenden und erhöhenden Zieles mußte ich mich in immer neuen Wendungen bewähren, erneuen, vervielfachen, um an der großen Lösung und Erlösung mitzuhelfen — und so geschah das Wunder, daß ich in dem Momente, wo ich unstörbar zusammengefaßt und hingegeben rein ich selbst war, das andere, den Gegensatz, das mich bekämpfende Chaos — nicht mitempfand und verstand, sondern — neben mir selbst als mein eigenes aus mir quellen, aufkämpfen, mich einschmelzen und läutern fühlte.

Da lernte ich verstehen, was Jesus meint, wenn er sagt: Kinder, liebt euch untereinander! Freilich ist dieses Glück des einigen Gefühles selten, selten — und wird kein Besitz und kein Zustand, sondern es ist ein Geschehen und Wirken, eine Eroberung — wie auch die Erlösung, das Himmelreich in uns, von dem Jesus spricht, immer neu erworben oder geschaffen werden muß und nicht zu einem Zustand wird, in alle Ewigkeit nicht, solange unsere Herzen Menschenherzen sind."

Sie sah ihn erstaunt an.

Da fuhr er fort:

„Christus in Gethsemane — war er da erlöst und Gott, oder war er Mensch in Suchen und Kampf? Und als er am Kreuz stöhnte: mein Gott, warum hast du mich verlassen? da war er irdisch und gegenstimmig und auf dem Gegenpol der Erlösung. Vor dem Tod aber war er wieder eins mit sich und mit Gott und dem All, und da riß er die Menschheit sich nach — wie die Orgel die Stimmen der Gemeinde an sich reißt und emporträgt."

Er schwieg, und ein wenig beschämt von seiner Erregtheit schaute er durch den Garten hin und in den Baum hinauf und einem roten Birnenblatte zu, wie es sich gerade mit bohrender Drehung herabsenkte.

Charlotte blickte ihn nachdenklich an und sagte endlich:

„Sie sind nicht glücklich."

Er wandte sich langsam zu ihr und wiederholte:

„Glücklich — ? — daran habe ich sehr lange nicht gedacht. Sind denn Sie es?"

„Jetzt nicht —" fing sie etwas befangen an.

„Warum jetzt nicht? Sonst sind Sie also glücklich —?" warf er ein und fuhr, ehe sie antworten konnte, fort:

„Das war der Sinn des Klosters: man konnte seinen Gedanken nicht entgehen, man war wie Jesus in der Wüste mit Gott und dem Satan allein und mußte sich entscheiden."

„Wüste — war Ihnen das Kloster?"

„Wüste! — sonst wäre ich ja nicht zurückgekommen."

„Haben Sie den gesuchten Frieden dort nicht gefunden?"

„Doch!"

„Ja, warum sind Sie nicht geblieben?"

„Nachdem ich den Frieden gefunden hatte, war er eben nicht mehr dort oder außer mir zu gewärtigen, sondern er war in mir, und nun will und soll er weiter. Nun sind meine zwei Aufgaben, die Pflicht gegen Gott oder mich selbst und die gegen die Welt klar und klar verflochten, und jede fördert und reinigt die andere: die christliche, die Beseelung und Vollendung der eigenen Person, die musikalische, im Dienste der großen Meister die Beseelung der Welt."

Er schwieg, sah vor sich hin und dachte: Wozu rede ich nur das alles! Wie komm ich dazu!? Das ist ja schamlos! hob dann wie von ungefähr das Auge über den Tisch zu ihr hinüber und fand, daß sie mit dem Ausdruck herzlichen Nachdenkens den vollen Blick fest auf ihn gerichtet hielt. Eine ganze Weile sahen sie einander so an, und er dachte: welch eine kräftige, einfache Person! Endlich sagte sie:

„Gott helfe Ihnen! Ich verstehe schon, was Sie sagen, und wie Sie es meinen; aber — es wird mir schwer."

„Ich bin ja nun auch wieder hier, und mir ging es etwas anders. Ich war mit Neugier und Erwartung ins Kloster getreten, ich hatte es mir in seiner Weise schön gedacht und fand es sehr wenig schön. Es fehlten mir die Menschen, denen ich helfen oder zuliebe leben konnte, ich fühlte mich gänzlich wert- und zwecklos. Die religiösen Pflichten ergriffen mich nicht fester als vorher schon, ich hielt mich für leidlich wohlgeartet und fromm, konnte kein besonderes Sünder- und Büßerbewußtsein in mir aufbringen; wenn ich gebetet hatte, fühlte ich mich meistens befreit und geklärt und beglückt, und konnte also nicht über mein Bedürfnis beten. Ich empfinde mein erträgliches Gewissen als eine Gnade Gottes und kann diese Gnade nicht in den Wind schlagen und mein Gewissen beschmutzen, indem ich gegen mich selbst auf der Lauer liege und auf die Dummheiten und Schwächen Jagd mache, die mir durch den Sinn gehen. Ich weiß, was Ernst ist, und gehe dem Schweren nie aus dem Weg; aber ich kann das Häßliche nicht gelten lassen; wenn es außer meiner Macht liegt, so wende ich mich ab, andernfalls mache ich kurzen Prozeß. Ich war also anfangs und lange Zeit unter den zum Teil übertrieben frommen, zum größeren Teil ganz unfrommen altjungferlich gifti-

gen Schwestern im Kloster recht unglücklich und wußte mir nicht zu helfen. Aber man kann halt nicht leben, ohne sich mit seiner Umgebung zu befreunden, ich gewöhnte mich und fand eines Tages, daß ich anfing, mich über die Menschen und Dinge zu freuen und mich tätig dazwischen zu schieben. Damit war es gewonnen, und ich fand mit der Zeit im Kloster die Ruhe, Sicherheit und Freude wie vorher zu Hause wieder. Als aber unser Kloster aufgehoben wurde, mochte ich mich doch mit dem Gedanken, Ursulinerin zu werden, um Nonne bleiben zu können, nicht befreunden, ich mußte die Aufforderung, in die Welt zurückzukehren, auch als Gnade Gottes empfinden, und nahm sie, befreit und einig mit mir, an. Nun lebe ich, nicht viel freier als im Kloster, nicht viel gebundener als in meiner Jugend hier und bin glücklich, unter tätigen Menschen tätig sein zu können, für Menschen, die ich sehe, statt für die Kirche zu arbeiten, diesen Knechten und Mägden durch die Wildnis ihrer Torheit und Triebe weiterzuhelfen."

„Gnade —?" wiederholte er und dachte daran, wie lange er mit Verzweiflung an diesem Rätsel herumgedacht, wie schwer er sich mit dem fürchterlichen Begriff der Gnadenwahl abgefunden habe.

„Ja —" betonte sie, indem sie sich erhob, „worüber könnte man sich mit mehr Recht freuen!"

„Über ein Gelingen, einen Erwerb, eine Eroberung —"

„Würde das alles geraten ohne Gnade —? — Aber — ich höre, daß man mich ruft und daß es im Hause lebendig wird. Kommen Sie, wir wollen die andern überraschen!"

Das geschah. Er wurde herzlich freudig begrüßt und weckte Widerstand, als er — in plötzlicher Regung — angab, daß er nicht bleiben, sondern gegen Abend schon weiter wollte. Er mußte vorneweg die Nacht zugeben. Und es zeigte sich auch, daß er erst in der späten Stunde des Zubettgehens mit der Erfüllung der vielen Ansprüche fertig würde. Denn er mußte mit dem alten Herrn, der sehr abgenommen hatte, langsam und deutlich die Ställe und Scheunen, Weiden und Felder betrachten, Änderungen und Neuerungen besprechen, seine Meinung abgeben und wiederholt hören, daß ein Landwirt an ihm verlorengegangen sei. Er mußte zu den Knechten und Mägden sitzen, sie ausfragen und ihnen erzählen, mit ihnen singen und ihnen auf der Geige vorspielen. Es war gar nicht anders zu machen, als daß er mit dem Sohne des Hauses, seinem ehemaligen Arbeitskameraden, über Land ritt; denn eine Stunde weit in einem Gute stand ein schönes Reitpferd, um das der junge Herr gerade einen zähen Handel unterhielt; das mußte angesehen, begutachtet und, als der Kauf dann endlich beschlossen war, auch noch mit Wein begossen werden. Nach der Rückkehr kam dann erst das Zusammensitzen um den

abendlichen Familientisch, das Berichten über die Jahre und Erlebnisse, das Besprechen alter, das Entdecken neuer Beziehungen und nicht zum wenigsten die Musik, die Joseph zum Teil in vierhändigem Spiel mit Charlotten, zumeist aber allein unermüdlich spendete. Er hätte gar nicht früher fertig werden können. Ja, als er sich am andern Morgen verabschiedet hatte und schon auf dem Pferde saß und alles „auf Wiedersehen" rief, da sagte Charlotte lächelnd:

„Unser Gespräch ist ja noch gar nicht zu Ende: Sie müssen schon noch einmal wiederkommen!"

„Gewiß!" erwiderte er, „obschon es eines von den Gesprächen war, die nie fertig werden."

In heller Freude ritt er davon und, nachdem er bergab sein Pferd geschont hatte, ließ er es dann nach Herzenslust traben. Er hatte nichts anderes als Freundschaft erwartet, und war nun doch so beglückt, sie gefunden zu haben. Daß man ihn noch ganz als Landwirt nahm, war ja hier begreiflich, und erheiterte ihn; daß er gleich bei der Begrüßung, der vorherigen Absicht und der Notwendigkeit entgegen, in einer plötzlichen spröden, abwehrenden Anwandlung gesagt hatte, er könne nur den einen Tag bleiben, das befremdete ihn noch immer, doch beruhigte er sich bei dem Bewußtsein, ohne Verdacht und Berechnung aus dem Gefühl und geheimsten Willen gehandelt und es nicht einen Augenblick bereut zu haben und so in höherer Wahrheit geblieben zu sein, als wenn er die äußeren Umstände hätte über sich schalten lassen. Zudem war ihm seine Zufriedenheit mit dem Besuch der Beweis dafür, daß alles stimmte. Er ritt gehoben und seiner sicherer voran, nutzte diese Erfahrung und hatte mit der zweiten Hälfte seiner Reise mehr Glück als mit der ersten; er kam erfrischt und zufrieden wieder zu Hause an.

Hier fand er Gelegenheit, noch ehe er seine Stelle als Geiger in Wien antrat, sich in einer besonderen Aufgabe zu versuchen. Ein Prinz, der längere Zeit als Kommandeur in der Stadt residiert hatte und nun abberufen war, sollte von den Offizieren durch ein besonderes Abschiedsfest gefeiert werden, und Josef wurde gebeten, durch ein huldigendes Singspiel zu der Feier beizutragen. Mit Hilfe eines versgewandten Offiziers brachte er nach einer drollig-gütigen Anekdote aus des Fürsten Leben eine komisch-rührende Handlung zustande, so daß sie von selbst in eine Huldigung auslief. Er hatte nicht viel Zeit, mußte im Trab komponieren, danebenher schon die fertigen Teile mit der Kapelle und den Sängern einüben, war plötzlich in einem ihm bisher unbekannten äußeren Wirbel und fand kaum des Nachts Ruhe, aber er fühlte sich frisch und unermüdlich und so befriedigt, als hätte sein Temperament schon immer nach dieser

Anspannung geschmachtet. Und so geriet das Ding denn auch nach Wunsch, und die Aufführung verlief zur Rührung und Freude des Gefeierten und zu einem kleinen Triumph der Spieler und des Komponisten. Der Fürst begnügte sich nicht damit, in Worten zu danken, er hatte freigebige Geschenke vorgesehen, und Josef bekam zu seiner Überraschung und Beschämung eine kleine, gefüllte Dose.

Das Ding brannte ihm in der Hand, brannte durch seinen ganzen Körper, in seinem Herzen, in seinem Stolze. Er hatte von Hause aus wenig Schätzung des Geldes, hatte sie im Kloster, wo ihm nie ein Heller durch die Finger ging, gänzlich verloren und hatte sich in den paar Monaten seitdem nur eben wieder an den gelegentlichen Gebrauch des Geldes gewöhnt. In den Verhandlungen wegen seiner Anstellung als Geiger war auch die Bezahlung, und zwar mit Wichtigkeit, besprochen worden; aber das war für sein Empfinden nicht viel anders als eine theoretische Rechtsfrage gewesen. Nun zum ersten Male und gar, wo er sich als alter Regimentskamerad zum besten geben wollte, wurde er abgelohnt, nicht wie ein Kamerad, sondern wie ein fremder Musiker, und er empfand in einem die Pein, nicht mehr dazu zu gehören und bezahlt zu sein. ‚Wie ein Schnurrant, der im Vorbeiziehen aufgespielt hat und seinen Sechser zugeworfen bekommt!‘ zürnte er in sich hinein, wurde aber eben von diesem Beispiel festgehalten, und fragte sich, aus welchem Recht er den Vergleich mit dem herumziehenden Musikanten als Demütigung empfinde. ‚Der Schnurrant,‘ sagte er sich, ‚spielt aus Freude an seinem Können, aus dem Trieb, den andern zu bewegen — wie ich — und wer ihm Dank oder Gegengabe mißgönnt oder mit Geringschätzung mischt, der stellt sich selber bloß. Dieses zierliche Döschen wurde mir mit gütigen Dankesworten als übliche Anerkennung gegeben und ich muß es so nehmen und würdigen lernen!‘ Und nachdenklich im Garten sich durch die Menge bewegend trug er das glänzende Ding in der Hand vor sich her, nicht anders als ein Heiliger sein Martergerät; — bis ein lächelnder Blick, der ihm vielleicht nicht einmal galt, ihn auf sich selbst und sein Behaben aufmerksam machte: da steckte er sein Geschenk ein, suchte seinen Platz und gab sich dem Treiben des Abends hin.

Als es später wurde und schon manche Laterne einen verlassenen, wüsten Tisch beschien, sah er sich nach seinem Vater um, und fand ihn endlich innerhalb einer dichten Menschenmauer an einem Tische sitzen und dem Kreisen der Roulette zusehen. Vier zu Stumpen verbrannte Pechfackeln wurden eben aus ihren Ringen an den Bäumen gerissen und durch frische ersetzt, das heller aufschlagende Licht machte, daß viele erquickt um- und aufschauten, und dabei erblickte er auch seinen Vater und wie er eine Weile seine Augen mit kindlicher Freude an dem ins Dunkel tropfenden Lichtgold der hastigen Fackel weidete.

Josef betrachtete das Treiben, bis ihm ein früherer Kamerad zurief: „Nun, willst nicht auch mitmachen? Wozu hast denn Geld im Beutel?"

Ein anderer sagte, mehr schonend als geringschätzig:

„O laß den! der spielt nicht."

Josef aber, plötzlich wieder an seinen Sohn erinnert, empfand ihn wieder mit dem ersten Unmut, er rief:

„Warum sollt ich nicht spielen?" griff in die Tasche und drängte sich an den Tisch. Er öffnete die Dose, beugte sich hinüber und leerte sie hin.

„Wieviel?" fragte der an der Roulette.

„Zähl's!" entgegnete Josef; bedauerte aber schon, als jener zu zählen anhob, daß er das Geld hier in den Wirbel warf, statt es etwa den Soldaten, die bei der Aufführung mitgewirkt hatten, zu verteilen. Indessen wurde die Roulette gedreht, und er gewann. Er ließ sich die erst gesetzte Summe wieder in die Dose füllen und ließ den Gewinn stehen. Er gewann wieder. Er spielte weiter, indem er nun immer alles stehen ließ. Ob wenig oder viel dagegen gesetzt wurde, er gewann und war schon Herr einer großen Summe. Einer klopfte ihm auf die Schulter und flüsterte:

„'s ist alles nur ein Weilchen schön!" Andere gaben ihm aus alter Spielerfahrung Ratschläge, er achtete nicht darauf und spielte weiter. Die Spielwut der andern entzündete sich an seinem Glück, die einen borgten Geld, um weiterspielen zu können, andere ließen sich verführen, auch einmal ihr Glück zu versuchen. Er gewann. Ein Haufen Gold lag auf dem Tisch, ein Vermögen. Er setzte es weiter. Er starrte auf die besessene Roulette, schüttelte traurig den Kopf und gewann. Einmal schaute er wie Erklärung suchend in seiner Betroffenheit zu seinem Vater hinüber, da lächelte dieser, bewegte warnend ein wenig den Finger und zog die Brauen in die Höhe, als wollte er sagen: trau nicht zu sehr! Josef antwortete mit schwachem Lächeln und schüttelte den Kopf. Der Atem wurde ihm schwer, ihm graute, als könnte das Spiel ewig so weitergehen; denn er konnte ja nicht zurück, er konnte nur vorwärts durchkommen. Er spielte, gewann, die Erregung wuchs, die Ausbrüche der Erregung, des Neides, der Freude und Schadenfreude wurden kaum mehr durch den Moment der Drehung gestillt — bis endlich ein Schrei schrillte eines andern Gewinners, eine Stille entstand. Alle betroffen, höhnisch und mitleidig den Josef anstierten, und er mit befreitem Lächeln von der Last seines Herzens heruntersagte:

„Nu — endlich!"

Er stand noch eine Weile, während der andere sein Geld einstrich, und hörte, wie es um seine Ohren schwirrte:

„Siehst du —? Hättest du —! Wärst du —! Meinst du —?" dann trat er zurück und sagte zu den Ratgebern:

„Was denkt ihr denn! anders durfte es nicht enden!"

Er umschritt die Menge, um seinen Vater zu suchen; der kam ihm entgegen und sprach:

„So geht's! man treibt's immer zu weit." Dann faßte er den Sohn beim Handgelenk und fragte leiser: „Hättest es gern noch einmal versucht? — Ich kann dir schon noch was geben."

„Vater —" entgegnete Josef, „ich bin glücklich, daß es zu Ende ist. Ich war ja wie an die Galeere geschmiedet."

„Laß gut sein!" meinte der Vater lächelnd, „eine ganz erträgliche Galeere! Es war ein Vermögen. Du hättest nicht mehr nötig gehabt, als Geiger nach Wien zu gehen."

„Das will ich aber doch!"

„Dann hättest es mir gegeben, ich hätte das Haus nicht zu verkaufen brauchen. Aber — wer denkt an so etwas in der Hitze des Gefechtes!"

„Ich war ganz ruhig und dachte vom zweiten Spiel an immer nur: Hoffentlich verliere ich jetzt! — Ich kann doch nicht ein Geld, ein Ungeld, das ich zu verdienen nicht imstand und nicht gesonnen wäre, durch einen Schwindel, eine Vorspiegelung und Benebelung aus so und so viel fremden Taschen ziehen und mir aneignen!"

„Halt!" rief der Vater, stehen bleibend, „darauf muß ich eine Prise nehmen! Du bist ein komischer Zwickel! Warum sollst du nicht berechtigt sein, zu gewinnen, wenn du doch auch zu verlieren bereit bist!"

„Weil ich auf jeden Fall verliere, was ich zu verlieren nie bereit sein soll."

„O laß mich aus!" erwiderte der Vater. „Hüte dich doch, Dinge schwer zu nehmen, die kein eigenes Gewicht haben!"

„Ich nehme nur mich schwer, und auch das nicht immer. Sie waren ja schon einige Male mit meiner Leichtigkeit nicht einverstanden. Ich habe auch vorhin keinem Menschen das Spielen verdacht außer mir. Ich habe nämlich nicht zum Vergnügen gespielt, sondern nur, um das Dosengeld, das mir gegen den Stolz ging, loszuwerden. Im nächsten Augenblick schon sagte ich mir, daß ich es auf bessere Weise hätte loswerden können, und als ich gewann, tat ich den Einsatz wieder in die Dose und spielte mit dem Gewinn nur weiter, um ihn zu verlieren — was also auch nicht so leicht ist! Das Geld in der Dose wollte ich den Soldaten geben; unterdessen ist mir aber aufgegangen, daß es sich nicht darum handelte, das Geld loszuwerden, sondern meine Empfindlichkeit. Ich werde mir das Geld also nicht aus den Augen schaffen, sondern in der Dose und

Tasche behalten und mich mit dem Gedanken an seine Erwerbung befreunden — oder wenigstens dagegen abhärten."

„Abhärten!" spottete der Vater. „Ich fühle schon eine Hornhaut um dein Herz wie an deinen Geigfingerspitzen."

Kurz danach reiste er nach Wien. Er spielte Winter und Frühjahr hindurch in einem Orchester und außerdem in eigenen Konzerten und erwarb soviel, daß er bei seinen geringen Bedürfnissen in bequemstem Maße zu leben hatte. Die Konzerte aber, zu denen er sich meistens mit zwei oder drei Kollegen zusammentat, fügten sich mehr seinem musikalischen Missionsdrange und glückten so, daß er es wagte, die sehr abhängige Stelle in der Kapelle wieder aufzugeben und sich fortan ganz auf Konzertspiel in immer weiterem Umkreis zu verlegen. Nach dem jahrelangen Festsitzen an demselben Ort und vor derselben inneren Aufgabe erquickte ihn der weite Spielraum, das Hin- und Herspielen durch den weiten Raum nach immer demselben, immer frischen Ziele; Erwartung, Neugier, Bangen, Entdeckung und Enttäuschung, Erfolg und Mißlingen, Triumph und Zorn lösten einander in gesundem Wechsel ab, der Verkehr mit immer andern Menschen in neuen Verhältnissen entschädigte ihn für die jahrelange Abgeschlossenheit und gab ihm bald das Gefühl und die Ruhe des Verflochtenseins in sein Volk zurück, wie er's bedurfte. Immer zufriedener und belebter kehrte er von diesen Reisen heim zu seinem Vater; denn bei diesem hatte er sich wieder festgesetzt. Immer unternehmungslustiger zog er nach ruhigen Monaten des Studiums wieder aus, bald nach Ungarn oder bis Oberitalien, bald durch Böhmen, Sachsen, Thüringen und weiterhin, ein mutiger Soldat der Kunst, wie er sie im Banne der Söhne Bachs, Glucks, Haydns und Mozarts empfand und verstand, ein begieriger Lehrling zugleich des in Deutschland kämpfenden geistigen Lebens.

So verging die Zeit, beruhigte und festigte sich sein Dasein.

Und eines Tages, als er wieder heimgekehrt war, befiel ihn die Ruhe wie eine Leere und die Festigkeit der Einrichtungen und Gewohnheiten wie klösterliches Erstarren und Erkalten, sein Herz zersprang und verglühte vor Ungenügen und Sehnsucht; Haus und Heimat und die ganze Welt zerschmolz in dem hinausfressenden Brande, unzerstört aber, unberührt und ungetrübt im Mittelpunkt dieser Welt von Glut war eine Frau. Sie hatte sich schon manches Mal unversehens eingestellt, als Erinnerung und als künftige Freude. Nun plötzlich war sie in ihm, seine Flammen aus aller Welt herzwingend zum dienenden Himmel um sich herum, durch seine Flammen von aller Welt geschieden.

Am Abend hatte er eine Unterredung mit seinem Vater. Der alte Herr umarmte ihn mehrmals vor Rührung und Freude, stand plötzlich auf und humpelte eilig hinaus und die Treppe hinab, kam wieder mit einer Flasche Tokaier und stieß mit dem Sohne an. Vor Erregung hin- und hergehend begann er von seiner Frau und längst vergangenen Zeiten zu erzählen und endete damit, daß er die Geige in die Hand nahm und den Sohn an das Klavier winkte. Und tief in die Nacht hinein spielten sie über strömende Erinnerung und stauende Sehnsucht hinweg, tranken das dunkle Gold des Weines in die unersättlichen Herzen und sprachen wenig.

Am folgenden Tag suchte Josef den Goldschmied und andere Läden auf, am dritten Tag saß er auf dem Pferd und ritt ins Land.

Auf dem Gute fand er den alten Herrn nicht mehr, den jungen verheiratet, alle Hände voll Arbeit. Als er Charlotten nicht sah, fragte er schließlich nach ihr und ward in den Garten gewiesen.

Auf dem Wege dahin überkam ihn der Sturm, und im Glück seines Willens lief er, rannte er, drei, vier Sprünge, riß sich zurück und zwang sich zu wandelndem Schritt und hörte nun hinten im Garten oder hinter dem Garten auf der Wiese Kinder singen und eine Frauenstimme dazwischen, voll und stark aufsteigend wie Allelujah aus dem Kirchenchor, und im Herzen sang er mit und überjodelte den Gesang; seine Augen brannten kreuz und quer durch den Garten, zwischen den glühenden Tupfen der Rabattenblumen hin, über die langgestreckten Beete, die räumigen Quartiere in ihrer klaren Buchseinfassung, durch Büsche und Bäume; aber weder hinter dem blaßgrünen Wall der Erbsen, noch aus dem blütenbehangenen Wäldchen der Bohnen tauchte die Gesuchte auf, nur der Gesang kam näher, die Herzenslust der dünnen Kinderstimmen, der Lobgesang der Frau. Und plötzlich, mitten in der Figur brach die Frauenstimme ab.

Der Gesang hatte Charlotten überkommen und sich aus ihr emporgerungen wie eine Beichte, wie schon manches Mal, wenn die Kinder sangen; in dem gewaltig ausströmenden Tone hatte sich ihre ganze Leibes- und Seelenkraft zu einem befreienden und beglückenden Opfer vereinigt; — mit einem aber zerfiel ihr der Ton in der Kehle, sie sah sich um und fühlte ihr Herz klopfen. Kam da nicht ein Schritt? Sie horchte, hörte aber nur ihren Herzschlag, und halb diesem und dem Kindersingen um sie her, halb ihrem eigenen verklungenen Gesang in die Ferne nachlauschend blickte sie aus dem Gartenhäuschen, wo sie bei der Näharbeit saß, hinaus auf den Weg, ihre Hände ruhten und sie wußte nicht, daß sie wartete.

Und als dann am Hauptweg wirklich ein Schritt schallte und nun in den Randweg gegen das Türmchen her einbog, da blieb sie sitzen und rührte sich nicht und dachte: ist er's? oder ist es ein Spuk?

Aber auch die Kinder schauten auf und ließen eins nach dem andern das Singen, und er kam rascher her – und sah sie in der grünlich weißen Halle inmitten der Kinder sitzen. Sie regte sich nicht, ihre graublauen Augen waren weit aufgetan und schauten ihm wartend voll Freude entgegen. Er vergaß die Worte, die er gegen die Überraschung des ersten Augenblickes sich vorgesagt hatte, der kindlich klare, aufrichtige Ausdruck ihres Herzens ergriff und bezwang ihn und, wie sich der Badende in das verlangende Wasser stürzt, so war er mit einigen schnelleren Schritten bei ihr, ergriff und küßte ihre Hand. Dann blickte er in ihre Augen, wie sie in die seinigen, und sagte:

„Grüß Gott! wie schön, daß ich Sie so gesund und so wiederfinde!“

„Wie schön!“ erwiderte sie.

Dann begrüßte er die Kinder und sprach mit ihnen, dann sagte er zu Charlotten:

„Sie sitzen also nicht immer unter dem Birnbaum?“

„Nicht immer.“

„Ich war sehr verwundert, als ich an ihm vorbeikam. Ich hatte Sie so oft in meinen Konzerten sitzen sehen, in Wien und in Dresden, in Prag und in Bamberg, daß ich doch einmal nachsehen mußte, ob man hier noch etwas von Ihnen weiß.“

„Sie haben mir ja versprochen, wieder zu kommen, und sind ja nicht so lange ausgeblieben, daß ich denken konnte, Sie hätten es vergessen.“

„Bin ich lange fortgeblieben?“

„Ja,“ erwiderte sie, dachte an die schwere Überwindung dieser Zeit und setzte hinzu: „aber ich habe mir die Zeit nicht lang werden lassen. – Kinder –!“ rief sie diesen zu, die starr und staunend dasaßen, „macht keines dem Gaste Platz?“

Die auf Stühlen saßen, hüpften sogleich herunter auf ihre nackten Füße, schoben die Stühle mit Gepolter näher, und eine Kleine faßte ihr Rockschwänzchen und wischte damit über den dargebotenen Sitz.

„Und nun könnt ihr,“ fuhr Charlotte fort, „auf die Bleiche gehen und mir die Stücke begießen; aber sorgfältig, daß kein Fädchen hell und trocken bleibt!“

Die Kleinen gingen, blickten nach einigen Schritten um und fingen an, zu rennen.

Josef sah Charlotten mit knabenhaftem Lächeln an und winkte mit dem Kopf den verhallenden Kinderschritten nach. Ihr Blick fragte, was er meinte, und er antwortete:

„Ich möchte Sie auch so bei der Hand fassen und fortreißen und mit Ihnen weglaufen – aber weiter als zur Bleiche!“

Sie glänzte und fragte:

„Weiter –?"

„Den Hügel hinab und durch den Wald und weiter – weiter, bis dahin, wo wir zu Hause wären."

„Zu Hause –?" wiederholte sie.

„Hier sind Sie ja für mich nur der Gast, wie ich für Sie der Gast bin."

Er küßte ihre Hand, umfaßte dann Charlotten und küßte sie auf den Mund.

Sie hielt seine Hand mit beiden Händen fest und schaute sich mit verwundert lachenden Blicken in ihn hinein, zum erstenmal ohne Scheu, und vermochte nichts dagegen, daß ihre weit offenen, vertrauenden Augen sich mit Tränen füllten.

Als er aufstand und sie emporziehen wollte, fühlte sie, daß Schere und Näharbeit ihr vom Schoße glitten, sie griff danach und drehte sich zum Tisch, um die Dinge abzulegen. Sich wieder aufrichtend streifte sie mit dem Blick über den aus vielen Schliffen zusammengesetzten venezianischen Spiegel an der Wand und wurde festgehalten. Betroffen schaute sie und fand sich und Josef forschend und sinnend im Spiegel stehen. Sie blickten stumm in die eigenen Augen. Jedes suchte das Bild des andern. Ihre Blicke kreuzten sich, begegneten sich, hafteten ineinander. Jedes Auge kehrte ergriffen wieder in den eigenen Blick zurück. Und aus dem, den Hauptspiegel mehrfach umrahmenden Rand kleiner und kleinerer Spiegel drang es in Wellen auf sie herein: aus all den Spiegelchen, aus jedem einzelnen tauchte dasselbe Paar hervor, in jeder Zelle dieser seltsamen kristallenen Zellenwelt eingefangen und abgeschieden, und wartete. Charlottens und Josefs Blicke flogen suchend im Kreise darüber hin und mußten zu dem Lichte der eigenen rätselhaft leuchtenden Augen zurück.

Endlich wandten sie beide sich gegeneinander, und mit entschleierten Blicken und ernüchtertem Ernst prüften sie einander. Aber sie fanden dieselbe Freude und dasselbe bereite Vertrauen, sie streckten einander beide Hände entgegen und drückten sie und nickten einander mit der Innigkeit des Wiederfindens zu, und endlich umarmten sie einander und hielten sich lange, Wange an Wange – – bis ein rotes Licht, durch den Raum lodernd, sie aufschreckte. Sie sahen den Spiegel in Glut und Flammen. Die sinkende Sonne war fern hinter einer hohen Scheune zum Vorschein gekommen und ihr roter Widerschein im Spiegel zerriß und zerspliß, zerplatzte und zerblitzte in unzähligen roten und bunten, harten, scharfen, stechenden Strahlen und Flammen, Blitzen und Funken und Feuerspritzern. Dem Josef war, als hörte er die wilde, klirrendschmetternde, schrillkreischende, bluthungerige, todeslustige, türkische Kriegsmusik, die ihm sein Vater manchmal geschildert hatte. Sie standen und blinzelten bald nach dem Spiegel, bald nach dem Sonnenball und verfolgten, wie er sich nun schon hinter

ferne Bäume schob und den Spiegelbrand mit ärmer und dünner und seltener werdenden Strahlen wieder in sich zurückzog und verschwand. Und nun sahen sie sich wieder im Spiegel, im desto kühleren Lichte still und vereinsamt trotz der Menge.

Josef ergriff Charlottens Hand, und sie zierlich hochhaltend machte er der zahlreichen Gesellschaft im Spiegel lächelnd eine würdige Verbeugung und zog das Mädchen in den Garten hinaus.

„Dein Bruder wird dich nicht gern hergeben," fing er an.

„Gern —? Ich bin ja hier nicht mehr nötig, seit die junge Frau da ist, wenn auch manchmal sehr bequem; aber solange Kinder fehlen, bleibe ich entbehrlich. — Gern —? er war immer sehr gut gegen mich, und nun wird es ihn kränken, daß er mir nichts mitgeben kann. Eine kleine Mitgift habe ich ja damals dem Kloster zugebracht, und der Staat hat sie mir nicht zurückgezahlt, als er uns austrieb; nur eine kleine Rente bekomme ich, solange ich im Gelübde bleibe; wenn ich nun um Dispens nachsuche, verliere ich auch die."

Er lächelte sie an und sagte, genau so habe er es sich gewünscht.

„Warum gewünscht —?" fragte sie verwundert.

„Ja, gewünscht! Im Kloster kam es mir manchmal erbärmlich vor, so geschützt wie ein Kanarienvogel dazusitzen, während andere dem Glück und Unglück, Gewinn und Verlust ausgesetzt waren, sich in herzhaften Kämpfen bewährten oder verloren. Seit ich nun wieder an der Luft bin, freut mich jeder Zufall, der mich herausfordert. Und so soll es bleiben! Ich will auf eigenen Füßen stehen, solang ich's vermag, und immer fühlen, daß der Boden unter mir eine Kugel ist. Ich will gute Musik machen, die beste, die ich verstehe; aber das ist meine Natur, das macht mir keine Mühe, dazu brauche ich mich nicht zu zwingen. Ich möchte aber auch etwas Schweres tun, wozu ich alle Willenskräfte zusammennehmen muß, wobei ich fühle, daß ich meiner Natur etwas abgewinne oder vielmehr hinzugewinne. Das Geld ist ein Teil der Welt, die mir versagt ist, die ich nicht fühle; Geld hat für mich keinen Reiz, ich habe nicht einmal wie mein Vater und Bruder Vergnügen daran, es zu verschwenden, ich denke nicht daran, ich laufe tagelang ohne einen Heller in der Tasche herum. Und da freut es mich nun, nicht dem Vater auf dem Beutel zu liegen, sondern mich mit diesem fremden Dämon einzulassen, Geld zu verdienen, soviel ich brauche und brauchen werde, mich in das Gedränge des Erdenlebens, dem wir bestimmt sind, einzufügen, ohne ihm meinen Trieb, meine Schwäche oder Leidenschaft zu geben. Das gehört nun zu meiner Religion, und ich glaube, Christus würde es nicht viel anders meinen."

„Ich bin anders zu denken gewöhnt," sprach sie, „aber es ist schön so, und ich will sorgen, daß du nicht zu viel verdienen mußt."

„Was nötig ist, und darüber für die offene Hand."

Der Bruder freute sich für die Schwester und im Sinne des verstorbenen Vaters, der diese Möglichkeit noch bedacht hatte, wie aus gutem Herzen und Familienstolz sorgte er für sie. Und so konnte sie, nachdem sie von ihrem Gelübde losgesprochen war und Herbst und Winter hindurch der Beschaffung und Bereitung ihrer Aussteuer obgelegen hatte, als wieder die Bäume blühten, Hochzeit machen und die gemietete städtische Wohnung mit ihrem Mitgebrachten ausfüllen, mit beglückter Arbeit und verflechtender Erinnerung.

Josefs Vater, der alte Oberleutnant, der sein Haus längst verkauft und seitdem zu Miete gewohnt hatte, fügte sich nun in den Haushalt des Sohnes ein, wie dieser bisher in den väterlichen; der andere Sohn, Franz, nun auch Oberleutnant, war im Türkenkrieg.

Die Jahre vergingen. Je einige Monate, meist den Sommer verbrachte Josef zu Hause, sich erholend, sich vorbereitend, unterrichtend, den größten Teil des Jahres war er abwesend, bald auf kürzeren, bald auf ununterbrochen weitführenden Rundreisen. So verdiente er sich seinen Unterhalt, diente er der Kunst, mühte er sich, die christliche Gestalt eines Menschen, wie er sie fühlte, aus sich herauszustellen, zu festigen, zu vervollkommnen. Die Widerstände, die er fand, waren meist bekannt oder erwartet, wurden bekämpft und überwunden oder, nicht überwunden, als weitere Aufgabe mitgeschleppt. Es war der alltägliche Kampf des wachen Gewissens, mehr nicht — nicht weniger. Er schlug sich schlecht und recht durch, und seines Willens und Wesens sicherer zu werden bei aller Ohnmacht war ihm Ersatz und Gelingen.

Kinder wurden ihm geboren — in seiner Abwesenheit. Es war ihm nicht vergönnt, eines aus den Händen der Wehmutter entgegenzunehmen, wenn es zart und verletzlich wie ein Pflanzenkeim, der doch den harten Boden wunderbar durchbricht, sich in diese Welt eindrängt, sich gewalttätig Platz macht, herrscht, die Uhr des Lebens verstellt, die Herzen bezwingt, nur dadurch, daß es ein Anfang verwandten Wachstums ist, daß es wird. Kinder starben ihm in seiner Abwesenheit; erst wenn er heimkehrte, verlor er sie; wenn er wieder draußen war, lebten sie in ihm auf, blieben ihm mit den andern auf seinen Wegen und in seiner Sorge gegenwärtig, verschwanden bei der Heimkehr und waren in der Fremde wieder bei ihm, und erst allmählich, indem sie hinter den größer werdenden Geschwistern immer mehr zurückblieben und nicht aus ihrer staunenden Hilflosigkeit herauswuchsen, sanken sie aus seiner Gegenwart hinaus in die Erinnerung. Zwei Kinder blieben ihm, schön, kräftig, wohlgeartet, in ihren Herzen so innig verfreundet, wie es die Eltern von ihren Kindern wünschen und so selten erleben.

Diese sah er wachsen und sich formen. Sooft er heimkam, fand er

andere Kinder vor, als er verlassen, in sich getragen und erwartet hatte. Bald waren sie schlanker, bald dicker, bald stiller, bald heftiger, bald schlugen sie in die väterliche, bald in die mütterliche Art, bald auch schienen ihre Gesichter in der Familie ganz neu zu sein. Ebenso unvermittelt verschieden erschienen ihm manchmal die Äußerungen ihrer geistigen Anlagen und Triebe: was den Knaben das eine Mal unablässig beschäftigte, war übers Jahr gänzlich verdrängt durch anderes, lockte nicht einmal mehr aus der Ferne, war vergangen, wie aufgezehrt vom weiteren Wachstum. Für Mutter und Großvater, die jeden Tag mit den Kindern verlebten, verwischten sich die Unterschiede zu dem Eindrucke eines unaufhörlich schwankenden Kreisens um den Mittelpunkt, einer nur selten tiefer ausschwankenden Kreiselbewegung; der Vater aber sah mehr die Unterschiede und Gegensätze, den Ausschlag der Eigenschaften und Fähigkeiten, die Stockwerke ihres Baues, er empfand den geheimnisvollen eigenen Willen ihres Wachstums für sich als Schranke, als Gebot der Zurückhaltung, und konnte doch den Willen selbst, den in der Einheit sich schon verratenden Sinn ihres Wachstums, aus den Stücken nicht sicher erkennen. War er gegen sich selbst manches Mal hart und gewalttätig gewesen und war es noch, so scheute er sich hier fast vor dem einfachsten Eingriff und Einfluß und war dankbar dafür, daß die gute Art der Kinder es ihm leicht machte.

Seine Frau dagegen blieb ihm immer die gleiche. Wie er sie verlassen hatte, so fand er sie wieder. Alles, was aus ihr herausreifte, oder was sie an sich zog, das hatte er von je in ihrem Wesen gefühlt. Sie schien dazu geboren, ein Kind in den Armen oder unter den Augen zu haben – einen Haushalt für den Winter zu versorgen – sich der Armen und Kranken anzunehmen – mit ihrem Mann in Musik, mit dem Großvater in den Entzückungen seines späten Griechentums aufzugehen. Gleich innig gab sie sich der Trauer wie der Freude hin, ohne sich darin zu verlieren. Was ihr Mann erwarb, das verwaltete sie gewissenhaft, und manchen Gulden wendete sie Bedürftigen zu, ehe sie in dem größer werdenden Haushalt einen Sechser unbedacht ausgegeben hätte – obschon sie sich doch manche unnötige Form und Last der Lebenshaltung nur vom Herkommen, von Stand und äußerer Sitte vorschreiben ließ, manches einhielt, weil „man das muß," „weil das nicht anders geht". Wer aber arm oder krank war, der hatte ein Anrecht auf sie, und mit der Zeit sammelte sich in ihrem Hause eine kleine Armenhofhaltung, die nach unverrückbar strenger Einteilung des Tages und der Stunde zuging, heiter und herzlich versorgt und beraten wurde und bei der im Kloster und Gutshof erfahrenen Frau doch eher Zurechtweisung als Verweichlichung fand.

Wenn Josef von der Reise zurückkam, sah er sich so ohne Störung als Mittelpunkt des Hauses, daß ihm war, als sei er das auch in der

Abwesenheit. Das Frauenbild aber, das in ihm mitgereist war, das stündlich als brennendes Glück, als Rat, Trost und Vertröstung zur Hand und immer nur seinen höchsten Trieben und Aufschwüngen zur Hilfe gewesen war, das schien hier nur plötzlich aus ihm hinausgetreten zu sein, durch Farbe und Licht der Dinge bereichert, um keinen seelischen Strahl verarmt, schien für alles da zu sein und in allem doch nur für ihn. So wurde die Zeit der Ermüdung, der Ausruh und des neuen Studiums eine festliche Zeit für ihn, und er brachte es nicht übers Herz, diesen Schimmer dadurch zu stören, daß er aussprach, wie schwer ihm Abreise und Abwesenheit werde, wie sehr er sich sehne, zu Hause zu bleiben. So auch die Frau. Zwischen Kommen und Gehen war die Zeit gespannt wie eine Saite, die ihren Ton hält.

Auf einer Reise durch Oberitalien gab Josef mit seinen Genossen auch einige Konzerte beim alten Herzog von Parma, gewann durch seine Kunst und Art dessen Wohlwollen und wurde von ihm beauftragt, an Stelle der in den Kriegswirren verflüchtigten Kapelle eine neue zusammenzubringen und auszubilden. Freudig griff Josef nach dieser größeren Aufgabe und hätte nun, durch diese Anstellung festgelegt, dauernd seine Familie bei sich haben können; aber die Scheu vor Entwurzelung, die Unsicherheit aller Dinge in jener Revolutionskriegszeit, endlich die Rücksicht auf den Vater, der wohl doch in der Heimat hätte bleiben wollen, bestimmten ihn, das Amt nur so anzunehmen, daß er die gewohnte Sommerszeit bei den Seinen verbringen konnte.

Aber schon seine erste Urlaubsreise mißglückte. Die Heere Österreichs und Frankreichs wogten kämpfend hin und her, bald waren die Straßen versperrt, bald allzu unsicher, bald wurden ihm mitten auf der Landstraße von Marodeuren die Pferde vom Wagen abgespannt. Er geriet in das französische Heer hinein, wurde hin- und hergedrängt und auf Weiterbeförderung vertröstet, er machte sich durch Konzerte angenehm und faßte immer neue Hoffnung; als er aber einmal so unvorsichtig war, bei einem Meinungsstreite der Offiziere durch eine Zwischenbemerkung zu zeigen, daß er vom Artilleriewesen mehr verstehe, als einem Musiker unbedingt nötig ist, da war es um seinen harmlosen Ruf getan, man ließ ihn nicht mehr aus den Augen, und er konnte froh sein, daß es ihm endlich noch glückte, wieder nach Parma abgeschoben zu werden.

Dieses Mißgeschick war um so schmerzlicher, als weiterhin auch die Briefe ausblieben, und er nicht hoffen konnte, daß seine Nachrichten die Heimat erreichten. So war er ein und dreiviertel Jahre fortgewesen, als es ihm zu Anfang des folgenden Sommers über die Adria gelang, nach Deutschland durchzukommen. Und noch nie hatte er die brennende, bange

Ungeduld empfunden, mit der er sich nun Tag für Tag und Ausspannung um Ausspannung seiner Vaterstadt näherte.

Endlich rollte der Wagen durchs Tor, das Posthorn klang durch die heimischen Straßen und mußte auch von Josefs Familie gehört werden. Als er an dem Hause vorbeifuhr, das früher seinem Vater gehört hatte, darin er geboren und aufgewachsen war, sah der Heimkehrende auf der ersten Fensterbrüstung wie auf einer Bank seinen Vater sitzen und den Stelzfuß als Stange eines schwarzgelben Fähnleins wagrecht in die Luft hinausstrecken und neben ihm, von seinem Arm gehalten, die kleine Charlotte ein Tuch schwenken, unter der bekränzten Haustür aber seine Frau und seinen Buben ihm entgegenwinken. Er ließ kaum halten, stürzte aus dem Wagen und seiner Frau in die Arme, schwang den Buben in die Höhe, langte das Mädel vom Sims und kletterte schließlich zum Fenster hinein, um dem alten Herrn von der Stelle zu helfen.

Und die erste Freude war schon genossen, und die erste Unruhe vertrieben und man setzte sich zum Imbiß an den Familientisch. Josef bemerkte, drüber hinsehend, daß gewählter als sonst aufgetischt sei, wunderte sich aber nicht und fragte nur, indem er die Blicke durchs Zimmer und die Wände empor wandern ließ:

„Und ihr seid wieder in diesem lieben alten Haus! Wie kommt das?" und wendete sich an seinen Vater; denn er dachte, das Haus wäre durch irgendeine Zahlungsschwierigkeit an diesen zurückgefallen und könnte nun durch vereinte Kräfte vielleicht gehalten werden. Der Vater aber wies mit der Hand auf Charlotten, die durch einen plötzlichen Ausdruck schmerzlichen Sinnens und Gedenkens hindurch doch mit einem glücklichen Strahl ihren Mann anblickte. Und nun erfuhr er, daß im Winter nach seiner letzten Abreise, also vor fast anderthalb Jahren, die Schwägerin und einige Tage darauf auch der Bruder Charlottes an Halsbräune verstorben waren. Der Nachlaß fiel an Charlotte und ihre seit vielen Jahren in Prag verheiratete ältere Schwester. Briefe an Josef über diese Wendung wurden nicht beantwortet: so nahm die Angelegenheit ihren Lauf, das Gut wurde veräußert, das Ergebnis geteilt, und da gerade das väterliche Haus wieder feil war, wurde es zurückgekauft und die längst etwas enggewordene Mietwohnung verlassen. Als endlich wieder Nachricht von Josef kam und sich zeigte, daß er, offenbar durch Verlust der Briefe, von der ganzen Veränderung gar nichts wußte, da schrieb ihm seine Frau auch vollends nichts mehr darüber und freute sich mit dem Vater und den Kindern darauf, ihn in seinem Geburtshause zu überraschen –, wie es ja nun auch gelungen war.

Josef saß ganz still da.

Der heiteren Neugier seiner Frage war bei der Nachricht vom raschen

Schicksal des Schwagers und der Schwägerin tiefes Erschrecken und nachdenkliche Trauer gefolgt, und er hatte dabei einen Teil der weiteren Erzählung Charlottes überhört, hatte sich dann aber in ihrem Berichte doch noch zurechtgefunden und sah mit seltsam prüfendem Ernst seine Frau an, ließ den Blick über Vater und Kinder gleiten, schaute vor sich hin und sagte:

„Der arme Karl – der arme!“ und man empfand unter diesen Worten eine von ihnen nicht gedeckte unbekannte Schwere. Es blieb still, alle sahen ihn an. Da begann er mit den Kindern zu plaudern.

Als diese später in den Garten verlangten, wollte ihr Vater nicht mit und hieß sie gehen. Da blieb auch seine Frau und sein Vater sitzen. Endlich legte der Alte seine warme, leichte Hand auf die des Sohnes und fragte:

„Hast ihn gern gehabt?“ während schon Charlotte sagte:

„Freut es dich nicht, daß wir wieder hier sind?“

Josef blickte kurz ins Zimmer auf und erwiderte:

„Ob hier, ob anderswo, ist gleich!“

„Aber du bist – verstimmt!“

„Verstimmt – ? – ich habe plötzlich keinen Grund mehr unter den Füßen, mir ist wie dem Absalom, als ihn der Baumast beim Haar faßte und in die Luft hielt: ich stauche mit den Füßen herum und finde keinen Boden, und greife mit den Händen weit um mich und finde keinen Halt außer mir.“

Sein Vater schaute verwundert und verstand noch nicht, Charlotte aber blickte ihn betroffen und mit neuem Ernst an, sah beiseite, ihre Augen zuckten überlegend hin und her, und sie sprach:

„Ich hatte mich gerade darüber gefreut – es dir auch geschrieben – daß du nun festeren Boden unter die Füße bekämst und nicht mehr so lange Zeit von Hause fern zu sein brauchtest. Du bist ja bisher nur als Gast hier gewesen.“

„Ich habe mich immer als der Haushalter gefühlt, ob ich zu Hause war oder draußen. Ich fand meine Ruh, mein Gleichgewicht zum guten Teil darin, daß ich nicht nur aus einem wunderbaren und süßen Drange musizierte, daß ich zugleich auch meinen Mann stand, indem ich durch einen oft keineswegs süßen Wettkampf und Erwerbskampf meine Heimat und Familie erhielt und trug. Erst von dem Augenblick an, wo du einen Haufen Geld annimmst und meinen Haushalt darauf abstellst, muß ich mich als Gast fühlen. Aber Gast oder nicht Gast – wie kann ich mich hier einfügen?!“

„Aber, Josef, ich kann doch die Erbschaft meines Bruders nicht ablehnen! Das ist doch eine Fügung Gottes!“

„Eine Fügung Gottes war der Tod deiner Geschwister. Eine Fügung würde ich es genannt haben, wenn wir ein herrenloses Gut, auf dem das Brot vieler Menschen wächst, hätten übernehmen und mit all unsern Kräften umtreiben müssen! – Wenn du an Gott denkst, bei einem dir zugeschobenen Haufen Geld, warum nicht auch an den Teufel? – Gott hat doch nicht gesagt: wer mir nachfolgen will, der tue brav Geld in seinen Beutel! sondern – der gebe seinen Reichtum den Armen!"

„Du weißt, daß ich die Armen nicht vergesse!"

„Gewiß. Du kennst aber auch das Wort vom Scherflein der Witwe. Was wir bisher den Armen gaben, war von mir schwer erworben und von dir durch unablässige Mühe und Sorge erübrigt; was du nun gibst, ist der Abfall des Überflusses."

„Kein Überfluß! es ist ein ganz schönes Vermögen, aber kein Überfluß."

„Gut. Nenne es, wie du willst! Ich sehe nicht, wie ich mich darein fügen könnte."

„Ich verstehe dich nicht. Kann ich den Besitz meiner Eltern und Voreltern denn zurückweisen?!"

„Du hattest schon einmal darauf verzichtet."

„Ich bin nicht mehr im Kloster, freue mich über diesen Besitz, der mir überdies angeboren und selbstverständlich ist, und kann nicht anders, als ihn für einen Segen Gottes ansehen."

„Gott segnet nicht durch Ruhe und Wohlsein, sondern durch Aufgaben. Gott setzt keinen Menschen, und wäre er achtzig, zur Ruhe, es sei denn durch Absterben; ich aber bin noch nicht vierzig. Gott kann nicht bestehen ohne meine Arbeit; er nimmt ab, wenn ich ruhe; er verkommt, wenn ich mir's wohl sein lasse! Wie soll ich es nun treiben? Wie denkst du es dir?"

„Nun –" sprach sie befremdet; „das wird sich schon finden."

„Zum ersten Male höre ich dich sagen: ‚es wird sich finden;' sonst warst du immer gleich mit Rat und Tat bei der Hand. Du siehst also so wenig wie ich Notwendigkeit und Ziel; denn was sollte ich tun? Nachdem uns Gottes Fügung bequem zu leben geschenkt hat, noch mehr dazu verdienen? – meinen bedürftigeren Genossen das Brot streitig machen? oder soll ich in den kräftigsten Jahren schon in sanftem Ruhestand leben? am Fenster sitzen und Pfeife rauchen, mit den Kindern das ABC studieren, ins Kaffeehaus gehen, in der Loge meinen Wein trinken, zweimal wöchentlich Quartett spielen – so etwa?"

Sie antwortete nichts.

„Ich bin," fuhr er fort, „aus meiner schwer erreichten Verwurzelung mit dem Leben herausgerissen und liege im Trockenen da wie ein Setzling, der nicht weiß, ob er wieder Erde an seinen zerrissenen, welkenden Wurzeln zu spüren kriegen wird."

Sie sah nicht auf.

„So sage mir doch wenigstens, wie du es dir dachtest! was du für möglich hieltest. Helft mir doch, wenn ihr einen Ausweg wißt, den ich nicht sehe. Es ist doch keine Zeit zu verlieren, es wird doch mit jeder Minute schlimmer!"

Sie schwiegen, Frau und Vater. Es war ihnen mit einem Male ganz klar, daß er so sprechen und sich so verhalten müsse, und daß es nicht möglich sei, ihm eine andere Auffassung zuzumuten. Und Charlotte erinnerte sich beschämt, daß es ihr damals eine Erleichterung gewesen war, keine Antwort von ihm zu bekommen und die Erbschaftsangelegenheit unbeeinflußt abmachen zu können, und daß ihr heimlicher Wille auf die Wirkung der vollendeten Tatsache vertraut hatte. Langsam hob sie endlich den Kopf, sah aus stillen Tränen ihren Mann flehend an und sagte und murmelte:

„Was du verlangst, das kann ich nicht!" Und langsam den Kopf schüttelnd blickte sie wieder vor sich nieder.

„Ich verlange nichts," erwiderte er. „Was ich ersehne oder hoffe, wäre eine Handlung – wenn schon nicht des Willens – doch der Einsicht, der Erkenntnis oder der Ahnung."

„Verzeih, ich kann es nicht. Es ist gegen meine Natur."

„Können –? Einstweilen willst du es nicht! willst es nicht versuchen, nicht einmal denken! – Doch genug davon für diesmal!"

Er legte die Hand auf die ihrige, drückte sie zutraulich und stand auf: „Sehen wir einmal nach den Kindern!"

Sie erhob sich mit den Worten:

„Ich komme gleich nach," wischte sich die Augen und glitt ins andere Zimmer.

Josef ging mit seinem Vater hinaus und sagte nach einigen Schritten:

„Wenn ich mit der Unglücksbotschaft gekommen wäre, ich hätte unterwegs ihr ganzes Vermögen verspielt, sie hätte nicht mit der Wimper gezuckt!"

„Ganz recht!" erwiderte der Vater. „Also geh heut abend mit mir! Ein Stündchen Pharo, und du bist den Schmerz los."

„Ja, Vater –, das kann nun ich nicht!"

„Bitter!" sprach der alte Herr kopfschüttelnd. „Das solltest du können!"

Es kam, solange Josef zu Hause war, zu keiner Aussprache mehr. Sie lebten wie sonst, nur etwas verhalten, immer ein wenig wartend und gespannt, waren einander noch aufmerksamer und besorgter als früher schon, Josef staunte darüber, wie Charlotte seine Wünsche und Gedanken ihm nicht nur aus den Augen ablas, sondern aus der Luft und Stunde witterte. Aber was sie auch aus tiefster Güte tat, das tat sie zugleich in

einer aufgeschreckten Überwahrhaftigkeit, in einer Scheu, heuchlerisch zu erscheinen, erst recht auf ihre Art, sie schrieb gleichsam keinen Satz mehr ohne Unterschrift. Er merkte bald, daß seine Worte und seine Ansicht auf sie gewirkt hatten; aber ihre Folgerung war anders, als er wünschte, und zeigte sich darin, daß sie sparsamer haushielt, daß sie sich selbst nur das Nötige gönnte, daß sie sich zum Beispiel ihre Freude an schönen Kleidern verbot und der Wohltätigkeit, was sie nur irgend konnte, zufließen ließ. Er deutete sofort richtig, wollte aber die Hoffnung noch nicht aufgeben. Wie auch früher sah er jetzt gelegentlich ihr Wirtschafsbuch durch und berechnete ihre Ausgaben.

Zur gewohnten Zeit reiste er wieder fort, und die folgenden Monate der Abwesenheit schoben sich schwer und widerstrebend dahin. Es kostete ihn unablässige Mühe und Schmerzen, die äußere Gefaßtheit in das Innere hineinzuziehen und aus dem Innern heraus zu berechtigen, den immer wieder ausbrechenden Zorn, die jähe Gier nach gewaltsamer Vernichtung des zerstörenden Widerstandes zu bekämpfen, zu unterdrücken, in sich zu untergraben. Nicht weniger war dazu nötig, als daß er die Frau, die er all die Jahre her nur in sich selbst empfunden und bewegt hatte, nun aus sich trennte, als ein Zweites und Verschiedenes sehen und dulden lernte und so den großen, endgültig geglaubten Gewinn wieder herausgab. Indem er sich zwang, sich von ihr zu entfernen, hart gegen sich selbst wie gegen sie, konnte er sich ihr auch schon wieder nähern. Was er ihr erst nicht verziehen hatte, denn sich selbst kann man nichts verzeihen, das verstand und verzieh er nun der Wesensanderen aus ihrer Art und ihrem Werden, aus ihrer Not, in seiner Abwesenheit, also auch immer, in sich zu ruhen, aus sich zu kreisen, und – wenn auch schmerzlich – erkannte er sie doch wieder, wog und schätzte sie nach ihrem Metall, und wie diese neue Frau ihm vertraut wurde, fand er eine neue Freude an ihr, eine freiere, wenn auch nicht wieder die innigste.

Im nächsten Jahre kam er etwas später nach Hause zurück.

Nachdem er den ersten Tag harmlos hatte vergehen lassen, legte er am zweiten eine Summe Geldes vor seine Frau hin und sprach:

„So viel hast du im vorigen Jahre für deinen Haushalt gebraucht: du siehst, ich bin imstande, auch deine gesteigerten Ansprüche zu erfüllen. Ich bitte dich, laß mich also weiterhin für die Familie sorgen, auf diesem jetzigen Fuße!"

„Niemals!" rief sie. „Es wäre ein Verbrechen, das zuzulassen. Darum also bist du abgemagert und siehst so schlecht aus: du hast dich überanstrengt!"

„Überanstrengt –?" er lächelte. „Womit? – mit ein paar Konzerten? – oder mit dem schnelleren Herzschlag eines Jahres? – Nun, überleg es

dir! ich lasse das Geld hier liegen" — damit legte er es auf die Kommode — „und wenn es nach drei Tagen nicht mehr da ist oder noch da liegt, so gilt mir das für deine Entscheidung. Wir brauchen weiter kein Wort darüber."

Am vierten Tage lag das Geld noch an seiner Stelle.

Vom Tisch aus sah Josef eine verarmte alte Frau über die Straße gehen, trat ans Fenster und rief sie her. Sie kam, mißtrauisch vom Wege auf und wieder auf den Weg und wieder aufschauend und blieb, auf den Stock gestützt, stehen.

„Frau Uhl, der Uhl läßt auch schön grüßen!"

„Um des Himmels willen," flehte sie, „nur nicht! mir wird ganz anders."

„Keine Angst!" fuhr Josef fort, „er kommt nicht. Er ist in Italien und verdient viel Geld mit Kriegsfuhren und Futterhandel."

Sie schüttelte nur stumm den Kopf und die erhobene Hand.

„Gewiß, Frau Uhl! Und er hat mir Geld für Sie mitgegeben. Hier, schau Sie! einen ganzen Haufen!" Er nahm das Geld und wies es ihr vor. „Das gehört Ihr, ich kann es Ihr nur nicht so geben, damit Sie nicht wieder drumkommt. Sie muß mir erst sagen, was Sie damit anfangen will. Sie soll sich ins Spital einkaufen, meint der Uhl, dann wäre Sie geborgen. Nun, überlege Sie sich's und sage Sie mir's morgen mittag! Einstweilen kann Sie sich einen guten Tag machen!" damit gab er ihr einen Gulden und ging an seinen Platz zurück.

Nach einer Stille sagte Charlotte:

„Ich glaube, ich handle doch nicht so unrichtig; — du bist unberechenbar."

„Wie rechnest du, wenn du das nicht berechnen kannst? — Soll ich diesen Überfluß und Fehlschlag, diese Ohnmacht da —" er deutete nach dem Gelde — „auf Zinsen legen?"

Nach Tische ging er aus, tat sich um und fand vor der Stadt in einem verwahrlosten Garten ein Gartenhäuschen, das ihm zusagte. Er mietete es und stattete es mit dem Nötigen aus, um es am andern Tage zu beziehen; auch verpflichtete er einen Diener, Lebensmittel zu bringen, Ordnung zu halten, den Garten zu besorgen.

Charlotte war entsetzt von diesen Anstalten; sie schienen ihr nur einem völligen Zerfall der Ehe, ja, der menschlichen Beziehungen zu entsprechen, und sie konnte nicht an den Ernst glauben. Als Josef sich gegen Abend verabschiedete, von der endlichen Klärung beruhigt und tief ergriffen, da hielt sie sich kühl und erkannte mit keinem Wort und keiner Regung die Lage an. Aber nachher war sie immer in der Nähe der Haustür und hoffte, ihn zurückkommen zu sehen, und als es dunkel wurde, stand sie vor der Tür und wartete und endlich saß sie auf den Stufen vor der Tür und sah ins Dunkel hinaus und wartete tief in die Nacht hinein.

Und die Nacht hindurch verantwortete sie sich und verteidigte sie sich und kämpfte für sich und erweichte sich doch in ihrem Schmerze so durchaus, daß sie am Morgen bereit war, sich dem Zwange Josefs, seinem Befehle, seiner Bitte, ja dem Wunsch und der Frage seiner Augen zu unterwerfen und fürderhin zu tun und zu lassen, was ihn gut dünkte.

Aber Josef kam des Morgens nicht. Kam auch nicht zu Tische. Er kam erst, wie er vorher bestimmt hatte, am Nachmittag, und kam ohne Befehl oder Erwartung oder Wunsch, unbefangen, erfreut, bei den Seinigen zu sein. In einer wenn auch gedämpften Heiterkeit gab er sich dem gegenwärtigen Augenblicke hin und kümmerte sich nicht um dessen Dauer. Das übernächtige Aussehen seiner Frau bemerkte er, aber er rührte mit keinem Worte daran. Manchmal trafen einander ihre Blicke und wuchsen innig ineinander: dann nickte sein Kopf ihr leise zu, ohne daß sein in ihrem verankertes Auge sich mitbewegte, und schien ihr sagen zu wollen: es ist wie immer! es gilt!

Indem er aber ihrem Verlangen, den Schmerz gemeinsam zu fühlen, zu klagen, abzustellen, nicht entgegenkam, zuckte sie gekränkt in einen schützenden Stolz zurück, verschwieg ihre Bereitschaft, ihre im Herzen schon geschehene Ergebung und gewann die gleichmütige Haltung und die Hinnahme des verhängten Tages — bei Josef die Frucht eines langsam durchgerungenen und abkühlenden Jahres — selbstbewußt dem glühenden Augenblicke ab, bis sie, wieder allein gelassen, wieder in sich sank, sich unter dem Bisse des Schmerzes wand, in der Schande der Uneinigkeit und in der Angst des Verlustes schauderte und vom folgenden Tag ihre Demütigung, ihr Opfer und ihre Befreiung erwartete.

Aber der folgende Tag war wie der vorige und schien ihr Opfer noch weniger zu verlangen, zu gewärtigen, zu schätzen. Josef kam zu Vater, Frau und Kindern, fast als kehrte er von einer Reise zurück und fände alles, wie er es verlassen hatte und wie es eben sein konnte, er sah über alle Dinge hinweg und gab sich nur, aber mit ganzem Herzen, den Menschen hin. Charlotte sah die Aufgabe, deren Ablehnung vorgestern die Personen entzweit hatte, heute schon wertlos, ja wesenlos geworden und vergangen, ihre Person aber mit derselben Huldigung und Innigkeit begrüßt und bedacht wie je. Das war schwer zu verstehen, denn Geringschätzung konnte nicht dabei sein, und schwer zu danken und hinzunehmen. Da sie ja nicht einer neuen Überzeugung, sondern nur den bittern Folgen würde nachgegeben haben, so fühlte sie sich in ihrem Stolze wahrer als in der Weichheit, sie tat nicht, was nicht mehr erwartet wurde, und empfand die Handlung ihres Mannes, da er ja den Beweggrund scheinbar so leicht und völlig verwinden und verwischen konnte, doppelt hart und hätte sie als ungerecht empfunden, wenn ihr Gewissen nicht so wach ge-

wesen wäre. Sie ertrug den Schmerz der Entzweiung, indem sie jede Stunde das Beste zu tun suchte, indem sie jede Stunde zur Buße ihrer Unnachgiebigkeit machte; aber sie gab nicht nach.

So vergingen für diesmal die Tage, so noch öfter.

Josef kaufte im nächsten Jahre den Garten um ein geringes, erneuerte und änderte die Anlage nach seiner Einsicht und nach seinem Bedürfnis und wohnte nun hier Sommer für Sommer. Den Seinigen so wenig wie den Fernerstehenden war aber eine Änderung spürbar, außer daß er sich eben wirtschaftlich getrennt hielt und, was er bei seiner Bedürfnislosigkeit von seinem Erwerb erübrigte, den Armen und mittellos Strebenden überließ. Jeden Nachmittag verbrachte er mit seiner Familie, von jedem der vier auf besondere Weise angezogen, jedes auf besondere Weise umwerbend; denn nachdem ihm die Fürsorge für ihr äußeres Dasein entzogen war, mußte er Ersatz dafür haben in der Sorge für ihr Inneres und sich ihrem persönlichen Leben und Wachsen erst recht glückhaft und unentbehrlich zu machen suchen.

Besonders tätig freute er sich seines Buben und verwendete viel Sorgfalt und Lust auf die Lenkung und Ausbildung der großen musikalischen Gaben desselben. So konnte er schon daran denken, daß es bald Zeit sei, die Tätigkeit in der Ferne aufzugeben, eine in der Heimat zu suchen oder zu schaffen und für den Sohn da zu sein, wiewohl dieser einstweilen ja nicht weniger eifrig mit dem Großvater Mathematik und Sprachen trieb, als mit dem Vater Klavier und Geige.

Aber zur Ausführung seines Planes sollte Josef nicht kommen. Von seiner nächsten Reise kehrte er nicht mehr zurück. Schon auf dem Heimwege begriffen, hörte er nachts in dem Gasthaus, wo er abgestiegen war, mitunter eine bald jammernde, bald brüllende Stimme, schlief indes wieder darüber ein. Frühmorgens aber vor der Abfahrt erkundigte er sich und brachte heraus, daß ein Reisender von dem in der Stadt wütenden Typhus befallen und darum in die obere Stube beseitigt worden sei und nun ohne Hilfe und Pflege daliege; der Arzt habe zu viel zu tun und sei noch nicht gekommen, im Hause aber scheue man die Ansteckung. Josef ging sofort hinauf und fand den Kranken halb in einer Regenwasserlache vorn am Fenster liegen, wohin ihn die Gier des Fiebers geschleppt haben mochte. Josef verschob die Weiterreise nach Hause, pflegte den Kranken und brachte ihn glücklich über die Krisis auf den Weg der Besserung. Aber nun verfiel der Pfleger selbst der Krankheit, fand, da der andere noch zu elend war, selbst keine Pflege, lag hilflos da, wurde vom Fieber verbrannt und zerrüttet und starb. Der von ihm Gerettete konnte sich hinterher wenigstens des Nachlasses annehmen und der Familie Nachricht geben.

Als Charlotte den Tod erfuhr, fühlte sie plötzlich nur noch das eigene Unrecht – während sie sich bisher in die kampflose, fast wortlose Trennung nur gefügt, die Umstellung, die fast wieder harmlose Heiterkeit, Freude und Dankbarkeit des Mannes schwer ertragen und manchmal als Grausamkeit empfunden hatte. Sie stand plötzlich so hart als Störerin seines nun vollendeten Wesens vor sich da, daß sie den Blick nicht abwenden konnte, sich einschloß, tagelang niemanden zu sich ließ und vor sich selber stille hielt. Sie lag da und erlebte noch einmal die Jahre, seit sie Josef zuerst an jenem Abschiedsmorgen gesehen hatte: fast konnte sie sich jedes einzelnen, mit ihm verlebten Tages entsinnen, in dem so lange ungetrübt lichten Strome der Zeit. Und so sehr sie an der Klarheit jener Tage selbst beteiligt war, so geheimnisvoll erschien sie ihr nun in dieser Dämmerung, ein wunderbares Geschenk Josefs. Indem sie sein Wesen verfolgte und erkannte vom ersten Geigenstrich, mit dem er sie damals geweckt, bis jetzt zu diesem Tode für einen Unbekannten, erschrak sie über diese einfache, aus der Schwere des Stoffes emporgehobene Form seines Lebens und weinte und beklagte sich, daß sie auf der Mitte des Weges loslassen und liegenbleiben und weiterhin gekränkt und trotzig zusehen konnte. Nun war nichts Bestreitbares noch Fragwürdiges mehr; nun war nichts mehr an ihm, keine Härte, kein Lächeln, kein Schweigen, das sie nicht verstanden und gelobt hätte. Und dieses endliche Bekennen des Zwiespaltes half ihr und hob sie auf und befähigte sie, sich selbst wieder ruhiger zu nehmen und sich darein zu ergeben, daß sie dieses Schöne eben nicht gekonnt und nicht gewollt habe. Josefs Bild aber, wie es jetzt, ein fertiges Werk seines Lebens und ihrer Liebe, nicht mehr aus ihrem Auge schwand, beglückte sie so, daß sie an keinem Tage ihres schweren Lebens mehr die Heiterkeit des Herzens und Blickes verlor.

Sie war noch Hausmutter genug, um trotz allem mit Befriedigung zu sehen, daß durch ihren Fehler, da Josef nun nicht mehr war, die Kinder doch versorgt seien.

Einige Jahre später aber zuckte Napoleons Krieg tief nach Österreich hinein und in jene Gegend. Einquartierung, Schatzung und Plünderung fraßen den Wohlstand des Hauses hinweg, ein Brand schließlich das Haus selbst, und es blieb der Familie zur nächsten Zuflucht nichts übrig als des verstorbenen Vaters Garten und Gartenhäuschen vor der Stadt.

Bald darauf zogen sie nach Wien, wo der Sohn bei Schupanzigh und Albrechtsberger seine künstlerische Ausbildung suchte und, ein Knabe noch, zugleich als Orchestergeiger für die Familie sorgen lernte.

***

Der Zerfall Österreichs

von Franz Weyr

Vorbemerkung. Dieser Aufsatz wurde geschrieben, während das alte habsburgische Österreich sich zum Sterben anschickte. Der Verfasser nimmt Abschied, er gibt jede Hoffnung auf Erneuerung einer Staatsidee auf, die ihren geschichtlichen Sinn verloren hatte, weil ihre Hüter und Verwalter ihr diesen Sinn, diese Bestimmung nicht zu geben vermochten. Aber an der Stätte des Zerfalls erhebt sich neues Leben: und neben den Nekrolog stellt sich der Blick auf die staatlichen Neubildungen, die nun Abgrenzung und Verhältnis zueinander suchen müssen. Die Redaktion

Für den Kenner der österreichischen politischen Geschichte war es kein Geheimnis, daß sich die österreichische Monarchie seit Jahren in einer schweren Krise befand, die bis zum Beginn des Weltkrieges mehr oder weniger latent war, seit 1914 jedoch akut ausgebrochen ist.

Die eigentümlichen Verhältnisse der Monarchie brachten es mit sich, daß das Ausland von ihrer innerpolitischen Lage nur ganz unzulänglich, einseitig und unaufrichtig unterrichtet wurde. Diese Information besorgten nämlich zum allergrößten Teile einige deutsch geschriebene Zeitungen, die selbst als Organe gewisser Parteien begreiflicherweise nicht jene Unparteilichkeit aufbringen konnten und wollten, die die unumgängliche Voraussetzung einer richtigen Aufklärung bilden. Die Unaufrichtigkeit dieser Belehrung steigerte sich nach Ausbruch des Weltkrieges ins Ungeheuerliche: sie wurde zur systematischen Verlogenheit. Man malte der fernstehenden Öffentlichkeit ein Bild von den innerpolitischen Zuständen der Monarchie, welches das gerade Gegenteil von dem vorstellte, was tatsächlich gegeben war. So kam es, daß auch sonst klare und politisch geschulte Köpfe die Lüge für bare Münze nahmen. Der unerbittliche Verlauf des Krieges, der so ganz anders ausfiel, als man es in den ‚leitenden' Kreisen Österreichs wohl erwartet haben mochte, machte schließlich jener Vogel-Strauß-Politik ein jähes Ende. Es zeigte sich die unliebsame Notwendigkeit, der Wirklichkeit fest in die Augen zu sehen, und so ist auch der Wunsch nach einer dieser Wirklichkeit entsprechenden Information begreiflich. –

Das tragische Geschick des sogenannten österreichischen Problems beruht auf der unmöglichen, ja widersinnigen Art und Weise, in der die leitenden Staatsmänner seit Jahren es zu lösen versuchten. Eine unabsehbare Reihe von gänzlich mißglückten Versuchen bezeichnet den Weg, den diese Staatsmänner, unbeirrt und unbekümmert um die Mißerfolge ihrer Vor-

gänger, beharrlich weitergingen, bis der jetzige Weltkrieg aus der „Lösung" des Problems seine Liquidierung machte.

Es hieße das österreichische Problem ganz einseitig und ungenügend auffassen, wollte man es einfach durch den Satz charakterisieren, daß der österreichische Staat ein national gemischter Staat mit vielen, sich gegenseitig bekämpfenden Nationalitäten sei. Man muß vielmehr, wenn man dem Problem in seiner Gesamtheit gerecht werden will, die ethnographische Karte der österreichischen Monarchie mit der ethnographischen Umgebung dieses Staates vergleichen. Diese Umgebung war es, welche dem Nationalitätenproblem in Österreich in Verbindung mit der Unfähigkeit der österreichischen Regierungen jene katastrophale Wendung gab, die wir zurzeit erleben. Wenn man voraussetzte, daß die österreichisch-ungarische Monarchie nicht an ihrem jetzigen Orte in Europa, sondern etwa in Asien, mitten im chinesischen Reiche, umgeben von einer ihren Nationalitäten fremden Nationalität, sich befände, so wäre es vielleicht möglich gewesen, das österreichische Problem mit jenen überaus primitiven Mitteln zu lösen, die das einzige politische Requisit der beiden Regierungen diesseits und jenseits der Leitha seit mehr als fünfzig Jahren bildeten, obwohl auch in diesem Falle für einen glücklichen Ausgang des Experimentes nicht hätte garantiert werden können. Nun betrachte man aber die tatsächliche Nachbarschaft dieses Staates vom ethnographischen Standpunkt. Es mag wohl viele Staaten gegeben haben und geben, die an einem Teile ihrer Grenze eine Irredenta hatten, aber ein Staat, der wie Österreich-Ungarn sozusagen ausschließlich aus Nationalitäten zusammengesetzt ist, die infolge der national-politischen Anziehungskraft der Nachbarstaaten zur Irredenta hinneigen, bleibt ein Unikum in der politischen Geschichte. Das sogenannte Deutschböhmen sowie die deutschen Kronländer Oberösterreich, Salzburg und Tirol grenzen an das Deutsche Reich, Galizien mit seiner polnischen Bevölkerung an den von den Zentralmächten geschaffenen polnischen Staat, die Ruthenen an die Ukraina, die Rumänen Siebenbürgens an Rumänien, die Kroaten Kroatiens und die Serben von Bosnien und der Herzegowina an die Königreiche Serbien und Montenegro, die italienischen Landstriche der Monarchie an den italienischen Staat. Es bleibt daher von der ganzen Staatsgrenze nur der relativ kleine, an die Schweiz anstoßende Teil derselben frei von jeder Möglichkeit einer Irredenta. Man beurteile nun, welch ungeheuere politische Kurzsichtigkeit dazu nötig war, daß gerade dieser in einer so überaus ungünstigen Lage sich befindende Staat die erste Kriegserklärung in diesem Weltkrieg erließ. Man könnte vielleicht auf die Magyaren hinweisen, die als ein Volk, welches keinen Nachbarstaat besitzt, zu dem es national gravitieren könnte, dazu berufen waren, die Einheit des Staats-

gedankens aufrecht zu erhalten. Dieses Volk war es aber, dem die österreichische Politik seit 1867 derartige Vorrechte vor den anderen einräumte, daß die weitere magyarische Tendenz nach vollständiger Lostrennung vom Gesamtstaate (Personalunion) nur zu begreiflich war und sich auch alsbald einstellte.

Es gehört gewiß auch dann eine nicht geringe Staatskunst dazu, ein aus einer Mehrzahl von sich befehdenden Nationalitäten zusammengesetztes Staatsgebilde auf die Dauer zusammenzuhalten, wenn dieses von keiner Irredenta bedroht wird. Denn auch in einem solchen, für den Nationalitätenstaat relativ günstigen Falle wird sich die zentrifugale politische Tendenz der einzelnen Völker Geltung verschaffen. Sie werden nach politischer Selbständigkeit streben, und begreiflicherweise wird ihnen das politische Geschick der eigenen Nation unvergleichlich wichtiger sein als das Geschick des Gesamtstaates. Und dies um so mehr, wenn etwa der Gesamtstaat eine ihrem Interesse feindliche Politik befolgen wird.

Ein solcher, aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzter Gesamtstaat müßte es sich daher angelegen sein lassen, alle seine Völker irgendwie zufrieden zu stellen. Dies kann auf innerpolitischem Gebiete nur durch äußerste Dezentralisation geschehen, auf dem der äußeren Politik dagegen durch strikte Einhaltung einer „Neutralität", die es auf das peinlichste vermeidet, sich in internationale Bündnisse einzulassen, die einen nationalpolitischen Beigeschmack besitzen und daher nicht allen Nationalitäten gleich sympathisch sein können. Man hat in dieser Richtung sehr oft auf die Schweiz als denjenigen Staat hingewiesen, der der österreichisch-ungarischen Monarchie in beiden Richtungen als Muster dienen könnte. Im großen ganzen stimmt zwar die Analogie, aber nur im großen ganzen, und zwar insbesondere was die zweite, die äußere Politik betreffende Richtung anlangt.

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat nun seit Jahren unentwegt und beharrlich, trotz wiederholter empfindlicher Erfahrungen den gerade entgegengesetzten Weg und zwar in beiden Richtungen verfolgt. Die Mißerfolge dieser unmöglichen Politik wurden endlich auf die verhängnisvollste Art durch den jetzigen Weltkrieg gekrönt.

Welches waren die Mittel, die dieser Gesamtstaat in der ersten, das heißt innerpolitischen Richtung benützte? Es waren bis zum heutigen Tage dieselben primitiven politischen Requisite, die seit 1526, dem Jahre, in welchem die einzelnen Staatsgebiete samt ihren Völkern auf politisch völlig unorganischem Wege, nämlich dem des Erbganges und anderer Familienereignisse, zum ersten Male zu einem Ganzen zusammenschmolzen: eine rücksichts- und gedankenlose Zentralisierung. Mit dieser Zentralisierung war in einem nationalgemischten Staat notwendigerweise

auch eine folgerichtige Vorherrschaft einer einzigen Nation, nämlich der deutschen, verbunden. Jeder Widerstand, der sich gegen diese Prozedur geltend machte, wurde, wenn nötig, blutig niedergeschlagen. Man war auf dem Wege – insbesonders zur Zeit Maria Theresias und Josephs II. –, aus dem bunten Völkergemisch einen national einheitlichen, daher bequemer zu verwaltenden Staat zu machen. Die einzelnen Völker wurden als lebendes Inventar des landesfürstlichen Eigentums betrachtet und danach behandelt. Diese Politik, wenn auch ihrem Wesen nach unmoralisch, konnte immerhin zur erwünschten Konsolidierung des Staates führen, nämlich insofern sie ihr Endziel, die vollständige Germanisierung des Staates, tatsächlich erreicht hätte. An gutem Willen hat es den leitenden Staatsmännern in dieser Richtung bis in die jüngste Zeit nicht gefehlt, und einige extreme deutsche Parteien, insbesondere die Alldeutschen, haben nie die Hoffnung aufgegeben, dieses Ziel wenigstens in der einen Reichshälfte zu erreichen. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1867 der „Dualismus" erfunden und praktisch durchgeführt, durch den sich zwei herrschende Völker – die Deutschen diesseits und die Magyaren jenseits der Leitha – die übrigen Völker untereinander aufteilten. Eine Regierung, die derartige politische Pläne nicht nur nicht verhinderte sondern unterstützte, mußte, wenn sie nur einen Funken von politischer Einsicht besaß, nunmehr die Interessen des ganzen Reiches ausschließlich auf den Interessen jener beiden herrschenden Nationen basieren. Dies geschah auch. Insbesondere die äußere Politik wurde von diesem Standpunkt aus orientiert, und in der inneren wurde mit dem allein seligmachenden Zentralismus weiter ‚regiert'. In der Zeit der politischen Unmündigkeit der einzelnen Nationalitäten – etwa bis in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts – entstand nun eine tiefgehende, nach innen fressende Unzufriedenheit der unterdrückten Nationalitäten; nach der politischen Mündigwerdung verstärkte sie sich sehr rasch und gründlich zum politischen Irredentismus. Man hätte meinen sollen, daß sich die leitenden Kreise des Staates wenigstens jetzt besinnen und die einzigen zwei Möglichkeiten einer Lösung des auf diese Weise zugespitzten Problems klar erkennen mußten: Entweder gelingt die vollständige politische Unterwerfung der nichtdeutschen Nationen, oder dieser Staat geht mit seiner nichtdeutschen Majorität notwendigerweise zugrunde. Es hat den Anschein, daß sich die leitenden Kreise dieser Alternative nicht ganz klar bewußt wurden. Denn sonst hätten sie sich auch bewußt werden müssen, daß selbst durch den restlosen Sieg der Germanisation in Zisleithanien der Fortbestand der Monarchie als selbständigen Staates neben dem nunmehr national einheitlichen und geeinten Deutschen Reiche auf die Dauer nicht gewährleistet werden konnte. In dem großen, durch die kurzsichtige Staatspolitik hervorgerufenen irre-

dentistischen Konzerte der österreichischen Nationalitäten fehlten nämlich keineswegs die Deutschen, deren extreme nationale Parteien, insbesondere die Alldeutschen und Deutschradikalen, nie ein Hehl daraus machten, daß die Interessen des deutschen Volkes an der österreichischen Monarchie nur indirekte seien, und daß ihr österreichischer Patriotismus, dessen Mangel sie unaufrichtiger- und niederträchtigerweise den bedrückten Nationen zum Vorwurfe machten, ein sehr begrenzter sei. Ihr Interesse an diesem Staatswesen erschöpfte sich nämlich begreiflicherweise in der Möglichkeit der Germanisierung der anderen Völker, und zwar in zweifacher Richtung: sobald sie nämlich eingesehen hätten, daß diese Möglichkeit definitiv verschwunden sei, würde auch ihr Interesse an der Erhaltung dieses Staatswesens verschwunden sein, und sie hätten eine Politik gemacht, die sie gerade in diesen Tagen, in denen jene Möglichkeit auf immer verschwunden ist, tatsächlich inauguriert haben: die Proklamierung des Selbstbestimmungsrechtes des deutschen Volkes in Österreich ganz ohne Rücksicht auf die Interessen des Gesamtstaates, die sie nur insolange hochhielten, als er ihnen die nunmehr entschwundenen Germanisierungsmöglichkeiten bot. Daß ein solcher deutsch-österreichischer Rumpfstaat dem deutschen Staatenbunde gegenüber nicht seine absolute Unabhängigkeit auf längere Zeit behaupten könnte, ist eine politische Binsenwahrheit, die selbst österreichischen Regierungen nicht verschlossen bleiben dürfte. Jedoch auch für den zweiten Fall – die erfolgreich zu Ende geführte Germanisierung Zisleithaniens – hätte ein solcher rein deutschnationaler Staat neben dem Deutschen Reiche keine Existenzberechtigung, es sei denn als bloßer Bundesstaat. Denn zwei national-einheitliche, von derselben Nationalität gebildete, örtlich nebeneinander bestehende selbständige Staaten sind eine politische Unwahrscheinlichkeit, die nicht einzusehen das jahrzehntelange ausschließliche Privilegium der österreichischen Regierungen war. Und wie verhielt es sich mit der zweiten, politisch saturierten Nation der Monarchie, den Magyaren? Auch hier konnte nur ein politisches Kind nicht einsehen, daß diese Nation nur insofern an diesem Gesamtstaate ein Interesse bekunden wird, als ihr für das Opfer des Dualismus die freie Hand über die von ihr beherrschten Nationen – Slowaken, Rumänen, Deutsche usw. – garantiert werden würde; daß es sich also keineswegs um einen wahren, direkten, mit dem Nationalpatriotismus zusammenfallenden Gesamtstaatspatriotismus handelte, sondern um ein bloßes Geschäft, das nur so lange aufrechterhalten wird, als die Verwirklichung der daran geknüpften Interessen wahrscheinlich bleibt.

Dies also war das österreichische Problem vor dem Weltkriege: Ein national gemischter Staat, dessen leitende Kreise und Regierungen es sich durch Jahrzehnte angelegen sein ließen, allen darin vertretenen

nichtdeutschen und nichtmagyarischen Völkern den Beweis zu liefern, daß sie an dem Fortbestand derselben gar kein Interesse haben können. Taub und blind für alle nationalen Sonderbestrebungen, verständnislos für einen wirklichen Völkerausgleich innerhalb des Staatsganzen, der vor allem eine verständige Neuorientierung in der äußeren Politik der Monarchie vorausgesetzt haben würde, blieb man unentwegt bei der alten Methode: Das Gesamtstaatsinteresse wurde mit dem nationalen Interesse eines einzigen Volkes diesseits und jenseits der Leitha identifiziert, den einzelnen Völkern gab man anstatt ihres eigenen lebendigen Nationalpatriotismus das Phantom eines Gesamtstaatspatriotismus ohne jeden realen Gehalt; und, was für den Fortbestand des Staatsganzen besonders verhängnisvoll wurde, dieses Phantom wurde begreiflicherweise mit dem eigentlichen dynastischen Patriotismus identifiziert. Auf diese Weise wurden die beiden herrschenden Nationen zu den alleinigen und wahren Trägern der dynastischen Idee gestempelt und ihr nationales Interesse mit dem Familieninteresse der Dynastie unzertrennlich verbunden. Diese beiden Nationen waren gleichsam von Amts wegen patriotisch, sie konnten sonst politisch treiben, was sie wollten: man erinnere sich zum Beispiel der alldeutschen und deutschradikalen politischen Parteien und ihrer Politik in Österreich, und an die Unabhängigkeitsbestrebungen der Magyaren in Ungarn. Jeden geringsten Anlaß – zum Beispiel die Erlassung der völlig harmlosen sogenannten Badenischen Sprachenverordnungen (1897), die den nichtdeutschen Völkern nicht einmal ein ganzes Prozent jener sprachlichen Rechte bei den Behörden einräumte, die die deutsche Sprache besaß – benützten die deutschradikalen Parteien zu rücksichtslosen Krawallen gegen die österreichischen Regierungen, wobei sie, unterstützt von der verlogenen und perfiden Wiener Presse, die sofort von einer „Bedrückung der Deutschen in Österreich", von „Vorstößen der Tschechen" und ähnlichem zu berichten wußte, der betreffenden, jeweils am Ruder befindlichen österreichischen Regierung keinen Zweifel darüber ließen, daß ihr „österreichischer Patriotismus" nur ein Patriotismus auf Kündigung sei. Die infolge jener deutschradikalen Tumulte erfolgte Aufhebung der erwähnten Badenischen Sprachenverordnungen (1899) bedeutet die erste offensichtliche und offizielle Kapitulation des österreichischen Staatsgedankens vor der deutschradikalen Politik. Seit dieser Zeit befanden sich die Regierungen und ihre Politik mit unbedeutenden Abschwenkungen auf der abschüssigen Bahn, die schließlich in die jetzige Katastrophe des Staates einmündete.

Gewiß wäre vor dem Weltkriege eine Lösung des österreichischen Problems ohne alles Zutun des Auslandes nicht ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Die nichtdeutschen Nationalitäten waren national nicht ver-

wöhnt, und es hätte nur einer kleinen Emanzipation der Regierungen von den deutschradikalen Schreihälsen bedurft, um durch Gewährung einer wenn auch beschränkten nationalen Autonomie und einer damit zusammenhängenden Dezentralisierung der Staatsverwaltung den nationalen Frieden und damit den Staat in seiner gegenwärtigen Form auf Jahrzehnte zu erhalten. Welch ein Gewinn wäre dies für die deutschnationalen Interessen gewesen, welch ein Gewinn für die Dynastie, wenn man den damals leicht zu erreichenden Stand mit dem jetzigen vergleicht! Daß er nicht erreicht werde, dafür hat die deutschradikale Politik gesorgt, und bei ihr hat sich daher jetzt das deutsche Volk für den Verlust an nationaler Macht zu bedanken. Jedoch nicht allein bei der deutschradikalen Politik mit ihrer Forderung der ausschließlich deutschen Staatssprache und ihren sonstigen, im zwanzigsten Jahrhundert im Herzen von Europa unter zivilisierten Völkern undurchführbaren Postulaten, haben sich die wenigen aufrichtigen Träger des alt- und großösterreichischen Staatsgedankens für die beispiellose Katastrophe zu bedanken, in die dieser Staat geraten ist, sondern noch bei einem zweiten Faktor: ich meine die politische Atmosphäre der Reichs- und Residenzstadt Wien mit den aus ihr hervorgegangenen Regierungen und ihrer Presse. Wer das politische Problem Österreichs verstehen will, der muß diesen Faktor wenigstens teilweise zu begreifen versuchen. (Hier hat der Verfasser zu bemerken, daß er selbst ein geborener Wiener ist und den größten Teil seines Lebens in dieser Stadt verbracht hat, so daß er sich wohl ein Urteil über die in Betracht kommenden Verhältnisse erlauben darf. Er hat auch längere Zeit in zwei anderen Landeshauptstädten gelebt, so daß er vergleichen und verstehen lernte.)

Wie in jedem Staate übt auch in Österreich die politische Atmosphäre der Reichshauptstadt, das heißt deren Bevölkerung, einen entscheidenden Einfluß auf die Reichspolitik aus. Ohne Übertreibung kann nun behauptet werden, daß es keine zweite Stadt der Welt gibt, die eine in politischer Hinsicht so total unfähige Bevölkerung hätte wie Wien. Wäre sonst das klägliche Niveau der politisch führenden Wiener Presse möglich? Würde sich eine andere Bevölkerung Jahr für Jahr, Tag für Tag politische „Erleuchtungen" gefallen lassen, wie sie zum Beispiel in den Leitartikeln der „Neuen Freien Presse" zu finden sind? Und diese Bevölkerung läßt sie sich nicht nur gefallen, sondern sie gefallen und imponieren ihr auch; und der betreffende Journalist wird für seinen Phrasenberg, den er im Laufe der Jahre aufgetürmt hat, noch dazu in das Herrenhaus berufen. Mit einer Phrase kann man dieser Bevölkerung alles plausibel machen: eine evidente Niederlage wird im Leitartikel durch sie zu einem glänzenden Sieg verwandelt, und zwei Millionen Leser sind begeistert. Alles wird geglaubt, was gedruckt zu lesen ist, wenn es nur in die passende Form

gebracht wird. Ich hatte während der Kriegszeit häufig Gelegenheit, mich zu überzeugen, was für offensichtlicher Unsinn von der Wiener Bevölkerung sofort gläubig hingenommen wurde, wenn er nur von dem betreffenden „militärischen Fachmanne" mit den gewohnten Phrasen dargestellt und plausibel gemacht worden war. Diese Bevölkerung ist aber auch ihrem Wesen nach kindlich und naiv (daher die Redensart von der „Wiener Gemütlichkeit") und mußte demnach in den verhängnisvollen neunziger Jahren erst künstlich von einer gewissenlosen Presse zum nationalen Chauvinismus erzogen werden, der bei ihr im ersten Stadium, wie alles übrige, die typische Form der „Hetz" annahm, bevor es gelang, dem „dummen Kerl von Wien" allen Ernstes einzureden, daß er in nationaler Bedrängnis lebe. Ganz ausgesprochen fanden wir übrigens jene typische Form in dem patriotischen Begeisterungsrausch der ersten Kriegstage. Er fiel in eine Jahreszeit, in der der Wiener sonst wenig Sensationen hat, und wurde daher mit kindlicher Freude aufgenommen.

Der Wiener ist, falls er sich überhaupt für Politik interessiert, der geborene Lokalpolitiker. Daher auch das größte politische Talent, welches Wien in der neueren Zeit hervorgebracht hat, Doktor Lueger, der Typus eines Lokalpolitikers war. Es ist daher eine Ironie des Schicksals, daß gerade dieser Bevölkerung ein entscheidender Einfluß auf die Politik des ganzen Staates zukam. Aus dem Wiener Milieu stammte auch die Mehrzahl der österreichischen Ministerpräsidenten. Gewöhnlich waren es Zöglinge der Wiener Theresianischen Akademie, Reserveoffiziere, tüchtige Ministerialbeamten, gewesene Präsidialchefs. Zur Leitung eines so verwickelten Staatswesens, wie es das alte Österreich gewesen ist, waren jedoch ganz andere Eigenschaften nötig als die, über welche ein tüchtiger Bezirkshauptmann, Ministerialbeamter oder Präsidialchef verfügen muß. Vor allem hätte so ein Ministerpräsident (ich will nicht bestreiten, daß es hie und da Ausnahmen von dem hier geschilderten Typus gab, aber sie waren wirklich außerordentlich selten) etwas mehr von den vielen Völkern wissen müssen, die er zu regieren hatte, als man in den Wiener Zeitungen über sie zu lesen bekam. Dies war in der Regel nicht der Fall. Insbesondere die Ansichten solcher, dem Wiener Boden entstammender Staatsmänner über die Tschechen waren überaus primitiv. Man war eben jahrelang infolge der (einzig zur Verfügung stehenden) Erfahrung der Wiener Gasse gewöhnt, in diesen Leuten ein Volk von Dienstmädchen und Taglöhnern zu erblicken. Daher denn auch das aufrichtig naive und kindliche Erstaunen der Wiener, als ihnen zum erstenmal die Gerüchte über den tschechischen Staat zu Gehör kamen. Man konnte sie beim besten Willen nicht ernst nehmen.

Die Wiener politische Psyche war seit jeher ein wichtiges Teilstück des österreichischen Problems und seiner Lösungsmöglichkeiten. Es mußte da-

her an dieser Stelle von ihr gesprochen werden, insbesondere, um zu zeigen, daß Regierungen, die von dieser Welt- und Gedankenrichtung ihren staatsmännischen Fond bezogen, keineswegs berufen sein konnten, das innerpolitische Nationalitätenproblem grundsätzlich zu lösen. Es war daher seit Taafes Zeiten das sehr richtig so genannte „Fortwursteln" (ein bezeichnenderweise typisch Wiener Ausdruck) das einzige Programm der Wiener Regierungen.

So kam der Weltkrieg, der aus der latenten innerpolitischen Krise des österreichischen Staates ein akutes Programm von internationaler Bedeutung machte. Es ist dem Verfasser — und wohl auch jedem anderen österreichischen „Untertan" — heutigen Tages ganz unmöglich, anzugeben, inwieweit bei den wenigen eingeweihten Persönlichkeiten, welche im Juli 1914 die Kriegserklärung an Serbien inszenierten, bewußterweise gleich anfangs auch die Absicht mitspielte, gleichzeitig mit dem Krieg den gordischen Knoten des innerpolitischen Nationalitätenproblems — denn das österreichische Problem war und ist ein Nationalitätenproblem — gewaltsam zu lösen. Kein Zweifel kann aber darüber bestehen, daß diese Absicht im weiteren Kriegsverlaufe von den leitenden Kreisen tatsächlich gefaßt und möglichst bald, rücksichtslos und gewaltsam durchgeführt werden sollte. Das, was von den österreichischen Staatsmännern aus eigener Kraft nicht zustande gebracht werden konnte, sollte nun mit Hilfe der österreichischen Generale und Feldherrn vollbracht werden. Man sah demnach den österreichischen Generalstab mit der Lösung des innerpolitischen Nationalitätenproblems beschäftigt. Alles wurde natürlich unter Voraussetzung eines restlosen militärischen Sieges „in die Wege geleitet", unter passiver und durchaus unwürdiger Assistenz der österreichischen und ungarischen Regierungen. Nun war aber leicht vorauszusehen, daß die demselben typischen Milieu wie die österreichischen Staatsmänner entstammenden österreichischen Militärs noch weniger Fähigkeiten haben werden als jene, ein politisches Problem in moderner Art zu lösen, von dem sie ihrer ganzen Erziehungs- und Gedankenrichtung nach erfahrungsgemäß nicht die geringste Vorstellung haben konnten. War zwar schon einige Zeit vor dem Kriege von den österreichischen Regierungen hie und da ein zaghafter Schritt (zaghaft im Vergleiche zu den späteren) im Sinne einer zentralistischen und germanisatorischen Lösung des österreichischen Problems unternommen worden — ich erinnere zum Beispiel an die verfassungswidrige Abschaffung der Landesautonomie in Böhmen (1913) —, so wurde nunmehr in dieser Richtung ein Tempo eingeschlagen, das an Rücksichtslosigkeit, Unsinnigkeit und direktem Wahnwitz alles weit hinter sich ließ, was auch die größten Pessimisten unter den nichtdeutschen Völkern nur im entferntesten befürchten konnten. Hinrichtungen, Strafverfolgungen,

Konfiskationen von Lehrbüchern, Zeitungen und anderen Publikationen, und sonstige, angeblich im dringenden militärischen Interesse erflossene Maßnahmen (so durften zum Beispiel zwei Weichenschieber oder Kondukteure in ganz Österreich bei ihren „Amtshandlungen" nicht anders als in deutscher Sprache miteinander sprechen. Dies war die Folge der neu und strengstens eingeschärften deutschen Dienstsprache im Eisenbahnbetrieb, ohne die die Generäle den Krieg nicht gewinnen zu können glaubten.) sollten die renitenten österreichischen Völker — und diese waren zweifellos in der Mehrheit! — ohne viel Federlesens zu Paaren treiben und das österreichische Nationalitätenproblem einfach und radikal zur Lösung bringen. War es nun schon vom militärischen Standpunkt eine Einfältigkeit, bei der damaligen Lage — der augenscheinlichen Übermacht der Feinde! — an einen restlosen Sieg zu glauben, der den inneren Machthabern die Möglichkeit verschaffen sollte, das österreichische Problem in ihrer Art gewaltsam zu lösen, so war es vom eigentlichen altösterreichischen Standpunkt ein politisches Vabanquespiel sondergleichen, daß man Österreich neben seinen vielen äußeren Kriegen mit den mächtigsten Staaten der Welt noch in einen Krieg auf Leben und Tod mit der Mehrheit seiner Bevölkerung (nämlich der nichtdeutschen; in Ungarn mit der nichtmagyarischen) verwickelte. Die Situation der nichtdeutschen Bevölkerung ließ nämlich infolge dieser halsbrecherischen Politik der Regierung an Klarheit nichts zu wünschen übrig: auch die politisch Einfältigsten wußten nun, was sie von einem siegreichen Österreich zu erwarten hatten. Denn die militärischen und politischen Machthaber des Staates waren im höchsten Maße erzürnt und erstaunt, daß sie bei der nichtdeutschen Bevölkerung nicht jene Kriegsbegeisterung fanden, die sie infolge ihrer unglaublichen politischen Einfalt zu finden erwartet hatten, trotz des so offenbaren nationalpolitischen Rückschlages jenes Kriegsunternehmens auf die Monarchie.

So wurde also das österreichische Problem durch die militärischen Machthaber infolge des Weltkrieges zu einer Gewaltfrage gemacht, die durch das Schwert zu lösen sei. Die nichtdeutschen Völker waren sich bewußt, daß nunmehr ihre Schicksalsstunde geschlagen habe. Eine tiefe Mißstimmung und ein im Vergleiche zu früheren Zeiten unendlich gesteigertes Mißtrauen gegen einen Staat, der ein derartiges Hazardspiel nicht nur um das nationale Leben der Mehrzahl seiner Völker, sondern um seine eigene Existenz spielte, bemächtigte sich der Bevölkerung. Und nunmehr — nach dem Rückschlage auf militärischem und internationalem Gebiet — schickte sich dieser Staat an, das österreichische Problem selbst, und zwar nicht mehr durch das Schwert, sondern durch friedliche Verständigung der beteiligten Nationalitäten zu lösen! Man sieht, daß es sich da um ein

Problem handelte, dem gegenüber das frühere, vor dem Kriege bestehende eine harmlose politische Spielerei bedeutete.

Wenn man also das jetzige österreichische Problem (indem ich schreibe, geht das Präsens ins Perfektum über) nebst seinen Lösungsmöglichkeiten charakterisieren will, so muß man eigentlich, ehe man an die inhaltliche (materielle) Frage geht, eine Vorfrage formaler Natur beantworten: Ist dieser Staat nach all dem, was er sich auf nationalpolitischem Gebiet während der Kriegszeit geleistet hat, überhaupt fähig, aus eigener Macht das schwerwiegende Problem des staatsrechtlichen Neuaufbaues zu lösen? Wird er bei den Völkern genügendes Zutrauen finden, und kann er es überhaupt gerechterweise von ihnen beanspruchen? Die Vertreter der Völker glauben nach den traurigen Erfahrungen dieses Krieges den österreichischen Regierungen nicht mehr — so möchte ich die formale Seite unseres Problems charakterisieren! Und ich sehe leider kein Mittel, womit sich die Regierung dieses Vertrauen wiedererwerben könnte, es sei denn ihre vollkommene Enthaltsamkeit. Das heißt: sie möge die Nationalitäten sich selbst konstituieren lassen, wie sie wollen. Wird sich die Regierung zu diesem Schritte entschließen — und allerneueste politische Ereignisse deuten darauf hin, daß diese Möglichkeit Wirklichkeit werden wird —, dann ist meines Erachtens kein Zweifel, daß diese Konstituierung die staatsrechtliche Verselbständigung der Nationalitäten zur Folge haben wird. Mit ihr wird der ungesunde, immerwährende Reibungen und die Begünstigung eines einzigen Volksstammes veranlassende Zentralismus auf immer verschwinden.

Es wird weiter Sache der auf diese Weise nach dem strikten Prinzipe des Selbstbestimmungsrechtes konstituierten Völker sein, sich hierauf allenfalls über die zukünftigen Beziehungen, in denen die neuen Staaten zu einander stehen wollen, zu verständigen. Militärische Schutz- und Trutzbündnisse werden hoffentlich in der Zukunft überhaupt nicht mehr geschlossen werden. Von diesem Standpunkte ist auch das etwaige Interesse des Deutschen Reiches an dem Umbau seines Nachbarstaates in einzelne selbständige Staaten zu beurteilen. Einer dieser neuen Nationalstaaten wird ein deutscher sein. Möglicherweise wird dieser Staat einen engeren politischen Anschluß an Deutschland suchen. Nur darf man bei derartigen Prophezeiungen nicht des gänzlichen Umsturzes der bisherigen internationalen Beziehungen zwischen Staaten und des internationalen Rechtes überhaupt, der Umwertung der bisherigen Werte im internationalen Leben vergessen. Der zu errichtende Völkerbund wird der bisherigen absoluten Souveränität der einzelnen zivilisierten Staaten ein Ende bereiten. Die weltstaatliche, über den einzelnen Staaten stehende Organisation dieses Völkerbundes wird in mancher Beziehung die zwischenstaatlichen

Grenzen verwischen. Die einzelnen Staaten werden nicht mehr isolierte Ungetüme sein, bereit, übereinander herzufallen und sich zu vernichten, sondern im Grunde nur selbständige kulturelle und wirtschaftliche Organisationen mit einem gemeinsamen Richter, dem Völkerbunde, über sich. Von dieser Perspektive aus gesehen verliert dann auch die Frage, ob sich die aus dem alten Österreich entstandenen Nationalstaaten zu einer höheren Einheit (Bundesstaat) verbinden werden, und wie das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und dem deutschen Nationalstaate sein werde, sehr viel an ihrer bisherigen Bedeutung. Das Wichtigste für jeden Staat wird seine Mitgliedschaft an dem weltumfassenden Völkerbund sein, der, wohlgemerkt, ein Völkerbund und nicht ein bloßer Staatenbund, geschweige denn ein Monarchenbund (etwa nach dem Muster der Heiligen Allianz) sein wird. In Konsequenz der tiefgreifenden Bedeutung der Formel des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, die sich nicht nur auf die Frage der staatsrechtlichen Isolierung der Völker gegeneinander (die jedoch eine Grenze an der Völkerbundsorganisation haben wird), sondern auch auf die innerstaatliche Struktur der einzelnen nach jenem Prinzipe konstituierten Volksstaaten beziehen wird, muß der bisherige tiefe politische Gegensatz zwischen Monarchien und Republiken verschwinden und im Grunde zu einer Titular- und relativ untergeordneten Organisationsfrage werden. Die Mitglieder des zukünftigen Völkerbundes können nicht gleichzeitig mehr oder weniger ein privates Eigentum von Dynastien sein, deren Prestige an der Größe dieses Eigentums interessiert wäre. Ein Monarch der Zukunft wird, sofern ihm dafür nur formale verfassungsrechtliche Funktionen eingeräumt werden, kein eigenes Interesse mehr an dem territorialen Umfange seines Reiches haben können, ebensowenig wie es der Präsident einer Republik oder der Vorstand eines Verwaltungssprengels hat.

Das, was ich hier in kurzen Zügen skizziert habe, ist zwar im Augenblick des Schreibens noch Zukunftsmusik, doch eine ganz nahe, eine schon deutlich vernehmbare. Denn schon stehen die Musiker bereit und harren des Momentes, wo der Taktstock das erste Zeichen gibt: dann wird das ungeheuere Orchester die lange vorbereitete, von allen Völkern heiß und lang ersehnte Symphonie der Befreiung und Freiheit anstimmen. Sie ist von und in diesem Weltkrieg komponiert worden. Dies soll ihm trotz allem Grauen, welches er uns bereitet hat, nicht vergessen werden.

***

Iris

Ein Märchen von Hermann Hesse

Im Frühling seiner Kindheit lief Anselm durch den grünen Garten. Eine Blume unter den Blumen der Mutter hieß Schwertlilie, die war ihm besonders lieb. Er hielt seine Wange an ihre hohen hellgrünen Blätter, drückte tastend seine Finger an ihre scharfen Spitzen, roch atmend an der großen wunderbaren Blüte und sah lange hinein. Da standen lange Reihen von gelben Fingern aus dem bleichbläulichen Blumenboden empor, zwischen ihnen lief ein lichter Weg hinweg und hinabwärts in den Kelch und das ferne, blaue Geheimnis der Blüte hinein. Die liebte er sehr, und blickte lange hin, und sah die gelben feinen Glieder bald wie einen goldenen Zaun am Königsgarten stehen, bald als doppelten Gang von schönen Traumbäumen, die kein Wind bewegt, und zwischen ihnen lief hell und von glaszarten lebendigen Adern durchzogen der geheimnisvolle Weg ins Innere. Ungeheuer dehnte die Wölbung sich auf, nach rückwärts verlor der Pfad zwischen den goldenen Bäumen sich unendlich tief in unausdenkliche Schlünde, über ihm bog sich die violette Wölbung königlich und legte zauberische dünne Schatten über das stille wartende Wunder. Anselm wußte, daß dies der Mund der Blume war, daß hinter den gelben Prachtgewächsen im blauen Schlunde ihr Herz und ihre Gedanken wohnten, und daß über diesen holden, lichten, glasig geäderten Weg ihr Atem und ihre Träume aus- und eingingen.

Und neben der großen Blüte standen kleinere, die noch nicht aufgegangen waren, sie standen auf festen, saftigen Stielen in einem kleinen Kelche aus bräunlich-grüner Haut, aus ihnen drang die junge Blüte still und kräftig hinan, in lichtes Grün und Lila fest gewickelt, oben aber schaute straff und zart gerollt das junge tiefe Violett mit feiner Spitze hervor. Auch schon auf diesen festgerollten, jungen Blütenblättern war Geäder und hundertfache Zeichnung zu sehen.

Am Morgen, wenn er aus dem Hause und aus dem Schlaf und Traum und fremden Welten wiederkam, da stand unverloren und immer neu der Garten und wartete auf ihn, und wo gestern eine harte blaue Blütenspitze dicht gerollt aus grüner Schale gestarrt hatte, da hing nun dünn und blau wie Luft ein junges Blatt, wie eine Zunge und wie eine Lippe, suchte tastend seine Form und Wölbung, von der es lang geträumt, und zu unterst, wo es noch im stillen Kampf mit seiner Hülle lag, da ahnte man schon feine gelbe Gewächse, lichte geäderte Bahn und fernen, duftenden Seelenabgrund bereitet. Vielleicht am Mittag schon, vielleicht am Abend war sie offen, wölbte blaues Seidenzelt über goldnem Traum-

walde, und ihre ersten Träume, Gedanken und Gesänge kamen still aus dem zauberhaften Abgrund hervorgeatmet.

Es kam ein Tag, da standen lauter blaue Glockenblumen im Gras. Es kam ein Tag, da war plötzlich ein neuer Klang und Duft im Garten, und über rötlichem durchsonnten Laub hing weich und rotgolden die erste Teerose. Es kam ein Tag, da waren keine Schwertlilien mehr da. Sie waren gegangen, kein goldbezäunter Pfad mehr führte zart in duftende Geheimnisse hinab, fremd standen starre Blätter spitz und kühl. Aber rote Beeren waren in den Büschen reif, und über den Sternblumen flogen neue, unerhörte Falter frei und spielend hin, rotbraune mit perlmutternen Rücken und schwirrende, glasflüglige Schwärmer.

Anselm sprach mit den Faltern und mit den Kieselsteinen, er hatte zum Freund den Käfer und die Eidechse, Vögel erzählten ihm Vogelgeschichten, Farnkräuter zeigten ihm heimlich unterm Dach der Riesenblätter den braunen gesammelten Samen, Glasscherben grün und kristallen fingen ihm den Sonnenstrahl und wurden Paläste, Gärten und funkelnde Schatzkammer. Waren die Lilien fort, so blühten die Kapuziner, waren die Teerosen welk, so wurden die Brombeeren braun, alles verschob sich, war immer da und immer fort, verschwand und kam zur Zeit wieder, und auch die bangen, wunderlichen Tage, wo der Wind kalt in der Tanne lärmte und im ganzen Garten das welke Laub so fahl und erstorben klirrte, brachten noch ein Lied, ein Erlebnis, eine Geschichte mit, bis wieder alles hinsank, Schnee vor den Fenstern fiel und Palmenwälder an den Scheiben wuchsen, Engel mit silbernen Glocken durch den Abend flogen und Flur und Boden nach gedörrtem Obst dufteten. Niemals erlosch Freundschaft und Vertrauen in dieser guten Welt, und wenn einmal unversehens wieder Schneeglöckchen neben dem schwarzen Efeulaub strahlten und erste Vögel hoch durch neue blaue Höhen flogen, so war es, als sei alles immerfort dagewesen. Bis eines Tages, nie erwartet und doch immer genau wie es sein mußte und immer gleich erwünscht, wieder eine erste bläuliche Blütenspitze aus den Schwertlilienstengeln schaute.

Alles war schön, alles war Anselm willkommen, befreundet und vertraut, aber der größte Augenblick des Zaubers und der Gnade war in jedem Jahr für den Knaben die erste Schwertlilie. In ihrem Kelch hatte er irgendeinmal, im frühsten Kindestraum, zum erstenmal im Buch der Wunder gelesen, ihr Duft und wehendes vielfaches Blau war ihm Anruf und Schlüssel der Schöpfung gewesen. So ging die Schwertlilie mit ihm durch alle Jahre seiner Unschuld, war in jedem neuen Sommer neu, geheimnisreicher und rührender geworden. Auch andre Blumen hatten einen Mund, auch andre Blumen sandten Duft und Gedanken aus, auch andre lockten Biene und Käfer in ihre kleinen, süßen Kammern. Aber

die blaue Lilie war dem Knaben mehr als jede andre Blume lieb und wichtig geworden, sie wurde ihm Gleichnis und Beispiel alles Nachdenkenswerten und Wunderbaren. Wenn er in ihren Kelch blickte und versunken diesem hellen träumerischen Pfad mit seinen Gedanken folgte, zwischen den gelben wunderlichen Geständen dem verdämmernden Blumeninnern entgegen, dann blickte seine Seele in das Tor, wo die Erscheinung zum Rätsel und das Sehen zum Ahnen wird. Er träumte auch bei Nacht zuweilen von diesem Blumenkelch, sah ihn ungeheuer groß vor sich geöffnet wie das Tor eines himmlischen Palastes, ritt auf Pferden, flog auf Schwänen hinein, und mit ihm flog und ritt und glitt die ganze Welt leise, von Magie gezogen, in den holden Schlund hinein und hinab, wo jede Erwartung zur Erfüllung und jede Ahnung Wahrheit werden mußte.

Jede Erscheinung auf Erden ist ein Gleichnis, und jedes Gleichnis ist ein offnes Tor, durch welches die Seele, wenn sie bereit ist, in das Innere der Welt zu gehen vermag, wo du und ich und Tag und Nacht alle eines sind. Jedem Menschen tritt hier und dort in seinem Leben das geöffnete Tor in den Weg, jeden fliegt irgendeinmal der Gedanke an, daß alles Sichtbare ein Gleichnis sei, und daß hinter dem Gleichnis der Geist und das ewige Leben wohne. Wenige freilich gehen durch das Tor und geben den schönen Schein dahin für die geahnte Wirklichkeit des Inneren.

So erschien dem Knaben Anselm sein Blumenkelch als die aufgetane, stille Frage, der seine Seele in quellender Ahnung einer seligen Antwort entgegendrängte. Dann wieder zog das liebliche Vielerlei der Dinge ihn hinweg, in Gesprächen und Spielen zu Gras und Steinen, Wurzeln, Busch, Getier und allen Freundlichkeiten seiner Welt. Oft sank er tief in die Betrachtung seiner selbst hinab, er saß hingegeben an die Merkwürdigkeiten seines Leibes, fühlte mit geschlossenen Augen beim Schlucken, beim Singen, beim Atmen sonderbare Regungen, Gefühle und Vorstellungen im Munde und im Hals, fühlte auch dort dem Pfad und dem Tore nach, auf denen Seele zu Seele gehen kann. Mit Bewunderung beobachtete er die bedeutsamen Farbenfiguren, die bei geschlossenen Augen ihm oft aus purpurfarbenem Dunkel erschienen, Flecken und Halbkreise von Blau und tiefem Rot, glasig helle Linien dazwischen. Manchmal empfand Anselm mit froh erschrockener Bewegung die feinen, hundertfachen Zusammenhänge zwischen Auge und Ohr, Geruch und Getast, fühlte für schöne flüchtige Augenblicke Töne, Laute, Buchstaben verwandt und gleich mit Rot, Blau, mit Hart und Weich, oder wunderte sich beim Riechen an einem Kraut oder an einer abgeschälten grünen Rinde, wie sonderbar nahe Geruch und Geschmack beisammen waren und oft ineinander übergingen und eins wurden.

Alle Kinder fühlen so, wennschon nicht alle mit derselben Stärke und Zartheit, und bei vielen ist dies alles schon hinweg und wie niegewesen, noch ehe sie den ersten Buchstaben haben lesen lernen. Anderen bleibt das Geheimnis der Kindheit lange nah, und einen Rest und Nachhall davon nehmen sie bis zu den weißen Haaren und den späten müden Tagen mit sich. Alle Kinder, solange sie noch im Geheimnis stehen, sind ohne Unterlaß in der Seele mit dem einzig Wichtigen beschäftigt, mit sich selbst und mit dem rätselhaften Zusammenhang ihrer eignen Person mit der Welt ringsumher. Sucher und Weise kehren mit den Jahren der Reife zu diesen Beschäftigungen zurück, die meisten Menschen aber vergessen und verlassen diese innere Welt des wahrhaft Wichtigen schon früh für immer und irren lebenslang in den bunten Irrsalen von Sorgen, Wünschen und Zielen umher, deren keines in ihrem Innersten wohnt, deren keines sie wieder zu ihrem Innersten und nach Hause führt.

Anselms Kindersommer und Herbste kamen sanft und gingen ungehört, wieder und wieder blühte und verblühte Schneeglocke, Veilchen, Goldlack, Lilie, Immergrün und Rose, schön und reich wie je. Er lebte mit, ihm sprach Blume und Vogel, ihm hörte Baum und Brunnen zu, und er nahm seinen ersten geschriebenen Buchstaben und seinen ersten Freundschaftskummer in alter Weise mit hinüber zum Garten, zur Mutter, zu den bunten Steinen am Beet.

Aber einmal kam ein Frühling, der klang und roch nicht wie die frühern alle, die Amsel sang und es war nicht das alte Lied, die blaue Iris blühte auf und keine Träume und Märchengeschichten wandelten aus und ein auf dem goldgezäunten Pfad ihres Kelches. Es lachten die Erdbeeren versteckt aus ihrem grünen Schatten, und die Falter taumelten glänzend über den hohen Dolden, und alles war nicht mehr wie immer, und andre Dinge gingen den Knaben an, und mit der Mutter hatte er viel Streit. Er wußte selber nicht, was es war, und warum ihm etwas weh tat und etwas immerfort ihn störte. Er sah nur, die Welt war verändert, und die Freundschaften der bisherigen Zeit fielen von ihm ab und ließen ihn allein.

So ging ein Jahr, und es ging noch eines, und Anselm war kein Kind mehr, und die bunten Steine um das Beet waren langweilig, und die Blumen stumm, und die Käfer hatte er auf Nadeln in einem Kasten stecken, und seine Seele hatte den langen, harten Umweg angetreten, und die alten Freuden waren versiegt und verdorrt.

Ungestüm drang der junge Mensch ins Leben, das ihm nun erst zu beginnen schien. Verweht und vergessen war die Welt der Gleichnisse, neue Wünsche und Wege lockten ihn hinweg. Noch hing Kindheit ihm wie ein Duft im blauen Blick und im weichen Haar, doch liebte er es

nicht, wenn er daran erinnert wurde, und schnitt die Haare kurz und tat in seinen Blick so viel Kühnheit und Wissen als er vermochte. Launisch stürmte er durch die bangen, wartenden Jahre, guter Schüler bald und Freund, bald allein und scheu, einmal in Büchern vergraben bis in die Nächte, einmal wild und laut bei ersten Jünglingsgelagen. Die Heimat hatte er verlassen müssen und sah sie nur selten auf kurzen Besuchen wieder, wenn er verändert, gewachsen und fein gekleidet heim zur Mutter kam. Er brachte Freunde mit, brachte Bücher mit, immer anderes, und wenn er durch den alten Garten ging, war der Garten klein und schwieg vor seinem zerstreuten Blick. Nie mehr las er Geschichten im bunten Geäder der Steine und der Blätter, nie mehr sah er Gott und die Ewigkeit im Blütengeheimnis der blauen Iris wohnen.

Anselm war Schüler, war Student, er kehrte in die Heimat mit einer roten und dann mit einer gelben Mütze, mit einem Flaum auf der Lippe und mit einem jungen Bart. Er brachte Bücher in fremden Sprachen mit, und einmal einen Hund, und in einer Ledermappe auf der Brust trug er bald verschwiegene Gedichte, bald Abschriften uralter Weisheiten, bald Bildnisse und Briefe hübscher Mädchen. Er kehrte wieder, und war weit in fremden Ländern gewesen und hatte auf großen Schiffen auf dem Meere gewohnt. Er kehrte wieder und war ein junger Gelehrter, trug einen schwarzen Hut und dunkle Handschuhe, und die alten Nachbarn zogen die Hüte vor ihm und nannten ihn Professor, obschon er noch keiner war. Er kam wieder und trug schwarze Kleider, und ging schlank und ernst hinter dem langsamen Wagen her, auf dem seine alte Mutter im geschmückten Sarge lag. Und dann kam er selten mehr.

In der Großstadt, wo Anselm jetzt die Studenten lehrte und für einen berühmten Gelehrten galt, da ging er, spazierte, saß und stand genau wie andre Leute der Welt, im feinen Rock und Hut, ernst oder freundlich, mit eifrigen und manchmal etwas ermüdeten Augen, und war ein Herr und ein Forscher, wie er es hatte werden wollen. Nun ging es ihm ähnlich wie es ihm am Ende seiner Kindheit gegangen war. Er fühlte plötzlich viele Jahre hinter sich weggeglitten, und stand seltsam allein und unbefriedigt mitten in der Welt, nach der er immer getrachtet hatte. Es war kein rechtes Glück, Professor zu sein, es war keine volle Lust, von Bürgern und Studenten tief gegrüßt zu werden. Es war alles wie welk und verstaubt, und das Glück lag wieder weit in der Zukunft, und der Weg dahin sah heiß und staubig und gewöhnlich aus.

In dieser Zeit kam Anselm viel in das Haus eines Freundes, dessen Schwester ihn anzog. Er lief jetzt nicht mehr leicht einem hübschen Gesichte nach, auch das war anders geworden, und er fühlte, daß das Glück für ihn auf besondere Weise kommen müsse und nicht hinter jedem Fenster

liegen könne. Die Schwester seines Freundes gefiel ihm sehr, und oft glaubte er zu wissen, daß er sie wahrhaft liebe. Aber sie war ein besonderes Mädchen, jeder Schritt und jedes Wort von ihr war eigen gefärbt und geprägt, und es war nicht immer leicht, mit ihr zu gehen und den gleichen Schritt mit ihr zu finden. Wenn Anselm zuweilen in seiner einsamen Wohnung am Abend auf und nieder ging und nachdenklich seinem eigenen Schritt durch die leeren Stuben zuhörte, dann stritt er viel mit sich selber wegen seiner Freundin. Sie war älter als er sich seine Frau gewünscht hätte. Sie war sehr eigen, und es würde schwierig sein, neben ihr zu leben und seinem gelehrten Ehrgeiz zu folgen, denn von dem mochte sie nichts hören. Auch war sie nicht sehr stark und gesund, und konnte namentlich Gesellschaft und Feste schlecht ertragen. Am liebsten lebte sie, mit Blumen und Gesang und etwa einem Buch um sich, in einsamer Stille, wartete, ob jemand zu ihr käme, und ließ die Welt ihren Gang gehen. Manchmal war sie so zart und empfindlich, daß alles Fremde ihr weh tat und sie leicht zum Weinen brachte. Dann wieder strahlte sie still und fein in einem einsamen Glück, und wer es sah, der fühlte, wie schwer es sei, dieser schönen seltsamen Frau etwas zu geben und etwas für sie zu bedeuten. Oft glaubte Anselm, daß sie ihn lieb habe, oft schien ihm, sie habe niemanden lieb, sei nur mit allen zart und freundlich, und begehre von der Welt nichts, als in Ruhe gelassen zu werden. Er aber wollte anderes vom Leben, und wenn er eine Frau haben würde, so müßte Leben und Klang und Gastlichkeit im Hause sein.

„Iris," sagte er zu ihr, „liebe Iris, wenn doch die Welt anders eingerichtet wäre! Wenn es gar nichts gäbe als deine schöne, sanfte Welt mit Blumen, Gedanken und Musik, dann wollte ich mir nichts andres wünschen als mein Leben lang bei dir zu sein, deine Geschichten zu hören und in deinen Gedanken mitzuleben. Schon dein Name tut mir wohl, Iris ist ein wundervoller Name, ich weiß gar nicht, woran er mich erinnert."

„Du weißt doch," sagte sie, „daß die blauen und gelben Schwertlilien so heißen."

„Ja," rief er in einem beklommenen Gefühl, „das weiß ich wohl, und schon das ist sehr schön. Aber immer wenn ich deinen Namen sage, will er mich noch außerdem an irgend etwas mahnen, ich weiß nicht was, als sei er mir mit ganz tiefen, fernen, wichtigen Erinnerungen verknüpft, und doch weiß und finde ich nicht, was das sein könnte."

Iris lächelte ihn an, der ratlos stand und mit der Hand seine Stirne rieb.

„Mir geht es jedesmal so," sagte sie mit ihrer vogelleichten Stimme zu Anselm, „wenn ich an einer Blume rieche. Dann meint mein Herz

jedesmal, mit dem Duft sei ein Andenken an etwas überaus Schönes und Kostbares verbunden, das einmal vor Zeiten mein war und mir verlorengegangen ist. Mit der Musik ist es auch so, und manchmal mit Gedichten — da blitzt auf einmal etwas auf, einen Augenblick lang, wie wenn man eine verlorene Heimat plötzlich unter sich im Tale liegen sähe, und ist gleich wieder weg und vergessen. Lieber Anselm, ich glaube, daß wir zu diesem Sinn auf Erden sind, zu diesem Nachsinnen und Suchen und Horchen auf verlorene ferne Töne, und hinter ihnen liegt unsere wahre Heimat."

„Wie schön du das sagst," schmeichelte Anselm, und er fühlte in der eigenen Brust eine fast schmerzende Bewegung, als weise dort ein verborgener Kompaß unweigerlich seinem fernen Ziele zu. Aber dieses Ziel war ganz ein andres als er es seinem Leben geben wollte, und das tat weh, und war es denn seiner würdig, sein Leben in Träumen hinter hübschen Märchen her zu verspielen?

Indessen kam ein Tag, da war Herr Anselm von seiner einsamen Reise heimgekehrt und fand sich von seiner kahlen Gelehrtenwohnung so kalt und bedrückend empfangen, daß er zu seinen Freunden lief und gesonnen war, die schöne Iris um ihre Hand zu bitten.

„Iris," sagte er zu ihr, „ich mag so nicht weiter leben. Du bist immer meine gute Freundin gewesen, ich muß dir alles sagen. Ich muß eine Frau haben, sonst fühle ich mein Leben leer und ohne Sinn. Und wen sollte ich mir zur Frau wünschen als dich, du liebe Blume? Willst du, Iris? Du sollst Blumen haben, so viele nur zu finden sind, den schönsten Garten sollst du haben. Magst du zu mir kommen?"

Iris sah ihm lang und ruhig in die Augen, sie lächelte nicht und errötete nicht, und gab ihm mit fester Stimme Antwort:

„Anselm, ich bin über deine Frage nicht erstaunt. Ich habe dich lieb, obschon ich nie daran gedacht habe, deine Frau zu werden. Aber sieh, mein Freund, ich mache große Ansprüche an den, dessen Frau ich werden soll. Ich mache größere Ansprüche als die meisten Frauen machen. Du hast mir Blumen angeboten, und meinst es gut damit. Aber ich kann auch ohne Blumen leben, und auch ohne Musik, ich könnte alles das und viel andres wohl entbehren, wenn es sein müßte. Eins aber kann und will ich nie entbehren: ich kann niemals auch nur einen Tag lang so leben, daß nicht die Musik in meinem Herzen mir die Hauptsache ist. Wenn ich mit einem Manne leben soll, so muß es einer sein, dessen innere Musik mit der meinen gut und fein zusammenstimmt, und daß seine eigene Musik rein und daß sie gut zu meiner klinge, muß sein einziges Begehren sein. Kannst du das, Freund? Du wirst dabei wahrscheinlich nicht weiter berühmt werden und Ehren erfahren, dein Haus

wird still sein, und die Falten, die ich auf deiner Stirn seit manchem Jahr her kenne, müssen alle wieder ausgetan werden. Ach Anselm, es wird nicht gehen. Sieh, du bist so, daß du immer neue Falten in deine Stirne studieren und dir immer neue Sorgen machen mußt, und was ich sinne und bin, das liebst du wohl und findest es hübsch, aber es ist für dich wie für die meisten doch bloß ein feines Spielzeug. Ach, höre mich wohl: alles, was dir jetzt Spielzeug ist, ist mir das Leben selbst und müßte es auch dir sein, und alles, woran du Mühe und Sorge wendest, das ist für mich ein Spielzeug, ist für meinen Sinn nicht wert, daß man dafür lebe. – Ich werde nicht mehr anders werden, Anselm, denn ich lebe nach einem Gesetz, das in mir ist. Wirst aber du anders werden können? Und du müßtest ganz anders werden, damit ich deine Frau sein könnte."

Anselm schwieg betroffen vor ihrem Willen, den er schwach und spielerisch gemeint hatte. Er schwieg und zerdrückte achtlos in der erregten Hand eine Blume, die er vom Tisch genommen hatte.

Da nahm ihm Iris sanft die Blume aus der Hand – es fuhr ihm wie ein schwerer Vorwurf ins Herz – und lächelte nun plötzlich hell und liebevoll, als habe sie ungehofft einen Weg aus dem Dunkel gefunden.

„Ich habe einen Gedanken," sagte sie leise, und errötete dabei. „Du wirst ihn sonderbar finden, er wird dir eine Laune scheinen. Aber er ist keine Laune. Willst du ihn hören? Und willst du ihn annehmen, daß er über dich und mich entscheiden soll?"

Ohne zu verstehen, blickte Anselm seine Freundin an, Sorge in den blassen Zügen. Ihr Lächeln bezwang ihn, daß er Vertrauen faßte und Ja sagte.

„Ich möchte dir eine Aufgabe stellen," sagte Iris und wurde rasch wieder sehr ernst.

„Tue das, es ist dein Recht," ergab sich der Freund.

„Es ist mein Ernst," sagte sie, „und mein letztes Wort. Willst du es hinnehmen, wie es mir aus der Seele kommt, und nicht daran markten und feilschen, auch wenn du es nicht sogleich verstehst?"

Anselm versprach es. Da sagte sie, indem sie aufstand und ihm die Hand gab:

„Mehrmals hast du mir gesagt, daß du beim Aussprechen meines Namens jedesmal dich an etwas Vergessenes erinnert fühlst, was dir einst wichtig und heilig war. Das ist ein Zeichen, Anselm, und das hat dich alle die Jahre zu mir hingezogen. Auch ich glaube, daß du in deiner Seele Wichtiges und Heiliges verloren und vergessen hast, was erst wieder wach sein muß, ehe du ein Glück finden und das dir Bestimmte erreichen kannst. – Leb wohl, Anselm! Ich gebe dir die Hand und bitte dich: Geh und

sieh, daß du das in deinem Gedächtnis wiederfindest, woran du durch meinen Namen erinnert wirst. Am Tage, wo du es wieder gefunden hast, will ich als deine Frau mit dir hingehen, wohin du willst, und keine Wünsche mehr haben als deine."

Bestürzt wollte der verwirrte Anselm ihr ins Wort fallen und diese Forderung eine Laune schelten, aber sie mahnte ihn mit einem klaren Blick an sein Versprechen, und er schwieg still. Mit niedergeschlagenen Augen nahm er ihre Hand, zog sie an seine Lippen, und ging hinaus.

Manche Aufgaben hatte er in seinem Leben auf sich genommen und gelöst, aber keine war so seltsam, wichtig und dabei so entmutigend gewesen wie diese. Tage und Tage lief er umher und sann sich daran müde, und immer wieder kam die Stunde, wo er verzweifelt und zornig diese ganze Aufgabe eine verrückte Weiberlaune schalt und in Gedanken von sich warf. Dann aber widersprach tief in seinem Innern etwas, ein sehr feiner, heimlicher Schmerz, eine ganz zarte, kaum hörbare Mahnung. Diese feine Stimme, die in seinem eigenen Herzen war, gab Iris recht und tat dieselbe Forderung wie sie.

Allein diese Aufgabe war allzu schwer für den gelehrten Mann. Er sollte sich an etwas erinnern, was er längst vergessen hatte, er sollte einen einzelnen, goldenen Faden aus dem Spinnweb untergesunkener Jahre wiederfinden, er sollte etwas mit Händen greifen und seiner Geliebten darbringen, was nichts war als ein verwehter Vogelruf, ein Anflug von Lust oder Trauer beim Hören einer Musik, was dünner, flüchtiger und körperloser war als ein Gedanke, nichtiger als ein nächtlicher Traum, unbestimmter als ein Morgennebel.

Manchmal, wenn er verzagend das alles von sich geworfen und voll übler Laune aufgegeben hatte, dann wehte ihn unversehens etwas an wie ein Hauch aus fernen Gärten, er flüsterte den Namen Iris vor sich hin, zehnmal und mehrmal, leise und spielend, wie man einen Ton auf einer gespannten Saite prüft. „Iris," flüsterte er, „Iris," und mit feinem Weh fühlte er in sich innen etwas sich bewegen, wie in einem alten verlassenen Hause ohne Anlaß eine Tür aufgeht und ein Laden knarrt. Er prüfte seine Erinnerungen, die er wohl geordnet in sich zu tragen geglaubt hatte, und er kam dabei auf wunderliche und bestürzende Entdeckungen. Sein Schatz an Erinnerungen war unendlich viel kleiner, als er je gedacht hätte. Ganze Jahre fehlten und standen leer wie unbeschriebene Blätter, wenn er zurückdachte. Er fand, daß er große Mühe hatte, sich das Bild seiner Mutter wieder deutlich vorzustellen. Er hatte vollkommen vergessen, wie ein Mädchen hieß, das er als Jüngling wohl ein Jahr lang mit brennender Werbung verfolgt hatte. Ein Hund fiel ihm ein, den er einst als Student in einer Laune gekauft und der eine Zeitlang

mit ihm gewohnt und gelebt hatte. Er brauchte Tage, bis er wieder auf des Hundes Namen kam.

Schmerzvoll sah der einsame Mann mit wachsender Trauer und Angst, wie zerronnen und leer sein Leben hinter ihm lag, nicht mehr zu ihm gehörig, ihm fremd und ohne Beziehung zu ihm wie etwas, was man einst auswendig gelernt hat und wovon man nun mit Mühe noch öde Bruchstücke zusammenbringt. Er begann zu schreiben, er wollte, Jahr um Jahr zurück, seine wichtigsten Erlebnisse niederschreiben, um sie einmal wieder fest in Händen zu haben. Aber wo waren seine wichtigsten Erlebnisse? Daß er Professor geworden war? Daß er einmal Doktor, einmal Schüler, einmal Student gewesen war? Oder daß ihm einmal, in verschollenen Zeiten, dies Mädchen oder jenes eine Weile gefallen hatte? Erschreckend blickte er auf: war das das Leben? War dies alles? Und er schlug sich vor die Stirn und lachte gewaltsam.

Indessen lief die Zeit, nie war sie so schnell und unerbittlich gelaufen! Ein Jahr war um, und ihm schien, er stehe noch genau am selben Ort wie in der Stunde, da er Iris verlassen. Doch hatte er sich in dieser Zeit sehr verändert, was außer ihm ein jeder sah und wußte. Er war sowohl älter wie jünger geworden. Seinen Bekannten war er fast fremd geworden, man fand ihn zerstreut, launisch und sonderbar, er kam in den Ruf eines seltsamen Kauzes, für den es schade sei, aber er sei zu lange Junggesell geblieben. Es kam vor, daß er seine Pflichten vergaß und daß seine Schüler vergebens auf ihn warteten. Es geschah, daß er gedankenvoll durch eine Straße schlich, den Häusern nach, und mit dem verwahrlosten Rock im Hinstreifen den Staub von den Gesimsen wischte. Manche meinten, er habe zu trinken angefangen. Andre Male aber hielt er mitten in einem Vortrag vor seinen Schülern inne, suchte sich auf etwas zu besinnen, lächelte kindlich und herzbezwingend, wie es niemand an ihm gekannt hatte, und fuhr mit einem Ton der Wärme und Rührung fort, der vielen zu Herzen ging.

Längst war ihm auf dem hoffnungslosen Streifzug hinter den Düften und verwehten Spuren ferner Jahre her ein neuer Sinn zugekommen, von dem er jedoch selbst nichts wußte. Es war ihm öfter und öfter vorgekommen, daß hinter dem, was er bisher Erinnerungen genannt, noch andere Erinnerungen lagen, wie auf einer alten bemalten Wand zuweilen hinter den alten Bildern noch ältere, einst übermalte verborgen schlummern. Er wollte sich auf irgend etwas besinnen, etwa auf den Namen einer Stadt, in der er als Reisender einmal Tage verbracht hatte, oder auf den Geburtstag eines Freundes, oder auf irgend etwas, und indem er nun ein kleines Stück Vergangenheit wie Schutt durchgrub und durchwühlte, fiel ihm plötzlich etwas ganz anderes ein. Es überfiel ihn ein

Hauch, wie ein Aprilmorgenwind oder wie ein Septembernebeltag, er roch einen Duft, er schmeckte einen Geschmack, er fühlte dunkle zarte Gefühle irgendwo, auf der Haut, in den Augen, im Herzen, und langsam wurde ihm: es müsse einst ein Tag gewesen sein, blau, warm, oder kühl, grau, oder irgend sonst ein Tag, und das Wesen dieses Tages müsse in ihm sich verfangen haben und als dunkle Erinnerung hängen geblieben sein. Er konnte den Frühlings- oder Wintertag, den er deutlich roch und fühlte, nicht in der wirklichen Vergangenheit wiederfinden, es waren keine Namen und Zahlen dabei, vielleicht war es in der Studentenzeit, vielleicht noch in der Wiege gewesen, aber der Duft war da, und er fühlte etwas in sich lebendig, wovon er nicht wußte und was er nicht nennen und bestimmen konnte. Manchmal schien ihm, es könnten diese Erinnerungen wohl auch über das Leben zurück in Vergangenheiten eines vorigen Daseins reichen, obwohl er darüber lächelte.

Vieles fand Anselm auf seinen ratlosen Wanderungen durch die Schlünde des Gedächtnisses. Vieles fand er, was ihn rührte und ergriff, und vieles, was erschreckte und Angst machte, aber das eine fand er nicht, was der Name Iris für ihn bedeute.

Einstmals suchte er auch, in der Qual des Nichtfindenkönnens, seine alte Heimat wieder auf, sah die Wälder und Gassen, die Stege und Zäune wieder, stand im alten Garten seiner Kindheit und fühlte die Wogen über sein Herz fluten, Vergangenheit umspann ihn wie Traum. Traurig und still kam er von dort zurück. Er ließ sich krank sagen und jeden wegschicken, der zu ihm begehrte.

Einer kam dennoch zu ihm. Es war sein Freund, den er seit seiner Werbung um Iris nicht mehr gesehen hatte. Er kam und sah Anselm verwahrlost in seiner freudlosen Klause sitzen.

„Steh auf," sagte er zu ihm, „und komm mit mir. Iris will dich sehen."

Anselm sprang empor.

„Iris! Was ist mit ihr? – O ich weiß, ich weiß!"

„Ja," sagte der Freund, „komm mit! Sie will sterben, sie liegt seit langem krank."

Sie gingen zu Iris, die lag auf einem Ruhebett leicht und schmal wie ein Kind, und lächelte hell aus vergrößerten Augen. Sie gab Anselm ihre weiße leichte Kinderhand, die lag wie eine Blume in seiner, und ihr Gesicht war wie verklärt.

„Anselm," sagte sie, „bist du mir böse? Ich habe dir eine schwere Aufgabe gestellt, und ich sehe, du bist ihr treu geblieben. Suche weiter, und gehe diesen Weg, bis du am Ziele bist! Du meintest ihn meinetwegen zu gehen, aber du gehst ihn deinetwegen. Weißt du das?"

„Ich ahnte es," sagte Anselm, „und nun weiß ich es. Es ist ein langer Weg, Iris, und ich wäre längst zurückgegangen, aber ich finde keinen Rückweg mehr. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll."

Sie blickte ihm in die traurigen Augen und lächelte licht und tröstlich, er bückte sich über ihre dünne Hand und weinte lang, daß ihre Hand naß von seinen Tränen wurde.

„Was aus dir werden soll," sagte sie mit einer Stimme, die nur wie Erinnerungsschein war, „was aus dir werden soll, mußt du nicht fragen. Du hast viel gesucht in deinem Leben. Du hast die Ehre gesucht, und das Glück, und das Wissen, und hast mich gesucht, deine kleine Iris. Das alles sind nur hübsche Bilder gewesen, und sie verließen dich, wie ich dich nun verlassen muß. Auch mir ist es so gegangen. Immer habe ich gesucht, und immer waren es schöne liebe Bilder, und immer wieder fielen sie ab und waren verblüht. Ich weiß nun keine Bilder mehr, ich suche nichts mehr, ich bin heimgekehrt und habe nur noch einen kleinen Schritt zu tun, dann bin ich in der Heimat. Auch du wirst dorthin kommen, Anselm, und wirst dann keine Falten mehr auf deiner Stirn haben."

Sie war so bleich, daß Anselm verzweifelt rief: „O warte noch, Iris, geh noch nicht fort! Laß mir ein Zeichen da, daß du mir nicht ganz verlorengehst!"

Sie nickte und griff neben sich in ein Glas, und gab ihm eine frisch aufgeblühte blaue Schwertlilie.

„Da nimm meine Blume, die Iris, und vergiß mich nicht. Suche mich, suche die Iris, dann wirst du zu mir kommen."

Weinend hielt Anselm die Blume in Händen, und nahm weinend Abschied. Als der Freund ihm Botschaft sandte, kam er wieder und half ihren Sarg mit Blumen schmücken und zur Erde bringen.

Dann brach sein Leben hinter ihm zusammen, es schien ihm nicht möglich, diesen Faden fort zu spinnen. Er gab alles auf, verließ Stadt und Amt, und verscholl in der Welt. Hier und dort wurde er gesehen, in seiner Heimat tauchte er auf und lehnte sich über den Zaun des alten Gartens, aber wenn die Leute nach ihm fragen und sich um ihn annehmen wollten, war er weg und verschwunden.

Die Schwertlilie blieb ihm lieb. Oft bückte er sich über eine, wo immer er sie stehen sah, und wenn er lang den Blick in ihren Kelch versenkte, schien ihm aus dem bläulichen Grunde Duft und Ahnung alles Gewesenen und Künftigen entgegen zu wehen, bis er traurig weiterging, weil die Erfüllung nicht kam. Ihm war, als lausche er an einer halb offenstehenden Tür, und höre lieblichstes Geheimnis hinter ihr atmen, und wenn er eben meinte, jetzt und jetzt müsse alles sich ihm geben und

erfüllen, war die Türe zugefallen und der Wind der Welt strich kühl über seine Einsamkeit.

In seinen Träumen sprach die Mutter zu ihm, deren Gestalt und Gesicht er nun so deutlich und nahe fühlte wie in langen Jahren nie. Und Iris sprach zu ihm, und wenn er erwachte, klang ihm etwas nach, woran zu sinnen er den ganzen Tag weilte. Er war ohne Stätte, fremd lief er durch die Lande, schlief in Häusern, schlief in Wäldern, aß Brot oder aß Beeren, trank Wein oder trank Tau aus den Blättern der Gebüsche, er wußte nichts davon. Vielen war er ein Narr, vielen war er ein Zauberer, viele fürchteten ihn, viele lachten über ihn, viele liebten ihn. Er lernte, was er nie gekonnt, bei Kindern sein und an ihren seltsamen Spielen teilhaben, mit einem abgebrochenen Zweig und mit einem Steinchen reden. Winter und Sommer liefen an ihm vorbei, in Blumenkelche schaute er und in Bach und See.

„Bilder," sagte er zuweilen vor sich hin, „alles nur Bilder."

Aber in sich innen fühlte er ein Wesen, das nicht Bild war, dem folgte er, und das Wesen in ihm konnte zu Zeiten sprechen, und seine Stimme war die der Iris und die der Mutter, und sie war Trost und Hoffnung.

Wunder begegneten ihm, und sie wunderten ihn nicht. Und so ging er einst im Schnee durch einen winterlichen Grund, und an seinem Bart war Eis gewachsen. Und im Schnee stand spitz und schlank eine Irispflanze, die trieb eine schöne einsame Blüte, und er bückte sich zu ihr und lächelte, denn nun erkannte er das, woran ihn die Iris immer und immer gemahnt hatte. Er erkannte seinen Kindestraum wieder, und sah zwischen goldenen Stäben die lichtblaue Bahn hellgeädert in das Geheimnis und Herz der Blume führen, und wußte, dort war das, was er suchte, dort war das Wesen, das kein Bild mehr ist.

Und wieder trafen ihn Mahnungen, Träume führten ihn, und er kam zu einer Hütte, da waren Kinder, die gaben ihm Milch, und er spielte mit ihnen, und sie erzählten ihm Geschichten, und erzählten ihm, im Wald bei den Köhlern sei ein Wunder geschehen. Da sehe man die Geisterpforte offen stehen, die nur alle tausend Jahr sich öffne. Er hörte zu und nickte dem lieben Bilde zu, und ging weiter, ein Vogel sang vor ihm im Erlengebüsch, der hatte eine seltene, süße Stimme, wie die Stimme der gestorbenen Iris. Dem folgte er, er flog und hüpfte weiter und weiter, über den Bach und weit in alle Wälder hinein.

Als der Vogel schwieg und nicht zu hören noch zu sehen mehr war, da blieb Anselm stehen und sah sich um. Er stand in einem tiefen Tal im Walde, unter breiten grünen Blättern rann leise ein Gewässer, sonst war alles still und wartend. In seiner Brust aber sang der Vogel fort,

mit der geliebten Stimme, und trieb ihn weiter, bis er vor einer Felswand stand, die war mit Moos bewachsen, und in ihrer Mitte klaffte ein Spalt, der führte schmal und eng ins Innere des Berges.

Ein alter Mann saß vor dem Spalt, der erhob sich, als er Anselm kommen sah, und rief: „Zurück, du Mann, zurück! Das ist das Geistertor. Es ist noch keiner wiedergekommen, der da hineingegangen ist."

Anselm blickte empor und in das Felsentor, da sah er tief in den Berg einen blauen Pfad sich verlieren, und goldene Säulen standen dicht zu beiden Seiten, und der Pfad sank nach innen hinabwärts wie in den Kelch einer ungeheuren Blume hinunter.

In seiner Brust sang der Vogel hell, und Anselm schritt an dem Wächter vorüber in den Spalt und durch die goldnen Säulen hin ins blaue Geheimnis des Innern. Es war Iris, in deren Herz er drang, und es war die Schwertlilie im Garten der Mutter, in deren blauen Kelch er schwebend trat, und als er still der goldnen Dämmerung entgegenging, da war alle Erinnerung und alles Wissen mit einem Male bei ihm, er fühlte seine Hand, und sie war klein und weich, Stimmen der Liebe klangen nah und vertraut in sein Ohr, und sie klangen so, und die goldnen Säulen glänzten so, wie damals in den Frühlingen der Kindheit alles ihm getönt und geleuchtet hatte.

Und auch sein Traum war wieder da, den er als kleiner Knabe geträumt, daß er in den Kelch hinabschritt, und hinter ihm schritt und glitt die ganze Welt der Bilder mit, und versank im Geheimnis, das hinter allen Bildern liegt.

Leise fing Anselm an zu singen, und sein Pfad sank leise abwärts in die Heimat.

Ein menschlich-politisches Bekenntnis

Juden, Deutsche, Tschechen

von Max Brod

Ist es erlaubt, politische Dinge als Mensch, schlechthin als Mensch zu betrachten? Das heißt: mit der letzten, rücksichtslosesten Offenheit, ohne kluge Abwägung der Folgen, mit einem Worte: möglichst weit distanziert vom Stil eines Parteikommuniqués? Ist es erlaubt, auch in politicis Individuum zu bleiben, fühlendes Herz, Künstler, Liebender, Sehnsüchtiger? — Ich nehme mir diese Erlaubnis, denn sie ist mir in der letzten Zeit mehr und mehr lebensdringendes Bedürfnis geworden.

Ich will die Wahrheit sagen. Sie ist *meine* Wahrheit, nicht mehr und nicht weniger. Ich spreche nur für meine eigene Person. Noch offener: nur für meine eigene *heutige* Person, deren zukünftige Eindrücke ich nicht bemessen kann ... Im Grunde also ein unendlich winziger Ausschnitt der Wirklichkeit, den ich biete. Und doch ist dies wohl das Äußerste an Umfang, was auch sonst irgendein anderer unter strengster Ehrlichkeits- und Gewißheitsforderung zu überblicken vermag. Eine Inventuraufnahme meines politischen Seelenbestandes, — die „Politisierung der Geistigen", von der jetzt so viel gesprochen wird, kann und darf zunächst nicht mehr als solche individuelle politische Glaubensbekenntnisse verlangen. Ob diese rückhaltslosen Beichten unbedingt zum „Zusammenschluß", zum „Aktivismus" führen, ist eine erst nachher zu erledigende Frage ...

Für die zionistische Partei, der ich angehöre, und ihre Politik in Österreich sagt mein individuelles Bekenntnis natürlich nichts aus. — Es ist mir notwendig geworden, meine Beziehung zum Deutschtum und zum Tschechentum, meinen ganz persönlichen Standpunkt zu den immer neu auftauchenden Konflikten lokaler und allgemeiner Art klarzustellen. Obwohl ich überzeugt davon bin, daß es für jeden sehr heilsam wäre, auf seine eigene Weise eine analoge Klarstellung zu versuchen, fühle ich doch sehr stark, wie meine Lösung von den Zufällen einer subjektiven Blickrichtung abhängig ist, wie sie nur mich selbst, kaum einen zweiten, geschweige denn eine ganze Partei bestimmen kann. — Ich bin also von vornherein gefaßt darauf, daß man meine Resultate als „interessant, aber unpraktikabel" disqualifiziert. Meine Resultate (sind sie wirklich Resultate? Oder nur Entwicklungskeime?) wollen ja gar nicht „praktikabel" (im Sinne einer allgemeinen oder parteimäßigen Benützbarkeit), freilich wollen sie doch etwas mehr als „interessant" sein.

Mein besonderer Fall: ich bin Jude, mein politisches Interesse gilt in erster Reihe der allmenschlichen Gemeinschaft, der ich am inten-

sivsten innerhalb meines unverlogenen Volkstums zu dienen glaube, wobei die obere Grenze des Volkes in mir durch menschlich-religiösen Dienst gegeben ist. In die naturhafte Tiefe der Seele greift das Volk vermutlich unendlich weit hinab.

Ich fühle mich nicht als Angehöriger des deutschen Volkes, doch bin ich ein Freund des Deutschtums und außerdem durch Sprache und Erziehung, durch vieles von dem, was die Soziologie mit Schallmeyer „Traditionswerte" im Gegensatz zu „Generationswerten" (Erbwerten) nennt, dem Deutschtum kulturverwandt.

Ich bin ein Freund des Tschechentums und im Wesentlichen (mit den folgenden Einschränkungen) dem Tschechentum kulturfremd.

Eine einfachere Formel eines jüdischen „Diaspora-Daseins" in einer national geteilten Stadt ist mir unmöglich. Ja schon die vorstehende Formel bedarf eines nicht zu knappen Kommentars.

Freund, doch nicht Angehöriger des deutschen Volkes. — Ist diese Stellungnahme für einen deutsch-erzogenen Juden logisch möglich? Gewiß, denn ich fühle sie als unverlogen. Sie umschreibt meinen heutigen Geisteszustand völlig, wenn ich den Terminus „Freund" noch durch das Merkmal der „Kulturverwandtschaft" ergänze. Kulturverwandtschaft aber ist nicht Blutsverwandtschaft. Ich mag den holdleichtsinnigen Wahn im Scherze eines Schubert-Trios, diese hingehauchte Morgenluft mit Gesumme eines Wiener Wirtshausgartens (Ausflugsort), mit windig hergetragenen Spaziergängerstimmen und Sonnenschein, ich mag die Innigkeit einer Kleistschen Wortfügung, eines Hauptmannschen Menschenlächelns noch so sehr lieben, — es bleibt doch alles, sofern der Zugang nicht vom Allgemein-Menschlichen aus erfolgt, auf Assoziationen angewiesen, die auf Erlerntes, auf Erfahrenes innerhalb eines fremden Volkstums, nicht auf Angeborenes zurückführen. Im Grunde ist Schuberts geliebte wolkenlose Heiterkeit für mich — etwas Exotisches. Daß sie auf mich nicht ebenso exotisch wirkt wie etwa eine malaiische Gefühlsäußerung, verdanke ich erstens ihrem fallweisen Mehrgehalt an Menschlichem, zweitens gewiß dem Verständnis, das ich mir durch mein Leben unter Deutschen für das Gefühl dieses Volkes erworben habe. Bedarf es des Nachweises, daß auch das beste Verständnis niemals mit jenem eigenen schöpferischen Gefühl zu verwechseln ist, das der Kontrolle nicht mehr bedarf und sie auch nicht mehr ertrüge, diese Kontrolle an einer erlernbaren fremden Existenzform? — Gewiß kann, wenn einmal Schöpferkraft vorhanden ist, diese Kraft auch Material, das einer fremden Existenzsphäre angehört, verwenden und zu einem beseelten Ganzen steigern. Es steht dann nur zur Entscheidung, ob das so

geborene Leben Seele von der Seele des Materials ist oder vielmehr aus der im Grunde dem Material gleichgültigen, besser gesagt: ihm nur durch das Allmenschliche verbundenen Seelenquelle entspringt. Ich gebe zu, daß hier in Grenzfällen (d. h. gerade bei sehr starken Menschen, leidenschaftlichen großlinigen Lebensführungen und äußersten Kunstwerken) die Unterscheidung schwer fällt. – Verdis „Aida" etwa! Ist hier nicht aus dem wie in alle Poren dieser Musik, in Rhythmen und Tonfolge eingesogenen Afrikanismen, aus Nilglanz und monotoner Fellachenschalmei ein Werk entstanden, das im vollsten Sinne als „echt" anzusehen ist? Hat nicht das Genie des Schöpfers alle verborgenen Seelenkräfte, die im Material der wesensfremden Kultur schlummerten, aus ihrem Schlafe auf und zu sich herübergerissen? – Und dennoch! Ich getraute mich nachzuweisen, daß selbst in einem solchen äußersten Fall der Beseelung wesensfremden Materials die Scheidewände undurchdrungen geblieben sind. „Aida" ist selbstverständlich nicht ägyptische, sondern italienische Nationaloper, italienisch in jedem Akkord, in jedem Molekül der Struktur, Invention, Empfindung. Man stelle sich nur etwa vor, wie ein Ägypter, vielleicht auf Grund desselben volkstümlichen Melodiematerials, eine ägyptische Nationaloper komponieren würde, – um wie viel fremdartiger, unzugänglicher, gleichsam lichtloser, – ja mit jener glanzlosen, keuschen und dabei gewissermaßen schrulligen Einfachheit, die ein ganz aus dem Volkstum gestiegenes Werk (etwa Janaceks slowakische Bauernoper „Jenufa") unfaßlich seltsam umwittert. – Das Genie holt sich natürlich seine Bausteine aus entlegenster Sphäre und es würde eine Verarmung der Welt bedeuten, klänge italienische Derbheit und Tonfülle nicht einmal auch in Berliozens facettierter Verfeinerung, alle diese Mönchs- und Serenaden- und Räuberromantik unendlich zart ziseliert, das französische Herz unter Paganinis italienischem Viola-Steg aufbebend. Aber für italienische Musik wird man natürlich „Harald en Italie" „Cellini" usw. nicht nehmen; ebensowenig Mahlers „Knaben Wunderhorn" für deutsche...

Sprache, Erziehung, Lektüre, Kultur, haben mich zum dankbaren Freunde des deutschen Volkes gemacht, nicht zum Deutschen ... Gegen diese Einsicht spricht nicht, daß sie sich erst allmählich, mit zunehmender Reife in mir entwickelt hat. Daß ich erst allmählich gelernt habe, das Übernommene und das Schöpferische in meiner Seele scheiden, darf ebenso wenig als „Abfall vom Deutschtum" angesehen werden, wie der Umstand, daß ich bescheiden-demütig nur „Freund" sein will und nicht „Volksangehöriger", – gar „Feindschaft gegen das Deutschtum" bedeutet. Solche und ähnliche Äußerungen, so absurd sie klingen, sind gegen mich gemacht worden.

Der logischen Richtigkeit meiner Stellung sicher, verhehle ich mir doch nicht, daß etwas anderes denkmäßige Konsequenz, etwas anderes politische Wirklichkeit bedeutet . . . Die Schwierigkeiten und Konflikte auf diesem Gebiete will ich nicht verkleinern. Sie herauszustellen ist ja gerade der Sinn meiner Überlegungen. . . . Logisch unanfechtbar ist es, sich nicht als Deutschen zu bekennen, wenn man sich nicht als Deutschen fühlt. Wie sieht es aber praktisch-politisch aus, welchen realen Effekt übt es etwa auf dem Boden einer heißumkämpften deutschen Minorität, wie es Prag, meine Heimatstadt, ist? Bedeutet es hier nicht wirklich eine Schwächung des Deutschtums? Wird der Zionismus nicht gerade aus diesem Grund von den Tschechen freundlich beurteilt, weil er durch Bekenntnis zur jüdischen Nationalität die Zahl der Deutschen in Prag und andern tschechischen Orten mit deutschsprechender Minorität verringert? Und kommt also hier nicht eine noch so ehrliche Erkenntnis „Von heute an weiß ich, daß ich nicht Deutscher bin," obwohl diese Erkenntnis nichts Willkürliches hat, obwohl sie nur einen faktischen Tatbestand ausdrückt, — kommt sie nicht trotzdem in ihrer Wirkung einem „Abfall vom Deutschtum" gleich? Schädigt sie nicht das Deutschtum? Widerspricht sie nicht der Dankbarkeit, die ich meiner deutschen Erziehung schulde? Liegt nicht am Ende die Gefahr vor, daß man das Deutschtum gerade an seinen bedrohten Punkten im Stiche läßt, d. h. dort, wo es Opfer und Mut verlangt, sich zum Deutschtum zu bekennen, während man gleichzeitig anderwärts, dort, wo es einen gleichsam nichts kostet, von der Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis profitiert? Führt eine solche Auffassung des jüdischen Nationalismus nicht nahe an eine Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsmoral, und dies (was das Ärgste ist) unter dem heuchlerischen Schein einer besonderen Ehrlichkeit?

Buber hat solche und ähnliche Bedenken durch die Formel „Primat des Judentums" bannen wollen. Mir reicht diese Formel nicht aus. Sie sagt zu wenig. Sie mag für Deutschland langen, wo der Jude einem einzigen Volke gegenübersteht. Im zweisprachigen Gebiet bedarf es eingehenderer Untersuchung. (In Böhmen gewiß. — Auch in Ostgalizien? — Ich weiß es nicht.)

Ich gestehe, daß ich lange Zeit die Schwierigkeiten meiner moralischen Stellung unterschätzt habe. Ich lebte im glücklichen Traum meines gefundenen Judentums. Doch wenn es nun Ernst wird? — Die Schwierigkeiten rächten sich dafür, daß ich sie vernachlässigt hatte, und brachen plötzlich in unübersehbarer Fülle hervor. Medusenhäupter . . . Ich will den Weg angeben, auf dem ich mich langsam aus meiner Erstarrung losgemacht zu haben glaube.

Ich begann zwei Begriffe zu scheiden: politische Stellung und sprach-

liches Bedürfnis. — Was zunächst den zweiten Punkt anlangt: Ich bejahe mein sprachliches Bedürfnis als deutschsprechender Jude. Ich werde nie anders als deutsch denken, schreiben, reden können; zumindest in der Diaspora niemals. Mein sprachliches Bedürfnis verlangt also, daß, um das für mich praktisch wichtigste Beispiel zu nennen, in Prag gewisse deutsche Institutionen erhalten bleiben, Vereine mit deutscher Geschäftssprache, deutsche Vorlesungen und Vorträge, deutsches Theater, deutsche Presse, deutsche Schulen u. s. f. Dieses Bedürfnis hat sich dadurch, daß ich mich zum nationalen Judentum bekenne, nicht im mindesten geändert. Allerdings habe ich nur an der deutschen Sprachlichkeit dieser Institutionen Interesse, nicht an ihrer deutschen Politik, sofern ich diese Politik nicht aus andern Gesichtspunkten hervor billige (z. B. aus allgemein-menschlichen Gerechtigkeitserwägungen oder wegen des notwendigen Zusammenhangs mit der Deutschsprachlichkeit). Nicht etwa bloße Bequemlichkeit veranlaßt mich zu diesem Festhalten an der deutschen Sprache, sondern absolute Notwendigkeit: denn mein Denken, mein Sprachgefühl und alles Verwandte ist unübersetzbar deutsch. Auf die deutsche Sprache verzichten, hieße für mich, meine Persönlichkeit um ein lebenswichtiges Organ reduzieren, — tödliche Amputation. Aus diesem Verwachsensein mit der deutschen Sprache und daraus, daß ich fast alles sprachlich Erlebte deutsch erlebt habe, erwächst meine Kulturverwandtschaft mit dem Deutschtum, zärtliche Liebe zu vielen seiner Erscheinungsformen (es schiene mir vermessen, sie aufzählen zu wollen). Diese Liebe hindert mich aber nicht, andere Erscheinungsformen desselben Deutschtums als mir durchaus fremd zu empfinden, so etwa die immer (bis tief in Novalis hinein) wiederkehrende „Poesie des Krieges", „historische" Weltansicht usw. Was macht den Deutschen? Daß er die Fäden zwischen den ihm sympathischen und unsympathischen Seiten des Deutschtums als notwendige Zusammenhänge fühlt, daß der Bruch, wenn er hier einen Bruch konstatiert, durch seine eigene Seele geht . . . Ich komme von außen. Was ich an deutschen Werten liebe, nehme ich in mich auf. Was mir an ihnen mißfällt, ist mir nicht nur unsympathisch, sondern — fremd. Ich kann mich vielleicht noch mit äußerster Anstrengung und Bereitwilligkeit dazu zwingen, die geheimnisvoll hin- und herlaufenden Fäden zwischen dem Geliebten und Fremden innerhalb des Deutschtums zu sehen, vielleicht sogar sie als notwendig einzusehen. Sie fühlen, sie in meiner eigenen Seele fühlen, eine Bruchstelle dieser Verbindung als eigene Bruchstelle fühlen: das kann ich niemals, das ist nicht meine Sache.

Meinem sprachlichen Bedürfnis entspricht (beispielsweise) eine deutsche Zeitung in Prag. Daß diese Zeitung aber den Standpunkt der deut-

schen Hegemonie in Österreich vertrete, liegt nicht mehr in meinem Interesse. Im Gegenteil: eine gerechte Föderationsregierung autonomer Völker in Österreich-Ungarn wäre mir als politisches Ziel erwünscht. Ist dieses Ziel vom deutschen Standpunkt aus unannehmbar? Wenn man ewigen Krieg will, dann allerdings. Es gibt aber auch deutsche Politiker, zum Beispiel Renner, Lodgman, Redlich, einen großen Teil der reichsdeutschen Presse, die das Hegemoniestreben der deutschen Minorität in Zisleithanien und die noch schlimmere magyarische Hegemonie in Transleithanien ablehnen, die für wirkliche Völkerautonomie in Österreich-Ungarn eintreten... Dies ein Standpunkt, auf dem gerechte deutsche, tschechische und jüdische Politik einander begegnen könnten. Professor Samassa befürchtet freilich, daß ein föderalisiertes Österreich vom Deutschtum, mithin auch von Deutschland abrücken müßte, er spielt, wie es jetzt so beliebt ist, die Fragen der inneren Politik auf das Gebiet der äußeren Politik hinüber, um ihre gerechte Lösung auf diese Art als noch aussichtsloser hinzustellen und die gepanzerte Faust allein entscheiden zu lassen. Aber dieser Einwand straft sich selbst. Kann es denn einen Einwand dagegen geben, daß ein Reich die Politik seiner Bevölkerungsmajorität mache? Das Problem liegt eben so: Wie kann Deutschland mit der slawischen Majorität Österreichs ins Einvernehmen gelangen? Wer das Problem in die Frage verzerrt: Wie zwingt man die slawische Majorität Österreichs, jede beliebige Politik Deutschlands mitzumachen, — propagiert bewußt oder unbewußt den Dauerkrieg, das Vorrecht der Macht vor dem Recht... Die ethische Unhaltbarkeit oder Haltbarkeit einer solchen Ansicht bleibe hier undiskutiert. Nur das eine sei ein für allemal gegen das „Argument der Macht" vorgebracht: wenn die Macht entscheiden soll, wozu dann überhaupt noch argumentieren? Nur um zu frozzeln? Man erkläre in diesem Falle endlich, daß Argumente keine Rolle spielen, aber man höre auf, uns mit Scheingründen zu langweilen. Wozu mutet man uns zu, uns durch Argumente, die gar keine sind und keine zu sein brauchen, düpieren zu lassen? Heute hallt die Welt von scheindebattierenden Machthabern, deren ärgste Arroganz ich nicht darin sehe, daß sie auf dem Machtstandpunkte stehen, sondern darin, daß sie so tun, als glaubten sie, daß wir, das dumme Publikum, ihre nicht ernstlich geführten Debatten ernst nehmen. Sie glauben es ja nicht, aber sie tun so, als glaubten sie es, und glauben, daß wir es ihnen glauben. Das heißt aber denn doch, die berechtigten Ansprüche, die man an die Dummheit des Publikums stellen kann, zu hoch treiben...

So bin ich vom sprachlichen Bedürfnis ausgegangen und unvermerkt in die politische Fixierung hineingeraten. Und tatsächlich hängen diese beiden Begriffe in ihren lebendigen Wirkungen eng zusammen. Gegen

die Seite des Deutschtums hin gilt es mir als nationalem Juden, trotz des uneingeschränkten sprachlichen Bedürfnisses, mein Recht auf Kritik der deutschen Verhältnisse aufrechtzuhalten. Ich freue mich, wenn ich auf diesem Wege mit wahrhaft deutschen Männern zusammentreffe, die denselben kritischen Bedenken laut Ausdruck geben. Namentlich danke ich dem Schicksal für das Glück, daß es mir in meinem Hochschullehrer Professor Alfred Weber (später in Heidelberg) den Typus jenes wesenhaft freimütigen Deutschen zugeführt hat, der demokratische Gesinnung in der Politik mit aristokratischer Haltung in Dingen der Kultur auf das innigste vereinigt, — einen Typus, der in Deutschböhmen leider nicht zu wachsen scheint ... Ich freue mich jeder deutschen Zustimmung zu meiner Auffassung von dem gerechten Weg, den deutsche Politik zu gehen hätte. Durch solche Zustimmung kontrolliere ich mich auf dem schwierigen Gebiet, fühle mich bestätigt. Doch auch ohne diese Bestätigung, und wenn kein einziger Deutscher das für richtig hielte, was ich als Fremder für allein würdig deutschen Geistes ansehen muß, — auch dann müßte ich, zwar mit Herzklopfen, aber unerschütterlich, an meinem Gefühl festhalten, wiewohl ich keine andere Legitimation habe, als irgendein ganz unbeteiligter Zuschauer, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich dabei passiv aufs höchste beteiligt bin. Aus meiner sprachlichen Nähe leite ich kein besonderes Recht ab, die deutsche Politik beurteilen zu können. Daß die Folgen deutscher Politik mich mitbetreffen, gibt mir gleichfalls keinen Anspruch. Das ist Golusschicksal. Ich will als Jude autonom sein, sei es im kleinsten Kreis; damit habe ich aber mein Recht auf Mitbestimmung des deutschen Schicksals verwirkt. Dieses habe ich einfach zu erleiden. Als Mensch aber, als außenstehender Jude und mit Betonung dessen, daß ich außerhalb stehe, darf ich meine Stimme erheben, mein Urteil fällen, es wird als Urteil eines unbestechlichen Freundes nicht wertlos sein ... Somit wäre auch der Dankbarkeitspflicht genügt, so weit einer ins Geistige, also Unermeßliche reichenden Pflicht überhaupt genügt werden kann. Wo aber diese Dankespflicht mit dem Gefühl der Gerechtigkeit, des Allgemein-Menschlichen kollidiert, dort könnte ich sie nicht anerkennen. Und indem ich eine solche Konstellation ins Auge fasse und meine Stellung von vornherein öffentlich ankündige, glaube ich auch dem Vorwurfe einer Opportunitätspolitik zu entgehen, die vom Deutschtum profitierte — unter Vorspiegelung von Gegenleistungen, die dann im Ernstfall nicht eingelöst würden.

Deutsch innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit: das also wäre die Formel ... Hier erhebt sich freilich der naheliegende Einwurf, daß ich ja innerhalb der Gerechtigkeitsgrenzen die Ansprüche jedes Volkes, auch des französischen, auch des madagassischen anerkennen müßte. Wo bliebe da der Vorrang, den ich dem Deutschtum einzuräumen beabsichtigte?

Wo bliebe da die besondere Förderung oder Wahrung des deutschen Besitzstandes? Ich antwortete (und wer mich richtig versteht, kann darin nichts Anmaßliches finden): Ich selbst mit meinem deutschen Sprachbedürfnis, also mit einem Teil meiner Person bin deutscher Besitzstand. In das ungeheure, in wilder Bewegung begriffene Brettspiel der Gerechtigkeit füge ich mein deutsches Sprachbedürfnis als winziges Steinchen ein und schaffe damit für meine Person einen zumindest numerischen Vorteil des Deutschtums, indem ich für mein Bedürfnis meine Stimme erhebe und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Anfeindungen auf mich nehme. Unterschlüge ich die Geltendmachung meines Bedürfnisses, die ich nicht nur mir, sondern auch dem Deutschtum schulde, dann dürfte man mich einer Verletzung der Dankbarkeitspflicht anklagen. Ich bin aber durchaus gewillt, die Konsequenzen aus der vorhin umschriebenen Zugehörigkeit zum deutschen Sprachgeist zu ziehen. Ich lösche mich nicht aus. Ich werfe meinen Stein nicht vom Brettspiel hinunter. Mehr geben als mich selbst, — das kann ich nicht. Gefühle heucheln, die ich nicht habe, — dazu kann mich keine Dankbarkeit verleiten. Es wäre unreinlich.

Freund des tschechischen Volkes, doch im Wesentlichen ihm kulturfremd. — Ich sagte schon, daß hier Modifikationen nötig sind. Tatsächlich fühle ich auch eine gewisse Kulturverwandtschaft mit den Tschechen, die freilich des sehr wesentlichen sprachlichen Zusammenhanges entbehrt. Es kann aber nicht gleichgültig lassen, daß ich in der Mitte dieses Volkes aufgewachsen bin und lebe, ja daß es im Grunde das einzige Volk ist, dessen Volkstum ich erlebt habe. Fast alle schlichten Menschen, mit denen ich zusammengetroffen bin, waren Tschechen. (Erst in den letzten Jahren habe ich auch mit den ostjüdischen Massen Berührung gefunden. Deutschen Bauern, Arbeitern, und dergleichen hat mich das Leben nur ganz selten begegnen lassen.) Was ich von Massenwirkungen, von den rührenden oder brutalen Schwingungen der Volksseele, von volkstümlichem Brauch, Aberglauben, Instinkt, Witz, Sprichwort, von Volkslied und Bänkel, von der Volkssprache mit ihrer treffenden Derbheit und unerreichbaren Weichheit usw. aus eigenem Erleben weiß, was ich sozusagen vor meinen eigenen Augen habe aufwachsen sehen, — das habe ich an tschechischen Menschen und in tschechischer Landschaft erlebt. Ich habe versucht, in einigen meiner Bücher („Ein tschechisches Dienstmädchen" „Weiberwirtschaft" u. a.) von diesen tiefen Erschütterungen Zeugnis abzulegen. Es scheint mir, daß auch meine besondere Liebe zur tschechischen Musik darauf beruht, daß ich mit der Landschaft und mit den Menschen, denen diese Urklänge entspringen, vertraut bin.

Diese Kulturverwandtschaft kann freilich nicht so leicht mit Bluts-

verwandtschaft verwechselt werden, wie es mit meiner deutschen Kulturverwandtschaft der Fall ist. Obwohl die Gefahr eigentlich hier a priori ebenso nahe liegt, wie dort. – Und bei Juden mit tschechischer Umgangssprache realisiert sie sich denn auch, ja bei ihnen mit doppelter Kraft, da für sie die beiden Kulturfaktoren, Sprache und Erleben des Volkshaften, die ich auf Deutsche und Tschechen zu verteilen habe, in eins zusammenfallen. So entsteht denn für sie selbst der ehrlich gefühlte Eindruck, daß sie ganze Tschechen seien, ein Eindruck, den sie in einzelnen bedeutsamen Fällen mit ergreifendem Ernst und bewußter Märtyrerschaft zu verteidigen wissen, so etwa Richard Weiner, Jude und tschechischer Schriftsteller, im „Narod" (13. Juni 1918). Besonders sympathisch berührt es, daß Weiner auf jede führende Rolle verzichtet, ja daß er sich in konsequenter Durchdenkung des Assimilationsprinzips eine freiwillige Klausur innerhalb des Wahlvolkes, ein Leben der Entbehrung auferlegt. Dies meiner Ansicht nach die einzig mögliche, anständige Folgerung aus der Assimilation, die in radikalster Ausführung zu völligem Abwarten, Verstummen, zur Selbstauslöschung führen muß. – Lästerlich wäre es, gegen solche Unbedingtheit (die ich gerade für das Tiefjüdischeste an Weiner halte) zu polemisieren. Nur ganz äußerlich und in Analogie zu eigenem Erleben kann ich andeuten, daß mir die Gründe, mit denen Weiner seine tschechische Substanzialität belegen will und deren subjektive Schlagkraft ich nicht anzweifle, objektiv nicht stichhaltig scheinen. Weiner sagt unter anderm: „Smetanas ‚Mein Vaterland' ist schöne Musik, aber auch Beethovens Fünfte und Neunte sind es, ohne daß ich bei ihrem Anhören etwas wie mütterliche Umarmung fühle. Die fühle ich, wenn ich Smetana höre." – Ich verrate hier dem Tschechen Weiner, daß auch mich Juden Smetanas Symphonienkreis viel tiefer und heimatlicher anrührt als sehr vieles von Beethoven. Aber ich bin natürlich weit davon entfernt, diese tiefere Wirkung durch tschechische Substanz in mir erklären zu wollen. Genügt es nicht, daß in diesen erhabenen reinen Harmonien Smetanas das Milieu, in dem ich lebe, das ich täglich erfahre und verarbeite, für alle Ewigkeit emporgehoben und verklärt ist? Wozu die mystische Tiefe des eigenen Volkstums aufrufen, wo die (durchaus nicht unmystischen) Elemente des äußeren Erlebnisses, der Erfahrung hinreichen? – Die Volkstiefe spielt freilich auch beim Erlebnis der Smetanasymphonien eine Rolle. Es entsteht nämlich eine seltsame unwillkürliche Transposition ins Jüdische, die bei aller Wirksamkeit ganz unbewußt und unbemerkt bleiben kann. Das jüdische Volkstum, das ich realiter in mir habe, schwingt als Resonanz gleichsam überall mit, wo Sehnsucht, heroische Größe, goldene Zeit und Zukunft irgendeines Volkes ins Blickfeld tritt. Und schwingt desto stärker, desto mehr „mütterliche Um-

armung" mit, je genauer ich dieses fremde Volk mit seiner Geschichte, seiner heutigen Lage, seiner Eigenart und Landschaft kenne. Und da sollte es bei dem geradezu an die Lungen fahrenden Waldesrauschen in Smetanas „Böhmischen Hainen" nicht in sanfte Raserei geraten? Haben diese Haine nicht ohnedies alles, was ich der Natur an Andacht hinzugeben hatte, auf ihren Opferaltären empfangen?

Ich gebe zu, daß solche und ähnliche Gefühle, die bei mir durch Sprachfremdheit isoliert sind, einem tschechischsprechenden Juden die Suggestion der Kultureinheit vermitteln können. Analog einem Juden im einsprachig deutschen Kulturgebiet die Illusion der Zugehörigkeit zum Deutschtum, mit dem ihn Sprache und volkstümliche Erfahrung verbinden. Doch in meinem Sinn ist auch diese doppelt fundierte Gemeinschaft von Blutsverwandtschaft weit entfernt. Das Argument Weiners, daß Abkömmlinge aus deutschen Häusern wie Rieger, Fügner usw. prominente Tschechen geworden sind, spricht (Richtigkeit der Fakten vorausgesetzt) natürlich nur für die rassenhafte Verwandtschaft oder vielleicht beiderseitige Rassenunbestimmtheit der Deutschen und Tschechen, beweist aber für das rassenmäßig so fest umschriebene, seit Jahrtausenden unvermischte Judentum nicht das Geringste.

Neben Kulturnähe und Kulturfremdheit in den dargestellten Grenzen wirkt bei meinem Verhältnis zu den Tschechen der politische Faktor mit. Die Tschechen sind wie die Juden ein kleines Volk, das nach Autonomie strebt. Das ergibt Berührungspunkte, mögen die Ziele im einzelnen noch so verschieden sein. Wie ich mir aber den Deutschen gegenüber trotz gemeinsamer Sprachlichkeit eine freie Kritik des Politischen wahren muß, so umgekehrt den Tschechen gegenüber bei gewissen Analogien und Gleichrichtungen im Politischen die sehr unbefangene Selbständigkeit in der Sprachenfrage. Sprachlich bin ich Deutscher und es muß den Tschechen genügen, daß ich mich politisch von gewissen deutschen Forderungen absondere, die an sich, das heißt vom deutschen Standpunkt gesehen, durchaus billig sind, jedoch mir im Wesen fremd bleiben. So ist es zum Beispiel eine an sich gerechtfertigte Stellungnahme der Deutschen oder doch ihrer Majorität, daß sie die äußere Politik Österreichs in einem Sinne beeinflussen, der deutschen Charaktereigentümlichkeiten entspricht, etwa im Sinne der traditionellen Ordnung und Ordnungsliebe, von sozialer Neuregelung wegsteuernd. Zu meinem sprachlichen Dasein steht dieses undemokratische Ideal des Historismus in keiner Beziehung. Ich habe keinen Zugang zu ihm, meine Substanz bleibt völlig unbeteiligt... Sobald aber die sprachliche Existenz des Deutschtums in Böhmen, in Prag angetastet wird, bin ich in ganz anderer Weise mitbetroffen. Um deutscher Straßentafeln willen werde ich mich allerdings nicht erhitzen.

Man kann von jedem Deutschen in Prag so viel Elementarkenntnisse der anderen Sprache verlangen, daß er die tschechischen Gassennamen kennt. Nun gibt es aber viele, sehr viele Tschechen, die sogar das laute Deutschsprechen auf der Gasse als „Provokation" empfinden. Gassennamen sind kein Ausdruck des Geistigen, das Gespräch ist es manchmal. Deshalb rückt öffentliches Sprechen in den Rang eines Minoritätsrechts auf und es darf niemandem aus nationalem Fanatismus gestattet sein, den sprachlichen Ausdruck einer fremden Geistigkeit zu unterbinden. Selbst bei Begründung durch Reziprozität, die immer wohlfeil zu haben ist, bleibt es unwürdig. — In allen solchen und ähnlichen Fragen muß ich also, ohne in Kleinlichkeiten hinabzusteigen, dem kleinlichen Radikalismus einer unter den Tschechen sehr einflußreichen Partei entgegentreten. Diese Partei (ihr deutsches Gegenstück ist natürlich vorhanden) scheint mir manchmal von dem Wahn besessen, als gäbe es irgendwo in der Luft unsichtbare Zählmaschinen, die jedes in Prag gesprochene deutsche oder tschechische Wort in besondere Rubriken registrieren, von dem Ausfall dieser Zählung hänge dann die sogenannte „Reinheit des tschechischen Charakters der Stadt" ab. Als ob es tatsächlich darauf ankäme, was geredet wird, und nicht auf das, was gilt und Geltung behält. Oder wird vielleicht von noch geheimnisvolleren Maschinen jedes Wort aufgefangen, kondensiert und in Form einer kleinen Mumie irgendwo aufbewahrt, gibt es ungeheure Wort-Lagerhallen für ewige Zeiten? Wenn es so ist, dann wäre es vielleicht ein teuflischer Plan der Minorität, recht viel und recht rasch zu sprechen, und auf diese Art könnte sich schließlich Prag bei einer der nächsten Lagerhauskontrollen zu allgemeiner Überraschung als deutsche Stadt entpuppen, so wie umgekehrt (laut „Bohemia") durch Aufführung einer tschechischen Oper Wien in Gefahr kommt, als tschechische Stadt beansprucht zu werden.

Nicht minder als sie der Leser empfindet, ist mir während des Schreibens die peinliche Kompliziertheit meiner Situation bewußt geworden. Fast könnte man an der Lebensfähigkeit eines in so viele Fächer eingeteilten Nationalgefühls zweifeln. Doch glücklicherweise sind im Leben diese Herzkammern kommunizierend, die Übergänge minder gewaltsam, die Nuancen verfließender als in der harten Reflexion, deren ich mich bedienen mußte, um zu zeigen, wie es ist. Wie es ist, — nicht etwa: wie es sein sollte. Aus der qualvollen Deskriptive des Seienden, allzu Mannigfachen entspringt vielmehr die allerernsteste Forderung, sich zu einem einheitlichen Sein zu bilden. Diese Forderung ist für mich: der Zionismus.

Alles Voranstehende läßt sich überdies in folgende Maximen zusammendrängen und erscheint dann vielleicht minder widerspruchsvoll: Innerhalb

der Grenzen der Gerechtigkeit erkenne ich die Bedürfnisse jedes Volkes an (Gerechtigkeitspflicht). Mich selbst, der ich nicht müßiger Zuschauer bin, ordne ich nach meinen realen Bedürfnissen unter diese Völker ein (Wahrheitspflicht). So erkenne ich mich als wesentlich jüdischen Menschen, dessen Bedürfnisse aber bis zu einem gewissen Grade auch an der deutschen, in geringerem Maße an der tschechischen Sphäre teilhaben.

Bleibt mithin die Frage offen: ob die Beziehungen der Völker zueinander einer „Regelung nach Gerechtigkeit" fähig sind, oder ob sie ihr von Natur aus und für immer widerstreiten, indem einfach schon die vitalsten Interessen der Nationen einander kreuzen und eine die andere fressen muß, um nicht gefressen zu werden. Im letzteren Falle gäbe es dann nur zwei Möglichkeiten: völligen Verzicht auf die Nationalität (der Standpunkt der Pfemfertschen „Aktion", mancher Christen usw.) oder ewigen Krieg.

Ich bin Nationalist, ohne die Notwendigkeit immer wiederkehrender Kriege zuzugeben. Allerdings ist mein Nationalbegriff ein gründlich anderer als der heute selbst bei sogenannten gemäßigten Nationalisten herrschende National-Imperialismus. Mein Nationalismus faßt die Möglichkeit, ja die Pflicht freiwilligen Opfers nationaler Interessen zugunsten der Menschheit in sich, während nach heutiger Ansicht nur der völlig Besiegte verzichten mag und darf. Der Nationalegoismus gilt heute noch als Selbstverständlichkeit, mehr noch: als Sittlichkeit. Wir leben eben im primitiven Stadium des Nationalismus. — Im Jahrbuch „Das Ziel" (1916) habe ich ausgeführt, daß nur auf die physischen Minimalbedingungen ihrer geistigen Höchstleistungen jede Nation ein unveräußerliches Anrecht hat. Zu diesen Minimalbedingungen gehört fraglos ein autonomes Kulturzentrum. Autonomie über das ganze Gebiet, in dem das betreffende Volk die Majorität besitzt, ist ein schöner angenehmer Zustand. Ein Kriegsgrund? Nein. Es genügt, daß ein Volk irgendwo auf der ganzen Welt ein nicht zwerghaftes, autonomes Zentralgebiet in autonomer Verwaltung hat. Auf diesem Gebiet strebe es seinen kulturellen Gipfeln entgegen. Es ist eine lächerliche Verirrung, und nur durch die heute herrschende Vermengung des Machtstandpunktes (und seiner sehr materiellen, opulenten, nie ersättlichen Postulate) mit dem Kulturstandpunkt erklärlich, daß man die geringste Volksparzelle, jedes Randgebiet als unentbehrlich für die geistige Wohlfahrt und Höchstleistung eines Volkes anspricht. Für die italienische Kultur ist es höchst gleichgültig, ob die paar hunderttausend Italiener in Trient und Triest zu Italien oder zu Österreich gehören. Man meint Macht und sagt Kultur, man meint wirtschaftliche Expansion und sagt geistige Befreiung der Volksgenossen. (Analog steht es mit dem Baltenland.) — Die neue Staatsmoral wird verlangen, daß ein Volk, sobald es ein für seine gei-

stige Kultur ausreichendes, autonomes Zentralgebiet besitzt, die Kraft aufbringt, auf Erweiterung dieses Gebietes durch Angliederung kleiner Randstreifen, in denen es die Majorität hat, zu verzichten. Die Umsiedlung der Einwohner solcher Randstreifen und jener Auslands-Volksgenossen, die sich nicht mit Minoritätsrechten zufrieden geben wollen (Minoritätsschutz muß natürlich überall strengstens durchgeführt werden), die Umschichtung von Sprachinseln, hat an Stelle von Kriegen zu treten. Utopisch, daß ganze Dörfer und Städte mit ihrer beweglichen Habe auswandern? — Aber haben wir es denn nicht erlebt? In Galizien, Ostpreußen, in Nordfrankreich, Görz, Palästina usw. Überall, wo der Feind einbrach, überall, wo „Kriegsraison" es vorschrieb! — Aber es ist eben das Merkwürdige, daß großartige Mühseligkeiten, wie zum Beispiel Evakuierungen, nur im Kriege, da sogar mit verhältnismäßiger Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit ertragen werden, niemals aber, um Kriege zu verhüten. In diesem Fall ist plötzlich eine auch nur geringfügige Veränderung als „unorganisch", als „Umsturz" verpönt. Wann wird man endlich aufhören, den Krieg als das einzig Heroische zu empfinden und im Friedenstiften, in feuriger Gerechtigkeitssehnsucht nur eine geistlose, waschlappige, mechanistische Flucht vor der Wirklichkeit zu sehen? Gerechtigkeit ist ein Wagnis, Friedenstiften und Friedenhalten sind atemraubend schwierige Unternehmungen, Spiel auf Leben und Tod, — der Krieg dagegen s eint mir öd, langweilig und nebst seiner Grauenhaftigkeit auch noch von alltäglicher, gemeiner, bloß-geschickter Physiognomie. Nichts wäre nötiger, als die Färbung der Begriffe „Krieg" und „Frieden" in dieser Weise richtigzustellen. Dann würde auch der Mißbrauch unter den Völkern aufhören, Räuberinstinkte als ehrenhaft, als heilig, ja als sittliche Pflicht zur Schau zu tragen.

Es steht heute in der Tat so, daß jedes Volk dadurch, daß es ein Bedürfnis empfindet, ein Anrecht auf die Befriedigung dieses Bedürfnisses zu haben glaubt. Man braucht nur nachzuweisen, daß der eigene Handel, die eigene Industrie durch den Besitz dieses Hafens, jenes Kohlenbeckens gefördert würden, und man hat damit schon sein Recht auf diese Objekte erwiesen. Mit aller Schärfe muß diesem heutigen Nationalismus, der den Kultur- und Geisteswert des Volkstums zu kapitalistischer Pleonexie vergewaltigt, ein neuer Nationalismus entgegengesetzt werden. Und wenn sich die Völker Europas nicht anschicken, diesen neuen Nationalbegriff zu verwirklichen, wenn sie entweder „zu viel" oder „zu wenig" tun zu müssen glauben, entweder imperialistisch ausschweifen oder in kosmopolitisch-christlicher Eintönigkeit die geistige Mannigfaltigkeit der nationalgegliederten Menschheitsklänge abschleifen (als ob es zu wünschen wäre, daß es zum Beispiel nur eine Sprache gebe, oder nur eine allgemeine Musik, statt tschechischer, spanischer ... Nationalmusik), — dann

ist es eben Sache der jüdischen Nation, durch ihr Beispiel zu zeigen, wie man sich als Volk, als staatliche Gemeinschaft konsolidieren und dabei doch den Nationalbegriff abbauen kann. Denn das ist das Wesentlichste: der Nationalbegriff muß abgebaut werden, indem die Idee des Verzichtes auf alles, was dem Volk als geistigem Wesen nicht lebensnotwendig ist, in das allgemeine Bewußtsein tritt. Die Krämer müssen aus dem Tempel des Nationalgeistes gejagt werden. Es darf nicht mehr höchste Staatsklugheit heißen, alle erreichbaren Vorteile zu erlangen und nichts herzugeben, wozu man nicht gezwungen ist. — In der Privatsphäre, von Einzelmensch zu Einzelmensch, ist es längst (wenigstens theoretisch) anerkannt, daß man sich nicht dadurch, daß man alles nimmt, was einem nützlich wäre, als sittlicher Mensch erweist. Wie weit stehen wir in der Staatensphäre? „Vossische Zeitung" vom 21. Juli 1918. Freiherr Arnold Senfft von Pilsach, Landeshauptmann der Provinz Westpreußen, Führer der Vaterlandspartei, äußert im kraftvollsten Bewußtsein seiner Sittlichkeit: „Die Tugend der Entsagung darf in der Politik nur in seltenen Ausnahmefällen geübt werden. In der Regel hört sie auf, Tugend zu sein, weil die entsagenden Staatslenker nicht auf eigene, sondern auf Kosten der Völker nachgeben." — Genau das ist es, was ich bekämpfe. Mein Axiom lautet gerade umgekehrt: „Politik der Nichtentsagung darf nur in seltenen Ausnahmefällen geübt werden, nämlich nur dann, wenn offenbar wird, daß Entsagung die geistige Gesundheit, die sittliche Entwicklung eines Volkes in der Wurzel schädigen würde."

Die nächste Stufe der Staatenmoral wäre es also: diesen Grundsatz der fast unbedingten Verzichtpolitik als einzig sittlichen Grundsatz zur theoretischen Anerkennung bringen.

Von dieser Stufe sind wir noch unendlich weit entfernt. Daß selbst dann, wenn die theoretische Anerkennung erreicht ist, für die praktische Durchführung des Grundsatzes einer sittlichen (Verzicht-) Politik nichts oder fast gar nichts geschehen ist, weiß ich sehr wohl. Praktische Durchführung, ehrliche Verwirklichung kann nur aus Liebe kommen. L'Amor che muove il sole e l'altre stelle, das ist Gott, — der Gott Dantes, der Gott des 51. Psalms, in dem Schaffung eines reinen Herzens erfleht wird und „Bringe in mich einen neuen gewissen Geist."

Filomenas Seereise

Novelle von Paul Zifferer

In Livorno lebte ein Kaufmann, Pietro Ruggieri mit Namen, der, reich an Gütern, doch vor der Zeit gealtert, in allen Geschäften wohl erfahren, doch zaghaft in Liebesdingen, sich mit der schönen Pisanerin Filomena vermählte, in deren jugendlicher Nähe er neuen Frohsinn zu finden hoffte, während sich Filomena mehr von seinem Gelde als von seinem greisenhaften Körper Lust und Ergötzen versprach. Doch wie es nun einmal zu gehen pflegt, sahen sich beide Teile gleichermaßen betrogen, denn Filomena, die bis dahin vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihre heiteren Lieder gezwitschert hatte, wußte nicht einen Endreim mehr, seit sie in dem strengen Hause Pietros wohnte, und wenn Pietro auf jede Weise bemüht war, sich in die Neigung Filomenas zu setzen und ihr Gutes zu erweisen, es auch an Gürteln, Spangen und anderen derlei Kostbarkeiten nicht fehlen ließ, wie sie das Herz der Damen erfreuen, so bereitete er seiner Gattin doch viel Verdruß durch ein gar eifersüchtiges Wesen, indem er mit aller Vorsicht darauf bedacht schien, daß sich Filomena nicht anderswo hole, was er selbst ihr zu geben außerstande war.

So kam es, daß Filomena, während der alte Pietro seinen Geschäften nachging, in der Abgeschiedenheit des Hauses, wie in einem Kerker, voll bitterer Gedanken ihr trauriges Los beklagte und reichlich ihre Tränen fließen ließ. Am liebsten saß sie an einem Fenster, das aufs Meer hinausging und von wo aus sie die vielen Schiffe beobachten konnte, die Tag um Tag aus fernen Ländern kamen und nach fernen Ländern gingen, vollbepackt mit den Waren des reichen Kaufmannes Pietro Ruggieri, ihres Ehegemahls. Da erwachte mächtig in ihrem Herzen die Sehnsucht, von einem dieser Schiffe mitgenommen zu werden und nicht ewig als wertloses Gut in kränkender Langeweile zurückzubleiben. Aber Pietro mochte von einer Seereise nichts hören. Mit weinerlicher Stimme bat er Filomena, sich doch damit zu begnügen, seine Waren immerdar auf der Reise zu wissen; gerade die Bewegtheit der Schiffe, ihr unstetes Kommen und Gehen, lasse ihm selbst die Ruhe und Beständigkeit des eigenen Hauswesens doppelt anziehend und wertvoll erscheinen. In seinem ganzen Leben habe er sich niemals weiter von seiner Vaterstadt entfernt, als bis nach Pisa, von wo er Filomena heimgeführt. Der Gedanke, die behagliche Sicherheit des festen Landes mit der schwankenden Ungewißheit einer Galeere zu vertauschen, erfülle ihn mit Abscheu, sonderlich, wenn er die Gefahren erwäge, die bei derlei Reisen durch Seeräuber

drohten. Sei doch erst kürzlich ein stattliches Schiff Messer Gabriottos von dem Piratenvolk, das jetzt frecher denn je sein Unwesen treibe, angesichts des Hafens selbst zum Kentern gebracht worden, gar nicht zu reden von den Gefahren durch Klippe und Wind oder böse Krankheiten.

Aber Filomena hörte nach Frauenart nicht auf, von der Seereise zu sprechen, und wußte es mit Schmeicheln und Bitten so einzurichten, daß sich Pietro an den Gedanken, wenngleich er ihm von Herzen widrig war, allmählich gewöhnte, zumal es ihm schwer ankam, seiner Gattin einen Wunsch zu versagen. Und schließlich sah sich Filomena in ihrem Vorhaben durch zwei unerwartete Ereignisse unterstützt, die ihr in die Hand spielten, denn es ist nun einmal so, daß die Absichten der Frauen, je törichter sie sind, um so willigere Helfer finden; auch im blinden Zufall. Es geschah also, daß eine tödliche Seuche in Livorno ausbrach, die es ratsam erscheinen ließ, so schnell es nur immer anging, aus der Stadt zu flüchten, und zweitens gefiel es Messer Gabriotto seit einiger Zeit, vor dem Fenster Filomenas am Strande zu lustwandeln. Diese beiden Gefährdungen hatten in ihrem Zusammenwirken die Folge, daß Pietro nun selbst angsterfüllt ans Reisen dachte, auch schleunigst eine Galeasse ausrüsten ließ und den Stockmeister antrieb, der im Namen des Hohen Rates die Ruderknechte an die Schiffsherren gab. Indessen machte er nach Kaufmannsart seinen Überschlag, belud das Schiff mit mancherlei Waren, die er in Zypern vorteilhaft loszuschlagen gedachte, stellte auch für die kostbarsten Güter bauchige Truhen bereit und war in kurzer Zeit so weit gelangt, daß er in See stechen konnte.

Frohen Sinnes betrat Filomena das Schiff, das anmutig auf- und niederging, wie eine Schaukel, und fand alles willkommen, die Stapelplätze, wie die großen genuesischen Kauffahrer, die ihnen auf der Fahrt begegneten, und die türkischen Schiffe, die aus Konstantinopel kamen. Und wenn ihre Galeasse von Freibeutern gejagt wurde, flüchtete sie nicht mit Pietro in den befestigten hölzernen Turm auf dem Vorschiff, sondern ließ ihren Gatten sich dort allein mit seiner Angst einschließen und spähte furchtlos nach den Piraten, viel eher begierig dem kühnen Volke zu begegnen, als ihm zu entschlüpfen.

Doch unbehelligt traf die Galeasse in Zypern ein, und Pietro, der nun wieder den ganzen Tag damit beschäftigt blieb, die Waren, die er aus Livorno mitgebracht, in Geld zu verwandeln oder gegen andere Waren, wie Teppiche und Seidenzeug, Glas und feines Leder zu tauschen, sah sich außerstande, Filomena so zu bewachen, wie es ihm angezeigt schien, denn am liebsten hätte er sie gar nicht ans Land steigen lassen, sondern in dem hölzernen Turm auf dem Vorschiff eingeschlossen gehalten. Dazu aber wollte sich Filomena keineswegs verstehen, neugierig besah sie sich

die fremde Umgebung, tat sich in den Bazaren um, verwies die Händler mit der Bezahlung an Pietro und vergnügte sich so auf ihre Art, als unversehens ihr Gatte auf dem Ladeplatz niederstürzte, wie es schien, von einer nicht unbedenklichen Krankheit befallen und dies gerade am Tage vor der geplanten Abreise, als schon die riesenhaften Truhen, die er aus Livorno mitgebracht, mit neuen Schätzen angefüllt waren, bis auf die letzte und größte, die noch leer stand.

Der Kaufmann Pietro Ruggieri kam aber nicht mehr dazu, die vorteilhafte Ausrüstung seines Schiffes zu vollenden, denn seine Krankheit verschlimmerte sich trotz der sorgfältigen Betreuung, die ihm seine Gattin angedeihen ließ, und am dritten Tage starb er, nicht ohne Filomena über das Schiff und alle Güter, die er sonst besaß, als Herrin eingesetzt zu haben. Wohl gab er zu verstehen, daß es vielleicht verständiger gewesen wäre, wenn er nicht gegen alle Neigung seine Heimat verlassen hätte und nicht so, im Glauben, einer drohenden Gefahr zu entrinnen, in eine viel schlimmere geraten wäre; denn es sei ein übles Los, in fremdem Lande sein Leben zu beschließen. Doch schnell hielt seine zaghafte, immer besorgte Stimme inne, denn er wollte es vermeiden, Filomena zu kränken. Im letzten Augenblicke nur streckte er, eifersüchtig, wie er nun einmal war, seine dünnen Kinderarme nach ihr aus, als wollte er sie mit sich in den Tod nehmen. Aber er mußte allein sterben.

Und da ihm Filomena die Augen geschlossen und ihn züchtig, wie es die Sitte vorschreibt, beweint hatte, ließ sie seinen dürren ausgezehrten Körper einbalsamieren und in die große Truhe legen, die er für seine kostbarsten Waren ausersehen hatte und die nun zu seinem Sarge wurde. Die Männer, die mit solch trauriger Arbeit beschäftigt waren, konnten nicht genugsam erstaunen, wie wenig von dem reichen Kaufmann Pietro Ruggieri übrig blieb; er schien völlig in sich vertrocknet zu sein: „Uccellino“ sagten sie, indem sie an die kleinen armseligen Vögelchen dachten, deren Körper, reihenweise auf dünne Stäbe gespießt, zu Markt gebracht werden. Dumpf und leer hallte die Truhe, als man die Nägel ringsum ins Holz schlug. In feierlicher Ordnung wurde sie tief unten ins Schiff gebettet, denn Filomena hatte es sich zugeschworen, die sterblichen Überreste ihres Gatten der Heimaterde wiederzugeben. So bestieg sie traurig die Galeasse, auf der sie voll froher Hoffnung ihre Reise begonnen hatte; einsam, als Witwe, mit der Sargtruhe zu unterst im Schiff.

Aber allmählich siegte Filomenas Heiterkeit über alle finsteren Gedanken, denen sie sich hingab. Sie begann wieder Interesse am Leben zu gewinnen, und da sie von ihrem Turme aus nichts sah, als Himmel und Wasser, und auch kein Piratenschiff sich blicken ließ, begann sie zu wohltuender Zerstreuung auf der Galeasse so gründlich Umschau zu halten,

wie sie es sich längst vorgenommen und wie es Pietro niemals erlaubt hatte. Sie schritt neugierig den Gang zwischen den Ruderbänken entlang, auf denen die Knechte, angekettet, mit nacktem Oberkörper, das Antlitz gegen das Hinterschiff gekehrt, saßen. Da rief sie den einen oder den anderen an, fragte ihn nach Namen und Herkunft und welches Schicksal ihn auf die Ruderbank geführt, was zu mancherlei merkwürdigen Erzählungen Anlaß bot, die Filomenas Sinn von dem eigenen düsteren Erleben abzulenken geeignet waren.

Indessen gab es einen Ruderer, einen wilden Gesellen, der niemals den Blick nach der Schiffsherrin wandte, sooft sie auch an ihm vorüberschritt. Die Ruderbänke waren „alla scaloccio“ angeordnet, das heißt, sie standen quer zur Kielrichtung und immer drei Männer handhabten gemeinsam den Griff eines Ruders, so daß die beiden Knechte, die neben dem Finsteren, Schweigsamen saßen – wollten sie Filomena dienstbar sein – sich mehr um Rede und Antwort, als um ihr trauriges Tagwerk bekümmern brauchten, während ihr Gefährte allein mit einem Ruck des schlanken, doch mächtigen Körpers, der alle anderen überragte, die Ruderstange zurückbog und die starken Muskeln an Arm und Nacken im Takte anschwellen ließ.

Diese offen zur Schau getragene Achtlosigkeit mußte Filomenas Ärger erregen; geradenwegs zwängte sie sich durch die Reihen zu dem fremden Ruderknechte hin und stieß ihn mit einem kleinen Stabe, den sie in Händen trug, ein wenig in die Seite, um seine Aufmerksamkeit zu erzwingen. Doch der Gezüchtigte fuhr so zornig herum, daß seine Ketten klirrten und rasselten und Filomena, auf den Tod erschreckt, zurücktrat. „Laßt mich am Ruder, Madonna,“ sagte hart der Knecht, doch Filomena, die wieder einige Festigkeit gewonnen hatte, befahl: „Ihr sollt mir Antwort geben, wenn ich zu Euch rede.“ „Übel steht es Euch an, Madonna,“ entgegnete der Gekettete, „Euch mit uns Knechten abzugeben, und übel steht es einem Manne an, der in Fesseln schmachtet, sich mit einer Frau zu unterreden, die seiner zu spotten kam. Holt mich aus den Eisen, Madonna, und ich will nicht mit den Worten sparen. Sonst aber laßt mich.“ Und er griff wieder nach der Ruderstange und zählte laut den Takt.

Filomena fühlte sich von der edlen Rede des Mannes gleichermaßen angezogen, wie von seiner edlen Haltung, so daß sie schnellen Entschlusses den Profosen herbeirief und ihm befahl, den Mann aus den eisernen Spangen zu lösen, wenngleich die anderen murrten. Und sie hieß die Mägde, ihm ein Bad anrichten, mit kostbaren Kräutern, die in Zypern aufs Schiff gekommen waren. Und als man nach passenden Gewändern suchte, konnte man keine anderen finden, als solche aus prächtigen Seiden-

stoffen, die Pietro um viel teures Geld erhandelt hatte. Als nun der Fremde solchermaßen herausgeputzt vor Filomena trat, war er vornehm und stattlich anzusehen und gefiel ihr über alle Maßen.

„Ich heiße Tedaldo," begann der Fremde, nachdem er vor Filomena Platz genommen hatte, „und ich stamme aus Neapel. Ich liebte eine Dame, die meiner Neigung unwürdig war, und gab ihr alles hin, was ich besaß. Mein Erbe zerfloß. Die letzten Goldstücke setzte ich mit fremden Gesellen beim Buonconvento ein. Das Spiel versagte mir seine Gunst, ich verlor. Ein Freund, um mich zu retten, stellte mich über ein Schiff, das er nach Sizilien ausrüstete. Sarazenische Seeräuber überfielen uns, töteten die ganze Besatzung und ließen nur mich am Leben, weil ihnen meine Geschicklichkeit, mit den Waffen umzugehen, aufgefallen war. Doch zwangen sie mich, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, und wählten mich zu ihrem Anführer. So durchstreiften wir die See vom Kap Minerva bis Scalea in Kalabrien und machten gute Beute, bis wir einmal im Kampfe gegen Übermacht erlagen und mit unserem Schiff zugleich Ehre und Freiheit verloren."

Gespannt war Filomena der Erzählung Tedaldos gefolgt, denn sie fand in ihr alles vereinigt, was sie bislang hatte entbehren müssen und wovon sie sich darum doppelt angezogen fühlte: ein auf sich selbst gestelltes Leben, Abenteuer und Kühnheit. Ja sogar die jugendliche Leichtfertigkeit, durch die Tedaldo auf die Ruderbank geraten war, wollte ihr mehr zusagen, als die bedächtige Vorsicht, aus deren Gefangenschaft sie selber kam. Jetzt erst, da ihr die Tage unter den Erzählungen des Fremden wie im Fluge entglitten, wurde sie gewahr, wie sehr sie bis zu jenem Augenblicke in beklagenswerter Langeweile dahingelebt hatte.

So hielt sie Tedaldo wert und traf alle Anstalten, um ihn durch freundliche Rede und gute Bewirtung das Ungemach vergessen zu lassen, das ihm, wenngleich durch sein eigenes Verschulden, doch gegen seinen Stand und gegen seine hohe Gesinnung widerfahren war. Und er sprach also zu ihr: „Madonna, nicht genug kann ich, Elender, Worte finden, um Eure Erhabenheit und Trefflichkeit zu preisen, und ich betrachte den Schaden, den ich empfing, als eine glückliche Fügung des Himmels, weil er mir die Gnade Eurer Begegnung brachte." Und dann erzählte er ihr von anderen Frauen, die er in fernen Ländern angetroffen, und mit den schönsten, deren Huld ihm zuteil geworden, verglich er sie, so daß Filomena in seinen Erzählungen wie in einem vollendeten Spiegel sich selber blicken konnte, und aller so verschiedenartiger Liebreiz, von dem Tedaldo berichtete, über sie allein ausgegossen schien. Auch dies gefiel ihr gar sehr.

Es war nun der Wunsch Filomenas, der ganzen Welt Gutes zu er=

weisen. Dem Profosen hatte sie einen Beutel, reichlich mit Zechinen gespickt, überbringen lassen, und auch sonst sparte sie nicht mit Geschenken an Schiffsbemannung und Gesinde, so daß ihre gutangebrachte Freigebigkeit allenthalben Frohsinn erweckte, denn die Beschenkten hatten gleichermaßen, wie Filomena selbst, bis zur Stunde unter strenger Zucht geschmachtet. Nun hörte man sie des Abends im Chore singen, während Tedaldo bei der Schiffsherrin saß, und man hätte meinen mögen, ein festliches Schiff fahre über See, nicht eines der Trauer. Der alte Kaufmann Pietro Ruggieri, dem die Galeasse vor kurzer Zeit noch zu eigen gewesen, mit allen ihren Schätzen und Filomena selbst, lag vergessen in seiner Truhe zu unterst im Schiffsraum. Doch über ihm war Gesang und das taktmäßige Klirren der Ketten auf den Ruderbänken.

So kam es, daß Tedaldo seine Liebe auf Filomena richtete und auch sie sich nicht mehr wohlfühlte, außer wenn er bei ihr war. Und nachdem er mit aller Ausführlichkeit von seinen kühnen Abenteuern berichtet und Filomena sich nach ihrem Gefallen sattgehört hatte, ging er dazu über, sie bei den Händen zu fassen und zärtlich zu drücken, und wenngleich Filomena sich zurückbog, schloß er sie doch in seine Arme und küßte sie auf den Mund. Und da nun Tedaldo sich so weit in die Gunst und Neigung Filomenas gesetzt hatte und ihrer Gegenliebe sicher war, mußte sie sich wohl auch darein finden, ihn des Abends, nachdem sie die Mägde fortgeschickt, in ihre Kammer zu lassen, die sich in dem hölzernen Turm auf dem Vorschiff befand und mit kostbaren Teppichen völlig ausgeschlagen war, wie ein einziges schwellendes Lager. „Madonna," sagte Tedaldo, „ich liebe Euch, wie nie zuvor ein Weib, und nichts sollte mir willkommener sein, als eine Gelegenheit, es Euch mit Taten zu beweisen." So schworen sie sich gegenseitig ewige Treue und wechselten viel zärtliche Worte nach Art der Liebenden. Und dann umarmten sie sich voll Wonne und genossen der größten Lust und Seligkeit.

In jener Nacht nun geschah es, daß die Galeasse in die Nähe der Insel Malta gelangte und gerade, als Filomena in den Armen Tedaldos vom Schlafe umfangen wurde, ein mächtiger Sturm sich aus dem Meere erhob und das Schiff mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß es mitten entzweibrach. Von der ungestümen Bewegung, die das Schiff emporriß, ehe es zerschellte, hatten die Liebenden kaum etwas gemerkt, mit so vieler Innigkeit waren sie einander hingegeben, und die Vernichtung brach so plötzlich über die Galeasse herein, daß Filomena, mit einem Male statt auf weichem Pfühl in die aufgeregte See gebettet, wenngleich noch immer von den Armen Tedaldos gehalten, nicht anders meinen konnte, als sie sei aus den Höhen des Himmels in eine eiskalte Hölle verstoßen worden. Und hatten eben noch ihre Lippen, vom Küssen

wund, zärtliche Worte geflüstert, so formte sich jetzt nur ein Schrei in ihrer Kehle, der nach Hilfe und Rettung verlangte. Und dieser Schrei schien rings um sie die ganze Nacht zu erfüllen, die auf hohen Wellen auf- und niederschwankte. Wo vorher Gesang gewesen, hörte man Röcheln und Stöhnen, das von den aufgeregten Wassern gierig eingeschluckt wurde, wie das Klirren von hundert Ketten, das noch lange gewichtig in den Ohren Filomenas lag und sie selbst niederzog, als es schon völlig still um sie geworden war und sie allein mit Tedaldo, von Welle zu Welle geworfen, um ihr Leben rang.

Da gewahrte sie nahe vor ihren Augen einen Gegenstand, einen Balken oder eine Schiffsplanke oder etwas Ähnliches, das ein wenig über das Wasser ragte und woran sich Filomena in ihrer Todesangst zu klammern suchte. Mit ihr zugleich hatte Tedaldo den schwimmenden Gegenstand wahrgenommen und auch er strebte ihm zu, denn es war ihm gleichermaßen willkommen, in so harter Bedrängnis einen Stützpunkt zu finden, wo er ausruhen und mit einiger Sammlung seine Lage überdenken konnte. Indessen erwies es sich, daß die Planke das Gewicht beider Körper zu tragen nicht imstande war, und Tedaldo, der Filomena zur rettenden Stütze emporgehißt hatte, sah sich selbst erbarmungslos Wind und Wellen preisgegeben. Undurchdringlich schwarz war die Nacht, die beiden Schiffbrüchigen schienen von der Stelle, wo die Galeasse versunken war, abgetrieben worden zu sein, nirgends zeigte sich ein anderes Brett oder sonst ein schwimmender Gegenstand, wie sie bei Schiffbrüchen umherzutreiben pflegen, und Tedaldo fühlte, unter der riesenhaften Wucht der stets aufs neue anstürmenden Wassermassen, indem er Filomena stützte und sie auf ihrer Planke festhielt, die Kraft seiner starken Arme erlahmen.

Bisher war zwischen den Liebenden, außer gelegentlichem Zuruf, kein Wort gewechselt worden, nun aber, da Tedaldo so nahe den Tod vor Augen sah, begann er durch das Tosen der Brandung auf Filomena einzusprechen. „Rücket zur Seite, Geliebte," rief er, „vermag uns die Planke nicht beide zu tragen, so leiden wir gemeinsamen Tod." Doch angsterfüllt gab Filomena zurück: „Um der Mutter Gottes willen, Tedaldo, schonet meiner und lasset mir die Planke." Und da Tedaldo schon mit beiden Armen neben ihr festen Griff gefunden und den Oberkörper halb aus dem Wasser hob, wodurch Filomena gleich tiefer ins Wasser hinabtauchte, schrie diese entsetzt: „Wie mag Euch nur einfallen, mich solchermaßen zu bedrohen! Habt Ihr mir nicht zugeschworen, in jeder Not mir Beistand zu sein!" Doch Tedaldo entgegnete rauh: „Madonna, ich sterbe. Und mein Tod ist so bitter, wie der Eure. Gönnet mir darum ein wenig Raum." Und er stemmte schon das rechte Knie auf das Brett.

Nun erzürnte Filomena, die sich um alle Hoffnung des Lebens betrogen

sah, und sie eiferte gegen Tedaldo, dessen Antlitz ihr so nahe gerückt war, daß sie seine Züge in der aufdämmernden Morgensonne deutlich unterscheiden konnte. Vor wenigen Stunden noch hatte sie voll Zärtlichkeit in dieses Antlitz geblickt, nun fühlte sie sich von ihm abgestoßen. Vom Wasser zerwühlt waren die Haare und fielen ungeordnet über die Stirn, die verwittert schien und voller Runzeln vor der Zeit. So hatte Pietro ausgesehen, zuckte es in Filomena auf, genau so, wenn er des Morgens aufwachte. Von eisigem Schauern fühlte Filomena ihren Körper geschüttelt, da es nun mit einem Male so war, als säße gar nicht Tedaldo, sondern Pietro neben ihr auf der Planke und zöge sie mit sich in die Tiefe. In fremdem Lande war er gestorben, um ihretwillen, und hatte sie zur Erbin all seiner Schätze eingesetzt. Sie aber hatte ihn vergessen; so kam er sie holen. Es schien Filomena in diesem Augenblicke höchster Gefahr, als habe sie den alten Pietro immer geliebt oder als sei sie wenigstens entschlossen, ihn von Stund ab zu lieben: Pietro hätte alles für mich hingegeben, dachte sie, er war immer gut zu mir. Nie hätte er so Furchtbares mir zugemutet.

Als Filomena nun wieder auf Tedaldo blickte, wußte sie, daß nur noch Haß zwischen ihnen stand und Kampf: wer leben sollte und wer sterben. Trotzig stemmte sich seine Schulter vor ihr auf. Und sie erkannte das rote Brandmal des Ruderknechtes. „Hab ich Euch darum aus den Eisen geholt,“ schrie Filomena in ihrer Verzweiflung, „damit Ihr Euer Leben vor das meine stellt?“ Und trotzig entgegnete Tedaldo: „Bin ich darum aus den Eisen erstanden, nicht einmal, sondern zehnmal, um durch ein Weib zu verderben! Ich will leben, Madonna. Mag denn mein Schutzpatron entscheiden – oder der Eure!“ In ihrem Grauen und in ihrer Angst, von der Planke zu gleiten, die immer tiefer ins Wasser tauchte, hatte Filomena, der Länge nach sich hinwerfend, mit den Armen umklammert, was sie zu fassen bekam, indem sie zugleich mit den Füßen wild um sich stieß. Scharfe Kanten spürte sie, an denen sich ihre blutenden Fäuste entlang tasteten, um die sie ihre Arme festgespreizt hielt. Und während sie so dalag, dem Tod willkommene Beute, flammte mit einem Male in ihr die Gewißheit auf: es ist Pietros Truhe, auf der ich liege, die Truhe, in die er seine beste Kostbarkeit tun wollte und die sein Sarg wurde. Ich bewahrte sie zu unterst im Schiffsraum. Ich hatte Pietro vergessen, er aber kam mich holen, er riß mich aus den Armen des andern, er war der Stärkere. Und Filomena mußte der mächtigen Arme Tedaldos gedenken: wie bei der Arbeit des Ruderns die Muskeln sich schwellten. Doch der tote Pietro war doch der Stärkere. „Rette mich,“ flehte sie in Gedanken zu ihm, heiß und inbrünstig, „rette mich“ – bis ihr das Bewußtsein verging und die Wasser über ihr zusammenschlugen.

Aber die Truhe, an deren Kanten sich die Arme Filomenas festgeklammert hatten, hob sich wieder empor, sobald nur der Körper Tedaldos war fortgeschwemmt worden. Und da nun auch die See wieder spiegelglatt war, kamen Fischer herbei, bargen die Truhe und labten die Frau. Und als man allenthalben die Kunde von der wunderbaren Errettung Filomenas vernommen, strömte viel Volkes herbei, und der Normannenkönig, der über Malta herrschte, bot ihr seine Hand an. Doch sie wollte von dieser Welt nichts mehr wissen, sondern ging in ein durch seine Heiligkeit wohlberufenes Kloster, wo sie die Truhe mit den sterblichen Überresten ihres Gatten unter geweihter Erde begrub, nahe seiner Vaterstadt am Meere, wo sie die vielen Schiffe kommen und gehen sah, hochauf mit kostbarer Fracht beladen, für fremde Länder bestimmt; und ließ sich durch keinerlei Bitten und Vorstellungen bestimmen, von dieser Stätte zu weichen, so daß sie allenthalben ob ihres, dem Andenken des toten Gatten gewidmeten, wohlgefälligen Wandels, selbst wie eine Heilige Verehrung fand, bis an ihr seliges Ende.

R u n d s c h a u

Zu deutscher Nationalversammlung

Bemerkungen von Samuel Saenger

I

In der Hegelschule haben die Väter, Begründer, Organisatoren und Systematiker des deutschen Sozialismus gelernt, daß die Revolution das einzig wirklich ‚historische Recht' sei; das einzige, worauf alle modernen Staaten ohne Ausnahme beruhen.

Vor ihm zerstieben, im gegebenen Augenblick, alle erworbenen Rechte. Vor ihm sinken, im gegebenen Augenblick, alle Autoritäten, Herrsch- und Ordnungsgewalten in sich zusammen.

Über die Stärke dieser naturrechtlichen Stimmung, dieses Rousseauismus, der im historischen Unterbewußtsein der modernen Gesellschaft nie einschlummert, dessen Bereitschaft und Drang zur Explosion und zur Neubildung nur durch die Macht der Gewöhnung und der menschlichen Behaglichkeitstendenzen zurückgestaut wird, durften wir uns in Deutschland so lange täuschen, weil in den Zeiten des industriellen Gedeihens und des automatischen Aufstiegs des Arbeitsvolkes ins Bürgerliche die Revolutionäre, nach einem Wort von Friedrich Engels, bei den gesetzlichen Mitteln weit besser gediehen, als bei den ungesetzlichen und dem Umsturz. Vor ihm kapituliert sogar jeweils die Reaktion, indem, aus „höherer" Mission und Verantwortung, Rettungen durch den — Staatsstreich versucht werden. Die Statik und Dynamik des staatlich-gesellschaftlichen Lebens ist nun einmal so, sie wird sich in alle Ewigkeit nicht ändern. An diesem Panzer prallt alles Moralgerede ab. Man mache sich nicht lächerlich. Eine Revolution, die theoretische Untersuchungen über ihr Recht aufstellt, ist keine.

Diese Ironie der Weltgeschichte hat tatsächlich alles auf den Kopf gestellt, sie wurde nur nicht ganz verstanden, nicht einmal von der großen Mehrheit unserer Sozialisten. Es wurde nicht begriffen, daß ein verhältnismäßig friedlicher Triumph der im Sozialismus gesammelten Grundsätze, Forderungen, Anschauungen und Gesinnungen durch die Mechanik des

Stimmzettels nur möglich sei, solange unsre Industriegrundlagen unerschüttert blieben und die Beteiligung des Proletariats am Produktionsreichtum sich stetig erweitern ließ. Darum stand es uns felsenfest, daß eine Revolution, die etwa das moderne, hochkapitalistische und industrialisierte Deutschland ergriffe, nicht von der Bourgeoisie ausgehen, daß die Umwälzung, keine Wiederholung derjenigen von 1848, kein Kampf zwischen Militärmonarchie und tiers état sein konnte. Und es stand gleichzeitig fest, daß der Anstoß dazu nur von außen kommen konnte. Ein unglücklicher Krieg, der das friedliche Hineinwachsen in eine durchsozialisierte Gesellschaftsform durch Erschütterung aller bisherigen Arbeitsverhältnisse und durch Zerstörung aller Voraussetzungen bisheriger Wirtschaft durchkreuzte; der Massenelend schuf, wo Massenbehaglichkeit in Sicht war; der die nie ganz befestigte Massenstimmung labil machte; der den Herrscherberuf der zum Schutz von ‚Thron und Altar', zur privatrechtlichen Verwaltung des Produktionskapitals verbündeten Bourgeoisie und Feudalität vor aller Welt mit dem Fluch der Anmaßung und Unfähigkeit belud: ein solcher Krieg konnte nicht anders als mit dem Umsturz enden. Und seine Träger mußten in allererster Linie das Proletariat sein.

Eine schnelle und kluge Liquidierung des Krieges, wenn sie möglich war, hätte die Wucht, den Umfang, die Gründlichkeit, die Grundsätzlichkeit der Revolution abzudämpfen vermocht. Vor ihr graute denn auch der Mehrheit der sozialistischen Reichstagsfraktion. Sie stellte sich schützend und stützend vor die unfähigen bürgerlichen Regierungen; sie erduldete das Joch der Militärdiktatur; sie gehorchte und war über das erlaubte Maß hinaus willfährig, wo sie hätte drohen und befehlen sollen. Sie fühlte das Elend voraus, das eintreten mußte, wenn unserer Volkswirtschaft die Basis entzogen war und das deutsche Volk von der Gnade der siegreichen Rohstoffverwalter des Planeten abhing. Gegen diese Gnade sträubte sich in ihr ein natürliches, ebenso deutsch wie antiimperialistisch gerichtetes Billigkeitsgefühl, und in dieser Haltung wurde sie durch die Lehre des Meisters bestärkt, daß es auch unter den Nationen ein Kapitalverhältnis gibt, das heißt Ausgebeutete und Ausbeuter; und daß es ebenso wenig erlaubt sein sollte, Nationen wie, innerhalb der Nationen, Klassen auszubeuten. Auch um dieser Einsicht willen, deren bittere Wahrheit die Begleitumstände und Bestimmungen des sich anbahnenden Friedens erst ganz enthüllen werden, zögerten diese deutschen Sozialisten, die kaiserlichen Regierungen beizeiten zur Liquidierung zu zwingen. Erst in allerletzter Stunde, als der brüchige und rissige Bau der mitteleuropäischen Mächtegruppe auseinanderbarst und ein Bankrott von nicht meßbarer Gründlichkeit vor der Tür stand, entschlossen sie sich, die unvermeidlich gewordene Revolution zu organisieren und ihr so den Charakter auf-

zuprägen, der ihr entwicklungsgeschichtlich allein zukommt: den demokratischen und den sozialistischen.

2

Es ist kein Gedanke daran, daß es irgendeiner Parteigruppierung noch gelingen könnte, diesen Ursprung und diese doppelte Tendenz der großen deutschen Revolution vom November 1918 wieder auszulöschen, wie immer der Neubau des Staates aussehen mag, dem die Nationalversammlung die Verfassung geben soll. Die Entfesselung und die Herstellung der modernen bürgerlichen Gesellschaft war Aufgabe der großen Französischen Revolution; damals schlugen die einen „den feudalen Boden in Stücke und mähten die feudalen Köpfe ab, die darauf gewachsen waren. Der andere (Napoleon) schuf im Innern von Frankreich die Bedingungen, worunter erst die freie Konkurrenz entwickelt, das parzellierte Grundeigentum ausgebeutet, die entfesselte industrielle Produktivkraft der Nation verwandt werden konnte; und jenseits der französischen Grenzen fegte er überall die feudalen Gestaltungen weg, soweit es nötig war, um der bürgerlichen Gesellschaft in Frankreich eine entsprechende, zeitgemäße Umgebung auf dem europäischen Kontinent zu schaffen." Wir wissen, in welcher Beschränkung und unter welchen Modifikationen das französische Vorbild im vor- und nachmärzlichen Deutschland wirksam wurde; warum der große Anlauf der sogenannten Befreiungskriege verpuffte und die deutschbürgerliche Erhebung von 1848 in eine Parodie ausartete. Ihre revolutionäre Energie brach sich an den preußischen Bajonetten; die Demokratie des nationalen Einheitswillens, der aber auf die Zugehörigkeit und Untertänigkeit der weiland österreichischen Slawen nicht verzichten wollte und für die Achtung von nationalen Minderheitsrechten noch nicht reif war, erlebte in der Paulskirche einen billigen ideologischen Rausch ohne reale Folgen; Bismarck zerschlug dann den alten deutschen, auf den Krücken zweier einander befehdender Herrscherhäuser dahinsiechenden Bundesstaat, band nach siegreichen Kriegen um den Rest die Klammer des sogenannten dynastischen Patriotismus und gab dem deutschen Fragment das preußische Vorzeichen im Guten wie im Bösen. Bismarcks gewalttätiges Genie hinterließ einen Haufen von halben Lösungen: einen unvollendeten Einheitsstaat, einen harten, unelastischen Konstitutionalismus, eine künstliche und stark verklausulierte Reichsverfassung, eine politisch und geistig reaktionäre Präsidialmacht, den Atavismus einer Krone mit Initiativrechten, die in den Händen eines Talmicäsars jedem Mißbrauch sich darboten, — auf der Gegenseite die blühendste, technisch modernste Wirtschaft und ein organisiertes Arbeitervolk, das nach Millionen zählte und der überlieferten preußischen Polizeigesinnung herzlich satt war.

Die Zeit reifte allenthalben und, nicht nur theoretisch, am schnellsten in Deutschland für den sozialen Gedanken; aber die demokratische Welttendenz war an den schwarzweißroten Grenzen unter Quarantäne gestellt; und das deutsche Bürgertum in seiner Mehrheit schien darob zu frohlocken. Die deutsche Intelligenz, wenigstens soweit sie verbeamtet war (die andre war in ‚uninteressierte' Beschäftigungen versunken), machte aus dieser unnatürlichen und gefährlichen Entwicklungshemmung ein geistiges und seelisches Vorrecht. Sie hat durch ihr Lakaientum und die Exzesse ihres den Willen, den ‚tätigen Geist' lähmenden Historismus, was schon dem Luchsauge des jungen Nietzsche aufgefallen war, das Bürgertum in eine antiliberale Stimmung und Strömung gepeitscht; sie hat die Verkümmerung der liberalen Überlieferungen beschleunigt; sie hat zwischen Weltbürgertum und Nationalstaat Klüfte aufgerissen; sie hat, ohne parteipolitisch wirken zu wollen, durch diese Haltung die schlimmsten Formen des Byzantinismus auf den Thron gesetzt und so durch Sünden, die für Tugenden ausgegeben wurden, unsre Bourgeoisie in eine dauernde Hochstimmung versetzt, die kaum irgendwo in Europa ihresgleichen hatte. Welche Kräfte hat diese deutsche bürgerliche Gesellschaft, hat insbesondere ihre Oberschicht, die bisher den Geist der Staatslenkung bestimmte, der proletarisierten Masse entgegenzusetzen, die jetzt von ihrem historischen Recht auf die soziale und demokratische Revolution Gebrauch gemacht hat?

3

Ich antworte mit einer scheinbaren Abschweifung.

Karl Marx sagt in ‚Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850': „Die Erhebung des Proletariats, das ist die Abschaffung des bürgerlichen Kredits; denn es ist die Abschaffung der bürgerlichen Produktion und ihrer Ordnung. Der öffentliche Kredit und der Privatkredit sind der ökonomische Thermometer, woran man die Intensität einer Revolution messen kann. In demselben Grade, worin sie fallen, steigt die Glut und die Zeugungskraft der Revolution." Als Beobachtungsfazit scharf und pointiert, aber von zeitlich beschränkter Gültigkeit; und als Rezept für heutigen Gebrauch unbrauchbar.

Die jetzige provisorische Regierung sucht, im Gegenteil, den bürgerlichen Kredit, so gut es geht, fest und steif zu machen und zu heben, und die bürgerliche Produktion und ihre Ordnung vor weiterem Zerfall und vor Desorganisation zu schützen. Jeder ihrer Erlasse bezweckt, den gestörten Warenzirkulationsprozeß, produktions- und finanztechnisch, von den Fesseln des Kriegssozialismus zu befreien und zu reinigen. Sie sucht mit allen Mitteln das Vertrauen in den Wiederbelebungsversuch zu erhöhen, beruhigt die Millionen, die tief ins System der erworbenen Rechte und

privatrechtlicher Wirtschaftsmethoden verstrickt sind, spart sich die Vergesellschaftung, die auf verängstigte bürgerliche Gemüter als Vogelscheuche wirkt, für die großen syndikalisierten Unternehmungen auf und glaubt, indem sie sich parteidoktrinärer Experimente großen Stils enthält, die Bahn zur Gesundung der zerrütteten Reichsfinanzen zu beschreiten.

Man sieht die Kette, die zunächst zwangsläufig in eine gewohnte Vorstellungswelt zurückführt. Sie endet mit der Notwendigkeit, einen gesetzmäßigen, das heißt nach bisherigem Gesetz rechtsgültigen Weg zu neuer Geldbeschaffung freizumachen: die Möglichkeit des Staatskredits setzt die Verfestigung des bürgerlichen Kredits voraus. Dieser aber braucht, nach Scheidemanns ausdrücklicher Erklärung, als Stimulus, als Aufpeitscher — die Nationalversammlung. Sie ist, in diesem Zusammenhang, ganz unzweideutig als Instrument der bürgerlichen Produktionsordnung und als Bestätigung des bürgerlichen Wirtschaftstriebes gedacht (nicht der bürgerlich-kapitalistischen Profitsucht). Die Paradoxie ist vollständig. Hochwichtige sozialpolitische Maßnahmen, wie die Einführung einer Fabrikverfassung auf paritätischer Grundlage, die Einschränkung also der Unternehmerselbstherrlichkeit, verwunden das kapitalistische ‚Gewissen', nicht den kapitalistischen Betrieb als solchen: wir radikalen Sozialreformer haben ähnliches stets befürwortet. Die menschliche Arbeit hört auf, Ware zu sein, sie wird von den Gezeiten von Angebot und Nachfrage unabhängig gemacht. Der Weg zu diesem Ziele hätte aber viel gründlicher viel rascher und viel rücksichtsloser sein können, wenn etwa durch eine proletarische Revolution mitten im Frieden die organisierte Arbeiterklasse sich der blühenden, kapitalistisch völlig ausgereiften Wirtschaft bemächtigt hätte. Diese Reife, und diese höchste Stufe der Reife, setzt der Sozialismus voraus, um sofort ans Werk der Vergesellschaftung im großen Umfang gehen zu können, — doch ist es gerade diese Voraussetzung, die eben ganz und gar fehlt. Unsre Volkswirtschaft ist gelähmt und geschwächt, die Friedensbetriebe, die, obzwar unter der Flagge der Profitrate, immerhin die Aufgaben der Versorgung innerhalb einer noch nirgends wesentlich angetasteten kapitalistisch orientierten Welt erfüllten, sind zum großen Teil zerschlagen und auseinanderorganisiert, das Maschinenkapital ist zerschunden und zerschlagen, die Rohstoffbestände ganz kümmerlich und ausgeleert, die Hoffnung ihrer schnellen Auffüllung von dem guten Willen der feindlichen Monopolisten des Planeten abhängig, ja mehr als vom guten Willen von unsrer Fähigkeit, durch Wiederbelebung und Gesundmachen der alten Betriebsformen unsrem deutschen Binnengeld wieder den Wert und die Würde von Weltgold zu geben: aus diesem Zirkel gibt es kein Entrinnen...

Was folgt aus allem dem? Dieses: daß die bürgerliche Gesellschaft mit allem Eifer, aber mit neuer, innerlich verjüngter Weckgesinnung die

Arbeit aufzunehmen hat. Ist sie dessen nicht fähig, bleibt sie ohne Kopf, und bleibt ihre Ideologie nach rückwärts gebunden, so ist sie verloren. Das Bekenntnis zum demokratischen Ideal genügt nicht mehr: es ist selbstverständlich. Für die Demokratie und ihre politischen Formen hat der Bankrott der bisherigen Obrigkeiten das ganze deutsche Volk ohne Unterschiede reif gemacht, für die soziale Republik kann die Bürgerschaft, die bis ins verbürgerlichte Proletariat hinunter ihren Rückhalt in den Massen sucht und finden kann, den Scheidungsstrich zwischen sich und der plutokratischen Bourgeoisie ein für allemal nicht scharf genug machen: der Abbau sämtlicher Privatmonopole muß ihre Forderung sein. Nur so wird der Weg frei für die sozialisierte Gesellschaft der Zukunft. Man lasse keinen Augenblick den Geist der deutschen Revolution aus dem Auge; durch ihren Ursprung und ihre Stützen unterscheidet sie sich, wie gesagt, von den bisher bekannten Formen bürgerlicher Umwälzungen und wird kein schlaues Versteckspielen hinter der Schutzwand der Nationalversammlung gestatten. Keine Mißverständnisse; keine einseitigen Fraternitätsräusche. Unsre provisorische Regierung, deren Autorität durch die stramme Leine der Vollzugsausschüsse von Arbeiter- und Soldatenräten ans Volk gebunden ist, wird nichts tun oder, vielmehr: sie wird nichts zu tun vermögen, um sich der Bourgeoisie annehmbar zu machen. Dieses heutige deutsche Volk ist nun zwar ganz und gar nicht innerlich durchproletarisiert, im Sinne des parteidoktrinären Klassenkampfes, kleinbürgerliche Gesinnungs- und Behaglichkeitsideale beherrschen seine Millionen, es steht durch die demokratischen Verlockungen und Möglichkeiten zum Aufstieg unter dem Druck eines starken Ordnungswillens: aber äußerlich sind wir pauperisiert und proletarisiert. Dieser Umstand kennzeichnet die Lage.

Ohne ein weites und weitherziges soziales Programm, ohne eine gute Dosis Sozialismus, ohne Staatsmonopolismus, ohne systematische Verbeamtung aller Werktätigen, ohne ein System von Übergangsformen zur gesellschaftlichen Versorgungswirtschaft geht es also nicht mehr. Gelingt es dem Bürgertum nicht, zu zeigen, daß seine Interessen — durch ein System von Opfern und Anpassungen — sich immer weniger von denen der Gesellschaft und der revolutionären Klassen in ihr entfernen, so ist sie verloren. Der Gegensatz darf einzig im Tempo der Annäherung ans Endziel stecken. Wir werden glücklich sein dürfen, wenn nihilistische Umwerter werden im Zaume gehalten, und wenn das Gewissen und der Geist unbehelligt in Freiheit werden atmen können. Sie, aus denen die höchsten und die regulierenden Kulturwerte geboren und wieder geboren werden, dulden keinen Terror und keine Diktatur. Die Herkunft aus den Zwangsvorstellungen cäsarisch geblähter Gewaltherrscher (und ihrer feigen Mitläufer) gibt ihnen gewiß kein erhabeneres Adelszeichen, als das war, das von den früheren pseudo-aristokratischen herstammte.

Der bisherige deutsche Nationalstaat war einmal nicht rein deutsch und ließ, zweitens, einen großen Teil der deutschen Familie draußen. Die Frankfurter Nationalversammlung hatte den Willen zur Ganzheit und Gesamtheit; aber die industrielle Bürgerschaft war feige, die ihr dienende Intelligenz politisch fahrig und ideell verstiegen, die städtische Arbeiterschaft noch dünn gesät, der Emanzipationsdrang der Bauernschaft noch schwach und von den Feudalpatriarchen gegängelt und beherrscht: die Gesellschaft war fern davon, durchkapitalisiert zu sein. Jetzt, wo alle Vorbedingungen eines reinen Nationalstaates geschaffen und alle macht- und idealpolitischen Voraussetzungen einer nationalen Demokratie vorhanden sind: jetzt gibt es, in der Verwirrung stiftenden Vielheit der Meinungen, Leute, die, vom russischen Experiment geblendet, allen Ernstes einen Gegensatz zwischen Nationalismus und Sozialismus konstruieren. Weder im wohlverstandenen Marxismus noch in den Tatsachen haben sie eine Stütze. Marx erklärte einmal: Die Entwicklung des industriellen Proletariats ist überhaupt bedingt durch die Entwicklung der industriellen Bourgeoisie; unter ihrer Herrschaft gewinnt es erst die ausgedehnte nationale Existenz, die seine Revolution zu einer nationalen erheben kann. Unübertrefflich. Erlaubt etwa die erlebte Geschichte der Internationale, zu erwarten, daß dieses Entwicklungsstadium übersprungen werden kann? In Mitteleuropa suchen sich, nach dem Zusammenbruch Rußlands, der Donaumonarchie und des Deutschen Reiches, Gebilde so zu kristallisieren, daß Nation und Staat sich vollständig decken: das Selbstbestimmungsrecht der Völker steht als treibendes Formprinzip dahinter. Nicht von innen her, aus dem Klassenkampfe innerhalb der nationalen Staaten und aus der Solidarität der Proletariate, soll zunächst eine Internationale geboren werden: die Internationale, die, im Völkerbunde, entstehen soll, ist als Zweckverband zwischen den nach dem Selbstbestimmungsrecht gebildeten Nationalstaaten gedacht. Der Nationalstaat, den wir Deutsche heute suchen, will nichts als Selbstbehauptung, Selbstbewahrung, Selbstentfaltung. Er fühlt sich als sprachliche, ideelle und materielle Schicksalsgemeinschaft. Er gibt jeden Anspruch auf Herrschaft über fremde Völker und Volksteile auf. Er fügt sich in den Verlust früherer Stammesgenossen an der Westgrenze. Er läßt sich für die Sünden früherer Gewalt Sühne von unausdenkbarer Fernwirkung auferlegen. Aber er muß, beim heutigen Stande übernationaler Gesinnungen, sich selbst wollen; muß den obdachlos an seinen Grenzen Einlaß begehrenden Donaudeutschen Einlaß gewähren; muß alles tun, um ihnen, die von ihren bisherigen Mitbewohnern unter Flüchen verlassen sind, das Gefühl zehrender Verwaistheit zu nehmen und dem imperialistischen ‚Abrundungstrieb' der nun verselbständigten Slawenvölker

ringsherum von allem Anfang den Widerstand eines — diesmal ganz reinen, ganz unbefleckten Rechtsbewußtseins leisten. Auch um dieses, jeder kleinsten Nation Europas eingeräumten selbstverständlichen Rechtes willen, das mit uns geboren ist, darf der Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung nicht hinausgezögert werden. Sie ist der erste Schritt zu unserer wirtschaftlichen und geistigen Gesundung, sie erst schafft das Selbstvertrauen, das menschlichen Willen stark und schöpferisch macht. Oder ist es nur — sozialistisch sich nennenden, aber, unter dem Schutz unserer Überwinder, imperialistisch sich gebärdenden — Polen, Tschechen, Litauern, Ukrainern, Esten und Letten gestattet, um die Einheit und Unabhängigkeit ihrer Staaten besorgt zu sein? Vielleicht überdenkt Herr Karl Kautsky, der verehrungswürdige Veteran der Marxphilologen, das Verhältnis der kleineren Slawenvölker an unsern Grenzen, er wird, im Gegensatz zu seinen Bekundungen aus früheren Jahren (z. B. aus dem Mai 1896), wohl zugeben müssen: es liegt kein Anzeichen vor, daß in polnischen und tschechischen Sozialdemokraten Klassenkampfstimmung das Feuer und den Furor ihres Nationalgefühls gedämpft habe.

5

Es gab ungeheuer viel Menschen im Deutschen Reich, die nicht wußten, wem sie bei den öffentlichen Wahlen ihre Stimme geben sollten. Bei jeder solchen Gelegenheit wiederholte sich die Verlegenheit. Man war liberal. Man war demokratisch. Man fühlte tief und innerlich die Verpflichtung, den Zwang zum Sozialstaat. Man erkannte, daß der alte Obrigkeitsstaat — wie man das Bündel von Autoritäten zu nennen pflegte, das sich um Krone, kaiserliches Heer, Bürokratie und die in der Verwaltung fest eingenistete Feudalität lagerte — daß dieser Staat die Intelligenz und das werktätige Volk in allen seinen aufsteigenden Schichten beengte.

Man haßte das System der Bevormundung, die Polizeigesinnung, die vielfach freche Umkehrung des natürlichen Verhältnisses zwischen bezahlten Beamten und produktivem Volk. Aber es gab keine einzige Partei außerhalb der sozialdemokratischen, die für den Strom des neuen Wollens und der neuen Bedürfnisse einen passenden Behälter abgegeben hätte. Die Intelligenz, die der Nationalliberalen Partei (ich brauche sie nicht zu charakterisieren) in Presse und politischem Leben diente, war verbeamteter Geist, d. h. Lakaientum; und es war eine Kurzsichtigkeit sondergleichen, daß sich liberal nennendes Bürgertum vorgaukeln ließ, die Partei schwerindustrieller Generalsekretäre werde seine Herrschaft verewigen. Mit noch zweifelhafterem Erfolge aber übten die alten Fortschrittler ihre Parteimission.

Allerhand gute Gesinnungen und wertvolle Überlieferungen ersetzten

nicht den Mangel frischer Initiative, ohne den nicht einmal ein kaufmännisches Unternehmen heute zu blühen vermag; und er ersetzte noch weniger jenen Mangel an bürgerlichem Mut, den wir so gut kennen, an dem wir so tief litten, und der, wenn man in der Geschichte des deutschen Liberalismus blättert, auf jeder Seite mit einem Dutzend Verfehlungen notiert ist. Gute, anständige, ehrliche Gesinnung, eine nirgends anstoßende Betulichkeit, die sich bei Gelegenheiten zu handfestem Byzantinismus steigerte, — das waren nicht Eigenschaften, die Anhänger werben konnten. Es war verständlich, daß gerade diese Partei, die sich zum Freihandel bekannte und die immer stärker werdenden Vorstöße ins Staatssozialistische abzudämpfen versuchte, in sozialpolitischen Dingen vorsichtig war und z. B. dem großen Problem der Konstitutionalisierung der Fabrik auswich. Aber es ist nicht verständlich, daß sie ihr demokratisches Herz und ihre demokratischen Überlieferungen verhüllte, daß sie dem obrigkeitlichen Unfug, der außenpolitisch mit dem Schicksal Deutschlands spielte, fast unbeteiligt wie einem fernen Schauspiel zuschaute. Darum erhielt sie aus der Jugend und dem neuen Geschlecht keinen Nachwuchs. Die Angst vor dem Radikalismus der Linken knickte auch Überzeugungen charaktervoller Männer. Über Kritik und eine politische Tätigkeit kleinen Kalibers hat es diese Partei seit Jahren nicht mehr gebracht. Ihr waren die Massen entlaufen, ihr hatte die Intelligenz sich entfremdet.

Nun, wo wir uns auf die große Nationalversammlung rüsten, die uns eine neue Verfassung geben soll, treten alle diese Parteien mit Programmen heraus, die matt und zahm, die von stumpf gewordenen Federn geschrieben, die, scheint es, von verbrauchten und kompromittierten Gehirnen entworfen sind. Ich weiß, es gibt so manchen aufrechten, gewissenhaften, kenntnisreichen und öffentlich bewährten Mann unter den bisherigen Vertretern des bürgerlichen Liberalismus. So mancher von ihnen hat sich in der Lüge des Krieges aufrecht und tapfer gehalten und gegen das Unheil, das sie kommen sahen, mutvoll angekämpft; aber nicht ihre Stimmen höre ich aus den Werberufen. Mit keinem Worte dringen sie ans Herz des großen Problems, um das unser Leben sich neu kristallisieren will; denn es genügt nicht zu sagen, daß man ebensowenig den Terror von unten wie den Absolutismus von oben haben mag. Ersetzt diese Selbständigkeit ein Programm, ersetzt sie Grundsätzliches, Gedanken, Pläne, Vorschläge, Anregungen? Wie in der neuen Welt der Liberalismus und der Sozialismus sich zu verschmelzen, sich an- und auszugleichen suchen müssen, so mußte eine erneuerungswillige demokratische Partei aus dieser Notwendigkeit die Folgerungen ziehen und in ihrem Programm kristallisieren. Statt dessen liest man Selbstverständlichkeiten, über die sich alle einig sind, trockene Bekenntnisse, die mit fataler Aufdringlichkeit nach welken Blättern duften. Aus keinem

Wort schlägt die Flamme; in keinem Wort bäumt sich das Gewissen auf, eilt es der neuen Zeit entgegen; aus keinem Wort spricht das große und heilige Missionsgefühl, das eine politische Gruppe von Vorkämpfern haben muß, wenn sie sich nicht aufgeben will. Sollte diese Schwäche nicht an den völlig veralteten und verkalkten Methoden liegen, nach denen kleine und enge Parteibürokraten ihre Truppen und Bekenner zusammenbetteln? Es fehlt an Männern; und daran fehlt es gründlich. Es gibt im Deutschen Reiche Persönlichkeiten genug, die mit voller Hingabe dem großen Gedanken des demokratischen Liberalismus ergeben sind, die ihn zeitgemäß auszubauen und zu erweitern vermögen, und die schon durch sich selbst Werbekraft besitzen. Wenn es nicht gelingt, sie sofort in den Vordergrund zu schieben, sie mit dem Schutz und dem Ausbau der grünen deutschen Demokratie zu betrauen, so wird unser politisches Leben um eine unentbehrliche und reiche Nüance ärmer sein, abgesehen von den Gefahren, die damit für das ganze Gemeinwesen verknüpft wären.

Es scheint mir deswegen überhaupt die Frage, ob die alten liberalen Organisationen einer demokratischen Erneuerung fähig sind. Nun will sich für den demokratisch-sozialen Liberalismus eine neue Partei bilden, die Partei der radikal-fortschrittlichen Linken. Aber ihr allererstes Werk müßten Wahlorganisationen sein, die vom Geiste unverbrauchter Männer durchflutet sind und von ihrer Energie getragen werden. Sie müßten auch verstehen, sonstwie im Leben bewiesene Männer einzufangen, zu fesseln, mit Aufgaben zu betrauen, Männer ohne geknickte Gesinnungen, denkende, wissende, wollende Menschen, denen zu folgen besonders der Intelligenz, die zum Teil auch heute noch heimatlos ist, eine Freude wäre. Solche Organisationen müßten die Sammelbecken schöpferischer politischer Kräfte sein. Der alte liberal-demokratische Parteibürokratismus ist tot, seine Formen haben sich gänzlich überlebt: es hat sich bitter gerächt, daß blasse Angst vor den sich ankündigenden Ungemütlichkeiten einer neuen Zeit sein Verhältnis zu den riesengroßen Problemen des umgestalteten gesellschaftlichen Lebens verkrüppelt hat. Aber ewig lebt die Verpflichtung zu dem Gedankeninhalt des ursprünglichen Liberalismus, der um den Begriff der Freiheit und der Entfaltung der individuellen Kräfte in all seinen Ausstrahlungen kristallisiert ist, und den in deutsche Demokratie überzuleiten die Aufgabe der neuen Partei sein soll. Der elende Kleinkram der alten Programme, die zaghafte Bedächtigkeit und auch — sagen wir es brutal heraus — die Abgegriffenheit jener führenden Liberalen, die nicht geführt haben, reicht an diese Aufgaben nicht heran. Dazu bedarf es, wie gesagt, frischer Männer, neuer Methoden, vom Lebensstrom her verjüngter Programme. Ob die Deutsche Demokratische Partei diese Voraussetzungen erfüllt?

Militarismus und Humanität

von Richard Dehmel

(Vorwort zu meinem Kriegstagebuch, das erst nach dem Krieg veröffentlicht werden kann.)

Man weiß, daß ich in den Heeresdienst eintrat, obwohl ich meinem Alter nach nicht mehr dazu verpflichtet war. Ich habe mich am Anfang des Krieges kurz geäußert, warum ich es tat. Doch hatte ich außerdem Beweggründe, die ich in jenen Wochen unsers brausenden Zornes über fremde Anmaßung nicht aussprechen mochte, nämlich ein zwiefaches Schuldgefühl. Zunächst nur als Staatsangehöriger: ich hatte meine militärische Pflicht nie geleistet. In meinen Jünglingsjahren litt ich an sonderbaren Krampfanfällen, wurde deswegen bei der Musterung als „dauernd untauglich" befunden. Aber das war ich keineswegs; ich habe mir diese Entwicklungskrankheit, die nicht Folge von schwachen Nerven war, vielmehr von überschüssiger Kraft, durch reine Willensübung bald abgewöhnt und bin seit meinem 27. Lebensjahr immer vollkommen gesund gewesen. In der Friedenszeit hatte ich keinen Anlaß, mich nachträglich dem soldatischen Drill aus freien Stücken zu unterziehen; aber im stillen empfand ich das doch als eine Art Unterlassungssünde, besonders da ich meinen Körper in allerlei strapaziösem Sport als leistungsfähig erprobt hatte. Ich habe die allgemeine Wehrpflicht stets für die unentbehrliche Grundlage des völkischen Selbstgefühls gehalten, nicht bloß des staatlichen Machtwillens; der Staat ist eben die einzige Form, in der die Volkskraft sich selbst bewußt werden kann, aus einer rohen Tatsache eine Angelegenheit geistiger Bildung wird, und als solche verbindlich für jedermann. Nun, da ich plötzlich unsere Staatsmacht durch fremde Mächte gefährdet sah, hatte ich die beste Gelegenheit, meine lange versäumte Pflicht nachzuholen.

Und noch aus einem stärkeren Schuldbewußtsein fühlte ich mich dazu genötigt: als Volksangehöriger im menschlichsten Sinne. Den längst erwarteten Menschheitskrach, den jede der kriegführenden Nationen den Gegnern ins Gewissen zu schieben suchte, wer hatte ihn denn in Wahrheit verschuldet? Doch wohl die Leithämmel der verbiesterten Völker, alle Wortführer ohne Ausnahme, grade auch wir „geistigen Pioniere" mit unserer seelischen Wühlarbeit, die zwar manche neuen Fundamente gemeinsamen Weltgefühls gelegt, aber leider auch alte unterminiert hat. Wie sollte sich da ein Gemütsmensch verhalten? Ich hätte es mir ja sehr bequem machen können auf den diversen Klubsesseln der internationalen Elite und humane Entrüstungsphrasen schwingen, während die Lastträger der Nationen die Kastanien der künftigen Weltordnung aus dem Trommel-

feuer der Gegenwart holten. Das wäre mir so vorgekommen, als wollte man bei einer Springflut auf dem hintersten Damm darüber zetern, daß die Vorderdeiche nicht höher gebaut worden sind, statt an dem Rettungswerk mitzuhelfen. Es schien mir eitel Prinzipienreiterei, noch den „guten Europäer" zu mimen, wo der deutsche Arbeitsmann als der Prügelknabe für den bösen Willen aller Welt dienen sollte. Was hilft uns der Tugendmantel der Menschheit, solange er unser Volk nicht schützt; das Hemd ist uns näher als der Rock. Ich wollte durch eine symbolische Handlung zeigen, daß auch der geistige Arbeiter die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, an dem Völkerkampf um die bessere Zukunft als leibhaftiger Mitmensch teilzunehmen und die Sünden der Vergangenheit mitzubüßen. Das natürliche Mitgefühl sagte mir, sehr im Gegensatz zur Lehre Jesu: die Menschenliebe wird unmenschlich, wenn sie auf dem Weg zu ihrem fernen Ziel ihre nächsten Blutsverwandten im Stich läßt. Mein ganzes Dichten, sittlich betrachtet, war ja von jeher dem meinethalben vermessenen Willenstrieb entsprungen, die menschliche Seele für jede Art Kampf (mit sich selbst wie mit Gott und der Welt) zu stählen, sie im rührigsten Sinne schicksalswillig zu machen, nötigenfalls auch im aufrührigsten. Ich war es mir selber mehr noch als andern schuldig, in diesem gewaltigsten Kampf unsrer Zeit nach Kräften meinen Mann zu stehn.

Dies erst recht, weil in unsern geistigen Kreisen allerlei grundsätzliche Kriegsgegner saßen, deren wohlgemeinte Jeremiaden den guten Verteidigungswillen des Volkes sehr gefährlich lähmen konnten. Diese theoretischen Bedenkenstifter galt es durch ein praktisches Gegenbeispiel möglichst schlagend zu entkräften. Der barbarische Verlauf des Krieges hat ihnen freilich Recht gegeben; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ihre blindwütige Friedensapostelei unsre Wehrkraft schlimm geschwächt und die feindliche Angriffskraft unterstützt hat. So begründet ihre humane Kritik an unsrer herrschenden Kaste war, sie traten zur Unzeit damit hervor; denn die gegnerischen Machthaber, die uns zum Kampf genötigt haben, waren und sind durchaus keine besseren Menschen, eher noch üblere Vergewaltiger, wie sich während des Krieges oft genug zeigte, auch bei der Verhandlung über den Waffenstillstand. In keinem anderen Land ist die geistige Garde so verblendet gegen die realpolitischen Erfordernisse der Volksehre; selbst ein Friedensfreund wie Barbusse schwört bis ins gräßlichste Gemetzel auf die gute Sache seiner Nation („man muß den Krieg töten in Deutschlands Bauch"). Als ich vor kurzem zur letzten Verteidigung ein Freiwilligen-Heer zu bilden vorschlug, um unsre Volksstimmung klären zu helfen und der Entente-Presse zu zeigen, daß wir auch ohne „höheren Befehl" die Hand noch am Gewehr hätten, da hat mir Käte Kollwitz sogar ein Wort Friedrichs des Großen ent-

gegengehalten: „Saatgut soll nicht vermahlen werden". Sie hat nur die Tatsache zu erwähnen vergessen, daß Friedrich dennoch Saatgut vermahlen ließ, als die höchste Gefahr es erforderte. Die Geschichte nennt ihn eben den Großen, weil ihm sein geistiges Willensziel höher galt als die leibliche Wohlfahrt; er hätte sich nicht, solange sein Heer noch stand, einen schmachvollen Waffenstillstand diktieren lassen, er wäre in Wahrheit lieber verhungert. Nun, hierüber zu streiten ist unfruchtbar, nachdem sich sattsam herausgestellt hat, daß Friedrichs Geist in seinem Volk nicht mehr lebt. Aber am Anfang des Krieges durfte man noch an einen besseren Ausgang glauben, und da mußte auf jeden Fall unser Selbsterhaltungstrieb verhüten, vor aller Welt die Eiterbeule unsrer inneren Politik aufzustechen; sie war eben noch nicht reif dazu.

Es wurde mir damals nicht leicht gemacht, meinen Willen durchzusetzen. Bei Ausbruch des Krieges befand ich mich in der Schweiz, um auf den Monte Rosa zu klettern; die ziemlich umständliche Rückfahrt nach Deutschland brachte mich zunächst bis Mannheim, und um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, wollte ich mich dort als Kriegsfreiwilliger melden. Aber meine Altersklasse war in den Listen nicht vorgemerkt; ich lief von Pontius zu Pilatus, man zuckte allenthalben die Achseln. Selbst höhere Offiziere zeigten wenig Verständnis für die Motive meiner Absicht, hatten höchstens ein leeres Kompliment dafür übrig; der Andrang der Freiwilligen war so groß, daß man es wohl für närrisch hielt, einen Graubart unter die Rekruten zu stecken. Sogar ein General sagte mir: „Wozu wollen Sie sich die Plackerei aufhalsen; Sie kommen ja garnicht hinaus an die Front. Bis Sie ausgebildet sind, ist der Krieg schon zu Ende, längstens in einem halben Jahr." Man hatte damals selbst an den leitenden Stellen offenbar keinen rechten Begriff, was ein Ringkampf mit England bedeutete; ohne Walther Rathenaus rettenden Gedanken der zentralen Rohstoff-Verwaltung wäre der Krieg wohl in der Tat nach einem halben Jahr zu Ende gewesen, bloß für Deutschland in schmählich anderer Weise, als jener General es sich dachte. Dann hätten wir heute keine soziale Republik, sondern eine Satrapen-Autokratie von Gnaden Englands und Amerikas, als bequemste Sklavenvogtei für den ausländischen Imperialismus. Daß außer dem nationalökonomischen Machtkampf auch noch starke sozialpolitische Gegensätze zwischen den Großstaaten zum Austrag drängten, also die militärische Fehde verschärfen, die diplomatischen Streitigkeiten verzwicken und die Entscheidung verschleppen mußten, das ist uns allen ja erst während des Krieges in ganzer Vertracktheit klar geworden. Immerhin hatte ich einige Ahnung davon, und umso nötiger schien es mir, ein öffentliches Beispiel zu geben, daß sich jeder bei dieser Weltumwälzung mit an die Walze zu

stellen habe. Da ich es auf gradem Weg nicht erreichen konnte, versuchte ich es schließlich von hinten herum; wie ich überhaupt die Bedeutung der Hintertüren in unserm behördlichen Betrieb gründlichst beim Militär kennen lernte. Durch den Reichstagsabgeordneten Bassermann, den ich zwar nicht als Parteiführer, aber als Kulturträger schätzte, wandte ich mich an den damaligen Kriegsminister, und nun fand ich das gewünschte Verständnis. Das Ministerium veranlaßte das stellvertretende Generalkommando meines Militärbezirks Altona, mich sofort in den Heeresdienst einzustellen, weil es „von der moralischen Wirkung des freiwilligen Eintritts Dehmels in der Öffentlichkeit überzeugt" sei (Schreiben vom 17. August 1914, Nr. 1486. 8. 14. C 1). Leider muß ich sagen, daß mir später ein solcher Beweis obrigkeitlicher Einsicht in die geistige Tragweite meines Entschlusses niemals wieder erbracht worden ist.

Am 26. August wurde ich ärztlich gemustert, felddienstfähig befunden und dem 1. Ersatz-Bataillon des 31. Infanterie-Regiments überwiesen. Ich bedaure es noch heute nicht, trotz der Enttäuschungen, die ich „draußen" erlebte. Durch die soldatische Ausbildung ist mir erst ganz klar geworden, welche erzieherische Bedeutung dem gemeinsamen Waffendienst innewohnt. Die meisten jungen Leute lernen da erst über ihren engen Gesichtskreis hinausblicken und auf das große Gesamtgefüge des menschlichen Handelns Acht geben. Man erfährt da eben am eigensten Leibe, wie das Gemeinschaftsgefühl jede Einzelkraft steigert und dadurch auch das Selbstgefühl hebt. In allen übrigen Schulanstalten dient umgekehrt die Geselligkeit dem geistigen Eigennutzen der Schüler, ihrer besonderen Vorbereitung für einen beliebigen Beruf; nur mittelbar werden die Zöglinge auf den Wert der einzelnen Bildungsziele für die allgemeine Wohlfahrt hingeleitet, und es bleibt ihrem Eigensinn überlassen, wie weit sie der Anleitung folgen wollen. Die Körperzucht des wehrhaften Mannes ist unmittelbar und unablässig auf die Pflege des Gemeinsinnes eingestellt; durch ein Gefüge planvoller Übungen wird die Aufmerksamkeit fortwährend auf plötzliche Befehle gerichtet, deren letzter Zweck das straffe Zusammenwirken von gegliederten Massen ist, immer unter dem Gesichtswinkel des entscheidenden Augenblicks, der gefahrvollen Überraschung. Das schärft die Geistesgegenwart; der Einzelne wird sich seines Wertes für die Mannszucht der ganzen Truppe bewußt, lernt so allmählich selber befehlen und in den Grenzen seiner Gehorsamspflicht selbständige Entschlüsse fassen. Sein Freiheitstrieb und sein Ordnungssinn werden an und in einander gefestigt, die Pflege des äußerlich aufrechten Wesens stärkt die innere Aufrichtigkeit; das ist der bleibende Gewinn für die ganze Lebensführung des Mannes. Was gegen die „Strammheit" dieses Drills — soweit es sich nicht um Ausschreitungen übler Vorgesetzter handelt —

grundsätzlich eingewendet wird, besonders von seiten unsrer Feinde, entspringt einem überspannten Freiheitsbegriff, der nicht der persönlichen Menschenwürde, sondern bloß egoistischer Willkür dient; er ist weder mit der deutschen Gesinnung noch mit der menschlichen Gesittung vereinbar, mögen andre Nationen noch so verbiestert ein selbstbetrügliches Spiel damit treiben. Den besten Beweis für den Freiheitswert der militärischen Disziplin bot vor dem Krieg die Organisation der deutschen Sozialdemokratie, die in keinem Land ihresgleichen hatte und nur dank dem musterhaften Einfluß unsrer soldatischen Schulung zustande kam. Auch der glatte Vollzug unsrer plötzlichen Revolution ist einzig dieser straffen Richtschnur unsrer Mannszucht zu verdanken.

Neben dem pädagogischen Militarismus lief aber leider noch ein anderer, der sich fortwährend mit ihm kreuzte und ihn vielfach hemmte und sogar lähmte: der bürokratische. In seinem grundsätzlichen Unfehlbarkeitsdünkel stak noch die ganze Dickköpfigkeit des Polizeidespotismus von Anno Tobak, bloß ohne dessen Gemütlichkeit. Der sogenannte Amtscharakter, den die preußische Staatsmaschine ihren Handlangern aufgepreßt hat, die Verkapselung jeder rein menschlichen Regung hinter der offiziellen Maske, war in der militärischen Uniform zur starrsten Vollendung ausgewachsen. Wieviel böses Blut hat im Heer zum Beispiel die alberne Pedanterie der außerdienstlichen Grußpflicht gemacht. Gerade die wesentlichsten Ziele des soldatischen Erziehungsbetriebes – Gemeinsinn, Selbstgefühl, Aufrichtigkeit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart – hintertrieb der halb polizistische, halb kanzlistische Verwaltungsbetrieb. Alles, was sich an üblen Sitten bei den Vorgesetzten spreizte, von der servilen „Schusterei" bis zur brutalen „Schinderei", stützte sich auf die heimliche Achse dieses Regierungsapparates: auf die Pflege des subalternen Geistes, die bis in die obersten Rangklassen reichte. Sie war schuld daran, daß sich die innere Kunst der altpreußischen Disziplin allmählich in ein geistloses Handwerk äußerlicher Dressur verkehrte. Nichts geschah mehr auf Treu und Glauben, alles bloß auf Bescheinigung hin, und schändlich oft war die nichts als Schein. Bei dem unaufhörlichen Tretmühlenkreislauf der papierenen Dienstbefehle hatte schließlich niemand mehr volle Selbständigkeit; es bildete sich eine besondere Fertigkeit aus, die Verfügungen weiterzuschieben und die Ausführung zu zerstückeln, weil keiner allein das Karnickel sein wollte, wenn etwas nicht klappte oder schief ging. Das hatte nichts mehr zu tun mit Arbeitsteilung, bei der doch jeder Mitarbeiter die volle Verantwortung seiner Leistung trägt; sondern hier wurde das Gefühl der Verantwortlichkeit, die Grundlage aller Tugenden, von vornherein in die Brüche getrieben, wurde im wirklichen Sinne des Wortes verzettelt. Was sich bei uns noch an „russischen Zu-

ständen" fristete, — tatsächlich mehr, als die Polizei erlaubte, — stammte meistens aus dieser Schiebungswirtschaft. Auch unsrer heillosen Scharfmacherei bot sie natürlich den handlichsten Schleifstein. Das ausländische Getobe darüber hätte uns trotzdem nicht kopfscheu machen sollen; die Säbeltyrannei war in den anderen Staaten genau so bissig wie bei uns, in Frankreich sogar verbissener, und auch Amerika hat sich im Handumdrehn auf den Chauvinismus eingestellt. Das Militärsystem ist allenthalben bloß das Exekutiv-Institut für den Durchschnittsgeist des oberen Mittelstandes, und der huldigt jetzt noch überall — höchstens Rußland ausgenommen — dem irrsinnig herrschsüchtigen Geschäftsgeist unsers berühmten Großbetriebsrummels.

Es gäbe ein sehr einfaches Mittel, die Amtsmaschine gründlich vom Unrat zu säubern: die Obrigkeit habe endlich den Mut, den berüchtigten „Dienstweg" auszuschalten! Es gab keinen aktiven Offizier, der nicht unter vier Augen darauf schimpfte, und gerade in den oberen Rängen wünschte man oft ein freieres Verfahren; bloß — „wascht mir den Pelz, aber macht mich nicht naß!" Die Säuberung ist leichter gesagt als getan, denn die beiden Angelpunkte des Militärsystems, Erziehung und Verwaltung, sind untrennbar aneinander gebunden, und kein Vorgesetzter läßt es sich gern gefallen, daß über seinen Kopf weg ein Untergebener mit einer höheren Stelle verhandelt; da steht nicht bloß der persönliche Respekt, sondern am Ende die Autorität der ganzen Kaste auf dem Spiel. Trotzdem wird der erweiterte Horizont des großstaatlichen Volksgeistes alle Amtspersonen jetzt nötigen, die alten Kleinstaat-Scheuklappen abzulegen. Ich glaube zwar nicht, daß irgendein Regierungssystem, gleichviel ob demokratisches oder aristokratisches, an und für sich vortrefflicher als ein anderes funktioniert; es kommt überall nur darauf an, was für Hände oder vielmehr Köpfe den Drehkreisel treiben. Aber unsre behördliche Tretmühle war offensichtlich so ausgeleiert, daß bloß noch die stumpfsinnigsten Handlanger mit Vergnügen dran weiterschufteten; und da uns rührige Hände und Köpfe, das heißt vor allem rührige Herzen, für die Zukunft mehr als jemals nottun, mußte eben deshalb ein neuer Dreh einsetzen, der neue Kräfte auf den Spielplan zieht und neue Fähigkeiten hervorlockt. Dazu muß nun als kräftigstes Hilfsmittel auch die Überspringung des Dienstweges freistehn, natürlich mit verschärfter Verantwortung. Zumal im militärischen Dienst würde die stete Möglichkeit, unmittelbar an die Stelle heranzutreten, bei der man etwas durchsetzen will, wofür man wirklich durchs Feuer gehn kann, den Wert der Persönlichkeit ungemein steigern, also auch die Würde des ganzen Standes. Gerade die fähigsten Soldaten, Vorgesetzte wie Untergebene, leisten am wenigsten nach dem Schema F, das der „Kommißbock" über alles schätzt. Wie oft ist es im Feld vorgekommen, wo die Schablone aus dem Leim ging, daß Offiziere, denen der Garnisonklatsch die sogenannte Schneidig-

keit absprach, sich plötzlich als die tüchtigsten Führer entpuppten, während die schneidigen versagten! Und Hindenburg, trotz unsrer bedrängten Lage jetzt der allseits warm verehrte, war er nicht gleichfalls schon kaltgestellt im Gamaschendienst von Gottes Gnaden?! Alles, was während des Krieges nicht klappte, bei den Truppenbewegungen im ersten Jahr, beim Nachschub der Munitionskolonnen, beim Verpflegungsdienst hinter den Fronten, auch beim Ernährungsbetrieb in der Heimat und bei der Kontrolle der Munitionsfabriken, ging letzten Endes immer zurück auf die schauderhafte Gewundenheit und oft genug auch Gerissenheit der bürokratischen Zettelschieberei, auf die grundsätzlich begünstigte Züchtung der Wichtigtuer und Gelegenheitsmacher.

Wir haben trotzdem mehr geleistet, als uns das feindliche Ausland zugetraut hatte. Wir haben in diesen vier Kriegsjahren eine seelische Aufrüttelung unsers Gemeinwesens, das heißt unsers wirklichen Kraftbestandes errungen, wie weitere vierzig Friedensjahre sie uns wahrscheinlich nicht beigebracht hätten; über diesen inneren Sieg, der sich mit beispielloser Sanftmut vollzog, dürfen wir uns mit bestem Gewissen freuen, trotz der schmerzlichen Opfer an Blut und Gut. Es wird auch immer ein großes Ereignis in der Völkergeschichte bleiben, daß sich Deutschland gegen die anderen Großmächte – Amerika war von Anfang an mitverschworen – jahrelang behauptet hat. Aber für die Menschheitsgeschichte wird das so gut wie nichts bedeuten, wenn es jetzt nicht alle Kräfte zusammenrafft, um sich auch in sich selbst zu behaupten: gegen das überwuchernde Wachstum des Eigennutzens und Eigendünkels, das schließlich Geist und Gemüt erstickt und damit auch den tatkräftigen Willen. Gewinnsucht und Machtsucht züchten kein Herrschervolk, das auf die Dauer bestehen will, sondern höchstens einen Streberstaat von herrischen Kulis und Lakaien; er versinkt unaufhaltsam in eitle Genußsucht, aus Mangel an seelisch erhebenden Zielen, und Genußsucht ist die Todfeindin jeder selbstlosen Schaffenslust. Nur ein mitmenschlich gesinntes Volk ist vor zersetzenden Umtrieben sicher, kann ein Vorbild beständiger Tüchtigkeit werden, dem andere Völker sich willig fügen und günstigenfalls auch einfügen. Das hat nichts zu tun mit Herren- und Sklaven-Moral; das beruht einfach auf dem Grundgesetz des gesunden Menschenverstandes, und der ist auf die Dauer doch mächtiger als aller Größenwahn unserer Selbstsucht. Es ist der einzige Sinn und Segen in dem fluchwürdigen Wahnsinn dieses Krieges, daß er die Menschheit hoffentlich überführt hat, wie sehr wir alle, Freund und Feind, aufeinander angewiesen sind, auf das bißchen guten Willen in uns. Freilich, jeder noch so klare Gedanke, jedes noch so reine Gefühl ist von irgendeinem Standpunkt aus anfechtbar; aber der Hochsinn und die Gemütstiefe, woraus

sie entspringen und weiterwirken, ist unter allen Umständen unüberwindlich. Die Ehrfurcht vor wahrhafter Seelengröße ist unabhängig vom Kampf der Meinungen; sie erzeugt zuguterletzt auch im Gegner ein unwillkürliches Mitgefühl.

Hermann Stehrs „Heiligenhof"*

von Moritz Heimann

Was tut ein Dichter? Er stellt uns etwas vor Augen oder erzählt uns etwas, ein vorgegeben Wirkliches, immer, um uns damit etwas zu „sagen", und wäre es auch nur, wie schön oder merkwürdig das Erzählte ist und wie viel Begabung dazu gehörte, es zu entdecken und in Worte zu fassen. Nirgend ist dabei etwas Absichtloses; und doch hieße das erst etwas Wirkliches, das erst hieße Natur. Es gibt in dem ganzen Komplex eines Dichtwerks nur einen Punkt, einen imaginären noch dazu, wohin die Absicht des Dichters nicht zu reichen vermag; das ist er selbst, der Dichter, der Namenlose, das Individuum; und dort allein ist Wirklichkeit im eigentlichen Sinne. Die dichtende Kraft, nicht das Werk, ist ein Stück Natur.

Dennoch wissen wir aus der Erfahrung, daß zum Beispiel eine Erzählung sich vor unsrer Phantasie vollständig von ihrem Verfasser loslösen kann und wir beim Lesen schließlich nicht bloß in einer gespielten und geträumten Welt zu leben vermeinen, sondern in derselben, die jenseits unsrer Türschwelle anfängt. Wodurch der Dichter diese jedermann gewohnte, nichtsdestoweniger erstaunliche Wirkung hervorbringt, das beruht auf vielen, sich miteinander verwebenden Gründen, Gründen von höchst verschiedenem Rang. Der gemeinste ist die durchschnittliche Art der Menschen, oberflächlich zu sehen, sich nur ungefähr zu erinnern und sich darum leicht etwas vorreden zu lassen; ein feinerer ist die schlummernde Produktivität auch des Lesers, die, leicht erweckt, an die Stelle des ihr zugerufenen Wortes ihren eigenen Gehalt setzt. Der tiefste und seltenste ist des Dichters Genialität, die Mächte und die Erscheinungen des Lebens in ihrem Gesetz, das heißt in ihrer Menschlichkeit, so durchzufühlen, daß jeder, überrascht wie man immer nur von dem Vertrautesten wird, in dem Vorgestellten und in der Vorstellung sich selbst wiedererkennt.

Stehr ist ein Dichter von dieser Genialität. Und er, der jeden Zug deutet und der fast eingestandenermaßen mit jedem etwas „sagen" will, bringt dennoch eine Realität zustande, die ganz auf ihrem eigenen Recht zu stehen scheint. Die Dichter, unvermögend, dem etwas hinzuzutun,

* S. Fischer, Verlag, Berlin 1918. 2 Bände.

womit sie überzeugen, wenden Mittel an, zu überreden. Jean Paul, und viele Humoristen neigen dazu, bedient sich eines Trucs: er stellt sich, als ob er seine Geschichten und Gestalten nicht erst erfände, sondern die längst und ohne ihn bekannten kommentierte; er ist darin so unschuldig raffiniert, daß er, zum Beispiel im „Titan", wichtige Tatsachen der Erzählung in eine Anmerkung unter den Text verweist – wie dürfte man da noch zweifeln, daß er von wirklichen Dingen spricht? Stehrs dichterischer Charakter, von halluzinatorischer Mächtigkeit wie er ist, schließt Mittel und Methoden dieser Art im Grunde aus; um so erstaunlicher ist es, Spuren davon gerade im „Heiligenhof" zu finden, einem Buch, das Stehrs schweren, wie Jakob mit dem Engel ringenden Ernst, sein Weltbekenntnis, seinen tiefen Gesang der Seele und der Sinne in sich gefaßt hat. Es war wohl der Einfluß des „Emanuel Quint"', der Stehr seine Erzählung, wenn auch erfreulicherweise ohne Konsequenz, als einen Bericht nach Quellen ausgeben ließ; ein Verfahren, worin sich ein modernes, an dem klassischen Dichter, zum Beispiel auch dem der isländischen Sagas, unmögliches Mißverständnis des Ranges und Wertes einer Urkunde ausspricht. Mir scheint es sowohl gegen die Würde wie gegen die Bescheidenheit der poetischen Erfindung zu verstoßen. Es ist ein rein artistisches Mittel, die Glaubwürdigkeit zu erhöhen, – ein Mittel obenein, das nur auf den Leser wirkt, der es durchschaut, wodurch eben diesem Leser zugemutet wird, an einem falschen Begriff der poetischen Fiktion mitzuspielen. Und im „Heiligenhof" brauchte es eines solchen Mittels etwa so, als ob man in einen Strom eine Kanne Wasser gösse. Die Vorhandenheit, die Wirklichkeit in diesem Buche ist so überwältigend, daß alles daran, was Buch ist, Komposition und Durchbrechung der Komposition, Weg, Seitenweg und Abweg, Sturm des Gelingens und Wöchnerinnenermattung, nur immer dazu beiträgt, uns den Eindruck zu geben: hier wird in einem ganz ungewöhnlichen Sinne geschaffen. In einem Stil, der von Anfang an das Äußerste will, voll Pathos, das Rhetorische nicht scheuend, gewitternd in Bildern, barock, befehlend, mythisch, eine beherrschte und rhythmische Konvulsion, vermag Stehr episch und realistisch zu sein; – so schaffend ist seine Phantasie.

Er baut eine Landschaft auf, die in einem Grade wesenhaft ist, daß sie aus ihrer geologischen Struktur hervorgegangen scheint; er türmt die Hügel und Berge, furcht ihre Täler hinein, läßt Wälder aufrauschen und Bach und Fluß ihre Wellen treiben. Dahinein setzt er Dörfer und besiedelt sie mit Menschen; nicht nur den Individuen, deren er einige Dutzend heraushebt, sondern den Dörfern selbst gibt er Charakter, jedem seine besondere religiöse und soziale, sogar seine physiologische Unterscheidbarkeit, jedem eine fortwirkende Überlieferung; er teilt die Fluren ein und zieht die Wege; er

kocht diese Dörfer und Höfe in ihrer Abgeschiedenheit wie in einem Kessel ein und führt die Röhren, durch die sie mit dem Leben der Gesamtnation in Verbindung stehen. Alles das hüllt er mit solcher Magie in Atmosphäre ein und überwölbt es mit Himmel, daß der Stern Erde, der es trägt, an der seligen Bitterkeit des Menschenherzens teilzuhaben scheint. Wo wäre noch ein Dichter, so unerschöpflich beredt, das Geisterwesen des Lichts, der Luft und der Wolke, den Mythos der Existenz von Pflanzen und Tieren, das warnende Wort in allem Unbelebten vernehmlich zu machen? Merkwürdigerweise geht durch die Gotteswahrheit seiner Landschaft ein feiner Riß bürgerlich-geographischer Willkür und Unstimmigkeit: der Roman spielt in Westfalen; und wer diesen Dichter auch nur obenhin kennt, wird sich darüber wundern. In der Tat bekommen wir ein sehr schlesisches Westfalen, und zuweilen lächelt man, wird nicht selten aber auch aus der Illusion gestört, wenn die Liebkosungsworte, Namen und Gewohnheiten aus der Heimat des Dichters ins Westfälische hineinklingen; mehr noch, wenn in den breiten und wichtigen religiösen Partien durch das Wiedertäuferische die eigentümliche Farbe des schlesischen Sektierertums hindurchschlägt. Am Ende aber müssen wir gestehen, daß auch dieser gewiß nicht kleine und scheinbar leicht zu verbessernde Fehler doch der visionären Echtheit des Ganzen dient und daß die Versetzung des Romans auf Stehrs urvertrauten Heimatsboden eine der subtilsten und dabei notwendigsten Wirkungen vereitelt hätte.

Die nämlich, daß der Held des Buches den Weg, den er zu gehen und zu büßen hat, einen Weg ins gänzlich Vereinzelte, Überhobene und Eifersüchtige der seelisch-geistigen Existenz, als gleichsam in eine fremde Landschaft Verbannter uns ungestörter vollenden zu können scheint, als wenn wir ihn in seinen natürlicheren, den schlesischen Bedingungen sähen. Der Fehler und die Beunruhigung durch ihn lassen uns den Mann, anfangs räumlich, darnach geistig, nie ganz heimisch empfinden. Und das ist um so wichtiger, als er, von Beruf ein Bauer, sozial über seine Klasse nicht hinausgehoben, durch einen zufälligen Bildungsgang ihr nicht entfremdet, etwas Titanisches unternimmt, einen Kampf mit Gott auf Leben und Tod, eine unnachgiebige Prüfung unsers menschlichen Schicksals auf seinen Gehalt an Sinn.

Er ist natürlich kein Bauer von gewöhnlichem Schlag, dieser Andreas Sintlinger, und was ihn in die Leidenschaft des Denkens verführt, ist kein Buch, das ihm etwa der Zufall in die Hände gespielt hätte, oder ein Anlaß von ähnlichem Belang. Er ist der Sproß und Erbe eines Geschlechtes, das von alters her auf seiner einen Hügel krönenden Bauernburg sitzt und das vom Dichter folgendermaßen geschildert wird: „Die Sintlinger mußten in frühester Zeit durch eine Ausheirat einen solch kräftigen wallonischen Stoß erhalten haben, daß sie aussahen, als seien

sie über dem Rhein her aus Brabant eingewandert. Eher unter Mittelmaß, klein und zäh wie ein Wurfholz, scharf wie ein Messer, immer lärmend wie eine rollende Trommel tobten diese braunen, unheiligen Menschen nicht nur in den Furchen ihrer Äcker, sondern in der ganzen Gegend umher, unbekümmert um die Verletzungen, durch die allein sie den Nächsten nahetraten, gleichgültig aber auch gegen die fast verächtliche Scheu, mit denen man ihnen allenthalben begegnete." Andreas ist mit Haut und Haar von dieser Rasse; als er mit kaum zwanzig Jahren in den Besitz des väterlichen Hofes kommt, scheint das böseste, wildeste Blut seiner Ahnen wieder aufzuschäumen, von lachender Raserei bei der Arbeit, durch die Wirtshäuser tobend und nur durch einen Zug von Ritterlichkeit immer vor der äußersten Befleckung geschützt. Man merkt ihm an, daß die Leidenschaft in ihm wie ein Feuer ist, Gemeines zu verzehren, wenn es nicht anders geht, am liebsten aber einen dunklen Goldschatz bis in die heiligste Reinheit zu läutern. Wer ein Schicksal in sich trägt, dem begegnet es von draußen. Andreas ist verständlicherweise den Mädchen der Nachbarschaft ein Gegenstand des Grauens und des Verlangens; aber kein heimlicher Wunsch vermag den Wildling zu erreichen; bis er eines Tages die schönste an Leib und Seele von allen trifft und der Blitz in ihn einschlägt. Die Szene dieser Begegnung, seine jähe, zugleich demütige und gewalttätige Werbung und das bezwungene Widerstreben des Mädchens, ist von großem, frühlingshaftem Zauber. Ein Jahr lang hat er noch den Vater des schönen Mädchens zu belagern; dann heiratet er, und auf dem Sintlingerhof beginnt ein neues Leben.

Nicht ganz ein neues Leben. Zwar Johanna, sein Weib, schaltet wie ein guter Geist, wie sein guter Geist drinnen und draußen. Aber das Wilde, Suchende, Unbefriedigte seiner Natur sammelt sich aus dem Hinschmelzen der Liebesleidenschaft immer wieder; Anfälle der alten Trunksucht bleiben nicht aus; und zuweilen erfährt er Augenblicke einer rätselhaften Ernüchterung und Enttäuschung, eines ratlosen Schreckens wie vor einem Krug, der leer bleibt, obgleich das Wasser immer in ihn hineinläuft. Ein Kind wird geboren. Nur ein Mädchen. Und es ist blind. (Wie erst die Mutter, viel später der Vater diese Entdeckung macht, jedes auf seine, auch das zukünftige Verhalten schon vorzeichnende Weise, ist eine der tausend Schönheiten des Buches an Phantasie, Herzenskenntnis und zarter Gewalt des Wortes.)

Ein blindes Kind im Haus, was wäre das den meisten Menschen anderes als ein großes, mit der Zeit triviales Unglück?! Als ein Unglück nimmt es auch Johanna, aber sie nimmt es mit der wachen inneren Erschrockenheit und Demut eines frommen Herzens, und das Kind ist lieblich anzusehen und fordert von der liebenden Güte der Mutter keine

Selbstüberwindung. Anders steht es um den Bauern. Für ihn ist die Entdeckung der Blindheit des Töchterchens, nach Monaten, in denen er ein Rätsel geahnt und in wachsender Erregung umwittert hat, ein Schlag, eine kurze Betäubung und endlich ein Hervorlodern seines heiligen, wollenden Feuers. Sein bisher physisch explodierendes Selbstgefühl wird geistig; er würde nicht mehr leben können vor erniedrigtem Stolz, wenn mit der Blindheit seines Töchterchens ein gemeiner Zufall ihn heimgesucht hätte. Seine adelige, wiewohl noch getrübte Kraft verlangt einen Sinn von dem Geschick, und einen auszeichnenden obenein.

Am Morgen nach der Entdeckung steht er vor dem Bette der Tochter, sie heißt Helene, und vor seiner weichen Stimme öffnet sie die Lider. „Die Augen blühten in stiller Klarheit auf und standen regungslos wie horchende Spiegel. Es war das Sehen eines Lauschens in ihnen, ein umgekehrter Blick, so, als breite sich die Welt nicht draußen vor ihnen aus, als zöge alles durch die Tiefen ihres Innern vorüber. Und wenn er redete, erwachte nicht das Sehfeuer in ihnen; kein glückhaftes Zucken des Verstehens, keine von den wandelbaren Lichtwolken kam und schwand durch das Firmament der Iris. Auf dem Grunde erwachte ein Leuchten von einer so seligen Schönheit, als ergieße sich in ihre Gründe der Schimmer, der nach dem Glauben der Frommen von den Toren Gottes ausgeht." Nur ein kleiner Schritt der Gedanken, nur ein kleiner Entschluß, und er sagt sich: „Nein, dieses, sein Kind war nicht blind, es war auf eine andere, geheimnisvollere Art sehend als die gewöhnlichen Menschen. Wir schauen mit Hilfe der Dinge in die Welt, in diesen Augen schimmerte klar das Licht, das wir anderen mühsam und dunkel durch die Formen der Wesen ahnen."

Wie ein Mensch, dem ein Wunder geschieht, wenn er nur den rechten Mut zu seinem Erlebnis hat, sich mit der ganzen übrigen Welt entzweien muß, so wird der Sintlinger durch die Begnadigung, als die er die Blindheit des Kindes ansieht, über die Menschen erhoben und isoliert. So weit unter sich sieht er sie alle, daß er ihnen allen wohltun kann und er in Handel und Wandel ein Heiliger wird. Aber der Keim der Tragödie ist in ihn gelegt und zersprengt, als seine Wurzeln sich immer gewaltiger ausbreiten, das Gefäß. Er wird ein Gott- und Welterfinder; er steht siegreich allein inmitten alles dessen, was er liebt; bis doch zwei Mächte ihn erschüttern und durchkreuzen: die eine das souveräne, nur dem eigenen Gesetz gehorsame Leben Helenes, die andere eine fremde Stimme, die von außen zu ihm herruft und die eine tiefere, revoltantere Göttlichkeit der Seele zu verkünden weiß als er.

Diese Stimme gehört einem Manne mit Namen Faber an, einem Exilierten des Geistes, der, unstät und flüchtig auf Erden, geheimnisvoll auftaucht, wo die menschliche Gemeinschaft nach Freiheit lechzt, der

Macht über die Herzen gewinnt und verliert, der ins Dunkel verschwindet und unversehens wiedererscheint. Die Legende will ihn umspinnen; wir aber, ich meine die Leser Stehrs, kennen ihn, und zwar schon lange: er ist jener schlesische Volksschullehrer, der uns vor Jahren in den „Drei Nächten" sein Leben erzählt hat; er wird uns, wieder nach Jahren, noch einmal, als Vollendeter, begegnen. Faber hat sich zum Organisator eines westfälischen Bergarbeiterstreiks aufgeworfen, bald aber, nach anfänglichem gegen alle Parteien durchgesetztem Erfolg, die Massen aus der Hand verloren; die Worte, durch die er in einer Versammlung die Katastrophe heraufbeschört, finden auch bis zum Sintlinger hin: Männer, Menschen, ihr alle seid so ewig und göttlich wie der Himmel mit allen Wundern über euch ... Könige sind wie der Atem eueres Mundes, und selbst Gott vermögt ihr zu zwingen. Der letzte Satz ist es, der in das Geistesgefüge des Sintlingers wie ein Keil eindringt und alles verschiebt. Er verhöhnt, er verlacht ihn, aber er kann sich nicht davor retten und schlägt sich, wo er geht und steht, damit herum. Seine Spekulation ist tollkühn und wieder ein Ausdruck einer das Letzte, das Unmögliche begehrenden Natur. Denn seine bisherige, unermüdlichem Grübeln abgerungene und gegen die Gläubigkeit seiner liebsten Menschen herrisch verfochtene Erkenntnis lautete, daß Gott unter dem Gesetz stehe, daß Gott das Gesetz, er selber, sei. Gott muß den losgelassenen Stein zur Erde fallen und die Wolken vor dem Winde fliegen lassen; daß er es muß, das ist Er; wenn er auch anders könnte, wäre er wie ein Mensch, der sich selbst das Leben nimmt. Die blinde Helene, das ist die himmlischer als andre Menschen, die allseelenhaft sehende Helene, kann niemals ein irdisch sehendes, an den Sinn, der eine Fessel mehr ist, gebundenes Mädchen werden; die Hoffnung darauf, die zum Beispiel in Johanna nicht zum Schweigen kommt und von ihrem Gott lebt, ist eine Blasphemie! Um es vorwegzunehmen, Stehr ist ein Dichter; das heißt kein Theologe, sondern ein Psychologe. Nicht der Inhalt der Gedanken Sintlingers, sondern ihre Intensität und urpersönliche Notwendigkeit soll uns hinreißen. Und diese Intensität ist freilich ungeheuer, ist Hybris und vermessener Stolz, — und findet es unerträglich, daß ihr ein noch höher gestiegener Menschenstolz zusetzt. Wieder ist es sein Selbstgefühl, das durch Fabers Wort, wie ein üppiges Roß durch den Sporn, entfesselt wird. Denn wenn die Seele eines Menschen Macht über Gott besitzt, wie? Dann hätte auch er, Andreas, sein Kind so geschaffen wie es war! „Dann war er, der Sintlinger, entweder ein Scheusal, das nicht zu leben verdiente, oder ein solch heiliger Mensch, daß er sich vor sich selber fürchten mußte. Das erstere, wenn, wie alle glaubten, Helene wirklich blind war, das andere, wenn sie nach seiner Ansicht schon im diesseitigen Leben tiefer in die außerirdische Macht hineingerückt sei."

Man versteht, daß eine so aberwitzige Konsequenz nicht von ungefähr, durch den Zufall eines fremden Wortes in einem Menschen aufgeregt wird; Faber ist des Heilgenbauern Versucher und Bruder, sein Doppelgänger und Spiegelbild, und darum kann er in ihn eindringen, ihn verwirren und steigern. Wenn er leiblich in den Daseinskreis des Bauern tritt, wird er in einer so zugleich natürlichen und geheimnisvollen Weise vorverkündet und eingeführt, daß wir dieselbe Erwartung, denselben Eindruck einer alles beherrschenden Größe von ihm haben wie der Bauer; wenn er spricht, ist nicht zu leugnen, daß wir ein wenig enttäuscht sind. Seine Weisheit soll durch sich selbst gelten und wirken, und dazu ist sie nicht unerhört genug; wir kennen sie aus China, Indien und unserem Mittelalter. Darunter leidet auch sein letztes Auftreten, als er den zerstörten Bauern, der durch die Heilung der Blinden sein ganzes Gedankengebäude, durch ihre Weibschaft seinen zärtesten Seelenbesitz und durch ihren Selbstmord jeden Zusammenhang mit Gott und der Welt vernichtet sieht, aus seiner schrecklichen Wirrnis und Wüste mit schonend fester Hand wieder ins Leben führt.

So nämlich endet das Mädchen, und so wird des Heiligenbauern geistig-seelisches Experiment widerlegt. Durch die ganze Kinderzeit und lange darüber hinaus ist Helene ihrem Vater eine Bestätigung und ein von Tag zu Tag überschwänglich wachsendes Glück. Sie ist nicht ärmer als normale Menschen durch ihre Blindheit, sondern unmeßbar, unfaßbar reicher. Sie braucht keine Augen, denn der ursprünglichste, dumpfeste und primitivste aller Sinne, das Gefühl, ist bei ihr so fein entwickelt, „als säße unsichtbar unter jedem Fingerspitzchen ein lichthungriges Auge und trinke den Sonnenstrahl." Wie von Kaspar Hauser berichtet wird, daß er Metalle, Wasseradern, Friedhöfe von weitem gewittert habe und daß alle Tiere zutraulich um ihn herumgespielt hätten, solange wenigstens bis er zum ersten Male Fleisch aß, so steht auch Helene, ein elementarischer Geist und doch eine unsterbliche Menschenseele, mit dem die Natur durchflutenden Äther im wechselseitigen Geben und Nehmen. Sie hört das Gras wachsen und die Farben singen; sie hat das zweite Gesicht, ob ihr auch das erste fehlt; sie tanzt ihre Kreise nicht weniger sicher, als die Wolke durch den Himmelsraum schwimmt. Und sie wird das Wunder der ganzen Umgegend; wer ihr naht, erlebt die entscheidende Wandlung seines Schicksals, die bitter gültige Prüfung seines Charakters; Lebensläufe von höchstem, auflösend süßem Zauber hat der Dichter, ihr zu Ehren, in den ihrigen verflochten. Ja, die Welle, die ihr Kinderhauch in der Luft erregt, wird zu einer Bewegung von fast historischer Größe, indem alte, schon vergessene Sektiererei an ihrem unverstandenen Zauber wieder lebendig wird und die ganze Landschaft in religiöse Stürme aufrüttelt.

Aber diese kleine Heilige ist ein Mädchen, und in ihr reift ein Weib. Ich

weiß keinen Dichter, der diesen durch Leib und Seele zuckenden Prozeß, diesen angstvoll würgenden und süß ermattenden Krampf je so verstanden, mit so göttlich gelassenem Vater- und Mutterblick angeschaut hätte, wie Stehr die Blüte Helenes; alles Ähnliche ist grob und stumpf daneben. Und schließlich kommt die Liebe wie ein Erdbeben über sie; ihr Vater gewahrt es als ein Verzweifelnder: Die Grunderschütterung zerreißt den Schleier vor ihren Augen; sie sieht; sie ist der irdischen Erde geschenkt und ihrem Himmel für immer geraubt. Aber das neue Klima ist zu rauh für sie; und als sie erkennt, daß ihr Geliebter mit selbstzerstörerischer Wut sich vor ihrer Reinheit in die Niederungen der Sinne flüchtet, geht sie in den Teich.

Und so siegt am Ende in ihrem Gewähren und Versagen diese, diese Welt, und das Luftgebäude eines die Welt schaffen wollenden Gemütes zerstiebt; eine Allegorie von tausend Seiten im Gewande eines Romans, der so von Wirklichkeit trächtig ist, daß er mehr als zwei Dutzend individuelle Menschenschicksale in sich bildend und bauend zusammenhält. Wenn auch das Ende dem titanischen Streben Resignation auferlegt, hier ist doch gegen die Wände unsres menschlichen Gefängnisses angestürmt, wie in unsrer Zeit kaum irgendwo; das meiste Moderne ist daneben nur „gedacht", nur Schulweisheit, Überlieferung, Gewöhnung – denn die Schriftsteller haben sich sogar an die Metaphysik gewöhnt. Stehr ist seine eigene Kirche; er ist sogar sein eigenes Konventikel.

Er ist auf die „Seele" aus; und so jagt er seine Menschen in Weißglut und läßt sie hinüberwogen in das, was er das Göttliche nennt, was er als das Göttliche erkannt zu haben glaubt; eine gewaltige Atmosphäre von geisterhaft stürmischem Licht. Alle seine Menschen erscheinen infolgedessen aufs höchste empfindsam, wie mit einer Haut von zartesten Nerven umsponnen, mit der sie das Unwißbare spüren. Dabei sind sie alle dennoch derb, vorhanden, tüchtig, praktisch in ihrem Geschäft. Sie sind Gleichnisse von Stehr selbst, der kräftig am Tisch sitzt, trinkt und lacht und in jedem Augenblick seiner mystischen Dunkelheit und seiner mystischen Helle sicher ist. Er weiß auch, daß schließlich selbst die „Seele", – denn Stumpfe und Dumpfe gibt es auch bei ihm, und nur auf wen das Licht des Dichters fällt, daß er ihn zum Helden nimmt, hat eigentlich „Seele" – daß schließlich auch die "Seele" Rangordnungen schafft, so gut wie der Geist oder die Leidenschaft oder die Macht, – ist sie damit nicht als ausschließliches Prinzip widerlegt? Gestalten und Gestaltung eines Dichters sind in jedem Satz und Teil ein Abbild seiner gesamten Geistesanlage; sodaß der eine mit lauter Licht, der andre mit lauter Nacht malt, einer mit lauter Genuß, ein andrer mit lauter Grauen. Stehr malt mit lauter Stehr; und ist darum nicht minder wahr, ja nicht einmal minder wirklich.

Ich habe, als ich das Schema des Romans nachzog, Helenes Geliebten

erst zum Schluß zu erwähnen brauchen; im Buch werden die Fäden zwischen den beiden früh gesponnen. Dem Hof der Sintlinger steht ein anderer Bauernhof in traditioneller Familienfeindschaft gegenüber, sein jüngster Sohn, Peter, wirbelt schon als Kind in den Bezirk des Heiligenhofes herein. Die Feindschaft zwischen den beiden Häusern ist eine der Hauptthemen des Buches, und Stehr hat sie alle — diese Feindschaft und die sie durchbrechende Liebe, das blinde Kind, den Kampf des Andreas mit Gott in seinen verschiedenen Schichten: als Kampf mit der Kirchenlehre, mit den Sektierern, mit Faber und, den schönsten, mit seiner Frau, die er liebt und der er leise abwendig ist, weil er sich über sie erhebt, als ein rastloser Sucher dessen, was sie als Seelenmitgift in sich trägt; alles zusammen seinen Kampf gegen sich selbst, um sich selbst, — er hat sie und viele Seitenthemen dazu mit Meisterschaft kontrapunktisch geführt, mit einer Brucknerischen Symphonie auch darin wetteifernd, daß noch das kleinste Motiv nicht nur dient, sondern von musikalischem, melodischem Eigendasein leuchtet. —

Es ist an die zwanzig Jahre her, daß ich im Schulhause zu Pohldorf, in der Grafschaft Glatz, wo Stehr seine gut hundert Kinder weidete, allabendlich dem Dichter zuhörte, der seine zwei großen Romane, den „Begrabenen Gott" und die „Drei Nächte", vorlas. Die Zeit hat sie ihm nicht willfährig von den Lippen genommen, sie hat sie ihm in die Kehle zurückgestoßen, so daß er an seinem eigenen Geschenk zu würgen hatte und fast daran erstickte. In diesem Frühjahr sprach ich mit einem Manne, der es sich zum Beruf gesetzt hat, über den neuen deutschen Roman, insbesondere über den, der eine Wahlverwandtschaft zu der großen russischen Literatur hat, zu schreiben: er kannte keine Zeile von Stehr. Und die, deren es einige gibt, die Stehr verehren, auch sie hören immerhin schneller an ihm vorbei, als an jedem Erfolg, auch dem des Schlechten, und glauben wohl Gnade zu erweisen, wo sie Gnade empfingen. So steht es darum; „'s ist Zeit, 's ist Zeit."

Politische Chronik: Der Bankrott und die Bankrotteure/ von Junius

I

Wilhelm II. ist unrühmlich vom Throne gesunken. Am 9. November 1918 machte er, gezwungen, seiner Herrschaft ein Ende. Dreißig Jahre lang hat er in allen Lichtern und Farben einer Talmi-Sonne gestrahlt; und dreißig Jahre hindurch hat er unter den

Krämpfen seines mißverstandenen Gottesgnadentums, die Kraft und Größe vortäuschen sollten, sein Preußen-Deutschland zuschanden regiert. Welch ein Ende für das stattliche Haus, das zwischen Friedrich dem Großen und Bismarck immerhin mit einigem Geschick gebaut und umgebaut worden war, bis es durch die komplizierte Schuld — wie der Politiker und Moralist sagen muß — von Personen, Parteien, Interessengruppen und fast sämtlichen Spielarten des freien und des beamteten Geistes Risse und Sprünge bekam und schließlich barst. Es besaß alles, um Stürme und Erdbeben zu überdauern: Arbeitswillen und Arbeitsintelligenz, Anständigkeiten und Tüchtigkeiten und Brauchbarkeiten die Menge; nur eines fehlte ihm, um ihm die Anpassung an neue Zeiten und Ideale zu ermöglichen: die Wärme und Weite des Geistes, der die Grenzen der Gewaltbeherrschung von Menschen erkannte. Dürfen wir, mitten im heutigen Erlebnis, wo die deutsche Revolution durchs Land braust, wo die Dämme bisheriger gesellschaftlicher und staatlicher Ordnungen bersten und wir dem Loch einer dunklen Zukunft entgegenschwanken, — dürfen wir nicht wenigstens heute die Gewohnheitslüge des Nekrologs von uns weisen und diesen gewesenen dritten deutschen Kaiser einen Schädling an unser aller Geschick nennen? Ein letzter Blick auf diese unselige Periode unserer Geschichte kann an diesem Manne nicht verzeihend und „alles verstehend‘ vorbeischielen, er muß ihn als Repräsentanten einer falschen Staatskunst, einer falschen Sittlichkeit, eines falschen Systems der Menschenbehandlung, einer entarteten Geistigkeit und einer tief verschuldeten Gesellschaft zeigen. Aber darum ist die Schuld, die wir ihm aufbürden, ja nicht weniger die aller übrigen Träger der deutschen Geistigkeit und der deutschen Gesellschaft, die sich unkritisch, aus Feigheit und aus Selbstsucht, vor den Wagen des Kapitalismus und Imperialismus hat spannen lassen. Mit einem Fluch auf den Lippen nehmen wir Abschied, und zugleich mit dem Gelöbnis, nach dem Maß unsrer Kräfte und Einsichten an den Werken des Neubaus teilzunehmen.

2

Es gibt aber eine marxistische Art, die Ursachen geschichtlicher Umwälzungen zu verstehen und ihre persönlichen Faktoren als Gelegenheitsursachen in den Hintergrund zu schieben: dann ergibt sich ein wesentlich anderes Bild. Mit dem deutschen Menschenüberfluß auf knappem, kargem Boden begann, bei dem absoluten Mangel an kolonialem Siedlungsland, der mächtige Abstrom besitzloser Arbeitskräfte in die Städte und hob die Ära des sogenannten Finanzkapitals und des Hochkapitalismus an, begleitet von der Produktion von Massenexportgütern für den Weltmarkt. Wir wissen, wie empfindlich dadurch auch macht- und sozial-

politisch unser Dasein wurde, und wie stark die Gefahr einer Erschütterung unserer Industriegrundlagen von Einsichtigen empfunden wurde. Den kläglichen Dilettanten und Gernegroßen an der Spitze unsres bisherigen Staates waren diese Zusammenhänge unklar, sie haben ihre einzige Aufgabe nicht erkannt, die nur sein konnte, sich in den einmal gegebenen weltwirtschaftlichen Rahmen und in die von den früher geborenen Imperialisten des Planeten beherrschte Staatengesellschaft einzuordnen und vorsichtig auf die Gelegenheiten der Arbeitsbeteiligung zu warten. Statt dessen drohten sie, drängten sie, schwankten sie und gerieten in den Engpaß, der zum Zusammenbruch geführt hat. Um der Erhaltung eines sterbenden Staates willen, der übernational hieß, in Wahrheit aber antinational war und den nationalen Strom der Bewegung durch die bekannten Habsburgereien wegregieren wollte, wurde unsre Gegenwart verspielt und alles vorbereitet, um unsre Zukunft zu verpfänden.

3

Konnte unter solchen Umständen die Regierung des Prinzen Max von Baden und seines Vizekanzlers Payer die Lawine aufhalten, die sich auf uns zuwälzte? Wir hofften und hatten das Wort ‚Vertrauen' auf den Lippen, nicht im Herzen. Ein Prinz als Kanzler, ein nicht sonderlich begabter süddeutscher Kleinbürger, der die politische Fahne allerhand Mittelstandsbarden vorantrug, sie wirkten fast als lächerlicher Anachronismus. Ihre Worte, die Waffen hätten sein sollen, waren tote Schälle, und ihre ‚Taten' rührten an die Tatsachen nicht heran, die zu bewegen, zu ordnen, zu gestalten waren. Die Behandlung der Kaiserfrage war eine witzlose Farce, und die Methode, nach der sie den nationalen Willen zu bilden unternahmen, war auf den Gedankenlosigkeiten überlebter Routine aufgebaut. Kein werbendes Programm, keine Fahne, kein festes Zupacken, ein laues kompromißlerisches Lavieren und Sichtreibenlassen vom radikalen Strom, im Busen blasse Ängste und Bangigkeiten vor den sich ankündigenden Ungemütlichkeiten der neuen Zeit: so stirbt in der Tat ein gesellschaftliches und politisches System, das sich überlebt hat. Der politische deutsche Liberalismus konnte nur so sterben, nur so versinken: mumienhaft, vergreist, unlebendig, lange bevor der Leichenbeschauer sein Hinscheiden bescheinigen durfte.

4

Viktor Adler, der Organisator der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie, ist nicht mehr. Er war seit langer Zeit leidend, der Leib siechte langsam aber merklich hin, aus einer kräftigen Physis löste sich ein Steinchen nach dem andern, und als das graue Kriegselend durch Europa zu schleichen begann und sich mit besonderer Heftigkeit in der

engeren Heimat dieses Mannes einnistete, da legte sich auf den sonst so regen, so gütigen, so hell durchleuchteten Geist der Schatten des Todes. Im vorigen Jahre begegnete ich ihm in Stockholm, wo dieser ehrlichste, besonnenste, der Schwarmgeisterei unverantwortlicher Hohlköpfe tief abgeneigte Mann die menschliche Seite des Sozialismus zum Siege führen und die geborstene Internationale zu neuem Leben erwecken wollte. Ach, wie war er da so skeptisch, wie traurig klangen seine Bemerkungen über den Bankrott der Vernunftkräfte, die doch dem Menschen gegeben seien, die Hemmungen der Gier, der Grausamkeit, der Triebhaftigkeit einzuschränken und den Weg zum Ausgleich und zur Harmonisierung zu finden. In Stockholm versuchte er, zwischen den Unabhängigen und den Mehrheitssozialisten Brücken zu schlagen; er erkannte das Recht jedes der beiden Standpunkte an, sah aber die Verpflichtung zur Einigkeit und zu gemeinsamer Wirksamkeit. Von beiden Seiten wurden ja dort oben greuliche Fehler begangen. Die Mehrheitssozialisten lehnten, damals noch von der augenblicklichen militärischen Kriegslage geblendet und sich leider auch politisch ihr anpassend, die Erörterung der elsaß-lothringischen Frage ab, sie betrachteten also eine der Ursachen der europäischen Krankheit als nicht vorhanden, wie sie überhaupt eine doktrinäre Steifheit und Unelastizität bekundeten, die für den Fall militärischer Mißerfolge Schlimmstes befürchten ließ. Im Sommer 1917 war diese Haltung nicht mehr erlaubt. Gesprächsweise versuchte ich, nach dieser Richtung hin, einzuwirken, und ich hoffte auf die Autorität und die glänzende Dialektik Adlers. Auf der anderen Seite fand ich bei Haase und selbstverständlich auch bei Bernstein eine sichere und, wie sich gezeigt hat, unendlich zutreffendere Abschätzung der materiellen und geistigen Kräfte, die hinter den zwei Koalitionen standen; vor allem aber erkannten sie in dem Mangel einer werbenden Fahne auf unserer Seite, in der Rückständigkeit unseres ganzen politischen Systems also, und in der unerträglichen Zeitwidrigkeit des Kaiserismus die tiefste Ursache unserer Schwäche und die Wegbahner unseres Zusammenbruchs. Diesen Teil ihrer Anschauungen habe ich stets bejaht und nach dem Ausmaß meiner Kräfte vertreten, nur ließ ich mir gewisse wichtige Tatsachen nicht verdunkeln; ich wußte zum Beispiel, wie stark die vielen unechten und die paar wahrhaftigen Sozialisten auf der andren Seite ihren imperialistischen Regierungen verknechtet waren, und welches Maß kapitalistischer Gier und nationalistischer Rachsucht sich drüben hinter der humanen Maske verbarg. Das wollten wieder die Unabhängigen nicht zugeben, sie glaubten an die Kraft und den Einfluß der sozialistischen Brudergefühle in den Weststaaten. Inzwischen aber raste der Vampyr durch die europäischen Länder, Leben vernichtend und Hoffnungen abtötend. Ich hatte die Empfindung, indem ich

mit Adler sprach, daß er diesen Standpunkt teilte; er glaubte auch zu sehen, daß persönliche Animositäten und Verbitterungen, die der Sache nicht dienten und die Aussöhnung verhinderten, an der Spaltung der großen deutschen Sozialistenpartei ihren Anteil hatten. Seine Stockholmer Mission gab er darum verloren, wenn er auch aus Pflicht die zwecklose Arbeit lange noch fortsetzte. Mit einem Koffer voll — erwarteter Enttäuschungen und welk gewordener Ideale zog er, den Abschied vom Leben im Auge und auf den Lippen, heimwärts, ins österreichische Chaos.

Was er seitdem getan und gewirkt hat, weiß man. Nun, da über Hals und Kopf die Auflösung des großen südöstlichen Kaiserreiches sich bewerkstelligte, ganz automatisch und als Folge der unhaltbar gewordenen Verfassungsgrundlagen, die kurzsichtige Staatsmannschaft mit dem Provisorium des österreichisch-ungarischen Dualismus geschaffen hatten, nun hatten Adler und seine Gefolgschaft nur das eine Ziel: die Loslösung seiner Deutschösterreicher aus dem Bündel neuer Nationalstaaten energisch und vorsichtig durchzuführen, möglichst ohne zweckmäßige wirtschaftliche Zusammenhänge zu zerreißen. Die deutsch-bürgerliche Gesellschaft unter seinen Sprachgenossen wirkte bei diesem Prozeß zuerst als Hemmschuh. Sie war politisch entartet; durch engen Klerikalismus oder blinden Nationalismus hatte sie sich um alle Sehkraft gebracht. Den weltgeschichtlich unaufhaltsamen Drang, Staat und Nation und Volk in eines zu setzen, glaubten diese ewigen Provinzialen teils durch dynastischen Patriotismus, teils durch den übersteigerten Nationalismus der Schwäche aufhalten zu können. Aber Adler war auch hier mit der Entwicklung im Bunde. Er nahm früh das Selbstbestimmungsrecht auch für seine Volksgenossen in Anspruch und führte so Deutschösterreich der Republik und ... dem Deutschen Reiche zu. Sein Werk, das mit der Erziehung des Proletariats und der Zusammenfassung ihrer materiellen und geistigen Kräfte begonnen hatte, hatte damit seinen Gipfel und sein Ende erreicht; und als der Tag sichtbar geworden war, schloß sich sein gütiges Auge für immer.

Dieses ganze Leben ruhte auf zwei sicheren Pfeilern, auf dem des Humanismus und dem des Sozialismus. Unter den Merkmalen der Demokratie, die doch nur die Form für menschliche Inhalte abgeben kann und soll, hob er immer wieder die Freiheit hervor, das heißt die Notwendigkeit, Sicherungen zu schaffen gegen jede Art von Vergewaltigung und Terror, sie komme von oben oder von unten. Das Vermächtnis dieses Freiheitsanbeters sollen wir pflegen. Wer den eben begründeten freien deutschen Volksstaat, dessen Umrisse sich ja erst gegen das Dunkel unserer auf Abbruch befindlichen Existenz abheben, Führer und Förderer sein will, trage dieses Vermächtnis treu im Herzen.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

